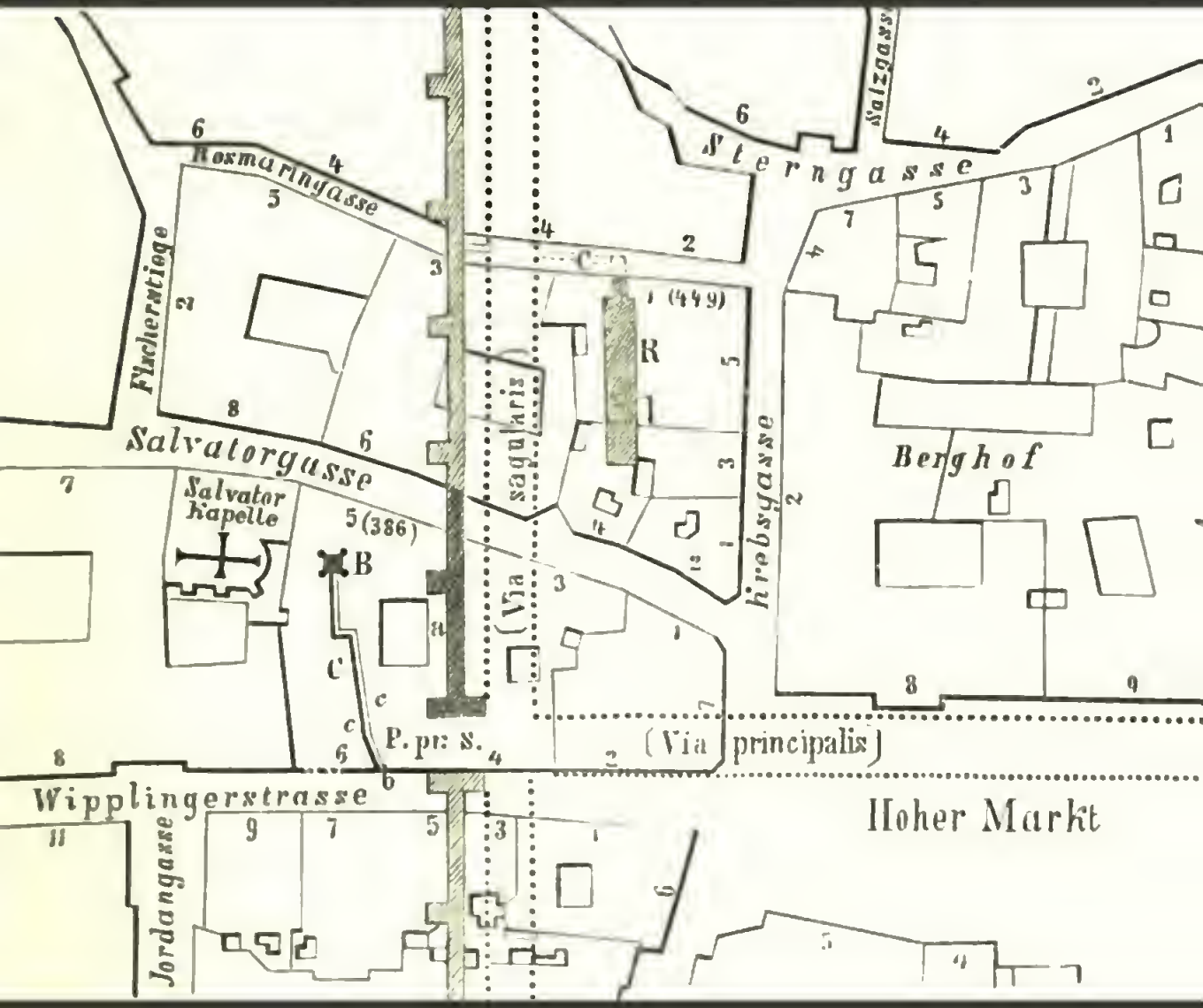


Alt und neu Wien

Karl Eduard Schimmer, Moriz Bermann

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Alt und Neu Wien.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Digitized by Google

Alt und Neu Wien

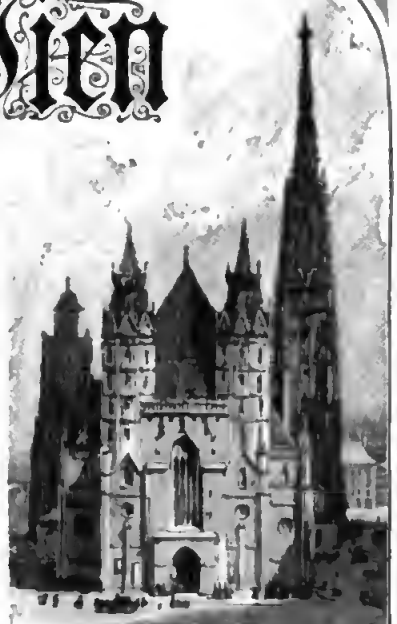
Geschichte
der österreichischen Kaiserstadt.

Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage
des gleichnamigen Werkes von Moriz Bermann
von

K. E. Schimmer.

In zwei Bänden.

Erster Band.



A. HARTLEBEN'S VERLAG.

Alt und Neu Wien.

Geschichte der österreichischen Kaiserstadt.

Von

Karl Eduard Schimmer.

Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage.

Mit über 500 Illustrationen, Ansichten, Porträten und Plänen.

Erster Band.

Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1904.

DB 847
S3
1904
v. 1.

Alle Rechte, insbesondere auch das Übersetzungsrecht vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Seite

Vorrede 3

Erstes Buch.

Vorgeschichte Wiens bis zur Römerherrschaft.

Der Boden von Wien 5
Der vorgeschichtliche Mensch im Wiener-Becken 11
Die Keltenzeit 15

Zweites Buch.

Wien im Altertum.

Unterwerfung der Kelten durch die Römer 28
Römische Befestigungen und Straßenanlagen in Noricum 31
Das römische Standlager Vindobona . 35
Die militärische Geschichte Vindobonas 45
Bürgerliches und kulturelles Leben in Vindobona 47
Kaiser Marc Aurel und der Markomannenkrieg 54
Verfall und Ende der römischen Herrschaft 58
Die Einführung des Christentums und der Apostel Norienms, St. Severin 66

Drittes Buch.

Wien im Mittelalter vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert.

Erster Anschluß an das Deutsche Reich 80
Das Auftreten der Magyaren in der Ostmark 86
Die Burgen in der Umgebung von Wien 89
Die Zeit der ersten Babenberger . . 93
Markgraf Leopold III., der Heilige . . 107
Herzog Heinrich II. Jasomirgott . . . 121
Die Entwicklung von Wien in der Mitte des zwölften Jahrhunderts . . . 130
Herzog Leopold V., der Tugendhafte . 139
Die österreichischen Minnesänger . . . 150
Die zweite Vergrößerung von Wien gegen Ende des zwölften Jahrhunderts 156

Seite

Herzog Leopold VI., der Glorreiche . 157
Das Leopoldinische Stadtrecht . . . 171
Die kirchlichen Stiftungen und Bauten Leopold VI. und die dritte Vergrößerung der Stadt 180
Herzog Friedrich II., der Streitbare . 191
Die herrenlose Zeit 223
Die Regierung Premysl Ottokar II. . 228
Wien unter Premysl Ottokar II. . . 238
Ottokar II. und Rudolf von Habsburg 243

Viertes Buch.

Wien im Mittelalter, vierzehntes und fünfzehntes Jahrhundert.

Der erste Herrscher aus dem Hause Habsburg, Herzog Albrecht I. . . 264
Herzog Friedrich der Schöne und seine Brüder 277
Herzog Albrecht II., der Weise . . . 288
Herzog Otto der Fröhliche, Volksleben und Volkssitten zu seiner Zeit . 294
Die letzten Regierungsjahre Herzog Albrecht II. 303
Herzog Rudolf IV., der Stifter . . . 318
Stadtverwaltung, Handel und Gewerbe unter Herzog Rudolf IV. . . . 326
Die Gründung der Wiener Universität 331
Die Herzoge Albrecht III. und Leopold III. 342
Die leichtfertigen Frauen und die Frauenhäuser im Mittelalter . . 349
Herzog Albrecht IV. 354
Die Vormundschaftsregierung und der Bürgerkrieg 365
Herzog Albrecht V. 375
Die Verfolgung und Austreibung der Juden im Jahre 1421 379
Herzog Albrecht V. Wirken für Wien 383
Herzog Albrecht V. als König und Kaiser 392
Die bauliche Entwicklung Wiens von Ottokar II. bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 398
Die Verwaltung Wiens im fünfzehnten Jahrhundert 418
Das städtische Kriegswesen Wiens bis zum fünfzehnten Jahrhundert . . 430

Seite

Die Vormundschaftsregierung Kaiser Friedrich III. 438
Wien unter der Vormundschaftsregierung Friedrich III. 448
König Ladislaus, der letzte Sprosse des Hauptstammes der Habsburger . 460
Die zweite Regierungszeit Kaiser Friedrich III. 468
König Mathias Corvinus in Wien . 498
Die Regierung Kaiser Maximilian I. . 500
Die geistige Kultur in Wien am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts . . 510
Bauliche Entwicklung und bürgerliche Verhältnisse Wiens um das Jahr 1500 523

Fünftes Buch.

Wien im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege.

Die Auflehnung gegen das Testament Maximilian I. 537
Die Anfänge der religiösen Bewegung in Wien 549

Seite

Die erste türkische Invasion in Österreich 1529 554
Die bauliche Entwicklung Wiens unter Ferdinand I. und die Befestigungen 578
Plätze, Straßen und Baulichkeiten Wiens um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts 594
Die innere Verwaltung Wiens unter Ferdinand I. 611
Die Lobsprüche auf Wien 633
Die letzten Regierungsjahre Ferdinand I. 638
Kaiser Maximilian II. 648
Wien am Ende des sechzehnten Jahrhunderts 659
Die Gärten und öffentlichen Anlagen von Wien 665
Die Regierungszeit Kaiser Rudolf II. . 673
Die Regierungszeit des Kaisers Mathias 684
Die Regierungszeit Kaiser Ferdinand II. 693
Die Regierungszeit Kaiser Ferdinand III. 709
Lokalzustände Wiens um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts . . . 719

Verzeichnis der ganzseitigen Illustrationen im ersten Band.

		Seite
1.	Vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung Wiens. Hallstatt-Periode	15
2.	Marc Aurels feierliche Bestattung	58
3.	Auszug der römischen Provinzialen mit Severins Leiche aus Noricum	70
4.	Herzog Heinrich Jasomirgott beim Bau der Stephanskirche	125
5.	Der Minnehof Herzog Leopold VI., des Glorreichen	160
6.	Verleihung des Stadtrechtes durch Herzog Leopold VI.	176
7.	Turnier am Hofe Friedrich II., des Streitbaren	196
8.	Vermählung des Prinzen Bela von Ungarn mit Kunigunde von Böhmen bei Wien	232
9.	Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokar II.	257
10.	Das Veilchenfest am Hofe Herzog Otto des Fröhlichen	296
11.	Der „schwarze Tod" in Wien 1349	308
12.	Herzog Rudolf IV., der Stifter, besucht den Neubau der Stephanskirche	320
13.	Empfang Herzog Albrecht V. in Wien	374
14.	Der Studententumult von 1451 .	455
15.	Einzug des Königs Mathias Corvinus in Wien	498
16.	Ansicht von Wien um 1483. . .	540
17.	Niklas Salm wird 1529 bei Abwehr des letzten türkischen Sturmes tödlich verwundet	567
18.	Das Kärntnerviertel während der Belagerung von 1529 (doppelseitig)	568—569
19.	Der erste Elefant in Wien . . .	644
20.	König Mathias am „schönen Brunnen"	670
21.	Die protestantischen Stände bei Ferdinand II.	695
22.	Einmarsch des Dragonerregimentes Nr. 8 in die Hofburg	696
23.	Vogelperspektiv-Ansicht Wiens von 1609	708

Alt und Neu Wien.

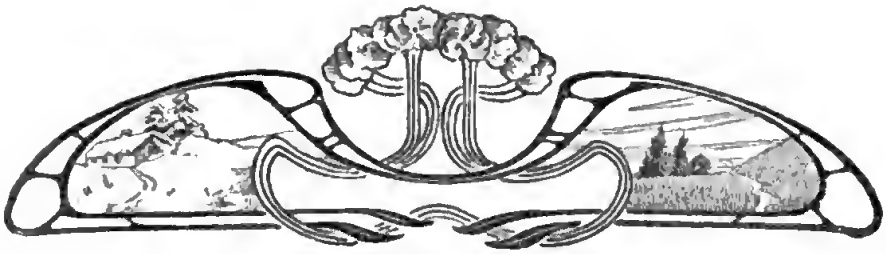
Erster Band.

Digitized by Google

Alt und Neu Wien.

Erster Band.

Digitized by Google



Vorrede.

Tief im Herzen jedes Menschen wurzelt die Liebe zur Heimat, zu der Scholle, auf welcher er geboren ist und die Leiden und Freuden eines wechselvollen Lebens erfährt. Dieses Gefühl hat seinen Ursprung im engbegrenzten Kreis von Haus und Familie und weitet sich dem größeren Gemeinwesen gegenüber, dem man angehört, zur kräftigen und tatenfrohen Anhänglichkeit an das Vaterland aus, dem der Tüchtige mit aller Kraft zu dienen bereit ist, sei es nun im friedlichen Schaffen auf allen Gebieten der Kultur oder in mannhafter Abwehr in den Tagen der Gefahr.

Aber auch von der Liebe zur Heimat gilt das Dichterwort vom „dreifachen Schritt der Zeit". Mit vielfachen Ansprüchen tritt die Gegenwart an jeden Einzelnen heran, der den Anforderungen des Tages zu entsprechen, zugleich aber vorschauend und vorbauend für die Zukunft zu sorgen hat. Die Vergangenheit aber zeigt uns das Entstehen und die Entwicklung des Gemeinwesens, dem wir angehören, dessen unversiegbare Lebenskraft sich auch in stürmischen Zeiten bewährte und es von den Anfängen der Kultur bis zur Gegenwart zum Hort eines tüchtigen schaffensfrohen Volkes machte.

Wie kaum in einem zweiten Falle trifft dies bei der Geschichte von Wien zu. Durch die natürliche Lage an der Grenzscheide östlicher und westlicher Kultur war diese Stadt zu einer weltgeschichtlichen Rolle berufen, die sie wiederholt auf eine stolze Höhe der Entwicklung hob, aber auch mit großen Gefahren umgab. Mehr als einmal entschied sich vor den Mauern Wiens das Schicksal von Europa, dessen Blicke bang auf die Stadt gerichtet waren, die den Kampf um die Freiheit und Kultur des Erdteiles zu führen hatte und ihn siegreich bestand. Durch die Macht der natürlichen Verhältnisse weitet sich die Geschichte Wiens mit dessen steigender Bedeutung fast zu einer Geschichte des österreichischen Staates aus und kein wesentlicher Zug der allgemeinen politischen oder kulturellen Entwicklung läßt seine Spur im Werdegang der Kaiserstadt an der Donau vermissen.

Ein möglichst umfassendes Bild desselben zu geben, ist der Zweck des nun in vollständiger Neubearbeitung erscheinenden Werkes **„Alt und Neu Wien"**, das schon in seiner ursprünglichen Form mit Beifall aufgenommen wurde. Seit

dessen Erscheinen war aber die lokalgeschichtliche Forschung unablässig tätig. Neue Gesichtspunkte wurden gewonnen, als beglaubigt geltende Tatsachen in ihrer Begründung erschüttert, Irrtümer berichtigt, die Schätze der Archive und die steinernen Zeugen ferner Vorzeit im Erdboden an das Licht gezogen. Alle die reichen Ergebnisse dieses emsigen Forscherfleißes sind aber zum Teil in einzelnen Fachschriften zerstreut und aus mehr als einem Grunde dem großen Lesepublikum nicht zugänglich. Auch dieses hat aber ein gutes Recht zu verlangen, daß ihm die Resultate historischer Forschung in jener Form geboten werden, wie es seinem Bedürfnis und seinem Geschmack entspricht. Die Zeit, in welcher irgend ein Wissenszweig das Geheimgut eines kleinen Kreises von Fachgelehrten war, ist endgültig vorüber. In erster Linie gilt das aber von der Geschichte. Die Allgemeinheit, welche berufen ist, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu beeinflussen, hat das Recht, ja die Pflicht, die Vergangenheit ganz und ungeschminkt kennen zu lernen und Lehren für Gegenwart und Zukunft daraus zu ziehen. Wenn ihr dies in einer allgemein ansprechenden Form möglich gemacht wird, die von streng fachlichen Büchern nicht zu fordern ist, so darf es gewiß als ein verdienstlicher Versuch bezeichnet werden. Das lautere Gold wissenschaftlicher Forschung wird dadurch nur so ausgemünzt und in Umlauf gebracht, wie das Bedürfnis der Zeit und des Volkes es verlangt. Diesem Gesichtspunkt entspricht es auch, wenn neben dem Gang der geschichtlichen Geschehnisse stets der räumlichen Entwicklung Wiens, der städtischen Verwaltung, dem Kultur- und Volksleben der Kaiserstadt besonderes Augenmerk geschenkt wird. Schließlich ist gewiß in einer Zeit, welche es liebt, alle Dinge vom einseitigen Standpunkt einer bestimmten Meinung anzusehen, die Hinweisung nicht überflüssig, daß bei der Beurteilung von Tatsachen und Personen volle Sachlichkeit gewahrt und jede parteimäßige Voreingenommenheit gemieden wurde.

Im Jahre 1903 feiert die Firma A. Hartleben den hundertjährigen Bestand als Verlags-Buchhandlung — gewiß ein seltener Anlaß, dessen sie sich in dem Bewußtsein freuen darf, ihr bescheidenes Schärflein zu dem Erblühen des geistigen Lebens in Wien während dieser vielfach bewegten Periode beigetragen zu haben. Stets war es eine konsequent festgehaltene Richtung der Verlagstätigkeit der Firma, den Bedürfnissen der großen Lesewelt nachzukommen und die Ergebnisse exakter wissenschaftlicher Tätigkeit dem großen Strom des allgemeinen geistigen und praktischen Lebens zuzuführen. Dieser Tendenz entspricht auch das vorliegende Werk, das die Verlagsfirma A. Hartleben in seiner neuen, in jeder Beziehung ausgestalteten Form der Stadt Wien als Dankesgabe für die durch ein Jahrhundert gewährte Gastfreundschaft widmet.

Karl Eduard Schlimmer.

I. Buch.

Die Vorgeschichte Wiens bis zur Römer-Herrschaft.

Der Boden von Wien.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst moderner Geschichtsforschung, daß sie diese Wissenschaft auf der Grundlage der natürlichen Verhältnisse aufzubauen sucht. Der Mensch selbst und seine Entwicklung in Volkstum und Staat, die Kultur- und Verkehrszustände werden zuerst und am meisten beeinflußt durch den Boden, dem sie entstammen. Die geographischen und geologischen Verhältnisse, das Klima, die Gebirgsgliederung und die Wasserläufe — kurz, die Gesamtheit aller natürlichen Bedingungen wirkt vom Anfang ältester Geschichte bestimmend auf den Entwicklungsgang ein und sie hat ihre Bedeutung bis auf die neueste Zeit nicht verloren.

Wenn die moderne Geschichtswissenschaft weit zurückgreift bis in die Urzeit, so kehrt sie — freilich mit viel mehr innerer Berechtigung — zu der naiven Methode der mittelalterlichen Chroniken zurück, die ihre Darstellung meist fein gründlich mit der Erschaffung der Welt begannen. In gewissem Sinne ist dies auch das Vorgehen modernster Geschichtsschreibung, die weit zurückgreift bis in die fernste Vorzeit, um das Entstehen der Bodengestaltung und deren Veränderungen festzustellen und daraus die schrittweise Entwicklung der Bewohner, die Kulturfortschritte und die Rolle, welche dem Land und Volk zufiel, abzuleiten.

Für die Richtigkeit dieser Methode vermag aber kaum ein zweites so treffendes Beispiel angeführt zu werden, als eben Wien. Nicht leicht ist bei einer zweiten Weltstadt eine so eigentümliche geographische Lage nachzuweisen, durch welche die der Stadt zufallende geschichtliche Rolle von allem Anbeginn in scharfen Linien vorgezeichnet war. Wien ist nicht bloß durch menschliche Tätigkeit entstanden, wie die meisten anderen Städte. Die ersten Ansiedlungen fleißiger Menschen reihten sich hier nicht um einen stolzen Herrensitz oder um eine kirchliche Stiftung — nicht der Zufall eines Burgbaues oder eine fürstliche Laune gaben den Anstoß zum Entstehen von Wien. Nein! Die Natur selbst wies mit gebieterischem Finger auf diese Stelle, aus deren eigener Be-

deutung heraus entwickelte sich hier ein blühendes Gemeinwesen und so oft es auch in Trümmer zu sinken drohte — denn die Vorteile der Lage bargen auch Gefahren — immer wieder hob es sich zu neuer Blüte und Bedeutung.

Ein Blick auf die geographische Lage Wiens wird deren Wichtigkeit klar machen. Europa wird durch einen mächtigen Gebirgszug, der sich vom Mittelmeer bis fast zum Pontus erstreckt, in eine nordwestliche und südöstliche Hälfte geteilt. Es sind dies die Alpen und die Karpathen, die wir gewohnt sind, geographisch als zwei besondere Gebirgssysteme zu betrachten, die aber vor Hunderttausenden Jahren, wie die Geologie beweist, eine große ununterbrochene Scheidewand zwischen dem Nordwesten und Südosten Europas bildeten. Die Gleichartigkeit der Gesteinsarten nach Beschaffenheit und Lagerung läßt keinen Zweifel darüber, daß die Alpen und Karpathen der gleichen geologischen Einheit angehören, daß sie von den gleich wirkenden Naturkräften gebildet wurden.

Diese Mauer von Urgesteinsbergen hat aber durch eine gewaltige Erdkatastrophe eine Lücke erhalten, ein Tor, durch welches der Verkehr von Ost und West ermöglicht wurde und ein großer Strom die an den Nordabhängen der Alpen gesammelten Wässer nach Südosten führt. An dieser einen Durchbruchsstelle, die den Knotenpunkt einer wahren Völkerstraße bildete, mußte eine mächtige Stadt entstehen, welcher die Rolle der Vermittlerin zwischen Ost und West im kulturellen und Güterverkehr von selbst zufiel, ja von der natürlichen Lage gleich einem Gesetz vorgeschrieben war. In allen Phasen der wechselvollen Geschichte Wiens werden wir die Wirkungen dieses Gesetzes verfolgen können. Hier verteidigten die Römer die Grenzen ihres Weltreiches gegen die andringenden „Barbaren" und als es in Trümmer sank, zogen die Menschenwogen der Völkerwanderung zum großen Teil über Wien weg. Die Tatkraft und Einsicht deutscher Kaiser schuf hier eine Grenzmark gegen die avarische Überflutung und als sich später in jahrhundertelangem Ringen das Osmanentum drohend gegen die westliche Kultur wendete, war es Wien, die „Vormauer des christlichen Abendlandes", an der sich wiederholt ihr Ansturm brach. Und als Mittelpunkt eines vielgestaltigen machtvollen Reiches fällt Wien noch immer die schöne, wenn auch nicht immer dankbare Rolle zu, die hochentwickelte Kultur des westlichen Europas den östlichen Nachbarn zu vermitteln.

Nach der üblichen topographischen Bezeichnung liegt Wien an den nördlichen Abhängen der Kalkalpen. In geologischer Beziehung trifft dies aber nicht zu, sondern diese Wissenschaft belehrt uns, daß Wien eigentlich mitten in den Alpen selbst, und zwar an jener Stelle liegt, wo durch einen ungeheueren Zusammenbruch die Verbindung zwischen den Alpen und Karpathen zerrissen wurde. Man schreibt dieses gewaltige Naturereignis der ungleichartigen Zusammenziehung zu, welche die Abkühlung des Urgesteins durch Ausstrahlung in den Weltenraum verursachte. Durch diese Faltungen der Erdrinde entstanden die Gebirgszüge, aber auch Hohlräume im Inneren. Der Druck von oben, die Pressungen von den Seiten führten dann zu solchen Einstürzen, durch welche die wichtigsten Grundzüge im „Antlitz der Erde" gebildet wurden. Ein solcher Einsturz also — ein Ereignis von so überwältigender Furchtbarkeit, daß alle Vorstellungen erlahmen — war es, der vor vielen Jahrtausenden die große Lücke in den einheitlichen Gebirgszug der Alpen und Karpathen riß und die natürlichen Bedingungen schuf, durch welche der Donau ihr Lauf, der Stadt Wien aber ihre geschichtliche Bedeutung zugewiesen wurde.

Die Katastrophe erfolgte in jener geologischen Zeit, welche von der Wissenschaft als mittlere Tertiärzeit zusammengefaßt wird. Das Meer, welches damals den größeren Teil des heutigen Mitteleuropa bedeckte, brach durch die

entstandene Lücke im Gebirgszug in die neugebildete Tiefe, einen neuen Meeresteil schaffend, dessen Spuren sich an den Rändern des Einsturzterrains in einer Höhe von 300 bis 330 Metern über dem heutigen Niveau des Mittelmeeres verfolgen lassen. Auf Grund dieser Höhenbestimmungen läßt sich berechnen, daß die Wogen des Tertiärmeeres etwa 100 Meter über dem Niveau der jetzigen Stefansturmspitze rollten.

Nach und nach veränderten sich die natürlichen Verhältnisse des Einsturzterrains dadurch, daß sich dieses durch Ablagerungen des Tertiärmeeres und durch Hebungen des Bodens ausfüllte. Die Geologie unterscheidet hierbei drei große Schichten, jene, welche mit dem Tertiärmeer selbst zusammenhängen, die sogenannten diluvialen Schichtungen und das Alluvium, die jüngsten Anschwemmungen. Die merklichen Unterschiede, welche bezüglich der fossilen Überreste der eigentlichen Tertiärbildungen bestehen, nötigten zur Teilung in drei Unterklassen, deren Ablagerungen von den hydrographischen Verhältnissen dieser Urzeit beeinflußt waren. Solange das Wiener Becken nur von salzigem Meerwasser erfüllt war, bildeten sich die marinen Schichten. In einer Periode, die nach Jahrhunderten, vielleicht nach Jahrtausenden zählte, hob sich aber das Niveau so, daß der Wasserspiegel kleiner wurde und der Zufluß von Süßwasser aus Flüssen und Bächen erfolgte. Hierdurch bildete sich gemischtes, sogenanntes „brackiges" Wasser, nach dem auch die aus dieser Bildungszeit stammenden Erdschichten benannt werden. Neue Erhebungen der Gebirgsränder schlossen endlich den Meereszufluß ganz aus und es entstand aus dem Meeresbecken ein großer Binnensee, der nur mehr Süßwasser enthielt, das den Gesteinsablagerungen den Namen gab. Mineralogisch ist in Bezug auf alle drei Tertiärschichten nur ein sehr geringer Unterschied; sie bestehen so ziemlich aus den gleichen Bestandteilen und Schichtungen, aus Sand, Geschieben und großen Tegelmassen, von welchen die ersteren und letzteren als gesuchte Baumaterialien von besonderer Bedeutung sind. Der Unterschied zwischen den drei Tertiärschichten tritt nur in den Resten der fossilen Pflanzen und Tiere hervor, je nachdem diese in ihrer Existenz an salziges oder süßes Wasser gebunden waren.

Die marinen Schichten enthalten fast nur Organismen, die auch heute noch in gleichen oder doch sehr ähnlichen Arten das Meer bewohnen; es sind dies Konchylien (Schnecken), Korallen u. s. w. Aus massenhaft vorkommenden Schaltieren und kalkabsondernden Meeresalgen bildeten sich jene in den marinen Schichten des Wiener Beckens öfter vorkommenden Kalksteinflötze, welche gleichfalls geschätzte Baumaterialien liefern.

In den brackischen Schichten der Tertiärbildungen verschwinden alle Meeresorganismen, welche des reinen Salzwassers bedürfen, dagegen treten gewisse kleine Schnecken, namentlich die Cerithien, so massenhaft auf, daß sie der von ihnen gebildeten Gesteinsart, die besonders am Alsrücken und der Türkenschanze vorkommt, den Namen Cerithienkalk verschafft haben. Aber es finden sich in den brackischen Ablagerungen auch reine Meertiere, wie Gastropoden (Kopffüßler), Schildkröten (Tryonix Vindobonensis, Lippenschildkröte), Seesterne, Seehunde, Delphine u. s. w.; von letzteren wurden zwei vollständige Skelette einer ausgestorbenen Art im Tegel von Nußdorf gefunden; Skeletteile einer Sirenen-(Seekuh-)Art Halitherium fand man in den Ottakringer Sandschichten. Von letzterem Meerbewohner bewahrt die paläontologische Sammlung der geologischen Reichsanstalt ein besonders schönes, bei Hainburg gefundenes Skelett. Ob die hie und da in brackischen und auch marinen Schichten vorkommenden Säugetierreste, wo es sich um größere Landbewohner handelt, wirklich aus diesen Perioden stammen oder in diese Schichten später angeschwemmt wurden, ist nicht sicher zu entscheiden. Jedoch fand man im Cerithienkalk der Türkenschanze den Schädel einer Rhinocerosart und Backenzähne des Mastodons.

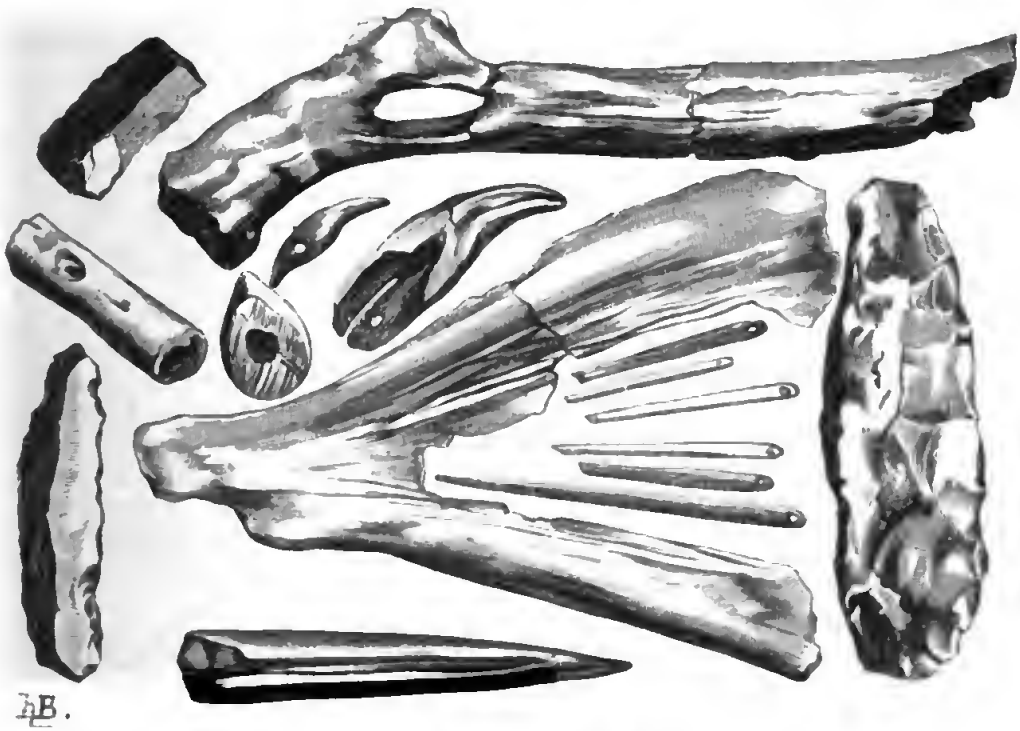
Die tertiäre Süßwasserschicht besteht aus blauem Tegel und dem für die Bodengestaltung Wiens besonders wichtigen und oft sehr mächtig auftretenden Schotter, der aus Flußgeschiebe und Sand besteht und nach einem Hauptort seines Vorkommens Belvedereschotter genannt wird. Der Tegel zeigt den Charakter einer Ablagerung aus Binnenseen, der Schotter ist durch die Wirksamkeit fließender Gewässer entstanden. Die fossile Tierwelt dieser geologischen Schicht besteht nur aus Süßwassertieren und Vierfüßern, von welchen einige den heutigen Dickhäutern verwandt sind, andere aber durch riesige Gestalt und abenteuerliche Form merkwürdig sind. Auch einzelne Arten von Einhufern kommen schon vor und den Schotterschichten entstammt eine eigentümliche Schweineart.

Besonders massenhaft kommen in den tertiären Süßwasserschichten winzige Schneckenarten vor, so daß eine in starken Lagen auftretende Tegelart darnach

Fossile Knochen aus dem Wiener Becken. (S. 9.)

„Congerientegel" benannt wird. Diesen winzigen Lebewesen stehen in den gleichzeitigen Vierfüßern gewaltige Kolosse gegenüber, deren Knochenreste in den Schotterschichten des Wiener Bodens und seiner Umgebung ziemlich häufig vorkommen. Hierher gehört das Mastodon longirostris, eine Elefantenart mit vier Stoßzähnen, von welchen die längeren im Ober-, die kürzeren im Unterkiefer saßen, das Dinotherium giganteum oder Schreckenstier, ein plumpes Ungeheuer, halb Flußpferd, halb Elefant, mit rückwärts gebogenen Zähnen im Unterkiefer, die wohl zum Ausgraben von Wurzeln und Schlammpflanzen dienten. Überreste dieses nach Abstammung und Lebensweise ganz rätselhaften Tieres fand man im Schottergrund von Matzleinsdorf, bei Baden und an anderen Orten Niederösterreichs. Dieser Zeitperiode gehörte auch das Mammut (Elephas primigenius) an, in dem man den Stammvater des noch jetzt existierenden Elefanten erkennen will. Es erreichte eine Höhe von vier Metern und an die Auffindung seiner Knochen knüpften sich in früheren Jahrhunderten, wo die Naturwissenschaften noch wenig entwickelt waren, von einer vergleichenden Palä-

ontologie (Kenntnis der alten Tierwelt) aber noch gar keine Rede sein konnte, abenteuerliche Sagen von ausgestorbenen Riesengeschlechtern. Der in vieler Beziehung verdiente Wiener Chronist Wolfgang Laz erwähnt ein Haus in Wien, „da desz Riesen Schienbein angehenket ist" und setzt bei „vnd dergleichen viel Gebäu mehr, denen entweder etwas so jenen anhenkendt oder ein anderer Zustandt jhre Namen die jhnen anfänglich gegeben worden, auff die Nachkommen gebracht hat". Der Reisende J. E. Brinkmann aus Wolfenbüttel, der sich 1729 in Wien aufhielt, erzählt in seinen lateinisch geschriebenen Reisebriefen, er habe an der Stefanskirche große Knochen hängen sehen, die man fälschlich Riesen zuschrieb. Und auch der Gelehrte Andreas Stütz, um 1790 Direktor



Vorgeschichtliche Funde aus Niederösterreich. Ältere Steinzeit. (S. 12.)

des kaiserlichen Naturalienkabinettes, erwähnt solche Knochen, „die man sonst auf dem St. Stefanskirchhof und sonst noch als Riesenüberbleibsel vorzeigte". Der an der Stefanskirche aufgehängt gewesene Knochen dürfte identisch sein mit dem jetzt in dem paläontologischen Universitätsmuseum aufbewahrten Schenkelknochen eines Mammuts, den unsere Abbildung (S. 8) bringt. Er trägt auf der einen Seite die Jahreszahl 1443, auf der anderen die bekannte Buchstabendevise Kaiser Friedrich III. „AEJOU". Da ein Jahr später (1444) mit der Fundamentierung des unausgebauten Nordturms begonnen wurde, ist es sehr wahrscheinlich, daß bei der Grundaushebung dieser Knochen gefunden und als Wahrzeichen eines untergegangenen Riesengeschlechtes aufgehängt wurde, von dem, wie wir noch hören werden, phantasievolle Chronisten sogar die Abstammung Wiens herleiten wollten. Die beiden anderen Gegenstände unserer Abbildung sind ein Wirbelknochen und ein Stoßzahn des Mammut, die beide bei Zeiselberg in Niederösterreich gefunden wurden und sich jetzt in der prähistorischen Abtei-

lung des naturwissenschaftlichen Hofmuseums befinden. Alle drei Knochenüberreste sind interessant, weil sie unverkennbare Anzeichen von Bearbeitung durch Menschenhand zeigen, also einen Anhaltspunkt für das Auftreten des vorgeschichtlichen Menschen geben. Pater Fuhrmann berichtet aus dem Jahre 1728, daß man „in der Roßau allhier auf dem Thury (wahrscheinlich in den dort befindlichen Ziegeleien) ein entsetzlich groß Gebein und Kopf gefunden habe" und sieht darin, weniger unterrichtet als der oben erwähnte norddeutsche Reisende, eine Bestätigung für das Bestehen jenes Riesengeschlechtes, von dem Laz fabelte. Die beigegebene Abbildung lehrt jedoch, daß man es in diesem Falle, wie die Zähne erkennen lassen, mit fossilen Überresten des Rhinoceros tichorhinus zu tun hatte, das sich durch eine hörnerne Nasenscheidewand von den jetzt lebenden Arten unterscheidet. Charakteristisch für die Süßwasserfauna der Tertiärzeit im Wiener Becken ist auch noch das Vorkommen eines pferdeähnlichen Einhufers, des Hipparion gracile, das aber schlanker und kleiner als das spätere Pferd war und eine eigentümliche Zahnbildung zeigt.

Sowohl diese der letzten Tertiärperiode eigentümlichen Tiere, wie die Pflanzenwelt, so weit sie sich aus fossilen Überresten erkennen läßt, deutet auf ein wesentlich wärmeres Klima, als es heute in unserer Gegend herrscht. Mit der durch das reiche Wissen des Gelehrten gezügelten Phantasie des Dichters entwirft Prof. Eduard Sueß folgendes Bild der Tertiärzeit im Wiener Becken: „Immergrüne Wälder umgeben einen weiten stillen Binnensee, hie und da nur an feuchteren Stellen Raum lassend für hochaufgeschossenes Schilf, dessen Halme unter dem schweren Tritte des Nashornes oder der Herden von Mastodonten krachen."

Dem geologischen Alter nach folgen auf die Tertiärschichten die Diluvialbildungen. Sie stehen in Verbindung mit dem Verschwinden des Tertiärmeeres, durch welches große Veränderungen in den physikalischen Verhältnissen, sowie ausgedehnte Hebungen und Senkungen der Erdrinde hervorgebracht wurden. Natürlich beeinflußten diese die äußere Form und Verteilung der bisher durch das Wasser abgelagerten Schichten, die vielfach verworfen und unterbrochen wurden.

Die Veränderung der physikalischen Verhältnisse machte sich zuerst in meteorologischer Hinsicht geltend. Der fast durch ein tropisches Klima begünstigten Tertiärzeit folgte eine andere, die durch massenhafte Niederschläge und wesentlich niederere Temperatur charakterisiert wird. Weite Gebirgsstriche, die heute das blanke Urgestein zeigen oder üppig bewaldet sind, waren vollkommen vergletschert; von den südlichen Abhängen des Schneeberges und Wechsels reichten mächtige Gletscherströme in das Wiener Becken herab, ja es ist kein Zweifel, daß die rechtsseitigen Zuflüsse der Donau (Ybbs, Erlauf u. s. w.) in jener Zeit ihre Eisströme in das Tal herabsendeten und Bilder boten, wie man sie heute nur mehr in wenigen Hochtälern des Tiroler Alpengebietes findet.

Natürlich blieb dieser Umschwung des physikalischen Zustandes nicht ohne tiefen Einfluß auf die organischen Bildungen. Fast die ganze Vegetation wurde vernichtet oder umgestaltet, indem sie sich den veränderten Verhältnissen anpaßte; ähnlich ging es mit der Tierwelt, die teils ausstarb oder sich umwandelte und dazu kamen in unseren Gegenden andere Arten, die heute nur mehr im hohen Norden leben, wie das Renntier. Die geologischen Ablagerungen dieser Periode, die man als Diluvial- oder auch Eiszeit zusammenfaßt, bestehen aus einem meist braungelben Lehm (Löß) und Schottergeschieben, die von den Gletschern gebildet und in die Niederungen geführt wurden. Im Löß, der ältesten Diluvialbildung, befinden sich noch viele Überreste ganzer Vierfüßer, darunter jene des Mammut, von dem ja sogar im Eis des nördlichen Sibirien ganze voll-

kommen erhaltene Exemplare gefunden wurden, deren dichtes langes Wollhaar bewies, daß sich dieser Stammvater der jetzigen Dickhäuter unserer Tropengegenden den Bedingungen der Eiszeit anzupassen wußte. Daneben finden sich fossile Knochen von Raubtieren (Höhlenlöwe, Höhlenbär und Höhlenhyäne), aber es treten auch Tierformen auf, welche sich jenen unserer Zeit nähern, Hirsche, mehrere Rinderarten, Ziegen und Schweine.

Die jüngste geologische Bildung besteht aus den Alluvialschichten, die nicht mehr Produkte von Ablagerungen, sondern Anschwemmungen der Wasserläufe sind, im Wiener Becken also in erster Linie der Donau. Wenn sie auch manchmal bedeutende Veränderungen in der Terrainformation mit sich brachten, wirkten sie doch meist nur ganz lokal und bestehen durchaus aus Geschiebe.

In sehr großen Zeiträumen traten nach und nach jene geologischen und physikalischen Zustände ein, wie sie schon lange vor dem Beginn unserer Zeitgeschichte und bis heute herrschen. Nach und nach füllte sich die bei dem gewaltigen Einsturz der Alpenkette gebildete Tiefe aus, so daß an deren Stelle heute nur mehr eine sanft verlaufende Mulde zu erkennen ist, über welche rings die Ränder des Einsturzes wie gezackte Wälle emporragen. Diese Mulde nennt man das „Wiener Becken" und Wien selbst liegt ganz auf dem Gestein, das im Verlauf der geologischen Weltperioden in jener Untiefe abgelagert wurde.

Wahrscheinlich aus dem Osten kommend, siedelte sich nun nach und nach eine neue Tier- und Pflanzenwelt an, wie sie den geänderten physikalischen Verhältnissen entsprach. Die Natur hatte ihr Werk getan und die Stätte bereitet, welche bestimmt war, einst ein blühendes Gemeinwesen zu tragen, das seine wechselvolle Geschichte auf allen Gebieten der menschlichen Kultur mit leuchtenden Zügen einzeichnete.

Der vorgeschichtliche Mensch im Wiener Becken.

„Für den Menschen ist der Mensch das Maß aller Dinge," sagt schon einer der größten Gelehrten des klassischen Griechenlandes. Immer und immer wird man bestrebt sein, alle Fragen des abstraktesten Wissens, alle Vorgänge in der Natur mit dem Menschen, sei es nun mit dem ganzen Geschlecht oder dem Individuum, in Verbindung zu setzen. Auch die Urgeschichte der Erde gewinnt neues und besonderes Interesse, wenn sie mit dem Auftreten und den Zuständen der ersten Menschen verbunden wird.

Wie weit wir jene Zeit zurückverlegen müssen, in welcher in der Diluvialperiode gewisse Dickhäuter mit dichtem Wollhaar, wie das Mammut, eigentümliche Nashörner, Rieſenhirsche, Höhlenbären und Höhlenlöwen den grimmigen Kampf um die Existenz mit jenem Menschen ausfochten, der noch keine Metalle kannte, dessen Waffen aus rohen Keulen und Steinmessern bestanden, der sich noch keine bleibende Wohnstätte errichtete, sondern in Fels- und Erdhöhlen lebte, der es noch nicht versuchte, das Wild zu zähmen und sich Haustiere zu schaffen — darüber auch nur annähernd zuverlässige Angaben in positiven Zahlen auszudrücken, ist nahezu unmöglich. Die Frage nach dem wahrscheinlichen Alter des Menschengeschlechtes wurde schon unzähligemale gestellt, große Gelehrte haben sich mit ihr befaßt, eine unanfechtbare Antwort, die nicht durch gleich gelehrte Einwürfe und geistreiche Hypothesen in Frage gestellt wurde, ist nicht erfolgt.

Ein französischer Gelehrter, der um die Urgeschichte der Menschheit viel verdiente Mortillet, teilt die Diluvialzeit nach den geologischen Bildungen, Klima, den fossilen Überresten an Tieren und Pflanzen und endlich nach den Funden, die auf menschliche Thätigkeit schließen lassen, in vier Perioden, für

welche er eine Dauer von etwa 220.000 Jahren annimmt. Dazu sind noch etwa 10.000 Jahre für die vom Ende der Diluvialzeit bis zu den ältesten sicher bestimmbaren Bauten der Ägypter und von diesen bis auf unsere Zeit 6000 Jahre zu rechnen, um ein beiläufiges Alter von 230.000 bis 240.000 Jahren für das Menschengeschlecht zu erreichen. Aber alle diese Angaben, so geistreich sie auch begründet sein mögen, haben doch keine überzeugende Beweiskraft, sie werden stets nur als hypothetisch gelten können.

Ob der Mensch überhaupt schon vor der diluvialen Eiszeit auftrat, wie Mortillet annimmt, wird noch vielfach bezweifelt, ja in Bezug auf das Wiener Becken wird es direkt bestritten. Gewiegte heimische Forscher wollen das erste Erscheinen des prähistorischen Menschen in unserer Gegend erst in das Ende der Diluvialzeit verlegen, als die geologische Bildung und Konfiguration des Wiener Beckens schon abgeschlossen war und ungeheuere Eismassen sich von den Bergen herabdrängten.

Anmutend ist das Bild nicht, das einer der bedeutendsten vaterländischen Prähistoriker (Dr. Much) von den ersten Bewohnern unserer Gegenden, wie von dem urgeschichtlichen Menschen überhaupt entwarf. „Dieser Mensch der ältesten Periode war von äußerster Roheit, für welche derzeit kaum mehr ein Beispiel auf der Erde ist. Er hatte kein Getreide, keine zahmen Tiere; seine Nahrung lieferte ihm ausschließlich die Jagd, der er gleich den ihn umgebenden Raubtieren oblag; er kannte keine Pflanzenspeise, wenn er nicht zu seinem rohen Fleisch Beerenfrüchte oder wie die Tschuktschen frische Weidenblätter essen wollte. Er hatte keine Metalle, kein gewebtes Gewand, ja er verstand es nicht, sich aus dem Ton Gefäße zu bereiten und nicht einmal dem Stein, der ihm als Werkzeug oder Waffe diente, durch Schleifen eine Schneide zu geben."

Nicht allzu weit von Wien findet sich ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß der hier geschilderte Urmensch, in dem sogar der Kampf und die Not des Lebens nicht einmal den schlummernden Funken höherer Begabung geweckt hatte, einer sehr frühen Periode der Tertiärzeit angehört haben muß. In der Umgegend von Krems, die reich an prähistorischen Funden ist, bei dem am Fuße des Jauerling gelegenen Orte Willendorf, wurde anläßlich der Gewinnung von Lehm eine Wand von diluvialem Löß bloßgelegt, in welcher sich eine $1^1/_2$ Meter hohe, dunkler gefärbte Schicht befindet, welche Steinwerkzeuge, rohe und bearbeitete Knochen von Säugetieren enthält. Da sich darüber wieder eine Schicht von Löß deckt, ist kein Zweifel, daß sich hier zur Zeit der Bildung des diluvialen Lehms Menschen aufhielten, die schon auf einer höheren Stufe standen, als der oben charakterisierte Urmensch.

Man hat, um die Entwicklungsstufen der Kultur des vorgeschichtlichen Menschen zu fixieren, folgende Einteilung wissenschaftlich festgelegt:

a) Die ältere Steinzeit (paläolitische Periode), welche vom ersten Erscheinen menschlicher Spuren bis zum Ausgang der Diluvialzeit reicht. Sie wird dadurch charakterisiert, daß die Steine (meist Quarz, Feuerstein, Hornblende u. s. w.) nur durch die einfachsten Mittel, wie Absprengen, Zerschlagen, in eine zum Gebrauch geeignete Form gebracht wurden, dagegen wußte man mit Hilfe dieser gewonnenen Werkzeuge schon den Tierknochen eine zweckmäßigere Form zu geben. Unsere Abbildung (S. 9) bringt eine Sammlung solcher Stein- und Knochengeräte, die aus der bei Burg Hartenstein im Kremstal gelegenen „Gudenushöhle" stammen. Wir sehen hier dünne Steinfragmente, die als Messer dienten und dickere als Beile oder Spaten gebrauchte; Stücke von Renntiergeweihen sind mühsam durchbohrt, zu Speer- und Pfeilspitzen verarbeitet. Besonders charakteristisch ist das in der Mitte befindliche Schulterstück eines Renntieres, aus dem gutgeöhrte Nadeln geschnitten sind. In dieser Höhle

wurden auch Feuerstellen mit Holzkohlenresten und in den unteren Schichten Knochen von Renntieren, Pferden u. s. w. gefunden, die um des Markes willen fast alle der Länge nach aufgeschlagen waren. Erst ganz unten, wo keine Spuren menschlicher Tätigkeit anzutreffen waren, stieß man auf Knochen des Mammut, Rhinozeros, der Höhlenhyäne und des Höhlenlöwen.

b) Die neuere Steinzeit (neolitische Periode) ist charakterisiert durch das Vorkommen von Gegenständen aus Stein, zu deren Herstellung schon kompliziertere Arbeitsmethoden, wie Schleifen, Abdrehen u. s. w. angewendet werden mußten. Dazwischen kommen auch schon Gefäße aus Ton vor, ja wenn auch selten, bereiten einzelne Gegenstände aus Bronze den Übergang zur nächsten

Vorgeschichtliche Funde aus Niederösterreich. Neuere Steinzeit.

vorgeschichtlichen Periode vor. Mit diesen Beweisen einer entwickelteren Kunstfertigkeit Hand in Hand gehen die Anzeichen, daß die Menschen dieser Periode schon feste Ansiedlungen hatten und Getreidefrüchte kannten. Für alle diese charakteristischen Merkmale der neolitischen Periode bringt unsere obige Abbildung den Nachweis. Sie stellt Funde aus Niederösterreich, meist aus dem Viertel unter dem Manhartsberg dar. Wir sehen da eine Steinplatte mit dazu gehörigem Stößel, welche zum Zerreiben von Körnern dienten und deutliche Spuren des Gebrauches zeigen. Außerdem fällt noch eine Steinaxt mit Bohrloch für den Stiel, ein viereckig durchbohrter Hirschhornhammer, ein Tonlöffel, Steinmesser und ein Bronzedolch mit Nieten für den Griff auf. Viele dieser Gegenstände, die sich in der prähistorischen Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums befinden, stammen von den für die neolitische Periode charakteristischen Höhenansiedlungen, wie sie auch in der nächsten Nähe von Wien, z. B. am Leopoldsberg und

Bisamberg nachgewiesen wurden. Schon bei diesen ersten menschlichen Niederlassungen zeigt es sich, daß die Gestaltung des Bodens entscheidend für das Entstehen derselben war. Sicherheit vor einem Angriff und die Leichtigkeit, selbst einen solchen zu unternehmen, die Rücksichten auf Ernährung und Verkehr, wie später auch das Vorkommen gewisser Naturprodukte, wie Holz und Erze oder Baumaterialien, waren bestimmend bei der Wahl der ersten Ansiedlungen. Zweifelsohne bestanden solche, wie sonst in der ganzen Umgebung, auch an einigen Punkten von Wien. Wenn es an direkten Beweisen durch vorgeschichtliche Funde fast ganz fehlt, so ist zu bedenken, daß dieser Boden durch Jahrhunderte so oft durchwühlt wurde in Zeiten, wo es an Interesse oder Verständnis für solche Zeugnisse einer fernen Vorzeit fehlte, daß es wahrlich nicht zu wundern ist, wenn nichts davon auf uns kam.

c) Als dritter vorgeschichtlicher Zeitabschnitt schließt sich nun die Bronzeperiode an, deren Beginn man etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus verlegt. Der Übergang von der neolitischen Zeit zur Bronzeperiode geschah sehr allmählich, lange Zeit noch waren neben den Metallgeräten Gegenstände aus Stein in Verwendung. Dann lernte man die Zusammensetzung und Bearbeitung der Bronze durch Übertragung aus dem Orient und neben der größeren Kunstfertigkeit, die auch schon nach dekorativer Wirkung strebte, ist dieser wenn auch noch sehr umständliche Verkehr mit fernen Ländern ein untrüglicher Beweis einer ziemlich fortgeschrittenen Kultur. In diese Periode der menschlichen Urgeschichte fallen auch die sogenannten „Pfahlbauten," die in der Schweiz, den Seen des Salzkammergutes, im Laibacher Moore u. s. w. entdeckt wurden. Es waren dies an seichten Uferstellen von Binnengewässern angelegte, auf eingerammtem Pfahlwerk ruhende menschliche Wohnstätten, die oft dorfartig gruppiert waren. Wir würden diese allerdings sehr interessante Erscheinung der Bronzeperiode, als unserem Zweck zu fernliegend, gar nicht erwähnt haben, wenn man nicht vor mehr als zwei Jahrzehnten bei Baggerungen im neuen Donaubett auf eingerammte Holzpfähle gestoßen wäre, in welchen man durchaus die Spuren von Pfahlbauten erkennen wollte. Es ist aber kein Beispiel von solchem Vorkommen an einem Fluß- oder Stromlauf bekannt und es ist auch leicht einzusehen, daß die wechselnde Strömung, die Eisbildung u. s. w. in fließendem Gewässer eine solche Niederlassung nicht zugelassen hätten. Die Donau war von altersher als sehr ungeberdig bekannt und nahm oft beträchtliche Uferstrecken mit, um sie an einer anderen Stelle abzulagern. Mit einem Schutzbau gegen dieses Treiben der wogenden Wässer hatte man es bei den vermeinten Pfahlbautenüberresten zu tun, die vielleicht einige Jahrhundert alt sein mochten, gewiß aber nicht um mehr als drei Jahrtausende zurückreichten.

Unsere Abbildung (S. 16) bringt Kunstgegenstände der Bronzeperiode aus ziemlicher Nähe von Wien zur Anschauung. Sie stammen von einem Gräberfeld, das bei Gemeinlebarn im Tullnerfelde, unweit des auch in der Römerzeit wichtigen Traismauer, aufgefunden wurde. Neben Skeletten fand man darin Bronzegegenstände wie Waffen, Beile, Messer, verschiedenartigen Schmuck, Fibeln, Armbänder, getriebene Bronzebleche, namentlich aber Erzeugnisse der Keramik, die in den Formen sehr vielgestaltig waren. Unsere Abbildung bringt davon rückwärts mehrere große Töpfe, davon rechts eine zierliche Schale auf Fuß mit Deckel, deren Herstellung schon große Fertigkeit beanspruchte. Von Metallgegenständen fallen die Schmucknadeln (Fibeln) auf, von welchen jene links das Modell der modernen „Sicherheitsnadeln" sein könnte, dann ein offenes Bronzearmband mit Rippen, ein Flachbeil, eine Dolchklinge mit Nieten, Pfeilspitzen, Messer u. s. w. Gräber mit ähnlichen Funden wurden auch in der direkt entgegengesetzten Umgebung von Wien, in Leobersdorf an der Südbahn aufgedeckt.

Vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung Wiens. Hallstatt-Periode.

d) Die sich nun anschließende vorgeschichtliche Periode wird durch das Auftreten des Eisens charakterisiert und daher auch als Eisenzeit bezeichnet. Man unterscheidet die ältere Eisenzeit, welche gewöhnlich nach den großartigen Funden im österreichischen Salzkammergut Hallstatt-Periode benannt wird und die jüngere Eisenzeit, die nach der Fundstelle am schweizerischen Neuenburger-See die wissenschaftliche Bezeichnung La Tène-Periode führt.

Neben Bronze und Eisen kannte und bearbeitete man in dieser vorgeschichtlichen Periode, die bis zur Römerzeit reicht, auch schon die Edelmetalle. Bei der Herstellung ging man sowohl in den Formen wie in der Verzierung auf künstlerische Wirkung aus, in welcher der Einfluß griechischer und etruskischer Vorbilder unverkennbar ist. Die beigegebene Abbildung bringt Gegenstände, die teils aus den für die ältere Eisenzeit charakteristischen gewölbten Grabhügeln (Tumuli) stammen, die in der Umgegend von Wien ziemlich häufig vorkommen, teils aus Metallarbeiten von anderen Fundstellen bestehen. Die Tumuli stehen manchmal vereinzelt, meist aber in Gruppen. Die ersteren, wohl die Grabstätten ausgezeichneter Personen, bestehen aus einer inneren, von Pfosten gebildeten und durch Steintrümmer geschützten Grabkammer, in welcher Ton-Urnen mit der Asche verbrannter Leichen und andere Gegenstände sich befinden. Darüber wölbt sich ein Erdhügel, der oft bis zu 10 Meter hoch ist und 300 Meter im Umfang hat. Die Urne unserer Abbildung, deren geometrischer Dekor durch glänzende Graphitstriche hergestellt ist, sowie die darunter befindliche rot und schwarz bemalte Schale und das Henkelschälchen zeugen für die bedeutsame Entwicklung der keramischen Technik dieser Periode. Das Eisenschwert zeigt die typische Form dieser Waffe in der Hallstatt-Periode und auch die gebogenen Messerklingen beweisen schon eine tüchtige Durchbildung in der technischen und künstlerischen Behandlung des Eisens.

In der Hallstatt- oder älteren Eisenperiode saßen von der Donau bis nach Frankreich thrakisch-illyrische Völkerstämme, deren Herkunft wie Geschichte in vollkommenes Dunkel gehüllt ist. Ihre Nachfolger auf unserem Boden und in ganz Mittel-Europa, die Kelten, beherrschen die jüngere Eisenzeit oder La Tène-Periode und obwohl sie auch noch zur vorgeschichtlichen Zeit gezählt werden, wollen wir sie doch, wegen der bedeutenden Rolle, die sie in der Geschichte Wiens spielen, dem sie den Namen gaben, eingehender behandeln.

Die Keltenzeit.

Um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends brach über die thrakisch-illyrischen Stämme, die als Träger der Kultur der Hallstatt-Periode zu bezeichnen sind, der Ansturm der Kelten herein. Es war dies ein indogermanisches Volk, das ursprünglich wohl auch vom Osten gekommen war und sich in West-Deutschland und Frankreich seßhaft gemacht hatte. Als sie nun um das Jahr 500 vor Christus in das Land zwischen Alpen und Donau hereinbrachen, war dies kein freier Entschluß und kein bloßer Eroberungszug eines durch Reichtum und Machtfülle aufgestachelten Volkes, sondern das harte Gesetz der Not, erzeugt durch das Andrängen fremder, von Nordwesten kommender, wahrscheinlich germanischer Völker zwang die Kelten, sich eine neue Heimat zu suchen und zu erobern. Mit dem Schwert in der Faust, an dessen Spitze sie nach einem treffenden keltischen Sprichwort die Entscheidung der Dinge trugen, zogen Hunderttausende starker Männer mit Weib und Kind und allem beweglichen Gut nach Süd und Ost, um sich in den oberitalienischen Ebenen und in den Donauländern bis zur Save nach hartem Kampf eine neue Heimat zu

erstreiten, die dann nur langsam und mit Hilfe nachziehender verwandter Stämme sich mit festen Wohnsitzen besiedelte.

Wieviel oder wie wenig die keltischen Eroberer von der Eigenart der besiegten Thrako-Illyrier annahmen, das läßt sich bei dem Mangel sicherer Quellen heute, wo vor mehr als zwei Jahrtausenden die Kelten durch die Römer das gleiche Schicksal erfuhren, das sie einst jenen bereitet hatten, kaum entscheiden. Treffend sagt darüber ein gelehrter österreichischer Ethnolog (Adolf Ficker): „Ein Stamm, welcher durch einen anderen des bisherigen Landbesitzes beraubt wird, verschwindet darum noch keineswegs vollständig. Viele allerdings, und meistens die Höhergestellten, trifft das eiserne Los des Krieges; andere verlassen die bisherige Heimat, um sich unter Verwandten und Freunden eine neue zu gründen; die meisten

Vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung Wiens. Bronzezeit. (S. 14.)

aber entsagen zuletzt dem erfolglosen Widerstande, ordnen sich den neuen Herren des Landes unter und verschmelzen nach und nach mit ihnen zu einer Nation, welcher die geistige und physische Überlegenheit der Eingedrungenen immer mehr das Gepräge ihres Charakters aufdrückt. Selbst die nicht der neuen Herrschaft verfallenen Nachbarstämme vermögen sich dem Einflusse eines lebenskräftigeren Volkselementes auf ihre ganze Eigentümlichkeit, so feindlich sie diesem auch gegenüberstehen, selten ganz zu erwehren."

Es ließe sich wohl annehmen, daß die kriegerischen Kelten einen Teil jener Kultur, die den Thrako-Illyriern eigen war, schonten und übernahmen unter dem Einfluß der Besiegten. Ob jener Stamm der Noriker, der in unseren Alpen seßhaft und wegen seiner vorzüglichen Bearbeitung des Eisenerzes bekannt war, nicht diese Fertigkeit von den Resten der unterworfenen Thrako-Illyrier

erbte, deren Kunstfertigkeit wir kennen lernten, läßt sich nicht strikte behaupten, es ist aber sehr wahrscheinlich.

Denn die Kelten waren, wenn auch nicht alle gleich ihrem gefürchteten kymrischen Stamm, doch in der Hauptsache ein kriegerisches Volk. Vor ihrem Ansturm brach das allerdings auch von Süd her durch die Römer bedrängte etruskische Reich zusammen; sie trugen 390 vor Christus unter Brennus ihre Waffen bis vor die Mauern Roms, dessen entstehende Weltmacht vor ihnen erzitterte und die Schonung der ewigen Stadt um schnödes Geld erkaufen mußte. Noch früher überschritten die Kelten die Pyrenäen, um das Reich der

Kelten auf dem Kriegszuge. (S. 23.)

Kelt-Iberier zu begründen und in das letzte Viertel des dritten Jahrhunderts vor Christus fällt jener abenteuerliche Zug des keltischen Stammes der Galater nach dem Südwesten Europas, der sich bis Griechenland erstreckte und selbst das Nationalheiligtum des Tempels in Delphi bedrohte und zu einer keltischen Ansiedlung in Klein-Asien führte.

Mit den Römern kam es, nachdem beide Völker in nachbarschaftlicher Berührung waren, nie mehr zu einem dauerhaften Frieden. Es war ganz richtig, wenn ein römischer Historiker schrieb, es sei Roms Aufgabe, mit anderen Völkern um Ehre oder Gewinn, mit den Kelten aber um die Existenz zu kämpfen. Von der inneren Geschichte dieses großen Volkes, das einst ganz Mittel-Europa beherrschte, seine Waffen bis nach Asien und Afrika trug, Rom

und Karthago erzittern machte, ist uns nur wenig bekannt, obwohl von ihm wahrscheinlich die ersten größeren Niederlassungen in unseren Gegenden stammen, die dem Charakter der heutigen Städte entsprechen und die ältesten Ortsnamen in der Mehrzahl auf keltische Sprachwurzeln zurückzuführen sind. Aber die Vorzüge eines kriegerischen Wandervolkes nahmen die Kelten auch in die Zeit ihrer Seßhaftigkeit hinüber, in welcher sie sich als Mängel fühlbar machten. Der berühmte französische Historiker Thierry beurteilt das keltische Volk ziemlich richtig, wenn er von ihm sagt: „Die hervorragendsten Eigenschaften der keltischen Rasse waren die persönliche Tapferkeit, worin sie es allen Völkern zuvortaten; ein freier, stürmischer, jedem Eindruck zugänglicher Sinn; viel Geist und Verstand, aber dabei die äußerste Beweglichkeit, Mangel an Ausdauer, Widerstreben gegen Zucht und Ordnung, Prahlsucht und ewige Zwietracht, die Folge grenzenloser Eitelkeit."

Aus diesen Eigenschaften erklärt sich auch die Teilung in zahlreiche Stämme, von welchen uns kaum mehr als die Namen erhalten sind. Für uns sind davon nur bemerkenswert die Alpenkelten, die sich ursprünglich Sevaken, Halaunen, Ambisontier, Ambiliker u. s. w. nannten, später aber als Noriker zusammengefaßt wurden, die in Kärnten, Steiermark und den Voralpen seßhaft waren, während die Taurisker, deren Name noch in dem heutigen Gebirgszuge der Alpen, der „Tauern", nachklingt, etwas weiter nordöstlich wohnten, aber in späterer Zeit mit den Norikern ganz verschmolzen. Ein kleinerer, sonst wenig genannter keltischer Stamm, die Azalier, war es, der sich im Wiener Becken, überhaupt in dem vom Nordrand der Alpen abfallenden Flachland ansiedelte. Sie werden wir, wenn auch schon früher einzelne Ansiedlungen in unseren Gegenden bestanden, doch als Gründer der ersten bedeutenden Orte in unseren Gegenden zu betrachten haben, ihnen verdanken die keltischen Orte Vindomina, das heutige Wien, und Carnuntum, beim jetzigen Hainburg, ihr Entstehen.

Als kriegerisches Volk übersahen die Kelten gewiß die Vorteile nicht, welche das Terrain von Wien bot. Das Plateau der heutigen inneren Stadt, das steil gegen den Strom abfiel, einen Überblick der Ebene und günstige Verteidigungsstellung gegen einen Angriff bot, konnte ihrem geübten Blick nicht entgehen, der auf kriegerischen Wanderungen gelernt hatte, rasch die Vorteile einer Örtlichkeit zu erfassen. Aber auch für eine bleibende Seßhaftigkeit besaß dieser Punkt große Vorzüge. Der mächtige Strom erleichterte den Verkehr nach Ost und West und über das nahe Carnuntum ging die uralte Bernsteinstraße, die das Adriatische Meer mit der Ostsee verband und, wie schon ihr Name sagt, die Naturprodukte des Nordens dem höher kultivierten Süden zuführte. Ein fruchtbarer Boden gab Getreide und infolge seiner geologischen Gestaltung Baumaterialien aller Art, die nahen Wälder lieferten Massen von Holz und wildreiche Tummelplätze für die bei jedem kriegerischen Volk beliebte Jagd, das norische Hinterland endlich, in dem die schon den Thrako-Illyrikern bekannte Erzbereitung von neuem zu hoher Blüte kam, gab Anlaß zu einem lebhaften Tauschhandel.

Wenn auf dem Wiener Boden nur sehr wenige Spuren der keltischen Seßhaftigkeit gefunden wurden, so liegt die Ursache in den schon oben dargelegten Gründen. Städtischer Grund und Boden unterlag überall naturgemäß schon in älteren Zeiten vielen Umgestaltungen. Bei Wien war dies, wie wir sehen werden, schon in der Zeit römischer Herrschaft der Fall, Chronisten des Mittelalters rühmen die Keller von Wien wegen ihrer Tiefe und Ausdehnung. Aber auch die wiederholten kriegerischen Bedrängungen gaben Anlaß zu einem Durchwühlen des Bodens, bei dem zweifellos viele Denkmale der ersten Ansiedlung zerstört wurden und verloren gingen. Übrigens scheinen die keltischen

Bauten nach den spärlichen auf uns gekommenen Nachrichten überhaupt nicht sehr dauerhafter Art gewesen zu sein. Der griechische Geograph Strabo, der im letzten Jahrhundert vor Christus lebte, sagt von den Wohnstätten eines keltischen Stammes: „Ihre Häuser machen sie geräumig, aus Brettern und Weidengeflecht, kuppelförmig, mit einem hohen Dach." Es ist dies also ungefähr die gleiche Form und Herstellung, wie sie bei den Pfahlbauten üblich war und die in ihrer runden Grundform auf die ältesten Nomadenwohnungen zurückzuführen ist. Aber auch noch eine andere Art der Behausungen wird erwähnt, die schon den Boden und seine Bestandteile zur Herstellung der Wände benützt. Es sind dies die sogenannten „Grubenwohnungen", die ganz oder zum Teil unter dem Bodenniveau angelegt wurden. Der unter Cäsar und Augustus wirkende römische Baukünstler Vitruvius Pollio erwähnt in seinem Werke „De architectura" solche Bauten und sagt über deren Herstellung: „Zuerst errichtete man Gabelhölzer, flocht Reiser dazwischen und bekleidete die Wände mit Lehm. Darauf trockneten Einige Lehmstücke und erbauten davon mittels Fachwerkes Wände, welche sie zum Schutz vor Regen und Sonnenhitze mit Schilf und Laub bedeckten. Als aber nachmals während des Winters dieses flache Dach den Regen nicht abhielt, errichteten sie Giebel, überzogen diese mit Lehm und leiteten, indem sie die Dächer schräg machten, die abtropfende Feuchtigkeit ab." Er erwähnt aber auch „Barbarenwohnungen", die in die Erde eingehöhlt waren und deren Dach von einer in der Mitte befestigten Säule getragen, aus Schilf bestand und mit Lehm überdeckt wurde. Solcher Art mögen die ursprünglichen keltischen Bauten auch auf dem Boden von Wien gewesen sein, dafür spricht die Leichtigkeit, mit welcher hier das erforderliche Baumaterial zu beschaffen war, aber auch der Umstand, daß Tacitus noch mehrere Jahrhunderte später die Behausungen einiger germanischer Stämme ganz ähnlich beschreibt.

Aber auch andere Funde, die auf die Zeit keltischer Besiedlung zurückgeführt werden könnten, wurden in Wien sehr wenige gemacht. Ein beim Bau der Elisabethbrücke ausgegrabener Kelt, eine eigentümliche, diesem Volke angehörige Form eines Kriegsbeiles und einige Überbleibsel von Tongefäßen, die bewiesen, daß man sich schon neben dem Formen aus freier Hand auch der Töpferscheibe bediente, das ist so ziemlich die ganze Ausbeute, welche der Boden von Wien an Erinnerungsstücken aus der Keltenzeit ergab. Es wäre dies um so verwunderlicher, als sowohl donauabwärts, wie namentlich in südlicher Richtung bei Himberg, Gainfahrn, Leobersdorf, Pernitz und Pottschach zahlreiche Spuren aus jener Periode gefunden wurden, welche zugleich Zeugnis für die ziemlich dichte Besiedlung des Landes ablegten. Erklärlich ist dieser Umstand allerdings dadurch, daß die Römer, welche ihre schon hoch entwickelte Kunst mitbrachten, sofort für ihre eigenen Zwecke stabile feste Baulichkeiten anlegten, wobei alle Spuren der früheren Behausungen vernichtet wurden.

Nur ein Merkmal der Keltenzeit ist unserem Wien geblieben — der Name. Nachdem lange Zeit ein erbitterter Streit um die Ableitung desselben unter den Sprachforschern und Geschichtskundigen getobt hatte, ist jetzt die Entscheidung wohl endgiltig zu gunsten der keltischen Abstammung gefallen. Ob die älteste Form Vindomnia, Vindomana oder Vianomana lautete, wird wohl schwerlich mehr festzustellen sein. Sicher scheint nur zu sein, daß die von den Römern gebrauchte Form Vindobona schon in der späteren keltischen Zeit üblich war und aus einer Zusammensetzung keltischer Worte entstand. Man nimmt nicht ohne Wahrscheinlichkeit das keltische vindos an, das sich im gälischen und irischen find, finn erhalten hat und soviel als weiß, licht, hell bedeutet, während bond eine Ortsbezeichnung für Grund überhaupt, aber auch für Feld, Abhang ist. Vindobona oder wie auch vorkommt, Vindobna hieße also etwa „Lichtenfeld"

oder „Lichtenwang“ (vom alten „wang“, die Seitenfläche eines Hügels), was allerdings auch mit der wahrscheinlichen Lage der ältesten Ansiedlung zu begründen wäre.

Durch diese von gewiegten Sprachforschern gebilligte Annahme werden eine Anzahl von Hypothesen beseitigt, die bisher mit mehr Eifer als wissenschaftlicher Begründung verfochten wurden. Vor allem jene, daß der Name Wien von Faviana oder Fabianis stamme, wie der ursprüngliche römische Name lautete. Ganz abgesehen davon, daß ja auch für Fabianis eine keltische Wurzel möglich wäre, fällt die ganze Annahme durch den in jüngster Zeit geführten unwiderleglichen Beweis zusammen, daß das als Wohnsitz und Sterbeort des „norischen Apostels“ St. Severin oft genannte Faviana oder Fabianis nicht das heutige

Keltische Funde aus Niederösterreich. (S. 26.)

Wien ist, sondern mit ziemlicher Sicherheit in der Nähe oder an Stelle von Mautern zu suchen ist (Fabianis Mutarum). In Kürze werden wir auf diese Frage noch zurückkommen, wenn die Wirksamkeit des heiligen Severin zu erörtern ist.

Aber auch eine andere Ableitung des Namens Wien, welche vom Zusammenhang mit der keltischen Bezeichnung ganz absieht, dürfte nicht stichhältig sein. Sie geht davon aus, daß der Name vom Flusse Wien auf den Ort übergegangen sei. Die älteren deutschen Formen für die Flußbezeichnung seien Wienne, Wienni, dies sei aber dem altslavischen Namen Wyednye verwandt, das mit dem ezechischen vodny, wässerig, wasserhaltend zusammenhänge, der Name Wien habe also seinen Ursprung in nachrömischer Zeit während einer der vorübergehenden slavischen Besiedlungen unserer Gegend. Abgesehen davon, daß

alle solche nur dem Klange nachgehenden Erklärungen etwas Gewaltsames haben und nur zu leicht der Komik verfallen, haben doch diese ganz flüchtigen slavischen Niederlassungen kaum solche Bedeutung gehabt, um an einem von den Jahrhunderte währenden Völkerwogen soviel berührten Ort, wie Wien es war, tiefere Spuren zurückzulassen. Die Ableitung vom Flusse Wien ist aber nicht mehr haltbar, wenn aus einem in jüngster Zeit bei den Regulierungsbauten in der Vorderen Zollamtsstraße gefundenen römischen Votivstein geschlossen werden darf, daß das heutige Flüßchen Wien überhaupt früher einen anderen Namen führte. Die Inschrift dieses Steines ruft die Nymphen eines Gewässers zum Schutz auf, das als „Fluvius Agaunus" bezeichnet wird. Nach dem Fundort und den hydrographischen Verhältnissen kann damit wohl nur die „Wien" gemeint sein, die dann doch in viel späterer Zeit als „Wienfluß" bezeichnet und endlich kurzweg „Wien" benannt wurde. Auch eine gleichfalls sehr spitzfindig hergestellte Verbindung zwischen dem Namen der Stadt und des Flusses und jenem der früheren Vorstadt und jetzigen IV. Gemeindebezirkes Wieden, um eine slavische Abstammung des Wortes Wien nachzuweisen, ist kaum stichhältig. Viel natürlicher und glaubwürdiger ist die Ableitung des Namens Wieden, der urkundlich schon im Beginn des zwölften Jahrhunderts vorkommt, von dem mittelhochdeutschen wideme, widem, so viel wie Widmung, also der zu einer geistlichen Stiftung, besonders einer Kirche gehörige verliehene Grund. Diese Deutung läßt sich kaum anfechten, wenn man erwägt, daß nach endgiltiger Besitzergreifung durch deutsche Stämme fast das ganze Territorium des jetzigen Wien an geistliche Korporationen kam. Bis auf weiteres wird man also wohl den Versuch, unserem Wien einen slavischen Stempel aufzudrücken, als gescheitert ansehen müssen, um sich damit abzufinden, daß der ursprüngliche Name keltischen Ursprungs sei, dann romanisiert und endlich germanisiert wurde, in welcher Form er als „Vwienni" zuerst in den Chroniken des Klosters Altaich im Jahre 1030 und dann als „Wiene" im Nibelungenlied erwähnt wird. Daß übrigens die Sprachforschung für eine ganze Reihe von Ortsnamen in Niederösterreich und in der Umgebung Wiens den keltischen Ursprung unwiderleglich nachgewiesen hat, ist gewiß eine wesentliche Stütze für die Annahme, daß die gleiche Abstammung auch beim bedeutendsten Orte des ganzen Landstriches Platz gegriffen hat.

Übrigens ist der Name so ziemlich alles, was wir von der durch Jahrhunderte währenden Besiedlung unseres Bodens durch die Kelten wissen. Nur auf Grund der Analogie mit den Zuständen ihrer westlichen Volksgenossen können wir aus den spärlichen Mitteilungen griechischer und römischer Autoren auf die Verhältnisse der Kelten in unseren Gegenden schließen. Die eigentliche Verfassung der keltischen Teilstaaten war weder republikanisch noch monarchisch. Am zutreffendsten dürfte es sein, sie oligarchisch zu nennen. Die Gewalt lag wechselnd in den Händen einzelner Stammeshäupter, die sich durch kriegerische Tüchtigkeit und reichen Besitz die Macht erwarben, ohne sie dauernd behaupten zu können. Wenn von keltischen „Königreichen" gesprochen wird, z. B. von einem „Königreich Noricum", das zwischen dem Inn, der Donau, dem Wienerwald und den Karnischen Alpen lag, so darf man darunter nicht das Gebiet einer ständigen Monarchie verstehen, sondern es ist das ein Ausdruck römischer Autoren, mit dem sie einfach ein bestimmtes geschlossenes Verwaltungsgebiet bezeichneten, auf dem mehrere keltische Stämme unter ihren Stammesoberen ansäßig waren. Für die politischen oder ethnologischen Verhältnisse der Keltenländer sind solche Bezeichnungen ganz inhaltslos.

Sehr bezeichnend ist, was Cäsar über die politischen Zustände bei den Kelten berichtet: „Es gibt Einige, welche durch ihren persönlichen Einfluß alles bei dem Volke vermögen und welche, ohne ein Amt zu bekleiden, mächtiger sind.

als die Obrigkeit." Fast alle Gewalt ruhte in den „Gefolgschaften"; derjenige, der die meisten dienstbaren Anhänger zählte, galt dem Volke als der mächtigste. Es herrschten in dieser Hinsicht Zustände, wie sie sich auch im Mittelalter wieder durch Ausbildung des Lehenswesens und der Hörigkeit einstellten. Auch die Ursachen, welche zu solchen Verhältnissen führten, waren so ziemlich die gleichen. „Wer durch Schulden oder unerschwingliche Abgaben oder durch Unbilden bedrängt ist, wird gewöhnlich Knecht eines Edlen, der dann unbegrenzte Gewalt über ihn hat, aber ihn schützen muß," berichtet ein römischer Autor. Im Mittelalter aber wuchs neben und über solchen Zuständen schon die landesfürstliche Macht empor, die den staatlichen Verhältnissen eine gewisse Stetigkeit verlieh, daran aber fehlte es eben bei den Kelten, bei welchen die Sucht, sich in Stämme zu gliedern, unausrottbar erschien. Treffend sagt darüber einer der gelehrtesten Kenner der keltischen Zeit (Cuno): „Wenn man die geringe Festigkeit der keltischen Staatenbildungen erwägt, so gelangt man notwendig zu der Ansicht, daß der Umsturz der staatlichen Ordnung durch einen unternehmenden Gefolgsführer bei den Kelten sehr häufig stattgefunden haben muß und daß Wanderungen und Raubzüge öfter von einzelnen Gefolgschaften, als von den Staaten und Stämmen ausgegangen sind." Wer es liebt, die geschichtlichen Perioden und ihre Erscheinungen vergleichend zu betrachten, wird bald zu dem Resultat kommen, daß nur die äußeren Formen wechseln, der Kern der Dinge sich aber ziemlich gleich bleibt. Die Tatsache, daß ein begabtes Volk, ausgezeichnet durch körperliche Eigenschaften und kriegerische Tüchtigkeit, doch nicht zu jener Höhe weltgeschichtlicher Bedeutung steigt, zu welcher es berufen scheint, weil es ihm an der Fähigkeit fehlt, seine Kraft zu konzentrieren und gemeinsame Ziele gemeinsam zu verfolgen, wiederholt sich noch oft in der Geschichte aller Zeiten, ihr typisches Vorbild aber liefern die Kelten.

Darum erlagen sie auch so rasch und so vollständig eben jenen Stämmen, die vor ihnen gezittert hatten und einen schimpflichen Frieden erkaufen mußten. „Ja, das keltische Volk wird," so konstatiert Cuno richtig, „bald nächst Italien der wesentlichste Bestandteil des römischen Reiches und bleibt es bis zu dessen Auflösung; die eigene Kultur aber wurde in dieser Zeit vollkommen aufgegeben, selbst die alte Sprache wurde an die fernen Gestade des britannischen Meeres verwiesen." In der Tat leben heute nur mehr als ganz vereinzelte Splitter des großen keltischen Volkes in der westlichen englischen Provinz Wales, im nördlichen Schottland, in einzelnen Teilen Irlands und in der französischen Bretagne und dem spanischen Baskenlande direkte Nachkommen einer Nation, die einst über das ganze Mittel-Europa verbreitet war.

Von mächtigem Einfluß auf die staatlichen Zustände war bei den Kelten der Kultus. Es ist nicht leicht, sich aus den spärlichen Angaben der alten Schriftsteller ein klares Bild von den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen dieser frühen Bewohner unserer Gauen zu machen. Sie scheinen eine Art Naturreligion besessen zu haben, mit Verehrung der Sonne und anderer Naturgewalten, wie sie auch bei kulturell ziemlich hoch entwickelten Völkern, namentlich in Amerika, beobachtet werden kann. Gleich diesen scheinen aber auch die Kelten ihren Kultus mit finsteren und grausamen Zeremonien und Opferdiensten ausgestaltet zu haben. Es ist ganz unzweifelhaft, daß sie auch Menschenopfer darbrachten, die in unseren Gegenden unter der Berührung mit anderen Völkern früher verschwunden sein mögen, in jenen Ländern aber, wo die Kelten länger unbeeinflußt blieben, von den Römern erst am Ende der vorchristlichen Zeit ganz unterdrückt werden konnten. „Die Kelten hieben einen zum Opfer bestimmten Menschen von hinten mit dem Schwert durch und weissagten aus seinen Zuckungen. Nie aber opferten sie ohne die Druiden, die zugleich Priester und Richter waren," berichtet ein

römischer Schriftsteller. „Man nennt auch noch andere Arten von Menschenopfern, denn sie schossen die dazu Ausersehenen mit Pfeilen nieder und hefteten sie an das Kreuz. Auch machten sie große Haufen von Heu, legten dann Holz oben darauf und verbrannten Rindvieh und andere Tiere, aber auch Menschen."

Man nimmt an, daß die oft auf Anhöhen, auch in unseren Alpenländern, vorkommenden „Schalensteine" oder „Druidensteine" mit dem keltischen Kultus zusammenhängen. Es sind dies massige, meist regelmäßige erratische (Findlings-) Steinblöcke, mit einer muldenförmigen Vertiefung in der Mitte, die nur künstlich entstanden sein kann. Die Annahme, daß man es hier mit Opfersteinen eines längst erloschenen Opferkultus zu tun hat und daß jene Vertiefungen zum Auffangen des Blutes bestimmt waren, läßt sich kaum anfechten. Der hauptsächlichste Gegenstand der Verehrung scheint die Sonne gewesen zu sein, wie es ja bei solchen Naturreligionen meist der Fall ist. Da die Kelten ihre Kultusstätten meist auf Höhen verlegten, will man die öfter wiederkehrende Bezeichnung einzelner Bergkuppen als „Sonnenstein," „Sonnwendstein" u. s. w. gleichfalls auf den keltischen Kultus zurückführen, ja die geschäftige Phantasie sieht in seltsam geformten, von Schnee, Wind und Verwitterung benagten Felstrümmern die Abbilder einstiger „Sonnengötzen". Wenn allen diesen Hypothesen überhaupt eine tatsächliche Begründung zukommt, so dürfte sie wohl in einer späteren Zeit wurzeln, in jener der ersten germanischen Besiedlungen.

Übrigens kannte der Kultus der Kelten außer der Sonne noch andere Ideale, die sie dem gestirnten Himmel, den Naturerscheinungen und der Tierwelt entnahmen. Wie es bei einem kriegerischen Volk natürlich ist, verehrten sie besondere Götter, unter deren Schutz sie in den Kampf zogen. Das äußere Zeichen bei solchen Anlässen war ein Eberkopf, der auf hoher Stange den ausziehenden Kriegern vorgetragen wurde — anfänglich ein natürlicher, später ein aus Erz geformter Eberkopf. Er war wohl das Symbol des kriegerischen Mutes, das später dazu kommende, auch auf einer Stange getragene Bild einer Eule mag Vorsicht und Klugheit bedeutet haben, und erst unter römischem Einfluß dazu gekommen sein. (Bild S. 17.) Es waren dies wohl die ersten „Feldzeichen", welche gebraucht wurden, und es ist sogar zu vermuten, daß die von den römischen Legionen geführten Adler nur eine Nachahmung des keltischen Kriegerbrauches waren.

Von besonderer Wichtigkeit durch die Stellung ihrer Priesterschaft war aber der Kultus für die staatlichen Zustände der Kelten. Cuno sagt darüber in seinem trefflichen Buch: „Die Vorgeschichte Roms. Bd. 1. Die Kelten.": „Die Druiden waren eine von allen Lasten und Leistungen befreite, mit ungeheuerer Macht bekleidete Menschenklasse, deren Mitglieder jedoch nicht der Geburt, wie die Kasten der Ägypter und Inder, sondern den Studien ihre Stellung verdankten. Sie waren zugleich Priester, Lehrer und Richter des Volkes, sie richteten in Kriminal- und Zivilsachen, sie entschieden in Streitigkeiten der Gemeinden und Stämme und hatten zugleich das Strafrecht, wie später die Inquisition; es war eine festgegliederte, wohlorganisierte Hierarchie, welche der staatlichen Schwäche und der Zerfahrenheit der Nation gegenüberstand, eine Priesterschaft im Alleinbesitz philosophischer, astronomischer und physikalischer Erkenntnis inmitten allgemeiner und tiefer Barbarei und Unwissenheit; dem armen und gedrückten Volk, das mit einem durch unerklärliche Naturerscheinungen geängstigten Gemüte Gott suchte, bot sich der herrschsüchtige Priester an und legte ihm sein Joch auf."

Selbstverständlich wirkten auch diese Verhältnisse nicht günstig auf die Zusammenfassung zu straffer nationaler Einheit. Indessen scheint gerade in unseren Gegenden der Zersplitterung in einzelne Stämme früher Einhalt geschehen zu sein, die Stammesnamen verschwinden früh und lassen sich in dem Landstrich

zwischen Enns und Kahlengebirge schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert nicht mehr nachweisen. Der regere Handelsverkehr mit anderen Völkern, die schwungvoll betriebene Industrie dürfte auf unserem Boden mehr einigende Kraft besessen haben, als die kriegerischen Eigenschaften der westlichen Kelten. „In Noricum ist jedenfalls frühzeitig infolge der Zusammenfassung zu einem einheitlichen Staatswesen, das wiederum auf der geschlossenen keltischen Nationalität beruhte, und in der Einwirkung römischer Einflüsse in vielen Teilen das Sonderbewußtsein der einzelnen Gaue zurückgetreten."

Wenn in dem Zitat oben von allgemeiner und tiefer Barbarei und Unwissenheit die Rede war, so ist das übrigens nicht ganz wörtlich zu nehmen und

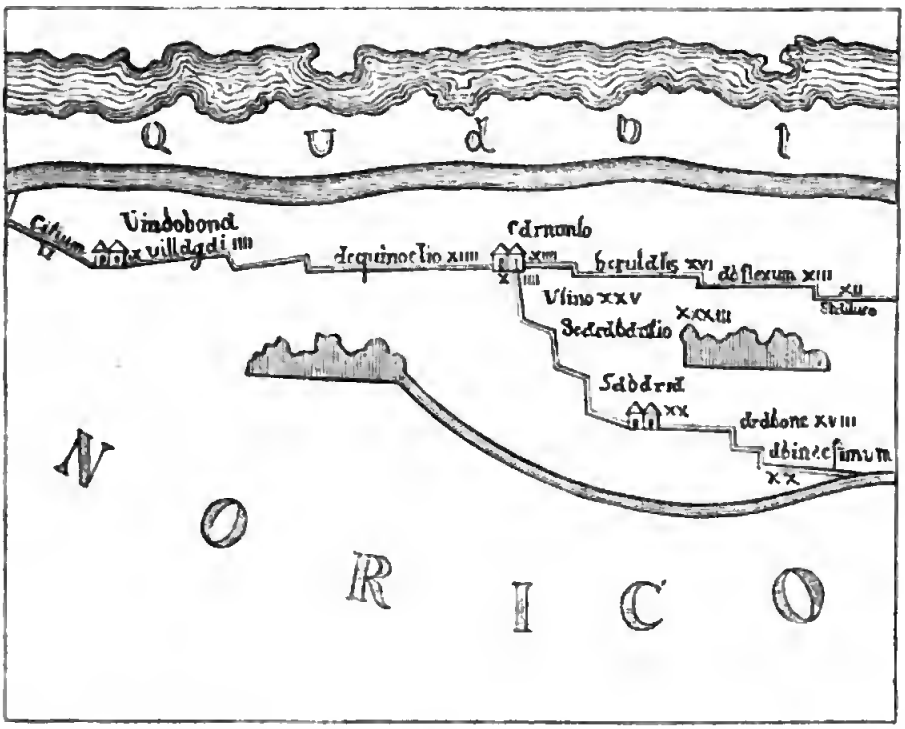
Gemma Augustea (S. 31.)

der gelehrte Verfasser hat die Auffassung römischer Autoren auf sich wirken lassen, die in ihrer formalen geistigen Ausbildung allerdings einen tiefen Abstand gegen die frische Ursprünglichkeit eines Naturvolkes empfinden mußten und zudem auch aus politischen Gründen gerne und gewohnheitsmäßig die Nachbarvölker als „Barbaren" bezeichneten.

Was wir von den Kelten wissen, läßt sie als ein verhältnismäßig hoch entwickeltes Volk erkennen, das in unseren Gegenden das Kulturerbe der Vorgänger erhielt und nach seiner Eigenart und seinen Bedürfnissen weiter ausbildete.

Die prähistorische Wissenschaft weist dem Keltenvolk die jüngere Eisenzeit oder La Tène-Periode zu, von welcher die zweite Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends ausgefüllt wird. Und in der Tat gaben erst die Kelten

dieſem wichtigſten Metall ſeine kulturgeſchichtliche Bedeutung. „Für Noricum bedeutete die vollentwickelte keltiſche Eiſenzeit noch etwas mehr als für andere Länder," ſagt Hoernes, dieſer Meiſter der Prähiſtorik. „Was für Indien das Elfenbein, für Arabien der Weihrauch, für Chios der Wein und für Paros der Marmor, das war für unſer Noricum Eiſen und Stahl. Das noriſche Schwert ſtellt der römiſche Dichter als Schreckenswerkzeug dicht neben die Sturmbrandung des Meeres, neben Blitz und Donnerſchlag. Noriſches Eiſen iſt nach Ovid „härter als unerwiderte Liebe". Um den Beginn unſerer Zeitrechnung genügten die Schmelzhütten und Schmiedeöfen Norejas und der einſamen Alpentäler nicht mehr, den ſteigenden Bedarf der Römer zu decken. Eine Kette berühmter Waffenfabriken ſpann ſich von Carnuntum bei Wien über Aquincum (Alt-Ofen) und



Straßenkarte zwiſchen Vindobona und Carnuntum nach der Peutinger'ſchen Tafel. (S. 33.)

Syrmium bis Verona, Mantua, Cremona u. ſ. w. im Kreiſe um Noricum, deſſen Berge ihnen das metallene Lebensblut in reichen Strömen zuführten."

Dem entwickelteren Verkehr und einer gewerblichen Tätigkeit, die nicht mehr bloß für den lokalen und perſönlichen Bedarf arbeitete, ſondern Beſtellungen aufſuchte und Marktware ſchuf, entſpricht auch die Vielgeſtaltigkeit der Gegenſtände, die den Fundſtätten der La Tène-Periode entnommen werden. Offenbar ſtand die Gewinnung und Bearbeitung des Eiſens, beſonders in unſerem Alpenlande voran.

Nach und nach verſchwindet die Bronze faſt oder ſie wird doch in ihrer Anwendung ſehr eingeſchränkt. Sie findet keine Verwendung mehr für Waffen und Werkzeuge, bald auch nicht mehr für Schmuckſachen, für welche teilweiſe die Edelmetalle eintreten. In allen jenen Gebieten tritt das Eiſen herrſchend in die Fußtapfen der verdrängten Bronze, dieſes von nun an herrſchende Metall

dessen Namen sogar von einer keltischen Sprachwurzel abgeleitet wird. Und vor allem ist es „norisches Eisen", das aus den steierischen Bergen gewonnen und in vielen fleißigen Betriebsstätten unserer Gegenden verarbeitet, eine Berühmtheit erlangt und den verheißungsvollen Prolog zu der nach mehr als zwei Jahrtausenden machtvoll erblühten österreichischen Industrie bildet.

Es wurde schon erwähnt, daß Funde aus der Keltenzeit auf dem Wiener Boden selten sind und diese Tatsache auch erklärt. Für eine Periode regeren Verkehrs, wo der Fundort durchaus nicht identisch mit der Erzeugungsstätte zu sein braucht, können zur Charakterisierung wohl auch Gegenstände herangezogen werden, die in anderen Gegenden dem Schoß der Erde entnommen worden sind. So ist es mit den einzelnen Gegenständen unserer Abbildung (S. 20), die auf österreichischem Boden gefunden worden sind. Man sieht hier Eimer, Becher, Werkzeuge, Schwertklingen, Helme, aber auch ein Figürchen aus Bronze, das die gleiche Helmform trägt. Unter den Waffen der keltischen Periode war das Schwert, die Wehr des mutigen Kriegers, am wichtigsten. Es hatte eine zweischneidige, bis 55 Millimeter breite Klinge, deren wechselnde Länge bis fast zu 1 Meter ging. Es waren für sie auch eiserne Scheiden gebräuchlich, die oft mit getriebenen oder gepreßten Ornamenten verziert waren, ja auch ein Verfahren, die Zeichnung dem Eisen einzuätzen, war den Metallarbeitern Noricums schon bekannt. Die Schwertgriffe waren aus Holz, Bein oder Horn; die letzteren Materialien wurden vielfach bearbeitet und mit Geschick verwendet. Lanzenspitzen kommen von Bronze, in der Mehrzahl aber von Eisen vor, Dolche fehlen ganz und auch Pfeilspitzen sind selten. Auch solche Züge sind bezeichnend für ein Volk, das den mannhaften Kampf Brust an Brust jeder anderen Kriegführung vorzog. Außer den Helmen, die einen aus unserer Abbildung ersichtlichen ziemlich gleichartigen Typus zeigen, standen als Schutzwaffen auch noch Arm- und Beinschienen und Halsringe im Gebrauch. Ziemlich oft finden sich Schilde, die von Holz gebaut und mit gebogenen Eisenplatten beschlagen sind, an der Innenseite aber angenietete Handhaben besitzen. Aus Zeugnissen römischer Autoren wissen wir, daß die Kelten auf ihren Kriegszügen, wie fast alle wandernden Kriegsvölker, Wagenburgen mit sich führten, von welchen herab Speere auf den Gegner geschleudert wurden.

Werkzeuge in den verschiedensten Formen und landwirtschaftliche Geräte, wie Pflugscharen, Sensen, Sicheln, Schaufeln u. s. w., kommen häufig vor, und zwar in Formen, die kaum von den jetzt gebräuchlichen abweichen. Der Umstand, daß auch diese Gegenstände oft, sowie die Schwerter, die Zeichen einer besonderen Erzeugungsstätte tragen, beweist einen sehr ausgedehnten Verkehr mit diesen Fabrikaten. Auch feinere Werkzeuge, gute Messerklingen, Pinzetten, Meißel und scherenartige Instrumente wurden in den Funden dieser Periode entdeckt. Einen wesentlichen Fortschritt aber beweisen die granitenen Mühlsteine für Mahlmühlen, welche erst in dieser Zeit statt der Quetschsteine zur Anwendung kamen. Auffällig gering ist die Zahl von aufgefundenen Schmucksachen, obwohl zu diesen auch schon Edelmetalle zur Anwendung kamen. Sehr formenreich sind die Fibelarten, von welchen einige auch Spuren von rotem Email zeigen.

Vortrefflich durch die Güte des Materials und die sorgfältige Bearbeitung sind die Tonwaren der La Tène-Periode, obwohl sie bezüglich der Form und der Dekoration hinter jenen der älteren Eisenzeit zurückstehen. Der harte, aber künstlerischer Entfaltung ungünstige Standpunkt der Brauchbarkeit beherrschte die sonst so hochentwickelte gewerbliche Produktion der Kelten fast ausschließlich. Der Vollständigkeit wegen sei auch erwähnt, daß sie schon den Salzbau in Hallstatt betrieben, ja es ist zweifelhaft, ob dies nicht schon in vorkeltischer Zeit geschah.

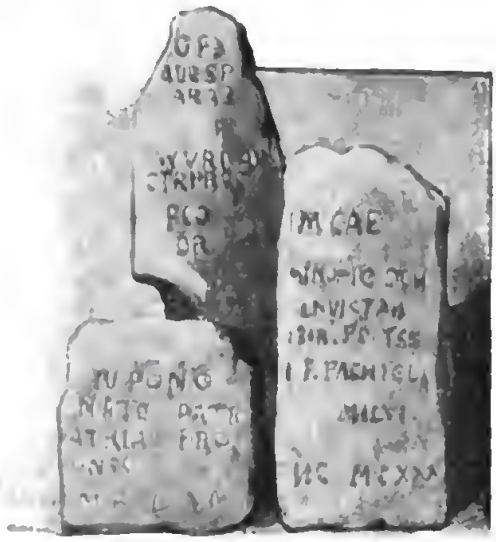
Lange blieb der Zweck der sehr häufig gefundenen offenen oder geschlossenen Ringe rätselhaft, deren geringe oder zu große Dimensionen jede Verwendung als Schmuckstück ausschlossen. Einzelne, welche sich dem Finger- oder Armumfang anpaßten und Verzierungen in filigranartigen Arabesken zeigten, konnten als Schmuck angesehen werden, bei den meisten traf dies aber nicht zu, ja es gab solche Ringe im Gewicht von mehr als zwei Pfund und wieder andere ganz kleine, die nur aus mehreren Drähten zusammengeflochten waren. Endlich erkannte man in diesen Ringen ein allgemein giltiges Tauschmittel, das erste Metallgeld der Kelten. Aus den späteren Zeiten finden sich auch bronzene, silberne und goldene Münzen, deren ziemlich rohe Prägung aber doch den Einfluß spätgriechischer oder etruskischer Münztechnik erkennen läßt. Unleugbar sind auch die an keltischen Fundstätten vorkommenden Spielwürfel mit Augen, aus Bronze, Bein und Horn, Beweise einer höheren Kultur, obwohl sie gewiß nicht als Zeugen höherer sittlicher Vollkommenheit gelten können.

Zusammenfassend sagt der oben schon zitierte ausgezeichnete Fachmann (Hoernes) über den Charakter der meisten Funde der La Tène-Periode, die im Katalog der „prähistorischen Sammlung" des Hofmuseums mit vollem Recht als Zeit der „spezifisch keltischen Kultur" bezeichnet wird: „Das meiste von den Funden aus dieser Periode ist aus Eisen und nach den Formen und Dimensionen in unserem Sinne praktisch und gut gearbeitet, was wir von den Waffen und Werkzeugen der älteren metallischen Kulturstufen nicht immer sagen konnten. Auf den Schwertklingen sind bereits Fabriksstempel angebracht. Die Verzierung tritt zurück und ebenso stellt sich das Prinzip der nackten nüchternen Brauchbarkeit in den Vordergrund. Diese Kultur streckt unserer Zeit ganz offen die Bruderhand entgegen. Der Fortschritt ist ein ungeheuerer. Der geringe Prunk der Waffen, die ehrliche Wucht der Werkzeuge, die Töpferscheibe und der Töpfer-Brennofen, die rotierende Getreidemühle, das gemünzte Geld und nicht zuletzt die Spielwürfel, leider die Lust so vieler arischer Völker, gestatten uns tiefe Blicke in diese reife Entwicklungsstufe der mitteleuropäischen Völker. Das sind keine mit Klapperkettchen und anderem Flitterschmuck über und über behängten Leute der Hallstatt-Periode mehr, keine Träger getriebener hohler Armringe und fein gravierter breiter Gürtelbleche. Man muß sie sich einander gegenüber gestellt denken in aller Verschiedenheit ihrer Komplexion und ihrer Tracht, um den ethnologischen und kulturgeschichtlichen Abstand ganz zu begreifen: den kleineren, dunklen, überdies noch tätowierten Illyrier, klingelnd und blitzend mit seiner goldhellen Bronze — und den hochgewachsenen, weißhäutigen und blondhaarigen Kelten, der nur mit einer vielleicht künstlich vergrößerten Narbe prunkt, die Schwertkette um den nackten Leib und auf Schild- und Speerschaft, wie als Schwert und an der Schließe des Mantels, den er zum Kampf abwirft, das nicht mehr gesparte veilchenfarbene Eisen, das er um Geld tauschen kann, wenn er will und das er, wie die Legende nicht unwahrscheinlich berichtet, höhnend in die Wagschale des besiegten Gegners wirft."

Zu schämen haben wir uns also dieser Vorfahren im Besitze unseres Landes nicht, wenn auch ihre Mängel an politischer Kraft und Einsicht so arg waren, daß ihre sonstige Tüchtigkeit ihren Untergang nicht abwenden, ja kaum verzögern konnte. Die Zersplitterung in einzelne Stämme, die bald allen nationalen Zusammenhang verloren, sich argwöhnisch betrachteten, in Sonderbündnisse einließen mit gemeinsamen Gegnern und auch in der Stunde der Gefahr den Zusammenschluß nicht mehr fanden — sie war die Ursache des raschen Verfalles und fast völligen Verschwindens einer so begabten und machtvollen Nation.

Die Spuren davon zeigten sich schon früh. Von Norden und Westen drangen jugendfrische germanische Völker heran, die den Kelten jenes Schicksal

zu bereiten drohten, das sie fünf Jahrhunderte früher den Thrako-Illyrikern bereitet hatten. Das rechtsrheinische Gebiet ging für die Kelten verloren, der mächtige Stamm der Bojer, die nördlich der Donau bis in das Herz des Böhmerwaldes saßen, wurde von den germanischen Markomannen verdrängt.



Römische Meilensteine. (S. 34.)

Noch blieben die norischen Kelten im Besitz des Donaulandes und der norischen Alpen unbelästigt, aber schon um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ließ sich erkennen, daß auch von hier die Gefahr nahte, die um so furchtbarer war, da sie von dem einst gedemütigten, nun aber zu gewaltiger Macht emporgewachsenen Gegner, den Römern, kam. Das Eingreifen dieses Staates in die Geschicke unserer Gegend ist aber von so großer Wichtigkeit, daß es einem besonderen Abschnitt vorbehalten bleiben muß.

Nun nur noch ein Wort darüber, daß wir der vorgeschichtlichen Periode der Keltenzeit mehr Raum gegönnt haben, als es bisher üblich war. Es ist dies nicht ohne Vorbedacht geschehen und auch nicht allein deshalb, weil dieses tüchtige Volk eine nicht unrühmliche Rolle auf dem Boden unserer Heimat spielte. Aber man sollte meinen, wenn die Sentenz richtig ist, daß die Geschichte der Vergangenheit die Lehrmeisterin für Gegenwart und Zukunft zu sein berufen ist, ließen sich gerade aus der Eigenart und dem Schicksal der Kelten sehr nützliche Lehren ziehen.

Zweites Buch.

Wien im Altertum.

Unterwerfung der Kelten durch die Römer.

Wenn die Römer vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an nach allen Seiten in Kriege mit den Nachbarvölkern gerieten, so war dies nicht bloße Eroberungssucht. Aber gegen Norden und Osten waren die staatlichen Verhältnisse in stetem Fluß, Kriege entstanden, in welche die Römer verwickelt wurden, ohne daß sie es vermeiden konnten. Hatten sie aber einmal über das alte italische Reich hinausgegriffen, so mußten sie darauf bedacht sein, sichere Grenzen zu gewinnen. Das war aber gegen den Norden, der den hochkultivierten Römern als der Inbegriff von Unwirtlichkeit erschien, nur durch Unterwerfung aller Alpenländer und den Besitz des ganzen rechten Donauufers zu erreichen.

Schon im letzten Viertel des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts entstanden Grenzstreitigkeiten der Römer mit einigen keltischen Alpenstämmen, die

zu deren Unterwerfung und zur Ausdehnung des römischen Gebietes bis zum Tagliamento führten. Während sich die römische Nachbarschaft nun den Norikern von Süden her unheimlich fühlbar machte, brach von Norden her eine noch größere unmittelbare Gefahr über sie herein. Im Jahre 114 vor Christus verbreitete sich unter den Alpenkelten und Italiern die Schreckenskunde, daß von Norden her ein wildes Wandervolk gegen den Süden heranziehe. Es waren dies Germanen — sie nannten sich Cimbern, von welchen Strabo erzählt, daß sie durch eine ungeheuere Sturmflut, welche ihre Heimat zwischen Ost- und Nordsee, im heutigen Schleswig und Dänemark verschlungen habe, zur Auswanderung gezwungen wurden. War auch die Zahl der Cimbern, die man auf 300.000 wehrhafte Männer angab, vom Gerüchte übertrieben, so erschien die Gefahr doch dringend genug, so daß die zuerst nicht direkt bedrohten Römer ein Heer unter dem Befehl des Konsuls Papirius Carbo zur Bewachung der Alpenpässe aufstellten. Die Cimbern werden als große kräftige Gestalten von echt germanischem Typus geschildert — „Männer mit den Gesichtern von Kindern und den Haaren von Greisen," meint ein römischer Bericht wegen ihrer hellen Haut- und Haarfarbe. Auch die Frauen gaben den Männern an Stattlichkeit der äußeren Erscheinung nichts nach, sie nahmen auch am Kampfe teil und wetteiferten in jener todesmutigen Tapferkeit, deren Ruf den Cimbern vorausging.

Nach einem mißlungenen Einfall in das Land der Bojer am linken Donauufer wendeten sie sich diesen Strom abwärts auf die an der Drau und Save wohnenden Skordisker und drangen dann westwärts gegen die Alpen vor, wo sie auf die von den Tauriskern herbeigerufenen Römer stießen. Nachdem angeknüpfte Verhandlungen erfolglos blieben, suchte Papirius Carbo die Cimbern durch Überraschung zu besiegen. Er überfiel 113 vor Christus die arglos Gelagerten bei Noreja, dem heutigen Neumarkt in Steiermark, erfuhr aber eine furchtbare Niederlage in diesem ersten Kampf zwischen germanischen und römischen Waffen. Die Manneszucht und überlegene Kriegskunst der Römer vermochte nichts gegen die wilde Kampfeswut der Cimbern, nur ein furchtbares Gewitter endigte das grimmige Ringen, aus dem sich nur versprengte Reste der Römer retten konnten. Nun wäre der Weg nach Süden für die Sieger frei gewesen, aber sie zogen aus unbekannten Gründen am Nordhang der Alpen nach Westen und setzten sich im Verein mit anderen germanischen Stämmen jenseits des Rheines in Gallien fest. Fast ununterbrochen währte der Kampf mit den Römern, die wiederholt schwere Niederlagen erlitten, bis der Konsul Cajus Marius im Jahre 101 vor Christus in einer furchtbaren Schlacht in der lombardischen Ebene die Cimbern bis zur vollkommenen Vernichtung schlug.

Direkt wurde unsere Gegend, die noch immer von den keltischen Azaliern bewohnt wurde, wohl nicht von diesen Kämpfen berührt, die politischen Folgen aber machten sich bald fühlbar. Die Taurisker waren unter dem Schrecken des Cimbern-Einfalles in ein Schutzverhältnis zu den Römern getreten, das diesen nicht allein einen Tribut einbrachte, sondern auch Gelegenheit bot, die vollkommene Unterwerfung aller norischen Kelten anzubahnen.

Gelegenheit dazu bot sich, als diese auch vom Osten her bedroht wurden. Seit dem vierten Jahrhundert vor Christus hatte sich ein Zweig des thrakischen Volksstammes, die Daker, im heutigen Siebenbürgen ansässig gemacht, die ihre Macht immer weiter ausdehnten. Um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts war es einem kriegerischen und staatsklugen Fürsten, dem König Boerebistas gelungen, seine Gewalt über Ungarn links der Theiß, das Banat, die Moldau und Walachei, aber nordwärts auch über die heutige Bukowina und Teile von Galizien auszudehnen. Er wußte diese Länder zu einer geordneten

ſtaatlichen Einheit zuſammenzufaſſen, die ihm die Mittel zur Verfolgung weiterer Vergrößerungspläne bot. Ein Streit zwiſchen den Skordiskern mit ihren nördlich am rechten Donauufer ſeßhaften keltiſchen Volksgenoſſen, einem Stamm der Bojer, bot 48 vor Chriſtus dem König Boerebiſtas einen Vorwand zur Einmengung. Die auch ihnen drohende Gefahr erkennend, verbündeten ſich die Noriker mit den Bojern, erlitten aber gemeinſam mit dieſen unter Führung des Bojerfürſten Kritaſir eine ſo vernichtende Niederlage, daß die Bojer ihr Land aufgaben, zu deſſen Beſiedlung mit thrakiſchen Völkern nun Boerebiſtas ſchritt. Aber auch die Skordisker wurden nach dem Zeugnis griechiſcher Schriftſteller in dieſen Kämpfen aufgerieben und verſchwanden ganz aus der Geſchichte.

Da ſich nun Boerebiſtas erſtarkt genug fühlte, wendete er ſich in einem Angriff auf Illyrien und Macedonien gegen die Römer. Deren innere Kriege hemmten die Abwehr und als Julius Cäſar ſich eben zum Zug gegen die Daker rüſtete, wurde Boerebiſtas in einem Aufruhr ſeines Heeres ermordet, ein Jahr ſpäter (44 vor Chriſtus) erlag auch Cäſar den Dolchen ſeiner politiſchen Gegner.

War auch durch den Tod des Dakerkönigs, deſſen Reich wieder in kleine Teilgebiete zerfiel, jede direkte Gefahr beſeitigt, ſo blieben doch auch diesmal die politiſchen Folgen dieſer Kriege nicht aus, die entſcheidend für das Los Norikums wurden. Zu eindringlich war den Römern die Notwendigkeit einer Grenzſicherung klar gemacht worden, als daß ſie dieſe Pflicht hätten länger verſäumen können. Octavianus, als Auguſtus der erſte Kaiſer des Römerreiches, nahm die Pläne ſeines großen Oheims Cäſar auf. Zuerſt unterwarf er ſelbſt die karniſchen Kelten und die Tauriſker, die ſich gegen die frühere Schutzmacht erhoben hatten, und auch die Bekriegung der Pannonier begann. Aber erſt im Jahre 15 vor Chriſtus wurde das Werk vollendet; in dem Feldzug eines Sommers, der die römiſche Kriegskunſt auf ihre glänzendſte Höhe ſtellte, unterwarfen die Stiefſöhne des Kaiſers Auguſtus, Druſus und Tiberius, das ganze Alpengebiet, teils nach hartem Kampf, teils durch freiwillige Unterordnung, wie es bei den Norikern der Fall war.

Erſt mit der Herrſchaft der Römer treten unſere Gegenden in den vollen Strom der beglaubigten Geſchichte und Vindomina oder wie es bald ausſchließlich in römiſchen Schriften und auf Inſchriften genannt wird, Vindobona wurde einer der weſentlichſten, wenn auch nicht der wichtigſte Stützpunkt der römiſchen Macht an den Geſtaden der Donau, die nun durch mehr als vier Jahrhunderte währen ſollte. Aber wie die ganze Beſitzergreifung dieſes Landſtriches nur um der Grenzſicherung willen geſchah, alſo um eines weſentlich ſtrategiſchen Zweckes willen, iſt auch die weitere Entwicklung in erſter Linie eine militäriſche. Im noriſchen Hinterlande erfolgte die Romaniſierung nicht ſo vollſtändig und viel langſamer, als es an der Donaulinie der Fall war, deren Bedeutung ſchon durch die erſten Maßregeln der römiſchen Kaiſer anerkannt wurde. Namentlich an der mittleren Stromſtrecke, vom Kahlengebirge bis zur Leithamündung, wo das gegenüberliegende Flachland (Marchfeld) die Sammlung größerer feindlicher Truppenmaſſen geſtattete, war erhöhte Vorſicht geboten.

Schon unter Auguſtus wurden hier zuerſt leichte Befeſtigungen aus Erdwällen angelegt, die bald an den wichtigſten Punkten in ſtabile Forts und Standlager verwandelt wurden und gewiß ſchon im erſten pannoniſchen Krieg eine Rolle ſpielten. An dieſen, der übrigens keine Entſcheidung herbeiführte und von Tiberius mehr durch Unterhandlungen mit den uneinigen Stämmen, als mit den Waffen geführt wurde, erinnert eines der koſtbarſten Kunſtwerke aus dem reichen Schatz des kaiſerlichen Hofmuſeums. Es iſt dies die weltberühmte

Gemma Augustea, der größte geschnittene Stein, welcher bekannt wurde (Abb. S. 24). Die zweifärbige Onyxplatte zeigt eine in zwei Streifen zerfallende friesartige Darstellung, die sich auf den im Jahre 13 nach Christus in Rom gefeierten „pannonischen Triumph" des Tiberius bezieht, der dann ein Jahr darauf als Nachfolger des Augustus den Thron bestieg. Der obere Streifen zeigt Augustus auf Trophäen sitzend und mit dem Augurenstab in der Hand, neben der Gestalt der Roma. Über dem Kaiser ist der Steinbock angebracht, in dessen Himmelszeichen er geboren wurde, zu seinen Füßen sitzt ein römischer Adler. Von einem Siegeswagen steigend, begrüßt Tiberius, von seinem Neffen Germanicus begleitet, den Kaiser. Auf der anderen Seite stehen allegorische Figuren von Himmel und Erde (coelus und tellus), während ein Genius der Menschheit (oekumene) den Kaiser bekränzt. Im unteren Streifen, der kulturgeschichtlich interessanter ist, zeigt die Darstellung die Aufrichtung eines Siegeszeichens (tropaeon) durch römische Soldaten; in einem Schild ist der Skorpion, das Nativitätsgestirn des Tiberius, angebracht. Von der Seite werden Kriegsgefangene herbeigeschleppt. Dieses köstliche Kunstwerk wird mit großer Wahrscheinlichkeit dem berühmten griechischen Steinschneider Dioscorides zugeschrieben. Seine Herkunft läßt sich bis in das dreizehnte Jahrhundert verfolgen, da es schon 1246 in einem Inventar des Domschatzes von Toulouse vorkommt; König Franz I. von Frankreich wollte es 1533 bei einer Begegnung in Marseille dem Papst Clemens VII. zum Geschenk machen, da er ihn jedoch verfehlte, behielt er es für sich selbst. Nach der Plünderung der Schatzkammer von Fontainebleau in den Kriegen der Fronde kam die kostbare Camée in Privatbesitz und wurde von dem kunstsinnigen Kaiser Rudolf II. für seine berühmte Raritätenkammer in Prag um 12.000 Dukaten angekauft.

Allzu schwer wurde den Römern die Unterwerfung all der zahlreichen keltischen Stämme nicht gemacht, die sich gegenseitig viel fremder und sogar feindseliger gegenüberstanden, als dem gemeinsamen Gegner. Namentlich die Noriker fanden sich, wie sie ohne Kampf zur Unterwerfung geschritten waren, nun auch rasch mit der neuen Herrschaft ab. Keiner der unterworfenen norischen Stämme benützte einen der häufigen günstigen Anlässe während der pannonischen Kriege, um sich gegen die Römer aufzulehnen, obwohl ein solcher Aufstand im Rücken der kämpfenden Heere von den furchtbarsten Folgen für die Zwingherren hätte sein können. Im Gegenteile waren gerade die Noriker von den römischen Quästoren nicht allein als gute Steuerzahler geschätzt, sondern auch als Soldaten sehr beliebt. Bald findet man sie nicht bloß unter den Auxiliis, den aus außeritalischen Soldaten gebildeten Truppen, sondern auch in den Legionen und der Garde, ja später verwendet man sie sogar in Vertrauensstellungen und Noriker dienen unter den Spectatores (Ordonnanzen), wie unter der römischen Polizei (Vigiles).

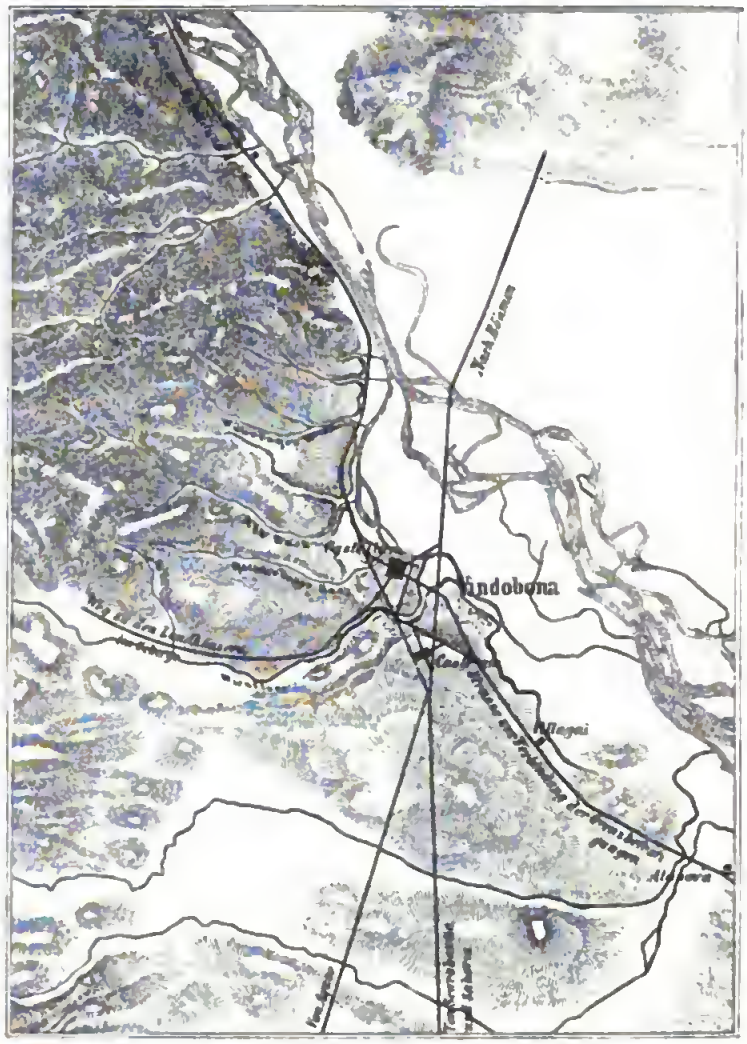
Allerdings gingen die Römer mit großer Klugheit vor, indem sie dem „Königreich Noricum" eine weitgehende Autonomie einräumten und die Romanisierung der natürlichen Gewalt der Tatsachen überließen, ohne mit Härte aufzutreten.

Römische Befestigungen und Straßenanlagen in Noricum.

Wie die Sorge um die Sicherheit der Grenze die Besitzergreifung des Donaulandes verursacht hatte, so beeinflußte dieser rein militärische Zweck auch alle späteren Maßregeln.

Eine ganze Reihe von römischen Befestigungen deckten oberhalb und unterhalb von Vindobona die Donaulinie. Bei Lentia (Linz) war ein Fort auf dem

beherrschenden Schloßberg, von Wallsee wird uns berichtet, daß dort Abteilungen der X. und I. Legion standen, ebenso war ein Posten an der Ybbsmündung (ad pontem Ises) und bei Arelape an der Erlafmündung war ein ziemlich ansehnliches verschanztes Lager. Auf dem steilabfallenden Melkerfels beherrschte ein Fort die Donau und auch an der Pielachmündung befand sich ein solches. Bei Fabianis (dem heutigen Mautern) war eine ansehnliche Be-

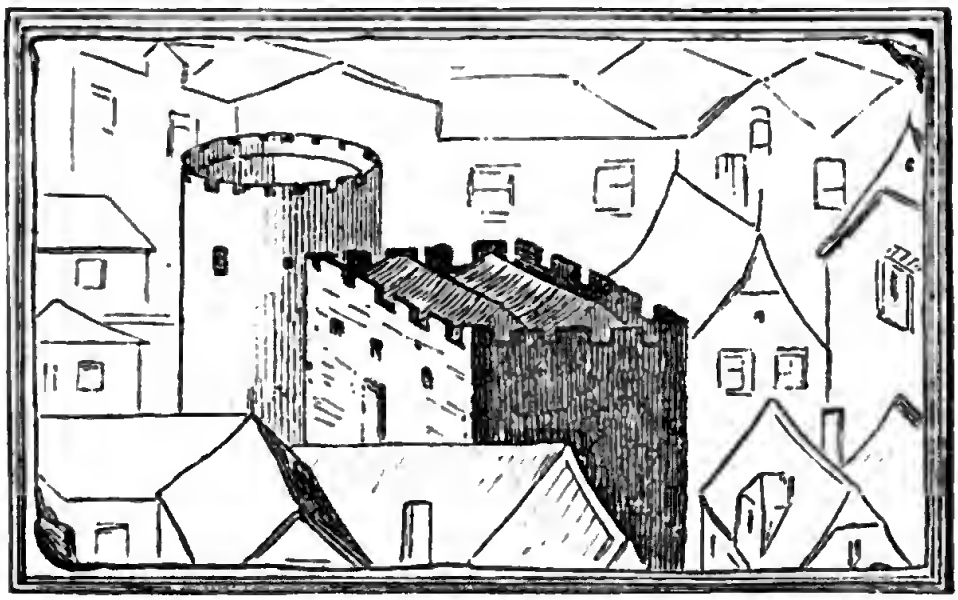


Römische Straßenanlagen in der Umgebung von Vindobona (nach Hauslab.) (S. 35.)

satzung, darunter auch milites Liburnarii, deren Name von liburna = Kahn kommt, also etwa eine Truppe gleich den jetzigen Pionnieren andeutet. Auch auf dem Göttweiherberg stand ein als Warte dienendes Kastell und an der Mündung der Traisen (Tricemum beim heutigen Traismauer) und bei Tulln (Comacia oder Comagena) sorgten militärische Bauten mit Besatzungen für die Sicherheit des Tullnerfeldes. Am Fuß des Wienerwaldes treffen wir bei Citium (Zeiselmauer) ein Kastell, dessen viereckige Mauernanlage noch im achtzehnten Jahrhundert bestanden haben soll. Daran reihte sich Astura an Stelle des heutigen Kloster-

neuburg und nun kam Vindobona, das den Mittelpunkt dieser kleineren Werke bildete und an das sich donauabwärts die Befestigungen bei Alanova (Schwechat) und Aquinoctium (Fischamend) schloßen, welche beide der Bodenbeschaffenheit entsprechend für Reiterbesatzungen bestimmt waren und die Verbindung zwischen Vindobona und Carnuntum, dem wichtigsten Punkt der Donaulinie, zu schützen hatten. Ein anschauliches Bild der mittleren Donaustrecke gibt das Bruchstück einer Straßenkarte (Abb. S. 25), aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, das der berühmten in der Hofbibliothek verwahrten Peutingerschen Tafel entnommen ist.

Welche Wichtigkeit die Römer der unteren Donaustrecke von Vindobona bis Carnuntum beimaßen, geht daraus hervor, daß sich hier im Bereiche eines starken Tagesmarsches zwei große Standlager und mehrere kleinere Posten befanden, während sich donauaufwärts im Gebiete von fünf Tagesmärschen nur ein Standlager befand. Die Stromstrecke zwischen Wienerwald und Leitha,



Römische Bauten am Ruprechtsplatz. (S. 36.)

deren Mittelpunkt Vindobona war, erscheint also als Angelpunkt der römischen Aufstellung, in welcher zu Zeiten 20.000 bis 25.000 Mann konzentriert waren, wovon etwa 10.000 auf das Standlager von Vindobona kamen.

Übrigens war diese Donaulinie auch noch durch eine Reihe von rückwärts gelegenen festen Plätzen ganz im Sinne der modernen Festungsstrategie, wie sie namentlich von den Franzosen angewendet wird, verstärkt. Abgesehen von Bregaetium (in der Nähe von Komorn), das eine ziemlich starke Festung mit einer Legionsbesatzung war und die Aufgabe hatte, die rechte Flanke zu sichern, lagen in Pannonien noch römische Befestigungen bei Mutenum (Bruck an der Leitha), Scarabantia (Ödenburg) und Sabaria (Steinamanger), die bestimmt waren, als zweite Linie zur Verstärkung der Donaustellung zu dienen. Namentlich Sabaria war sehr ansehnlich und von hoher Bedeutung, da es eine am Plattensee vorüberführende Straße nach Noricum (in die heutige Steiermark) beherrschte.

Strategischen Scharfblick und große Erfassung natürlicher Bedingungen wird man den Begründern und Ausgestaltern dieser Verteidigungslinie nicht

absprechen können, namentlich Kaiser Vespasian, der von 69 bis 79 nach Christus regierte, tat für die Verstärkung der Donaufestungen sehr viel. Er hatte deren Wert kennen gelernt, als die Markomanen die durch das Auftreten der Gegenkaiser Galba, Otho und Vitellius ausgebrochenen Wirren zu einem Einfall in Pannonien benützen wollten, aber an der Grenzbewachung scheiterten. Er schuf die Standlager in Carnuntum und Vindobona, verstärkte deren Besatzungen und schuf die Donauflottille, deren Hauptstapelplatz Carnuntum war. Es konnte aber, solange die Stromstrecke zwischen der Leitha und dem Kahlengebirge dem Befehlshaber von Noricum, die südliche bis Aquincum reichende aber jenem von Pannonien unterstand, von einer einheitlichen Leitung keine Rede sein. Das sah Vespasian, den der strenge Tacitus „einen ganzen Kriegsmann" nennt, sehr bald ein und vereinigte im Jahre 70 die ganze Stromstrecke mit Pannonien. Eine weitere Folge dieser Maßregel war dann der gleichfalls von Vespasian verfügte Ausbau der großen pannonischen Straße bis an die Donau, die 143 nach Christus vollkommen umgebaut wurde und die Herstellung einer fünf Meilen langen Uferstraße zwischen Carnuntum und Vindobona, die dann unter Kaiser Hadrian bis Lauriacum (Lorch) fortgesetzt wurde.

Noch heute erregen die römischen Straßenbauten, wo sie erhalten sind, die Bewunderung der Kenner durch ihre geschickte und dauerhafte Ausführung, die fast ausnahmslos in den Händen der Befehlshaber lag und von den Soldaten besorgt wurde, wie sie ja auch in erster Linie militärischen Zwecken zu dienen hatten. Nach sorgfältiger Vermessung wurde der Boden soweit aufgegraben, bis man auf festen Grund kam. Darauf kam eine Lage geschlagener Steine und Ziegeltrümmer und dann eine Schicht von nassem Lehm, Kalk und Sand, die festgestampft wurde. Auf diese Unterlage kam dann erst das Straßenpflaster, das aus behauenen Steinen und Quadern bestand, deren Fugen mit einem verbindenden Mörtel ausgefüllt wurden. Die Entfernungen wurden durch Meilensteine angegeben, die aber auch außerdem oft andere Inschriften, Denksprüche und Erinnerungen an hervorragende Männer oder bedeutende Ereignisse enthielten. Unsere Abbildung (S. 28) bringt solche römische Meilensteine. Als Maß diente den Römern die Millie, welche 1000 Passus (Schritte) zählte. Ein Passus hatte 1·597 Meter, was für die Durchschnittslänge eines Schrittes jedenfalls zu viel ist, eine Millie zu 1·597 Passus hatte folglich etwas mehr als $1^1/_2$ Kilometer. Solange es möglich war, legten die Römer ihre Straßen in möglichst geraden Linien an, wobei sie auch starke Steigungen nicht scheuten. Sie hatten vom militärischen Standpunkt aus, dem sie in den neuerworbenen Provinzen alles unterordneten, in erster Linie die Raschheit der Truppenbewegungen im Auge. Eine spätere Zeit mußte auch den Bedürfnissen des Güterverkehrs Rechnung tragen, welcher zu große Steigungen verbot und zu deren allmählicher Überwindung bedeutende Umwege einschlagen mußte. Auf dem Boden von Wien wurden anläßlich der Stadterweiterungsbauten vor dem Kärntnertor zwei Überbleibsel römischer Straßenbauten aufgefunden, die zu den nach Süden führenden Linien gehören mußten.

Als eine der wichtigsten Grenzfestungen war Vindobona von mehreren Hauptstraßenzügen berührt. Von besonderer militärischer Bedeutung war die Heeresstraße längs der Donau, welche vom Tullnerfeld herab wahrscheinlich von Fabianis (Mautern) oder Tulln (Comagena), an Klosterneuburg und Nußdorf vorüber, über das Terrain des Bürgerversorgungshauses und des heutigen Maximiliansplatzes in die Richtung der Wipplingerstraße einbog, das Standlager durchschnitt und dann über die Landstraße und Simmering wieder das rechte Ufer des Stromes erreichte, um Schwechat, Fischamend zu berühren und bei

Hainburg (Carnuntum) zu enden. Eine zweite wichtige Straße führte vom Standlager über die Bräunerstraße, den Josefsplatz und die Gumpendorferstraße nach Süden, wo sie auch Baden (Aquae), dessen Quellen schon von den Römern geschätzt wurden, berührte. Außer diesen wesentlich militärischen Straßen soll noch eine auf dem Maximiliansplatz abzweigende über die Herrengasse, Augustinerstraße, Schwarzenbergplatz und Rennweg geführt haben, welche sich ungefähr bei der bestandenen Marxerlinie mit der Reichsstraße vereinigte und mehr dem internen Verkehr diente. Nach einer anderen Auffassung (Abb. S. 32), welche wesentlich militärische Gesichtspunkte im Auge behält und von dem hochgelehrten Forscher Feldzeugmeister Ritter von Hauslab herrührt, wäre die Straße nach Süden von einer auf der Höhe des heutigen Belvedere gelegenen Befestigungsanlage ausgegangen und hätte sich hier in zwei Äste geteilt, deren westlicher nach Aquae, deren östlicher nach Scarabantia und Sabaria geführt hätte, aber auch nordwärts nach Überschreitung der Donau in das Marchfeld führte. Auch eine zu den Ziegeleien und Ansiedlungen am rechten Wienufer führende Straße wird angenommen. Welche dieser Annahmen richtig ist, wird sich bei dem fast völligen Mangel an Überresten der römischen Straßenbauten in und um Wien wohl nie mit Sicherheit entscheiden lassen; doch ist namentlich nicht zu verkennen, daß besonders die nach Sabaria führende Straßenlinie bei der Wichtigkeit dieses Ortes und als Verbindungslinie mit Unterpannonien nicht wohl anzuzweifeln ist.

Das römische Standlager Vindobona.

Wenn wir uns nun zur örtlichen Situation des römischen Vindobona wenden, so müssen wir den Lesern die Konfiguration des Bodens, wie sie selbst heute noch unter den verschiedenen Bauten ganz gut zu erkennen ist, in das Gedächtnis rufen. Nahe vom südlichen Steilabfall des Kahlengebirges, der durch die sogenannte „Nase" des Leopoldsberges markiert ist, erhebt sich unter Nußdorf ein Hügelrücken, der die höher liegenden Teile der früheren Vororte Heiligenstadt und Oberdöbling trägt, sich auch im engeren Gemeindegebiete längs der Nußdorfer- und Währingerstraße fortsetzt, von welchen beiden das Terrain steil gegen den Donaukanal abfällt. In den neueren Stadtteilen sind die Spuren dieser Bodenschwelle durch Planierungen verwischt, betreten wir aber von dieser Seite den ältesten Teil Wiens, so fällt sofort wieder der mit der Wipplingerstraße und dem Salzgries parallel laufende Höhenrücken auf, der sich durch die Stiegen und steilen Gassen verrät, jenseits der Stubenbastei wieder infolge von Planierungen verschwunden, im III. Bezirk aber namentlich im Gebiete der ehemaligen Vorstadt Erdberg deutlich wahrzunehmen ist. Dieser vom Donaukanal, der aber früher auch viel näher der Stadt floß, aufsteigende Steilabhang bildete nun ein ausgedehntes Plateau von natürlicher Stärke, welches gegen Norden noch durch den Strom geschützt wurde und eine ungehinderte Übersicht des jenseitigen Ufers erlaubte.

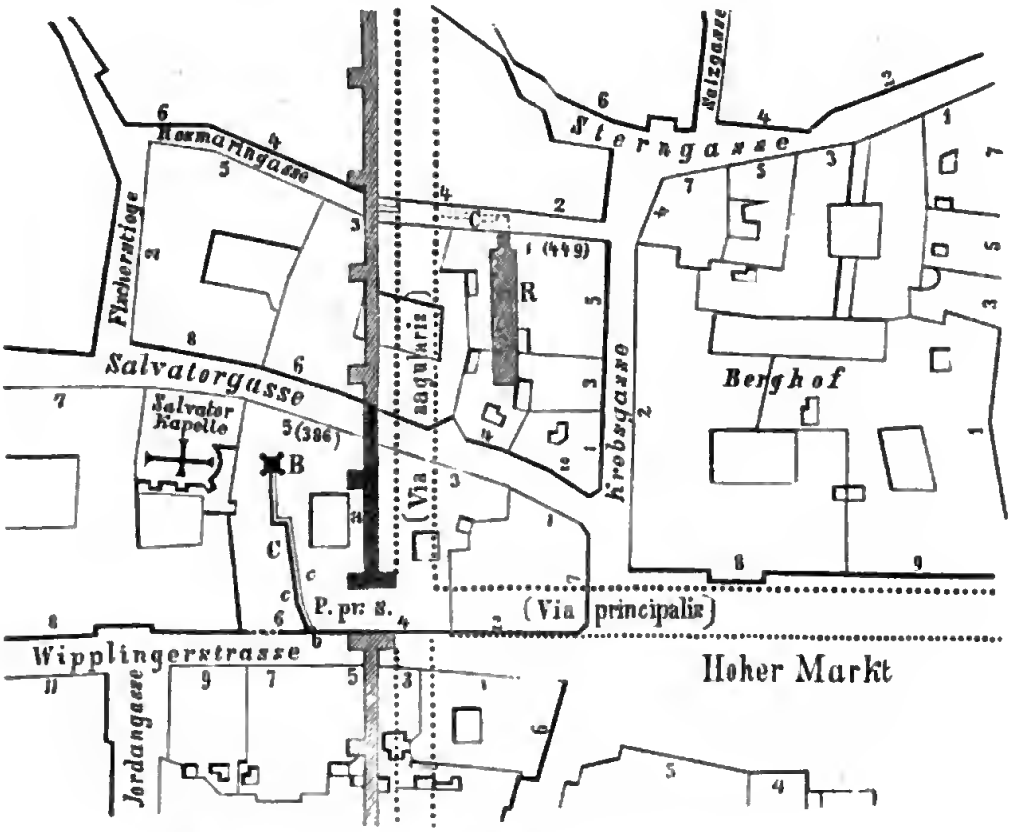
Diese Lokalität bot sich den Römern ganz von selbst zur Anlage ihrer Befestigungen, ganz abgesehen, daß die wohl schon ziemlich ansehnliche Keltenniederlassung Vindomina einen gewissen Anhaltspunkt bot. Daß die ersten römischen Anlagen, welche in die Jahre 40 bis 50 nach Christus fielen, auf jenem Teil der Inneren Stadt entstanden, welcher sich ober dem Steilarm der Donau erhob, das ist selbstverständlich und wird auch allgemein zugegeben. Als Kern dieser Anlage betrachtet man die nördlich vom Hohen Markt gelegenen Stadtteile, die links von der Krebs-, rechts von der Preßgasse begrenzt wurden und deren Mittelpunkt der frühere „Berghof" an Stelle des Palais Sina am

Hohen Markt bildete. Unzweifelhaft war der Berghof eine der älteſten Baulichkeiten von Wien und der um 1300 lebende Chroniſt Jans Enenkel oder Jans von Wien berichtet ſchon davon, „in Wien war einſt eine Heidenſchaft und es wohnten gar wenig Leute da, nur einen Hof gab es, und es war ein Heide, der ſein wartete, der Hof ward „Perichhoff“ genannt, er iſt noch manchem wohl bekannt.“ Nun ſoll der Tradition und Sage, wenn ſie ſich offenbar mit der Wahrheit und Möglichkeit in Widerſpruch ſetzt, durchaus nicht das Wort geredet werden, aber thöricht wäre es, ihren Wert auch in Fällen zu verkennen, wo ſie in den Tatſachen eine Stütze findet. Das hohe Alter des Berghofs hängt ſehr wahrſcheinlich mit den erſten Anlagen der Römer, die ja auch im chriſtlichen Sinne Heiden waren, zuſammen. Und unweit davon am Ruprechtsplatz ſtanden noch im ſechzehnten Jahrhundert zwei turmartige Bauten, die, wenn ſie nicht aus der Römerzeit ſtammten, doch der ganzen Anlage nach gewiß auf den Trümmern ſolcher Bauten entſtanden, die von den Römern errichtet wurden, ja man möchte meinen, man hätte es hier mit einer jener Warten zu tun, die als Specula von römiſchen Schriftſtellern erwähnt werden und zur Überwachung der Grenzgebiete dienten. (Abb. S. 33.)

Im übrigen iſt die erſte Anlage und die Ausgeſtaltung des römiſchen Vindobona noch nicht ganz geklärt und Gegenſtand eines ziemlich lebhaften gelehrten Streites geweſen. Je nachdem man mehr die allerdings ziemlich ſtreng eingehaltenen Normen des römiſchen Lagerbaues auch für Vindobona zugrunde legte oder die ſpeziellen Terrainverhältniſſe als maßgebend vom militäriſchen Standpunkt aus annahm, kam man zu weſentlich verſchiedenen Auffaſſungen. Die Zahl der Funde iſt zu unbedeutend und dieſe ſind nicht ausgedehnt genug, um aus ihnen ein Bild des römiſchen Vindobona konſtruieren zu können, wie es teilweiſe mit Carnuntum der Fall iſt. Wir folgen daher der jetzt ziemlich allgemein anerkannten Auffaſſung des Dr. Friedrich Kenner, der ſich um die Aufhellung der römiſchen Vorzeit Wiens weſentliche Verdienſte erworben hat. Er nimmt an, daß nach den Geſetzen des römiſchen Lagerbaues auch die erſte Anlage von Vindobona die Form eines länglichen Rechteckes hatte, deſſen nördliche Schmalſeite von der Fiſcherſtiege bis zum Beginn der Seitenſtettengaſſe reichte. Die Rückſeite nach Süden lief von der ehemaligen Brandſtätte bis zum Schönbrunnerhaus unter den Tuchlauben. Die weſtliche Längenſeite lief parallel mit den Tuchlauben und dann die Wipplingerſtraße durchſchneidend bis zur Fiſcherſtiege, die öſtliche längs der Rotgaſſe, deren beide Häuſerreihen die ſpätere doppelte Ummauerung des Standlagers bezeichnen, während der eigentliche Straßengrund den ſchmalen dazwiſchen liegenden Wallgang bildete.

Nach römiſchem Lagergeſetz mußte die Hauptſeite dem gefährdeten Punkt, in Vindobona alſo der Donau, zugekehrt ſein. Wurde dieſer Grundſatz auch in dieſem Falle befolgt, ſo lag das Prätorium, gewiſſermaßen das Hauptquartier, etwas rückwärts vom Hohen Markt, wie auch die Inſchrifttafel am Palais Sina annimmt, wobei noch zu berückſichtigen iſt, daß in der Nähe überdies im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Überreſte eines Hypocauſtums aufgegraben wurden, einer unterirdiſchen Warmluftleitung für Bäder, wie ſie bei den Römern häufig bei öffentlichen Bauten vorkamen. Die Straßenanlagen innerhalb dieſes Raumes verſinnlicht unſer Plan (S. 37). Sie wurden von den Römern ſehr bezeichnend „Lagerwege“ benannt, womit die durchaus nach militäriſchen Grundſätzen geſchehene Einteilung treffend betont iſt. Die Hauptſtraße (via principalis) lief von einer Längenſeite zur anderen und teilte den von Mauern umſchloſſenen Lagerraum in zwei ungleiche Teile, nämlich in jenen der praetentura (vorderen) und der retentura (rückwärtigen), welch letzterer der gefährdeten Seite zugekehrt war und die wichtigſten Bauten enthielt. An beiden Enden der Straße waren Tore

angebracht, die Porta principalis dextra (rechts) und sinistra (links). Man glaubt in einzelnen Mauerresten, die bei den Häusern Salvatorgasse 5 und Wipplingerstraße 6 aufgefunden wurden, Reste der römischen Umfassungsmauer gefunden zu haben. Auf unserem Plan ist der Lauf dieser Mauern durch eine Schraffierung angezeigt, die Fundstellen sind durch dunklere Färbung angedeutet, wobei auch die Stelle der Porta principalis sinistra ersichtlich ist, während die punktierte Linie den Lauf der via principalis angibt, welche den Hohen Markt durchschnitt, woraus sich am heutigen Lichtensteg die Porta principalis dextra ergibt. In dieser Hinsicht trifft das Wort Hauslabs zu, obwohl seine Forschungen,



Älteste Straßenanlage im Standlager von Vindobona.

die nur den militärischen Standpunkt verfolgten, zu wesentlich anderen Resultaten kamen: „Städte schreiben ihre Baugeschichte durch Gebäude und Straßen auf den Erdboden. Häuserparzellen, Gassen und die Richtung ihrer Linien sind die Buchstaben dieser Schrift; auch sie sind archäologische Funde, wie Gräber und Meilensteine, für den Kundigen, der ihre Bedeutung richtig erfaßt."

Eine zweite Straße — via praetoria — durchschnitt die römischen Lager in der Längenrichtung, teilt also mit der via principalis dieses in vier Teile. An ihren Endpunkten lagen die Porta praetoria und Porta decumana, letztere dürfte im ältesten Vindobona auf dem Terrain des Trattnerhofes, erstere an der Mündung der Seitenstettengasse gelegen sein.

Das wichtigste Gebäude des römischen Standlagers war das Prätorium, das in der via principalis stand und in Vindobona von der XIII. Legion erbaut,

von der X. erneuert wurde. Hier, wo später gewiß auch reicherer architektonischer Prunk angewendet wurde, war gewissermaßen das Hauptquartier, der Mittelpunkt des militärischen Lebens, das hier an der Grenze auch von höchstem Einfluß auf jedem anderen Gebiete war. Vor dem Prätorium, wo der Befehlshaber und die höheren Offiziere wohnten, stand in der Mitte das Groma, eine Säule zur Bestimmung der Himmelsgegenden, nach welcher die Anlage der Hauptstraßen geschah und die auch meist eine Sonnenuhr enthielt — kümmerliche Vorläufer unserer beleuchteten öffentlichen Uhren. Aber hier stand auch das Auguratorium, der Altar, an welchem der Feldherr vor dem Beginn wichtiger Unternehmungen die Opfer darbrachte und die Auspicia abhielt, jene Beobachtungen natürlicher Dinge und Vorgänge, wie z. B. der Eingeweide der Opfertiere, des Vogelfluges u. s. w., nach welchem der Ausgang dieser Unternehmungen prophezeit wurde und die natürlich immer in dem gewünschten Sinne lauteten. Ebenso stand hier das Tribunale, von dem aus der Feldherr vor dem Ausmarsch seine anfeuernden Ansprachen an die Soldaten hielt, auf dem er aber auch, da er ihr oberster Gerichtsherr war, über die Verbrechen und Vergehen der Legionäre zu Gericht saß.

Jenseits der via principalis dehnte sich meist das Forum aus und hier trifft die Ortsbestimmung mit dem Hohen Markt entschieden zusammen, da die älteste bekannte Bezeichnung im Mittelalter, in alto foro, gewissermaßen eine Brücke zwischen Vindobona und dem heutigen Wien schlägt. Die rückwärtige Front des Forums von Vindobona dürfte der Linie der heutigen Landskrongasse entsprochen haben und auch die Länge gleich sein. Das Forum (Markt) war ein geräumiger, von Gängen, Buden und Hallen umsäumter Platz, der zu den außermilitärischen gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Soldaten diente. Hier fanden sie sich zum kameradschaftlichen Verkehr, zu Beratungen und zu gemeinschaftlichen Spielen zusammen; die Buden der Krämer, welche aber nicht allgemein zugänglich waren selbst für die im späteren Municipium — der Zivilstadt — wohnenden Kaufleute, sorgten für die alltäglichen Bedürfnisse der Legionäre. Meist war am Forum auch das für die Soldaten bestimmte Bad gelegen und es scheint, daß dies auch in Vindobona der Fall war, da man im Jahre 1864 bei Ausgrabungen an der Front des Hohen Marktes nächst der Landskrongasse auf Reste einer Heißluftheizung (Hypocaustum) stieß, die zum Schwitzbad der Legionäre gehören mochte. Noch gehörte zum Forum als wesentlicher Teil das Quaestorium, das Gebäude, in welchem die kaiserlichen Finanzbehörden des Standlagers ihren Sitz hatten, die Schatzkammer des Lagers, das Depot, in welchem erforderlichenfalls auch die Legionäre ihre besseren Habseligkeiten, Kriegsbeute und Barvorräte verwalten ließen. Hier wurden die Staatsgelder verwahrt, aber es gab in diesem Bau auch Räume, in welchem fremde Gesandte untergebracht oder gestellte Geiseln verwahrt wurden.

Daß man von diesen öffentlichen Bauten keine Spur fand, ist bei deren vorauszusetzender Festigkeit allerdings verwunderlich. Weniger ist dies bei den Kasernen der Soldaten der Fall, die in gemeinsamen Ansiedlungen wohnten, auch wenn sie verheiratet waren, da diese Baulichkeiten, wie römische Schriftsteller berichten, nur selten aus Ziegeln, sondern aus Fachwerk, also aus zwischen Balken festgestampftem Lehm errichtet wurden.

Aus dieser ersten Anlage von Vindobona, die sich bis in das Jahr 70 nach Christus erhielt, wurde nur ein Denkmal gefunden, nämlich beim Ausbau der Umwallungen im sechzehnten Jahrhundert nahe dem Schottentor ein Votivstein, der als in die Zeit um 50 nach Christus gehörig bestimmt wurde. Leider befindet er sich nicht mehr in Wien; ursprünglich kam er in den Besitz des kunstsinnigen kaiserlichen Baumeisters Hermann Schalautzer, der mit Laz im Jahre

1560 ein selten gewordenes Werk über die in Wien gefundenen römischen Monumente herausgab, später befand er sich in der seinerzeit berühmten archäologischen Sammlung des Freiherrn von Beck in Kaiser-Ebersdorf, ging aber dann wie manches andere hoch interessante Denkstück in das Ausland und befindet sich heute im Garten der Villa Mediei in Rom.

Durch die Verdoppelung der Garnison unter Kaiser Vespasian um 70 nach Christus war eine Erweiterung der Castra stativa unabweisbar geworden. Da die Grenzen gegen Norden und Osten durch die Donau und das Terrain unverrückbar gegeben waren, konnte ein Hinausrücken der Mauern nur gegen Süd und West erfolgen. Durch diese Erweiterung wurde nach den Aufstellungen Dr. Kenners die geometrische Konfiguration des Standlagers nicht verändert, nur wurde die östliche längs der Rotgasse laufende Mauer bis zum Stock im Eisen-Platz verlängert und lief dann längs der nördlichen Häuserreihe (Trattnerhof) des Grabens bis zur Naglergasse, um von hier parallel mit der Seitzer- und Kurrentgasse zur Donau zu ziehen, wo sie sich in der Nähe der Fischerstiege an die nördliche Front anschloß. Damit war nach Dr. Kenner die Ausgestaltung des Standlagers abgeschlossen und im großen und ganzen stimmen in Bezug auf die endgültige Ausdehnung auch die Ergebnisse anderer Forschungen überein, wenngleich manche noch Teilerweiterungen annehmen, die sogar bis in die Zeit des Kaisers Mare Aurel reichen sollen.*)

Im großen und ganzen fanden diese Forschungen auch durch die neuesten Funde von baulichen Überresten aus der Römerzeit, die anläßlich der größeren Regulierungen in der Inneren Stadt gemacht wurden, ihre volle Bestätigung. Von besonderem Interesse erweisen sich die Ausgrabungen im unteren Teile der Rotenturmstraße und Am Bergl, weil dadurch Aufschlüsse über den Lauf und die Anlage der römischen Umfassungsmauer gegeben waren. Deutlich war noch zu erkennen, daß sich vor den Mauern ein mit rampenartigen Aufgängen versehener Graben hinzog, dessen Sohle 10 Meter tief unter dem heutigen Straßenniveau lag. Die konische Form der hier allerdings zerstreut und abgestürzt vorgefundenen Steine von der Umfassungsmauer bestätigen die bisherige Annahme, daß die vier Ecken des Standlagers mit runden Vorbauten versichert waren. Man stützte diese Hypothese bisher nur mit der sich abrundenden Form der Häusergruppen an den zwei gegen Süden gelegenen Ecken jenes Raumes, der vom vergrößerten Standlager eingenommen wurde, also am Graben- Stock im Eisen-Platz, Naglergasse-Heidenschuß. Aus der Form der Am Bergl gefundenen Steine läßt sich mit ziemlicher Sicherheit die Größe des dortigen runden Vorbaues berechnen, der bis hart an das Donauufer gereicht haben muß. Aus der Anlage des Grabens und der Rampen Am Bergl ist auch mit Sicherheit zu schließen, daß ersteres gegen außen durch eine Palisadenreihe geschlossen war, wodurch wieder jene Annahme bestätigt wird, daß der Lauf der heutigen Rotgasse dem Raum zwischen der Umwallung und der den Graben abschließenden Palisadenreihe entspricht. Ein Am Bergl gefundener Schlußstein hat die Inschrift: „Leg XIII. G. M. Anni. Rufi", woraus zu entnehmen ist, daß dieser Teil der Umwallung Vindobonas von Soldaten der XIII. Legion unter dem Centurio Annius Rufinus, also im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts nach Christus erbaut wurde. Von kaum geringerem Interesse sind die Ausgrabungen bei den Bauten in der Naglergasse, durch welche ein großer Teil der nach Westen ge-

*) Es ist rühmend anzuerkennen, daß angesichts der Regulierungsbauten in der Inneren Stadt von der Gemeindevertretung Vorsorge für die sich dabei ergebenden Funde getroffen wurde. Den eifrigen und sachkundigen Bemühungen des mit der Überwachung betrauten Herrn Nowalski de Lilia ist es gelungen, schon manche wichtige Aufschlüsse über die Vorzeit Wiens zu gewinnen und interessante Funde sicherzustellen.

richteten römischen Umwallung bloßgelegt wurde. Durch die hier gemachten Funde erhält auch die Annahme eine Bestätigung, daß der 1730 beseitigte, zwischen Nagler- und Bognergasse gestandene Peiler- oder Peirerturm auf den Fundamenten römischer Befestigungsbauten stand.

Die späteren Ausgestaltungen betrafen nach Dr. Kenner nicht mehr das Standlager, sondern jenen Teil von Vindobona, der dem bürgerlichen Leben angehörte und allerdings aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden, schon unter Kaiser Hadrian zu solcher Bedeutung emporwuchs, daß die Erhebung zu einer anerkannten Gemeinde (civitas, municipium) erfolgte. Daß diese bürgerliche Stadt in engem Anschluß an das Standlager entstand,

Das Heidentor bei Petronell. (S. 43.)

ist selbstverständlich, und Dr. Kenners Ansicht, daß sie sich westlich vom Standlager befand und jenen Teil des Plateaus einnahm, der noch heute vom Tiefen Graben begrenzt ist, wird sich wohl kaum anfechten lassen. Die wahrscheinlichen Grenzen liefen nach Dr. Kenner längs der Naglergasse bis zu deren Mündung auf den Heidenschuß, bogen dann nördlich ab, um längs des Tiefen Grabens den Steilrand des Plateaus zu erreichen, wo der Anschluß an das Standlager längs des Salzgries hergestellt wurde. Allerdings wird diese Lage des Municipiums durch keine bedeutenden Funde bestätigt, nur indirekt findet diese Annahme eine Stütze darin, daß in südlicher Richtung, sowohl der heutigen Herrengasse entlang, als gegen die Wieden zu, Gräber aus der Römerzeit gefunden wurden. Da nun nach römischem Gesetz Gräber nur außer der Stadt angelegt werden durften, ist für diese nur das nordwestliche Plateau der Inneren Stadt

als Standort anzunehmen. Die erwähnten Gräberfunde dienen aber als Bestätigung der oben erwähnten Straßenzüge, da es römischer Sitte entsprach, den Landstraßen entlang die Gräber anzulegen. Zahlreiche Gräberfunde am Neuen Markt und in dessen Umgebung lassen vermuten, daß in dieser Gegend ein besonderer Begräbnisplatz für die römischen Soldaten bestand. Auf Grund einiger Funde und der großen Straßenzüge läßt sich vermuten, daß an Stelle der sogenannten „Hohen Brücke" eine Überwölbung des Tiefen Grabens schon in römischer Zeit stattfand und hier die von Nordwesten kommende Straße in die bürgerliche Stadt eintrat und diese durchschneidend in die via principalis des Standlagers mündete. Ein anderes Tor dürfte nach der noch heute erkennbaren Konfiguration in der Verlängerung vom Heidenschuß an der stumpfen Ecke der Naglergasse gestanden haben. Hier liefen die von Westen und Süden kommenden, für den Warenverkehr wichtigen Straßen zusammen und unweit davon lag das Forum, der öffentliche Marktplatz der Munizipalstadt an Stelle des heutigen Platzes „Am Hof". Es ist als sicher anzunehmen, daß die Baulichkeiten der bürgerlichen Stadt weit weniger stattlich, die Straßen enger und weniger regelmäßig waren, als jene im Standlager. Berücksichtigt man dies, so wird die Bevölkerung immerhin auf mindestens 6000 Einwohner geschätzt werden können, wobei indessen nicht zu übersehen ist, daß sich nach mehreren Richtungen auch außer der von Mauern umschlossenen Stadtteile offenbar bürgerliche Ansiedlungen befanden, wie Funde am heutigen Maximilianplatz, in der Richtung gegen die Wieden, die Beatrixgasse und den Rennweg annehmen lassen. Eine ziemlich willkürliche und weder durch Funde noch durch schriftliche Beweise erhärtete Annahme ist jene vom Bestehen einer besonderen „Judenstadt" im römischen Vindobona, die Herr von Camesina, ein sonst so genauer Forscher, in die Umgebung des heutigen Judenplatzes verlegt. Da diese angebliche Judenstadt mit einer besonderen Umfriedung versehen gewesen sein soll, würde dadurch das einzig mögliche Terrain für das Municipium in zwei Teile zerrissen worden sein, was doch gewiß nicht wahrscheinlich ist. Es mögen allerdings auch schon früh in Vindobona Juden ansässig gewesen sein und dem Handel mit dem Orient und mit Italien oblegen haben, wie es von anderen Provinzialstädten berichtet wird. So wenig wir aber dort von einer besonderen „Judenstadt" hören, dürfte eine solche in Wien bestanden haben, und es scheint, daß jene Einführungen des Mittelalters auch für die Römerzeit vorweggenommen wurden.

Grabstein eines römischen Soldaten der Besatzung von Wien. (S. 44.)

Viel wichtiger ist eine andere Kontroverse, die zwischen den Auffassungen zweier gleich bedeutender Forscher, des verstorbenen Feldzeugmeisters Ritter von Hauslab und des Dr. Kenner, entstand. Der erstere, welcher die römischen Anlagen von Vindobona lediglich vom militärischen Standpunkte beurteilte und

dabei die fortifikatorischen und strategischen Gesichtspunkte als allein maßgebend in den Vordergrund stellte, kam zu dem Schluß, daß allerdings jener Platz am Steilrand gegen die Donau römische Befestigungen getragen habe, aber nur eines jener Kastelle, wie sie von den Römern schon in der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts am rechten Donauufer erbaut wurden. Für einen solchen Beobachtungsposten konnte es nun allerdings keinen besseren Platz geben, als den heutigen Ruprechtsplatz und dessen Umgebung, und es erhielte also die Meinung, daß die turmartigen Bauten, die schon S. 36 erwähnt wurden, Überreste eines solchen römischen Luginsland waren, eine Bestätigung. Eine höhere Bedeutung als jene eines Beobachtungspostens will aber Hauslab für die militärischen Bauten der Römer an diesem Punkte nicht einräumen, solange diese nur die Zwecke einer Grenzsicherung verfolgten und nur im Falle von Beunruhigungen in das Gebiet des Feindes vorbrachen. Das ganze System solcher einzelner als Beobachtungsposten dienender Kastelle, wie es längs der Donau bestand, bedurfte aber unbedingt eines gemeinsamen größeren Stützpunktes, auf welchen sich die Besatzungen der Kastelle bei plötzlichen überlegenen Angriffen zurückziehen konnten, von dem aus nach allen Richtungen rasch Verstärkungen entsendet werden konnten. Diesen Punkt glaubte nun der gelehrte Militär Hauslab auf jener vom Wiener Berg abfallenden Höhe beim heutigen Belvedere zu erblicken, welche allerdings das ganze Terrain bis zur Donau beherrscht und auch durch die Straßenzüge nach Carnuntum und Scarabantia ein Knotenpunkt des militärischen Verkehres war, aber auch außerdem die Möglichkeit eines telegraphischen Verkehres mit den Posten bei Alanova und Aquinoctium (Schwechat und Fischamend) im Falle von Bedrohungen aus dem Marchfelde bot. Daß die Römer sich solcher Feldtelegraphen bedienten, wird mehrfach erwähnt, mögen diese nun aus einem an der Turmzinne angebrachten beweglichen Balkensystem bestanden haben, dessen verschiedene Stellungen bestimmte Bedeutung hatten, oder aus Rauchsäulen und bei Nacht aus Feuersignalen, wie sie noch viel später üblich waren. Durch solche Signale, die sofort von Posten zu Posten weitergegeben wurden, konnte man auf der ganzen Donaustrecke von Tulln bis Petronell Warnungen oder Befehle mit großer Schnelle vermitteln. Mittels eines am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich angelegten optischen Telegraphen, dessen Stationen ein ziemlich kompliziertes bewegliches Balkensystem hatten, konnte auf der 450 Kilometer langen Strecke von Paris nach Straßburg ein Zeichen in 6 Minuten befördert werden, der einfachere römische Feldtelegraph wird also auf der kürzeren Linie gewiß gute Dienste getan haben, namentlich wenn es sich um eine Alarmierung der Posten handelte. Als Mittelpunkt eines solchen Benachrichtigungssystems konnte aber nur eine dominierende Höhe dienen, von welcher aus die Strecke wenigstens teilweise übersehen werden konnte, und diese Bedingung traf nur bei der Gegend um das Belvedere zu, nicht aber bei der Höhe an der Donau, von welcher aus der Ausblick nach Osten unmöglich war.

Auf diesem Punkt also lag nach der Auffassung Hauslabs das Standlager (Castrum), während er die Bauten in der Inneren Stadt nur als Beobachtungsturm, als Posten (Castellum) anerkennen will. In diesem Standlager war die Hauptmacht versammelt, welcher die Sicherung der Donaugrenze zufiel, von hier aus konnte rasch ein Vorstoß nach allen Seiten gemacht werden. Dieses Lager, für welches Hauslab Dimensionen von etwa 570 Meter in der Länge und 450 Meter in der Breite annimmt, war nur durch Erdbefestigungen und Gräben gedeckt und besaß auch nur einfache Bauten für die Unterkunft der Soldaten. Nach der Bodenformation müßte die Schmalseite gegen die Stadt, die Längenseiten gegen die Wieden und Fasangasse gekehrt gewesen sein. Für die

spätere Zeit gibt Herr von Hauslab die Möglichkeit zu, daß das Standlager von diesem Platz verlegt oder ganz aufgelassen wurde, dagegen nimmt auch er für die Zeit des Kaisers Marc Aurel und der Markomanenkriege eine wesentliche Erweiterung des Kastells in der Inneren Stadt an.

So überzeugend nun auch die angeführten militärischen Gründe sein mögen, wird man doch die gezogenen Schlußfolgerungen nicht im vollen Umfang annehmen können. Abgesehen davon, daß die uns erhaltenen und aus einzelnen Beispielen genau bekannten römischen Lagergesetze widersprechen, stehen auch die wenngleich spärlich gemachten Funde damit in Widerspruch, die zum großen Teil deutlich auf ein mit allen Attributen ausgestattetes Standlager am Plateau der Inneren Stadt hinweisen. Aber zwischen dieser durch die Funde erhärteten Tatsache und der Annahme Hauslabs klafft nur ein scheinbarer Widerspruch, denn es ist sehr möglich, ja im hohen Grade wahrscheinlich, daß außer dem ummauerten Standlager auch noch ein nur mit flüchtigen Erdbefestigungen umgebenes, vielleicht nur zeitweilig belegtes Lager auf jener Belvederehöhe bestand. Als Zwischenposten, Wachthäuser oder Depots mochten dann jene kleineren militärischen Bauten gedient haben, deren Spuren in neuerer Zeit in der Reisnerstraße und am Rennweg gefunden wurden und von jener Lagerhöhe konnte immerhin auch der Beobachtungs- und Nachrichtendienst, wie von einer Zentralstation aus besorgt werden, die ihre Zeichen unschwer auch dem eigentlichen Standlager mitteilen konnte.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wollen wir noch, um ein farbenreiches Bild der römischen Standlager zu bieten, die Schilderung geben, welche ein gelehrter Schriftsteller (Otto Kämmel) von Carnuntum entwirft, das allerdings lange Vindobona als Waffenplatz an Bedeutung und Pracht der Anlage weit übertraf. Diesem Ort gegenüber, den es dann weit überflügelte, war Vindobona in römischer Zeit nur eine Donaufestung zweiten Ranges.

„Zu den bedeutendsten baulichen Anlagen unseres Gebietes haben ohne Zweifel diese großen Standlager gehört," sagt der oben erwähnte Autor. „Aus dem rasch aufgeworfenen Erdwall des beweglichen Heerlagers waren starke Mauern mit ragenden Türmen und mächtigen Torbauten geworden; die Lederzelte der Legionäre hatten sich in Kasernen, das Prätorium in einen stattlichen Palast verwandelt, den die römische Baukunst mit allem Schmuck und allem Komfort ausrüstete, über welchen sie verfügte und was zugleich für die Sorgfalt der Militärmonarchie um ihre Truppen, wie für die Selbständigkeit der Lagereinrichtung bezeichnend ist, auch große Bäder waren oft von den Wällen der Festung umschlossen."

„Wahrhaft imposant muß in ihrer Gesamtheit namentlich die Anlage von Carnuntum gewirkt haben. Dicht am Steilrande der Donau, hoch über dem ungestümen Strome, hinüberschauend über seine grünen Fluten, seine grünen Inseln und die unabsehliche Fläche des Marchfeldes bis zur blauen Kette der Karpathen, dehnten sich die Castra, ein mächtiges Viereck mit Mauern und Türmen, in seiner Mitte hochragend das säulengeschmückte Prätorium. Zu seinen Füßen ostwärts im Tal reihte sich ein stattliches Bad an das andere, im Nordosten auf der Höhe von Deutsch-Altenburg spähte eine Warte über Land und Strom, während unten in felsiger Höhle der Soldatengott Mithras hauste und am flachen Ufer am Fuß des Hügels ein Geschwader der Donauflotte lag, ein Brückenkopf aber bei Stopfenreut den Übergang sicherte. Wiederum stromaufwärts repräsentierte sich stattlich auf hohem Ufer die Stadt Carnuntum (Petronell) und weit über sie hinaus thronte auf der beherrschenden Hochfläche der mächtige Bogen des Heidentores."

Von diesem gewaltigen Bauwerk, dem einzigen, das in unserer Gegend frei von entstellenden Zubauten erhalten ist, gibt unsere Abbildung S. 40 eine

Vorstellung. Die massige Wucht römischer Baukunst, die gebietend wirkt, kommt in diesem riesigen Bogen zum Ausdruck, der wahrscheinlich nicht ohne äußeren skulpturalen Schmuck war, wie die noch erhaltenen Kämpfergesimse erraten lassen. Der aus mächtigen Quadern bestehende Bau ist im Inneren mit Bruchsteinen und Ziegeln ausgefüllt, von welchen manche den Stempel der XIV. Legion tragen. Da diese krieggewohnte Truppe von Kaiser Trajan (98 bis 117 nach Christi) nach Carnuntum gelegt wurde, um Einfälle der germanischen Stämme zu verhüten, während er gegen die Daker seinen großen Kriegszug vorbereitete, dürfte das „Heidentor", wie es von den Umwohnern von jeher benannt wurde, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus entstanden sein. Man hat es offenbar im „Heidentor" mit dem Torbau eines sogenannten Janus quadrifrons zu tun, mit einer rechtwinkeligen Bauanlage, die von zwei sich im rechten Winkel durchschneidenden Straßen gekreuzt wurde, eine Anordnung, welche die römischen Militäringenieure, wenn das Terrain es halbwegs erlaubte, mit großer Strenge festhielten.

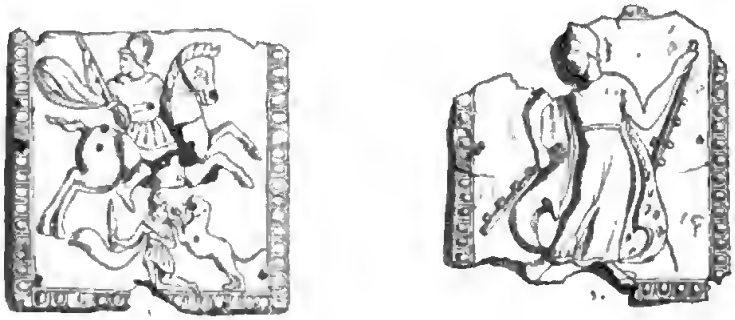
Die militärische Geschichte Vindobonas.

Welche Truppenkörper des römischen Heeres bis zum sechsten Dezennium des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Vindobona weilten, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß Kaiser Claudius, als er aus dem bisherigen „Königreich Noricum" eine römische Provinz schuf, deren Landesherr er nicht mehr bloß nominell, sondern auch kraft des öffentlichen Rechtes war und die er durch einen kaiserlichen Hausbeamten, den „Prokurator", regierte, auch gleichzeitig die in Noricum selbst geworbenen Truppen zurückzog und durch römische Soldaten ersetzte. Zu dieser Zeit dürften im Standlager von Vindobona etwa 2000 bis 2500 Mann gestanden sein.

Doch die militärische Bedeutung des Ortes wuchs rasch, so daß Kaiser Vespasian im Jahre 70 nach Christi eine ganze Legion, die Legio XIII gemina, nach Vindobona berief. Der Beiname gemina bedeutete nicht, daß sie doppelt so stark, wie eine gewöhnliche sei, sondern nur, daß sie aus den Resten zweier früher bestandener gebildet wurde. Sie zählte etwa 4000 Mann, hatte unter Drusus tapfer in dessen berühmten Krieg am Rhein gefochten, hatte dann in Poetovio (Pettau in Steiermark) gestanden und sich im Kampf um das Kaisertum zwischen Vitellius und Vespasian auf die Seite des letzteren gestellt. Es war eine Art der Anerkennung, daß er die tapfere und verläßliche Truppe von ihrem bisherigen unbedeutenden, keine Gelegenheit zur Auszeichnung bietenden Standort nach Vindobona verlegte. Außerdem berief er hierher die 1000 Mann zählende Ala I. Flavia Augusta militaria Britannica civium Romanorum, eine Reitertruppe, die er selbst aufgestellt und ihr wegen ihrer Tapferkeit den Beinamen Augusta (die kaiserliche, die erhabene) erteilt hatte. Obwohl sie dem Namen nach in Britannien geworben war, besaßen die Soldaten doch als Lohn erprobter Verläßlichkeit und Tapferkeit das römische Bürgerrecht. An diese Truppe erinnern zwei in Wien gefundene Denksteine, die beim Umbau der kaiserlichen Stallburg in der Nähe des früheren Friedhofes von St. Michael im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gefunden wurden. Sie wurden beide im Werk von Schallautzer und Laz abgebildet, kamen dann in die Sammlung des Freiherrn von Beck, sind aber derzeit verschwunden. Unsere Abbildung (S. 41) bringt einen davon, dessen verdeutschte Inschrift lautet: „Hier liegt Titus Flavius Verecundus Maguntinus, Reiter der 1000 Mann zählenden, aus römischen Bürgern bestehenden Ala I. Flavia Augusta aus der Schwadron des

Italicus, gestorben im Alter von 40 und nach einer Dienstzeit von 19 Jahren. Errichtet von Proculus und Priscinus, Standartenträgern und Ingenus, seinem Erben."

Wie ein anderer im achtzehnten Jahrhundert auf der Brandstätte gefundener Grabstein nachweist, dürften mit der XIII. Legion gleichzeitig auch Teile der XV. Legion in Vindobona gestanden sein. Jedenfalls mußte sich das Standlager schon sehr entwickelt haben, da es Raum für 5000 Mann bot. Ein aus dem Ende des ersten Jahrhunderts stammender Votivstein, der in Meidling gefunden wurde und dessen Inschrift den „Nymphen" Dank sagt, beweist, daß die Römer schon die Schwefelquellen dieses Ortes kannten und benützten. Bezüglich Badens lassen aber die am Fuß des Kalvarienberges gefundenen Legionsziegel schließen, daß dieser Ort mindestens zeitweilig römische Besatzung hatte und schon im Beginne des zweiten Jahrhunderts hier eine Niederlassung bestand, die nur den heilkräftigen Quellen zu danken war. Die von Vindobona nach Scarabantia (Ödenburg) führende Straße berührte Aquis (Wasser) und dieser Name, wie die Bezeichnungen „Aquae Pannonicae", „Thermae Cetiae" deuten verständlich genug auf den Ursprung dieses Ortes hin.



Römische Bronzefunde aus Wien. (S. 50.)

Nahezu 40 Jahre stand die tapfere XIII. Legion in Vindobona, ohne daß sie mit Ausnahme einiger Scharmützel mit den unruhigen germanischen Nachbarn jenseits der Donau, mit den Markomannen und Quaden, besondere Kämpfe bestanden hätte. Erst bei Beginn des Krieges gegen die Daker berief Kaiser Trajan die tapfere Legion zu seinem Heer und ersetzte sie in Vindobona, nachdem kurze Zeit die legio Ulpia XXX victrix hier garnisoniert hatte, im Jahre 105 durch die legio X pia fidelis, gleichfalls, wie schon ihr Beiname andeutet, eine ausgezeichnete Truppe. Sie hatte schon unter Augustus in Spanien gegen die Cantabrer (baskische Kelten) gekämpft, die Städte Emerita, Augusta (Merida) und Patricia (Cordova) gegründet, half unter Nero, Galba und Vespasian den furchtbaren Aufstand der Bataver am Niederrhein (im heutigen Holland) unterdrücken und besaß den Ruf der größten militärischen Tugenden, der Tapferkeit und Treue. Sie teilte ihn mit der gleichzeitig nach Carnuntum verlegten Legio XIV gemina, die sich besonders bei der Unterwerfung Britanniens ausgezeichnet hatte. Über 300 Jahre blieb die X. Legion in Vindobona, zu dessen Schutz es manchen Kampf bestanden und auch das Werk der Romanisierung durch Verschmelzung mit den keltischen und germanischen Umwohnern mächtig gefördert hat.

Im Jahre 114 verließ die Ala I. Flavia Vindobona, um in den partischen Krieg zu ziehen und auch die im Kastell zu Astura (Klosterneuburg) stehende

Cohors I. montanorum, die ihrem Namen nach aus norischen Bergvölkern geworben war, wurde nach Nieder-Pannonien versetzt und erst um die Mitte des Jahrhunderts, bis wohin die Besatzung wohl von Vindobona detachiert wurde, durch die Cohors I. Aelia sagittariorum, ein Korps thrakischer Bogenschützen, ersetzt.

Nach aufgefundenen Inschriftsteinen muß in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ein neues Reitergeschwader nach Vindobona gekommen sein, die Ala I. Ulpia contariorum civium Romanorum, die nach der Nebenbezeichnung lange Speere führte. Andere Reiterkorps dürften stets in den nahen Standorten gewesen sein, so finden wir noch im Anfang des fünften Jahrhunderts in Aquinoctium die Ala I. Dalmatorum.

Daß der Ausbau und die Erhaltung der Straßen um Vindobona stets im Auge behalten und zu diesen Arbeiten auch die Soldaten herangezogen wurden, beweisen viele Meilensteine mit Inschriften, die bei Klosterneuburg, Schwechat, Inzersdorf und an anderen Orten gefunden wurden. Namentlich der 193 im Standlager von Carnuntum zum Kaiser ausgerufene Septimius Severus und auch Antoninus Pius erwarben sich große Verdienste um die Ausgestaltung des Straßenwesens um Vindobona.

Auch eine Abteilung der Donauflottille, deren Hauptstation Carnuntum war, stand in Vindobona, das dann gegen das Ende der Römerherrschaft selbst der Hafenort wurde, neben dem nur noch Fabianis (Mautern) als Standort von Schiffen genannt wird.

In der letzten Zeit bei den Regulierungsbauten längs der Vorderen Zollamtsstraße im III. Bezirke gemachte Funde lassen erkennen, welche große militärische Bedeutung Vindobona im dritten Jahrhundert besaß. Als einer der wichtigsten Funde ist ein in 8 Meter Tiefe ausgegrabener Votivaltar aus Sandstein zu bezeichnen, dessen leider vielfach beschädigte Inschriften und Basreliefs in mehrfacher Beziehung von Interesse sind. Nach der Widmung stifteten die Veteranen der X. Legion diesen Altar dem Jupiter optimus maximus und dessen Gattin, der Quellengöttin Salacia, aber auch den Quellennymphen der heimischen Gewässer, dem Danubius und Agaunus. Nach den übrigen Teilen der Inschrift und den Basreliefs, dem Fundort und der Zusammenstellung mit dem Danubius ist wohl kein Zweifel, daß Agaunus der Flußgott der heutigen Wien ist, dessen romanisierter Name deren keltischem Namen entstammt. Auf den Basreliefs wird der Agaunus mit Stierhörnern dargestellt. Andere Teile der Inschrift lassen entnehmen, daß die Veteranen der X. Legion im Wienfluß unter Kaiser Galienus, der 260 bis 268 regierte, ein großes Bassin bauten, eine sogenannte Naumachia, die zu den Schiffsübungen der Soldaten und zu Wasserspielen diente, aber in diesem Falle auch als Stau- und Wehranlage gedacht war, um den Ablauf des Agaunus in die Donau zu regeln. Darauf deutet auch eines der Basreliefs, das Neptun darstellt, der seinen Fuß auf das Haupt des Agaunus setzt. Dem entsprechen auch die aufgedeckten Bauüberreste, die meist aus Beton bestehen und einen sehr bedeutenden Umfang des Bassins erkennen lassen, das eine Länge von 250, eine Breite von 75 Meter eingenommen haben dürfte.

Jedenfalls hatte auch die Besatzung von Vindobona, so wie man dies noch in unserer Zeit an vielen Orten beobachten kann, die Neigung zu stets steigender Höhe. Im Beginn des zweiten Jahrhunderts standen an der Uferstrecke zwischen Wienerwald und Leitha mindestens 25.000 Mann, wovon wenigstens zwei Fünftel auf das Standlager von Vindobona entfielen.

Auf den großen Einfluß, den die Soldaten, namentlich wenn sie als „Veteranen" den Militärdienst verließen und sich unter der Zivilbevölkerung niederließen, in Bezug auf das bürgerliche Leben, die Verbreitung römischer

Sprache und Sitte nahmen, kommen wir an anderer Stelle noch zurück. Es sei nur hier zusammenfassend betont, daß in Vindobona, wie an zahlreichen anderen Orten, die militärischen Gründungen Roms die Grundlagen des Aufblühens bildeten. Der Soldat wirkte als Legionär im Standlager, noch mehr aber wenn er Veteran geworden, als Verbreiter und Förderer römischer Kultur und Sprache. Natürlich machte dies sich in und bei den großen Lagerfestungen mehr und rascher geltend, als in den kleineren Orten oder gar in jenen Ansiedlungen, die ohne Besatzungen waren. Aber mehr und mehr durchdrang doch das römische Wesen das ganze keltische Volkstum, das im Laufe der Jahrhunderte fast ganz verschwand, wenn auch in Noricum und Pannonien die alte Gaueinteilung noch fortbestand.

Unmittelbar und dauernd wurde Vindobona erst durch den großen Markomannenkrieg, der von 165 bis 180 nach Christus währte, in die kriegerischen Vorgänge verflochten.

Bevor wir jedoch diese und ihre Rückwirkungen auf das Schicksal des römischen Wien verfolgen, müssen wir auch außer der militärischen Bedeutung von Vindobona die übrigen Kulturerscheinungen in das Auge fassen.

Bürgerliches und kulturelles Leben in Vindobona.

Schon aus dem Vorgesagten läßt sich entnehmen, wie tief die militärischen Einrichtungen der Römer in alle Verhältnisse der im Beginn der christlichen Zeitrechnung unterworfenen Landesteile eingriffen. Mit zwingender Gewalt riß das römische Heerwesen, das ja den toten Massen der Festungen und Straßen erst ihren vollen lebendigen Wert verlieh, die Provinzialen aus ihrer Vereinzelung und zwang sie unmerkbar aber sicher zum Eingehen und Aufgehen in das fremdartige Volkstum der Bezwinger, das sie mit seinen Banden in allen Belangen des öffentlichen Lebens umstrickte. Ihre volle völkervereinende oder besser gesagt verschmelzende Kraft konnte jedoch die römische Armeeorganisation erst entfalten, seit sie die Angehörigen der verschiedensten Stämme in dieselben Truppen einstellte und ohne Rücksicht auf ihre Herkunft oft in die entferntesten Reichsteile verlegte.

Wir haben gehört, daß schon Kaiser Claudius die in Noricum selbst ausgehobenen Truppen aus dieser Provinz zurückzog und durch römische Legionen ersetzte. Bei diesem System blieb es dann auch, denn man sah in der Verwendung dieser „Auxiliartruppen", für welche nur „Freie", und zwar meist aus der Landbevölkerung ausgehoben wurden, in meist entfernten Provinzen, ein Mittel, sich ihrer Treue versichert halten zu können und ihnen Verständnis für die Bedeutung des römischen Weltreiches, dem sie angehörten, beizubringen. Dann erst, als die Romanisierung rasche Fortschritte gemacht hatte, ging man dazu über, Rekruten aus den Provinzen in die Legionen selbst einzustellen, wodurch sie schon nach dem Gesetz auch das römische Bürgerrecht erhielten. Man sah auch darin ein Mittel, die römische Art und Weise des Denkens und Lebens zu verbreiten. „Noch meisterlicher als Länder zu erobern, verstanden die Römer nämlich, die Besiegten auch geistig zu unterjochen," meint ein moderner Geschichtschreiber.

Diesem Zweck aber diente nebst dem der Grenzsicherung als willfähriges Instrument das Heerwesen. Und je wichtiger eine Provinz war, desto eifriger war man darauf bedacht, auf jede Weise die Romanisierung in alle Schichten des Volkes zu tragen. In der Regel nahm diese Verrömerung einen sehr raschen Verlauf und besonders in Ufer-Noricum war dies der Fall. Man berichtet,

daß schon unter Tiberius, also in der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, hier und in Pannonien die lateinische Sprache durchwegs bekannt gewesen sei. Es ist natürlich einleuchtend, daß darunter nicht der sermo urbanus der römischen Klassiker verstanden werden kann, der nur in der Literatur und im schriftlichen Gedankenausdruck oder der Sprechweise der höchst Gebildeten zur Anwendung kam, sondern wohl eher jene lingua romana rustica, wie sie in Italien selbst vom Volke gebraucht wurde und daher ihre Bezeichnung als „römische Bauernsprache" erhielt. Wir wissen auch, daß sich diesem Idiom in jeder Provinz Besonderheiten als Nachklänge der alten Nationalsprachen zugesellten, ja in der Regel wurden die Sprachformen der alten Sprachen erhalten, während der Wortschatz, dem reicheren Umfang der römischen Bildung und Weltanschauung entsprechend, sich aus der Sprache der neuen Herren bereicherte.

Kaiser Marcus Aurelius. (S. 55.)

Aber auch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, als gewaltige Kämpfe das Weltreich erschütterten, Kämpfe, welche gerade unsere Gegenden schwer in das Mitleid zogen, verfolgte man die Verschmelzung der einzelnen Provinzen zu einem Staatsganzen mit rastloser Konsequenz. Alles mußte diesem Zwecke dienen. Die großen Lagerfestungen waren Kristallisationspunkte der Romanisierung und das großartige Straßensystem, von dem man rühmte, daß es vom Forum der „Ewigen Stadt" auslaufe, glich dem Ader- und Nervensystem, durch welches Blut und Geist vom Mittelpunkt bis in die fernsten Teile des Staatskörpers geleitet wurde. Die Veteranen, welche die Schlachten der Imperatoren geschlagen hatten, wurden mit herrenlos gewordenem oder für den Landbau durch Waldrodung und Entsumpfung erst neu gewonnenem Landbesitz beteilt, aber auch aus freiem Antriebe kamen römische Ansiedler, Handwerker, Künstler in die Provinzen, um die oft reichen, natürlichen Anlagen der Bewohner auszubilden und in den vollen Strom römischen Kulturlebens zu leiten.

Einer der mächtigsten Behelfe für die Romanisierung waren die Militärkolonien, die aus solchen Veteranen gebildet wurden, welche den „ehrenvollen Abschied" (honesta missio) erhalten hatten. Eine Erztafel mit einer solchen Urkunde wurde in der Nähe der Kirche in Klosterneuburg gefunden. In Noricum kamen in den ersten Jahren nach der Unterwerfung Fälle vor, daß mehrere Tausende gedienter Soldaten an einem Ort angesiedelt wurden und das umliegende Land als Besitz zugewiesen erhielten. Die Mitglieder solcher Kolonien hatten gewisse Vorrechte, sie standen im Range über den Bewohnern der städtischen Munizipien und besaßen nach dem Gesetz samt ihren Angehörigen das römische Bürgerrecht. Wie die städtischen Gemeinwesen erst später zu Bedeutung kamen,

ſtanden ſie auch lange an Rechten den Kolonien nach. Längere Zeit beſaßen die Befehlshaber der Standlager auch die geſetzliche und gerichtliche Gewalt über die im Anſchluſſe an jene entſtehenden Anſiedlungen, die ſich allmählich aus den einem Truppenkörper folgenden Händlern und Geſchäftsleuten, ausgedienten Soldaten und zuwandernden Provinzialen bildeten.

Nicht gerade aus, ſondern neben den militäriſchen Standlagern entwickelten ſich die bürgerlichen Gemeinden, aber deren Leben und Treiben ſteht ſtets unter dem Einfluß des Heereswesens. Im Beginn dieſer Anſiedlungen dürfte der Zufluß aus Soldatenkreiſen nicht ſehr zahlreich geweſen ſein und die Veteranen mieden Ehen mit den Frauen der Einheimiſchen, da dieſe und die Kinder aus ſolchen Verbindungen das römiſche Bürgerrecht nicht beſaßen. Erſt Kaiſer Hadrian, unter dem die bürgerliche Anſiedlung in Carnuntum zum Rang eines Municipiums, einer wirklichen römiſchen Stadtgemeinde (civitas) erhoben wurde, verlieh durch das ſogenannte Connubium den Frauen und Kindern der mit Ehren entlaſſenen Soldaten das Bürgerrecht, und bald darauf dürfte auch Vindobona, wenn es auch an Bedeutung hinter Carnuntum zurückſtand, zum Municipium erhoben worden ſein, womit die von der militäriſchen Gewalt unabhängige bürgerliche Verwaltung verbunden war. Nun dürften auch die Verbindungen zwiſchen den Römern und Einheimiſchen häufiger geworden ſein; ſchon das Vorkommen von offenbar keltiſchen Namen, wenn auch in romaniſierter Form, wie Stabilo, Spalleo, Pomanus, Brogimarus u. ſ. w., auf Votivſteinen und Grabdenkmälern, läßt auf dieſe Vermiſchung ſchließen.

Unterwerfung der Markomannenfürſten unter Kaiſer Marc Aurel. (S. 56.)

Indeſſen bildeten ſich die öffentlichen Rechtsverhältniſſe dieſer Anſiedlungen nur ſehr langſam zu einer feſten Form aus, da das bürgerliche Leben und Treiben in der Nähe der großen Standlager und der Lagerorte (vici castrensis) ſtets unter militäriſchem Einfluß blieben. Wie das bewegliche Lager der republikaniſchen Heere ſich mit dieſem ſelbſt in der Imperatorenzeit in ein ſtehendes verwandelte, ſo hatten auch die Buden und Baracken der der Armee folgenden Geſchäftsleute einen ſtabilen Charakter angenommen. Die Niederlaſſungen dieſer canabae, für welche meiſt der Platz vor der Porta decumana angewieſen wurde, verwandelten ſich dann mit dem Anwachſen der Standlager und durch Zuzug in ganz ſtattliche Orte, die allerdings in rechtlicher Hinſicht durchaus keine Gemeinde bildeten. Dagegen erhielten ſie ſchon im Lauf der erſten Jahr-

hunderte gewisse Korporationsrechte, welchen jedoch die sich an solchen Orten niederlassenden Veteranen nicht unterworfen waren. Diese wurden noch immer als „römische Bürger, zugehörig zur Legion N" bezeichnet und standen anfangs unter einem besonderen „curator veteranorum", vom zweiten Jahrhundert ab aber unter städtischen Behörden, die den römischen nachgebildet waren, ohne deren Machtbefugnisse zu haben.

Die Umwandlung in wirkliche Munizipien und die rechtliche Ausgestaltung der städtischen Verwaltung fiel erst in die Regierungszeit des Kaisers Hadrian und der Antoninen. Sie war dem altrömischen Muster nachgebildet, das in jener Zeit in der ewigen Stadt selbst noch bestand, aber schon lange dem ursprünglichen republikanischen Geiste entfremdet war. An der Spitze der Verwaltung standen zwei (Duumvires) Prätoren, welchen für den Polizeidienst Aedile, für das Finanzwesen Zensoren (Quinquenalen) beigegeben und die einer Ratsversammlung verantwortlich waren, deren Mitglieder Decurionen oder Senatoren hießen. Den Prätoren (Duumviri jure dicundo) stand auch die Rechtspflege zu und ihre ganze Stellung und Machtvollkommenheit war jener der altrömischen Konsulen nachgebildet. Für den römischen Kultus gab es in Vindobona nur Sacerdotes (Priester), während in Carnuntum auch Augures (Sachverständige) für die religiöse Deutung der Opfervorgänge angestellt waren.

Für die gewerblichen Interessen sorgten besondere Korporationen. Wir wissen aus Inschriftsteinen, daß in Wien eine Schmiedeinnung bestand und ein auf dem ehemaligen Stephansfreithof ausgegrabener und früher an der Außenseite des Domes angebrachter Grabstein hatte die Inschrift: „C. Marcianus decurio municipii Vindobonae quaestor, aedilis duoviralis, praefectus collegii fabrorum" u. s. w., woraus hervorgeht, daß dieser Cajus Marcianus nicht allein sehr ansehnliche städtische Ämter in der Finanz- und Polizeiverwaltung bekleidete, sondern auch gewählter Decurio des Senates und Vorstand der Genossenschaft der Metallarbeiter war. In Carnuntum haben sich ähnliche Beweise für das Bestehen von Innungen erhalten, darunter war auch ein collegium veteranorum centariorum, eine aus Veteranen bestehende ehrsame Schneiderzunft.

Auf jeden Fall muß im alten Vindobona schon ein recht reges gewerbliches Leben bestanden haben, das ohne Zweifel von der alten Geschicklichkeit der norischen Kelten in der Erzbehandlung beeinflußt war und in manchen Zweigen fast die Formen moderner Großindustrie annahm. Funde von Metallgegenständen mit der eingeschlagenen Bezeichnung „Vindob. II. of." (Vindobona secunda officina) beweisen, daß hier mindestens zwei Werkstätten bestanden, deren Betrieb großartig genug war, um einen ausdrücklichen Erzeugungsstempel zu rechtfertigen. Wir wissen auch in der Tat, daß sich in Vindobona zwei kaiserliche Metallwarenfabriken befanden, neben welchen gewiß noch Raum für eine Privatindustrie blieb. Im Besitz der Antikensammlung des kunsthistorischen Hofmuseums befinden sich zahlreiche Proben der Wiener Metallindustrie aus römischer Zeit, die eine gewisse technische Durchbildung verraten, wenn sie auch durchaus nicht an die künstlerische Bedeutung der Erzeugnisse klassischen Bronzegusses heranreichen. Unsere Abbildung (S. 45) bringt zwei Schmuckplatten eines Panzers, die 1824 in der Nähe des Kapuzinerklosters am Neuen Markt ausgegraben wurden. Sie stellen eine Flötenspielerin und einen Reiter in römischer Rüstung dar, unter der letzteren Figur ist noch ein Kampf mit einem Tiger dargestellt. Auch Gegenstände aus Edelmetall wurden wiederholt aufgefunden, verschieden geformte Fibeln, Armbänder, Schmuckstücke zum Anhängen u. s. w. Obwohl es zu vermuten ist, liegt jedoch in dem Fundort allein kein zwingender Beweis dafür, daß diese Gegenstände auch in Wien erzeugt wurden oder gar für die

Herleitung der auf einem angezweifelten alten Plan vorkommenden Strata aurifabrorum (Goldschmiedgasse) in der Gegend der heutigen Seitenstettengasse. Zugleich mit diesen Gegenständen fand man ja auch Münzen verschiedenen römischen Gepräges, die gewiß nicht in Vindobona entstanden sind, da wir ja wissen, daß die kaiserlichen Münzstätten für Pannonien und Noricum in Aquileja und Siscia, dem heutigen Sissek, waren.

Daß außer jenen Ziegelwerken, aus welchen die durch sorgfältige Herstellung ausgezeichneten Legionsziegeln stammen, auch noch ähnliche Werke im Privatbetrieb in Vindobona vorhanden waren, ist ganz zweifellos. Aber auch andere Tonwaren fanden sich, von welchen jene an verschiedenen Stellen ausgegrabenen Gefäße aus terra sigillata ganz sicher eingeführt wurden, von anderen Gegenständen aber, deren Material auf Wiener Boden vorkommt, Töpfen, Kinderspielzeug u. s. w., darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß sie auch hier angefertigt wurden. Die Annahme fremder Provenienz trifft natürlich auch bei den übrigens sehr selten vorkommenden Funden von Glasgegenständen zu.

Wenn auch die römischen Steuerinspektoren — jener für Oberpannonien und Noricum hatte in Sabaria (Steinamanger) seinen Amtssitz, nur eine direkte Steuer — die Grundsteuer — einhoben, so war doch die Abgabenlast durch Zölle, die nicht nur an der Reichsgrenze, sondern auch im Verkehr zwischen den Provinzen eingehoben wurden, ziemlich hohe Weg- und Mautgebühren sehr drückend. Gerade solche indirekte Abgaben waren oft eine schwere Last, da sie ungleichmäßig und mit Härte eingehoben wurden, auch nicht selten den römischen Beamten zur Befriedigung ihrer Habsucht dienten, die sprichwörtlich war. Sagte doch schon ein Anführer der Liburner (im jetzigen Dalmatien), als ihn Tiberius nach der Ursache ihrer Unzufriedenheit fragte: „Weil ihr euren Herden als Hüter nicht Hirten oder Hunde, sondern vielmehr Wölfe sendet!" Und selbst Plinius charakterisiert das römische Steuersystem dahin, daß „selbst der Schatten der Bäume mit Abgaben belegt war".

Auch die von den Römern eingerichtete Postanstalt war für die Provinzen und deren Verkehr eher eine Last, als ein Vorteil. Denn ihre Benützung war fast ausschließlich für staatliche und militärische Zwecke vorbehalten, die Pferde und Gefährte mußten aber von den Munizipien beigestellt werden.

Dagegen erfuhr der Handel, für welchen Vindobona bald ein wichtiger Stapelplatz war, eine große Förderung durch ein weitverzweigtes Netz trefflich erhaltener Straßen. Über Vindobona wurde in ruhigen Zeiten ein großer Teil des Verkehres mit den Ländern nördlich der Donau geleitet, auch mit Pannonien und mit Italien (über Aquileja) wurden lebhafte Verbindungen zum Güteraustausch unterhalten. Unter den Waren, welche eingeführt wurden, standen Wein, Öl und auch Getreide in erster Linie, da in Noricum der Ackerbau noch nicht so verbreitet war, um den Bedarf zu decken. Dagegen gingen Erzeugnisse der Forstwirtschaft und der Viehzucht in die altrömischen Reichsteile. Daraus ergeben sich im Zusammenhalt mit der regen industriellen Tätigkeit die Haupterwerbsquellen der Bewohner Vindobonas. Von besonderer Bedeutung mag wohl die Gewinnung und Verwertung der Forstprodukte gewesen sein, was durch die reichen Waldbestände in der Umgebung der Stadt erklärlich wird. Vor etwa 20 Jahren wurde in der Nähe der Votivkirche ein Denkstein ausgegraben, dessen Inschrift dem Schutzgott der Wälder „Sylvanus" gewidmet war.

Andere Funde beleuchten eine Seite des städtischen Lebens, die von den Römern in allen ihren städtischen Niederlassungen mit besonderer Sorgfalt behandelt wurde: die Wasserversorgung. Auch in Vindobona ließen sie es nicht daran fehlen und wir kennen aus den Ausgrabungen zwei aus der römischen

Zeit stammende Quellenleitungen. Die eine kam von Süden über Liesing, Atzgersdorf und Mauer, die andere von Nordwesten über Hernals. Nach den bei Liesing gefundenen Überresten bestand diese Leitung aus einem gemauerten Kanal, dessen lichte Weite etwa einen Fuß betrug und der mit zwei Lagen von Mörtel ausgekleidet war. Die äußere bestand aus Kalk mit Sand, die innere aus Kalk mit kleinen Ziegelstückchen gemengt. Auch in der Inneren Stadt fand man Spuren dieser Leitungen am Neuen Markt, beim Trattnerhof, in der Wipplingerstraße, Landskron- und Seitenstettengasse. Daß die Römer auch den öffentlichen Bädern besondere Fürsorge widmeten, haben wir schon bei Besprechung der militärischen Bauten erfahren. Funde in Meidling und Baden lassen es aber auch als sicher erscheinen, daß sie die dortigen heilkräftigen Quellen nach ihrem vollen Wert würdigten. Die Spuren eines Hypocaustums in Baden lassen sogar vermuten, daß auch dort eine öffentliche Badeanstalt bestand.

Kaiser Probus. (S. 60.)

Ein eigentümliches Bild bieten die Kultusverhältnisse Vindobonas und Noricums unter den Römern. Wenn auch das ganze Leben romanisiert war, betreffs der religiösen Angelegenheiten traf dies nicht zu. Nicht mit Unrecht spricht ein namhafter Schriftsteller von einem wahren „Göttergewimmel", das damals in unseren Gegenden und wahrscheinlich in vielen unterworfenen Landstrichen herrschte. Ist auch von den Stätten der Religionsübung nur wenig auf uns gekommen — von Vindobona fast nichts — so wissen wir doch aus schriftlichen Zeugnissen, daß in dieser Beziehung die bunteste Mannigfaltigkeit herrschte. Neben den Göttern der klassischen Mythologie verehrte man auch noch solche, die auf den Kriegszügen aus fernen Landen mitgebracht wurden, den aus Syrien stammenden Jupiter Bal, die geheimnisvolle Isis und den Serapis aus Ägypten; der letztere soll sogar in Wien eine Verehrungsstätte gehabt haben.

Fast scheint es aber, als ob lange Zeit am meisten verbreitet der aus dem Orient stammende Mithraskultus gewesen sei. Mithras, der Sonnengott, galt aber auch als Gott des Kampfes und Sieges, sein Dienst, der nach verschiedenen Graden eingeteilt war, erforderte Proben von Mut, Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung und konnte ganz gut als Vorschule militärischer Disziplin und Tapferkeit gelten. Wahrscheinlich wurde aus diesem Grunde die Verbreitung dieses Kultus sogar von den Kaisern begünstigt. Es war eine echte Soldatenreligion, rauh, voll düsterer Ascese und symbolischen Mysterien. Auf den zahlreichen Votiv- und Altarsteinen, die sich auf diesen Kultus beziehen, bringen fast ausschließlich Soldaten, vom Legionär bis zum Feldherrn, dem „unbesiegten Sonnengott Mithras" Gelübde und Dank dar. Bei den innigen Beziehungen

zwischen den beiden Schichten mag dieser Kultus auch Eingang in die bürgerliche Bevölkerung gefunden haben, die darin auch manche Anklänge an die Vorstellungen und Symbole der einstigen Naturreligion der Kelten erkennen mochte. Die hauptsächlichste Verbreitung aber hatte er unter den Soldaten und es ist gewiß kein Zufall, daß die meisten Skulpturen und Inschriftsteine, die sich auf den Mithraskultus beziehen, in jener Strecke der Donaulinie gefunden wurden, die militärisch am wichtigsten war. So fand man in Deutsch-Altenburg in einem eingestürzten Tempel fünf Votivaltäre des Mithrasdienstes, andere kamen bei Stix-Neusiedl, Schwadorf, Petronell u. s. w. vor.

Obwohl keinerlei zwingender Beweis dafür zu erbringen ist und speziell für Vindobona überhaupt aus der Römerzeit kein Merkmal des Christentums erhalten ist, darf man doch annehmen, daß dieses in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schon Anhänger unter den römischen Soldaten besaß. Man braucht zur Begründung nicht auf Legende und unbeglaubigte Sage zu greifen, denn es spricht eine hohe geschichtliche Wahrscheinlichkeit dafür. Die Markomannenkriege machten häufige Truppennachschübe notwendig, unter welchen gewiß Anhänger der im Orient und im eigentlichen römischen Gebiete schon sehr verbreiteten neuen Heilslehre waren. Eine ganze Legion christlicher Soldaten, wie uns die Sage von der „blitzenden Legion" Marc Aurels erzählt, dürfte es um 170 noch nicht gegeben haben, gewiß aber schon einzelne Bekenner dieser Lehre, die rasch zunahmen. Die weitere Entwicklung des Christentums in unserer Gegend wird, insoweit es nötig ist, in einem späteren Abschnitt Erwähnung finden.

Wir schließen diese Schilderung der kulturellen und wirtschaftlichen Zustände Vindobonas in der Römerzeit mit der zusammenfassenden Darstellung eines Geschichtsschreibers, die zwar das ganze Noricum und Pannonien umfaßt, aber in diesem weiteren Rahmen auch die allgemeinen Verhältnisse Vindobonas erkennen läßt.

„Trotz aller Abgaben, Zölle, Staatsmonopole und Behinderungen des freien Verkehres ist es dennoch unzweifelbar, daß unsere Donauprovinzen unter der Römerherrschaft zu nicht unbedeutendem Wohlstand gelangten. Ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts sagt, daß Pannonien reich an allen Fruchtarten und Lasttieren und „ein ergötzlicher Aufenthalt des Kaisers" sei, und Noricum befand sich selbst in der letzten schon sehr trüben Zeit, aus der wir nähere Nachricht von diesem Lande unter den Römern haben, noch in leidlichem Zustande. Das unwiderleglichste Zeugnis von der Wohlhabenheit, ja von der Üppigkeit, welche in den bedeutendsten Orten dieser Provinzen herrschten, liefern die zahlreichen Inschriften, Denkmale und Baureste; aus Pannonien wird uns von Säulenhallen und Bazaren, von prächtig geschmückten öffentlichen Gebäuden berichtet, an Überresten einstiger Pracht finden sich Marmorwände, Mosaikböden, Spuren von Badeanlagen, Wasserleitungen, Palästen und Tempeln vor. Mannigfache Überbleibsel von Werken der Bildhauerei, sogar in entlegenen Alpentälern gefunden, lassen mehr als bloß äußerliches Eindringen römischer und griechischer Kultur voraussetzen, zu deren wissenschaftlicher Verbreitung es auch nicht an Schulen gebrach. Es wird uns berichtet, daß in Sirmium (bei Mitrovitz) noch im Anfang des vierten Jahrhunderts ein Gladiator Gastrollen gab und eine in einer Grabinschrift vorkommende „Pomadehändlerin", sowie das Grabmal einiger von ihrem Besitzer besonders geliebter Jagdhunde lassen uns in Pannonien in gewisse Seiten eines recht gründlich verfeinerten Lebens blicken. Hiermit hing zusammen, daß auch die geistige Seite des Menschen höhere Pflege gefunden. Stammt zwar auch kein Vertreter der klassischen Literatur aus diesen neuen Provinzen, so waren doch hier nicht minder wie in anderen Teilen des

Weltreiches römische Sprache, Sitte und Bildung verbreitet. Die Völker Pannoniens und Noricums schlossen sich hierin dem gebietenden Volke und dem von diesem geschaffenen Weltverkehre an und ebenso nahmen sie an dessen geistiger Richtung in religiöser Beziehung teil. Die einheimischen Gottheiten schwanden nicht ganz, denn die Römer gewährten im Kultus vollkommene Freiheit und brachten sogar dem Schutzgeist eines ganzen Volkes, dem der Noriker, ihre Verehrung dar, doch wurden neben ihnen auch den römischen Göttern Tempel erbaut. Übrigens brachte die Herrschaft der Römer nicht nur deren Gottheiten in das Land, eine ganze Zahl orientalischer Idole hatte hier ihre Altäre. Daraus ist ersichtlich, daß das Volk längst nicht mehr vom Glauben an seine alten Naturgötter durchdrungen war, sondern es durchkreuzten sich die seltsamsten religiösen Vorstellungen — sie alle verschwanden spurlos vor dem Christentum."

Mögen auch nicht alle einzelnen Züge dieses Bildes auf Vindobona passen, als allgemein zutreffende Schilderung der römischen Zeit in unserer Gegend hat es auch für den einzelnen Ort Geltung.

Nur einen auffälligen Zug möchten wir betonen. Wir wissen, daß die staatsklugen Römer mit der Devise: „Panem et circenses!" nicht bloß das eigene Volk, sondern auch die Unterworfenen in guter Laune zu erhalten suchten. In den meisten italischen und auch in vielen kleineren Städten der angegliederten Provinzen finden sich zum Teil großartige Bauüberreste, die als Arena, Amphitheater, Zirkus u. s. w. dienten. Davon ist in Noricum und Pannonien, mit einziger Ausnahme von Aquincum (Alt-Ofen), keine Spur zu entdecken. Vielleicht ist hieran der geringere Einfluß der Zivilbevölkerung in den großen Lagerfestungen schuld, oder es mag auch der schwere Ernst des Lebens, der in diesen stets bedrohten Grenzlanden einwirkte und der einfache Sinn der einheimischen Bewohner solche lärmende Äußerungen verfeinerten Lebens verboten haben.

Kaiser Marc Aurel und der Markomannenkrieg.

Erst 60 Jahre waren verflossen, seit Trajan das große Volk der Daker endgiltig unterworfen hatte, als sich Rom, um seine Grenzen zu sichern, zu einem ähnlichen Unternehmen gezwungen sah, zu dessen endgiltiger Lösung aber die Kraft des schon seinem Verfall entgegengehenden Weltreiches nicht mehr hinreichte. Vom Osten kommende Stämme der Slaven verdrängten die an der Weichsel wohnenden Germanen und dieser Stoß pflanzte sich bis an die Donau fort. Mit den Waffen in der Hand verlangten die am linken Ufer seßhaften und von einer Völkerwoge bedrohten Markomannen und Quaden Aufnahme und Wohnsitze im römischen Reich. Im Interesse ungestörter Entwicklung und Romanisierung der zunächst betroffenen Provinzen konnte ihnen nicht willfahrt werden. Im Bunde mit gotischen und slavischen Stämmen, ja sogar mit Jazygen und Sarmaten übersetzten die Germanen die Donau, verheerten das flache Land von Noricum und Pannonien und drangen weit nach Süden vor, so daß sogar Aquileja von einer Belagerung heimgesucht wurde. Das Nahen des aus dem parthischen Krieg rückkehrenden Kaisers Marc Aurel scheuchte die Eindringlinge zurück; doch war es anfangs mehr die Furcht vor der Pest, welche die Römer aus Asien zurückbrachten, als jene vor den Waffen der Legionen, vor welchen sie wichen. Marc Aurel rückte an die Donau nach und erzwang nach schweren Kämpfen einen Frieden; kaum aber war er wieder in Rom, als die Angriffe auf die Donaulinie von neuem begannen und der Kampf wieder aufgenommen werden mußte.

Marcus Aurelius, eigentlich Antoninus Marcus Annius Verus, einer der besten und edelsten unter den römischen Kaisern, war 121 in Rom

geboren, von seinem Oheim Kaiser Antoninus Pius schon sehr früh adoptiert worden und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Die berühmten Philosophen und Rhetoriker Herodes Atticus und Fronto waren seine Lehrer; sie pflanzten ihm jene strengen Grundsätze der stoischen Schule ein, die er in seinen Schriften lehrte und als Mensch wie als Kaiser zu befolgen strebte. Von tiefem Pflichtgefühl beseelt, fand er trotz schwerer Kriege, die er während seiner neunzehnjährigen Regierung zu führen hatte, noch Zeit, die Rechtspflege und Verwaltung des römischen Weltreiches zu verbessern. Es ist mehr als eine gewöhnliche Phrase, wenn von ihm berichtet wird, er sei „ein ebenso vortrefflicher Mensch, als großer Regent und Feldherr" gewesen (Abb. S. 48). Nur ein Flecken haftet auf seinem Bild. Obwohl er sonst in keiner Weise zur Härte neigte, ließ er doch Christenverfolgungen zu und tat ihnen wenigstens keinen Einhalt, wenn er sie auch nicht befahl. Er glaubte gleich seinem großen Vorgänger Trajan, daß die Ausbreitung der neuen Heilslehre mit dem festen Gefüge des römischen Staatswesens unvereinbar sei und man wird zugeben müssen, daß diese Annahme in politischer Hinsicht nicht unbegründet war.

Schon 147 zur Mitregentschaft berufen, bestieg er 161 nach dem Tode seines Oheims, dessen Tochter Faustina seine Gattin war, den Cäsarenthron, den er anfangs mit Lucius Verus teilte, der aber schon 167 starb, nachdem er den Partherkrieg siegreich beendet hatte. Im gleichen Jahre brach der Markomannenkrieg aus, in welchen Marc Aurel mit dem aus Asien heimgekehrten Heere zog. Wie wir hörten, erfocht er nur einen kurzen Frieden, denn wieder überfluteten die germanischen Scharen die ganze Donaulinie, um, abermals die Alpen überschreitend, wieder Italien selbst zu bedrohen. In Rom war die Mutlosigkeit so allgemein, wie einst zur Zeit des „kymrischen Schreckens". Nur der Kaiser selbst war in den schwankenden Zuständen ein Halt; er ließ die Kostbarkeiten des Palastes versteigern und brachte so die Mittel zu einem neuen Kriegszug auf, der ihn nach blutigen Kämpfen wieder bis an die Donau führte. Nun schlug er seinen Sitz in Carnuntum auf, wo er die Sicherung der Donaulinie und die Abwehr neuer Einfälle mit nimmermüder Sorgfalt leitete. Im Jahre 174 soll sich bei einem Verfolgungszug gegen die Quaden ein Ereignis zugetragen haben, dessen sich bald die Sage bemächtigte, so daß die historische Wahrheit nicht mehr zweifellos festzustellen ist. Als der Kaiser nämlich den geschlagenen Quaden in das Gebiet zwischen der March und Gran folgte, legten ihm die Quaden in einem engen Tal einen Hinterhalt. Rings herum eingeschlossen, von Sonnenbrand und Wassermangel gequält, drohte hier dem römischen Heer ein ähnliches Schicksal, wie die Legionen des Varus unter Augustus im Teutoburgerwald gefunden hatten. Als nach fünf qualvollen Tagen die Quaden wieder zum Angriff schritten und die Abwehr der Römer schon erlahmte, entlud sich plötzlich ein Gewitter. Unter Blitz und Donner ergossen sich Regenströme, die von den verschmachtenden Römern in Helmen und Schilden aufgefangen, ihnen Labung und neuen Mut brachten, während die Angreifer dadurch erschreckt und verwirrt wurden, auch ihre Bogen nicht mehr verwenden konnten, da die Sehnen die Elastizität verloren. Ein rasch ausgeführter Gegenangriff der Römer hatte vollen Erfolg. Die Quaden gerieten in Unordnung, sie drängten sich in so dichten Massen zusammen, daß sie die Waffen nicht gebrauchen konnten, ohne sich selbst gegenseitig zu verwunden, die meisten fielen unter den Streichen der erbitterten römischen Krieger, nur sehr wenige entkamen.

Von mehreren Seiten schrieb man diese überraschende Rettung aus schwerer Gefahr einem Wunder zu. Die Mehrzahl der Römer sah es als Folge der vom Kaiser ausgeführten Anrufung der Götter an, und auf der Antoninussäule der Piazza Colonna in Rom, deren Basreliefs den Markomannenkrieg verherr-

lichen und welchen auch unsere Abbildung (S. 49) entnommen ist, kann man Jupiter Pluvius sehen, der das Heer durch seine Regenströme rettet. Wenn aber andere das Wunder dem Einfluß eines beim Heere befindlichen ägyptischen Zauberers zuschrieben, so nahmen die schon in ziemlicher Zahl im Heere dienenden Christen es als Wirkung ihres Gebetes in Anspruch. Namentlich die Soldaten der XII. Legion, die aber schon früher den Namen der „blitzenden" (fulminatrix) besaß und in welcher es viele Christen gab, sollen dieses Verdienst in Anspruch genommen haben. Die Sage nahm dann noch verschiedene Formen an und man führt auch ein Freskobild einer Kapelle bei Lanzendorf, die im Rufe steht, das älteste Gotteshaus im Lande zu sein, auf das Wunder der „blitzenden Legion" zurück.

Hunnenturm. (S. 64.)

Die gedemütigten Markomannen und Quaden baten 175 um Frieden, der auch um so eher zu stande kam, als Unruhen in Syrien ausgebrochen waren. Einzelne germanische Stämme fanden Aufnahme in das römische Reich, wurden jedoch in entfernte Gebiete verpflanzt, andere wurden von der bisherigen Tributpflichtigkeit enthoben. Dagegen mußten sie zugeben, daß mehrere Waffenplätze von den Römern in ihrem Gebiet besetzt wurden, auch wurde ihr Verkehr mit den Bewohnern von Noricum und Pannonien auf bestimmte Orte und Zeiten beschränkt, um die Überwachung zu erleichtern.

Im Jahre 176 feierte Marc Aurel in Rom einen Triumph und ernannte seinen ihm sehr unähnlichen Sohn Commodus zum Mitregenten. Aber nochmals rief der neuaufloderude Markomannenkrieg den Kaiser an die Donaugrenze, die er nun nicht mehr verlassen sollte. Obwohl wiederholt siegreich, konnte er den Krieg nicht mehr beenden. Er hielt sich die letzten Jahre seines Lebens meist in Carnuntum auf, wo er unter den Sorgen des Krieges und der Regierung noch Muße fand, sein berühmtes philosophisches Werk: „Selbstbetrachtungen" zu verfassen, das er in der Gelehrtensprache jener Zeit, in der griechischen, schrieb. Aber auch in Vindobona hielt er sich oft auf und hier ereilte ihn am 17. März 180 der Tod, wie man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annimmt, infolge einer Vergiftung durch seinen unwürdigen Sohn Commodus. Dieser, weder an menschlichen Tugenden, noch an Herrscherwürde seinem Vater gleich, schloß mit den Germanen einen ziemlich unehrenhaften Frieden, indem er der Schleifung der römischen Festungen auf dem feindlichen Gebiete zustimmte und sogar Jahrgelder an einige Stammeshäupter zusagte. Vindobona war Schauplatz der Aufbahrung und Verbrennung der Leiche des toten Cäsars Marc

Aurel, die nach römischem Brauch als Haupt- und Staatsaktion mit großem Gepränge in Szene gesetzt wurde. Wir geben die bei solchen Anlässen üblichen Zeremonien im folgenden wieder.

Zuerst wurde auf einem durch Stufen erhöhten, großen und kunstreich aus Elfenbein geschnitzten Ruhebett, über welches purpurrote, reich mit Gold gestickte Decken gebreitet waren, der Verblichene in kostbaren Gewändern unter dem Eingange des Sterbepalastes aufgestellt, so daß man ihn deutlich sehen konnte. Neben diesem Ruhebette aber saßen, einander ablösend, den größten Teil des Tages über, zur Linken die höchsten Würdenträger der Zivilgewalt, in schwarze Togen gehüllt, zur Rechten aber die Frauen und Töchter aller in Würden und Ansehen stehenden Männer in weißen Gewändern und ohne jeden Schmuck von Gold und Edelsteinen, alle in feierlicher Stille. Am Tage der Leichenfeier traten

Odoaker vor St. Severin. (S. 69.)

nochmals die Ärzte an das Ruhebett, besichtigten die Leiche und verkündeten laut, daß der Tod unwiderruflich erfolgt sei.

Jetzt wurde das Ruhebett auf den Schultern dazu ausgewählter Jünglinge aus den ersten Ständen, denen alle Würdenträger des Militär- und Zivilstandes nachschritten, durch die Straße auf das Forum getragen und hier niedergesetzt. Zu beiden Seiten waren Gerüste mit mehreren Stufen erbaut und auf ihnen stand links eine Anzahl Knaben, rechts aber eine gleiche von Frauen und Jungfrauen, welche in erhabenen und klagenden Melodien Loblieder auf den Verstorbenen sangen.

Dann wurde das Ruhebett wieder erhoben und vor die Stadt hinaus auf das freie Feld getragen. Daselbst war bloß aus Balken und Brettern ein viereckiges Gerüst mit gleich großen Seiten errichtet, das aus fünf bis sechs immer kleiner werdenden Stufen bestand und einem riesigen Katafalk glich. Es war innen ganz mit dürrem Reisig angefüllt, außen aber mit golddurchwirkten

Tapeten, aus Elfenbein geschnitzten Figuren und mehreren Gemälden herrlich geschmückt und gewährte einen prachtvollen Anblick.

Jetzt wurde das Ruhebett auf die oberste Stufe gehoben, welche auf allen vier Seiten offenstehende Türen hatte, und nun brachte man Gewürze und Räucherwerk aller Art und alle möglichen wohlriechenden Früchte, Kräuter und Harze herbei und schüttete sie haufenweise um das Gerüst her auf den Boden, denn nicht bloß alle angeseheneren Personen des Munizipiums, sondern selbst auswärtige Städte und Orte der Provinzen beeiferten sich um die Wette, diese letzten Gaben zu Ehren des Kaisers zu übersenden.

Nachdem nun ein hoher Haufe solcher Gegenstände aufgetürmt und der ganze Platz damit angefüllt war, folgte das glänzendste und der Zuschauermenge erwünschteste Schauspiel bei dieser Feierlichkeit. Sämtliche Truppenanführer nämlich sprengten auf ihren schönsten und stattlich herausgeputzten Rossen in bestimmter Ordnung und im pyrrhischen Galopp, weshalb auch dieser ganze Umritt eine Pyrrhiche heißt, mehrmals im Kreise um das Gerüst herum, um welches ebenso eine Anzahl von Wagen fuhr, in denen die zivilen Würdenträger saßen.

Als auch dieses imposante Schauspiel vorüber war, ergriff der Sohn des Verblichenen, Commodus, selbst eine Fackel und hielt sie an das Gerüst, an welches nun von allen Seiten Feuer angelegt wurde, so daß es augenblicklich in hellen Flammen stand, da es, wie schon erwähnt, ganz mit dürrem Reisig und Räucherwerk angefüllt war.

Während nun die ganze Luft mit Wohlgerüchen geschwängert wurde und man den Leichnam des Kaisers von Flammen umzingelt erblickte, ließ man unter Freudenrufen der Menge von dem obersten und kleinsten Gerüste, wie von einer Zinne, einen Adler fliegen, von welchem geglaubt wurde, daß er die Seele des Verblichenen in den Himmel trage. Damit war das Leichenbegängnis vollendet, die Menge verlief sich, die Soldaten marschierten ab und Commodus kehrte mit seinem Gefolge nach der Stadt zurück, nachdem er sich noch mit einer prunkenden Rede dem Kriegsheere als Herrscher vorgestellt hatte.

Verfall und Ende der römischen Herrschaft.

Die Regierung Marc Aurels war die letzte glänzende Epoche in der Geschichte des römischen Weltreiches. Seiner Tatkraft und seinem sittlichen Ernst war es gelungen, die ersten mächtigen Erschütterungen abzuwehren, welche durch die Anfänge einer der gewaltigsten historischen Erscheinungen, der Völkerwanderung, dem scheinbar so festgefügten Römerstaat drohten. Der Verfall desselben wurde in berühmten Geschichtswerken geschildert, ebenso die Periode der Völkerwanderung. Wir haben den Verlauf beider geschichtlichen Ereignisse nur soweit zu verfolgen, als sie auf die Entwicklung von Wien Einfluß haben.

Kaiser Commodus entbehrte aller wirklich kaiserlichen Eigenschaften. Er trieb sich in Rom unter Vergnügungen der niedrigsten Art und mit dem Auswurf der Gesellschaft herum, trat selbst im Zirkus als Ringkämpfer auf und wurde 193 bei einem solchen Anlaß vom Gegner erwürgt. Schon war die Zerrüttung der öffentlichen Gewalten soweit vorgeschritten, daß die Wahl des Staatsoberhauptes in den Händen des Heeres lag. Nach des Commodus Tod fiel sie auf einen Würdigen, als die Legionen in Carnuntum und Vindobona und nach ihrem Beispiel die anderen in Pannonien stehenden Truppen den bisherigen Befehlshaber im ersteren Platz, Septimius Severus, zum Cäsar ausriefen. Er kannte den Krieg und seine Erfordernisse aus eigener Erfahrung.

Marc Aurels feierliche Beitattung in Vindobona.

Ein großer Teil seiner überhaupt ziemlich ersprießlichen Regierung, die bis 211 währte, war daher der Sorge für die Grenzbewachung durch Verstärkung der Besatzungen, Ausbau der bestehenden und Errichtung neuer Befestigungen, namentlich der Vermehrung und dem Umbau der Straßen gewidmet. An diese Tätigkeit mahnen mehrere in der Umgebung Wiens gefundene Meilensteine, zwei in Wien selbst gefundene Votivsteine geben der Verehrung und Dankbarkeit einzelner Legionäre für Septimius Severus Ausdruck. Unter seiner Regierung geschieht zum ersten Male der Stadt Vindobona in einem Werk des griechischen Geographen Agathemeres mit dem Bemerken Erwähnung, daß sie am Flusse „Ister" liege, der bis zur Stadt Danubius heiße. Darin liegt eine Art von Begründung der sprachlichen Forschungen über die Abstammung des Namens unseres mächtigen Stromes. Man leitet ihn aus dem Keltischen ab, wo Tan oder Ton im allgemeinen Wasser oder Fluß bedeutet. Aber auch der von den Römern gebrauchte Name „Ister" stammt aus dem Keltischen, wo „Ist" soviel wie niederer oder unterhalb bedeutet, es wäre also „Ister" (vielleicht ursprünglich Dan-ister) der untere, „Dan-ubius" der obere Lauf des Stromes. Ob der heutige Name Donau von dem keltischen Wurzelwort in Verbindung mit dem mittelhochdeutschen „ouwe", dem heutigen Aue stammt, soll nicht entschieden werden. Allerdings heißt es im Nibelungenlied bei Schilderung der Burgunderfahrt auf der Donau: „Daz schif das vlozen ouwe" und an anderer Stelle: „an dem zwelften morgen der chuonich an die Tonouwe quam."

Auch Septimius Severus gelang es nicht, die germanischen Stämme des linken Donauufers soweit zu demütigen, daß sie zum Frieden gezwungen gewesen wären. Noch weniger war dies bei den rasch wechselnden, von den Truppen ausgerufenen und wieder abgesetzten Soldatenkaisern der Fall, deren Andenken nur durch einige in der Umgegend von Wien gefundene Meilensteine erhalten wird.

In einer Zeit der größten staatlichen Verwirrung, als sich nicht weniger als 30 Anwärter für die Herrschaft des römischen Reiches aufwarfen — in der Periode der XXX. „Tyrannen" — rechtfertigte die in Vindobona lagernde X. Legion den alten Ruf der Treue und Verläßlichkeit, indem sie für den rechtmäßigen Kaiser Gallienus eintrat, der von 254 bis 267 regierte. Zu den inneren Schwierigkeiten, welchen Gallienus nicht gewachsen war, kam ein neuer Einfall der Quaden und Markomannen unter dem König Attalus des letzteren Volkes, der wegen List und Treulosigkeit berüchtigt war. Durch diese Eigenschaften mag er den schwachen Gallienus, obwohl dieser mehrere Siege erfocht, zu einem Frieden bewogen haben, in dem die Römer einen nicht näher bestimmbaren Strich von Ober-Pannonien abtraten. Diese Tatsache findet in den Charaktereigenschaften der beiden Männer seine ausreichende Erklärung, ohne dem Römerkaiser eine so heftige Leidenschaft für die goldlockige Tochter Pipa des Attalus zumuten zu dürfen, wie es in einer offenbar viel später entstandenen Version geschieht, daß er, um den Herrn Schwiegerpapa seinen Wünschen günstig zu stimmen, für die Hand der Dame Ober-Pannonien mit Carnuntum, Vindobona und Sabaria abtrat. Das letztere ist bestimmt nicht wahr und so wird es wohl mit der ganzen sentimentalen Geschichte der Fall sein. Glücklicher war die Regierung des Kaisers Aurelian (271 bis 275), der durch die Gewalt der Waffen den Markomannen und Quaden wieder jeden Anteil am rechten Donauufer entriß, auch im allgemeinen durch eine weise Politik das Ansehen des Römerreiches nach außen und die Ruhe im Inneren wieder herstellte. Aber die andauernden Kriege mit ihrem Gefolge von Verwüstungen hatte die Volkskraft der Grenzländer erschöpft und eine Entvölkerung verursacht, so daß eine Einwanderung fremder Elemente nicht mehr zu hindern,

ja sogar eine Notwendigkeit war. Dazu konnten aber nur germanische Ansiedler aus den nördlichen Nachbarländern in das Auge gefaßt werden.

Gleichfalls durch die Wahl seiner Truppen gelangte im Jahre 276 Marcus Aurelius Probus auf den Kaiserthron, ein erfahrener und tapferer Kriegsmann. Er war auch mit den Verhältnissen an der Donau wohl vertraut, da er vor seiner Berufung zu einem Kommando im Orient von 270 bis 275 Kriegstribun der in Wien lagernden Legio X pia fidelis war, die er auch als Kaiser „die tapferste seiner Legionen" nannte. Übrigens war er ein geborener Pannonier (232 in Sirmium) und hielt sich auch während seiner bis 282 währenden Regierung viel in dieser Provinz auf. Daß er die Grenzen des Reiches gegen die von allen Seiten erfolgenden Angriffe schützte, ist von einem tüchtigen Krieger selbstverständlich; die an der Donaulinie einbrechenden Germanen, wie die Franken und Burgunder am Rhein, die Perser und Isaurer in Asien trieb er in einigen glücklichen Feldzügen zu Paaren. Auch die Grenzbefestigung vernachlässigte er nicht, er soll sogar einen förmlichen Grenzwall geplant und an einzelnen Punkten auch begonnen haben.

Viel bedeutsamer aber noch als seine kriegerische war die friedliche Tätigkeit des Kaisers Probus (Abb. S. 52) und zwar namentlich für unsere Gegenden. Um die Bevölkerung wieder zu vermehren, begünstigte er die Einwanderung germanischer Stämme, welchen Ländereien des Staates in jener Pachtform überlassen wurden, die einen Besitzwechsel nahezu ausschließt und unter der Bezeichnung „Colonat" noch heute in Italien üblich ist. Das Durcheinanderwogen der deutschen Stämme war damals so unaufhörlich, daß kaum mehr mit Sicherheit zu konstatieren ist, welchem Zweig des großen germanischen Volkes die ersten Einwanderer in Noricum und auf dem Boden von Wien angehört haben mögen. Auf die unmittelbaren Nachbarn am linken Donauufer, mit welchen man im fast ununterbrochenen Kampf lag, wird man aus begreiflichen Gründen nicht gegriffen haben, es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die ersten germanischen Einwanderer dem alemannischen Stamm angehörten, der zwischen der oberen Donau und dem Main seine Wohnsitze hatte. Eine Änderung in den politischen Einrichtungen, in den kulturellen Verhältnissen erfolgte durch diese Kolonisation nicht. Das römische Wesen war zu fest begründet, als daß es durch eine solche Einwanderung berührt oder gar erschüttert werden konnte. Nach allem, was wir wissen, verfielen diese germanischen Zuzügler ebenso rasch der Romanisierung, wie es einst bei den keltischen Bewohnern der Fall gewesen war.

Namentlich ist aber das Andenken des Kaisers Probus mit einer wesentlichen Hebung der Bodenkultur verbunden, für welche er mit großem Eifer wirkte. Er hob das unsinnige, nur zum Besten der italischen Reichsteile erlassene Gesetz auf, das in den transalpinischen Ländern verbot, Ölbäume und Reben zu pflanzen. Der Anbau der letzteren griff rasch um sich am Rhein, in Unterpannonien, namentlich aber auch um Vindobona. In vielen Gegenden, wo noch heute ein „guter Tropfen" wächst, bezeichnet lokale Tradition den Kaiser Probus als direkten Begründer der ersten Rebenpflanzungen. Auch im Wiener Weingebiet ist dies der Fall, beim weingesegneten Grinzing sollen auf seinen Befehl die ersten Rebenpflanzungen entstanden sein. Mag dies auch nicht ganz wörtlich zu nehmen sein, so verdient Kaiser Probus doch ein ehrendes Andenken, weil seine weise Maßregel im allgemeinen den Weinbau in unseren Gegenden begründete und die nach ihm benannte Probusgasse im XIX. Bezirk, im früheren Heiligenstadt, kann sich rühmen, den Namen eines Wohltäters dieser weingesegneten Gaue zu tragen.

Aber gerade aus dieser Maßregel erwuchs sein Verderben. Die Strenge, mit welcher er die Teilnahme der Soldaten an der Kultur der Weinpflanzungen

erzwingen wollte, gefiel den verwöhnten Legionären nicht, die so oft von Anwärtern auf den Kaiserthron umbuhlt, mit Gunstbezeugungen überhäuft wurden. Im Lager von Sirmium, seinem Geburtsort, entstand aus diesem Anlaß ein Aufruhr unter den Soldaten, in dessen Verlauf (282) Kaiser Probus erschlagen wurde.

Die stramme Zucht der römischen Legionen früherer Zeit war längst gewichen. Je mehr fremde nationale Elemente in die Truppen Eingang fanden und die eigentlichen Römer und Italiker verdrängten, desto mehr schwand jenes echt römische Reichsbewußtsein, das die Legionen des Tiberius, Titus, Vespasians und noch Marc Aurels beseelt hatte. Eine vorübergehende Teilung des Reiches, wobei Pannonien mit Vindobona dem unfähigen Galierus zufiel, der nur durch Soldatengunst emporgetragen wurde, besserte diese Zustände auch nicht. Von schlimmstem Einflusse war aber eine Maßregel, die Kaiser Konstantin, der mit sehr zweifelhafter Berechtigung den Namen des Großen führt, traf, nachdem 323 die Wiedervereinigung des ganzen Reiches erfolgt war. Er zog nämlich die Grenzbesatzungen teilweise zurück und verlegte sie in Städte im Inneren des Landes. Hier waren sie der strammen Disziplin mehr entrückt, den wechselnden Strömungen des öffentlichen Lebens zugänglicher; sie lernten aber auch Üppigkeit höher schätzen, als die harte Pflichterfüllung des Soldaten und viele vernachlässigten diese, um nebstbei irgend einem Handel oder Erwerb nachzugehen. Es dürfte also wohl das Urteil eines Zeitgenossen ziemlich zutreffend sein, wenn er klagt: „Der heutige Soldat ist nur mehr gegen seine Mitbürger mutig und beutelustig, den Feind aber meidet er, denn er ist käuflich und feig."

Daher war es die rege Sorge des im Jahre 364 zum Throne gelangten Valentinian, die Grenzfestungen wieder in Stand zu setzen. In Pannonien leitete der Heerführer Marcellian den Bau und ließ auch auf dem Boden der Quaden Kastelle und Brückenköpfe errichten. Naturgemäß regte dies die Quaden auf; sie erhoben Einwendungen. Da lud Marcellian deren König Gabin, unter dem Vorwande gütlicher Ausgleichung, zu einem Mahle und ließ ihn bei demselben meuchlings ums Leben bringen. Die Folge dieser Lastertat war ein gräßlicher Krieg; es setzten die Quaden im Jahre 374 über die Donau und verheerten Pannonien auf das fürchterlichste. Die eben mit der Ernte beschäftigten Bewohner wurden erschlagen und die meisten Städte sanken in Schutt und Asche, darunter das blühende Carnuntum, das sich nicht mehr erholte und seit jener Zeit öde liegt.

Auf die Nachricht von Carnuntums Zerstörung eilte Valentinian herbei und fand die Stadt, welche er noch ein Jahr zuvor blühend gesehen, in trostlosen Trümmern. Drei Monate verweilte er in ihren Ruinen, mit Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt, und übersetzte die Donauflottille, welche bis dahin in Carnuntum ihre Station gehabt hatte, nach Vindobona. Endlich konnte der Kaiser den Rachezug beginnen; bis Ofen, wo er über die Donau setzte und alles mit Feuer und Schwert verheerte, führte er seine Legionen und furchterfüllt flohen die Feinde vor den wiedervergeltenden Römern. Als jedoch die Quaden im Jahre 375 gebeugt um Frieden baten, dabei aber die Sendboten derselben dem Kaiser zu Bregetio (unweit Komorn) furchtlos bedeuteten, es wäre nur die Treulosigkeit der Römer gewesen, die sie in den Krieg getrieben, geriet er in solche maßlose Wut, daß ihn der Schlag rührte.

Vindobona war nun wohl nach dem Fall von Carnuntum der bedeutendste Waffenplatz an der Donau, sollte aber diese Stellung nicht lange behaupten. Denn schon nahte sich ein neuer furchtbarer Sturm von Osten. Jene großartige geschichtliche Erscheinung, die Völkerwanderung, deren erste Vorboten schon

seit zwei Jahrhunderten das römische Reich erschütterten, brach nun mit voller Gewalt herein, um die schon lange wankende Macht Roms unter Trümmern zu begraben. Aus Asien wälzten sich barbarische Stämme, die wilden Hunnen, heran, die einzelne slavische Völker mit sich fortrissen, die an der unteren Donau seßhaften Goten verdrängten, diesen folgend aber auch bald (380) in Pannonien eindrangen. Eine kräftige Abwehr war um so weniger möglich, als unter dem unfähigen Theodosius die unselige Teilung des Reiches in ein west- und oströmisches Reich (395) eintrat, die Quelle innerer Kriege, die den von allen Seiten drohenden Gegnern leichtes Spiel sicherten.

Wenn wir auch nicht viel über das Schicksal Vindobonas in dieser stürmischen Zeit wissen, ein sehr trauriges war es unter den rasch wechselnden Herrschaften sicher. Natürlich suchten die von den Hunnen vertriebenen Goten in Pannonien neue Wohnsitze und im Anfang des fünften Jahrhunderts herrschte ein westgotischer Fürst Athaulf. Erst als ein Zug gegen Rom, den er gemeinsam mit seinem Schwager, dem jugendlichen Helden Alarich, der schon ganz Griechenland unterworfen hatte, scheiterte, kam Pannonien für kurze Zeit wieder unter römische Oberhoheit. Doch nur für kurze Zeit. Denn alle Bemühungen des Kaisers Honorius, die Donaugrenze zu behaupten, blieben erfolglos. Von neuem überfluteten sie germanische Stämme; Goten, Scythen und Vandalen, von ihnen fortgerissen, aber auch die alten Feinde der Römer, die Markomannen und Quaden, wälzten sich in verheerenden Raubzügen über Oberpannonien und Noricum, dem Süden zu, von dessen Reichtum und Üppigkeit diese Völker des kargen Nordens märchenhafte Vorstellungen hatten.

Als nun auch noch von Osten der große Hunnenzug unter dem tatenkühnen Führer Attila hereinbrach, hatte die Todesstunde des weströmischen Reiches geschlagen. Seine Scharen durchzogen fast das ganze Abendland und wäre diesem Nomadenvolk neben wilder Tapferkeit und Unternehmungslust auch die Kraft der Staatenbildung gegeben gewesen, so hätten sie ein hunnisches Europa geschaffen.

Einige Worte aber müssen wir doch dem Führer dieser wilden Scharen widmen, da Attila nicht allein eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erscheinungen ist, sondern von der späteren Dichtung, wenn auch in ziemlich willkürlicher Weise, mit dem Namen von Wien in Verbindung gebracht wurde. Wenn man nur den unter unmittelbarem Eindruck der Hunnenzüge und Verheerungen abgefaßten gleichzeitigen Berichten folgt, gelangt man wohl zu einem Bild dieses außerordentlichen Mannes, das seinen Beinamen, die „Geißel Gottes", rechtfertigt. Das scheint aber doch ein wenig Übertreibung zu sein, vielleicht auch deshalb, um den Hunnenschrecken als gerechte Strafe des Himmels für die sündige Menschheit erscheinen zu lassen. Manche Züge, die uns von ihm erhalten wurden, lassen erkennen, daß Attila weder blutdürstig, noch grausam, häufig sogar einem ernsten Wort und einer Mahnung zugänglich war und nicht selten Züge von Großmut zeigte.

Ein bekannter Geschichtschreiber entwirft folgendes Bild von ihm: „Attila war von kurzer, gedrungener Gestalt, mit großem auf breiten Schultern ruhendem Haupt, dunkler Gesichtsfarbe, aufgestülpter Nase, kleinen feurigen Augen und spärlichem Barte. Aber stolz war sein Auftreten und die kleinen Augen blitzten nach allen Seiten, Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die einen ernsten, fast finsteren Ausdruck hatten. Er lebte einfach, nahm Speise und Trank aus Schüssel und Becher von Holz, während rings um ihn alles von Silber und Gold glänzte; auch in Kleidung und Waffen unterschied er sich nicht von dem niedersten seiner Krieger. Doch wollte er trotz des stolzen Kleiderprunkes, welchen seine Umgebung entfaltete, als „Herr der Welt" anerkannt,

geehrt und gefürchtet werden. Ein leidenschaftlicher Eroberer mit den Waffen, aber sich im Siege mäßigend, mit großer Kühnheit, aber auch mit allumsichtiger Klugheit begabt, zur Erhörung von Bittenden stets geneigt und jenen mild gesinnt, die er einmal in seine Freundschaft aufgenommen hatte — so wird uns von Augenzeugen und Zeitgenossen der seltene Mann geschildert, der einem Sturm gleich die Welt aufrüttelte und sie aus allen Fugen zu reißen drohte."

Diesem Bild entspricht es allenfalls, wenn es im Nibelungenlied, dessen „König Etzel" mit Attila identisch ist, in dem Gesang „von Etzels Hofhaltung" heißt:

„Der König war mild und gerechte,
sein gleich man nydert fand."

Aber etwas gar zu hell gefärbt erscheint es doch, wenn dem tatenkühnen Führer der wilden hunnischen Scharen die Worte in den Mund gelegt werden:

„Kein tor mit was beschlossen
und eyn beschlossen wart:
man soll mir's offen lassen,"
sprach Etzel der König zart,
„wann ich doch hab kein Feinde
auf aller welte preite."

Nachdem ein Zug nach Westen infolge der blutigen Niederlage, die er durch den weströmischen Feldherrn Aëtius auf den katalaunischen Feldern (im alten Gallien zwischen der Seine und Marne) erlitt, mißglückt war, zog sich Attila in sein Hoflager an der Theiß zurück, eifrig zu neuen Kriegszügen rüstend. Hier starb er 453 plötzlich an einem Blutsturz.

Ob der im Jahre 1799 an den Ufern der Aranyka im Torontaler Komitat gefundene sogenannte „Goldschatz von Groß-Szent-Miklos" wirklich aus dem Besitz Attilas stammt, haben die gelehrten Archäologen noch nicht endgiltig bejaht. Er besteht aus 23 Gefäßen im Gesamtgewicht von 1678·5 Dukaten, darunter Trinkschalen, Flaschen, Krüge, Pfannen und Trinkhörner mit figuralen Ornamenten und auch Spuren von Emailbelag. Die an einzelnen Stücken befindlichen eingeritzten Schriftzeichen sind teils griechisch, teils werden sie als Runen bezeichnet. Der Katalog des kunsthistorischen Hofmuseums, wo dieser jedenfalls hochinteressante Fund aufbewahrt wird, sagt darüber: „Der Kunststil der Gefäße setzt sich sowohl aus antiken, als orientalischen Elementen zusammen. Nach neueren Untersuchungen hätte derselbe seinen Ursprung in den halbgriechischen Städten am Nordufer des Pontus genommen und man spricht den Goldschatz, die volkstümliche Tradition, welche ihn als den des Hunnenkönigs Attila bezeichnet, gewissermaßen bestätigend, den Zeiten der Völkerwanderung zu."

Wie immer die Herkunft sei, ist es wohl möglich und auch der Fundort spräche dafür, daß diese Gefäße ein Teil des Schatzes Attilas sei, von dessen Reichtum die Chronisten soviel berichten. Unbedingt abgelehnt muß aber eine andere Erinnerung werden, die von der Tradition gleichfalls auf Attila zurückgeführt wird. Es ist dies der sogenannte „Hunnenturm" in Hainburg an der Donau, ein allerdings merkwürdiges und namentlich in seinem unteren Teil sehr altes Bauwerk.

Dieser untere Teil mag sogar in seiner eigentümlichen Art des Quaderbaues noch vor dem Hunnensturm entstanden und ein Werk der Römer sein. Er zeigt sich bis zur Höhe von 7·5 Metern gänzlich aus Steinblöcken ausgeführt; er besteht sowohl an den flankierenden Turmbauten, wie auch an den keilförmigen Werkstücken des Torbogens und an dem darauf ruhenden Gemäuer

aus Buckelquadern von ziemlich gleicher Größe in nahezu 22 gleichen Steinschichten, von denen die untersten fünf allmählich vortreten, somit die Basis des Baues erweitern. Der obere Teil des Tores ist aus Quadern und Bruchsteinen erbaut und das Gesamtmauerwerk erreicht eine Höhe von 21 Metern. Die beiden hervortretenden Turmbauten sind in der Höhe noch um einige Schichten fortgesetzt und dann wölbt sich von einem Halbturm zum anderen ein mächtiger Spitzbogen, der in seiner Scheitelhöhe 15 Meter erreicht. Der Bau erhält somit eine Art länglich-runder Form, die Vorbauten verschwinden in der Masse des Ganzen und der mächtige Bau wird von einem hohen Satteldache gemeinsam überdeckt. Jene Seite, die der Stadt zugewendet ist, zeigt einen einfachen Quadernbau, gemischt mit Bruchsteinen, mit rechtwinkeligen Ecken und sind nur die

Die Kirche in Sievering. (S. 72.)

mächtigen Eckstücke bis hinauf genau behauen. Das Gebäude ist im Inneren ganz hohl und ohne allen Zwischenmauern; gemauerte Unterabteilungen, nur Holzdecken, teilen es in vier Stockwerke. Vom ersten solchen aus konnten die beiden Halbgitter gegen die äußere und innere Seite herabgelassen und der dazwischen befindliche Vorhof von oben herab verteidigt werden. Von außen sind schmale, aber sehr hohe Schußschlitzen sichtbar. Das zweite bis vierte Stockwerk ist ein jüngerer Bau (Abb. S. 56).

Merkwürdig sind die beiden Figuren, welche an den Buckelquadern der beiden flankierenden Türme auf jeder Seite gegen das Tor angebracht sind, Sie messen etwa 4 Meter und ihr Entstehen ist mit dem Baue gleichzeitig. weil die Steine vollständig mit den Maßwerken verbunden sind. Die Bildhauerarbeit ist roh, aber nicht unangemessen ausgeführt; jede Figur steht auf einem einfachen, weit vorspringenden Wandgestell.

Die an der linken Seite befindliche, beſſer erhaltene Figur zeigt einen gerüſteten Mann mit bis gegen die Knie reichendem Panzerhemd und darüber getragenem kurzen Rocke. Auch der untere Teil des, leider ſehr durch den Zahn der Zeit beſchädigten Geſichtes, iſt mit Panzerwerk, einer Hals- und Nackenberge gedeckt; der Kopf iſt durch einen kübelförmigen Helm geſchützt. Die Füße haben eine Bedeckung von eng anliegendem Panzerzeug. Die Figur, ſtehend, mit etwas zurückgebogenem Leibe, etwa in ausſchreitender Stellung, hält die Hände abwärts und gekreuzt, wohl ſich auf das Schwert ſtützend.

Dieſe Figur nun gilt allgemein als eine Abbildung des Königs Etzel; die zweite wird für Chriemhilde gehalten. In der Tat zeigt ſelbe ein jugendliches, an die Seite gewendetes Antlitz mit nach rückwärts gewendetem Kopfe,

Ruprechtskirche. (S. 78.)

langen lockigen Haaren und fliegendem Gewande; leider iſt ſie ſo ſehr beſchädigt, daß man den unteren Teil nicht mehr zu erkennen vermag.

Welche Bedeutung dieſe Figuren haben, iſt ganz ungewiß, ja es iſt nicht einmal ganz ſicher, ob die zweite wirklich eine Frau vorſtellt. Auf jeden Fall iſt es abſurd, den Bau und die Statuen auf die Hunnenzeit zurückzuführen. Der untere Teil mag römiſchen Urſprungs ſein, wofür auch der gleichfalls gebräuchliche Name „Römerturm“ zeugt; der obere iſt, wie der Spitzbogen und das hohe Satteldach beweiſen, ein frühgotiſcher Bau, etwa aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die Bezeichnung „Hunnenturm“ iſt gewiß viel ſpäter entſtanden, wahrſcheinlich in mißverſtändlicher Anwendung einiger Stellen des Nibelungenliedes, in dem es von der Heimfahrt König Etzels auch heißt:

„Zu Huniburch, der alten,
ſie waren über naht (Nacht).“

Alle zeitgenöſſiſchen Berichte betonen, daß die Lager und Niederlaſſungen der Hunnen, den Gewohnheiten eines aſiatiſchen Wandervolkes entſprechend, nur

aus Zelten, Erdwällen und leicht zusammengefügten Hütten bestanden. Es ist daher ebenso unhaltbar, ihnen ein so massiges Bauwerk zuzuschreiben, wie in der männlichen Figur, die eine Rüstung des dreizehnten Jahrhunderts trägt, Attila erkennen zu wollen. Mit solchen phantasievollen Ableitungen waren frühere Zeiten sehr rasch fertig; bewahrte doch das ehemalige kaiserliche Zeughaus in der Renngasse einen gerissellen Harnisch, der im sechzehnten Jahrhundert angefertigt wurde, gleichfalls mit der Bezeichnung, daß er von Attila stamme.

Nach Attilas Tod zerfiel dessen nur durch seine gewaltige Persönlichkeit zusammengehaltenes Reich. In einer großen Schlacht an einem nicht näher bezeichneten Fluß Pannoniens besiegt, zog sich ein Teil der Hunnen wieder in die Steppen Asiens zurück, was zurückblieb, verschwand im Völkergewoge. Mit Recht verglich man ihr Auftreten mit einem Meteore, das blutig rot und drohend über den nächtlichen Himmel zieht, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Nur dem Namen nach wurde in unserer Gegend die Römerherrschaft wiederhergestellt. In der Tat lag die Gewalt in den Händen der Ostgoten, obwohl der Boden Noricums eigentlich ein Tummelplatz aller germanischen Stämme war, die von allen Seiten dem Lande ihrer Sehnsucht im Süden zudrängten. Die römischen Besatzungen der festen Plätze, soweit diese nicht zerstört waren, hatten keinen Zusammenhang und keine einheitliche Leitung mehr, sie entbehrten Sold, Lebensmittel und bald auch Waffen. Unter solchen Umständen war ein weiteres Verweilen unmöglich, sie räumten die Plätze freiwillig oder mußten sich ergeben. Auch die letzte Spur römischer Gewalt verschwand und mit ihr bald auch jene Kultur, die dem ganzen Leben des Landes durch vier Jahrhunderte ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Wohl lebten noch Römer und Germanen, vermengt mit Teilen der Wandervölker, auf dem Boden von Wien, seine erste Blüte aber war unwiderbringlich dahin. Unter den stürmischen Schritten barbarischer, aber jugendkräftiger Völker verschwanden die Spuren einer verfeinerten, aber altersschwach gewordenen Kultur. Wie einst die Markomannen, so bedrohten nun die als deren Nachfolger am linken Donauufer seßhaften germanischen Rugier Vindobona und unter ihren Raubzügen schmolz der letzte Rest des Wohlstandes dahin. In dieser Zeit tiefster Gesunkenheit leuchtet eine einzige Persönlichkeit hervor, mit welcher wir uns nun beschäftigen wollen.

Die Einführung des Christentums und der Apostel Noricums, St. Severin.

Wenn man nicht das Gebiet der Sage und unbeglaubigten Legende betreten will, wird es kaum möglich sein, zu bestimmen, zu welcher Zeit das Christentum in Vindobona und dem dazu gehörigen Landesteil festen Fuß gefaßt hat. Sicher ist nur, daß es durch Soldaten hierher kam und auch lange Zeit auf deren Kreise beschränkt blieb. Vereinzelt mögen Bekenner des Christentums schon gegen Mitte des zweiten Jahrhunderts unter den Legionären gewesen sein; wir haben aber gehört, daß noch Marc Aurel dem neuen Glauben nicht huldvoll gesinnt war und wissen dies auch noch von späteren Kaisern. Zahlreich werden die Christen daher wohl kaum gewesen sein und da sie ihre Zugehörigkeit zu dem verpönten Bekenntnis verheimlichen mußten, ist es leicht erklärlich, daß keine Beweise für dessen ersten Bestand auf uns gekommen sind.

Eine vereinzelte Nachricht über das Vorkommen des Christentums gibt ein bei Inzersdorf gefundener Grabstein eines römischen Soldaten, den man

höchstens in das dritte Jahrhundert versetzt. Eine ausdrückliche Bezeichnung des Verstorbenen enthält aber auch diese Inschrift nicht, ja der Eingang derselben „Diis manibus" kommt auch auf römischen Grabsteinen oft vor und klingt ganz heidnisch, da von „Göttern" gesprochen wird. Wohl aber ist der Zusatz: „Defunctus in pace" (im Frieden geschieden) ganz den christlichen Formen entsprechend und man schließt daraus auf das Bekenntnis des Toten.

Es ist auch sehr einleuchtend, daß es nicht rätlich war, sich offen als Christen zu bekennen, wenn man bedenkt, daß am Ende des dritten Jahrhunderts unter Kaiser Diocletian noch eine der schärfsten Christenverfolgungen vorkam. Aus dieser Zeit stammt auch das älteste Martyrium in Pannonien. Es traf, wie die Legende erzählt, fünf Männer, namens Claudius, Castorius, Symphroniamus, Nicostratus und Simplicius, die in den Steinbrüchen von Sirmium (am heutigen Vrdnika Hora) arbeiteten. Sie waren als geschickte Arbeiter bekannt und nahmen, obwohl sie Christen waren, keinen Anstoß, Statuen von römischen Göttern auszuführen, die jedoch damals viel von ihrer religiösen Bedeutung verloren und nur mehr als Kunstwerke Bedeutung hatten. Während eines Aufenthaltes des Kaisers Diocletian in Sirmium zogen die fünf Arbeiter durch ihre besondere Tüchtigkeit dessen Aufmerksamkeit auf sich und als Beweis seiner besonderen Gnade übertrug er ihnen die Herstellung einer Statue des Äskulap, des Gottes der Heilkunde. Diese sollte als Dank nach einer überstandenen Krankheit des Kaisers neben dessen eigenem Standbild, für das der Cäsarenwahnsinn göttliche Ehren beanspruchte, aufgestellt werden. Gegen diese Abgötterei aber lehnten sich die Christen auf, sie verweigerten die Ausführung dieser Arbeit.

Erbittert über die bisherige Bevorzugung der fünf christlichen Arbeiter hinterbrachten die Aufseher dem Kaiser deren Verhalten, das sie als Christen verriet und am 8. November 294 wurden sie auf Befehl Diocletians lebendig in Särge gelegt und in der Save ertränkt.

In den mittelalterlichen Bauhütten, deren eine auch in Wien bestand und auf welche wir noch zurückkommen werden, verehrte man diese fünf Märtyrer als Patrone, doch werden sie häufig mit vier anderen (Serinus, Servianus, Carpoforus und Victorianus) verwechselt, die als Soldaten in Rom zum Bau eines Tempels verhalten wurden und wegen ihrer Weigerung gleichfalls den Tod erlitten.

Im Jahre 303 begann die eigentliche diocletianische Christenverfolgung, die mit einem Dekret des Kaisers eröffnet wurde, das allen Christen, ohne Unterschied des Standes, auferlegte, den heidnischen Göttern zu opfern. Sie scheint auch in Noricum und Pannonien zahlreiche Opfer gefordert zu haben, was allerdings schon auf eine ziemliche Verbreitung des Christentums schließen läßt. Auf die Nachricht, daß 40 überwiesene Christen aus den Reihen der Armee in Lauriacum (Lorch) eingekerkert worden seien, weil sie sich weigerten, dem kaiserlichen Dekret nachzukommen, eilte Florianus, ein Veteran der II. italischen Legion, gleichfalls ein Christ, zu ihnen, um sie zum Ausharren im Bekennen ihres Glaubens anzufeuern. Sofort ließ ihn der dortige Prätor ohne weiteres Verfahren in die Enns stürzen, aber der älteste Bericht erzählt: „Der Fluß erschrak, da er Christi Märtyrer empfing und mit gehobenen Wogen legte er den Körper desselben auf einen emporragenden Fels, auf Gottes Befehl schützte ihn da ein Adler mit ausgespannten Flügeln." Auch zwei Bischöfe erlitten damals den Märtyrertod, Victorinus von Poetovio (Pettau in Steiermark) und Quirinus von Siscia (Sissek). Von letzterem, der lange in Vindobona gefangen gehalten wurde, berichtet die Legende, daß er gleichfalls in den Strom gestürzt wurde, sich aber lange auf den Fluten erhalten habe, die Umstehenden ermahnend, aus seinem Beispiele Standhaftigkeit zu lernen.

Mögen auch manche Umstände auf Rechnung eifriger Legendenbildung kommen, im ganzen läßt sich doch erkennen, daß im Beginn des vierten Jahrhunderts das Christentum schon viele Bekenner haben mußte. Das Vorkommen von Bischöfen läßt sogar schon auf eine gegliederte Kirchenorganisation und Hierarchie schließen. Bald hörten auch die Verfolgungen auf; mehrere Kaiser bewiesen dem Christentum Duldung und Wohlwollen und Kaiser Konstantin der Große setzte es endlich an die Stelle des alten römischen Kultus.

Das Christentum fand auch überall unter den Römern die meisten und eifrigsten Bekenner, fast ausnahmslos fielen sie ihm zu. Weniger Eingang fand es unter den mit jenen so innig vermengten Provinzialen; namentlich die bald sehr zahlreichen Germanen hielten lange Zeit zähe an alter Sitte und Glauben fest, sie opferten auf lichter Bergeshöh' noch lange dem Wuotan und Thor, der Freya und Hulda, als die römischen Götter schon vor dem Glanz des Kreuzes verblichen waren. Gegen die Wende des vierten und fünften Jahrhunderts änderte sich aber auch dieses Verhältnis, eifrige Glaubensboten verbreiteten das Christentum auch unter den Germanen, ja es sollen sich sogar ganze Völker, wie die sonst nicht eben gut beleumundeten Rugier am linken Donauufer, zum Christentum bekannt haben. Und in der Zeit der tiefsten Zerrüttung, als der Hunnenschrecken eben die Länder durchtobt hatte und der Zusammenbruch des römischen Staates aus unserer Heimat ein Chaos machte, zogen Tausende und Tausende Zuversicht und Hoffnung aus den Worten und Taten eines Mannes, der im Zeichen des Kreuzes unter ihnen erschien.

Im Jahre 454, dem Todesjahr Attilas, kam in das norische Uferland aus dem Orient und über Pannonien ein unbekannter Mann, hager, unscheinbar, von den einfachsten Sitten und Bedürfnissen, aber mit einer Seele voll Kraft und Feuer und einem Körper, der alle Anstrengungen und Entbehrungen ertrug, so schwächlich er auch gegenüber den gewandten Römern, den sehnigen Germanen erschien. Es war dies Severinus, der von sich selbst sagte, er sei „von dem Herrn bestimmt, dem Unglück des Volkes gewärtig zu sein", die verzweifelte Bevölkerung aufzurichten, ihre Geister zu trösten, ihre Leiber zu erhalten. Um die Wirksamkeit des Severinus voll zu würdigen, darf man ihn nicht bloß als Glaubensboten allein betrachten. Denn er war mehr, indem er als eifriger Vertreter des christlichen Römertums, als Verteidiger seiner Stellung und Kultur auftrat.

„Ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden," so wird uns seine Wirksamkeit treffend geschildert, „trat er, der eine ihm angebotene Bischofswürde zurückgewiesen, mit dem Gewichte und dem einzigen Anspruche einer mächtigen Persönlichkeit in die Stelle ein, welche die römischen Staatsbeamten mit der Purpurschärpe in der allgemeinen Not verlassen hatten. Als ein kleiner Mann, abgemagert, bärtig, in geringem Gewande, in größter Kälte ohne Fußbekleidung, der auf dem Boden des Betsaales schläft, wochenlang fasten kann, von außerordentlicher Seelenstärke und Herzensgüte, so wird Severinus geschildert, der späterhin von der Kirche unter die Heiligen versetzt wurde. Als seine vorzüglichste Aufgabe betrachtete er es, die gefangenen Römer aus der Gewalt der Barbaren zu befreien, die Armen mit Nahrung und Kleidung zu versehen, Hilfe und Trost von Ort zu Ort zu tragen, an Selbstentäußerung und Zusammenhalten zu mahnen, Mönchszellen zu gründen zur Wahrung des Glaubens und Unterweisung der Jugend, Gefahren mit Mut, Kraft und Beredsamkeit abzuwenden. Den Aufenthalt der Römer in Noricum sah er wie die Knechtschaft der Juden in Ägypten an und vertröstete die Seinigen auf die Rückkehr nach dem geliebten Italien, wohin sie, die ihn Überlebenden, auch seine Gebeine mitnehmen sollten. Der Ruf seines frommen Lebenswandels, der begeisternden Kraft seines

Wortes, seiner Mildtätigkeit gegen Hilfsbedürftige aller Art, für welche er den Armenzehent einführte und auch allmählich durchsetzte, seine Vereitlung feindlicher Anschläge flog durch das Land und sein Ansehen wuchs dadurch zu solchem Grade empor, daß die Einwohner seinem Rate wie seiner Führung willenlos folgten. Aber auch germanische Fürsten und Häuptlinge beugten sich der Kraft seiner Rede; das rugische Fürstenhaus bewies ihm große Verehrung, wie auch sein Ansehen bei dem Rugenvolke, obwohl es dem arianischen Christentum anhing, nach glücklicher Heilung eines Schwerkranken bis zur Bewunderung stieg. Dies war für die Bewohner von Ufer-Noricum von höchstem Wert und wohltätiger Wirkung, da die Rugier dieses Land mit Duldung des ohnmächtigen weströmischen Reiches unter dem Vorwand, es gegen Raubzüge zu schützen, zuerst besetzt hatten und dann, als die bestimmten Jahrgelder ausblieben, als Eigentum behandelten. Der Rugenfürst Flaceithens, der in allen wichtigen Dingen Severins Rat einholte und einem solchen folgend, sogar eine Beleidigung durch die Ostgoten hinnahm, gewährte den flüchtigen Provinzialen Noricums Ansiedlungen, ohne sie nach dem herrschenden Gebrauch als Leibeigene zu behandeln oder gar als Sklaven zu verkaufen."

Karl der Große. (S. 82.)

Aus dieser Zeit berichtet uns der Schüler und Biograph des heiligen Severinus auch jene bekannte Episode, daß sich Odoaker, der jugendliche Führer des kriegerischen germanischen Stammes der Herulen, der im Begriff stand, nach Italien zu ziehen und in römischen Sold zu treten, bei Severinus Rat erholte und dieser ihm künftige Größe und Herrschaft prophezeite. (Bild S. 57.) Ganz unanfechtbar ist diese Darlegung nicht; denn Severinus, der eifrige Vertreter des Römertums, dürfte sich wohl gehütet haben, mit einer Prophezeiung den jungen, ehrgeizigen Helden anzufeuern, durch welchen das morsche weströmische Reich den letzten Stoß erhielt, der es auch an der Stätte seines Ursprungs über den Haufen warf. Man müßte nur annehmen, daß Severin die Absicht hatte, den jungen, ehrgeizigen Herulerfürsten zum Werkzeug seines Lieblingswunsches, die römischen Provinzialen wieder nach Italien zurückgeführt zu sehen, zu machen.

Zahlreich sind die Einzelnzüge, welche Eugippus in seiner Lebensbeschreibung Severins von dessen Wirksamkeit und heilsamen Einfluß erzählt. Dreißig Jahre weilte er fast in Ufer-Noricum und Pannonien. Seinen ersten Wohnsitz nahm er in Astura, dem heutigen Klosterneuburg, wo er nur seinen frommen Übungen oblag; dann begab er sich nach Comagena (Tulln oder nach anderen eine vollkommen verschwundene Stadt in der Nähe des heutigen St. Andrä vor dem Hagental). Hier waren schon germanische Barbaren eingedrungen, doch ein Erdbeben verscheuchte sie, als die Römer, dem Rate Severins folgend, eifrige Gebete an den Himmel richteten. In Faviana oder Fabianis, auf das wir noch zurückkommen, herrschte beim Eintreffen des Severinus eine durch die Kriegsstürme und die Verwüstungen der Barbaren verursachte

furchtbare Hungersnot. Die Macht seiner Rede bewog aber die wegen ihres Reichtums und Geizes berüchtigte Witwe Proeula, ihre Speicher zu öffnen und das Getreide an die hungernden Bewohner zu verteilen, deren Not dann bald durch ankommende Getreideschiffe behoben wurde. Von diesem Orte wird uns auch erzählt, daß er hart von einer Schar beutegieriger germanischer Krieger bedroht wurde. Verzweifelnd klagte der Tribun Mamertinus, daß er zur Abwehr nur ein Häuflein Soldaten habe, welchen es teilweise an Waffen fehle. Da rief ihm Severin zu: „Ei, haben denn nicht die Feinde gute Waffen? Deine Soldaten mögen sie ihnen wegnehmen! Ziehe mutig aus! Gott ist mit dir!" Dann richtete er auch eine begeisternde Ansprache an die Soldaten, diese zogen in den Kampf, schlugen die Gegner völlig und brachten viele Gefangene nach Fabianis zurück. Severin empfing diese freundlich, entledigte sie der Fesseln, erquickte sie und gab ihnen die Freiheit. Auch als ein Alemannenstamm donauabwärts zog, die Ortschaften verwüstete und auch Lauriacum bedrohte, begab sich Severin furchtlos in das Lager und wußte durch die Macht seiner Rede den König Feletheus zur Umkehr zu bewegen.

Nach einer Pause der beschaulichen Zurückgezogenheit, die er in einem Orte „ad vineas" (bei den Weinbergen) zubrachte, kehrte Severin nach Fabianis zurück, von wo er namentlich seinen Einfluß auf das Königsgeschlecht und Volk der Rugier zum Wohle der Provinzialen von Norieum verwendete. Sowohl König Flaccitheus, wie dessen Sohn Flakka, hatten tiefe Verehrung für den Apostel Norieums, obwohl sie dem Arianertum, einer durch dogmatische Sätze von der allgemeinen christlichen Kirche geschiedenen Sekte, anhingen. Nur die Gattin Flakkas, Königin Giso, die als grausam und fanatisch galt, war eine erbitterte Feindin Severins und der Römer und wußte es auch durchzusetzen, daß eine Anzahl derselben gefangen gehalten wurde. Die Bitte Severins um deren Freilassung wies sie mit höhnischen Worten ab und verwies ihn rauh aus ihrer Nähe. Mit einer Warnung vor dem Strafgericht Gottes ging Severin nach Fabianis zurück. Aber noch in der folgenden Nacht kamen Eilboten, die ihn holten. Das einzige Söhnlein der Königin war Wegelagerern in die Hände gefallen, die es zu töten drohten. Nur von Severins Vermittlung war Rettung zu hoffen und sie rief die verzweifelte Mutter mit dem Ruf an: „O, an meinem eigenen Blut rächt sich dein Gott so rasch!" Es gelang der Fürsprache des allverehrten Mannes, das Kind zu befreien, und von dieser Zeit an schätzte ihn auch Königin Giso sehr hoch.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in dem von ihm zu Fabianis gegründeten Kloster zu, dessen Mönchen er eine besondere Regel und Lebensweise vorschrieb, die ihnen Frömmigkeit, Entsagung und rastlose Arbeit für das allgemeine Wohl vorschrieb. Obwohl hochbetagt, unternahm er noch bis in die letzten Jahre Wanderungen nach Lorch, Salzburg und Passau, wenn man seines Rates oder tätigen Eingreifens zur Abwendung von Gefahren bedurfte.

In diesem Kloster starb Severinus am 8. Januar 482, der gefeierte und einflußreiche Apostel Norieums, aber auch der letzte werktätige Vertreter römischer Kultur in diesem Lande. Mit ihm sank die letzte Stütze des Römertums, eine neue Periode trostloser Zerrüttung kam, die er voraussah und auf seinem Totenbette verkündete. Ein Zug Odoakers, der im Begriff war, die Prophezeiung Severinus zu erfüllen und sich zum König Italiens zu machen, bot dem Sterbenden Gelegenheit, seine Jünger und die römischen Provinzialen zum Auszug nach Italien zu mahnen, wobei er ihnen auftrug, auch seine Gebeine mitzunehmen.

Sie folgten seinem Gebot, rüsteten sich und traten die Wanderung nach Italien an, wobei sich ihnen die meisten noch in Norieum seßhaften Römer mit

Auszug der römischen Provinzialen mit Severins Leiche aus Noricum.

allem Hab und Gut anschlossen. Damit verschwanden die letzten Reste des Kulturlebens in unseren Landen, die nun durch fast drei Jahrhunderte nur schattenhaft aus den Stürmen eines rastlos gärenden Völkerringens auftauchen.

Der Leichnam St. Severins begleitete, seinem Wunsch entsprechend, den traurigen Abzug der norischen Römer. Sie brachten ihn nach Lucullanum bei Neapel, einem Ort, an dessen Stelle heute das bekannte Castello dell' Ovo steht. Seit einem Vierteljahrhundert besitzt Wien im XVIII. Bezirk (Währing) eine schmucke Kirche, die seinen Namen trägt und durch die strengen Formen der Frühgotik, die der große Baukünstler Friedrich Schmidt ihr gab, dem einfachen, entsagungsvollen Wesen des Heiligen entspricht.

Hier bietet sich von selbst die Gelegenheit, auf die Frage der Beziehungen St. Severins zum alten Vindobona einzugehen. Auffällig ist es nun allerdings, daß in der so genauen Lebensbeschreibung, welche sein Schüler Eugippus verfaßte, kein Wort über einen Aufenthalt in Vindobona, das doch der Stätte seines Wirkens so nahe lag, vorkommt, ja daß Vindobona überhaupt gar nicht genannt wird. Dieser seltsame Umstand mag Ursache gegeben haben, Faviana oder Fabianis kurzweg an Stelle von Vindobona zu setzen und dahin die ganze Wirksamkeit St. Severins zu verlegen. Diese Deutung findet sich zuerst im Geschichtswerk des Bischofs Otto von Freisingen, eines Sohnes von Leopold dem Heiligen; nach diesem haben Wolfgang Laz u. a. bis in die neueste Zeit die Identität von Vindobona und Faviana behauptet. Natürlich fand man auch Beweise für diese Annahme; an solchen mangelt es ja nie, wenn es sich darum handelt, eine innerlich haltlose Sache mit Hypothesen zu stützen. So griff man die ganz richtige Bemerkung des Eugippus heraus, daß der Wohnort des heiligen Severin nur durch die Donau von dem Lande der Rugier getrennt gewesen sei und die Könige Flaccitheus und Flakka oft über die Donau kamen, um sich bei St. Severin Rat zu holen. Das wird wohl ganz richtig sein, ein Beweis aber dafür, daß Vindobona der Aufenthaltsort des Heiligen war, liegt nicht darin, denn das Gebiet der Rugier reichte weit an der Donau hinauf. Im Gegenteil würde bei den damaligen Verkehrsmitteln ein so häufiger und intimer Verkehr darauf schließen lassen, daß die Residenz der Rugierfürsten gegenüber oder doch ganz in der Nähe von Vindobona am linken Donauufer gewesen sei, was aber ganz bestimmt nicht der Fall war. Wir wissen vielmehr, daß der Sitz dieser Fürsten ungefähr am östlichen Abhang der Kremser Berge lag.

Am wenigsten Sorge machte den Vertretern der Identität von Vindobona und Faviana die sprachliche Ableitung. Mit einiger Kühnheit läßt sich ja jedes Wort durch willkürliche Kürzungen und Buchstabenversetzungen in jedes beliebige andere verwandeln, eine Kurzweil, wie sie noch jetzt auf den letzten Seiten belletristischer Zeitschriften getrieben wird. Faviana, dann Fa-Wiana, Wiana, Wiena und schließlich Wien, das war ja kein Hexenstück und daß es bei solchen Wortumgestaltungen nie vorkommt, daß die wichtige Anlautsilbe einfach verschwindet, beachteten die Patrone von Faviana ebensowenig, als daß sie über die Eigentümlichkeit stutzig geworden wären, warum sich plötzlich im fünften Jahrhundert Vindobona als Faviana entpuppt hatte. Darauf machte schon der gelehrte Ortelius im sechzehnten Jahrhundert aufmerksam, indem er nachwies, daß gleichzeitige und spätere Quellen, sowie die römischen Inschriftsteine nur ein Vindobona an jener Stelle kannten, wo Wien lag und die Bezeichnung Faviana für diesen Ort zum ersten Male in der Chronik des Otto Frisingensis, also gegen Ende des zwölften Jahrhunderts vorkommt.

Aber auch ganz lokale Beweise stellte man her, um Vindobona zu Faviana und zum Aufenthalt des hl. Severin zu machen. Namentlich die Bezeichnung

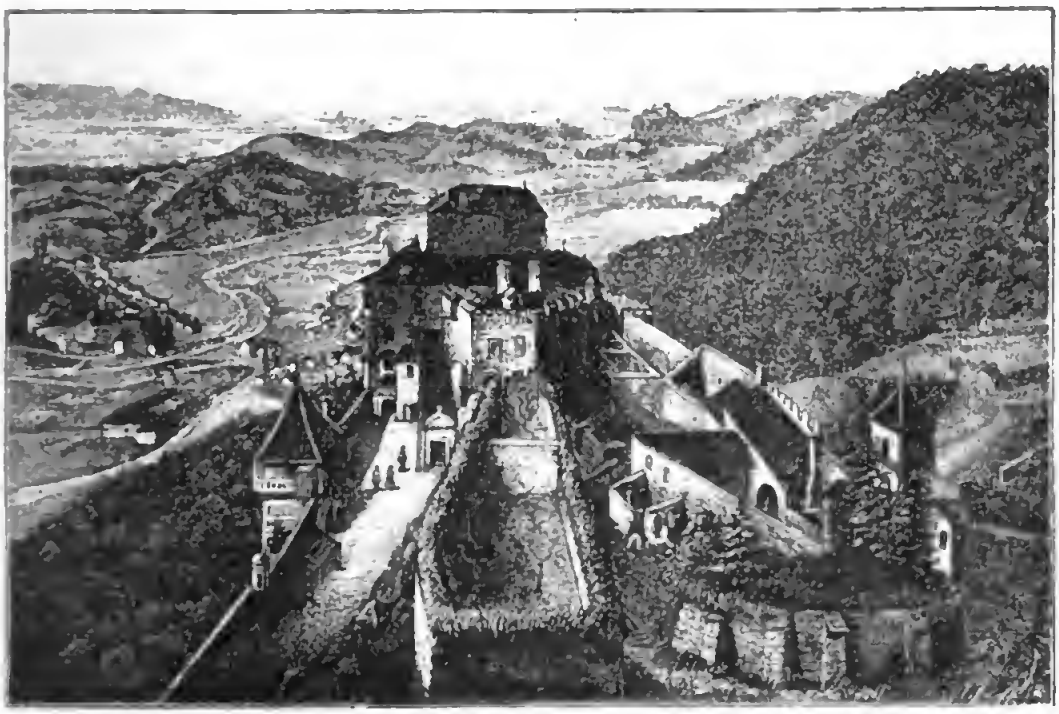
„ad vineas" (in den Weinbergen) für jenen Ort, an welchen sich der Heilige zeitweilig zurückzog, galt als ein untrüglicher Beweis und man verlegte ihn nach dem heutigen Sievering, das nach einer wieder dem Ohr schmeichelnden Ableitung von St. Severin gegründet worden sei. Weinberge gab es aber 200 Jahre nach Einführung der Rebenpflanzungen unter Kaiser Probus gewiß an allen dazu geeigneten Punkten von Ufer-Noricum, die sprachliche Ableitung aber ist hinfällig, da Sievering in Urkunden von 1096 und 1136 als Seiteringen, 1156 als Suiveringen vorkommt, die Beziehung auf den hl. Severin aber erst viel später auftaucht. Flugs machte man Sievering dann auch zum Standort des von St. Severin für seine Schüler gebauten Klosters, eine Ehre, die man dann später ebenso willkürlich Heiligenstadt zuteilte, und da Eugippus selbst, der 30 Jahre nach dem Tode des hl. Severin schrieb, dessen Kloster stets nach Faviana selbst verlegte, füllte man diese Lücke dadurch aus, daß man ihm eine dritte Gründung zuschrieb, ein Kloster von St. Johann an der Als, am Lauf dieses Baches im heutigen IX. Bezirk. Hier soll er seine Bekehrungspredigten gehalten haben, während der Ort seines beschaulichen Lebens „ad vineas" nach Sievering verlegt wurde, dessen allerdings alte, aber gotische Bauformen zeigende Kirche (Abb. S. 64) von seiner Zelle den Ursprung genommen habe.

Peterskirche. (S. 85.)

Wenn endlich von den Vertretern der Favianatheorie stets darauf hingewiesen wird, daß es doch nicht anzunehmen sei, St. Severin habe sich nie in Vindobona aufgehalten, da Eugippus diesen Namen nie nennt, so verliert auch dieser Umstand bei näherem Eingehen alles Gewicht. Eugippus schrieb ja kein Itinerarium, kein Verzeichnis aller Orte, die der Heilige auf seinen Wanderungen berührte, sondern er bringt diese stets mit Handlungen St. Severins oder mit Begebenheiten in Zusammenhang, welche geeignet sind, das Wirken des heiligen Mannes zu beleuchten. Dieser kann aber wiederholt in Vindobona gewesen sein, ohne besondere Gelegenheit zur Tätigkeit gefunden zu haben. Im Gegensatz zum flachen Lande und zu kleineren Orten befand sich Vindobona durch seine Lage, die stärkeren Befestigungen, die zahlreicheren Hilfsmittel noch sehr lange in einer verhältnismäßig günstigen Situation. Hier hielt sich gewiß die römische Besatzung am längsten, sie ward verstärkt durch die Soldaten der kleineren Posten, ja wir wissen sogar, daß viele römische Provinzialen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut innerhalb der Mauern von Vindobona Schutz suchten. An einem solchen Ort war es nicht so nötig, Trost und Rat zu spenden, zu Standhaftigkeit und Geduld zu mahnen, als an vielen anderen, die wehrlos den Überflutungen und Verwüstungen der Barbaren preisgegeben waren.

Der Streit um die Identität von Vindobona und Faviana ruhte nie mehr ganz, seit Ortelius darauf aufmerksam machte, daß die Römer selbst und auch spätere christliche Quellen nur ein Vindobona kannten, die Bezeichnung Faviana aber erst im Mittelalter vorkomme. Aber die Verfechter der letzteren Bezeichnung für Wien waren in der Mehrzahl, selbst namhafte Forscher, wie Hormayr, bekannten sich dazu und sie behielten trotz vielfacher Anzweiflungen bis in die neuere Zeit die Oberhand.

Erst die gründlichen und alle Seiten erfassenden Forschungen Dr. Kenners brachten Licht in die Frage und entschieden sie in nahezu zweifelloser Weise. Er führte aus römischen Quellen, namentlich aus einer „notitia dignitatum", einer Art von römischem Staatshandbuch, den Nachweis, daß Faviana oder Fabianis,



Feste Seebenstein (S. 93.)

von den Römern manchmal auch Fafiana geschrieben, und Vindobona zwei verschiedene Orte waren. Das erstere war allerdings auch in Ufer-Noricum gelegen, erschien aber ausdrücklich als Garnisonsort einer „cohorta Paphiana" (einer von Paphos stammenden Truppe) genannt, die dann wohl, wie es öfters geschah, dem Ort seinen Namen gab, aber nie unter den Besatzungstruppen von Vindobona genannt wird. Aber auch aus der Biographie St. Severins von Eugippus selbst wies Dr. Kenner nach den dort vorkommenden, sehr bezeichnenden örtlichen Angaben nach, daß diese in keiner Weise für Vindobona zutreffen und nur ganz willkürlich darauf bezogen werden konnten. Um aber den Beweisring vollkommen zu schließen, dehnte Dr. Kenner seine Forschungen auch dahin aus, die Lage Favianis, das Eugippus als ständigen Wohnsitz und Ort der Klostergründung St. Severins ausdrücklich bezeichnet, festzustellen. Auch diese Aufgabe löste er in kaum mehr anzufechtender Weise, indem er aus römischen Quellen und den topographischen Angaben des Eugippus bewies, daß

alle diese Merkmale nur bei einer Lokalität vollkommen zutreffen, die auf das heutige Mautern gegenüber von Krems als Standort des römischen Faviana deuten.

Der hohen Bedeutung der Persönlichkeit und des Wirkens des hl. Severins wird kein Eintrag getan, wenn man eine Legende, die willkürlich entstanden ist und dann aus übelverstandenem Lokalpatriotismus hartnäckig festgehalten wurde, auf ihre wirkliche Begründung prüft und als haltlos erkennt.

Avaren und Slaven auf dem Boden von Wien.

Zwistigkeiten zwischen den germanischen Stämmen, namentlich unter den Rugiern, boten den Ostgoten Anlaß, sich einzumengen, um sich auch Ufer-Noricum und die angrenzenden Striche am linken Donauufer zu unterwerfen.

Ihr Führer Odoaker hatte schon im Jahre 476 die Prophezeiung des hl. Severin erfüllt, indem er den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus zur Thronentsagung zwang und, die Kaiserwürde verschmähend, den Titel eines „Königs von Italien" annahm. Offenbar schwebte ihm aber doch das Ziel vor, die alten Grenzen des Reiches der Cäsaren wieder herzustellen, natürlich aber unter Oberhoheit seines Stammes. Diesem Zwecke diente auch die Besiegung der Rugier, die er dann zur Auswanderung zwang oder als Gefangene nach Italien führte. Aber auch die spärlichen Überreste des Romanentums schienen ihm bedenklich und was erst nach dem Wunsche des hl. Severin freie Wahl war, die Rückwanderung nach Italien, verwandelte Odoaker in Zwang, als er um 487 die römischen Noriker nach Italien verpflanzte.

Nur wenige der früheren festen Plätze und blühenden Stätten römischer Kultur erhielten sich, darunter auch Vindobona, das der gotische Geschichtsschreiber Jornandos um 550 als nördliche Grenzstadt und einen der ansehnlichsten Orte in diesen Landen erwähnt. Er nennt es aber in gotischer Umbildung des lateinischen Wortes Vindomina, woraus dann die gewagte Ableitung einer „Windenstadt" wurde. Der Traum einer Wiederherstellung des ehemaligen römischen Weltreiches, der dann so vielen deutschen Kaisern verhängnisvoll wurde und die Zerrüttung ihres Reiches verschuldete, lebte auch schon in den Herrschern des gotischen Stammes. Theodorich dem Großen, der in der deutschen Heldensage als Dietrich von Bern (Verona) fortlebt, gelang es allerdings von 493 bis 526 aus den Trümmern des Römerstaates ein gewaltiges Reich zusammen zu fassen, das aus Italien, dem ehemaligen Pannonien und Noricum bestand. So klug aber auch seine Einrichtungen waren, indem er nach Möglichkeit die Eigenart der zahlreichen Stämme des großen Gebietes schonte und durch Einsetzung von treuergebenen „Granen" (Grafen) eine geordnete Verwaltung schuf, zerfiel seine Schöpfung doch bald nach seinem Tode und auch die tapferen Ostgoten verschwanden im Gewirr des noch lange nicht abgeschlossenen Völkersturmes.

So kurz auch deren Herrschaft über Vindobona oder Vindomina währte, hat sich doch ein unanfechtbares Denkzeichen an sie in unserem Boden erhalten. Bei einem Umbau des Leopoldinischen Traktes der Hofburg im Jahre 1662 fand sich nämlich ein steinerner Sarg in der Tiefe, welcher neben Erde und menschlichen Gebeinen ein kleines Gefäß aus blauem Glas mit Bronzehals, eine Bronzemünze, ein eisernes Messer und eine zweite Hülse aus Gold enthielt. In der nächsten Nähe des Sarges fand man eine Satyrfigur, einen gebrochenen Helm, eine flache Schale und einen Krug, endlich zwei Kettchen, sämtlich aus Bronze. Das interessanteste Stück des Fundes ergab sich aber erst bei Öffnung der Goldhülse,

welche zwei weitere aus Bronze und Silber und im Innersten ein dünnes Goldblech mit Schriftzeichen enthielt. Fast zwei Jahrhunderte blieben diese unerklärt, erst dem gelehrten Germanisten Theodor Georg von Karajan, der sich viele Verdienste um die Lokalgeschichte von Wien erwarb, gelang es, sie als gotische Buchstaben zu erkennen und zu entziffern. Sie ergeben nach dieser allgemein anerkannten Lesart die Worte: „Nasei v Kut salida | ist jaindra Daswina | menida ab satana | ubl akranis manva | bi hvam duidos gnoba | Kabangona," nach der Übersetzung Karajans im Deutschen: Rette o Gott! Hingeopfert ist Daswina, die der üble Satan bedrohte, als sie zur Frucht bereit war! Du, vor dem des Volkes Knie gebogen sind!" Man hatte es also mit dem Grab einer vornehmen Gotin zu tun, die während der Zeit starb, wo sie Mutterfreuden erwartete. Die Annahme, daß sich im Namen Daswina eine Beziehung auf den gotischen Namen unserer Stadt — Vindomina — ausdrückt, ist aus sprachlichen Gründen sehr zweifelhaft.

Mit dem Sturz des ostgotischen Reiches verlieren sich für fast zwei Jahrhunderte alle quellenmäßigen Spuren über das Schicksal unserer Stadt. Wir wissen nur aus der allgemeinen Geschichte, daß zuerst kämpfend, wandernd und verwüstend germanische Stämme über unseren Boden hinwegzogen. Man nennt zuerst die Gepiden, ihnen folgten die Longobarden, welche die ersteren im Jahre 551 in einer furchtbaren Schlacht in Unter-Pannonien bis zur Vernichtung schlugen. Aber gleichfalls berauscht von der Sehnsucht nach dem verheißungsvollen Süden, entzogen sie sich der ehrenvollen Aufgabe, das eben erst gewonnene Land gegen die Verheerungen der vom Osten hereinbrechenden wilden Avaren zu schützen, sondern überstiegen die Alpen, um sich in der heiteren und fruchtbaren oberitalienischen Ebene niederzulassen, der sie auch ihren Namen — „Lombardie" — gaben. Erst in jüngster Zeit entnahm man dem Wiener Boden Zeugnisse für den gewiß nur kurz dauernden Aufenthalt dieses germanischen Volksstammes. Beim Bau der Stadtbahn fand man am Mariahilfergürtel Überreste eines Leichenfeldes mit Metallschmuck, Perlen u. s. w., aber auch zwei gut erhaltene Schädel. Der bekannte Archäolog Dr. Much erkannte unzweifelhaft in diesen Überresten Spuren einer longobardischen Ansiedlung aus dem sechsten Jahrhundert, deren Bestehen man zwar vermutet hatte, aber bis zu diesem Funde nicht nachweisen konnte.

Von den Ufern des Kaspischen Meeres zogen auf ihren kleinen, schnellen Pferden die Avaren nach Europa, nach den Worten eines Chronisten „flink wie die Heuschrecken und jeden Halm, jede Blüte vernichtend, wie diese". Auf ihrem Zuge hatten sie auch slavische Stämme mitgerissen, die dann teilweise nach Abzug der Avaren sich in den gewonnenen Gebieten festsetzten. Schlimmer noch als der hunnische Einfall war jener der Avaren, schon durch die lange Dauer des Aufenthaltes in unseren Gegenden, die sie bis zur Enns hinauf durch mehr als zwei Jahrhunderte besaßen. Trotzdem hinterließen sie als echtes Nomadenvolk, das in zwischen Erdwällen und Wagenburgen geschützten Lagern wohnte, die sie „Ringe" nannten, keine Spur ihrer Anwesenheit. Nur ein im Jahre 1854 bei Inzersdorf in der eine Lehmgrube überdeckenden Humusschicht gefundener Menschenschädel ganz eigentümlicher Form, wurde von dem berühmten Anatomen Hyrtl als Avarenschädel bestimmt, dessen abweichenden nach oben spitz verlaufenden Bau der Gelehrte dadurch erklärte, daß die Avaren durch Binden und Pressen den Kopf der kaum geborenen Kinder so zu gestalten suchten.

Übrigens lernten auch die wilden Avaren, als sie einmal im festen Besitze des Landes waren, dessen Wert schätzen, und wenn nach einer Chronik im Jahre 649 der Bayernherzog Theodo den hl. Emmeran von der Absicht, sein Bekehrungswerk über die Enns zu tragen, durch die Schilderung abhielt, dort „sei

eine Wildnis und wo vordem Städte gestanden, seien nur wilde Tiere zu finden", so ist dies nicht wörtlich zu nehmen und Theodo mochte andere, uns unbekannte Gründe haben, den Bekehrungseifer des Bischofs zu dämpfen.

Wenn wir auch von Vindobona oder Vindomina aus dieser langen Zeit keine Kunde haben, so wissen wir doch aus den Zeugnissen von Zeitgenossen, daß die Avaren nur zerstörten, was ihnen im Wege war oder Widerstand leistete. Sonst aber schonten sie die Städte, in welchen sich die letzten Reste früherer Ansiedler zusammendrängten. Sie begünstigten die Ansiedlungen der Slaven, um durch sie das Land bebauen zu lassen, die Städtebewohner aber konnten ungehindert jene kümmerliche gewerbliche Tätigkeit treiben, die noch aus all diesen Stürmen sich gerettet hatte. Auch legten sie dem Handel und dem freien Verkehr auf der Donau, welcher einen Güteraustausch mit den germanischen Nachbarn vermittelte, keine Hindernisse in den Weg. Die Avarenhäuptlinge, deren Oberster Chakan hieß, hatten auf ihren Zügen doch auch eine Ahnung von den Annehmlichkeiten der Kultur erhalten, sie liebten glänzenden Schmuck, Gewürze — Dinge, welche nur durch die Vermittlung der Unterworfenen zu haben waren.

Nur so ist zu erklären, wenn wir so widerspruchsvolle Nachrichten über einen der Chakane, namens Bajan erhalten. „Prahlend mit seiner Macht und alle Völker im vorhinein als seine Beute betrachtend, im überladenen Glanze eines reichgewordenen Barbaren erscheinend, empfängt er auf goldenem Stuhl, unter mit Edelsteinen verziertem Thronhimmel sitzend, Brust und Antlitz durch vorgehaltene Schilde vor einem tückischen Pfeilschuß gesichert, die Abgesandten fremder Fürsten, die oft viele Tage lang dem Augenblicke, in welchem ihm ihre Vorlassung beliebte, entgegenharren mußten. Mißfällt ihm ihre Botschaft, so überhäuft er sie und ihre Fürsten mit Droh- und Schimpfworten, läßt sie ihrer Habseligkeiten berauben und sie selbst nur mit heiler Haut davonziehen, damit sie seine Forderungen und sein Herrschergebot heimbringen können. Wer zu seinem Schutze ein Bündnis mit den Avaren sucht, muß dafür ein ungeheures Jahrgeld entrichten, wer aber ihren Waffen unterliegt, wird unterjocht und zum Sklaven gemacht. Einmal zur Großmut gelaunt, gibt er Kriegsgefangene ohne Lösegeld frei, ein anderes Mal läßt er, da das Lösegeld ihm nicht entspricht, der Grausamkeit ungezügelten Lauf und befiehlt die Hinschlachtung von Tausenden. Als er hört, daß in einer belagerten Stadt große Mengen von Gewürz sind, bietet er zum Tausch dafür am Osterfest eine Menge notwendiger Lebensmittel an. Ebenso befiehlt er, einem Wunsch seiner Frauen entsprechend, die Schonung römischer Badeanlagen und wird sehr unwirsch, als ein vom griechischen Kaiser erbetenes Ruhebett aus Gold seinem Geschmack nicht ganz entspricht."

Auch dem Christentum stellten sich die Avaren nicht direkt feindselig gegenüber; sie gestatteten den Aufenthalt christlicher Priester in den von ihnen besetzten Ländern, hinderten auch die Bekehrungsfahrten eifriger Glaubensboten nicht, die aber wenig Erfolge unter den Avaren erzielten. Vom hl. Rupert erzählt eine kirchliche Chronik, daß er im siebenten Jahrhundert von Bayern aus, auf der Donau bis nach Unter-Pannonien vordrang, um den Avaren das Evangelium zu predigen, aber nur wenige davon ließen sich taufen. Erst später, als die Avaren, durch Stammeszwiste geschwächt und durch Verweichlichung dem eigenen Volkstum entfremdet, auch schon einen Angriff von den westlichen Nachbarn fürchtend, sich mit diesen freundlich zu stellen suchten, fand das Christentum unter ihnen einen besseren Boden. Aus dieser Zeit, dem achten Jahrhundert, soll auch die erste kirchliche Gründung in Wien stammen, worauf wir sofort zurückkommen werden.

Wesentlich anders, als die Avaren, verhielten sich die gleichzeitig mit ihnen und gewissermaßen in ihrem Gefolge in unsere Lande gekommenen Slaven. Waren sie auch anfänglich fast ebenso gefürchtet, so schlugen sie doch offenbar bald eine andere Kulturbahn ein. Sie machten sich seßhaft, indem sie die verlassenen römisch-keltischen Niederlassungen neu besiedelten oder solche gründeten und wurden eifrige Landbebauer. Sie lehnten sich auch wiederholt gegen die Avaren auf und erkämpften sich zeitweilig sogar eine Art von Unabhängigkeit. Die Grenzen ihrer Seßhaftigkeit sind nicht mehr genau zu bestimmen, doch scheinen sie gebirgige Gegenden bevorzugt zu haben, wahrscheinlich weil sich diese leichter gegen die Avaren behaupten ließen, die gleich allen nomadisierenden Reitervölkern, auf die Ebene angewiesen waren. Das norische Bergland bis nach Kärnten und nördlich bis an die Abhänge der Alpen und den südlichen Teil des Wienerwaldes mag ziemlich dicht von ihnen besetzt gewesen sein. Sprachforscher wollen in Namen wie Lieznicha (Liesing), Trieznicha (Triesting), Medeliga (Mödling), Pistnicha (Piesting) u. s. w. slavische Sprachwurzeln erkennen.

Schon nahte sich aber die Zeit, wo Avaren und Slaven aus unseren Gegenden gewiesen wurden und das machtvoll emporgewachsene fränkische Reich diese als ihre natürliche Grenzmark in Anspruch nahm. Damit beginnt ein wichtiger neuer Abschnitt in der Geschichte Wiens, dessen Behandlung dem nächsten Buch dieses Werkes vorbehalten ist.

Nur einige Züge der eben geschilderten Zeiten sind noch nachzutragen. In das letzte Jahrhundert der avarischen Herrschaft soll, wie schon erwähnt, einer Sage nach, die mit den geschichtlichen Tatsachen aber durchaus nicht in Widerspruch steht, die erste kirchliche Gründung in Wien fallen. Um das Jahr 740 sollen zwei bayerische Mönche, die im Avarenreiche als Missionäre wirkten, Cunald und Gisalrich in Wien eine unterirdische Kirche errichtet haben, woran eine allerdings viel später entstandene Inschrift in der 783 darüber erbauten, vom Bischof Virgil von Salzburg dem hl. Rupert gewidmeten oberirdischen Kirche erinnert. Ob die Angaben eines alten Innungsbuches der Steinmetze in Wien authentisch sind, daß ein Meister Franz von Eisleben den Bau der Ruperts- oder Ruprechtskirche begonnen habe, läßt sich nicht entscheiden. Aber auch die Annahme, daß sie auf den Trümmern eines römischen Tempels entstanden sei, läßt sich nach der Lage, da an dieser Stelle der Kern der ältesten römischen Niederlassung war, nicht kurzweg von der Hand weisen und mit der schon früher erwähnten Duldsamkeit der Avaren gegen das Christentum ließe sich der Bau dieser Kirche unter ihrer Herrschaft wohl vereinen. In den Stiftungsbriefen des Schottenklosters von 1158 und 1161 wird St. Ruprecht schon als Capella erwähnt, die nebst jenen von St. Peter, St. Pankraz und Maria am Gestade, innerhalb der damaligen Stadtmauern dem Pfarrsprengel des Schottenklosters unterstellt werden.

Daß aber schon damals die Tradition der Ruprechtskirche ein viel höheres Alter zuwies und sie geradezu als älteste Pfarre von Wien erklärte, beweist eine Stelle aus dem nicht viel später entstandenen „Fürstenbuch" des Chronisten Jansder Enenkel, der sich selbst „ein rechter Wienaere" nennt und über das Entstehen der Ruprechtskirche berichtet:

„Seit nach dez haiden (Hunnen) tot
alz ez der lieb Gott gepot
do sazzen die Christen und trachten
wie sew ein chirichen gemachten
do Gott imme würde geert
und sein grozzes Lob gemert

do ſprach der weiſeſt under in
ir herren hert meinen ſin
mit gulden ich ez ſprechen ſol
die chirich ſteht nidert (nirgends) ſo wol
ſam (als) gegen den Werd auf der Haide
do hat ſie ſchön augenweide
die red begund in allen
vil recht wol gevallen
do wart die grunſeſt gegraben
und auch die chirich ſchon erhaben
und wart geweiht alſo here
in Sand Ruechprechcz ere
als iew noch heut iſt bechant
in Wienne ſie die phare wart genannt."

Die Lage der Ruprechtskirche ſtimmt vollkommen mit Enenkels Beſchreibung überein; ſie ſtand nach allen Seiten frei auf der Anhöhe in dem älteſten Teile der Stadt, um welchen ſich dieſe, als ſie ſpäter wieder an Baulichkeiten anwuchs, in immer weiteren Ringen anſetzte. Rückwärts von der Kirche fiel der Hügel ſteil zum Donauufer ab, ſo daß am Fuße desſelben die Salzſchiffe landeten und der Auslandeplatz den Namen Salzgries bekam, den er bis heute ſich erhalten hat. Wohl iſt nunmehr die freie Ausſicht gegen die Donau und den Werd (heutige Leopoldſtadt) ſchon ſeit langem durch ein Häuſermeer verbaut, das, emporſteigend vom Salzgries und die Kirche ſelbſt zum Teile einſchließend, die Anhöhe bedeutend geringer erſcheinen läßt; indes bewahren die Fiſcherſtiege und der Ruprechtsſteig (Ruprechtsſtiege) noch heute in der Wirklichkeit und dem Namen nach die Erinnerung an die erhöhte Lage des Kirchleins.

Auf den Kirchenpatron St. Ruprecht weiſt auch ein noch in der Kirche erhaltenes Holzſchnitzwerk hin, das die Figur des Heiligen mit einer Salzkufe in der Hand darſtellt. Er ſoll nach ſeiner Beſtellung zum Biſchof von Salzburg die ſchon den Römern bekannten Salzwerke in der Umgegend dieſer Stadt wieder in Betrieb geſetzt haben. Daß ſeine Beſtellung zum Patron des Wienerkirchleins mit Rückſicht auf die in der Nähe anlegenden Salzſchiffe geſchehen ſei, iſt gewiß unrichtig, namentlich wenn die Gründung in die Avarenzeit verlegt wird, wo der Verkehr ſolcher Schiffe noch gering war. Die erwähnte Figur aber mag immerhin einer Stiftung der wohlhabenden Innung der „Salzer" (Salzhändler) entſprungen ſein, die in der Nähe anſäßig war (Salzgries, Salztor) und auch die Kirche und den Ruprechtsaltar mit reichen Gaben bedachte. Bis zum Jahre 1374 beſtand auch ein Friedhof bei der Kirche. Die urſprüngliche Bauform gehörte gewiß dem romaniſchen Stil an und aus den älteſten Stadtanſichten läßt ſich entnehmen, daß ſie ſtets einſchiffig war und an der Oſtſeite eine halbkreisförmige Apſis für den Altar, über dem Eingang aber einen maſſigen quadratiſchen Turm hatte. Wiederholte Umbauten und nicht ganz geſchickte Reſtaurationen haben jede Spur des urſprünglichen Baucharakters verwiſcht, wie unſere Abbildung (S. 65) zeigt, obwohl die Grundform des Kirchleins immer die gleiche blieb.

Die Gründung der Ruprechtskirche iſt die einzige, übrigens denn doch nicht unbedingt authentiſche Nachricht, die wir von Wien aus jener Zeit haben. Wenn übrigens lange geglaubt wurde und jetzt noch manchmal angenommen wird, daß Wien nach dem Zuſammenbruch des oſtgotiſchen Reiches ganz zerſtört und zu einem wüſten Platz wurde, an dem höchſtens ſlaviſche Fiſcher ſich angeſiedelt hatten, ſo iſt das ein Irrtum. Ein Ort von der Bedeutung und natürlichen Lage Wiens verſchwindet nicht ganz; die Vorteile der letzteren werden gewiß auch von jenen erkannt, die vielleicht eben noch ihre Vorfahren mit Feuer

Digitized by Google

und Schwert vertrieben haben. Auch in diesem Falle blüht dann bald „neues Leben aus den Ruinen". So war es nach der Besitznahme der Ostgoten und bei allen späteren Völkern der Fall und wenn auch die Avaren selbst keine Städtegründer waren, hatten sie doch gute Gründe, die schon bestehenden nicht zu verwüsten.

Aus jenen Zeiten ist die Zahl der Geschichtsquellen an und für sich keine sehr große, der Verkehr war ein sehr geringer. Es ist daher ganz leicht erklärlich, daß ein Ort, der durch die Herrschaft eines rohen gefürchteten Volkes gewissermaßen aus dem Kulturverkehr und aus den Beziehungen gesitteter Völker ausgeschaltet ist, keine Erwähnung findet.

Wenn man aber daraus, daß Wien wiederholt im Nibelungenlied erwähnt wird, darauf schließen will, daß unsere Stadt in den Zeiten der Hunnen und Avaren eine hervorragende Rolle gespielt habe, so geht dies nach der anderen Seite ebenso zu weit, wie die Annahme seiner gänzlichen Verödung. Jener Kürnberger auf seiner Feste bei Linz, dem man das Nibelungenlied in der auf uns gekommenen Fassung zuschreibt, lebte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts und wies

Die Erstürmung von Melk. (S. 97.)

den alten deutschen Heldensagen in Lokalität und allem anderen Beiwerk seine Kenntnis der eigenen Zeit als Hintergrund an, wie dies ja auch noch viel spätere Dichter tun. Wie es zur Zeit, wo „Etzel mit Kriemhilde brute" in Wien und an der unteren Donau aussah, davon hatte der Ritter Kürnberger keine Ahnung. Er nannte bei der Schilderung der Donaufahrt der Burgunder jene Orte, die zu seiner Zeit bekannt waren, ohne daß man daraus Schlüsse ziehen durfte auf deren Bedeutung in der Hunnen-Periode. Wenn daher der Dichter den König Etzel mit großem Gefolge seine Braut, die von dem getreuen Rüdiger von Pöchlarn geleitet wird, in Tulln erwarten läßt, um sie dann mit den reichen als Morgengabe mitgebrachten Schätzen „nach Ostarrichi" und nach Wien zu geleiten, wo sie von vielen Frauen empfangen wurde, so ist es ganz unzulässig, daraus einen Schluß auf die Bedeutung dieser Orte in der historischen Hunnenzeit zu ziehen. Das Nibelungenlied erzählt:

„Diu hochzit was gefallen an einem pfinxtac.
da der künec Etzel bi Kriemhilde lac
in der stat zu Wiene"

und setzt bei, die Zahl der Gäste sei so groß gewesen, daß ein Teil außer der Stadt eine Herberge suchen mußte, daß die Hochzeit siebzehn Tage dauerte und

so großartig war, „wie man es von keinem König konnte sagen“. Diese Schilderung paßte zu der Absicht des Dichters, die Macht und den Reichtum Etzel-Attilas hervorzuheben, für die Bedeutung Wiens in einer viel früheren Zeit, in der es nach allen Zeugnissen sehr im Niedergang war, hat sie gar keine Beweiskraft. Wie es überhaupt noch sehr unklar ist, wie viel oder wie wenig von den Vorgängen des Nibelungenliedes, das man mit Recht „die Epopöe der Völkerwanderung“ nannte, auf historisch nachweisbaren Tatsachen beruht, ist es ja auch gar nicht gewiß, daß Attilas Beilager in Wien stattfand.

Wiens Bedeutung und wechselvolle Geschichte haben es nicht nötig, ihre Begründung in den freien Spielen der Phantasie einer wenn auch durch Alter und poetische Kraft ausgezeichneten Dichtung zu suchen.

Drittes Buch.

Wien im Mittelalter vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert.

Erster Anschluß an das Deutsche Reich.

Von dem im Westen Europas zu gewaltiger Macht emporgewachsenen Frankenreiche kam endlich auch für unser Land der Anstoß zu einer Änderung und Besserung der Verhältnisse. Seit im Jahre 771 Karl der Große nach dem Tode seines Bruders Karlmann allein die Herrschergewalt besaß, strebte er mit eiserner Konsequenz danach, das Weltreich der Römer noch in erweiterten Grenzen herzustellen. Als dessen Mittelpunkt und hauptsächlichste Kraftquelle war aber nicht Italien gedacht, sondern die Zusammenfassung und Unterwerfung aller germanischen Stämme schwebte Karl vor, um aus Mitteleuropa den Kern des großen Reiches zu machen. Nachdem Herzog Tassilo von Bayern, der sich sogar mit den Avaren verbündet hatte, im Jahre 788 sein Land verloren hatte, waren die Grenzen, innerhalb welcher Karl der Große gebot, schon soweit nach Osten vorgeschoben, daß ein Zusammenstoß mit den Avaren kaum mehr ausbleiben konnte. Schon die Sorge um den Schutz der östlichen Reichsgrenze zwang zum Ergreifen der Waffen, wenn Karl der Große auch nicht als eifriger Sohn der Kirche durch den Gedanken einer gewaltsamen Bekehrung des halbwilden Steppenvolkes bestochen worden wäre.

Räuberische Überschreitungen der Enns wurden schon 788 durch eine derbe Züchtigung der Avaren in der Umgegend von Ybbs gesichert. Die Wehrhaftmachung des Landes zwischen Lech und Enns, dem früheren Besitz des Bayernherzogs, legte Karl in die Hände ihm treu ergebener Gaugrafen, aber bald war es klar, daß nur die Kraft des ganzen Reiches den Beunruhigungen durch die Avaren ein Ende machen und eine sichere Grenze gegen Südosten schaffen konnte.

Fast ein Jahr währten die Unterhandlungen, zu welchen sich in Worms ein Abgesandter des Chakans eingefunden hatte, um eine feste Grenze zwischen dem deutschen und avarischen Gebiet zu bestimmen. Gewiß nur in der Absicht, seine Rüstungen zu vollenden, ließ Karl diese Unterhandlungen soweit hinaus-

spinnen, denn die Vernichtung der Avaren war eine in seinem Rate längst beschlossene Sache. Endlich fühlte er sich stark genug, um die Maske abwerfen zu können. Man stellte den Avaren so hochgespannte Forderungen, daß es zum Abbruch der Verhandlungen kommen mußte. Eginhard, der vertraute Geheimschreiber und Chronist Karl des Großen, berichtet uns über die Vorbereitungen zu dem Kriegszug, der nach des Kaisers Worten „den Hunnen und Avaren ihre Taten zurückzahlen sollte". Zu Ostern 791 brachen drei Heere gegen die Avaren auf. Das von Karl selbst geführte überschritt die Enns und wendete sich längs der Donau gegen Pannonien, gefolgt von einer zahlreichen Flotte, welche die Vorräte mitführte; ein zweites Heer unter dem Grafen Theodorich und dem Kämmerer Meginfried rückte von Böhmen aus gegen die mittlere Donau vor und ein drittes unter dem Sohne Karls, dem König Pipin, und dem Markgrafen Erich von Friaul brach über die Julischen Alpen unmittelbar in Pannonien ein.

Markgraf Leopold der Heilige. (S. 109.)

Die Avaren leisteten keinen zähen Widerstand. Ihr kriegerisches Feuer reichte nur zu blitzschnellen Raubzügen hin, nicht aber zu einer nachhaltigen Verteidigung gegen einen planvollen Angriff. Den ersten Sieg erfocht die Abteilung des Markgrafen Erich am 23. August 791, das vom Kaiser selbst geführte Heer stieß erst nahe der Kampmündung, wo die bisher von Bergen beengte Donau in die Ebene tritt, auf Verschanzungen, die aber ohne sonderliche Mühe genommen wurden. Ähnlich erging es am Eingang des Hagentales in der Nähe des heutigen St. Andrä, wo der stark befestigte Kumenberg einen trefflichen Stützpunkt bot. Aber der Chronist erzählt: „Wo die Avaren Gräben oder Befestigungen auf Bergen oder an Flüssen oder in Wäldern errichtet hatten, ergaben sie sich alsbald, wenn Er und sein Heer erschien, oder sie wurden erschlagen oder entflohen." Sengend und brennend zog das christliche Heer durch das Land, überschritt die Raab und verfolgte diese bis zur Mündung in die Donau. Der nahende Winter und eine furchtbare Pferdeseuche zwangen zum Rückzug, der über Sabaria (Steinamanger) nach Regensburg führte, wo der Kaiser das Weihnachtsfest abhielt.

Doch nur durchzogen und verheert, keineswegs aber erobert war das weite Land der Avaren. Ein sofort in Aussicht genommener und sorgfältig vorbereiteter Kriegszug, der sie in ihren Hauptsitzen zwischen Donau und Theiß treffen sollte, wurde durch gefährliche Aufstände der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden niedersächsischen Stämme vereitelt. Erst 795, als tiefgehende innere Zwistigkeiten das Avarenreich erschütterten und ein mächtiger Häuptling, Tudun, sogar eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an Karl sendete, um seine Unterwerfung und seinen Übertritt zum Christentum anzubieten, beschloß der Kaiser die Gunst der Lage zu einem neuen Angriff auszunützen. Ein von König Pipin und dem Markgrafen von Friaul geführtes Heer überschritt noch im Winter

die Donau, um ohne besondere Verluste den Hauptsitz der Avaren an der mittleren Theiß zu erstürmen, wo sie seit zwei Jahrhunderten die auf ihren Beutezügen geraubten Schätze aufhäuften. „Durch keinen Krieg," so meldet die Chronik, „erbeuteten die Franken so große Reichtümer; denn während man sie bis dahin beinahe arm nennen konnte, fanden sie nun in der avarischen Königsburg eine solche Masse Goldes und Silbers vor und machten so kostbare Beute, daß man wohl sagen durfte, die Franken haben den Avaren das genommen, was diese früher anderen Völkern geraubt und abgepreßt hatten." So reich war die den Avaren abgenommene Beute, daß durch deren Verteilung eine förmliche Entwertung des Geldes eintrat und die Preise der Lebensmittel in den nächsten Jahren um ein volles Drittel stiegen.

Erst als 798 der Chakan mit den meisten avarischen Häuptlingen sich dem König Pipin unterwarfen und einen Treuschwur leisteten, konnte von einer völligen Besiegung die Rede sein. Der feierliche Eid hinderte allerdings nicht, daß noch wiederholt bis zum Ende des Jahrhunderts blutige Aufstände niedergeschlagen werden mußten, wovon einer dem tapferen Markgrafen Erich von Friaul, einem der bewährtesten und treuesten Kriegsmannen Karl des Großen, das Leben kostete. Ein Teil der Avaren zog an die untere Donau in das heutige Bulgarien, einzelne Stämme siedelten sich zwischen Donau und Raab an, wo ihnen Karl Wohnsitze anwies, sie verschwanden aber in kaum einem Vierteljahrhundert als Volk ganz, so daß ein alter slavischer Spruch treffend von den Avaren sagt: „Sie sind dahin gegangen und vergessen worden, wie Menschen, die keine Erben haben."

Im Gefolge der siegreichen Waffen des großen Frankenkaisers zog das Christentum und mit ihm eine neue Kultur und eine ganz neue Form des staatlichen Lebens in unsere heimischen Gauen ein. Wie der Zug gegen die Avaren nur zur Grenzsicherung unternommen wurde, so dienten auch die im eroberten Landstrich getroffenen Einrichtungen in erster Linie dem gleichen Zweck. Kurz nach seiner im Jahre 800 unternommenen Romfahrt, wo er sich als erster römischer Kaiser deutschen Stammes die Krone aufsetzte, bildete Karl der Große (Abb. S. 69) aus dem den Avaren abgenommenen Lande zwei Markgrafschaften, deren nördliche „Ostmark" (orientalis marchia, orientalis pagus) das Land von der bayerischen Grenze an der Enns bis zum Wienerwald umfaßte. Die weitere Einteilung fußte auf fränkischem Brauch, war aber den Bedürfnissen des Landes und dem Zweck seiner Verteidigung angepaßt. Die Oberherrschaft führte der von Karl dem Großen mit dem Sitz in Lorch bestimmte „Markgraf der Ostmark". Als erster dieser Würde fungierte der tapfere Führer des bayerischen Heerbannes, Gerold I., ein Bruder von Hildegarde, der Gattin des Kaisers, der aber noch im Jahre 799 bei Bekämpfung eines Avarenaufstandes das Leben verlor. Er führte die Aufsicht und im Kriegsfalle den Befehl über die Gaugrafen und deren aufgebotene Heerhaufen. Wir kennen in unserer Gegend den Pielachgau, Traismagau (wahrscheinlich im heutigen Tullnerfeld), den Grunzwitiggau (an der Traisen), deren Größe und Grenzen jedoch nicht mehr ganz zu bestimmen sind.

Wie der Kriegsbrauch jener Zeit es mit sich brachte, war aller Grund und Boden des eroberten Landes frei verfügbares Eigentum des Siegers. Von den früheren Ansiedlern, den Slaven und Avaren, den spärlichen Resten der Bevölkerung aus gotischer oder römischer Zeit, wagte ja niemand individuelle Besitzrechte in Anspruch zu nehmen. Man mußte daher eine Art Kolonisation mit deutschen Stämmen in Aussicht nehmen, wozu in erster Linie Sachsen und Franken gewählt wurden, wie noch heute zahlreiche Ortsnamen verraten (Frankenmarkt, Frankenburg, Frankenfels, Sachsenburg, Sachsengang, Sachsen-

feld u. s. w.). Als Grundherren aber wurden verdiente Dienstmannen des Kaisers eingesetzt, die dagegen die Verpflichtung übernahmen, feste Orte (Burgen) zu schaffen und diese zu verteidigen.

Ein Beispiel hierfür wird uns aus der nächsten Umgebung von Wien berichtet. Um das Jahr 800 bereits soll ein Turzho aus dem ursprünglich polnischen, später auch in Ungarn mächtigen Geschlecht der Turjonen, von Karl dem Großen berufen worden sein, um aufständische Avaren in unserer Gegend im Zaum zu halten. Er baute im jetzigen Helenental am rechten Ufer des Schwechatbaches eine Feste — Rudniche, Runiche, Ruhenegge — das heutige Rauheneck, dessen cyklopischer Dreieckturm noch heute erhalten ist. Es wäre dies also die älteste Burg in der Umgebung von Wien. Im Jahre 815 soll sein Sohn Radewolt das fast ganz verschwundene Scharfeneck und 919 Ernestus von Turzho Rauhenstein gebaut haben, wodurch das Schwechattal den Charakter einer befestigten Talsperre erhielt.

Natürlich machten solche vollkommen neue Verhältnisse in einem Landstrich, der solange unter der Rechtslosigkeit litt, auch die Einführung neuer Rechtsformen nötig. Mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches war eigentlich jedes öffentliche oder private Recht erloschen, die Willkür trat an dessen Stelle. Jedes Bewußtsein an das römische Recht, dieses bewundernswerte System streng logischer, aber bis zur Starrheit entwickelter Grundsätze, war erloschen. Man übertrug daher die fränkischen Rechtsnormen in unsere Gegenden und da sie durch das ganze Mittelalter und noch viel später herauf, die Grundlage der gesellschaftlichen Gliederung, der Eigentums- und Rechtszustände bildeten, wird es nützlich sein, sie in einer allgemeinen Übersicht zu betrachten. Manche Erscheinung im öffentlichen Leben, im Handel und Wandel unserer Heimat würde ohne eine solche Kenntnis nur schwer verständlich sein.

Im fränkischen Reich, von dem diese Einrichtungen dann auf ganz Deutschland und Frankreich übergingen, teilte sich die Bevölkerung in Edle, Freie und Knechte. Zu den ersteren zählten die Angehörigen geschlossener Geschlechter, die sich vordem durch Tüchtigkeit und Tapferkeit, manchmal wohl auch durch Gewalttat zu höherer Bedeutung und Reichtum emporgeschwungen hatten. Aus ihrer Mitte wurden die ersten Landesherren und Könige gewählt, die sich dann ihre nächste Umgebung aus ihnen wählten, sie mit Gütern und Vorrechten begabten. So entstand der Adel; ein besonderer Teil desselben war der später entstehende „Dienstadel" (Ministeriales), der vom Landesherrn abhing, indem er seinen Besitz nur unter gewissen Bedingungen und gegen bestimmte Dienstleistungen besaß.

Zunächst stand der „Freie", der nur der besonderen Vorrechte des Edlen entbehrte, diesem aber in allgemein bürgerlichen und öffentlichen Rechten gleichstand. Er durfte langes Haar und Waffen tragen, nahm an den Kriegszügen teil, wenn der Heerbann aufgerufen wurde, konnte Grund und Boden besitzen, ohne an einen Aufenthaltsort gebunden zu sein, an den Versammlungen („Thing"), in welchen Gericht gehalten oder eine öffentliche Angelegenheit beraten wurde, konnte er teilnehmen.

Diesen beiden bevorrechteten Ständen gegenüber standen die „Knechte", wobei man jedoch nicht die heutige Bedeutung dieses Wortes im Auge haben darf. Denn der Knecht jener Zeit entbehrte der Selbständigkeit und würde fast als Sklave zu bezeichnen sein. Entstanden mag diese Kaste in Kriegen sein, wo man die Gefangenen, wenn sie nicht getötet wurden, zu harter Dienstbarkeit anhielt. Es konnte aber auch ein Freier als Strafe für bestimmte Verbrechen oder wenn er auferlegte Bußgelder für ein solches nicht zahlen konnte, seine Freiheit verlieren und zum Knecht werden. In späterer Zeit gaben aber viele

Freie, wenn Not oder eine öffentliche Gefahr sie bedrohten, ihr Vorrecht auf und wurden Knechte, um sich Schutz und Unterhalt zu sichern. Besonders der geistlichen Herrschaft von Bistümern und Stiften unterwarfen sich viele; sie lebten unter dem Krummstab als Knechte besser und sorgenloser, denn als Freie, um die sich in Not und Bedrängnis niemand kümmerte. Vor allem war es die Verpflichtung zum Kriegsdienst, durch welche viele Freie bewogen wurden, die Knechtschaft vorzuziehen. Es mögen auch Einzelne gewesen sein, die Gefahren und Strapazen scheuten, in der Mehrzahl aber war es die materielle Sorge, die hierbei bestimmend wirkte, denn ein Kriegszug, zu dem sich der Freie selbst ausrüsten mußte, untergrub oft den Wohlstand und stürzte in Schulden.

Allerdings war die Knechtschaft sehr drückend, unter einem harten Schutzherrn konnte sie zur unerträglichen Last werden. Denn der Knecht war eine Art Sache ohne jedes Selbstbestimmungsrecht, er konnte verkauft und verschenkt werden und war zu jedem Dienst verpflichtet, ohne mehr dafür fordern zu dürfen, als den notwendigsten Lebensbedarf. Von aller Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ist er ausgeschlossen, bei Vergehen seinerseits wird er härter gestraft, ist er aber das Opfer einer Untat, so ist die Sühne geringer, als wenn sie an einem Freien begangen wird. Kurzgeschornes Haar, schmuckloses enges Gewand kennzeichnen den Unfreien, das Tragen oder Besitzen von Waffen ist ihm verboten, wenn es nicht im Dienste seines Schutzherrn geschieht. Wird er sonst mit Waffen betreten, so zerbricht man sie auf seinem Rücken. Frei verfügbares Eigentum besaß der Knecht im Grunde gar nicht und er konnte auch nichts vererben; was er besaß, gehörte eigentlich dem Herrn, der es ihm aus Gnade überließ. Gehörte dazu ein Streifen Boden, so war ein volles Drittel des Ertrages dem Herrn zu zinsen, der sich beim Tode das beste Stück Vieh wählen konnte. Die Knechtschaft war, seltene Fälle ausgenommen, die von der Gnade des Herrn abhingen, nicht abzuschütteln, sie vererbte sich, ja wenn ein Freier sich mit jemand aus unfreiem Stamme verheiratete, ward er selbst unfrei. Schutz gegen Mißhandlungen und Willkür gab es für den Knecht nur im Falle der Verstümmlung oder Tötung; in diesen Fällen sprachen die Gerichte des Landesherrn eine, aber sehr mäßige Buße gegen den gewalttätigen Herrn aus.

Aus solchen „Unfreien" nun bestand die Masse der Ansiedler in unseren Gegenden. Ja die Zahl der anfänglich eingewanderten „Freien" schmolz bald wieder aus den oben dargelegten Gründen immer mehr zusammen, obwohl Karl der Große wiederholt das freiwillige Eintreten in die Knechtschaft zu behindern versuchte. Ihn bewog dazu nur die Besorgnis wegen Verminderung des Heerbannes. Er schuf daher eine Einrichtung, durch welche der Kriegsdienst von der Person auf die Sache in der Weise übertragen wurde, daß für einen bestimmten Grundbesitz die Verpflichtung aufgestellt wurde, einen gerüsteten Mann zu stellen. Dadurch bildete sich der „Vasallenadel" und das „Lehenswesen" aus, indem die Belehnung mit Krongütern, die sich dann in der Regel vererbten, ein Mittel ergab, die Lehensgeschlechter fester an das Herrscherhaus zu knüpfen und in Kriegsfällen zu besonderen Anstrengungen anzufeuern.

Eine gewichtige Unterstützung erhielt dieses System bei Begründung der karolingischen Ostmark, durch die gleichzeitig erfolgende kirchliche Organisation des Landes. Karl der Große, aus innerem Bedürfnis, wie aus politischen Rücksichten ein besonderer Förderer der Kirche, die ihm ja auch den Vorwand zu seinen Eroberungszügen gegen Nord und Ost bot, begünstigte schon 796 das Festsetzen des Bistums Salzburg in den Alpenländern bis zu den Julischen Alpen hinab und das Land zwischen Enns und Raab fiel der kirchlichen Hoheit des Bistums Passau zu. Streitigkeiten zwischen den beiden

Bischofssitzen wurden dann 829 durch eine Verfügung des Kaisers Ludwig des Frommen dahin beigelegt, daß das Gebiet von Passau bis in das Viertel unter dem Wienerwald ausgedehnt wurde.

Mächtig unterstützt wurde die kirchliche Organisation, sowie die im Zusammenhang damit fortschreitende christliche Kolonisation unserer Gegend dadurch, daß Karl der Große auch die Kirche überreich mit Güterverleihungen in der Ostmark bedachte. Noch während des Avarenkrieges erhielt das hochberühmte Kloster Nieder-Altaich in der Donaustrecke der jetzigen Wachau und in Pannonien große Besitzungen zugewiesen, den Bistümern von Salzburg und Passau aber wurden teils als freies Eigentum („Allod"), teils als Lehen Güter in einem Umfang zuteil, der ihren Einfluß zu einem maßgebenden machte und auch noch heute durch die von jenen Bischofssitzen abhängigen Pfarren und dem teilweise erhaltenen Grundbesitz kennbar ist. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß gerade durch die geistlichen Korporationen sehr verdienstliches für die Rodung und Bebauung des Bodens getan wurde und in dieser Hinsicht, wie in anderen, die ersten Anfänge höherer Kultur auf ihr Wirken zurückgehen.

Im Zusammenhang mit dieser Fürsorge Karl des Großen für die religiösen Interessen steht eine allerdings nicht unbedingt beglaubigte, aber auch nicht kurzweg abzuweisende Annahme von einer von ihm gemachten kirchlichen Stiftung in Wien. Unmittelbar nach dem ersten Sieg über die Avaren soll er nämlich 792 die Kirche zu St. Peter gegründet haben. Zu dem Bau, der sofort begonnen wurde, soll der gelehrte Abt Ansignis den Plan entworfen haben, die Ausführung besorgte Meister Zemmer. Die erste urkundliche Erwähnung der Kirche zu St. Peter fällt in das Jahr 1137, als es sich darum handelte, aus Anlaß des Baues der Stephanskirche, die damals noch außer den Stadtwällen lag, eine neue Pfarreinteilung zu treffen. Das Bistum Passau beanspruchte nämlich für den von ihm eingesetzten „Hauptpfarrer" von St. Stephan die Überordnung über alle anderen Pfarren, die auch mit Urkunde vom Jahre 1137 zugestanden wurde. Bei diesem Anlaß erwarb das Bistum auch die Ausübung aller kirchlichen Rechte bei der Pfarre von St. Peter und entschädigte den Markgrafen Leopold den Freigebigen für den Entgang an Einkünften aus diesen landesherrlichen Pfarren mit einigen Grundstücken. Wir erfahren also, daß St. Peter schon früher als Pfarre bestand, wodurch allerdings noch kein Beweis erbracht ist, daß die Stiftung bis auf Karl den Großen zurückreicht. In den Stiftungsbriefen von 1158 und 1161 ging das Patronat der Peterskirche an das Schottenkloster über, das es bis ins fünfzehnte Jahrhundert ausübte. Nach den Bauformen der alten St. Peterskirche ist übrigens auch auf ein sehr hohes Alter zu schließen. Bauverständige wollen in der Anlage eine gewisse Ähnlichkeit mit dem aus dem sechsten Jahrhundert stammenden ersten Plan des Domes von Trier finden. St. Peter war, wie unsere Abbildung (S. 72) nach Huesnagels Plan und ein in neuerer Zeit aufgefundener Grundriß ergaben, eine romanische Pfeilerbasilika mit flacher Decke, wie sie den ältesten christlichen Kirchenbauten entspricht. Neben einem breiten Mittelschiff mit halbrunder Apsis für den Hochaltar, hatte sie noch zwei schmälere Seitenschiffe. Über dem Haupteingang erhob sich ein quadratischer massiger Turm, dem die erst später hinzugefügten vier Ecktürmchen das Ansehen eines gotischen Baues gaben. Auch bei der Kirche zu St. Peter befand sich ein Friedhof. Sie wurde aber gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts so baufällig und erwies sich auch für die Andächtigen des Pfarrsprengels zu klein, so daß 1702 die Abbrechung und der Bau einer neuen Kirche beschlossen wurde, wozu Kaiser Leopold I. selbst den Grundstein legte. Dieser Neubau, den wir

heute noch kennen, wurde 1734 vollendet, ja das schöne Marmorportal kam erst 1756 zur Aufstellung. Der Plan stammte von Fischer von Erlach und läßt namentlich im imposanten und reich geschmückten Kuppelraum auch diesen Meister architektonischer Effekte erkennen. Wenn es aber in älteren Beschreibungen heißt, daß die neue Peterskirche in Wien ähnlich jener in Rom sei, so ist das eine lächerliche Übertreibung, die weder in Bezug auf die Dimensionen noch den Baustil der Wahrheit entspricht. Ein in jüngster Zeit auftauchender Vorschlag, die glatte äußere Seitenwand der Kirche gegen die Goldschmiedgasse mit einem großen Skulpturwerk zu zieren, das den Avarenzug Karl des Großen und die Einführung einer kirchlichen Organisation in der Ostmark darstellen soll, knüpft an die alte ehrwürdige Tradition an und es wäre eine Ausführung des Planes sehr löblich.

Unter den schwachen Nachfolgern Karl des Großen versank nicht allein dessen gewaltiges Reich wieder in Ohnmacht, sondern es tauchte die Gefahr auf, daß die mit soviel Opfern geschaffene Grenzmark wieder verloren ging. Wir vernehmen zwar aus Urkunden des Bistums Freising, daß König Karlmann im Jahre 869 zu Padun (Baden) mit großem Gefolge von Fürsten und Herren geweilt habe, um deren Mithilfe zu einem Zug nach Mähren zu erwirken und eine das Gebiet von Putinnu (Pitten) betreffende Angelegenheit zu schlichten. Die daran geknüpfte Vermutung, daß in Baden eine kaiserliche Pfalz (Palatium) bestanden habe, ist aber durch keine andere Quelle zu erhärten, ja wir stoßen überhaupt auf keinen Beweis einer lebhafteren Fürsorge für die Ostmark.

Allerdings waren die Reichsverhältnisse schlimm genug, um auf solche nicht unmittelbar brennende Sorgen vergessen zu lassen. Das stramm zusammengefaßte Reich Karl des Großen zerfiel durch den Verduner Vertrag in drei Teile. Die zunehmende Schwäche und Zerrüttung lockte aber auch alle äußeren Feinde zu Angriffen. Vom Norden fielen Normannen und Skandinavier ein, im Osten suchte der gewaltige Mährerfürst Swatopluk ein selbständiges Reich zu gründen, dem er auch deutschen Besitz anzugliedern hoffte, aus den asiatischen Steppen aber zog nochmals eine furchtbare Gefahr heran, die letzte Nachhut gleichsam der großen Völkerzüge, wie die Hunnen einst deren Vorhut gewesen waren.

Das Auftreten der Magyaren in der Ostmark.

Von den riesigen Steppenländern im Süden des Uralgebirges, vom Don und Dniepr zog um die Mitte des neunten Jahrhunderts, durch Übervölkerung und Beutedurst getrieben, das wilde Reitervolk der Magyaren aus, um sich im Westen neue Wohnsitze zu suchen, die es endlich im Tieflande der Donau fand. Aber auch von dort aus setzten sie ihre Raubzüge fort. Und als sie erst, vom Herzog Arnulf in seinem Kampf mit Swatopluk als Hilfsvolk gerufen, im Jahre 892 deutschen Boden betreten hatten, richteten sie ihre Raubzüge unablässig gegen diesen. Wenn auch manche Schilderungen gleichzeitiger Chronisten von den Magyaren gewiß übertrieben sind, so war ihr Treiben doch schlimm genug. Es heißt von ihnen: „Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd; wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen. Es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Sklaven dienen. So besiegten sie ihre Feinde nicht nur, sondern vernichteten sie und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten Einöde.“ Das ist sicher ebenso übertrieben, wie die Meldung eines anderen Chronisten, daß sie nur „rohes Fleisch aßen und Blut tranken“.

Zuerst fielen natürlich jene vereinzelten deutschen Kolonien zum Opfer, welche bis an die Raab und den Plattensee vorgeschoben waren. Aber ohne Rückhalt an dem schwachen, innerlich zerklüfteten Reich gingen auch die Grenzmarken verloren, welche Karl der Große vor kaum hundert Jahren zur Sicherung aufgerichtet hatte und darüber hinaus gingen die Raubzüge der Magyaren bis in die Alpenländer und nach Italien, wie nach Bayern und Sachsen.

An der Spitze der Ostmark stand damals Herzog Luitpold von Bayern aus dem tapferen Agilolfingergeschlecht. Seinen Bemühungen gelang es, ein stattliches Heer aufzubringen, dem er selbst seine Bayern zuführte und in dem nebst dem Erzbischof Dietmar von Salzburg noch andere deutsche Bischöfe und Fürsten den Magyaren entgegenzogen. Am 29. Juni 907 kam es an der March, der Ort ist nicht ganz sichergestellt, infolge eines nächtlichen Überfalles durch die Magyaren zu einer zweitägigen mörderischen Schlacht, die mit einer vernichtenden Niederlage der Deutschen endete. Herzog Luitpold selbst, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freisingen und Säben, 15 Grafen und zahlreiche Adelige, nebst dem größeren Teil des Heeres blieben auf der Wahlstatt, so daß eine Klosterchronik wehklagte, „es sei schier der bayerische Stamm vernichtet".

Nun erst ergoßen sich die magyarischen Scharen in die Grenzlande und die kaum erblühende Ostmark, die Schöpfung Karl des Großen, drohte wieder zugrunde zu gehen. Bis zur Enns reichte damals die Macht dieses asiatischen Reitervolkes, das aber, während es seine Raubzüge fortsetzte, in der Heimat die ersten Steine zu einem nationalen Staatsbau legte. Es liegt Wahrheit darin, wenn ein Historiker sagt, die Magyaren hätten auf ihren Zügen die Vorteile geordneter Zustände kennen gelernt und ihren Staat nach dem Vorbild, aber auch auf Kosten deutschen Volkstums gegründet.

Es ist zweifellos, daß auch das Wiener Becken damals von den Magyaren besetzt und beherrscht wurde, wenn sie auch keinerlei Spuren auf ihm zurückließen. Indessen ist von einer „Herrschaft" kaum zu sprechen. Von einer gänzlichen Verwüstung oder Entvölkerung der Ostmark kann man aber füglich nicht sprechen und wenn der Bischof Pilgrim von Passau dem Kaiser klagte, sein Bistum sei durch die Ungarn zu einer „menschenleeren Waldwildnis" geworden, so liegt darin unzweifelhaft eine Übertreibung, die ganz bestimmten Gründen zu dienen hatte, um kaiserlichen Anforderungen zu begegnen. Vor den Raubzügen flohen natürlich die deutschen Ansiedler aus den zunächst bedrohten Landstrichen, um sich davor zu sichern, in Gefangenschaft geschleppt und als Ackerbauer in Ungarn verwendet zu werden. Vielfach fanden sie auch Zuflucht in den deutschen Nachbarländern, deren Herren meist Grundbesitz in der Ostmark besaßen und durchaus nicht daran dachten, ihre Eigentumsrechte aufzugeben. Und war der Sturm verbraust, so kehrten viele wieder auf ihre Hufe Land zurück, um sie weiter zu bebauen, ohne daß sie daran behindert worden wären.

In dem zunächst bedrohten Bayern raffte man sich zuerst zu einem systematischen Widerstand gegen die Züge der Magyaren auf. König Heinrich I. der Finkler hatte 925 durch Auslieferung eines gefangenen Stammeshäuptlings einen mehrjährigen Frieden erkauft, der eifrig zur Verstärkung der bestehenden und Neuanlage von festen Plätzen benützt wurde. Als die Magyaren nach Ablauf des Termines von neuem einbrachen, war man gerüstet, sie erlitten mehrere Schlappen und wurden 934 bei Merseburg so empfindlich geschlagen, daß sie selbst längere Zeit Ruhe hielten. Erst 955 brachen sie wieder mit großer Macht in Bayern ein und wagten sich sogar an die Belagerung des wohlbefestigten Augsburg. Aber Otto I., der große Kaiser aus dem sächsischen Hause, hatte die sonst so zwiespältigen deutschen Fürsten zu einem löblichen Werk

zu vereinen gewußt. Mit einem wohlgerüsteten begeisterten Heer, in dem alle deutschen Stämme vertreten waren, rückte er zum Entsatz heran und schlug am 10. August 955 die berühmte Schlacht am Lechfeld, aus der angeblich nur sieben magyarische Streiter entronnen sein sollen, um die Kunde von der gänzlichen Vernichtung des Heeres in die Heimat zu bringen. Hoch flammte in ganz Deutschland der Enthusiasmus empor über diesen wahrhaft nationalen Sieg, dem auch die berühmte Nonne Hrosuitha aus ihrem Gandersheimer Kloster begeisterte Strophen widmete.

Bald nach dem Sieg am Lechfeld bestellte Kaiser Otto I. in dem Burggrafen von Vogenburg Burkhard einen neuen Verweser der Ostmark, die allerdings noch bis zur Erlafmündung am rechten und bis zur Wachau am linken Ufer in der Gewalt der Magyaren war. Welche Umstände Kaiser Otto II.

Schloß Greifenstein. (S. 114.)

vermochten, ihn abzusetzen und einen so wichtigen Posten einem anderen ihm nahestehenden Mann anzuvertrauen, ist nicht ganz klar. Wir wissen nur, daß 976 Graf Luitpold aus dem schwäbischen Geschlecht der Babenberger mit dem Donaugau und der Ostmark belehnt wurde. Damit begann die Herrschaft eines Geschlechtes über unsere Heimat, die fast 300 Jahre währte, die Ostmark zu einem wichtigen Glied des Deutschen Reiches machte und auch Wien zu hoher Blüte emporhob. Wenn ein Annalist von den Babenbergern rühmt: „Sieghaft in Waffen, heldenmütig in ihren Taten, großmütig in der Beherrschung, hochvernünftig in ihren Handlungen, friedsam in der Regierung, liebreich gegen die Landsassen, gerecht gegen jedermänniglich, in Summa also groß erwachsen, daß sie zu starken Grundsäulen erwählet worden, auf welche das hochlöblichste Erzhaus sollte gegründet und befestigt werden," so kann auch spätere Geschichtschreibung dies rühmende Urteil nur vollkommen bestätigen.

Bevor wir aber den Verlauf der geschichtlichen Vorgänge unter der Herrschaft des Babenbergischen Stammes weiter verfolgen, wollen wir einer wichtigen

Erscheinung jener Zeiten, dem Entstehen fester Burgen und Herrensitze, deren es in der Umgegend von Wien so viele und stattliche gab, einige Beachtung schenken.

Die Burgen in der Umgebung von Wien.

Wir erfahren aus alten Chroniken, daß die ersten deutschen Ansiedler aus edlem Geschlechte auch in unseren Gegenden, sowie in der Heimat, aus der sie gekommen, auf stattlichen Meierhöfen auf dem flachen Lande, in Mitte der Behausungen ihrer „Unfreien", der Knechte, lebten. Der Zwang harter Zeiten machte diesem patriarchalischen Zusammenleben ein Ende. Schon zur Zeit Karl des Großen war dies der Fall und besonders dringend erschien die Anlage fester Wohnsitze gegenüber den auch nach ihrer Besiegung drohenden Raubzügen der Magyaren. Man kann ohne Übertreibung ihnen das Verdienst zuschreiben, daß sie Veranlassung zum Entstehen der meisten Burgen und festen Plätze waren. Sogar die älteren Kaiser-Pfalzen hatten keine Befestigungen, waren auch nicht immer auf dominierenden Höhen angelegt. Und wenn man auch für solche Bauten gerne Anhöhen wählte, so geschah dies nicht um der Sicherheit willen, sondern weil das Bauwerk dadurch ansehnlicher aussieht und um eine größere Fernsicht zu gewinnen.

Die Burg auf dem Kahlenberg. (S. 114.)

Wir haben gehört, daß schon unter Kaiser Heinrich I. Schutz vor den Magyareneinfällen durch Anlage von Grenzburgen und festen Orten gesucht wurde. Dieses Mittel bewährte sich; man wendete es daher nach Zurückdrängung dieser Scharen in unserer Gegend an, die nun zunächst bedroht war. Am östlichen Absturz der Alpen entstand eine ganze Reihe von festen Burgen, an welchen ein vom Flachland hereinbrausender Reitersturm zerschellen sollte. Von Pitten an, das schon um das Jahr 1000 als ein fester Platz geschildert wird, in „deme vil Volcks sich halten mag" und Scebenstein, über Emmerberg, das prächtige „Starhemberg", das noch heute durch seine weitläufigen Trümmerreste an der Piesting imponiert — das trotzig aus dem Wald hervorlugende Herantstein (Hörnstein), Merkenstein, die schon genannten Burgen des Helenentales — die landesfürstliche Feste in Mödling, die aber nichts mit dem heute bestehenden Ruinenbau gemein hat, und Perchtoldsdorf, endlich der Feste Enzersdorf, die jetzt in verjüngter Gestalt als „Burg Liechtenstein" wieder ersteht, dehnte sich wie ein sichernder Grenzwall eine Linie von solchen Burgen aus, die gewiß nicht aus Zufall, sondern mit weiser Berechnung schützend gegen Osten gerichtet waren.

Ähnliche förmliche Fortifikationslinien finden sich auch nach anderen Richtungen, so z. B. zur Beherrschung der Pässe gegen Süden bei Klamm, Aspang, Feistritz und Kirchschlag, oder an der Donau und gegen die mährische Grenze.

Die fortschreitende Umwandlung der „Edlen" und auch „Freier", die größeren Besitz erwarben oder sich Verdienste um das Fürstenhaus erwarben, in einen bloßen Kriegsadel, war ein natürlicher Anlaß zum Entstehen weiterer Burgen, zu welchen das wechselnde Terrain der Ostmark die prächtigsten Punkte bot. Die Stellung des „Edlen" oder „Herren" gegenüber den „Knechten und Hörigen", zu welchen im Laufe der Zeiten die Masse der Bevölkerung mit Ausnahme der Städtebewohner herabsank, machte es zu einer sozialen Notwendigkeit, seinen Wohnsitz durch Lage und Festigkeit auszuzeichnen. Die „Burg" drückte die höhere Stellung, das Herrenbewußtsein aus, sie war aber auch bestimmt, die Untertanen zu schützen und im Falle der Gefahr in ihre Mauern aufzunehmen. Später, als der Verfall des Rittertums immer weiter fortschritt, dienten manche Burgen allerdings ganz gegenteiligen unlöblichen Zwecken. Gerade die Umgegend von Wien bietet reiche Auslese an solchen „Raubburgen", die oft eine wahre Geißel der ganzen Umgegend waren.

Überhaupt lag in der Verworrenheit der Zeit, im Fehderecht, den Zerwürfnissen zwischen dem Landesherrn und seinen Vasallen, zwischen Städten und Adel, ein weiterer Anlaß zur Erbauung von Burgen, ja auch die reichen Klöster umgaben die Kirche und den Wohnsitz oft mit recht stattlichen Wällen.

Alle diese letzteren Momente traten mehr in den Vordergrund, als die Notwendigkeit des Grenzschutzes weniger dringlich erschien. Je mehr die landesfürstliche Gewalt erstarkte und das natürliche Bestreben zeigte, ohne Ausnahme alle Stände und alle öffentlichen Rechtsverhältnisse gleichmäßig zu beherrschen und zu schützen, desto ablehnender verhielten sich dagegen die großen und mächtigen Adelsgeschlechter, die in ihren Burgen Stützpunkte fanden, von welchen aus sie einen großen Teil des Landes in Abhängigkeit halten und der fürstlichen Gewalt selbst trotzen konnten.

Weise Regenten suchten daher schon früh das Entstehen neuer Burgen zu hindern oder an Bedingungen zu knüpfen, welche geeignet waren, sie für die Allgemeinheit und die nächste Umgebung unschädlich zu machen.

Im Landrecht Leopold des Glorreichen, das gegen Ende des zwölften Jahrhunderts entstand, heißt es hierüber: „Näher als auf Entfernung einer Meile darf niemand seinem Nachbar eine neue Burg hinbauen. Wird dawider gehandelt, so soll das Gebäude niedergerissen werden. Überhaupt darf niemand eine Burg oder ein festes Schloß aufbauen, der sich nicht ausweisen kann, daß er von der nächsten Umgebung an Giebigkeit 30 Pfund Geld beziehe und auch dann muß es noch sicher sein, daß die übrigen Gutsbesitzer von der neuen Burg keinen Nachteil haben. Ohne Einwilligung der adeligen Grundherren des Landes darf selbst der Landesfürst keine Erlaubnis zum Bau einer neuen Burg erteilen. Doch steht es jedem Grundherrn frei, innerhalb seines Besitzes auf freiem Felde ein Haus mit zwei Stockwerken aufzuführen und mit einem Graben zu umgeben, der 9 Schuh breit und 7 Schuh tief ist; alle festungsartige Bauart bleibt aber sonst verboten. Ebenso ist verboten, Kirchen zu befestigen und in Verteidigungszustand zu setzen. Wo dieses bereits geschehen ist, sollen die Wehren eingerissen werden."

Schon kurze Zeit später erschien sogar eine Verschärfung dieser Anordnungen, indem Leopold der Glorreiche gebot, alle seit 20 Jahren entstandenen Burgen und Festungen niederzureißen. Dieser Befehl wurde kaum ganz strikte durchgeführt, wirkte aber gewiß auch mit zu jener Mißstimmung des österreichischen Adels, die sich, wie wir hören werden, unter dem Sohn Leopolds bis zur direkten Auflehnung steigerte.

Der ursprüngliche Zweck eines solchen Bauwerkes drückt sich schon in der sprachlichen Abstammung aus. Das alte Wort „Birge" bedeutet soviel als abgeschlossen, gesichert sein. Von dieser Wurzel kommt unser bergen, geborgen sein, aber auch die Herberge, wo man sichere Unterkunft findet — die sichernden Rüstungsstücke Halsberge, Beinberge, welche durch Platten oder Kettenpanzer diese Körperteile schützten. Aber neben dem Wort Burg stammt auch von der gleichen Wurzel die Bezeichnung Bürger („Burgaere") für den Bewohner oder Angehörigen eines geschlossenen und gesicherten Gemeinwesens.

Natürlich drückte sich in Anlage, Umfang und Ausstattung einer Burg auch Macht und Reichtum des Besitzers aus. Wenn uns der gelehrte Thomas Ebendorfer von Haselbach noch drei Jahrhunderte nach Erbauung der Herzogsburg am Nordplateau des Kahlenberges (heute Leopoldsberg) erzählt, „sie war mit königlicher Pracht aufgebaut, ringsum mit starken Türmen, Mauern und Gewölben befestigt, am Eingang mit marmornen Statuen verziert", so entspricht das der bedeutenden Stellung, der Macht und dem Reichtum, über welche das Babenbergische Haus schon im zwölften Jahrhundert verfügte. Nach uns erhaltenen Beschreibungen waren in der Regel die kleineren Burgen kein sehr freundlicher Aufenthalt. Schon die dicken Mauern mit den kleinen Fenstern machten den Aufenthalt kaum behaglich und von Komfort in unserem Sinne wird nur in seltenen Fällen eine Spur gewesen sein.

Gewisse einzelne Baulichkeiten und eine bestimmte Anordnung derselben waren je nach den Bedingungen des Terrains bei den meisten Burgen gleichartig. Wie es natürlich ist, unterschied man jene Teile, die zu Verteidigungszwecken bestimmt waren, von den anderen, welche dem gewöhnlichen Leben als Wohn- oder Gasträume dienten. Die ersteren verlegte man an die geschützteste Stelle, gegen einen steilen Abhang zu oder wo Wasser ein natürliches Annäherungshindernis bildete. Nach der anderen Seite, von wo zuerst ein Angriff zu erwarten stand, wurden durch Mauern und Wallgänge, Warttürme und mehrere aufeinander folgende abgeschlossene Höfe Abschnitte für eine erfolgreiche und ausdauernde Verteidigung geschaffen. Meist gab es nur einen Hauptzugang, der durch den zwischen Mauern emporführenden „Burgweg" und ein starkes Tor mit Fallgatter und Zugbrücke für den vorliegenden Graben gesichert war. Die Zinnenmauern hatten Scharten für die Bogenschützen und erkerartige Vorbauten (sogenannte „Pechnasen"), aus welchen an besonders gefährdeten Stellen siedendes Pech und Wasser auf die Stürmenden herabgegossen wurde. Solche „Pechnasen" zeigt auch die Feste Liechtenstein, deren ursprüngliche Ruine jetzt einer Restaurierung unterliegt, die wohl besser als Neubau bezeichnet wird. Die Türme (Bergfried oder Balfried) waren von besonderer Wichtigkeit. Sie dienten zum Überblicken des ganzen Burgterrains, aber auch der Umgegend, woher der oft gebrauchte Name „Luginsland" stammt. Aber sie hatten auch den Zweck, als letzter Zufluchtsort, als letzte Verteidigungsstellung zu dienen, wenn alle Außenwerke schon in die Hände der Stürmenden gefallen waren. Die älteren Türme hatten meist flache Decken, später kamen Steildächer vor. Der noch heute in alter Massigkeit wohlerhaltene, weithin sichtbare Wartturm der sonst nur mehr in einzelnen Mauerresten erhaltenen landesfürstlichen Feste in Perchtoldsdorf ist ein schönes Beispiel eines solchen Bauwerkes.

Jene Burgteile, welche für die Zwecke des Alltagslebens dienten, waren bei einer größeren Bauanlage in die äußere und innere Burg gegliedert. Die erstere bestand aus einzelnen um die Höfe gruppierten Gebäuden von geringerer Höhe, aber sehr fester Bauart, da sie bei Verteidigung der einzelnen Abschnitte unter Umständen auch eine Rolle zu spielen hatten. Hier waren die Wirtschaftsräume und Vorratskammern, die Gelasse für Knappen und Sold-

knechte und die Stallungen untergebracht. Die eigentlichen Wohnräume des Burgherrn und die Gastzimmer lagen im Palas, der inneren Burg, die an einem durch die Terrainverhältnisse schon gedeckten Punkt lag und sich meist auch durch Bauart, Höhe und äußeren Schmuck auszeichnete. Hier befanden sich auch die Kapelle, die Waffenkammer und der im Falle einer Belagerung besonders wichtige Brunnen, der oft im Felsen bis zu mächtiger Tiefe gebohrt war. Wo es anging, lag der Palas unmittelbar am und unter dem Berfried, durch diesen geschützt und mit ihm das letzte Verteidigungsobjekt. Wir lassen hier eine farbenreiche und kulturgeschichtlich interessante Schilderung des Palas einer großen Burg folgen.

„Das Hauptgebäude, der sogenannte Palas — in Deutschland Diele oder Remter genannt — das einzige, das mehr als ein Stockwerk hatte, enthielt den Saal, wo ehemals der Herd stand, das Heiligtum des Hauses. Später wurde dieser in den Küchenraum verwiesen, der aber sehr groß war und zugleich als Versammlungsort für das Burggesinde diente. Statt des Herdes aber war ein oft prachtvoll ausgestatteter mächtiger Kamin angebracht worden, an dem der Burgherr und die Burgfrau die Gäste empfingen und sich der heitere Kreis der Besucher ordnete. Hier war der eigentliche bauliche Mittelpunkt des Palas, dem auch die kostbarste Ausschmückung zuteil wurde. Geschnitzte Täfelung, oft durch bunte Wandteppiche unterbrochen, eingelegte und mit kunstreich geschmiedeten Schlössern und Bändern beschlagene Türen, mit bunten Steinen belegter Fußboden — das war die Ausstattung dieses Raumes in den Burgen Vornehmer und Mächtiger. Die im frühen Mittelalter noch sehr kostbaren Glasfenster, aus kleinen in Blei gefaßten Scheiben („Butzenscheiben") bestehend, lagen bei der Dicke der Mauern in tiefen Nischen und ließen nur ein gedämpftes Licht in den großen Raum fallen. In den Nischen und an den Wänden standen Bänke, Schemel und andere Sitze, mit Kissen belegt, oder kostbare Truhen mit reichem Schnitzwerk, auch wohl einzelne Tische, auf welchen Prunkgeschirre und Kostbarkeiten zur Schau gestellt waren. Derlei befand sich auch auf den Gesimsen der Wandtäfelung, wo namentlich Krüge und Humpen, aus edlem Metall getrieben oder in kunstreichen Zinnguß, ihren Platz fanden. Dieser prächtige Saal diente auch, wenn sich die Herren der Umgegend zu ernsten Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten zusammenfanden, oder zum gängereichen Festmahl, dem stets ein lustiges Bechern folgte und zum „Schleifer" und Ringeltanz, wozu Zinkenisten ihre schmetternden Tanzweisen bliesen. Die eigentlichen Wohngemächer — kleine und schlecht beleuchtete Räume, die man Kemenate nannte, waren sehr einfach und nur mit dem Notwendigsten eingerichtet. Alle jene Behelfe des Komforts, wie man sie heute selbst im unteren Mittelstande nicht entbehren kann und will, kannte man damals noch nicht; Ruhebetten, bequeme weiche Sitze und die vielen unentbehrlichen Überflüssigkeiten moderner Hauseinrichtung fanden keinen Platz in diesen knappen Wohnräumen. Dagegen fehlte in keiner größeren Burg ein heizbares Bad, das auch sofort nach der Ankunft dem Gaste zugute kam. Das Lager bestand aus einem von vier geschnitzten Säulen getragenen Himmelbett, war aber mit Ausnahme der oft sehr kostbaren Decke durchaus nicht luxuriös oder verweichlichend. Im Schlafgemach fehlte fast nie der Betschemel mit dem Kruzifix darüber und hier stand auch ein Prunkstück des Hauses, die kostbar geschnitzte und eingelegte Wiege. Abgesondert von den übrigen Räumen, oft sogar in einem besonderen Gebäude untergebracht, war das „Frauenhaus", in dem die Burgfrau mit den Töchtern, Zofen und Mägden hantierte, des Hauses Bedarf an weichem Flachs selbst spann, in frühen Zeiten auch das kostbare Linnen selbst webte, das so geschont wurde, daß ein Chronist es als Beweis ganz ausbündiger

Verschwendung hervorhebt, wenn eine Edle mit dem „Pfaid“ der Nachtruhe pflege. Schränke gab es nur für besondere Kostbarkeiten und sie waren dann in den dicken Mauern eingelassen und durch das Wandgetäfel verdeckt; was man an Kleidern oder Leinenzeug besaß, wurde in Truhen verwahrt, deren Schlüssel die Hausfrau in einem besonderen Täschchen stets bei sich trug. Während die Hausfrau so züchtiglich und streng im Weiberhause schaltete, oblag der Burgherr der Jagd, die damals noch viel ergiebiger war und einen großen Teil des Fleischbedarfes decken mußte, oder er weilte im Knappenhause, um den jungen Burschen die künftigen Pflichten ritterlicher Sitte einzuprägen, sie in der Waffenführung, im Schein- und Ernstkampf, wie im Tummeln der Rosse zu unterrichten.“

Ziemlich ebenso, nur unter anderen Dimensionen, spielte sich in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters auch das Leben in den stolzen Burgen der Fürsten und Landesherren ab. Nun fehlte allerdings auch eine Kehrseite nicht; auf mancher kleinen Burg, deren Besitzer durch häufige Kriegszüge oder schlechte Wirtschaft herabgekommen war, ging es recht kümmerlich zu und gar manchen gab es, dem es nach den Worten des biederen Ritters Schweinichen so schlimm ging, „daß er im eigenen Keller verdursten mochte, kein Körnlein Traid auf dem Söller fand und um Erquickung zu finden, den Mund aufsperrte, die Regentropfen aufzufangen, die durchs löcherige Dach seiner Burg fielen“. Namentlich die Kreuzzüge brachten viele Große ganz herab und es ging manchem wie dem Grafen in Goethes köstlicher Ballade:

„Der hatte sich nun im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten in mannichem Sieg,
Doch als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.“

Mit dem fortschreitenden Verfall des Rittertums und in den Kriegsstürmen der Jahrhunderte sanken auch die meisten Burgen in Trümmer. Sie sanken, wie so manche stolzragende Erscheinung der Geschichte, endlich zu bloßen Raritäten und Erinnerungen an längst vergessene Lebensformen herab. Nur sehr wenige haben sich in ihrer ursprünglichen Form erhalten; andere, die der Zahn der Zeit auch zu Ruinen zu machen drohte, wurden durch die Pietät späterer Besitzer erhalten und wieder hergestellt. Ein Beispiel der letzteren ist das malerische Seebenstein, das vom Fürsten Liechtenstein erhalten und mit stilgemäßer Einrichtung ausgestattet worden ist. Unsere Abbildung (S. 73) dieser Burg, deren altersgraue Mauern vom dunkelgrünen Mantel herrlicher Epheustämme umwallt werden, ist besonders interessant, weil sie die ganze Anlage der Burg übersehen läßt und Einblick in die dem Terrain angepaßte Gliederung der einzelnen Teile gewährt.

Die Zeit der ersten Babenberger.

Der Ursprung dieses später so mächtigen Geschlechtes, das für Österreichs Macht die Fundamente legte und es auch in kultureller Beziehung auf eine dem übrigen Deutschland ebenbürtige Höhe hob, ist noch immer nicht zweifellos festgestellt. Der Chronist Otto Frisingensis, als Sohn Leopold des Heiligen selbst ein Sprosse der Babenberger, führt deren Abstammung auf ein altes fränkisches Geschlecht zurück, das an der Regnitz sehr begütert war, seine Macht immer mehr ausdehnte und endlich im neunten Jahrhundert Besitzungen an der Donau bis zur ungarischen Grenze erwarb. Sehr zweifelhaft ist der

Zusammenhang des Geschlechtsnamens mit der Stadt „Bamberg" und die ganze Auffassung des Otto von Freisingen wurde wiederholt bestritten, freilich ohne ein anderes zweifelloses Resultat über den Ursprung der Babenberger feststellen zu können.

Gewiß ist, daß sie schon im neunten Jahrhundert eine mächtige Rolle spielten. Ein Graf Heinrich tat sich im Kampf gegen die Normannen hervor und fiel 886 vor Paris. Sein Bruder Peppo war mit der thüringischen Markgrafschaft betraut, die er in siegreichen Kämpfen gegen die slavischen Sorben behauptete. Von den drei Söhnen Heinrichs verwaltete der älteste die fränkische Markgrafschaft; auch er bewies sich im Kampf mit den Böhmen als tapferer Krieger. Kaiser Arnulf war dem babenbergischen Hause nicht günstig gesinnt und verwickelte es in Fehden, die aber dessen Macht nicht brechen konnten, und unter den sächsischen Kaisern hob sie sich wieder zur alten Höhe.

Wie es so häufig geschieht, suchte man auch für die Berufung des ersten Markgrafen der Ostmark aus babenbergischem Geschlecht nach einer sagenhaften Einkleidung, die sich in einigen späteren Klosterchroniken in ziemlich übereinstimmender Form findet. Auf einer Jagd soll sich Kaiser Otto II. im Waldesdickicht verirrt haben, nur Leopold von Babenberg wich nicht von seiner Seite. Plötzlich brach ein grimmiger Bär auf sie herein; in der Aufregung überspannte aber Otto die Sehne seines Bogens, sie riß und der Kaiser war schutzlos dem Grimm des gereizten Raubtieres preisgegeben. Im entscheidenden Moment gab Leopold dem Ratlosen den eigenen gespannten Bogen in die Hand, mit dem Otto den Bären erlegte. Die Anhänglichkeit und Geistesgegenwart des Jünglings erfreute den Kaiser so, daß er ihn stets in seiner Umgebung behielt und sofort den Plan faßte, ihn mit einem erledigten Lande zu belehnen.

Abgesehen davon, daß ganz ähnlich lautende Histörchen in zahlreichen anderen Fällen erzählt wurden, wenn es sich darum handelte, die Bevorzugung einer Person recht romantisch zu erklären, so braucht man zu solchen Mitteln gar nicht zu greifen, denn die Verbindung des sächsischen Hauses mit den Babenbergern war schon viel früher eine sehr enge. Schon Graf Heinrich, der Vater der Brüder Leopold und Berthold, stand dem König Konrad sehr nahe und hatte sich dann mit der Schwester König Heinrich I. vermählt. Daß dessen Söhne dann von Otto I. begünstigt und nach Besiegung des gefährlichen Aufstandes des Herzogs Heinrich von Bayern, der nach der Thronbesteigung Kaiser Otto II. selbst nach der Krone strebte, für die bei dessen Bekämpfung geleisteten Dienste belohnt wurden, ist nur natürlich. So erklärt sich die im Jahre 976 vollzogene Belehnung Bertholds, der schon den Nordgau besaß, mit der Markgrafschaft gegen Böhmen und jene Leopolds mit der Ostmark nebst dem Traun- und Donaugau ganz einfach. Daß der Kaiser auf dem letzteren Posten, der für die gänzliche Vertreibung der Magyaren, wie mit Rücksicht auf den sehr unzuverlässigen Bayernherzog wichtig war, einen treuen und tüchtigen Mann haben wollte, ist sehr erklärlich, ohne daß man deshalb einen Bären zu bemühen und eine Bogensehne zu platzen brauchte.

Und die Wahl des Kaisers konnte kaum auf einen passenderen Mann fallen. Mit seltener Einmütigkeit betonen alle zeitgenössischen Quellen die Tüchtigkeit Leopold I., dessen Beinamen „der Erlauchte" schon seinen hohen Manneswert kennzeichnet. Der sonst manchmal sehr scharf urteilende Merseburger Chronist Thietmar sagt von Leopold, daß es „keinen gegeben habe, der verständiger in allen seinen Handlungen und tüchtiger in seinem ganzen Wesen war".

Einen ganzen Mann erforderte aber der Posten eines Markgrafen in der Ostmark jedenfalls, denn die Verhältnisse waren sehr schwierige, zu ihrer Entwirrung bedurfte es großer Klugheit und Vorsicht. Für die erste Zeit der

babenbergischen Herrschaft passen die Verse der Zwettler Reimchronik kaum, wenn sie von der Sehnsucht der übrigen deutschen Fürsten nach dem Besitz der Ostmark sagen:

„Da von es ist zur Märe weit
Und hat von Manchen wohl der Neid,
Daß sie es hätten alle gern
Und wären drinnen gerne Herrn."

Die Wiederbesiedlung des Landes vollzog sich anfangs ohne besondere Schwierigkeit, denn die früheren großen Landherren, vor allem die Besitzer der großen geistlichen Güter, wie die Bistümer Passau, Regensburg, Salzburg, Freisingen und das Stift Altaich, traten einfach wieder in ihre Rechte. Aber in den fast hundertjährigen Stürmen der Magyarenzüge hatte sich doch viel verändert. Güter waren durch Aussterben der früheren Eigentümer herrenlos geworden. Soweit sie nun nicht vom Reich eingezogen und zur Belehnung neu eingewanderter Adelsgeschlechter verwendet wurden, bildeten sie einen Zankapfel zwischen den früheren großen Grundbesitzern, die unter allerlei Rechtstiteln darauf Ansprüche machten. So kam es zu langjährigen erbitterten Streitigkeiten, die um so hartnäckiger geführt wurden, als es sich dabei auch um politische Macht und Einfluß handelte. Zwischen Salzburg und dem Bischof Pilgrim von Passau, der die Stellung eines Metropolitanbischofs über die Ostmark anstrebte, währte durch Jahre der Streit, in welchen auch Leopold I. trotz seiner klugen Haltung verwickelt wurde und den erst ein Schiedsspruch Kaiser Otto III. beenden konnte. Neben den großen geistlichen Grundbesitzern finden wir meist bayerische Adelsgeschlechter, die fast ohne Ausnahme heute schon ausgestorben sind Auch das neue Markgrafengeschlecht der Babenberger besaß ausgedehnte Güter, namentlich seit eine Schenkung Kaiser Heinrich II. vom Jahre 1002 ihnen das weite Gebiet „intra durram liezniecham et Triezinecham" (zwischen Dürrliesing und Triesting) verlieh, der sie zum Besitzer eines der schönsten und blühendsten Landstriche in der Ostmark machte. Von neuen geistlichen Grundherrschaften finden wir das Stift St. Peter in Salzburg, das die Gegend des heutigen Dornbach im XVII. Bezirk erhielt, das bayerische Stift Michelbeuern, das einer bestandenen Vorstadt im jetzigen IX. Bezirk den Namen gab, das Kloster St. Emmeran in Regensburg u. s. w.

Eine sehr schwierige Frage war die Wiederbesiedlung des Landes, denn schon aus Rücksichten der Bodenbearbeitung, aber auch um Handel und Wandel auf die alte Höhe zu bringen, war eine Verdichtung der Bevölkerung unabweisbar. Mit der Verpflanzung unfreier Hintersassen der Bischöfe, Stifter oder großen bayerischen Adelsherren fand man kein Auslangen, „Freie" aber waren nur schwer zur Einwanderung zu bewegen. Auch hier spielten die Ansprüche der großen geistlichen Grundbesitzer eine gewisse Rolle. Diese waren sofort bereit, den „Freien" bischöfliche Ländereien zu überlassen und Passau begünstigte besonders in Wien den Bau von Häusern auf seinen im Herzen der Stadt gelegenen Gründen und die Seßhaftmachung von Handels- und Gewerbsleuten. Aber alle diese Leute sollten nicht dem Reich, nicht dem Landesherrn, sondern dem Bistum zinspflichtig und untertänig sein. Dem Gericht des Markgrafen unterstanden sie nur in Fällen, wenn sie von den außerhalb des Lehensverbandes Stehenden geklagt wurden. Es lag darin eine Ausdehnung der kirchlichen Jurisdiktion zu Ungunsten der kaiserlichen und landesfürstlichen, die mit großen Unzukömmlichkeiten verbunden war, sich aber, obwohl sie unwillig ertragen wurde, bis weit herauf fühlbar machte. Der „Passauische Offizial", der als Vertreter der bischöflichen Gewalt und Interessen in Wien residierte, war lange Zeit eine Macht, die sich auf allen Gebieten fühlbar zu machen wußte.

Alle diese Verhältnisse waren noch schwieriger zu ordnen, da sich während der magyarischen Invasion die öffentlichen Einrichtungen in Deutschland selbst sehr geändert hatten, eine einfache Übertragung auf den Boden der Ostmark also nicht mehr so leicht war. Die Gauverfassung hatte aufgehört, sie genügte bei dem Streben nach strengerer Zusammenfassung der landesfürstlichen Rechte nicht mehr, ja sie erwies sich derselben sogar hinderlich. Durch Belehnungen mit großem Grundbesitz, höfische und kriegerische Ehrenstellen wurde der Adel mit seinen Interessen von der Allgemeinheit gelöst und lediglich in den Dienst der Fürstenhäuser gestellt. Der Titel „Graf" ging auf diese Adelsgeschlechter über, aber er hatte seine hohe Bedeutung verloren, denn der „Grave", der früher Schützer und Richter der Freien gewesen, hatte keinen Wirkungskreis

Reitersiegel Leopold des Heiligen. (S. 116.)

mehr, seit die bischöfliche Gerichtsbarkeit immer weiter um sich griff und die langsam aufblühenden Städte die wenigen Freien in ihre Mauern zogen. Eine ganz neue Klasse von Adeligen bildeten die Ministerialen, die aus dem Gefolge und Gesinde mächtiger Landherren entstanden. Auf deren Gunst angewiesen, mit freien Schenkungen und Lehensgütern oft reich bedacht, bildeten sie im Gegensatz zu dem alten grundbesitzenden Adel ein zu allen Diensten und zur Gefolgschaft im Krieg verpflichtetes, unbedingt verläßliches Instrument. Aus den Ministerialen erwuchsen große reiche Geschlechter, deren Macht sich dann endlich sogar gegen den Landesfürsten auflehnte, wie es bei den vielgenannten Kuenringern der Fall war.

Über so vielfältigen schwierigen Geschäften, die mit der Verwaltung der wieder neu dem Reich angegliederten Ostmark verbunden waren, durfte aber auch die Sorge um die Sicherheit der Grenze und um endgiltige Vertreibung der Magyaren vom ehemaligen deutschen Boden nicht versäumt werden.

Zu einem offenen Kampf kam es indessen erst, als Leopold der Erlauchte schon fünfzehn Jahre die Markgrafschaft verwaltete. Im Jahre 991, so berichten uns die Chroniken nämlich, erfocht der Bayernherzog an der Spitze eines Reichsheeres einen gewaltigen Sieg über die Magyaren, der sie zur völligen Räumung des Landes zwang. Es handelt sich hier um jenen Herzog Heinrich II., der als Gegner Kaiser Otto II. auftrat und nun wieder zu Gnaden aufgenommen, gewiß eifrig die Gelegenheit ergriff, im Kampf gegen äußere Feinde seine Ergebenheit gegen Reich und Kaiser zu beweisen. Schon daß ein Reichsheer aufgeboten wurde, beweist die Bedeutung dieses Krieges, denn die Abweisung eines bloßen Grenzeinfalles wäre dem Markgrafen obgelegen, der aber bei diesem Anlasse ganz im Hintergrunde blieb. Ja es ist nach den neuesten Ergebnissen der Forschungen sehr zweifelhaft, ob Leopold I. an der Erstürmung der Feste Melk (Bild S. 79) wirklich jenen Anteil hatte, den ihm einzelne Chroniken zuschreiben. Jedenfalls vermehrte die vollkommene Befreiung der Ostmark von dem ungarischen Joch seine schweren Pflichten noch mehr, denn es galt ja nun auch in diesem Landesteil Ordnung zu schaffen. Sehr zu statten kam ihm bei den Geschäften des Friedens und Krieges der große Anhang, den sein Haus schon besaß.

Heinrich Jasomirgott (S. 121.)

Markgraf Leopold selbst kam mit einer großen Anzahl streitlustiger Begleiter in das Land, diesen folgten ohne Unterlaß Nachschübe aus seinen Stammlanden und dem übrigen Deutschland, an welche nunmehr das nach dem entscheidenden Siege bei Melk bis ans Kahlengebirge vom Feinde gesäuberte Land vergeben wurde. Die neuen Ansiedler gründeten nun zahlreiche Burgen und Wohnsitze, wobei ihnen insbesondere die geistlichen Stifte werktätige Mithilfe leisteten. Jene, welche in dem wiedergewonnenen Lande Besitztum aus früherer Zeit nachzuweisen vermochten, bekamen selbes vom Kaiser neu bestätigt; wie denn Otto III. im Jahre 985 dem Bischofe von Passau bewilligte, daß Freie, die sich herbeilassen, sich in den in der Ostmark gelegenen Besitzungen des Bistums anzusiedeln, von allen Abgaben an die Staatskasse, „vom markgräflichen Heerbanne und Gerichtszwange" frei sein und nur dem Vogte (Vertreter) der Passauer Kirche unterworfen sein sollten. Gleichzeitig werden bereits die Orte Mautern, St. Michael (bei Spitz), Rossatz, Traismauer, St. Pölten, Zeiselmauer und Königstetten als Passauisches Besitztum genannt. Viele Ortsnamen weisen auf neue Kolonisation hin, so z. B. Groß- und Klein-Neusiedel, Markgraf-Neusiedel, dann die anderen neunzehn Neusiedel in Österreich, ebenso die achtzehn Neustift, Neusteinhof, Neustadt ꝛc. Es mußte in jenen Teilen des Landes, welche von Hochwald bedeckt waren, dieser letztere erst gerodet werden; hieran erinnern besonders jenseits der Donau in dem noch jetzt „Waldviertel" genannten Kreise zahlreiche auf „Schlag" und „Reut" endigende, sowie die mit „Wald" verbundenen Ortschaftsnamen.

Über die den Stiften und Klöstern gehörigen Orte stand jedoch den Markgrafen nur ein sehr beschränkter Einfluß zu, und so war es auch das Streben derselben, das Vogteigericht über dieselben zu erhalten und zu üben, weshalb es ihre Sorge sein mußte, durch Erwerbung eigener Allode (Erb- oder Eigengüter), vollfreier Besitzungen, ihre Hausmacht zu festigen. Als die größten derselben erscheinen jene zwischen der Liesing, Piesting und Triesting, am Kahlengebirge, dann zwischen der Traisen und Pielach. Diese Landstriche waren von den Babenbergern größtenteils als „Brühle" (von dem lateinischen brogilus nemus, nasser dichter Forst) übernommen worden, woran noch heute die — richtiger der Brühl bei Mödling und St. Gallen erinnern, welche bis heute diese Bezeichnungen beibehalten haben; ebenso das französische breuil, das italienische broilo.

In diesen Waldforsten gründeten die Babenberger Klöster, und diese bevölkerten und kultivierten wieder ihre Umgebungen. Als die Besiedlung und Urbarmachung des Landes unaufhaltsam gegen Osten vorrückte, erfolgten diese Klosterstiftungen immer zahlreicher und sie haben sich als das erfolgreichste Mittel zum Erblühen der neuen Ostmark erwiesen. Dieselbe wäre, ohne das unablässige Wirken der Mönche und Geistlichen, nie zu dem Grade der Blüte und des Glanzes gelangt, den sie so bald erreichte. Galt es die Gründung eines neuen Konvents, so zogen die Geistlichen mit äußerst bescheidener Unterstützung aus dem Mutterkloster aus, aber nicht nur mit den kirchlichen Geräten zum Gottesdienste, sondern auch mit Axt und Säge ausgerüstet, um die Stelle ihres neuen Wohnortes selbst zu lichten, Kirchen und Zellen selbst zu erbauen; sie waren daher nicht nur Priester, sondern Architekten, Baumeister, Steinmetze, Maurer, Tischler und sonstige Werkmeister, wie sie eben bei einem Baue erfordert werden. Stand sodann der neue Konvent, wurden die Mönche zu Lehrern des anwohnenden Volkes nicht nur in der Religion, sondern überhaupt in allen Fortschritten der Zivilisation; es wurden ihre Meierhöfe Musteranstalten, von welchen die Bevölkerung bessere Bodenkultur und Viehzucht erlernte. Innerhalb der Klostermauern selbst, wenn sie, vom mühevollen Tagewerke erschöpft, nach Hause kehrten, wurde aber nicht der Ruhe gepflogen, sondern es regte sich erneuertes stilltätiges Wirken: sie zierten als Kunstmeister ihr Gotteshaus mit Statuen, Bildern und Glasmalereien, oder schrieben die älteren Werke ab und verfaßten neue; allein unter allen Ansiedlern des Schreibens kundig, bewahrten sie die wissenschaftlichen Leistungen früherer Zeit vor dem Vermodern und wirkten als Geschichtschreiber und Sachwalter zu einer Zeit, wo selbst die Landesfürsten nur ein Kreuz unter die Urkunde zu malen verstanden, und mit dem Schwertknopfe siegelten. Es ist nicht zu übersehen, daß wir die Kunde über die geschichtlichen Vorgänge des frühen Mittelalters meist den Kloster-Chronisten verdanken.

Es ist also gewiß, daß die österreichische Markgrafschaft bereits unter dem ersten Babenberger, Leopold dem Erlauchten, einen hochgedeihlichen Aufschwung nahm. Leopold wählte Melk zu seiner Residenz und gründete daselbst 985 eine Kirche und ein Chorherrenstift, das er auch zur Grabesstätte für sich und seine Familie bestimmte.

Ein rascher, gewaltsamer Tod machte dem segensreichen Wirken Leopold I. ein plötzliches Ende. Einer seiner Neffen, ein Sohn des Markgrafen Berthold, scheint eine sehr gewalttätige Natur gewesen zu sein, denn er ließ um geringfügiger Ursache willen einen Lehensritter des Bischofs von Würzburg festnehmen und blenden. Daraus entstand ein Zerwürfnis zwischen diesem Sohn Bertholds, der Heinrich von Schweinfurt hieß, und dem Bischof, zu dessen Beilegung Markgraf Leopold I. selbst nach Würzburg reiste. Bei einem zur

Friedensfeier veranstalteten Turnier traf am 8. Juli 994 ein Pfeilschuß Leopold in das Auge, der von einem Verwandten des geblendeten Ritters auf Heinrich von Schweinfurt abgegeben wurde, aber statt dessen den Onkel des Schuldigen traf. Zwei Tage später erlag Leopold I. der schweren Verletzung.

Wenn wir nun fragen, welche Rolle Wien während der Herrschaft der Magyaren und unmittelbar nach deren Vertreibung aus der Ostmark spielte, so ist die Antwort eine sehr dürftige. Über die erstere Periode schweigen die Quellen ganz, doch ist es zweifellos, daß Wien auch damals nicht jener wüste verlassene Ort war, wie man lange voraussetzte. Die erste Nachricht über Wien stammt aus den Altaicher Annalen im Jahre 1030, worauf wir noch zurückkommen werden. Obwohl sie in historischer Hinsicht bezweifelt wird, läßt sie doch erkennen, daß Wien gewiß zu jener Zeit schon in einem Zustand war, zu dem es sich aus gänzlicher Zerstörung und Vereinsamung nicht hätte in so kurzer Zeit entwickeln können, wenn jene Annahme vollkommener Verwüstung tatsächlich begründet gewesen wäre. Im übrigen fehlen alle näheren Daten und wir können auf die Zustände Wiens nur durch die Analogie mit den allgemeinen Verhältnissen des Landes schließen.

Die Markgrafen der Ostmark und das Bistum Passau teilten sich damals in die Grundherrschaft über Wien und dessen Bewohner, die in weitaus der Mehrzahl unfrei waren, mußten diesen beiden zinsen und Handdienste leisten. Ob es nun Landbebauer oder Handwerker waren, machte keinen Unterschied; denn bevor sich ein städtisches Gemeinwesen mit besonderen Rechts- und Verwaltungsformen entwickelte, konnte kein Unterschied zwischen den Zuständen in Wien und jenen auf dem flachen Lande sein. Erst als schon längere Zeit Ruhe herrschte und sich der Verkehr wieder hob, kamen auch Zuzügler, die außerhalb der allgemeinen Rechtsnormen standen. Auch Händler, welche zuerst die Stadt nur vorübergehend besucht hatten, machten sich nun ansässig, kurz es entwickelte sich nach und nach ein städtisches Leben, das rasch über die anfängliche Beschränkung auf hörige Ackerbauern und zinspflichtige Handwerksleute hinauswuchs.

Leopold I. früher Tod stellte es in Frage, ob die Ostmark bei seinem Stamme verbleiben werde; bestand doch noch kein Erbrecht in der Mark und es hing ganz allein vom Kaiser ab, ob der Sohn in der Verwaltung des Landes dem Vater folgen werde; destomehr war es ein Zeichen des Vertrauens, daß Otto III. den Sohn Leopold's, Heinrich I., mit der österreichischen Mark belehnte. Seine bis 1018 währende Regierungsperiode verlief ruhig und in der gedeihlichsten Fortentwicklung des Kolonisationswerkes: es erhoben sich auch in den Strecken jenseits der Donau und gegen Böhmen zu Ortschaften und die schon erwähnte Schenkung des großen Besitzes zwischen Liesing und Triesting befestigte ebenso die Hausmacht der Babenberger, wie sie ein Beweis gnädiger Gesinnung des Trägers der Kaiserwürde war. Allerdings läßt die Versagung des schon damals lebhaft angestrebten und angeblich auch von Kaiser Otto III. schon zugesagten Herzogstitels an Heinrich I. vermuten, daß Kaiser Heinrich II. schon Bedenken trug, die politische Macht des gewaltig emporgewachsenen Babenbergerhauses zu verstärken. Auch die Hoffnung auf Verleihung des bayerischen Nordgaues erfüllte sich nicht. An Verdiensten um Kaiser und Reich fehlte es auch diesem zweiten Markgrafen der Ostmark nicht. Er zeichnete sich in den Kämpfen gegen Polen und Böhmen aus, begleitete auch den Kaiser auf seinen Zügen nach Italien. Wenn auch von keinen unmittelbaren Folgen, aber für die Zukunft nachhaltig wirkend, war die Anbahnung eines geregelten Verhältnisses mit Ungarn, das unter dem Einfluß König Stephans, der das Christentum annahm, sich der westeuropäischen Kultur näherte.

In die Regierungszeit des Markgrafen Heinrich I., der den Beinamen des „Starken“ erhielt, fällt eine Episode, die sich zwar nur in der Nähe von Wien ereignete, aber für die Kulturgeschichte jener Zeit so bezeichnend ist, daß sie wohl hier umso eher Erwähnung verdient, als Wien noch heute ein Erinnerungszeichen daran bewahrt.

Im Jahre 1010 kam in dürftiger Pilgerkleidung, auf einer Rückreise vom gelobten Lande begriffen, ein Fremder nach Stockerau, in dessen Nähe die Besitzungen des Klosters Altaich lagen, den seiner ausländischen Sprache wegen niemand verstand, und so wurde er für einen feindlichen Ausspäher gehalten, gefangen genommen, grausam gefoltert, zum Schlusse an einen dürren abgestorbenen Holunderbaum mit einem Zweige desselben Stammes aufgehängt und, wie es damals Sitte war, den Raubvögeln durch längere Zeit preisgegeben. Der Leichnam hing lange den Unbilden der Witterung und dem Fraße der Vögel ausgesetzt; es trat jedoch, wie die Legende berichtet, zum Erstaunen aller, keine Verwesung ein, noch näherte sich ein Tier dem Körper, welcher seine blühende Lebensfarbe beibehielt; ja, es fing sogar zuletzt der verdorrte Baum frisch zu grünen an und der den Körper schwebend erhaltende Zweig trieb neue Knospen. Nun sah man ein, daß hier ein Unschuldiger den Martertod gelitten habe und es fanden sich sofort zartfühlende fromme Bewohner Stockeraus, welche den Leichnam unter dem Schatten des neu ergrünten Baumes zur Ruhe bestatteten. Der fromme Glaube sprach auch bald von neuen Wundern; es blieb der kleine Erdhügel bei der nächsten Überschwemmung von der reißenden Flut verschont, beim Ausgraben des Körpers wurde derselbe noch immer unverwesen gefunden, ja, er strömte wohlriechenden Duft aus. Da wurde denn auf Befehl des Markgrafen Heinrich der Körper vom Bischofe Meinhard von Halberstadt feierlich nach Melk gebracht, am 13. Oktober in ein prachtvolles Grab gelegt und allda bestattet. An der Stelle, wo der Unbekannte den ungerechten qualvollen Tod erlitten, wurde eine Sühnungskapelle erbaut, und noch im Anfange unseres Jahrhunderts ward in Stockerau pietätvoll der Kerker, ein düsteres Verließ im einstmaligen Rathause, worin weder Luft noch Licht drang, gezeigt.

In einem modernen Geschichtswerk, dessen Verfasser als katholischer Priester über jeden Verdacht tendenziöser Schlußfolgerungen erhaben ist, wird betont, daß der ganze Vorgang, dessen sagenhafte Einkleidung unverkennbar ist, namentlich deshalb Interesse habe, weil er beweist, „daß neben der landesfürstlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit auch noch das Bewußtsein der Volksjustiz lebendig war“. „Wie unrecht dem armen Coloman geschehen sein mag, dürfte das Volk selbst erkannt haben, als bald andere Pilgrime des Weges zogen.“ (In der Tat erzählt die Legende weiter, daß bald darauf ein anderer Reisender erschien, der angab, schon lange Irrfahrten auf der Suche nach seinem Herrn, einem königlichen Prinzen von Irland, gemacht zu haben, der aus Frömmigkeit gegen den Willen und ohne Wissen seines Vaters die Pilgerreise angetreten habe und gänzlich verschollen sei. Man erinnerte sich sofort des ermordeten Fremden, und als der Diener, dessen Name Gotthalm war, seinen Herrn genau beschrieb, blieb kein Zweifel, daß jener Tote der verlorene irländische Prinz Coloman sei. Gotthalm machte sich sofort auf den Weg nach Melk, erreichte es jedoch nicht, sondern starb auf dem Weg dahin; seine Ruhestätte aber fand er in der Nähe seines Herrn.) „So bedauerlich derlei Eingriffe eines vielleicht auch abergläubischen Ausbruches toller Volkswut sein mögen,“ fährt Dr. G. Juritsch in seiner gelehrten „Geschichte der Babenberger“ fort, „und so sehr man versucht wird, daraus auf eine außerordentlich tiefe Stufe der Kultur bei den Bewohnern der damaligen Ostmark zu schließen: das wird sich kaum leugnen lassen, daß in der Colomans-Legende ein Zug tiefer Innerlichkeit und das Gefühl bewun-

dernswerten Rechtssinnes zu erkennen ist. Um an dem Todten wieder gut zu machen, was man an dem Lebenden verbrochen hatte, wurde Colomans Leichnam um einige Jahre später — es mag um das Jahr 1014 gewesen sein — mit großem Pomp nach Melk überführt und dort begraben."

In Wien selbst wird Colomans Andenken noch bis heute bewahrt, und zwar befindet sich am linken Thürstock des sogenannten Bischofthores der Stephanskirche ein ehemals weißer, nun aber von der steten Berührung tief ausgegriffener, in Messing gefaßter Stein eingemauert, worauf die (heute schon fast ganz verschwundene) lateinische Inschrift angebracht war: „Dies ist der Stein, auf dem das Blut des heiligen Märtyrers Coloman floß, als ihm die Schienbeine zersägt wurden. Der erlauchte Herr Rudolf IV., Herzog von Österreich, hat ihn hiehergesetzt." Auf seine Anordnung weihte auch Bischof Peter von Chur im Jahre 1361 zu Colomans und aller heiligen Märtyrer Ehren den Stein, Herzog Rudolf legte eigenhändig viele Reliquien darunter und mehrere Bischöfe verliehen demjenigen Ablaß, der diesen Stein ehrerbietig küsse oder sich vor demselben verneige.

Von Dauer waren die gebesserten Beziehungen zu Ungarn nicht. Der Bruder und Nachfolger Heinrich I., der am 24. Juni 1018 in voller kriegerischer Rüstung in Melk eines plötzlichen Todes starb, Markgraf Adalbert, hatte sogar Gelegenheit, mit dem ganz unkriegerischen König Stephan von Ungarn die Waffen zu kreuzen. Die Ursache lag ebenso sehr in persönlichen und dynastischen, wie in allgemeinen politischen Verhältnissen. Konrad II., der Nachfolger Heinrich II. auf dem deutschen Kaiserthron, schlug eine tatkräftigere Richtung ein und suchte der rechtlich bestehenden Oberlehensgewalt über Ungarn auch einen tatsächlichen Inhalt zu geben. Daraus entstand eine Verstimmung, die unheilbar wurde, als Stephan dem als Brautwerber des Kaisers für seinen Sohn Heinrich nach Konstantinopel gesendeten Bischof Wernher von Straßburg den Durchzug durch Ungarn verweigerte. Auf das äußerste ergrimmt, soll der Kaiser gelobt haben, den Ungarkönig zu demütigen. Während der dem Kaiser treu ergebene Böhmerfürst Břetislaw in Mähren eindrang, sammelte der Kaiser ein Heer an der ungarischen Grenze, mit dem er 1030 in Ungarn eindrang. Die Nachrichten über diesen Feldzug sind sehr unbestimmt, sicher ist nur sein ungünstiger Verlauf für die deutschen Waffen. Schon durch den Marsch erschöpft, der am rechten Donauufer durch undurchdringliche Wälder und weites Sumpfland führte, mußte das deutsche Heer von Raab den Rückzug antreten, da es an der Verpflegung für die Menschen und Pferde mangelte. Die Ungarn folgten auf dem Fuß und nun soll es in der Nähe von Wien zu einer Schlacht gekommen sein, die von den Ungarn gewonnen wurde. Die Deutschen suchten innerhalb der Mauern von Wien — damit kann wohl nur ein Rest des römischen Kastells gemeint sein — Schutz, wurden belagert, ausgehungert und mußten sich ergeben. So erzählt als einzige Quelle die Altaicher Chronik, in welcher es heißt: „Vienni a Ungris capiebatur." Dies ist jene Notiz, die schon erwähnt wurde und deren Wichtigkeit tatsächlich darin liegt, daß sie einen Schluß auf die Bedeutung Wiens in jener Zeit gestattet und daß darin der heutige Name der Stadt zum erstenmale in dieser Form auftritt.

Ob Markgraf Adalbert an diesem Krieg teilnahm, ist sehr zweifelhaft; da seine Gattin Gisela dem ungarischen Königshause angehörte, war seine Stellung eine sehr peinliche. Dagegen eignete er sich vortrefflich zum Vermittler und durch sein und des römischen Königs Heinrich Bemühen kam es auch zu einem Friedensschluß.

Aber auf deutscher Seite verzichtete man nicht leicht auf die Pläne gegen Ungarn, und auf den deutschen Thron gekommen, nahm Kaiser Heinrich III.

Digitized by Google

sie selbst wieder auf, wobei ihm die nach dem Tode des heiligen Stephan in Ungarn eingetretenen Thronwirren als günstigste Gelegenheit erschienen. König Peter, Stephans Schwestersohn, ein unfähiger Regent und Wüstling, war 1041 vertrieben worden und nach Österreich geflohen; als König Aba dessen Auslieferung verlangte, verweigerte sie Adalbert, welcher in Tulln seine Residenz aufgeschlagen hatte, um der gefährdeten Grenze näher zu sein, brach sofort auf und schlug die Ungarn bei Traismauer entscheidend. Ein von seinem Sohn Leopold ausgeführter gelungener Überfall am linken Donauufer erschreckte die Ungarn so, daß sie in voller Auflösung über die Raab wichen. Nun erschien auch Kaiser Heinrich III. mit einem deutschen Heer, dem sich auch der „böhmische Achilles", Herzog Bretislaw, angeschlossen hatte. Am linken Donauufer abwärts ziehend, wurde Hainburg genommen und zerstört und bei Preßburg erfochten Adalbert und sein Sohn Leopold mit nur dreißig Gewappneten einen so gewaltigen Sieg über die schon ganz entmuthigten, wenn auch weit überlegenen Ungarn, daß ein Chronist als Erklärung meint: „Sie hatten leicht siegen, da Gott ihr Helfer war!"

Auf zwei neue Niederlagen bei Gran bat Aba um Frieden. Aber des Kaisers erste Bedingung, den Lehenseid zu leisten, wollte er nicht eingehen, weil er fürchtete, den Thron zu verlieren. So dauerte denn der Krieg auch in den Jahren 1143 und 1144 fort. Erst der glänzende Sieg vom 5. Juli 1144, nach den Erzählungen der Chronisten durch eine übernatürliche Himmelserscheinung angezeigt, brach die Macht König Abas. Die Niederlage war eine vernichtende, sogar die goldene Königslanze, ein nationales Heiligtum der Ungarn, fiel in die Hände der Sieger. Nun setzte der Kaiser den vertriebenen Peter wieder gegen Ablegung des Lehenseides auf den Thron. Doch konnte er ihn nicht behaupten. Die in ihrem nationalen Stolz tief getroffenen Adeligen beriefen Andreas, einen Nachkommen des heiligen Stephan, auf den Thron, indessen sie den unglücklichen Peter, der geblendet wurde, entsetzten.

Leopold, beigenannt „der starke Ritter", der kriegserfahrene Sohn Adalberts, den die Hildesheimer Chronik als „Ungarns größten Vernichter" kennzeichnet, nahm an diesen Kämpfen hervorragenden Anteil, und Kaiser Heinrich, willens das den Ungarn abgenommene Land zu einer neuen Markgrafschaft zu gestalten, belehnte ihn damit. Es starb jedoch Leopold am 9. Dezember 1043 im 21. Jahre während eines Aufenthaltes in Ingelsheim, wo Heinrich III. seine Vermählung mit Agnes von Poitou feierte. „Einen jungen Mann von ausgezeichneten Anlagen" nennt ihn die Altaicher Chronik. Es wurde daher der Landstrich zwischen dem Kahlengebirge und der Leitha dem Grafen Siegfried von Plein-Beilstein verliehen, und als auch dieser bald starb und es wünschenswert erschien, bei den immer drohender sich gestaltenden Verhältnissen eine größere Gewalt in der Hand des Markgrafen zu vereinigen, so erfolgte am 21. April 1048 die Übergabe des neu gewonnenen Landstriches an den Vater Adalbert, und dieser besaß nun wieder die Ostmark in der vollen Ausdehnung, welche sie schon durch Karl den Großen erhalten hatte.

Auch in dieser Kriegsperiode wird Wien in den Chroniken genannt; denn Kaiser Heinrich III. soll sich auf seinem ersten Zug in den Mauern der Stadt eine Rast gegönnt und den entscheidenden Kriegsrat abgehalten haben.

Neue Grenzverletzungen, an welchen aber auch Bischof Gebhard von Regensburg nicht ganz unschuldig war, führten zu fortwährenden Reibungen, so daß auf dem Reichstag zu Nürnberg 1050 beschlossen wurde, zur endgiltigen Sicherung der Grenze in Hainburg eine Feste zu erbauen. Man wußte, daß die Ungarn dieses Werk zu verhindern suchen werden und bot ein Heer auf,

dessen Befehl vom Markgrafen Adalbert, dem Herzog Konrad von Bayern und dem Bischof Gebhard von Regensburg geführt wurde. Alle Versuche der Ungarn, den Bau zu hindern oder die vollendete Feste zu erstürmen, blieben erfolglos. Erst seit Hainburg bestand, besaß die Ostmark im Verein mit den festen Orten Neustadt und Pitten einen ausreichenden Grenzschutz, jetzt erst konnte auch das Viertel unter dem Wienerwald als gesicherter Bestandteil der Ostmark gelten.

Im Jahre 1056 starb Heinrich III., einer der wenigen deutschen Kaiser, die es verstanden, Kraft und Macht des großen Reiches für dessen wirkliche Interessen einzusetzen, statt jenseits der Alpen haltlosen Träumen eines neu erstehenden römischen Weltreiches nachzujagen. Bei seinem Tode war sein schon zum römischen König gewählter Sohn Heinrich IV. erst sechs Jahre alt. Die deutschen Reichsfürsten, meist mehr auf ihre Sonderinteressen, als auf das Wohl des Reiches bedacht, benützten die Gelegenheit, sich für ihre Gebiete Selbständigkeit zu sichern, seit der starke Arm Heinrich III. sie nicht mehr niederhielt. Auch der unselige Investiturstreit, in welchen Heinrich IV. mit einem der größten Päpste, der je auf dem Stuhle Petri saß, mit Gregor VII., geriet, wurde zur Schwächung der Kaisermacht benützt, so daß deren Niedergang auf diese Zeit zurückzuführen ist. Wie diese Verhältnisse im Deutschen Reich auf die Ostmark zurückwirkten, werden wir noch erfahren.

Ein Jahr vor Kaiser Heinrich III., am 26. Mai 1055, starb auch Markgraf Adalbert, der seinen Beinamen des „Siegreichen" mit vollem Rechte führte. Ihm folgte in der Regierung der Ostmark sein Sohn Markgraf Ernst der Eiserne, der die Verwaltung nach dem Beispiele seines Vaters führte und stets die Stellung seines Landes als Glied und Grenzwacht des Deutschen Reiches hochhielt. Er tat dies in der richtigen Erkenntnis, daß nur in solcher Weise die Markgrafschaft erblühen könne, da gerade in jener Zeit Deutschland von den wildesten Kämpfen zerrissen war und sich die mächtigsten Fürsten wider den Kaiser erhoben, um allmählich das Lehensband zu lösen und zu vollständiger Landesherrlichkeit zu gelangen. Auch die Herzoge Bayerns verfuhren in gleicher Art, und da Österreich noch immer im Abhängigkeitsverhältnisse zu diesen stand, so war die beste Politik, mit voller Macht die Sache des Kaisers zu verfechten, da nur von ihm die Markgrafschaft eine Vermehrung ihrer Gerechtsame, von einem allzu gewaltigen Bayern nur Bedrückung erwarten konnte.

Deshalb stand Ernst, wenn auch mit den Ungarn in harte Kämpfe verwickelt, wobei er den im Lande einfallenden König Bela glänzend schlug und das feste Wieselburg mit Sturm nahm, dennoch als unerschütterlicher Kämpfer für den Kaiser. Dafür wurde er von Heinrich IV. mit dem Gnadenbriefe vom 4. Oktober 1058 belohnt, in welchem es hieß: die Ostmark sei „des Reiches Vormauer", und womit der Markgraf den Titel des „vordersten und getreuesten Reichsfürsten" erhielt. Es sollte ferner Deutschland verpflichtet sein, Österreich Hilfe wider seine Feinde zu leisten, der Markgraf erhielt die Schirmvogtei über alle Besitzungen Salzburgs und Passaus in seinen Landen und das Recht, sich wie die Herzoge Schwert und Landesfahne vortragen zu lassen. Als daher Heinrich IV. im Jahre 1075 neuerdings zum Kriege gegen die Sachsen auszog, eilte wieder Ernst mit seinen Österreichern herbei; es kam an der Unstrut zur entscheidenden Schlacht, in welcher allerdings der Kaiser siegte, aber tiefgebeugt den Verlust des treuen Markgrafen betrauerte, der schwer verwundet wurde und den Tag nach der Schlacht, am 9. Juni, starb. Auch er fand in Melk seine Ruhestätte.

Der Chronist Herbert von Hersfeld nennt den Markgrafen Ernst den Eisernen den „ausgezeichnetsten Mann Deutschlands, der auch durch viele Siege über die Ungarn berühmt sei".

Digitized by Google

In seine Regierungszeit fällt in Wien eine Zusammenkunft vieler großer Herren, die man füglich als Vorläufer der Kreuzzüge, wenn nicht als deren ersten ansehen kann. Im Jahre 1064 fand sich in Wien eine „Reisegesellschaft" zusammen, welcher neben den Bischöfen von Mainz, Regensburg, Bamberg und Utrecht auch der mächtige Graf Siegfried von Sponheim und viele Fürsten und Herren aus Deutschland und der Normandie angehörten, welchen sich 7000 Pilger aller Stände anschlossen. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Zug so vieler Personen, der von so mächtigen Herren geführt wurde, als harmlose Pilgerfahrt geplant war, wenn auch nirgends das Gegenteil ausdrücklich gesagt wird. Man suchte auch den religiösen Fanatismus mit allen Mitteln zu

Der Freisingerhof. (S. 121.)

entfachen; unter anderem wurden Weissagungen des Weltunterganges für das nahende Osterfest verbreitet, um den frommen Pilgern die Abkehr von allen irdischen Dingen zu erleichtern.

Interessant ist es, wie ein moderner kirchlicher Schriftsteller über die Häupter dieser wunderlichen „Orientreise" urteilt: „Und doch war man weit entfernt, in Sack und Asche das Weltgericht im Tale Josaphat zu erwarten. Mit unglaublichem Pomp zog man aus der Heimat. Die Sitze der Bischöfe waren mit kostbaren Stickereien und Teppichen geschmückt, auf goldenen und silbernen Geschirren verzehrten die hohen Prälaten ihre Mahlzeiten." In gleichzeitigen Annalen wird rühmend hervorgehoben, daß Wien und die Ostmark vom Durchzug dieser Pilger viel Gewinn durch Absatz der Landesprodukte gehabt habe. Den Zeitgenossen drängten sich aber auch andere mißliche Seiten auf, die mit dem Durchzug so bunt zusammengewürfelter Massen verbunden

waren und ob „der Aufschwung der Weltanschauung, die Anregung von Verstand und Phantasie“, die ein Verteidiger dieses Zuges rühmt, nicht mit den unleugbaren Übelständen zu teuer erkauft waren, ist doch noch fraglich. Ob der Pilgerzug übrigens sein Ziel erreichte, ja ob er zur völligen Ausführung kam und welches Schicksal ihm beschieden war, berichtet keine gleichzeitige Quelle.

Leopold II. (stets unrichtig der III. genannt, da doch der Sohn Adalberts dieses Namens nie die Ostmark beherrschte, also auch nicht zu zählen ist), mit dem Beinamen der Schöne, folgte dem Vater, aber er war ihm wenig ähnlich. Man muß freilich in Betracht ziehen, welche wirre, sturmbewegte Zeit damals war, in der es nur den stärksten Charakteren gegeben gewesen, unbeirrt von Vorteil oder Nachteil, den Weg der Pflicht zu wandeln, ohne ins Schwanken zu geraten, und diese Zeit war jene des für die Schicksale Deutschlands so folgenschweren Investiturstreites. Es war nämlich durch die früheren Kaiser die Einsetzung der Bischöfe und Äbte in ihre Würden und Länder als oberherrliches Recht geübt worden, wodurch die geistlichen Fürsten zu Lehensleuten des Reiches wurden. Dadurch verweltlichte sich die Kirche, denn es kam dem Kaiser mehr darauf an, treue Vasallen, als gute Hirten der Gemeinde zu haben. Dies waren in den Augen der päpstlichen Partei unleugbare Übelstände und es traten nunmehr begabte Päpste gegen dieselben auf, denen einesteils an einer Reinigung der Kirche, anderenteils aber auch daran gelegen war, die bereits übermächtig gewordene Kaisergewalt zu erschüttern.

Dieser in seiner Art vom kirchlichen Standpunkte aus berechtigten Anschauung stand aber anderseits die ebenso zutreffende des „weltlichen Regimentes“ gegenüber, daß eine Überlassung der Ernennung aller Kirchenwürden an den Papst soviel bedeutet hätte, als dessen schrankenlose Gewalt über das Reich und das Herabdrücken der Kaisermacht zu einem bloßen Schatten. Denn es waren der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte in Deutschland soviele und deren Besitz ein so großer, ihr Einfluß so mächtig, daß die Besetzung all dieser Stellen durch eine außerhalb des Reiches stehende Macht die schwersten Bedenken erregen mußte. Es standen sich eben zwei Weltanschauungen gegenüber, deren Kampf auch heute noch nicht entschieden ist. Er war schon zur Zeit des Markgrafen Ernst ausgebrochen, dieser aber hielt fest an des Kaisers Partei, was sein Sohn Leopold nicht tat, der in der Wahl der Parteien schwankte, je nachdem die eine oder die andere größere Vorteile bot. Er ergab sich ganz den Einflüssen des aufs innigste dem Papste anhängenden Bischofs Altmann von Passau, und dieser vermochte es, ihn gänzlich von des Kaisers Partei abzuziehen. Als daher Heinrich IV. den Markgrafen nach Regensburg und zur Heeresfolge berief, wich Leopold unter nichtigen Vorwänden aus, weil er, wie eine Chronik naiv sagt, „ein wenig beleidigt worden“, wurde aber schon im nächsten Jahre (1079) vom Kaiser, der selbst in der Ostmark erschien, zum Gehorsam zurückgebracht. Nun wußte Altmann dem schwächlichen Markgrafen von Seite des Interesses beizukommen, indem er seine „Rechte“ als Passauer Vogt beträchtlich erweiterte. Dadurch bewogen, trat Leopold zur Partei des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben über, wurde sofort von Heinrich IV. seines Landes verlustig erklärt und die Mark dem treuen Herzog von Böhmen zugesprochen, der auch daselbst erschien und das von Leopold noch dazu recht ungeschickt aufgestellte Heer im Jahre 1082 bei Mailberg völlig schlug. Der Markgraf wich über die Thaya zurück und erst im nächsten Jahre gelang es dem tapferen Helden Azzo von Gobartsburg, dem Ahnherrn der Kuenringer, die Böhmen aus dem Lande zu jagen.

Azzo de Gopatzpurich (so heißt er in der ältesten Urkunde im Archive des Stiftes Melk, welche zwar ohne Jahreszahl ist, indes zwischen den Jahren

1056 und 1075 ausgefertigt sein muß) war ein erfahrener und berühmter Kriegsmann. Er wurde von dem Erzbischof von Trier, Poppo, dem Markgrafen Leopold zum Beistande wider seine Feinde mit vielem Kriegsvolke zugesendet, wo ihn dann Leopold zum Marschall und Heerführer ernannte und ihm, nach Gewohnheit jener Zeiten, das Panier oder die Fahne des Landes übergab. Über seine Reise nach Österreich hat sich aber eine landläufige Sage erhalten. Es war eine Vision, die Azzo eines Tages im Traume hatte, welche ihn mit Entsetzen erfüllte. Es däuchte ihm nämlich, in Österreich zu sein, wo er sah, wie das Land ganz von Ebern bedeckt, schrecklich verwüstet wurde. Er ergriff sein Schwert und verjagte dieselben mit mächtigem Arme. Als er erwachte, fand er keine Ruhe, bis er selbst nach Österreich ging, um zu sehen, wie es dort aussähe. So trat er vor den Markgrafen und erzählte ihm die Ursache seiner Reise. Leopold, der eben in großer Not war, da die wilden Slaven sein Land verwüsteten, empfing ihn mit größter Auszeichnung, nahm ihn als Vasallen an und bestimmte ihn zum Anführer. Azzo besiegte die Feinde gänzlich und kehrte im Triumph an den Hof zurück, wo ihn der dankbare Markgraf zum Mundschenk ernannte und ihm mehrere Güter zu Lehen gab, wie z. B. Gobelspurg, Chammern, Krumau am Kampfluß oder dem Manhartsberg.

An Azzos Enkel aber knüpft sich das Entstehen des mächtigen Geschlechtes der Kuenringer. Es hatten nämlich Hadmar, genannt Chuffarn, und Albero II., erster Herr von Chuenring, den Willen, eine neue Feste zu erbauen, weshalb sie an einem bestimmten Tage unweit Eggenburg bewaffnet und zu Pferd zusammenkamen. Sie wählten den Ort, wo sie das Schloß anlegen wollten, um den Platz in einem „Ring" (Kreis) haltend, und Einer aus ihnen rief bei der Beratschlagung über die Benennung des Schlosses aus: „Hie habend die Chuenen des Landes an einem Ringh, davon soll das Haus haiszen ze Chuenringh." Kühn soll hier aber nicht die Eigenschaft der Personen bedeuten, sondern das altdeutsche Wort Kune (im Lateinischen Genus, Cognativ) bezeichnet Geschlecht, Verwandtschaft, das Wort Ringh oder Rinkh bezeichnet einen eingefangenen Platz, somit sollte Chune-Ring so viel als Geschlechtsplatz heißen.

Von nun an hielt sich Leopold, gewitzigt, ferne vom Kampfe der weltlichen und geistlichen Obergewalt; dadurch wurde dem Lande Frieden. Er konnte nun seinem vom Hochstifte verjagten Freunde Altmann ein Asyl bieten. Dieser letztere war, trotz mancher Übergriffe gegen die rechtmäßige Staatsgewalt, ein sittenreiner, gottbegeisterter Mann, welchem Österreich gar viel verdankt. Er stellte die Abtei St. Florian wieder her, erbaute das Kirchlein St. Pankratz zu Wien am Hof (wo jetzt die päpstliche Nuntiatur befindlich) und gründete die Stifte St. Nikola, Garsten und Göttweih. Von letzterer Stiftung berichtet die Sage, daß Altmann (eigentlich Siberus Alemannus, geboren zu Magdeburg am 21. Februar 1011) während seiner Studienjahre mit zwei Mitschülern, namens Adalbert und Gebhard, an einer Quelle zusammengetroffen sein soll, wo im fröhlichen Geplauder jeder sich sein künftiges Bistum wählte (nach anderen wieder soll es Altmann vorhergesagt haben, es werde einst jeder von ihnen einen Bischofsstab tragen). Sie gelobten für diesen Fall jeder die Erbauung eines Klosters, und siehe da — Adalbert wurde Bischof von Würzburg, er gründete 1053 Lambach, Gebhard wurde Erzbischof von Salzburg und gründete 1074 Admont, Altmann aber wurde Bischof von Passau und gründete 1083 Göttweih. Der letztere machte sich auch um die allgemeine Kirchenzucht, sowie um den Bau von Gotteshäusern in Österreich verdient; er verstand selbst die Baukunst und berief kundige Meister, welche an der Stelle

früherer Holzkirchen Gebäude aus Stein aufführten. Altmann war auch sehr wohltätig; er speiste täglich 2000 Arme. Ferne von seinem Hochstifte, traf ihn der Tod zu Zeiselmauer am 8. August 1091 und er wurde in seiner Stiftung Göttweih begraben. Vier Jahre später, am 26. Oktober 1095, folgte ihm sein Gönner Leopold und fand zu Melk seine Ruhestätte.

Von den letzten Regierungsjahren Leopolds liegt keinerlei Nachricht vor. Es ist aber anzunehmen, daß Kaiser Heinrich IV., der sich im Jahre 1084 mit allen seinen Gegnern im Reiche aussöhnte, auch den Markgrafen Leopold II. wieder in die Verwaltung der Ostmark einsetzte. Und nach den stürmischen Ereignissen der letzten Jahre mag er sich wohl so ruhig verhalten und still sein Regentenamt verwaltet haben, daß keine Chronik etwas zu berichten fand.

Markgraf Leopold III., der Heilige.

Als dieser Fürst nach dem Tode seines Vaters Leopold II., des Schönen, die Verwaltung der Ostmark antrat, stand er im 24. Lebensjahre. Seine sehr sorgfältige Erziehung war beeinflußt durch seinen der Kirche ganz ergebenen Vater, noch mehr aber durch Bischof Altmann von Passau, diesen großen und unbeugsamen Vertreter streng kirchlicher Anschauung auch in allen Fragen des weltlichen Regimentes. Vielleicht aber belehrt durch das Beispiel seines Vaters, vermied es Markgraf Leopold III. anfänglich, offen Partei in dem noch immer fortdauernden Kampf zwischen Kaiser und Papst zu nehmen. In dem Streit über die Besetzung des Bistums Passau begünstigte er zwar den päpstlichen Standpunkt, wußte aber den Schein zu wahren, als ob er dies nur aus bloßen Rechtsgründen ohne alle politischen Nebenabsichten tue, um seine Pflicht als Schirmvogt Passaus zu erfüllen. Die ersten Jahre seiner Regierung verflossen auch sehr ruhig, er hielt in politischen Dingen treu zu Kaiser und Reich und widmete sich eifrig jenen großen Aufgaben, welche die Kolonisation und Kulturentwicklung der Ostmark noch immer stellten.

Eine entscheidende Wendung trat erst im Jahre 1104 ein. Kaiser Heinrich IV. hatte im Jahre vorher auf dem Reichstag zu Mainz einen „Landfrieden" für vier Jahre verkündet, welcher alle Streitigkeiten der Reichsfürsten untereinander und alle Fehden unterbrach. Um den noch auf ihm lastenden päpstlichen Bann zu lösen, wollte der Kaiser diese Zeit zur Vorbereitung eines großen Kreuzzuges nach Palästina benützen. Viele Fürsten und Edle sagten ihre Teilnahme an diesem frommen Werk zu, dessen Zweck — die Befreiung des heiligen Landes aus der Gewalt der Sarazenen — damals das ganze Abendland in hoher Begeisterung entflammte. Auch Markgraf Leopold III. ließ sich in Melk das Kreuz anheften und vom Passauer Bischof mit dem Schwert umgürten.

Aber gerade das, was dem Reich Ruhe geben sollte, verursachte neue Zerrüttung. Dieser „Landfriede", so wohltätig er auch für Bürger und Bauer war, konnte dem unruhigen Adel nicht gefallen, der in steten Fehden zu leben gewohnt war und dem nun verboten wurde, sich auf Kosten der „Melkkübel und Pfefferſäcke", wie man höhnend die Land- und Stadtbewohner bezeichnete, zu bereichern. Aber auch viele Reichsfürsten widerstrebten dem Landfrieden, denn sie sahen darin eine Beschränkung ihrer in den letzten Jahren mächtig emporgewachsenen territorialen Unabhängigkeit. Es läßt sich aber auch nicht verkennen, daß Heinrich IV., verbittert durch seine bisherigen Erfahrungen, im Streben nach Aufrechthaltung der Kaisermacht manchen unklugen und gewalttätigen Schritt unternahm. Es gab also Unzufriedene auf allen Seiten, die sich um den Kaisersohn Heinrich, einen harten und verschlagenen jungen Mann,

scharten, als dieser im Jahre 1104 die Fahne des Aufruhrs gegen den eigenen Vater erhob. Bestimmend für dieses in keiner Weise zu rechtfertigende Vorgehen mochte die Befürchtung sein, daß der noch immer nicht ausgetragene Kampf mit dem Papsttum, dessen Beilegung man von Heinrich IV. kaum mehr erwarten durfte, das Reich und Kaisertum selbst gefährden könnte. Viele Reichsfürsten fielen dem treulosen Kaisersohn zu, das Volk in seiner Masse und besonders die Stadtbewohner hingen an dem alten Kaiser. Das natürliche Empfinden war in diesem Falle stärker, als alle politischen Erwägungen.

Auch Markgraf Leopold III. und mit ihm der Böhmerherzog Borivoi fanden sich mit ihren Aufgeboten im Lager von Regensburg ein, wo der Kaiser ein Heer zur Bekämpfung des aufrührerischen Sohnes sammelte. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich, da nur mehr der nicht sehr bedeutende Regenfluß die Streitscharen trennte. Aber gewiß schon in Kenntnis der Sachlage erklärte der Sohn plötzlich, er ziehe sich „aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät" zurück. Noch mehr ergrimmt über diese widrige Heuchelei, wollte Heinrich IV. trotzdem zum Angriff schreiten, seine Kraft wurde aber gelähmt, da sich Markgraf Leopold III., dem es wohl nie Ernst mit seinem Eintreten für den Kaiser war, plötzlich von ihm lossagte und auch Herzog Borivoi seine Scharen zurückzog. Welche Motive für diesen unerwarteten Abfall maßgebend waren, ist nicht ganz klar geworden. Ganz unzulässig ist es, sie in der von dem jüngeren Heinrich gemachten Zusage der Hand seiner schönen Schwester Agnes, die in erster Ehe mit dem Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen vermählt gewesen, zu suchen. Auch die Erneuerung des Bannes gegen den Kaiser oder die Friedensliebe Leopold III. vermögen seinen Schritt nicht zu erklären, denn diese beiden Gründe hätten ihn abhalten müssen, dem Kaiser überhaupt Gefolgschaft zu leisten, vermögen aber die plötzliche Schwenkung weder zu begründen, noch zu entschuldigen. Sie wird immer ein Flecken auf dem Ehrenschild dieses sonst so hochverdienten Fürsten bleiben.

Schon im nächsten Jahre starb Kaiser Heinrich IV., der den Gram über den Abfall des Sohnes nicht verwinden konnte. Dieser, der schon die römische Königswürde besaß, bestieg nun den Kaiserthron und am 1. Mai 1106 fand unter großem Gepränge die Vermählung des Markgrafen Leopold mit Agnes in Melk statt. Wenn man die Hoffnung hegte, daß der verbitternde Streit zwischen Kaiser und Papst mit dem Tode Heinrich IV. sein Ende finden würde, so war dies eine Täuschung. Es war eben kein Kampf zwischen Personen, sondern zwischen Prinzipien, zwischen Staat und Kirche, der in wechselnden Formen noch viele Blätter der Geschichte ausfüllt. Auch der neue Kaiser, Heinrich V., der sich der Gunst Roms erfreute und zu seinem Auftreten gegen den Vater den päpstlichen Segen erhalten hatte, konnte diesem Kampf nicht ausweichen, den er mit anderen Mitteln, aber ebenso zäh führte, wie sein unglücklicher Vater. Es muß anerkannt werden, daß Markgraf Leopold, den geistliche Chroniken schon damals den „Frommen" oder „Freigebigen" nannten, unbeschadet seiner streng kirchlichen Gesinnung in politischen Dingen stets die Partei seines kaiserlichen Schwagers ergriff. Wiederholte kleine Grenzkriege mit den Ungarn in den Jahren 1108 bis 1117 und die Verwaltung der Ostmark beschäftigten ihn so, daß Markgraf Leopold III. längere Zeit den Reichsangelegenheiten wenig Aufmerksamkeit schenken konnte. Aber gerade seine versöhnliche und kluge Politik, sowie die musterhafte Regierung des eigenen Landes erhöhten sein Ansehen so sehr, daß nach dem Erlöschen des salischen Herrscherstammes sich die Augen auf ihn als den würdigsten Träger der Kaiserkrone lenkten. Bescheiden lehnte er jedoch ab, zufrieden mit dem kleineren Wirkungskreis, dessen tüchtige Betreuung er zu seinem Lebenswerk erkoren hatte.

In die Regierungszeit Leopold III. (Bild S. 81) fällt auch der eigentliche Beginn jener großen religiösen Bewegung im christlichen Abendlande, deren wir schon flüchtig gedachten und die unter der Bezeichnung der „Kreuzzüge" eine der interessantesten Erscheinungen der mittelalterlichen Geschichte ist. Schon durch ihre Lage mußte die Ostmark von dieser Bewegung auf das innigste berührt werden. Es ist daher wohl geboten, deren Entstehen und Verlauf in großen Zügen darzulegen.

Der Name „Kreuzzug" stammt von dem Abzeichen, das sich die Teilnehmer wählten. Es war dies ein rotes Kreuz aus Tuch, Seide oder Leinen, das in der Regel auf der rechten Schulter getragen wurde, aber auch als Wappenbild oder Ätzung auf dem Harnisch vorkam.

Seit dem vierten Jahrhundert fanden Wallfahrten nach dem heiligen Grabe statt; später wurden dieselben unter dem Schutze des Khalifen immer zahlreicher, aber spätere, seldschukkische Beherrscher zeigten sich den Christen weniger geneigt. Die Wallfahrten nahmen wohl auch endlich durch massenhafte Teilnahme, welche es schwer machte, zweifelhafte Elemente auszuschließen, einen Charakter an, der es begreifen läßt, wenn man sie nicht mehr begünstigte. Ausbrüche des Fanatismus von beiden Seiten führten zu fortwährenden Reibungen, welche den faktischen Beherrschern Palästinas den Gedanken nahelegen mußten, die Quelle all dieser Unannehmlichkeiten zu verschütten. Ein förmliches Verbot der Wallfahrten erfolgte zwar nicht, aber man legte ihnen Hindernisse in den Weg und führte gewisse Beschränkungen ein. Pilgerzüge in einem Umfang, wie jener sich im Jahre 1064 in Wien sammelnde, konnten doch kaum mehr als harmlose Wallfahrten angesehen werden und wenn sich die Sarazenen solche Massenbesuche endlich verbaten, wird man dies auch vom Standpunkte gewöhnlicher polizeilicher Fürsorge begreifen müssen. Schon früher muß es zu argen Unzukömmlichkeiten gekommen sein, denn Sultan Al Hakem machte 1009 kurzen Prozeß und ließ die weihevollste Erinnerungsstätte der Christenheit, die Kirche des heiligen Grabes einfach niederreißen. Einer seiner Nachfolger dachte duldsamer oder er entbehrte — was wahrscheinlicher ist, die aus den Opfergaben der Pilger reichlich fließende Einnahmsquelle schwer — kurz die Kirche wurde wieder erbaut, aber ihr Bestehen von Leistung eines ziemlich bedeutenden Jahrestributes abhängig gemacht. Solche Zustände mußten unleugbar in einer Zeit, deren religiöses Empfinden viel lebhafter war und der Glanz des Rittertums in der Masse eine gewisse Abenteuerlust weckte, von großem Einflusse sein und den Gedanken einer Befreiung dieser heiligen Stätten aus der Gewalt der Ungläubigen endlich zu einem allbeherrschenden machen.

Schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts erließ Papst Sylvester II. einen Aufruf an die katholische Kirche zum Kreuzzuge, und Gregor VII. erneuerte die Aufforderung, aber ohne besonderen Erfolg. Da aber machte der berühmte „Eremit" Peter von Amiens (geb. 1053, gest. 1115) im Jahre 1093 eine Pilgerreise nach Jerusalem und durch visionäre Erscheinungen fühlte er sich aufgefordert, zur Befreiung des heiligen Landes zu wirken. Mit einem Schreiben Simeons, des Patriarchen von Jerusalem, versehen, kam er 1094 zu Papst Urban II., welcher ihm gestattete, durch Italien und Frankreich zu ziehen und zu einem Heereszuge nach Jerusalem aufzufordern. Schon auf der Kirchenversammlung von Piacenza 1095 gelang es, besonders auf die Darstellung der griechischen Gesandten, viele zur Hilfeleistung zu bewegen; aber auf der Kirchenversammlung zu Clermont im November 1095 predigte der Papst Urban II. selbst das Kreuz und verhieß den Teilnehmern allgemeinen Ablaß und jede Unterstützung, worauf die ganze Versammlung in ein begeistertes Deus vult — Deus le volt! (Gott will es!) ausbrach.

Nun nahmen Gemeine und Edle, Fürsten und Bischöfe, Männer und Weiber das Kreuz — Peter von Amiens stellte sich an die Spitze. Im Jahre 1093 bereits über Österreich und Ungarn nach dem heiligen Grabe wallfahrend, wurde er tief ergriffen von der Schmach, das heilige Land in den Händen der Ungläubigen zu sehen, nicht minder empörte ihn das traurige Los der Christen im Orient und er faßte sofort den Entschluß, die Christen des Abendlandes zur Befreiung aufzufordern. An allen Orten, die er bei seiner Rückkehr berührte — darunter auch Wien — ließ er den donnernden Ruf erschallen: „Ins Morgenland! Ins Morgenland! — Deus le volt!"

Eremit Peter führte eine unzählbare Schar von Franzosen, Normannen, Flanderern, Lothringern, Briten, Spaniern, Italienern und Deutschen, welche er, Walter von Pezcio und nach dessen Tode dessen Neffe Walter Habenichts befehligte, auf verschiedenen Wegen aus, und so begann der erste Kreuzzug. Dieser nahm seine Richtung auf der großen Heerstraße, welche noch, wie zu den Zeiten der Römer, am rechten Donauufer entlang sich zog, durch Ungarn gegen Konstantinopel, wo der allgemeine Sammelplatz für alle Scharen sein sollte. Ehe sie aber dahin kamen, wurden die undisziplinierten Scharen von den feindselig gesinnten Ungarn, wohl zumeist der begangenen Exzesse wegen, fast ganz aufgerieben; gleiches Schicksal erlitten die 15.000 Mann, welche Priester Gottschalk dahin führte, dann die ihm nachfolgende Schar, welche schon in den rheinischen Städten ihre Mordlust an den Juden übte. Auf der Fahne, die den Kreuzfahrern vorangetragen wurde, stand ein rotes Kreuz mit der durch die Anfangsbuchstaben H. E. P. angedeuteten Unterschrift: „Hierosolyma est perdita" (Jerusalem ist verloren); daraus nun machten die der lateinischen Sprache unkundigen Banden eine Art Feldgeschrei gegen die Juden, „Hep-Hep!" lautend, und dieses blieb der Hetzruf bei fast allen Judenverfolgungen und Judenverspottungen bis auf den heutigen Tag. Diese Versuche kosteten im ganzen etwa 300.000 Menschen.

Endlich zogen 600.000 Mann aus, unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Hugo von Vermandois, Herzog Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Stefan von Blois und Bohemund von Tarent; jeder sollte unabhängiger Anführer seines Haufens sein und ein gemeinschaftlicher Kriegsrat, unter Beisitz des päpstlichen Legaten Adhemar von Puy, den Zug leiten. Das Heer rückte durch Österreich, wo es vom Markgrafen Leopold mit aller Huld empfangen wurde. Sein ritterlicher und frommer Sinn mußte ihn einem solchen Unternehmen geneigt machen; er unterstützte die Pilger, gab ihnen sicheres Geleite und wendete auch seinen Einfluß an, als Gottfried von Bouillon wegen der Erlaubnis zum Durchzug mit Ungarn unterhandelte. Auf der weiten Ebene zwischen dem Ostabhang der Alpen und der Leitha lagerte das Kreuzheer durch drei Wochen, bevor nach ziemlich schwierigen Verhandlungen König Coloman die Erlaubnis zum Durchzug des Heeres gab, das er dann, um allen Unzukömmlichkeiten vorzubeugen, längs der Donau bis nach Semlin geleitete.

Auch diesem Heere hatte sich Peter von Amiens angeschlossen und es nicht unterlassen, in Wien wie an anderen Orten zur Teilnahme am Kreuzzuge zu entflammen, weshalb sich auch hier eine große Menge frommer Herren und Geistlicher aus Österreich anschloß. Leopold selbst machte jedoch den Zug nicht mit, obwohl dies von einigen Seiten behauptet wird, sondern blieb in seinem Lande und sorgte unermüdlich für dasselbe. Auch im Jahre 1104 nahm er zwar das Kreuz, wichtigere und näherliegende Pflichten hielten ihn aber zurück. Alle Begeisterung für den schönen Zweck vermochte den scharfblickenden Fürsten nicht über die unleugbaren Schattenseiten dieser Massenzüge hinwegzutäuschen.

Dagegen ergriff Itha, die Mutter Leopolds, eine bayerische Prinzessin, den Pilgerstab ins heilige Land; sie kehrte jedoch nicht mehr zurück, da jene Schar, welcher sie sich angeschlossen hatte, im Jahre 1101 durch die Sarazenen aufgerieben wurde. Über Ithas Schicksal verlautete weiter nichts Bestimmtes, wenngleich es später hieß, sie sei als Sklavin nach Persien geführt und in das Serail eines dortigen Herrschers verkauft worden.

Viel bedeutsamer als diese Episode des Mittelalters, auf welche wir, soweit sie Wien berührt, noch zurückkommen werden, ist Leopold III. Wirksamkeit für das Gedeihen der Ostmark. Wie alle seine Vorgänger sah er seine Aufgabe nicht mit dem Grenzschutz nach außen allein erfüllt, obwohl er stets bereit war, nach dem Schwert zu greifen, wenn ein Angriff drohte. Er nahm 1108 an dem Kriegszug Kaiser Heinrich V. rühmlichen Anteil, als dieser zur Beilegung der inneren Wirren seine Oberlehensherrlichkeit in Ungarn in Erinnerung brachte und 1117 wies er einen Einfall König Stephan II. durch zwei glänzende Siege und die Eroberung von Eisenburg so energisch zurück, daß den Herren jenseits der Leitha für längere Zeit die Lust zu ähnlichen Unternehmungen verging.

Das Hauptgewicht seiner mit Umsicht und Energie geübten Regententätigkeit ist aber doch auf die Besiedlung der Ostmark zu legen, die er nie aus den Augen ließ und in jeder Weise förderte. Schon das Interesse seines Hauses als eines der größten Grundbesitzer des Landes mußte ihn zu dieser Tätigkeit bestimmen, aber er faßte seine Aufgabe auch von einem höheren staatlichen Gesichtspunkt auf. Die Kultivierung und Besiedlung weiter öder Landstriche, die noch alle Spuren der langjährigen Herrschaft roher und unproduktiver Völker trugen, mehrte nicht bloß den Wohlstand, sondern auch die Widerstandsfähigkeit des Landes, die Zusammenfassung der losen Teile zu einem geschlossenen Ganzen wurde dadurch gefördert. Es wäre unbillig zu verkennen, daß an diesem Werk auch die großen geistlichen Grundbesitzer, namentlich die Bistümer Salzburg, Regensburg, Passau und Freisingen großen Anteil hatten. Ihr eigener Vorteil deckte sich da vollkommen mit den staatlichen Zwecken, aber auch über die Gebote des ersteren hinaus wirkten sie eifrig an der Kultivierung des Landes mit.

Eine ganze Reihe von Ortschaften in der Umgebung Wiens taucht während oder kurz nach der Regierung Leopold III. urkundlich auf, man darf also wohl annehmen, daß sie während dieser ganz neu entstanden, oder doch aus den Trümmern alter Wohnsitze, vielleicht noch aus der römischen Zeit, wieder erblüht sind. Das letztere war sicher der Fall bei Petronell, Traiskirchen und Schwechat, die alle um die Wende des zwölften Jahrhunderts wieder auftauchen. Das Gleiche ist der Fall bei Simmering, Mannswörth, Haslau, Höflein, Bruck a. d. Leitha u. s. w. Auch die Ministerialen des Herrscherhauses nahmen, begünstigt durch die Freigebigkeit Leopold III., an dieser löblichen Tätigkeit regen Anteil. Viele heute gebräuchliche Ortsnamen sind von Adelsgeschlechtern abgeleitet, die in jener Zeit Grundbesitz erwarben und Burgen bauten, um welche sich Niederlassungen scharten. Es ist dies z. B. der Fall bei Hacking, das dem Adelsgeschlecht der Hakkingen gehörte, die sich ihr Schloß am Abhang des Hagenberges erbauten. Ebenso stammt Hadersdorf von den Herren von Hederichesdorff, die im vierzehnten Jahrhundert ausstarben; Hütteldorf, von den Hittendorf, Uteldorf, von denen Adalbero im Klosterneuburger Saalbuche vorkommt; Kalksburg, vielleicht weniger von den Chalchspurgern als von der alten Burg Kahlsburg; die schöne Feste Kreuzenstein, nächst Korneuburg, früher eine der interessantesten Ruinen des Landes, jetzt aber durch die Munifizenz des Besitzers Graf Hans Wilczek in alter Pracht erstanden, stammt von den Herren von Grizanstein, deren Name vielleicht an die Errichtung eines

Kreuzes auf dem hochragenden Fels in den ersten Zeiten des Christentums in der Ostmark erinnert; Neudorf ist wohl ein Teil des Ablehens der Markgrafen und Herzoge von Medling, es erscheint aber dennoch in den Schenkungsbriefen des Stiftes Klosterneuburg schon damals ein adeliges Geschlecht der Nivendorf; Pötzleinsdorf von den Herren Bezelinestorf, aus welchen 1136 Werstrit unter den Zeugen bei der Stiftung von Heiligenkreuz vorkommt.

Was die zunächst der inneren Stadt Wien liegenden Gründe betrifft, so war jener Bergbach, der in dem Waldgebirge hinter Dornbach entspringt, schon unter Leopold dem Frommen unter dem Namen der Als bekannt; in seinem dem Stifte St. Peter zu Salzburg erteilten Restitutionsbriefe vom Jahre 1134 wird gesagt: „daß Graf Sieghard von seinen an der Als gelegenen Grundstücken dem genannten Stifte zwei Huben auf ewige Zeiten schenke." Der Alserbach verfolgt seinen Lauf durch Neu-Waldegg und Dornbach, bei dem er jenen Gebirgsrücken, der den besten Wein dieser Gegend liefert, den Namen des Alseckes erteilt, welche Benennung ebenfalls aus jenen Tagen stammt; nicht lange darauf wird bei Erwähnung von Lehngütern diese Gegend als „das alte Alseck" angegeben. Auch Gumpendorf bestand, wie das in Urkunden jener

Friedrich Barbarossa belehnt Herzog Heinrich II. mit Österreich. (S. 124.)

Tage vorkommende Geschlecht der Gumpendorfer erweist. Von den beiden Werden wird noch gesprochen werden, hier ist nur zu erwähnen, daß an der Donau am untern Werd (Leopoldstadt) die Schiffer ihre Hütten aufschlugen; die saftigen Viehweiden hatten die Errichtung von Meierhöfen zur Folge und bald wurden aus Weideplätzen Gärten; es waren daher Schiffer, Fischer, Meier und Gärtner, welche der heutigen Leopoldstadt die erste Bevölkerung gaben und die Gegend urbar machten. Die Grenzen dehnten sich aus und so entstand bald das sogenannte Fischerdörfchen, die spätere Roßau; auch außerhalb, in den späteren Vororten dehnten sich zerstreute Gehöfte und Jagdhäuser, unabsehbare Getreidefelder, Gärten und Weinberge aus; allmählich mehrten sich die Ansiedlungen, man begann hie und da ein Kirchlein, eine Kapelle zu erbauen, um welche sich dann Ortschaften bildeten.

Markgraf Leopold erbaute auch den sogenannten Berghof als Gejaid (Jagd)-Hof, der seinen Namen bis in die neuere Zeit herauf erhalten hat; ein zweites Jagdhaus wurde von ihm an derselben Stelle erbaut, wo sich heute der fürstlich Esterhazy'sche Palast in der Wallnerstraße befindet.

Es ist interessant, die Folgen der fortschreitenden Kolonisation und des gesicherten Grenzschutzes zu betrachten. Der letztere namentlich brachte die schrittweise Verlegung der markgräflichen Residenz mit sich, die vom Vorteil für das Land und ihrerseits wieder die Ursache regeren Lebens und größerer Betrieb-

samkeit in bisher vernachlässigten Gegenden war. Die ersten Markgrafen hatten ihren Wohnsitz auf der Ennsburg und der alten Feste Pöchlarn; Leopold I.

Die Gründung des Schottenklosters durch Herzog Heinrich II. Jasomirgott. (Nach dem Basrelief von Breitner.) (S. 130.)

der Erlauchte, der erste Babenberger auf dem markgräflichen Stuhl, verlegte die Residenz 984 nach dem den Ungarn eben abgenommenen Melk, das damals als sehr starker Platz galt; von seinen Nachfolgern wurde aber auch zeitweilig

das Hoflager in Tulln aufgesucht. Die intensive Tätigkeit Leopold III. mit den eigentlichen Landesangelegenheiten mochte den Wunsch in ihm wecken, seine Residenz mehr in das Herz der Ostmark zu verlegen, von wo er auch dem noch immer gefährdetsten Grenzstrich gegen Ungarn näher war. Auch die von seinem Vater erbaute Herzogenburg, dessen Name noch immer an diesen Sitz des Babenbergerhauses erinnert, entsprach seinen Wünschen nicht und so fiel denn die Wahl auf jenen nach Ost und Nord dominierenden Punkt des Kahlengebirges, den wir heute unter dem Namen Leopoldsberg kennen. Die neue Burg fügte sich als nördlicher Pivot jener langen Reihe von befestigten Plätzen an, die bis zu den Voralpen reichend, alle wichtigen Taleingänge deckte und Schutz gegen die Streifzüge der Ungarn bieten sollte, übrigens gegen Norden auch durch die sehr alte Feste Greifenstein (Abb. S. 88) flankiert wurde.

Leopold ließ nun eine große Menge werkverständiger Leute aus Süden und Westen (Italien und Franken) kommen und legte am 8. März 1101 unter großen Feierlichkeiten und im Beisein vieler Ritter und Edlen den Grundstein zu seiner neuen Burg auf dem bald darauf Kahlenberg genannten Gebirgsteile. Der Name stammt aber nicht daher, weil der noch jetzt mit Bäumen bewachsene Bergrücken einst kahl gewesen, sondern von dem Kallen (laut rufen, schreien, bellen bei den Hunden) der im dortigen herzoglichen Jagdforste gehegten Jagdhunde, weshalb er auch in älteren Schriften weit richtiger Kallenberg geschrieben wird. Dessen vormalige Kahlheit ist schon deshalb unhaltbar, weil früher bewachsene Stellen wohl leicht ausgerodet werden, aber vordem kahle Stellen sich später nicht so leicht mit Wald bedecken können. Binnen wenigen Jahren war das Gebäude vollendet und es melden gleichzeitige Chroniken, daß diese Burg mit königlicher Pracht aufgeführt, mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückt gewesen. In dem geräumigen Schloßhofe, sowie in den glänzenden Sälen und Gängen war eine große Anzahl der herrlichsten Marmorbildsäulen von ausgezeichneter, meistens byzantinischer Arbeit aufgestellt; die wohnlichen Räume wurden von Springbrunnen und anmutigen Lustgärtlein belebt, wie nicht minder fröhliche Feste, Turniere und Ringelrennen dort stattfanden (Abb. S. 89).

Die Stiftung frommer Stätten für Gottesverehrung ist jene Seite der Wirksamkeit des Markgrafen Leopold III., durch welche er noch heute am bekanntesten ist. Daß er sich dazu gedrängt fühlte durch die Gewissensbisse, welche ihm das doch teilweise durch ihn verschuldete traurige Ende seines Schwiegervaters Kaiser Heinrich IV. verursachte, ist eine naive Erfindung späterer Zeiten. Politiker sind der Sentimentalität nicht zugänglich und pflegen über ihre Taten, wenn sie vom Erfolg ratifiziert werden, wie es doch bei Leopold III. der Fall war, nicht in Trübsinn zu verfallen.

Die ausgesprochen kirchliche Denkweise und die wirkliche Frömmigkeit sind eine genügende Erklärung für seine vielen frommen Stiftungen. Ganz gewiß bestimmte ihn aber dabei auch noch eine andere Erwägung, die mit seiner Regentenfürsorge zusammenhängt. Er betrachtete alle diese Klöster, die ihm ihr Entstehen verdankten, auch als Pflegestätten der Wissenschaften, als Zentralpunkte für Bildung und Kultur, von welchen aus diese kostbaren Güter, neben jenen des Glaubens, dem Land und seinen Bewohnern vermittelt werden sollten.

Die erste und berühmteste seiner Stiftungen ist Klosterneuburg, mit dessen Entstehen eine Legende verbunden ist, die ja an sich gerade nicht unglaubwürdig ist, obwohl es befremden muß, daß weder die Stiftungsurkunde noch eine andere beglaubigte Quelle sie erwähnen, sie also gleich vielen anderen an zufällige äußere Umstände anknüpfend, erst in späterer Zeit entstanden zu sein scheint.

Markgraf Leopold stand mit seiner Gemahlin Agnes, so erzählt die Überlieferung, an einem Erkerfenster des Schlosses und beriet sich mit derselben über die beabsichtigte Klostergründung, als ein wirbelnder Wind der schönen Markgräfin den Schleier vom Haupte riß und ihn durch die Lüfte davonführte. Der Verlust des Schleiers, eines Hochzeitsgeschenkes ihres Gatten, versetzte die Markgräfin sowohl wie den Spender selbst in Bestürzung und Trauer; in seiner Trostlosigkeit gelobte Leopold, dorthin das Kloster zu bauen, wo der Schleier gefunden werden sollte. Jahre vergingen; da befand sich eines Tages Leopold auf der Jagd und wurde durch ein außergewöhnlich lebhaftes Anschlagen der Rüden aufmerksam. In der Meinung, es sei von denselben ein jagdgerechtes Tier gestellt worden, eilte er hinzu — und erblickte den Schleier der Markgräfin, welcher an einer Holunderstaude hing. Der fromme Landesfürst sank in die Knie und gelobte, an jener Stelle den von ihm beabsichtigten Bau des Klosters in Angriff zu nehmen. Dies sei der Ursprung von Klosterneuburg, dessen erste Kirche und Kollegiathaus schon im Jahre 1108 fertig stand. Zu der noch jetzt bestehenden Kirche legte Leopold im Jahre 1114 den Grund.

Die große Kirche in Klosterneuburg, welche von 1114 bis 1136 gebaut wurde, zeigt, wenngleich sie 1630 bis 1643 ganz modernisiert und überbaut worden, wobei man die alten Pfeiler mit den Umfangsmauern verband, noch immer die alte Anlage.

Das Stift Klosterneuburg bestand anfangs aus einem Propst und 12 weltlichen Chorherren; im Jahre 1133, noch vor Vollendung der neuen Kirche, übertrug Leopold das Stift an regulierte Chorherren des Augustinerordens, da ihm nach kirchlichen Quellen der Lebenswandel der ersten Klosterinsassen nicht zusagte. Die Chorherren des Augustinerordens trugen zum Habit das weiße Chorhemd, die Rocchetta, die heute durch einen rückwärts vom Collar ausgehenden fliegenden weißen Leinenstreifen ersetzt ist. Daß man auch dieses Abzeichen in der Volksmeinung mit der Schleierlegende in Verbindung bringt, ist ganz unbegründet, denn es wird von allen Priestern dieses Ordens, nicht bloß von den Klosterneuburger Chorherren getragen. Die Leitung des Stiftes übergab der Markgraf dem Propste Hartmann von Chiemsee, der die neue Klostergemeinde sammelte. Papst Innocenz II. bestätigte auf dem Konzil zu Pisa 1134 die Stiftung und stellte einen von sämtlichen damals anwesenden Bischöfen mitunterzeichneten Schutzbrief aus. In einer späteren Urkunde spricht Leopold III. davon, „weil ihn die vielen zeitlichen Geschäfte abhielten, Gott nach seinem Wunsche zu dienen, so habe er, um von dem Schöpfer Gesundheit, Friede und Wohlfahrt auf dieser Erde, im Jenseits aber ewige Belohnung zu erhalten, diese Stätte der Gottesverehrung als Opfer dargebracht".

In jedem Falle aber hat sich bis heute noch die Klosterneuburger Legende auf recht anschauliche Weise erhalten. Unter die Reliquien des Stiftes zählt der dort in der Leopolds-Kapelle in einem unteren Fache des markgräflichen Reisealtars aufbewahrte weiße Schleier der Markgräfin Agnes, welcher an der Holunderstaude gehangen, und ein aus Eisenblech gearbeiteter Holunderbaum, der in seinem durchbrochenen Stamme die letzten Überreste des Originalbaumes in sich verschließt; dann eine sehr kostbare, in Form eines Baumes gearbeitete, mit vielen Edelsteinen besetzte Monstranze, bedeutend die Holunderstaude, am Piedestal kniet der heilige Leopold; endlich ein 13 Fuß hoher siebenarmiger Leuchter, ganz mit romanischem Blattwerk durchbrochen, mit sieben Knäufen, dessen jetzt fehlender Fuß die Hülse der Holunderstaude gewesen sein soll, auf welcher der Schleier der Markgräfin gefunden worden.

Anderseits widersprechen aber ganz beglaubigte Umstände in wesentlichen Punkten der Legende. Das Terrain des heutigen Klosterneuburg war zur Zeit

Leopold III. durchaus kein Jagdgrund mehr, in dem ein Punkt so unbetreten bleiben konnte, daß erst der Zufall des Anschlagens der Hunde jemand dahin rufen mußte. Klosterneuburg, das wir als Astura schon unter den Römern kennen gelernt haben, verfiel dann allerdings und soll erst von Karl dem Großen wieder besiedelt worden sein und von ihm den Namen Nivinburg und gleichzeitig mit jener von St. Ruprecht in Wien eine Pfarre erhalten haben. Dieser Ort soll auf einer nahen Insel, die durch eine Brücke verbunden war, einen zweiten Stadtteil besessen haben, welcher forum Nivinburg, also Markt-Neuburg hieß. Derselbe wurde endlich, nach mehrmaliger Zerstörung durch die Donau, an die Stelle des heutigen Korneuburg gebaut, machte aber trotzdem noch immer, verbunden mit dem Neuenburg am rechten Ufer, eine Stadt mit demselben aus. Es muß hier angeschlossen werden, daß später Kaiser Albrecht I. die beiden Stadtteile zu je einer selbständigen Stadt schied, wobei der Stadtteil am linken Ufer den Namen forum Nivinburg erhielt, welcher Name, der Kornmärkte wegen, die dort gehalten wurden, endlich in Korneuburg umgewandelt wurde. Der andere Teil, Neuenburg, nahm später den Namen Herzogenneuburg an, dieser wich jedoch im fünfzehnten Jahrhundert dem heutigen Namen Klosterneuburg.

Gewiß ist, daß schon lange vor Gründung des Stiftes (Bild S. 96) ein Ort Nivinburg mit einer Pfarre bestand, also gewiß dort kein Jagdgehege war. Allerdings ist sicher, daß dieser Ort durch das Stift erst seine Bedeutung erhielt. Die alte Pfarre blieb stehen und kam mit zahlreichen anderen, die in der ganzen Ostmark zerstreut sind, an das Stift. Nun gründete Leopold bei dieser seiner Lieblingsschöpfung einen Palas für den Aufenthalt des Hofes, den er auch, abwechselnd mit seinem Sitze auf dem Kahlenberg, zu bewohnen pflegte und der unter dem Namen des Babenberger Fürstenhofes bekannt ist. Derselbe diente den meisten Fürsten des babenbergischen Stammes als zeitweiliger Wohnort und hörte erst nach dem Aussterben dieses Stammes auf, fürstliche Residenz zu sein. Man sieht übrigens heute noch im Hofraum des Hauses Nr. 168, 169 einige Mauern von der einstigen Herzogsburg. Es ist sogar nicht ganz zweifellos, ob nicht dieser landesfürstliche Besitz in Klosterneuburg schon früher bestand als das Stift, in welchem Falle natürlich die Schleierlegende als ganz haltlos aufgegeben werden müßte. Jenes Schleierfragment, das sich, wie erwähnt, unter den Reliquien des Stiftes befindet, kann unzweifelhaft echt sein, ohne deshalb die Legende zu bekräftigen. Jener kostbare „Leopolds-Ornat", welchen die Schatzkammer des Stiftes bewahrt, ist aus den Brautkleidern des Markgrafenpaares gefertigt. Gleichzeitig mit dieser Spende mag auch der Schleier der Markgräfin in den Besitz des Stiftes gekommen sein, dessen zartes Gewebe aber dem Lauf der Jahrhunderte nicht solchen Widerstand leistete, als der schwere, mit Gold gestickte Brokatstoff der Meßgewänder.

Mit dieser Gründungslegende wird auch ein seltsamer Brauch in Verbindung gebracht, der sich in Klosterneuburg bis zum vorigen Jahrhundert erhalten hat.

Schon Otto II., der erste Abt von Klosterneuburg, soll sich von dem markgräflichen Gründer den Schleier der Markgräfin, sowie den Holunderbaum erbeten haben zum bleibenden Gedächtnis- und Wahrzeichen für das Kloster, welchem Verlangen auch Leopold willfahrte, indes dem Kloster zugleich die Verpflichtung auflegte, auch die Jagdhunde, die den Schleier entdeckt hatten, in seinen Gewahrsam zu nehmen und für ihren Unterhalt, wie für ihre Fortpflanzung Sorge zu tragen, zu welchem Zwecke er dem Stifte einen nicht unbedeutenden Jahresbetrag zusicherte. Schon bei dem ersten Bau des Klosters ward an der Stelle, an welcher der Holunder gestanden, der Hochaltar errichtet, auf diesem Altar nunmehr der wirkliche Holunderbaum aufgestellt, die markgräflichen Hunde hingegen in einer eigens für sie erbauten Räumlichkeit —

einem sogenannten Rüdenhause — untergebracht. Und nun überwachten die Stiftherren sehr sorgfältig die Pflege und Züchtung ihrer vierfüßigen Pfleglinge, worauf sich, wie der Volksmund wissen will, die Rasse bis auf die letzten Jahrhunderte fortpflanzte; so nennt sie ein deutscher Gelehrter vom Jahre 1777 „einen Teil der Reliquien (!), die man den Reisenden in Klosterneuburg weist".

Die vorerwähnten Hunde des Markgrafen und ihre Nachkömmlinge wurden auch alljährlich am Festtage des Stifters auf höchst eigentümliche Weise ausgezeichnet. Es wurde nämlich herkömmlicher Gebrauch, an diesem Tage eine Art stollenförmigen Weißbrotes zu backen, welches Prügelbrot genannt und nach Beendigung der kirchlichen Zeremonie nebst Fleisch, Wein und silbernen Denkmünzen, den sogenannten Leopolds-Pfennigen, unter das massenhaft herzuströmende Volk verteilt wurde. Bevor aber dies geschah, fand noch eine Schaustellung ganz absonderlicher Art statt. Sobald nämlich die Brote gebacken waren, wurden sämtliche Klosterhunde, die jenen des Markgrafen entstammten, in einen großen offenen Raum des Stiftes gebracht. Hier erschienen nun die Chorherren mit dem Schaffner (Wirtschaftsverwalter) des Stiftes, die ersteren mit Holzstäben in den Händen und gefolgt von den Klosterknechten, welche in mächtigen Körben die erwähnten Weißbrote trugen. Auf ein Zeichen des Schaffners nahmen hierauf die Chorherren die Brote und schlugen von diesen mittels der Stäbe die Rinde herunter, die sie darauf der lüsternen Meute preisgaben. Nebst der langen dünnen Gestalt des Brotes, welches wirklich einem Prügel ähnlich sah, war dies die Hauptursache zur Erteilung der Bezeichnung Prügelbrot. Nach diesem Vorgang wurde das rindenlose Brot in der Stiftsbäckerei nochmals in den Backofen geschoben, um eine neue Rinde zu erhalten, und dann an die Anwesenden verteilt. Das Prügelbrot nahm im Jahre 1770 sein Ende. Kaiser Josef II. besuchte eines Tages das Kloster und als ihm die Abkömmlinge der markgräflichen Hunde gezeigt wurden, zog er die Echtheit der Rasse in Zweifel. Er äußerte sich nun: „Es würde viel mehr zur Verherrlichung des heiligen Leopold beitragen, wenn die milde Stiftung, welche jetzt bloß dazu dient, vernunftlose Geschöpfe zu erhalten, zum Nutzen der Menschen verwendet würde." Er nahm auch alsbald das Kapital, welches zur Erhaltung der Hunde angelegt war, und gab es dem Waisenhause mit der Verordnung, daß davon arme Jägerkinder ernährt werden sollten, und so las man in einer Galerie des Waisenhauses über einer Türe noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Inschrift: „Ständige Stiftung Ihrer kaiserlichen Majestät Josef II. für arme Jägerkinder."

Dem Markgrafen Leopold verdankt auch um dieselbe Zeit die alte Pfarrkirche in Mödling ihr Entstehen. Diese, unter dem Namen St. Martinskirche bis zum Jahre 1787 bestehende Kirche dehnte ihre Pfarrherrlichkeit über die umliegenden Ortschaften aus, sie war teilweise dem Stifte Melk seit Einweihung der dortigen Stiftskirche, laut Stiftbriefes des Markgrafen vom Jahre 1113, inkorporiert. Sie muß von großer Bedeutung gewesen sein, da sie im Volksmunde von Anfang an die Bezeichnung „große Pfarrkirche in Österreich" erhielt, vermutlich wegen ihrer reichen Zehenten (wo dann groß diesmal die Bedeutung reich hätte), oder auch des ausgedehnten großen Pfarrbezirkes wegen.

In das Jahr 1134 fällt die Gründung des Klosters Klein-Mariazell im Triestingtal. Dieses Stift besteht nicht mehr, dagegen blüht die letzte große kirchliche Stiftung dieses Fürsten auch noch in unseren Tagen. Auf Wunsch seines Sohnes Otto, des später als Historiker und Bischof von Freisingen berühmt gewordenen Bernardiner Mönches, berief er 13 Mönche aus dem Stammkloster dieses Ordens, aus Morimond bei Cisteaux, woher der Name Cistercienser stammt, und gründete für sie im malerischen Talkessel des Sattelbaches ein Kloster.

das nach dem Wortlaut des Stiftsbriefes „ob victorissimum nostrae salvationis signum" (nach dem siegreichen Zeichen unserer Erlösung) Heiligenkreuz benannt wurde. Daher also und nicht von dem viel später in den Besitz des Klosters gekommenen großen Kreuzpartikel, wie vielfach angenommen wird, stammt die Bezeichnung.

Nach langer und bedeutungsvoller Regierung starb Markgraf Leopold III. am 15. November 1136. Er fand seine Ruhestätte in Klosterneuburg; durch seine im Jahre 1485 erfolgende Heiligsprechung, wurde er zugleich Landespatron von Niederösterreich, dem er, so sehr auch einzelne Episoden seiner Reichspolitik zu verwerfen sind, doch schon durch sein Wirken während des Lebens ein wahrer Schutzherr und Förderer gewesen. Nicht ganz übergehen wollen wir, daß in die Regierungszeit Leopold III. die ersten Anfänge literarischer und wissenschaftlicher Tätigkeit fielen, die mindestens indirekt von ihm beeinflußt waren, da sie fast durchaus aus den von ihm so sehr geförderten geistlichen Pflanzstätten stammten. Abt Erchanfried von Melk legte die ältesten Klosterannalen an und verfaßte auch eine legendenhafte Lebensgeschichte des Märtyrers St. Coloman. In Melk dichtete auch ein unbekannter Klosterbruder die ersten geistlichen Lieder, darunter namentlich jenes von der heiligen Maria durch Innigkeit des Ausdruckes ausgezeichnet. Aus Göttweih stammt aus dieser Zeit eine Lebensbeschreibung des großen Passauer Bischofes Altmann und Abt Hermann dichtete das „Lied vom Glauben". Alle diese Werke überragten aber an literar- und kulturgeschichtlicher Bedeutung die Dichtungen des gegen Ende des elften Jahrhunderts in Göttweih lebenden Laienbruders Heinrich, dessen Schilderungen mit großer Schärfe und lebendiger Charakteristik alle Erscheinungen des sozialen Lebens seiner Zeit umfassen, wobei er keinen Stand und keine Person schont. Den Adeligen wirft er Verweichlichung und unritterlichen Sinn vor, ihren Frauen Putzsucht und Überhebung, auch von den Bäuerinnen meint er, sie wollten es den Reichen gleich tun, von seinen Standesgenossen aber tadelt er, daß sie schändlichen Handel mit den Schätzen des Glaubens und ewigen Lebens trieben. Das Bild, das er von seiner Zeit entwirft, ist lehrreich, entspricht aber nicht den Vorstellungen, die man sich von deren Sitteneinfalt meist macht.

Leopold III. ältester Sohn Adalbert trat wegen seiner Kränklichkeit in Wahrheit die Regierung gar nicht an, obwohl er in der Reihe der Markgrafen meist als der zweite seines Namens angeführt wird. Er wurde zwar 1125 von seinem Vater gleichzeitig mit 120 österreichischen Edlen in Melk zum Ritter geschlagen, zum Schirmvogt aller Kirchen in der Ostmark ernannt und 1132 mit Hedwig, einer Tochter des Herzogs Almos und Schwester König Bela des Blinden vermählt, starb aber schon 1137. Auch er hat seine Ruhestätte in Heiligenkreuz gefunden, wie später die meisten Mitglieder seines Hauses.

Die Regierung der Ostmark ging durch eine Belehnung König Lothars auf Adalberts Bruder Markgraf Leopold IV. über, den zweiten Sohn Leopold III. Sie währte zwar nicht lange, ist aber in mehrfacher Beziehung sehr wichtig. Vor allem weil infolge der deutschen Verhältnisse sich die Stellung der Ostmark in politischer Hinsicht sehr veränderte. Mit Konrad III. kam der erste Hohenstaufe auf den deutschen Thron; er war ein Sohn von Agnes aus deren erster Ehe mit Friedrich von Schwaben, also ein Stiefbruder Leopold IV. Zwischen den Hohenstaufen und dem in Sachsen und Bayern herrschenden Welfenhaus bestand stets eine Rivalität, die zu hellem Ausbruch kam, als Konrad dem Herzog Heinrich den Stolzen von Sachsen und Bayern den rechtlichen Besitz des letzteren Landes absprach, da die Vereinigung zweier Herzogtümer in einer Hand durch altes Reichsgesetz verboten sei. Heinrich verweigerte die Abtretung Bayerns, ein Fürstenrat sprach ihm beide

Länder ab und Konrad III. verlieh Sachsen an Albrecht den Bären aus dem Askanischen Stamm, Bayern aber dem Markgrafen Leopold IV.

Von einer Unterwerfung unter einen kaiserlichen Spruch war bei der Zerfahrenheit der Reichsverhältnisse keine Rede mehr. Es kam zum Krieg, in dem es Heinrich dem Stolzen gelang, Sachsen zu behaupten, dagegen vermochte Leopold IV. ganz Bayern zu besetzen, selbst das feste Regensburg mußte sich unterwerfen. Nun hatten die Babenberger endlich die so lange ersehnte Herzogskrone und damit eine viel bedeutsamere und unabhängige Stellung im Deutschen Reiche erworben. Allerdings konnte Bayern nicht lange behauptet werden, denn das Welfenhaus setzte auch nach dem Tode Heinrich des Stolzen den Kampf fort. Einem Bruder des letzteren, dem Grafen Welf, gelang es 1140 im Vereine mit unzufriedenen Adeligen, Leopold IV. eine schwere Schlappe beizubringen und auch Regensburg mußte dieser, da ein Aufstand ausbrach, 1141 nach blutigem Straßenkampf in fluchtartiger Eile verlassen. Wohl rächte er sich durch eine Verwüstung des Landes und manche Burg wurde von seinen Scharen genommen und niedergebrannt, aber diese Maßregeln waren nicht geeignet, seinen Anhang in Bayern zu mehren. Schon am 11. Oktober 1141 starb er in dem von den Babenbergern stets reichbedachten Kloster Altaich, ohne aus seiner Ehe mit Maria, Tochter des Herzogs Sobieslaus von Böhmen, Nachkommen zu hinterlassen.

Wir greifen hier etwas vor, um den weiteren Verlauf des Streites um Bayern im Zusammenhang zu berichten. Die Belehnung mit der Ostmark ging auf Leopolds jüngeren Bruder, den Markgrafen Heinrich über. Seine Vermählung mit Gertrude, der Witwe des Welfen Heinrich des Stolzen, besiegelte die Aussöhnung der beiden Häuser und da dessen Sohn gegen den Verzicht auf Bayern wieder in Sachsen eingesetzt wurde, erfolgte auch die Belehnung des Markgrafen Heinrich II. mit Bayern. Ein Versuch der welfischen Partei, dagegen mit den Waffen anzukämpfen, mißlang kläglich, es blieb also vorerst bei der Vereinigung Österreichs und Bayerns in einer Hand.

Die kurze Herrschaft Leopold IV. war für Land und Stadt doch nicht ohne Bedeutung. Er betätigte den frommen Sinn und die offene Hand seines Vaters und erhielt daher gleich diesem den Beinamen des „Freigebigen". Mit reichen Schenkungen beteiligte er sich 1138 an der Gründung des Cistercienser-Stiftes Zwettl, begabte auch Klosterneuburg und St. Florian in Oberösterreich in reichlichem Maß. Besonders Heiligenkreuz wurde von ihm in jeder Weise gefördert, worüber die Chronik weitläufig berichtet. Das Stift hatte nämlich solche Vermehrung seiner Bewohner erfahren, daß die Einkünfte zur Erhaltung der Geistlichen nicht mehr hinreichten. In dieser Not stellte Bela II. von Ungarn dem Abte Gottschalk den Antrag, mit seinen Genossen nach Ungarn zu ziehen, wo ihnen die Wahl des Aufenthaltes freigestellt wurde; aber der Abt, eingedenk der Wohltaten, die dem Stifte von den österreichischen Fürsten geworden, begab sich, begleitet von einigen Klosterbrüdern, zum Markgrafen, der eben in Tulln Hof hielt. Hier legte er, den ersten Klosterschatz, den von Otto von Freisingen gespendeten Kreuzpartikel vorzeigend, die Bedrangnis dar, und der Landesherr wurde davon so gerührt, daß er seine Hand auf die heilige Reliquie legte und mit einem Schwure beteuerte, die Stiftung seines Vaters zu beschützen. Und wirklich beschenkte er das Stift kurz darauf mit den Gütern Krumau und Thalern. Das Andenken an jene Tat des Markgrafen wird vom Stifte Heiligenkreuz in seinem Wappen bewahrt, welches eine zum Schwören aufgerichtete Hand auf einem Kreuze darstellt. Der Partikel hat die Form eines Kreuzes mit zwei Querstücken; er enthält in der Länge neun Zoll; das ganze Holz ist durchaus dreiviertel Zoll breit und einen halben Zoll dick, einfach und glatt.

Für Wien ist die Regierungszeit Leopold IV. von besonderer Bedeutung, weil eine von ihm ausgestellte Urkunde über die Verteilung der Pfarrsprengel, welche schon früher kurz berührt wurde, uns einen Schluß auf die damalige Ausdehnung und die Konfiguration von Wien gestattet. Mit dieser Urkunde vom Jahre 1137 übertrug er nämlich dem Bischof Reginhard von Passau die Aufsicht über die Kirche von St. Peter mit dem Beisatze, daß dem „Wiener Pfarrer" auch diese Kirche, wie alle anderen Kapellen unterstehen sollten. Dieser „Wiener Pfarrer" aber sollte seinen Sitz bei St. Stephan haben, zu welcher Kirche Markgraf Leopold IV. den Grund im Jahre 1137 legte. Sie entstand ursprünglich außer den Stadtmauern, denn daß Wien solche im zwölften Jahrhundert schon besaß, beweist die in der oben genannten Urkunde gebrauchte Bezeichnung civitas, die nur umwallten Orten zukam. Diese erste von Bischof Reginhard eingeweihte Stephanskirche war im romanischen Stil ausgeführt und lange hielt man sogar die Westfaçade mit den Heidentürmen für ein Überbleibsel der ursprünglichen Bauanlage. Aus gewichtigen kunsthistorischen Gründen stellte aber der verstorbene Dombaumeister Friedrich Schmidt die Behauptung auf, daß von der ersten rein romanischen Bauanlage gar nichts erhalten sei, sondern an der Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ein Erweiterungsbau in jenem Übergang vom romanischen zum gotischen Stil stattgefunden habe, der dieser Zeit entspricht und dem allerdings besonders die Heidentürme anzugehören scheinen. Nach den Forschungen Schmidts, der hauptsächlich die Fundamentierung sorgsam studierte, reichte der ursprüngliche romanische Hallenbau, der gleichfalls dreischiffig war, in der Breitenausdehnung bis in die Mitte der jetzigen Seitenschiffe, Querschiff gab es keines und die Längenausdehnung erstreckte sich bis zum heutigen durch die beiden Turmhallen begrenzten Querschiff. Die vom Dombaumeister Schmidt um das Jahr 1200 verlegte Erweiterung behielt die ursprüngliche Breite bei, rückte aber die Längenausdehnung bis in die Mitte des heutigen Presbyteriums vor und schuf dadurch ein Querschiff, dessen Arme sich bis in den inneren Eingang der Turmhallen erstreckte. Irgend welche urkundliche Begründung für diese Ansicht des großen Baukünstlers hat sich nicht vorgefunden; aber gerade dieser Mangel an historischem Material macht es schwer, sich den triftigen architektonischen Gründen gegenüber ablehnend zu verhalten, wenn sie von berufener Seite ausgehen.

Tor zur Judenstadt an der Hohen Brücke. (S. 132.)

Eine Legende bringt auch die schon vor der Regierungszeit Leopold IV. entstandene St. Jakobs-Kapelle mit der Jugend dieses Fürsten in Verbindung. Zwischen der ältesten Umwallung von Wien und dem ungeregelten Lauf des gleichnamigen Flüßchens habe sich im zwölften Jahrhundert eine wildreiche Au ausgedehnt, in welcher das markgräfliche Gefolge oft der Jagd oblag. Daran soll auch einst als Jüngling Leopold IV. teilgenommen haben, und da der Wienfluß eben sehr angeschwollen war, beobachtete der Prinz die verschiedenen Dinge, die von dem ungeberdigen Wasser als Beweise seiner Zerstörungswut herangeschwemmt wurden. Darunter bemerkte nun Leopold ein

etwa ein Drittel Meter hohes Standbild des Apostels St. Jakob, das er nicht ohne Mühe aus dem Wasser zog. Auf einer nahen „Hülben" (Hügel), an der Stelle der heutigen Jakobergasse, ließ er eine Kapelle bauen, in welcher dieses aus Holz geschnitzte Bild aufgestellt wurde. An diese Begebenheit erinnert eine sehr selten gewordene „Wahrhafte und ausführliche Beschreibung der Kayserl. Haubt- und Residentzstadt Wien", die „Gesangweiß zu vernehmen" ist. Darin heißt es: „Im Thone: Wann wird dann unser Aufbruch seyn", zu singen:

„In der Jakober Kirch fürwahr
wo man geht ins Khloster dar,
da sieht man Sanct Jacobum schön
so hergerunnen auf der Wien,
Sanct Leopoldi Sohn bekannt
fangt dieß selbst auf mit eigner Hand,
Nimm mit vorlieb und sey content
ich b'schließ mein Lied und mach ein End."

Unter Leopold IV. entstand in Wien der „Freisinger-Hof", in welchem die Vertreter des Bistums Freising mit den Wirtschaftsämtern ihren Sitz hatten, die den reichen Grundbesitz des Bistums in unserer Gegend verwalteten. Der 1137 zum Bischof erkorene Bruder Leopold IV., Otto von Freisingen, dessen wir schon wiederholt gedachten, ließ diesen umfangreichen Bau aufführen, der den Platz des heutigen Trattnerhofes einnahm und erst bei dessen Bau 1776 verschwand. Unsere Abbildung (S. 104) bringt eine Ansicht dieses charakteristischen Bauwerkes, das in der Hauptsache gewiß seinen ursprünglichen Charakter beibehielt.

Herzog Heinrich II., Jasomirgott.

Dieser Fürst, in dessen mehr als dreißigjähriger Regierung die Stellung Wiens sich vollkommen änderte und erst in das volle Licht der Geschichte gerückt wurde, war am 2. April 1114 geboren, 1131 von seinem Vater Leopold III. in Klosterneuburg zum Ritter geschlagen worden und erhielt als dritter Sohn die Herrschaft Mödling, die von nun an eine Art Sekundogeniturbesitz der Babenbergischen Seitenlinien bildete. Wir haben schon gehört, daß er durch den Tod seiner zwei älteren Brüder zur Herrschaft berufen und auch mit Bayern belehnt wurde, ein Besitz, der jedoch nicht behauptet werden konnte und nur indirekt die Bedeutung des Babenbergerhauses mehrte.

Mit dem Tode seiner Gattin Gertrude, deren Sohn aus erster Ehe mit dem Welfen Heinrich dem Stolzen noch immer Ansprüche an Bayern erhob, brach die letzte Schranke, welche diesen und seine Vertreter von gewaltsamer Geltendmachung seiner Ansprüche abhielt. Sie starb 1143 im Wochenbett und sofort griff Herzog Heinrich von Sachsen zu den Waffen, die sein alter kriegserfahrener Oheim für ihn führte.

Herzog Heinrich II. (Bild S. 97) konnte diesen Krieg nicht mit voller Kraft führen, da eine andere dringendere Gefahr ihn zwang, sich gegen Osten zu wenden. In Ungarn war es wieder zu Thronstreitigkeiten gekommen. Und da aus unbekannten Gründen König Konrad III. auf Einraten Heinrich II. den Thronprätendenten Boris gegen König Geisa II. unterstützte, sammelte dieser ein starkes Heer, in dem auch von der welfischen Partei beigestellte deutsche Hilfstruppen standen. Mit diesem nahm er das damals in deutschem Besitz befindliche Preßburg fast ohne Schwertstrich und als es am 11. September 1146 zu einer Schlacht an der Leitha kam, erlitt Heinrich II. eine gewaltige Niederlage. Er selbst mit seinen Reitern durchbrach zwar die Linien der Ungarn, kam aber,

als sein Fußvolk nicht Stand hielt, in eine sehr schlimme Lage, die ihn, um der Gefangenschaft zu entgehen, zu eiliger Flucht nötigte. Erst hinter den Mauern Wiens sammelte er seine Scharen wieder. Die Ungarn aber, die doch einen Begriff von deutscher Schlagfertigkeit erhalten hatten, wagten keine Verfolgung, sondern hielten an der Leitha, die nun wieder, wie noch heute, Grenzfluß war.

Da kam ein gewaltiges Ereignis heran, das die Blicke der Fürsten wie des ganzen Abendlandes ablenkte und die Fehde unterbrach — es war dies der zweite Kreuzzug. Durch die Eroberungen des Sultans Saladin in Palästina war die heilige Stadt in Gefahr gesetzt worden, es ging daher durch den begeisterten Abt Bernhard von Clairvaux der Ruf zu einem neuen Kreuzzuge, welcher überall den freudigsten Widerhall fand. König Ludwig VII. von Frankreich, Kaiser Konrad III. und andere Große nahmen das Kreuz; Herzog Heinrich Jasomirgott folgte dem Kaiser und ihm schloß sich auch sein Schwager Wladislaus von Böhmen mit seinem Bruder Heinrich und Schwager Spitignew, sowie Ottokar von Steyer an. Nur ein Bedenken wurde geltend gemacht, ob nämlich nicht die welfische Partei diese Gelegenheit zu einer energischen Verfolgung ihrer Ziele benützen werde. Da gab Graf Welf ein echtes Beispiel deutscher, edelster Treue. Obwohl es ihm nun ein Leichtes gewesen wäre, Bayern zurückzuerobern, entsagte er dennoch dem Streite auf die Dauer der Kreuzfahrt. „Ich bekriege keinen Abwesenden!" sagte er stolz und heftete ebenfalls das rote Kreuz auf seine Schulter.

Nun traten zahlreiche Herren und Ritter in die Reihen der Glaubensstreiter. Aber auch die Masse des Volkes wurde von der von allen Seiten geschürten Bewegung ergriffen. Leute aus allen Ständen, Handwerker, Bauern, Freibeuter und selbst Gesindel und Verbrecher aller Art, welchen es an den nötigen Subsistenzmitteln fehlte, liefen dem Kreuzheere zu „und erwarteten, daß der Himmel wie einst dem auserwählten Volk Speise bieten werde". Hörige verließen in Scharen die Felder, den etwa erst angelegten Weingarten oder eine mitten im Walde angebaute Wiesenfläche, nachdem sie diesen Besitz früher einem Kloster geschenkt hatten. Das bunteste Gemisch, Leute jeden Standes, Mönche, Äbte, Fürsten, Ritter, auch zahlreiche Frauen, die ihre Männer begleiten wollten, drängten sich in Regensburg zusammen, das als erstes Lager des Kreuzheeres bestimmt war. Sogar der Bischof, Otto von Freisingen, der bis jetzt nur den Werken der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gedient hatte, umgürtete sich mit dem Schwert, um am Kreuzzug teilzunehmen.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn man — indessen doch wohl übertrieben — die Zahl der Kreuzfahrer auf eine Million schätzte. Unter den Deutschen sollen allein 70.000 gewappnete Reiter gewesen sein. In dieser Masse allein schon, die eine geordnete Befehlsgebung und Verpflegung unmöglich machte, lag eine nicht zu umgehende Ursache des kläglichen Mißerfolges des ganzen Unternehmens. „Wie Heuschrecken kamen sie in größeren und kleineren Abteilungen und auf der Donau wimmelte es von Schiffen."

Von Regensburg ging der Zug an beiden Donauufern und auf dem Strom selbst nach Wien, wo man das Pfingstfest 1147 feierte. Immer schwieriger wurden die Verhältnisse; innere Zwistigkeiten und die Hindernisse, welche der griechische Kaiser Manuel Komnenos dem Zug bereitete, lähmten alle Tatkraft. Ob es richtig ist, daß der byzantinische Herrscher zu seinem mißgünstigen Verhalten durch eine ausgiebige Bestechung Sultan Saladins veranlaßt wurde, ist mindestens zweifelhaft. In der Zahl und Zusammensetzung des Kreuzzuges lagen Gründe genug für sein Vorgehen.

Als endlich, schon sehr reduziert, das Heer Klein-Asien erreicht hatte, rieben fortwährende Kämpfe die Kraft vollends auf, nur eine kleine Schar er-

reichte Jerusalem. Man mußte sich endlich gestehen, daß das ganze so kolossal angelegte Unternehmen vollkommen mißglückt sei und aufgegeben werden müsse. Nachdem Tausende und Tausende den Tod gefunden hatten, viele Adelsgeschlechter in den Reihen des Kreuzheeres für immer verschwunden waren, entschloß man sich zum Rückzug. König Konrad, Herzog Heinrich II., Graf Welf und Otto von Freisingen kamen im Herbst 1148 ungefährdet wieder nach Konstantinopel zurück, von wo sich Heinrich Jasomirgott in der Tochter Theodora des Griechenkaisers seine Gattin holte. Mit ihr soll bereits das Geschlecht der Griechen von Als nach Wien gekommen sein, wenngleich die Herren de Alse (von der Als) jener Tage noch nicht den Beinamen Grecus (Grieche) führten, der erst im Jahre 1201 in Urkunden erscheint, und zwar mit Ortlieb Grieche von Als, welcher etwa an dem nächsten Kreuzzuge (1192) teilgenommen und längere Zeit in Griechenland verweilt hatte.

Wenige Jahre nach der Rückkehr (1154) starb König Konrad III. und damit wurde die bis jetzt mühsam niedergehaltene Gegnerschaft zwischen dem Welfischen und Babenbergischen Hause wieder rege. Der auf Einraten Konrads gewählte Nachfolger Friedrich von Schwaben, ein echter Hohenstaufe, dessen glänzende Erscheinung im Gedächtnis des Volkes als „Kaiser Rothbart" fortlebt, folgte wieder dem unseligen Traum, die Macht des Deutschen Reiches auch in ganz Italien zur Geltung zu bringen. Dazu bedurfte er aber der Ruhe in Deutschland und der Zusammenfassung deutscher Kraft — beides aber war ohne Begütigung der Welfen nicht möglich.

Gleich auf seinem ersten zu Regensburg (1155) abgehaltenen Reichstag nahm er dieses Werk in die Hand. Schon der an Heinrich II. ergangene Auftrag, seine Rechtsansprüche auf Bayern nachzuweisen, verstimmte diesen nicht ohne Grund so arg, daß er den Reichstag verließ. Verschiedene Vermittlungsversuche, darunter auch einer des Otto von Freisingen, erzielten kein Resultat und so schritt denn Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstag dazu, aus eigener Machtvollkommenheit dem Markgrafen von Österreich Bayern abzuerkennen und den Welfen Heinrich von Sachsen wieder damit zu belehnen. Dieser Machtspruch wurde aber von vielen Seiten als ungerecht angefochten, es war auch durchaus nicht sicher, ob sich Heinrich von Österreich demselben kampflos unterwerfen werde. Die ganze Angelegenheit kam also 1156 auf einem neuen Reichstag zu Regensburg wieder zur Verhandlung und endlich durch die vermittelnden Bemühungen des Königs Wladislaus von Böhmen zu einem die Empfindlichkeit aller Teile schonenden Abschluß.

Heinrich II. von Österreich gab seine Ansprüche an Bayern auf und der Welfe, der spätere Heinrich der Löwe, wurde wieder damit belehnt. Dagegen wurde die Ostmark, vergrößert durch einen beträchtlichen Teil des bayerischen Besitzes im jetzigen Oberösterreich, zu einem selbständigen Herzogtum erhoben, in dem für Herzog Heinrich II. und seine Gattin Theodora die erbliche Nachfolge in männlicher und weiblicher Linie zugesichert wurde. Außerdem räumte der darüber ausgefertigte kaiserliche Freiheitsbrief vom 17. September 1156 den neuen Herzogen von Österreich eine Reihe besonderer Privilegien ein, die ihnen eine eigentümliche Stellung unter den Reichsfürsten sicherte. Sie wurden von der Pflicht entbunden, Heeresfolge bei den Römerfahrten des Kaisers zu leisten, brauchten nur die in Bayern abgehaltenen Hoftage zu besuchen, erhielten im eigenen Lande vollkommen freien Gerichtsstand, der jede Berufung an ein Reichsgericht ausschloß und waren nur dann zur Teilnahme an einem Reichskrieg verpflichtet, wenn dieser die Grenzen Österreichs berührte. Daß den Herzogen von Österreich das Recht eingeräumt wurde, im Falle des voraussichtlichen Aussterbens des Stammes einen Nachfolger zu ernennen, war ebenso wie die weibliche Erbfolge ein Danaergeschenk, wie sich 100 Jahre später zeigte.

Die ganze Abmachung wurde noch auf dem Regensburger Reichstag (8. September 1156) durch eine ziemlich weitläufige Zeremonie sanktioniert, über die uns ein Zeitgenosse berichtet. Danach übergab Herzog Heinrich II. von Österreich dem im vollen Ornat zu Thron sitzenden Kaiser sieben Fähnlein, wie sie von alten Zeiten her die einzelnen Teile des bayerischen Besitzes kennzeichneten. Diese übergab der Kaiser an Heinrich den Löwen, der fünf behielt, zwei davon aber wieder in die Hände des Kaisers zurücklegte, der sie nun Heinrich II. von Österreich reichte — es waren dies die Fähnlein der Ostmark und der nun mit dieser vereinigten obderennsischen Grafschaften (Abb. S. 112).

Für die Ostmark selbst war der Verlust Bayerns, so empfindlich er auch das Herrscherhaus berühren mochte, gewiß kein Nachteil. Ganz naturgemäß hätte sich der Schwerpunkt der staatlichen Macht und Fürsorge zu gunsten des größeren und auch damals höher kultivierten Gebietes verschoben, die Babenberger wären endlich genötigt gewesen, auch ihren Regierungssitz mit Rücksicht auf Bayern zu wählen und die Ostmark wäre, statt der Kristallisationspunkt und Herzschild eines großen Staates zu werden, ein wohl wichtiges, aber doch minder beachtetes Grenzland geblieben.

Für Wien ergaben sich aus der veränderten Stellung der österreichischen Landesfürsten die schwerwiegendsten Folgen. Herzog Heinrich II., Jasomirgott, wie er nach einer gern gebrauchten Redensart genannt wurde, hatte wohl durch seine Tätigkeit in Bayern den hohen Wert großer und blühender Gemeinwesen einsehen gelernt. Wenn er aber ein solches in seinem neuen Herzogtum schaffen wollte, so konnte nach Lage und Bedeutung die Wahl nur auf Wien fallen, von dem Otto von Freisingen berichtet, daß das Bewußtsein der Rolle, die es schon unter den Römern spielte, noch immer lebendig war. So wenig wir auch darüber wissen, so läßt sich doch mit Sicherheit annehmen, daß mit der fortschreitenden Besiedlung der Ostmark im elften und zwölften Jahrhundert auch das Aufblühen Wiens gleichen Schritt hielt. Rings herum entstanden Ortschaften, ein reger Verkehr entfaltete sich, zu dem auch die Kreuzfahrer beitrugen und in deren Spuren entwickelte sich ein Handel nach dem Orient, der die Donau, aber auch Wien nicht umgehen konnte.

Alle diese Umstände mußten Herzog Heinrich II. bewegen, gerade Wien seine besondere Fürsorge zuzuwenden. Zudem bestand ja in dieser Stadt schon eine Besitzung, der Markgrafenhof, dessen Erbauer wir nicht kennen, der aber gewiß im Beginne des zwölften Jahrhunderts schon bestand, damals aber noch außer den Stadtmauern lag. Er bildete ein ganz abgeschlossenes, nach drei Seiten durch das natürliche Terrain begrenztes Gebiet, dessen Mittelpunkt etwa der heutige Hof bildete. Das Hauptgebäude, die markgräfliche Burg, soll an Stelle des heutigen Kriegsministeriums gestanden sein, woran noch jetzt eine Denktafel erinnert. Der ganze landesfürstliche Besitz war mit Gräben und Erdwällen umgeben, später wohl auch mit einem Mauerwerk umfangen. Bei Abgrenzung des dem Schottenkloster verliehenen Gebietes heißt es im Stiftungsbrief von 1158 ausdrücklich „a fossatum curiae nostrae" — „bis zum Graben unseres Hofes". Hier stand auch die zur Markgrafenburg gehörige „St. Pankranzkapelle, nach welcher noch lange die Gegend der heutigen Naglergasse „Hinter St. Pankraz" hieß.

Jedenfalls war Wien zu jener Zeit schon eine Stadt, die den Anspruch erheben durfte, Sitz eines mächtigen Fürstengeschlechtes zu sein, um so mehr als sich der Kranz blühender Ansiedlungen und Herrensitze in der Umgegend immer dichter schloß. Zu den schon früher genannten kommen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nach urkundlichen Daten noch Meginhardsdorf am rechten Wienufer im heutigen V. Bezirk, Hetzendorf, Hietzing, Michelbeuern, Döbling, Dorn-

Herzog Heinrich Jasomirgott beim Bau der Stefanskirche.

bach, Nußdorf, Pötzleinsdorf, Purchartsdorf (Purkersdorf), Weidling, Grinzing, Sievering, Hernals, Bernhardsthal (im heutigen X. Bezirk).

Öfter als seine Vorfahren verlegte Herzog Heinrich II., Jasomirgott sein Hoflager nach Wien, wie aus zahlreichen Urkunden ersichtlich ist, die von dieser Stadt ausgingen. Wenn er es auch noch nicht zum alleinigen Fürstensitz machte, wie manchmal fälschlich angenommen wird, so sah er doch in einer öfteren Anwesenheit eines der Mittel, die Bedeutsamkeit Wiens zu heben. Er saß hier auch in öffentlicher Versammlung zu Gericht, wie es ebenso in Krems und Enns geschah, hörte Kläger und Beklagte, wie es der herzoglichen Gewalt zukam. Die Beisitzer aus dem Grafen- und Herrenstande und aus der Geistlichkeit schöpften mit ihm das Urteil und unterzeichneten nach gefälltem Spruche die Urkunden. So war es bald gelungen, die vielfach ausgebrochenen Besitzstreite zu schlichten, und es ging über Österreich eine schöne Zeit der Ruhe und des Erblühens auf. Heinrich Jasomirgott war eben unermüdlich zum Besten des Landes, wie der Stadt Wien tätig; er führte die Fürstenämter ein, ordnete die Stände nach Geistlichen, Herren, Freien, Edlen, Rittern und Bürgern — eine Urkunde vom Jahre 1164 hat zum erstenmale den Beisatz: Mit Beirat unserer getreuen Bediensteten (officialium) — und gab Wien einen Stadtrichter. Durch solche weise Wirksamkeit hatte sich die Stadt derart gehoben, daß allenthalben von ihrer Pracht und ihrem Reichtum die Sprache ging. Im Jahre 1166 konnte sie der Herzog zum Schauplatze glänzender Festlichkeiten machen, welche zu Ehren der Verlobung seiner einzigen, fünfzehnjährigen Tochter Agnes mit dem jungen Könige Stephan III. von Ungarn veranstaltet wurden, und wobei, verherrlicht durch die unerwartete Ankunft des Kaisers Friedrich, vierzehn Tage in Wien unter Ritterspielen, Tanz und Freudenmahlen vergingen.

Ein wesentliches Mittel, um Wien in seiner Bedeutung und auch in seiner architektonischen Ausgestaltung zu fördern, sah auch Heinrich Jasomirgott gleich seinen Vorfahren in frommen Stiftungen und kirchlichen Bauwerken. Daß er den Grundstein der Stephanskirche legte, ist eine durch nichts erwiesene Annahme, die sogar bei einer Vergleichung der Daten ganz unmöglich erscheint; denn Heinrich trat erst 1141 die Regierung an, es müßte also der immerhin sehr ansehnliche Bau innerhalb von sechs Jahren durchgeführt worden sein, da 1147 die Einweihung geschah. Diese rasche Förderung ist aber kaum denkbar und so muß es wohl dabei bleiben, daß der Beginn des Baues etwa in das Jahr 1137 gesetzt wird, in dem schon der „Pfarre St. Stephan" gedacht wird. Zweifellos aber wendete Herzog Heinrich dem Bau sein ganzes Interesse zu und gleichzeitige Quellen erzählen, daß er sich persönlich von dessen Fortschritten überzeugt habe. Als Baumeister dieser ersten Kirche bei St. Stephan wird uns Oktavian Falkner oder Folkner genannt, der aber wahrscheinlich Falck hieß und aus Krakau stammte. Zum ersten Pfarrherrn bei St. Stephan wurde Eberhard Huber bestellt, der sich aber als Zeuge unter einem Schenkungsbrief des Herzogs von 1150 als „Eberhard von Wien" unterschreibt, was bezeichnend für das Ansehen seiner kirchlichen Stellung ist.

Von Herrn Eberhard, dem ersten Pfarrherrn von St. Stephan, hat sich eine sinnige und gemütvolle Sage erhalten, die es verdient, erzählt zu werden. Wie wir wissen, stand die erste Kirche noch außer der Stadtumwallung, so daß ein Teil der Baumgruppen beseitigt werden mußte, um Raum für den Bau zu schaffen. Die Werkleute aber, die das besorgen sollten, taten des Guten zuviel und wollten auch ein prächtiges Lindenbäumchen umhauen, obwohl es gar nicht im Wege stand. Meister Eberhard, der sich fleißig vom Fortgang des Baues überzeugte, erbarmte sich des im vollen Blütenschmucke stehenden Bäum-

chens: er erhob Einsprache, so daß es vor der Axt gerettet wurde. Und als man dann endlich daran ging, auch ein bescheidenes Haus für den Pfarrherrn zu bauen, setzte er es durch, daß dessen Lage so gewählt wurde, damit die Linde neben der Tür zu stehen kam und er sie von seinem Zimmer aus sehen konnte. Der Baum gedieh prächtig, so daß Meister Eberhard gar manches Jahr seine helle Freude hatte, wenn er sich mit süß duftenden Blüten bedeckte. Aber der Baum war noch jung, als Herr Eberhard alt wurde und hinfällig. An einem Herbstabend überkam ihn ein Todesahnen und so wenig er auch Ursache hatte, das Erscheinen vor seinem Herrn und Richter zu fürchten, war ihm doch der Gedanke schmerzlich, daß er keinen Frühling mehr erleben und seinen Liebling nicht mehr im Blütenschmuck erblicken werde. Die ganze Nacht quälte ihn diese Sehnsucht, dabei aber wurde er stets schwächer und als der Morgen kam, fühlte er, daß sein letztes Stündlein nahe. In Ergebenheit richtete er seine Seele zu Gott und bat dann, man möge das Fenster öffnen, damit er doch noch einmal den Baum sehen könne, der am Abend vorher nur mehr wenige grüne Blätter trug. Als er aber den ersterbenden Blick darauf richtete, sah er die Linde ganz mit Blüten bedeckt, die einen köstlichen Wohlgeruch bis zu ihm hereinsendeten. Mit einem Lächeln des Glückes auf den Zügen hauchte Pfarrer Eberhard seinen Geist aus. Da erhob sich ein leichter Wind, der die Blüten vom Baum streifte und sie als dessen Dank auf den Körper des gütigen Mannes trug, der ihn einst vor der Axt bewahrt hatte.

Die wichtigste kirchliche Schöpfung des Herzogs Heinrich II., Jasomirgott bestand aber in der Gründung des Schottenklosters. Die Mönche des Benediktinerordens, der in Irland und Schottland sehr verbreitet war, genoßen den Ruf großer Gelehrsamkeit und eines frommen sittenstrengen Wandels. Der Herzog berief daher schon kurz nach seinem Regierungsantritte in den Jahren 1150 bis 1155 von St. Emmeran in Regensburg, wo er das Wirken dieser Mönche kennen gelernt hatte, eine Anzahl derselben nach Wien, damit sie einen Konvent bilden und in Verbindung damit eine Schule und ein Hospiz anlegen sollten. Aber erst mit den Stiftsbriefen von 1158 und 1161 kam der Gedanke zur Ausführung. Er wies dem Kloster die Gründe an von der Mauer der alten Markgrafenburg am Hof bis zu St. Johann im Als und bis zur Einmündung des Alsbaches in die Donau, mit allem beweglichen und unbeweglichen Gut und den darauf haftenden, früher den Klosterneuburgern zustehenden Zinspflichtigkeiten, außerdem aber noch zahlreiche Besitzungen in der Umgegend, namentlich in Erdberg, bei Kreuzstetten, Rußbach, Schwechat u. s. w. Außer den Pfarren von St. Pankraz, St. Peter, St. Maria am Gestade und St. Ruprecht in Wien, wodurch also die zu gunsten der Stephanskirche erst 1137 getroffene Anordnung wesentlich beeinträchtigt wurde, wies er ihnen auch die Pfarren in Pulkau und Ekkendorf und die Kapellen in Krems, Tulln und Laab zu. Auf dem Grundbesitz in Wien erhielt das Schottenkloster die selbstständige Gerichtsbarkeit mit alleiniger Ausnahme des Blutbannes und das Asylrecht, das nur sehr selten verliehen wurde und von dem der Platz „Freiung", der bekanntlich vor der Schottenkirche liegt, noch heute seinen Namen führt. Auch das Recht der freien Abtwahl, ohne daß zu deren Giltigkeit eine landesfürstliche Bestätigung nötig gewesen wäre, räumte er dem Kloster ein, dessen Kirche er zugleich als Begräbnisstätte für sich und sein Haus bestimmte.

Am 1. Mai 1158 bezogen die Mönche das noch nicht vollendete Kloster mit dem ersten Abte Sanctin an der Spitze. Die Abtei und die erste dreischiffige Kirche, deren Bau von Meister Michael Hunger aus Augsburg ausgeführt wurde, fanden ihre Vollendung erst im Jahre 1200. Die Verleihung von Inful und Stab an das Kloster geschah 1258 und 35 Jahre später wurden

ihm die Pontificalrechte eingeräumt. Nach Eröffnung des schon bei der Gründung in Aussicht genommenen Hospizes erwirkten die Mönche 1158 auch das Recht, Reisende und Fremde, dann Angehörige des herzoglichen Hofstaates in der Klostergruft bestatten zu dürfen, woraus eine ziemlich ergiebige Einnahmsquelle wurde. Auch sehr zahlreiche Schenkungen an Grundeigentum, Einkünften, Geld oder Kostbarkeiten flossen dem Stifte zu, das aus seinem Einkommen immer neuen Besitz, namentlich in der Umgegend von Wien erwarb.

Die Wahl der fremdländischen Mönche erwies sich aber bald als keine sehr glückliche. Sie fühlten sich fremd auf unserem Boden, hielten hartnäckig an ihrer Sprache und ihren Sitten fest, so daß sie der Bevölkerung kalt gegenüberstanden. Auch wurden sie wiederholt in ärgerliche Streitigkeiten verwickelt, deren Austragung einen landesherrlichen Schiedsspruch erforderte, der dann meist gegen sie ausfiel. Schon 1265 entspann sich ein langwieriger Zwist mit dem Pfarrer Gebhard von St. Stephan über die Ausübung der kirchlichen Funktionen, die ihnen nur mit Ausnahme der Taufen und Begräbnisse zugesprochen wurden. Eine Entscheidung Herzog Albrecht III. vom Jahre 1374 läßt auf Mißbräuche schließen, da dem Kloster das Recht des Blutbannes über die Stiftsangehörigen ausdrücklich entzogen und dem Stadtrichter übertragen wurde. Als nun die Mutterklöster in Schottland und Irland in der Zucht verwilderten, war es nur natürlich, daß ein gleiches auch bei den in das Ausland versendeten Mönchen der Fall war, die Klagen mehrten sich, daß sie ihre Pflichten versäumten, keine Gastfreundschaft übten und selbst ihr Vermögen nicht ordentlich verwalteten.

In einem Bericht von 1424 heißt es, das Kloster sei „so tief im Verfalle, daß alles verschwendet, die Ornate und heiligen Gefäße, wie auch die Glocken aus dem Turm versetzt und die Gebäude ganz im Verfall seien". Wenn eine später von einem Angehörigen des Stiftes verfaßte Geschichte desselben wahrhaft berichtet, so war auch die klösterliche Zucht ganz gewichen, denn da heißt es, daß die Mönche „mit allerlei Pelzwerk hantierten (handelten), öffentliche Tänze und Spiele mit Ballschlagen veranstalteten".

Herzog Albrecht V. machte endlich diesen Zuständen ein Ende, indem er mit päpstlicher Zustimmung verlangte, daß in den Konvent auch andere, als „hybernische" (irische) Mönche Aufnahme finden sollten. Abt Thomas verweigerte dies mit der nicht sehr friedlich klingenden Begründung, daß entweder er mit seinen Mönchen die Fremden oder diese ihn mit seinen Leuten erwürgen würden. Da der Herzog nicht nachgab, resignierte endlich 1418 der Abt unter der Bedingung, daß ihm und seinen Mönchen Reisegeld und freies Geleite bis nach Regensburg gesichert werde, wohin sie sich in das Mutterkloster zurückziehen wollten. Das wurde bewilligt und die kirchliche Verwaltung den Minoriten übertragen. Aber auch mit diesen kamen einige der zurückgebliebenen „Hyberner" in förmlichen Raufhandel, bis sie gewaltsam entfernt wurden.

Erst durch die Berufung von deutschen Benediktinern unter dem Abt Niklas von Respitz zog wieder Ordnung ein (1418) und das Kloster entsprach weiterhin wieder den Absichten seines Stifters. Schon 1432 bestätigte Albrecht V. alle Freiheiten und Privilegien des Stiftes, die Klosterschule galt als eine Musteranstalt und wurde mit einem Konvikt für adelige Knaben und einer Musikschule verbunden.

Stets fühlten sich die Mönche des Schottenklosters, das diesen Namen auch nach Einwanderung Deutscher bis auf den heutigen Tag erhalten hat, als innig mit der Bevölkerung verbunden, deren Wohl und Weh' sie in guten und schlimmen Tagen teilten.

Das Schottenkloster umfaßte ursprünglich mit allen Nebenbauten einen ganzen Stadtteil, der von der Freiung und Schottengasse bis zur Wipplinger-

straße reichte, nach und nach durch Abtretungen und Verkäufe sich aber bis zum heutigen Umfang einschränkte.

Verfolgen wir nun die Regententätigkeit des Herzogs Heinrich II., Jasomirgott bis zum Ende seines tatenreichen Lebens, so finden wir ihn noch wiederholt für Reich und Kaiser einstehen, sogar in höherem Maße, als es seine Pflicht gewesen wäre. Ohne Rücksicht darauf, daß die Privilegien von 1156 ihn davon befreit hätten, nahm er schon zwei Jahre später teil an jenem berühmten Zug Kaiser Friedrich I., auf dem dieser die empörten lombardischen Städte zur Unterwerfung zwang. Herzog Heinrich zog mit seinem Heerhaufen über Friaul und Chiavenna; man rühmte damals, wie so oft, die Tapferkeit der österreichischen Streiter. Ein Beweis des innigen Verhältnisses zwischen Kaiser und Herzog und zugleich eine hohe Auszeichnung, war der Besuch, den ersterer 1165 in Wien machte. Da konnten sich die Wiener satt sehen an der glänzenden Erscheinung dieses Kaisers, von dessen körperlichen Vorzügen uns die Chronisten so begeisterte Schilderungen entwerfen. „Von großer, wohlgebauter und kraftstrotzender Gestalt," so zeichnet man die Erscheinung von Friedrich Barbarossa, „ober der blendend weißen gewölbten Stirne kurze blonde Locken, unter diesen blaue glänzende Augen, über das anmutige Antlitz ein frisches Rot gehaucht, die Wangen und das Kinn von einem langen rötlich goldenen Bart umwallt, die Lippen fein und scharf umrissen, voll Würde in der Haltung, in jedem Schritte und jeder Bewegung das stolze Selbstbewußtsein des Fürsten, ohne jedoch hierdurch zu verletzen, bekundend, so war dieser Liebling des Volkes beschaffen."

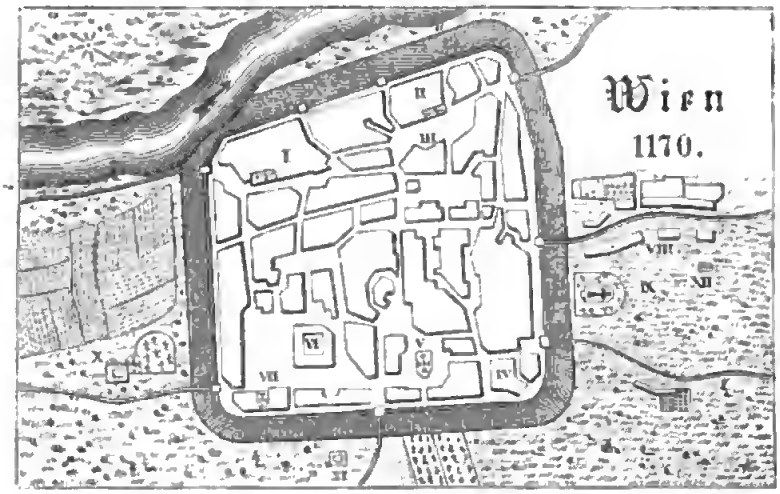
Regensburgerhof. (S. 133.)

Ganz ohne politische Absicht war allerdings das Erscheinen des Kaisers in Wien nicht. Denn er suchte den Herzog, der eine vorsichtige Politik verfolgte, zu einer entschiedenen Stellung in der kirchlichen Spaltung zu veranlassen, die zur Wahl von Gegenpäpsten führte. Heinrich Jasomirgott ging auf die Ansichten des Kaisers ein und übernahm sogar zwei Jahre später eine Mission nach Konstantinopel, um dort den abenteuerlichen Plänen Papst Alexander III. entgegenzuwirken, der eine Vereinigung des griechischen mit dem abendländischen Kaisertum betrieb.

Ein eigentümlicher Streit, der dann eine fast legendenhafte Einkleidung erfuhr, regte 1161 die öffentliche Meinung von Wien und des ganzen Landes auf. Er tobte zwischen den Stiften Melk und Schotten und nahm solche Formen an, daß sogar die angerufene Entscheidung des Herzogs versagte und man zu einem Gottesurteil Zuflucht nehmen mußte, um ihn auszutragen. Jener berühmte Kreuzpartikel, welchen Melk 1040 vom Markgrafen Adalbert erhielt, war durch einen Kleriker von Melk, namens Rupert, entwendet worden und tauchte plötzlich im Besitze der Schotten auf. Die Melker bestanden auf der Zurückgabe. Obwohl aber die Rechtsvoraussetzung des „ehrlichen Besitzes" ganz bestimmt für die Melker sprach, verweigerten die Schotten die Herausgabe und sie fanden einen Rückhalt am Herzog, der seiner Gründung nicht wehe tun wollte, und in der Bevölkerung von Wien, welche die kostbare Reliquie gerne in ihrer Mitte wissen wollte. Weiter erzählen die Chroniken: „Zuerst wurde

das Kreuz zwischen beide Äbte gestellt und als es sich, von einer geheimen Kraft bewegt, dem Abte von Melk näherte, diesem zugesprochen. Damit nicht zufrieden, forderte der Abt von den Schotten ein zweites Gottesurteil. Das Kreuz sollte einem Schiff ohne Fährmann übergeben werden und würde dasselbe von den Wellen der Donau aufwärts getragen, dem Stifte Melk, sonst aber den Schotten gehören. Zum allgemeinen Erstaunen bewegte sich das Schiff ohne menschliches Zutun bis Nußdorf stromaufwärts, worauf die Schotten ohne weiteren Einspruch auf die Reliquie verzichteten."

Die fortgesetzten kirchlichen Wirren, in welchen sich Kaiser Friedrich I. zu Schritten hinreißen ließ, welche Herzog Heinrichs Denkweise und Gerechtigkeitsgefühl nicht billigen konnte, zerstörten endlich auch das bisher so innige Einvernehmen zwischen beiden Männern. Auf dem Regensburger Reichstag von 1174 trat der Herzog offen für den Erzbischof von Salzburg ein, dessen Absetzung der Kaiser begehrte. Das erbitterte diesen und er ermutigte den Herzog Sobieslaus II. von Böhmen zu einem Angriff auf Österreich. Unterstützt



Wien um 1170. (S. 134.)

von Mähren, Ungarn und Polen führte dieser zuerst Verheerungszüge aus, um 1176 an der Spitze eines Heeres von 60.000 Mann in Österreich einzufallen. Herzog Heinrich II. zog mit seinen Söhnen Leopold und Heinrich zu Felde, fühlte sich aber zu schwach, dem übermächtigen Gegner Halt zu gebieten und mußte sich endlich, nachdem er einen Teil Mährens verwüstet hatte, zum Rückzug entschließen. In der Nähe von Wien stürzte sein Pferd auf einer morschen Brücke und er erlitt eine Verletzung, welcher er am 13. Januar 1177 erlag. Das Lob von Freunden und Gegnern folgte dem ersten Herzog von Österreich in das Grab nach. Wenn ein Chronist von ihm sagt: „Er hat viele Beweise von Tapferkeit und Redlichkeit gegeben", so ließe sich dieses Lob nach manchen Seiten erweitern, namentlich aber in Bezug auf seine nie rastende Fürsorge für das ihm anvertraute Land.

Wie er es im Stiftsbrief angeordnet hatte, fand er seine Ruhestätte in der Schottenkirche, in der ihm seine Gattin Theodora und seine Tochter Agnes ein Grabdenkmal mit seinem Bildnis errichteten. Wir wissen dies aus der „Fürstenchronik" von Hans Enenkel, in welcher es heißt:

„Vnd noch heut zu den Schotten ist begraben
sein schein in ainem stain erhaben
der mitten in dem münster stat
sein grab man dickh gesehen hat
als man noch heut sicht ze Wienne stan."

Das Grabmal verschwand spurlos, ohne daß man die Veranlassung wüßte. Erst in jüngster Zeit wurden die Überreste des Stifters und seiner Gattin wieder aufgefunden und in der „Fürstengruft" der Schottenkirche in würdiger Weise bestattet. Vor einigen Jahren errichtete der verstorbene Abt Ernst Hauswirth an der Außenwand der Kirche ein Denkmal, dessen Basrelief vom Bildhauer Breitner die Stiftung des Schottenklosters durch Herzog Heinrich Jasomirgott darstellt (Abb. S. 113).

Die Entwicklung von Wien in der Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Bevor wir dieser Frage näher treten, zu deren triftigen Beantwortung allerdings nur sehr geringes Material vorliegt, wollen wir dem sogenannten „ältesten Stadtplan" von Wien einige Worte widmen. Vor nahezu einem halben Jahrhundert fand der durch historische Arbeiten bekannt gewordene Dr. Zappert in einem Codex, welcher Handschriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthielt, ein Pergamentblatt mit sehr flüchtigen Zeichnungen und einigen schriftlichen Notizen, aus welchen man schließen konnte, daß sie von einem mit der Bewirtschaftung und Aufsicht der Passauischen Besitzungen in Wien betrauten Beamten des Bischofs stammen und Vormerkungen darüber enthalten, in welchen Gegenden der Stadt das Bistum Zinsansprüche (Gülten) habe.

Es würde dem Zwecke dieses Buches nicht entsprechen, alle schwerwiegenden Bedenken anzuführen, welche von genauen Kennern der räumlichen Entwicklung Wiens im Mittelalter gegen die Geltung dieser mehr als skizzenhaften Zeichnung vorliegen. Sie sind nicht nur auf offenbare Ungenauigkeiten einzelner örtlicher Angaben gegründet, sondern hauptsächlich darauf, daß sowohl die vorausgesetzte räumliche Ausdehnung Wiens, wie auch manche Details unzweifelhaft festgestellten historischen Tatsachen widersprechen. Unter diesen Umständen kann dieser Aufzeichnung die ihr oft eingeräumte Bezeichnung als „ältester Plan von Wien" nicht zweifellos zuerkannt werden und schon die Vorsicht gebietet, darauf keine weiteren Folgerungen zu bauen.

Legen wir nun die räumliche Entwicklung Wiens im zwölften Jahrhundert dar, wie sie sich auf Grundlage der Forschungen und der natürlichen Verhältnisse ergibt.

In dem Zeitraume vom Regierungsantritte Heinrich Jasomirgotts bis zu seinem Tode (1137 bis 1177) hatte Wiens Grundgebiet bedeutend zugenommen. Wenn sich auch zunächst der Donau die Grenzen der Stadt, insoferne sie die alte Niederlassung betrafen, nicht geändert hatten, bildeten sich doch an der Fortsetzung des Steilrandes bis zur Ausmündung des Ottakringer Baches (welcher durch den heutigen tiefen Graben lief und die natürliche Stadtgrenze abgab) neue Ansiedlungen. Um jene Zeit verlor die frühere Stadt gleichwie auch die Judenstadt ihre Umwallungen und Gräben, um eine Erweiterung der Stadt und die Einbeziehung einzelner außerhalb stehender Häusergruppen zu ermöglichen. Das Entstehen einer besonderen Judenstadt, die von mancher Seite wohl irrtümlich bis auf die Römerzeit zurückgeführt wird, ist nicht zu

fixieren, aber aus geschichtlichen Gründen muß angenommen werden, daß sie spätestens zur Zeit der ersten Kreuzzüge schon bestand. Wenn von einer Umwallung gesprochen wird, darf man aber nicht an ein förmliches Fortifikationssystem denken. „Die erste sichernde Umwallung der Stadt," sagt der fleißige Forscher Camesina, „war gewiß nicht sogleich eine Mauer; Erdwälle, Palisadenreihen, trockene und nasse Gräben mußten die ersten Schutzdienste leisten. Die Umgestaltung dieser Wehranlagen in mächtige Mauern mit Brustwehren und Mordgängen, die Einfügung von Türmen in bestimmten Abständen und an gefährlicheren Stellen, endlich die Versicherung der Stadtausgänge durch kräftige Torbauten, verstärkt durch Türme und besondere Bollwerke, war nach jeder Vergrößerung die Aufgabe späterer Zeit und von den verfügbaren Arbeitskräften, den Geldmitteln und der drohenden Feindesgefahr abhängig; auch dürfte es vorgekommen sein, daß die beabsichtigten gemauerten Befestigungen infolge wieder eingetretener Erweiterungen gar nicht zur Ausführung kamen."

Bestimmt trifft diese Schilderung für die erste Umwallung zu, welche durch die Erweiterung, die allgemein in die Mitte des zwölften Jahrhunderts gesetzt wird, beseitigt wurden. Ja nach einer oben angeführten Bemerkung des Stiftsbriefes für das Schottenkloster muß man annehmen, daß die Gräben den bedeutsamsten Teil dieser ersten Begrenzungsbauten ausmachten.

Auch die Judenstadt dürfte, obwohl in die allgemeine Konfiguration der Stadt einbezogen, doch auch eine besondere Begrenzung gegen die übrigen Teile gehabt haben, wie dies ja überall war, wo besondere Judenviertel bestanden. Es entstanden aber auf dem Boden des Grabens um die Judenstadt herum dennoch nur wieder Wohnhäuser der Juden, und es reichte die Vergrößerung dieser besonderen Ansiedlung sogar teilweise über das alte Terrain hinaus, nach dem Grundsatze, daß bei Vergrößerung einer geschlossenen Stadt immer die unmittelbar außerhalb gelegenen Ansiedlungen einbezogen wurden. Solche speziell jüdische Ansiedlungen fanden sich an der Wipplingerstraße und an der Kurrentgasse, an belebteren und einem größeren Geschäftsverkehr zweckdienlichen Straßen. Bisher war die Judenstadt in ihrer Grundform quadratisch angelegt gewesen, nunmehr bildete sie einen ziemlich unregelmäßigen Häuserbestand, ja sie verirrte sich sogar zunächst des Auslaufes des Ottakringer Baches bis an den Steilrand der Donau und längs des Baches selbst bis an den Rand des rechtsseitigen hochgelegenen Ufers, nämlich einschließlich der linksseitigen Häuser der Färbergasse. Dabei bildete die aus sehr kleinen Baulichkeiten bestehende Gruppe beim Ledererhof und der Färbergasse einen eigentümlichen Vorbau christlicher Ansiedlung in der Judenstadt, was damit erklärbar ist, daß vor den Toren dieser letzteren, gleichwie dies vor vielen anderen Toren der Fall war (z. B. Katzensteig, Tor am Lichtensteg, Peiler- oder Peyrertor), sich kleine Ansiedlungen von Garküchen, Krämern u. dgl. bildeten, welche dann bei Vergrößerung ebenfalls in die geschlossene Ansiedlung aufgenommen wurden. Es wurde auch das übrige, in eine Spitze auslaufende Terrain längs des Donaurandes, von der Schwertgasse bis gegen die Krebsgasse hin, von christlichen Ansiedlern bezogen, was abermals ein Beweis für den schon früheren Bestand der Judenstadt ist, weil sich doch sonst die christlichen Ansiedler nicht mit einer so ungünstigen Lage zufriedengegeben hätten. Zwischen den Häusern Nr. 19 (alt 349) und 21 (alt 350) der Wipplingerstraße bestand ein Tor, an welches noch lange ein Mauerpfeiler erinnerte.

Übrigens bildete die Judenstadt einen Teil und zwar den nördlichen des zur früheren Markgrafenburg gehörigen landesfürstlichen Territoriums, auf dem die Juden auch, wie dies in ganz Deutschland der Fall war, außerhalb des städtischen Burgfriedens unter direktem landesherrlichen Schutz lebten. Der

Digitized by Google

Verkehr mit der Judenstadt war aber ein beschränkter und nur durch besondere Straßen gestattet, wozu diese durch Tore abgeschlossen waren. Solche Tore gab es bei der „Hohen Brücke" (Abb. S. 120), das schon 1619 abgebrochen wurde, gegen die Wildwerker-(Wipplinger-)Straße, beim Stoß im Himmel und in der Färbergasse. Die Zugänge von der Schwertgasse und dem Schulhof waren durch Mauern abgeschlossen.

Die erweiterte Judenstadt umfaßte einen Teil der Wipplingerstraße bis zur Hohen Brücke, die Schwertgasse, Schultergasse, Kurrentgasse, Kleeblattgasse, Drahtgasse, Färbergasse, Ledererhof, Futterergasse und Judenplatz.

Bei den Neubauten an der Ecke der Kohlmessergasse und Rotenturmstraße fanden sich in einer Tiefe von mehreren Metern nebst Bruchstücken der römischen Umfassungsmauer auch vier Grabsteine mit teilweise lesbaren hebräischen Inschriften. Der älteste trägt die Jahreszahl 5007 nach Erschaffung der Welt, was nach unserer Zeitrechnung dem Jahre 1247 nach Christi entspricht. Die beiden anderen Grabsteine gehören dem gleichen Jahrhundert an, der vierte dem Anfang des nächsten. Will man nicht annehmen, daß diese im Fundament des abgebrochenen Hauses verwendeten Steine seinerzeit von dem bisher als ältesten bekannten Judenfriedhof vor dem Kärntnertor, der aber erst 1385 urkundlich erwähnt wird, hierher gebracht wurden, so bliebe nur die Vermutung, daß ein noch älterer Judenfriedhof im Anschlusse an die Judenstadt bestand. Übrigens wurden beim Abbruch älterer Häuser schon wiederholt hebräische Grabsteine eingemauert gefunden, wenn auch nicht von so hohem Alter, wie die oben erwähnten.

Die Ostseite von Wien veränderte sich ebenfalls: man blieb nicht auf der Höhe des Steilrandes über der heutigen Rotgasse, sondern ging bis in die Tiefe hinab und verlegte die Umgrenzung samt Graben auf die gegen Osten gelegene Seite der heutigen Gasse, d. h. in die gleiche Flucht mit dem Häuserteil zwischen Lichtensteg und Fischhof. Beim Ausgang zunächst des letzteren blieb die alte Anlage, aber sie wurde verengt und führte zum Wege hinter dem Wall, der Graben dagegen wurde breiter.

Gegen Süden erfolgte die wesentlichste Vergrößerung der Stadt, folgerichtig dann auch teilweise an dem bisherigen Abschlusse ihrer östlichen und westlichen Seite. Man schob die Umfriedung bis an die Nordseite des heutigen Graben vor, und dadurch verlängerte sich die Ostseite der Stadt von der Brandstatt bis zum Graben und von da zur verlängerten Tuchlauben, früher Spenglergasse, nach der Häuserreihe des ehemaligen Schlossergäßchens (beim Trattnerhof und Aziendahof) und des Grabens. An dieser Ecke der Umfriedung stand ein stärkeres Verteidigungswerk (Turm und Tor samt Mauer), da von hier aus leicht ein feindlicher Angriff erfolgen konnte. Der Stadtgraben lief an jener Stelle fort, welche später die Häuser zwischen der Brandstatt und dem Stephansplatz und am Stock im Eisen einnahmen; dabei entsprach der heutige Graben auch wirklich seiner Bezeichnung. Jenseits der Spenglergasse zog sich die Ansiedlung in der Richtung der Naglergasse bis zum Heidenschuß in einer schmalen Häuserreihe fort, die auf der Höhe des ziemlich steilen Randes gegen die heutige Wallnerstraße errichtet war. Es weist noch heute die tiefe muldenartige Lage des Haarhofes (Häuser Nr. 2 und 4) auf den dort bestandenen Stadtgraben; auch hier stand wohl ein Ausgangspförtlein der Stadt. Nur die Westseite, welche sich vom Ende der Judenstadt bis zum Heidenschuß längs dem Bette des Ottakringer Baches zog, war frei und ohne Häuseranlagen, mit Ausnahme von hier bestandenen Verteidigungswerken.

Bei Betrachtung des Umfanges und der Begrenzung, wie solche eben dargelegt worden, zeigt sich in dem älteren Teile Wiens keine Änderung, die Vergrößerung geschah somit in bestmöglicher Rücksichtnahme auf die schon bestehenden

Straßenanlagen. Es schloß die Spenglergasse als Verlängerung an die Tuchlauben an, die Wipplingerstraße verlängerte sich bis zum Ottakringer Bache, die Salvatorgasse bis zum Abstieg an den Donaurand (bei Maria Stiegen); die Straße machte nur eine Wendung beim Bauernmarkt, wo sie zur Goldschmied-(heute Freisinger-)Gasse führte. Durch diese Vergrößerung wurde die herzogliche Burg, welche Herzog Heinrich bewohnte, mit ihrer Umwallung in die Stadt einbezogen. Dieselbe war ein Verteidigungsbau und blieb deshalb von allen Seiten frei, daraus erklärt sich die schon damalige ausgedehnte Anlage des heutigen Platzes „am Hof" und dessen zweifellose Bestimmung als Waffenplatz, wie auch eben durch die Befestigung der Burg der Umstand, daß gegen den Ottakringer Bach hin keine Ansiedlungen entstanden; es sollte dadurch die Mitwirkung der befestigten Burg an der Verteidigung jener im Vergleich mit dem übrigen Steilrande leicht ersteigbaren Stelle ermöglicht werden. Dagegen rückte die Ansiedlung im Rücken der Burg, d. i. in der Seizergasse, ziemlich nahe; es entstand auch damals die Naglergasse, als Weg hinter der Umwallung, und sie hatte deshalb nur auf der einen Seite, nämlich gegen den Hof, Häuser. Außer dem großen Waffenplatze am Hof waren die bisherigen Plätze, wie der Hohe Markt, der kleine Kienmarkt, der Kammerhof und der Judenplatz, unverändert geblieben; um die Peterskirche herum entstand ein Platz, von wo eine kleine Gasse gegen die Stadtmauer führte.

Dem Straßenzuge folgend, besaß Wien in jenen Tagen mehrere Tore, und zwar: an der Wipplingerstraße samt einer „Brücke über den Graben des Ottakringer Baches", das schon oben erwähnt wurde, und am Heidenschuß; das Peiler- oder Bairertor in der Verlängerung der Tuchlauben gegen den Kohlmarkt jenseits der Bognergasse; am Austritt der Goldschmiedgasse; beim Lichtensteg; der Katzensteig am Fuße der Seitenstettengasse, so genannt wegen der Schwierigkeit, mit welcher dieser ansteigende Weg, fast den Katzen nachahmend, erklommen werden mußte; das Fischerstiegentor bei Maria am Gestade — diese beiden letzteren waren wohl nur Gehtore zum Verkehre an das Donauufer — endlich der kleine Steig in der Nähe von St. Ruprecht, heute noch bestehend als Durchgang der Häuser Nr. 3 (alt 455) und 6 (alt 469) in der Salzgasse.

Die Kirchen des damaligen Wien waren: die von St. Ruprecht urkundlich zuerst als Kirche (1137), später schon nur mehr als Kapelle erscheinend (1161); es war nur eine kleine Kirche, einschiffige Anlage mit halbrunder Apsis, mit einem Friedhofe herum; — die Peterskirche, ebenfalls mit einer Beerdigungsstätte; die St. Pankrazkapelle an der Stadtmauer (heutige Naglergasse), urkundlich 1161 genannt als „in dem alten Hof der Herzoge gelegen", was jedoch nicht sagen will, im Gebäude selbst, sondern auf dem Platze, genannt Hof des Herzogs; schließlich die Kapelle Maria am Gestade, bereits 1162 urkundlich Kirche genannt. Außer der Stadt, ungefähr 400 Schritte vor der Stadtmauer, lag das Schottenkloster; an der Ostseite von Wien die St. Stephanskirche, welche, wenn auch außer der Stadt, doch nicht vereinsamt lag, da sich in ihrer Nähe, d. i. in der Gegend der späteren Wollzeile, die fremden von Herzog Heinrich aus Regensburg berufenen Kaufleute ansiedelten; daselbst bildete sich die Stätte des nach Ungarn gerichteten Handels. Diese Kaufleute erbauten sich später einen eigenen Hof, der nach ihnen Regensburgerhof genannt wurde (Bild S. 128). Das uralte merkwürdige Gebäude (Bäckerstraße Nr. 1, alt 753) ist heute durch einen Prachtbau ersetzt, an dem die beiden Figuren, welche unter den Erkern des alten Hauses angebracht waren und auf die Straße herabsahen (lugten), ihren Platz wieder gefunden haben. Die Ab-

leitung des Namens „Lugeck“ von diesen Figuren ist aber sehr zweifelhaft. Eher ließe sich noch eine andere Version acceptieren, daß das Haus nämlich im Erdgeschoß offene Bogengänge (Lauben, Luben) besessen habe und daher die Bezeichnung Lubeneck und verunstaltet Lugeck entstanden sei.

Der biedere Wolfgang Schmälzl weiß in seinem „Lobspruch der Stadt Wien“ noch 400 Jahre später vom Lugeck zu berichten:

„An das Lugeck kam ich ongfer,
Da tratten Kauffleut hin und her,
Al Naeions in jr elaidung.
Da wird gehoert manch sprach vnd zung,
Ich dacht wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein anfang gnomen.
Und hört ein seltzams draesch vnd gschray
Von schönen sprachen mancherlay,
Hebreisch, Griechisch vnd Lateinisch,
Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch,
Behaimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niderlendisch,
Naturlich Syrisch und Chaldeisch.
Des Volcks auch was (war) ein grosse meng.“

Die Stadt war umgeben von Wiesen, Weingärten, Auen; auf einzelnen erhöhten Punkten des hügeligen, im Westen doppelt abgestuften Bodens standen einige kleine Burgen aus Holz oder Lehm, die seinerzeit von Feinden als Stütz- und Sammelpunkte erbaut, dann aber in der Flucht verlassen worden waren. Das spätere Erdberg, damals die Benennung „Erdpruch“ tragend, mag von einer solchen Bestimmung, wie nicht minder von einem Durchbruche der Donau an dieser Stelle seinen Namen erhalten haben. Die Umwallungen der Stadt wurden von einem Arme der breiten Donau bespült; dessen Ufer reichten bis an die Abhänge bei Nußdorf und das Rinnsal durchschnitt einen Teil der heutigen Roßau, bespülte knapp die Umwallungen der Stadt und bildete endlich eine Insel, den oberen Werd (Roßau), im Gegensatze zum unteren Werd (heutige Leopoldstadt). Es waren aber beide damals ein zusammenhängendes Ganzes und vorzugsweise von Fischern, die eine eigene Gemeinde bildeten, bewohnt, daher sehr frühzeitig die Bezeichnung Fischerdörfel tragend.

Der beigegebene Plan des alten Wien aus der Zeit des Herzogs Heinrich Jasomirgott (Abb. S. 129) kann nicht den Anspruch erheben, eine authentische Aufnahme aus jener Zeit zu sein, im Gegenteil ist er sehr viel später entstanden. Im großen und ganzen aber entspricht er jener Begrenzung und Einteilung, wie sie allgemein für die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts angenommen wird. Er kann also immerhin als ein Behelf dienen für die Orientierung im damaligen Wien.

Die Nummern des Planes im Inneren der Stadt bedeuten: I. Maria Stiegen mit dem Passauerhofe; II. St. Ruprecht; III. der Berghof (Sinapalais); IV. der Freisingerhof (Trattnerhof auf dem Graben); V. St. Peter; VI. die Herzogsburg am Hof (heute Kriegsministerium); VII. St. Pankraz (Nuntiaturgebäude am Hof). Außerhalb der Stadt lagen: VIII. die Wollzeile, von den Woll- und Tuchhändlern so genannt; IX. St. Stephan; X. das Schottenkloster; XI. das herzogliche Jagdhaus; XII. die Jakobskapelle.

Wo die Nachrichten über den Umfang und die Baulichkeiten so schwankend sind, daß nur mit Mühe ein annähernd sicheres Resultat zu gewinnen ist, darf man sich wohl nicht wundern, wenn solche über das bürgerliche Leben, über Handel und Wandel fast ganz fehlen. Diese hinterlassen keine Spuren im Boden, sie wechseln die Formen gerade in einer Entwicklungszeit, wie sie Wien nach

langem Darniederliegen endlich im zwölften Jahrhundert erlebte, so rasch, daß es fast unmöglich ist, sich ein klares Bild von den Verhältnissen zu machen. Nur aus der Analogie, wie sich das städtische Leben anderwärts entwickelte, kann man schließen und einzelne spärliche Züge, die sich erhalten haben, geben diesem allgemeinen Bild dann ein charakteristisches Gepräge.

Die ersten Zuzügler, die sich zu den die Stürme von fünf Jahrhunderten überdauernden Ansässigen gesellten, waren — wie es fast überall der Fall gewesen — gewiß Kaufleute. Auf ihren Zügen zu den Slaven und Ungarn, wo sie mit ihren Waren gern gesehen wurden, mußten sie das Städtchen Wien passieren, und als dasselbe unter deutscher Herrschaft immer mehr an Festigkeit gewann, konnte der auf den Straßen oft gefährdete Kaufmann doch wahrlich nichts Besseres tun, als daß er dort Niederlagen errichtete, Rechtsschutz suchte und sich endlich dauernd daselbst niederließ. Bald folgten dem Kaufmanne die Handwerker, welche ebenfalls unternehmend genug waren, um im fremden Lande Gewinn zu suchen, und wo sich irgendwo ein fester Kern deutscher Bürger seßhaft gemacht hatte, da sammelten sich die Handwerker rasch in großer Anzahl an, sie bereiteten dem Kaufmanne die Gegenstände zur Lebensnotdurft und zum Handel, und so hoben sie den Ort, wo sie sich niedergelassen, durch ihren Gewerbe- und Kunstfleiß, durch das erworbene Vermögen.

Diese Entwicklung vollzog sich aber bei den Deutschen, deren Gewerbe später einen so blühenden Aufschwung nahmen und zuerst in manchen Zweigen die Grenzen zwischen Handwerk und Kunst verwischten, sehr langsam. Noch lange klebten den Germanen die Instinkte eines kriegerischen Wandervolkes an und auf dem weiten Umweg über Jagd, Viehzucht und Ackerbau bequemten sie sich erst zu gewerblicher Tätigkeit. Lange handelten sie deren Erzeugnisse von den Nachbarn gegen die ursprünglichsten Tauschwaren, wie Pelzwerk, Tierhäute, lebendes Vieh ein, ja lange waren auch Sklaven oder „Unfreie" ein Handelsobjekt, das sie verwerteten. Erst Karl der Große, welcher der deutschen Kultur auf allen Gebieten den entscheidenden Anstoß gab, setzte es energisch, wenn auch nicht immer mit sanften Mitteln durch, daß sich die Deutschen in größerer Zahl den Gewerben zuwendeten.

Schon im Jahre 801 befahl er seinen Verwaltern, die über die Meierhöfe oder Flecken Aufsicht hatten, gute „Künstler" in ihre Dienste zu bringen, als: Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler, Wagner, Schildmacher, Vogelsteller, Seifensieder, Bäcker u. dgl. Man muß hier ganz besonders die Achtung bemerken, welche der große christliche Kaiser dem Handwerke zollt, dessen Ausüber er „Künstler" nennt. Es bedurfte aber auch einer solchen Anregung, ja auch eines mehr oder weniger sanften Zwanges, um die Leute dem Handwerk zuzuführen. Niemand wollte so leicht ein solches ergreifen, denn — ein freier Herr hielt es sich zur Schande und wollte nichts als reiten, fechten, in den Krieg gehen, jagen und nur zur Not beten. Wer kein Vermögen hatte, ging bei einem anderen Herrn in Dienst; alle Arbeiten aber mußten die Unfreien verrichten. Später lernten die Deutschen auch leinene, wollene und seidene Zeuge machen, welche aber noch im zehnten Jahrhundert nur die Weiber verfertigten; selbst Prinzessinnen spannen, webten und schneiderten, und dem zärtlichen fürstlichen Vater gefiel am besten das einfache Leinengewand, das ihm seine eigenen Töchter gemacht hatten; ein solches z. B. trug stets Karl der Große, selbst bei jenen Feierlichkeiten, wo er mit dem ungeheuren Glanze der kaiserlichen Würde auftrat.

Die Männer verfertigten Schuhe, Waffenrüstungen und Schmiedearbeit, Gerätschaften und überhaupt alles, wozu härtere Arbeit nötig ist; aber dies alles machten meistens nur Leibeigene, die den freien Gutsherren auf dem Lande,

zum Teil auch in den Städten dienstbar waren. Nur selten verstand ein von freien Eltern geborener Mann eine Kunst und legte selbst Hand an; tat er es aber, so geschah es doch nicht um Lohn für andere. Wie schon erwähnt, waren damals die Mönchsklöster der Sitz der Künste, Wissenschaften und Gewerbe; die Mönche beschäftigten sich mit allen Arbeiten und machten die Sachen selbst, welche sie für ihre Klöster brauchten. Zu dieser Zeit waren die Handwerker selten. Wenn sich daher unter den Hörigen oder Knechten jemand fand, der ein Handwerk verstand, so galt er für einen sehr wertvollen Besitz, ja man machte aus ihm unter Umständen einen stets gesuchten Tausch- oder Verkaufsgegenstand.

Einzug der Kreuzfahrer. (S. 139.)

Aus solchen Hörigen, die in der Mehrzahl den geistlichen Grundbesitzern angehörten, bestanden die ersten in Wien ansässigen Handwerker. Neben diesen entwickelte sich erst mit der Zeit eine Gemeinde der Freien, die der landesfürstlichen Gewalt unterstanden. Schon die Möglichkeit, freies Eigentum zu erwerben, war so lockend, daß sich viele freie Landbesitzer, wenn sie in üble Verhältnisse kamen, lieber der Stadt und einem Handwerk zuwendeten, statt zum Hörigen herabzusinken, der keine Eigenberechtigung hatte.

So kam nach und nach das Gewerbe zu Ansehen und es fand immer mehr Zulauf, da es gesichertes friedliches Leben und einen gewissen Wohlstand versprach. Dies lockte natürlich andere an, Handwerke zu treiben; alles, was sich auf dem Lande und unter den Bauern von der Leibeigenschaft losmachen konnte, ja auch die Freigeborenen von der geringeren Klasse drängten sich in die

Städte und machten sich durch Fleiß und Emsigkeit selbst den Adel zinsbar: sie wurden bald mächtiger und reicher als dieser. Ja, nach und nach fingen sogar die Handwerker und jene, welche Gewerbe trieben, an, ihrerseits manche Privilegien in Anspruch zu nehmen. Es entwickelte sich ein gewisser Bürgerstolz, der oft über das Ziel schoß und durch Nachäffung der Gewohnheiten höherer Stände lächerlich wurde, im großen aber sehr ehrenwert war.

Gerade aus dem Zudrang zu den Gewerben entstand dann das Zunftwesen, das aus jedem einzelnen Gewerbe ein geschlossenes Gemeinwesen machen wollte, das sich selbst seine Gesetze gab, Herstellung und Verkauf der Produkte regelte und vor allem den Eintritt in diese Korporation zu erschweren suchte. Eine gute Portion Selbstsucht steckte unzweifelhaft in diesen Zünften, in dem nach Ständen gegliederten Feudalstaat waren sie aber eine Notwendigkeit und wenn sich die Städte trotz mancher Anfeindungen erhielten und sogar immer blühender entwickelten, kommt den alten Zünften, die eine gewisse Mannhaftigkeit pflegten, kein geringes Verdienst daran zu.

Das Rüdenhaus in Erdberg. (S. 141.)

Früher noch als das gewerbliche Leben entwickelte sich der Handel in Wien. Hier machte sich die Gunst der natürlichen Lage geltend, welche Wien ganz von selbst als ein Zentrum des Warenverkehres erscheinen ließ. Lange Zeit wurde dies indessen nicht voll erkannt und wenn die Regensburger Kaufleute, in deren Händen damals der deutsche Handel nach Italien und dem Orient allein lag, mit ihren Wagenladungen oder Schiffen das Donautal abwärts fuhren, so wurden sie nur an der Stadt Enns, die aber damals zu Steiermark gehörte und schon ein besonderes Marktrecht hatte, angehalten. Weiter abwärts gab es zwar in Melk, St. Pölten, Stein, Tulln und Wien Zollstätten, wo für gewisse Artikel Gebühren bezahlt werden mußten, ein Marktrecht aber, das den Zwischenhandel begünstigt hätte, gab es in diesen Orten nicht. Das wurde erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts besser, wo Herzog Leopold V. den Regensburger Kaufleuten besondere Begünstigungen einräumte, ihnen aber auch eine Verpflichtung auferlegte, ihre Waren in Wien zu Markt zu bringen. Indessen ist es zweifellos, daß der Verkehr zwischen Regensburg und Wien schon unter Herzog Heinrich ein sehr lebhafter war und die Niederlassung von Regensburger Kaufleuten von ihm begünstigt wurde. Ob diese schon [illegible] oft

angenommen wird, den oben erwähnten Regensburgerhof besaßen, ist nicht unzweifelhaft nachgewiesen, aber sehr wahrscheinlich.

Nach allen Richtungen bedeutete die Regierungszeit des Herzogs Heinrich Jasomirgott für Wien eine Periode großen Aufschwunges. Die von ihm in einen durch Jahrhunderte fast brachgelegten Boden gesenkten Keime städtischen Lebens kamen dann unter der verständnisvollen Pflege seiner nächsten Nachfolger zu überraschender Entfaltung. Wir nehmen nun nach dieser nicht zu umgehenden Abschweifung den Faden der Geschichtserzählung wieder auf.

Herzog Leopold V., der Tugendhafte.

Im Alter von 20 Jahren trat dieser Sohn Herzog Heinrich II. die Regierung an. Wie seinem Vater lag ihm besonders das Verhältnis zum deutschen Reich am Herzen. Er eilte daher bald nach seiner Thronbesteigung an das kaiserliche Hoflager nach Pesaro, wo Friedrich Barbarossa ihn mit besonderer Huld empfing. Die durch eine Niederlage bei Legnano schwierig gewordene Lage in Italien und die stets offener dem Abfall zutreibende Haltung Heinrich des Löwen machte dem Kaiser eine Annäherung an das in seiner Treue erprobte Geschlecht der Babenberger wünschenswert.

Die nächste Aufgabe, die sich Leopold V. stellte, war die Sicherung der Grenze gegen Mähren, die stets durch Raubzüge aus diesem Land verheert wurde. In einem siegreichen Feldzug nahm er Brünn und belagerte Olmütz, so daß der Mährer Herzog Verhandlungen einleitete und eine Gebietsabtretung anbot. Im Jahre 1178 erfolgte der Friedensschluß, in welchen auch Böhmen einbezogen wurde und der die kaiserliche Bestätigung erhielt. Durch die Vermittlung Friedrich I., der sich indessen mit Papst Alexander III. versöhnt hatte, erfolgte endlich auch im März 1178 die Bestätigung und Gutheißung des päpstlichen Stuhles für das Schottenkloster.

Die nächsten Jahre benützte Leopold V., um sich den Herrscherpflichten eifrig zu widmen. Auf wiederholten Reisen erwarb er sich eine genaue Kenntnis seines Landes, hielt fleißig Gerichtstage und suchte überall durch sein persönliches Eingreifen die noch immer ziemlich verworrenen Verhältnisse des Bodenbesitzes zu ordnen. Unter ihm erblühte aber auch in Wien zum erstenmale ein glänzendes Hofleben, das auch der Stadt großen Nutzen brachte, weil sie dadurch ein Anziehungspunkt für die Adelskreise wurde. Walther von der Vogelweide und andere Minnesänger waren gern gesehene Gäste in der Herzogsburg zu Wien, wo es Turniere und andere ritterliche Feste gab. Wenn sie in ihren Liedern den Herzog, seine Ritterlichkeit, seine milde Denkart und Freigebigkeit priesen, so ward auch die Stadt als gastlicher Ort bekannt, an dem man sich wohl befand.

Besonders den nach dem heiligen Land ziehenden Pilgern widmete Leopold V. eine große Fürsorge. Er traf Vorsorge für ihren Schutz auf der Reise, ließ sie auf seine Kosten verpflegen, ja in Jahren schlechter Ernten und teuerer Getreidepreise ließ er Magazine anlegen, aus welchen um billiges Geld Lebensmittel an die Pilgrime verkauft wurden. Im Jahre 1182 entschloß er sich selbst zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Land, die er mit großem Gefolge antrat. In Ungarn und Griechenland glänzend empfangen, legte er die Reise so rasch zurück, daß er gegen Ende desselben Jahres wieder die Rückfahrt über Italien antreten konnte. Zum Weihnachtsfest war er wieder in Wien und konnte dem Stifte Heiligenkreuz den berühmten großen Kreuzpartikel („groz als ain hant") übergeben. Eine wichtige Staatshandlung war der mit dem Herzog

Ottokar von Steiermark abgeschlossene Erbvertrag, nach welchem Steiermark im Falle des erbenlosen Ablebens Ottokars an die Babenberger fallen sollte. Da der steierische Herzog ein siecher junger Mann und unvermählt war, stand dieser Heimfall in Kürze zu erwarten.

Am 2. Oktober 1187 eroberte Sultan Saladin Jerusalem. Die Nachricht dieses Ereignisses wirkte wie ein Blitzschlag im ganzen Abendland. Eine Begeisterung flammte in allen Ländern auf, welche hinter jener der ersten Kreuzzüge nicht zurückstand.

Kaiser Friedrich Barbarossa, der seinen großen welfischen Gegner, Heinrich den Löwen, schon lange niedergeworfen und durch Aberkennung Bayerns (1182) unschädlich gemacht hatte, ergriff trotz seiner 66 Jahre die Idee eines neuen Kreuzzuges mit Begeisterung und stellte sich selbst an dessen Spitze. Außer ihm nahmen noch teil die mächtigsten Fürsten Europas, König Philipp II. von Frankreich und König Richard II. Löwenherz, nebst einer Menge kleiner Fürsten und Herren. Im März 1189 brach der von Kaiser Friedrich I. selbst geführte und sorgfältig ausgerüstete Teil des Kreuzheeres von Regensburg auf und Mitte Mai traf der Kaiser, der die Donaufahrt auf einem prächtigen Schiff zurücklegte, in Wien ein, aufs feierlichste empfangen von Herzog Leopold und jubelnd begrüßt vom Volke, das vom Kaiser eine Wiederkehr der schon mythisch ins Volksbewußtsein übergegangenen glänzenden Kaiserzeit Karl des Großen erwartete. (Bild S. 136.)

Prunkende ritterliche Feste, wie sie dem Geschmack des Kaisers und des Herzogs entsprachen, nahmen eine Woche in Anspruch, aber auch eine große Musterung des Kreuzheeres fand statt, wobei angeblich 20.000 Ritter und 600.000 Reisige und gewöhnliche Kreuzfahrer gezählt wurden. Aber auch das alte Übel der früheren Kreuzzüge machte sich geltend: schon jetzt mußten 500 notorische Diebe und 1000 Leute, die man in dem Sammelnamen „Gesindel" zusammenfaßte, schimpflich aus den Reihen der Kreuzesstreiter gestoßen werden.

Zu seinem großen Schmerz konnte sich Herzog Leopold dem Kreuzheer nicht anschließen. Der voraussichtlich bald eintretende Tod Ottokars von Steiermark und die drohende Haltung Ungarns, das gleichfalls Erbansprüche erhob, verboten eine längere Abwesenheit. Mit Begünstigungen aller Art und reichen Gaben an die Kreuzfahrer erfüllte er vorerst seine Pflicht, da er seinem Glaubenseifer und Kampfesmut nicht mit dem Schwert nachkommen konnte. Aber auch die wohlhabende Bevölkerung von Wien wetteiferte in dieser Hinsicht mit ihm. Man führte Lebensmittel zu, große Geldspenden wurden gemacht, es ist sogar eine Urkunde erhalten, laut welcher ein Wiener Bürger, namens Wergand, dem Kloster Formbach einen Weingarten nebst Bergrecht gegen zehn Talente (etwa 360 Kronen) verpfändete, um sich mit diesem Betrag die Ausrüstung für den Kreuzzug zu beschaffen.

Im Juni schied Kaiser Friedrich von Wien, um zum Pfingstfest in Preßburg zu sein und dann zu Gran die Verlobung seines Sohnes Friedrich mit Konstantia, der Tochter des Königs Bela, zu feiern. Er erreichte Palästina glücklich, erfocht auch manchen Sieg, ertrank aber am 10. Juni 1190 beim Übergang des Heeres über den Fluß Saleph, ohne Jerusalem erreicht zu haben.

Nun war für Herzog Leopold V. kein Halten mehr. Da sich die politischen Verhältnisse geklärt hatten, brach er mit seinem Bruder Heinrich von Medling an der Spitze eines kleinen aber tüchtig gerüsteten Kreuzheeres im August 1190 auf und erreichte, nachdem Stürme ihn gezwungen hatten, im Hafen von Zara zu landen, im Anfang des Jahres 1191 das gelobte Land.

Nach dem Tode des Kaisers Rotbart, der nach der Volkssage schlummernd im Kyffhäuser sitzt, um in den Tagen höchster Gefahr zu erwachen und

für Deutschland den Sieg zu erfechten, hatte höchste Zerfahrenheit im Kreuzheer Platz gegriffen. Im Fürstenrate gab es nichts als Zank und Eifersucht, das pflanzte sich auch nach unten fort, zwischen den Kreuzfahrern kam es zu nationalen Zerwürfnissen und jede Ordnung schien gewichen. So kam es, daß ein großer Teil schon über ein Jahr vor der gut verteidigten Feste Accon lag, ohne sie trotz großer Übermacht bezwingen zu können. Mit Hilfe der frischen Kräfte, welche Leopold V. brachte, gelang es am 12. Juli 1191 nach blutigem Kampf, an dem Leopold ehrenvollen Anteil nahm, die Feste zu erstürmen.

Die Sage erzählt, daß Herzog Leopold bei diesem Anlasse im wütenden Ringen soviele Feinde erlegt habe, daß der über dem Kettenpanzer getragene weiße Leinenrock ganz vom Blut durchtränkt war, bis auf den vom Wehrgehange bedeckten Streifen, welcher weiß blieb. Davon aber leitete man den weißen Mittelstreifen im roten Feld ab, welchen das österreichische Hauswappen zeigt. Das ist nun ganz bestimmt unrichtig, denn dieses Wappen wurde erst von Kaiser Heinrich VI. verliehen, kam aber erst unter Herzog Friedrich II. allgemein zur Anwendung.

König Richard II. von England, der allenfalls seiner Tapferkeit wegen den Namen „Löwenherz" verdienen mochte, gewiß aber nicht wegen jener Großmut, die man auch dem König der Tiere zuschreibt, war durch seine Hoffahrt und Rücksichtslosigkeit eine Hauptursache der im Kreuzheer herrschenden Zwistigkeiten. Nur widerwillig fügte er sich der Führung des alten Kaisers Rotbart, nährte aber seitdem einen Haß gegen die Deutschen, der noch stärker wurde, als Herzog Leopold ihn vor Accon in den Schatten stellte.

Als es nun bei der Teilung der Beute zu Streitigkeiten kam, ließ sich König Richard von seinem Haß zu dem Befehl hinreißen, das auf die Wälle gepflanzte Banner des Herzogs umzustoßen und durch den Kot zu schleifen.

„Es liegt nun durchaus nicht in der Art des Deutschen," sagt ein moderner Historiker, „einen solchen Schimpf ruhig hinzunehmen oder den Zorn in der wogenden Brust zu verbergen, um bei nächster Gelegenheit mit Trotz aber schweigend den Schauplatz zu verlassen." Namentlich war Herzog Leopold V. nicht der Mann zu solchem Verhalten. Es kam in der Tat zu einer sehr heftigen Auseinandersetzung, deren Verlauf uns wahrscheinlich der englische Chronist Walter von Henningford ziemlich der Wahrheit entsprechend berichtet.

Mit verletzendem Hochmut soll der König von England gefragt haben: „Unter welchem Herrn dienst du und von wem hast du dein Land zu Lehen?" Wenn nun Leopold gereizt zur Antwort gab: „Von keinem Menschen trage ich mein Land zu Lehen, denn ich erkenne nach Gott nur den hl. Petrus als meinen Oberen an," so mag darunter wohl auch verstanden gewesen sein, daß er als Kreuzfahrer unter dem besonderen Schutz der Kirche stehe, daher die Verhöhnung seines in diesem Kampf getragenen Banners auch ein Unrecht und eine Beleidigung gegen den hl. Petrus und die Kirche sei.

Im Innersten verletzt verließ Herzog Leopold das Kreuzheer und kam am 12. November 1191 wieder in Wien an. Kurz nach ihm trat auch König Philipp II., gleichfalls beleidigt durch Richards Hochmut und Unverträglichkeit, die Rückfahrt an, nur Richard Ik. von England hielt noch mit einem Teil des Kreuzheeres in Palästina aus, jedoch nur aus Trotz und Abenteuersucht, ohne alle Aussicht, noch etwas Ersprießliches gegen die überlegene und gut geführte Macht Sultan Saladins ausrichten zu können.

Mit voller Kraft widmete sich Leopold V. nach seiner Rückkehr wieder der Regierung seines Landes. In welchem Geiste dies geschah, spricht der Geschichtsschreiber der Babenberger treffend in folgendem Satz aus: „Das Aufblühen der Städte und die Festigung der herzoglichen Kammer bilden von nun

an wichtige Gesichtspunkte in dem Regimente der Babenberger, nachdem Leopold V. in richtiger Würdigung der Interessen aller Stände nicht einseitig wie bisher bloß die Förderung kirchlicher Institute im Auge hatte."

In welcher Weise der Herzog diese Grundsätze betätigte, werden wir später hören, um jetzt jenem Nachspiel zu folgen, das die Affäre von Accon noch auf österreichischem Boden hatte.

König Richard II. konnte sich endlich im heiligen Lande nicht mehr behaupten. Auch schlimme Nachrichten aus England, wo sein ränkevoller Bruder „Johann ohne Land" sich der Regierung bemächtigt hatte, veranlaßten ihn, die Rückkehr anzutreten. Schon seine Überfahrt vollzog sich unter Schwierigkeiten. Ein Sturm verschlug das Schiff zuerst an die nordafrikanische Küste, auf dem Weg nach Venedig hielten ihn Seeräuber auf, in der Lagunenstadt selbst traf ihn die böse Nachricht, daß in allen Hafenplätzen Frankreichs auf ihn gefahndet werde. Er war also genötigt, den Landweg und zwar gerade durch jenes Reich einzuschlagen, dessen Herrscher er so schwer beleidigt hatte. Aber auch auf der Überfahrt nach der illyrischen Küste hatte sein Schiff noch von Stürmen zu leiden und er war gezwungen, in Pola zu landen.

In der Tat hatten sowohl Philipp II. von Frankreich als der deutsche Kaiser Heinrich VI., der ein erbitterter Gegner Richards war, auf die Nachricht von seiner Rückkehr sofort Maßregeln zu seiner Festnahme getroffen. Ein besonderer Befehl des Kaisers schärfte die Überwachung der Grenzlande und aller Straßen, die Richard benützen konnte, ein.

Zuerst als Tempelritter, dann noch unscheinbarer verkleidet, suchte Richard den Nachstellungen zu entschlüpfen. Im Friaulischen wurde seine Spur entdeckt und Reisige des Grafen Meinhard von Görz waren auf seiner Fährte, in Pettau entging er der Verhaftung nur durch die Mithilfe eines ihm bekannten Ritters und endlich erreichte er im Dezember 1192 Wien, wo er in der verkehrsreicheren Stadt einige Tage Rast und Gelegenheit zu sicherer Fortsetzung seiner Flucht zu finden hoffte.

Die Umstände seiner Anhaltung in Wien werden auf die verschiedenste Art und mit sehr romanhaften Details erzählt. Nach einem Brief des Kaisers Heinrich VI. an den König von Frankreich hatte Richard in der ärmlichen Wohnung eines nahe bei Wien gelegenen Meierhofes („iuxta Wiennam in villa viciniori in domo despecta") ein Unterkommen gefunden, in anderen Quellen findet sich die nähere Bezeichnung, daß dieses Haus in dem alten Dorf Erdberg oder Erdpruch gelegen war, das nach altem Herkommen der Gattin des ältesten Mitgliedes der Herrscherfamilie zinspflichtig war. Nach einer alten Tradition soll dieses Haus identisch mit dem sogenannten „Rüdenhaus" sein, das in Erdberg (Dietrichgasse 16) noch vor etwa 20 Jahren bestand, ein sehr altertümliches und verwahrlostes Aussehen hatte und einst als Aufenthalt für die herzogliche Jagdmeute (Rüden) gedient hatte (Abb. S. 137).

Die Anhaltung des Königs wurde später mit romantischen Zusätzen erzählt, die unzweifelhaft das Gepräge der Erfindung tragen. Am wahrscheinlichsten ist die Angabe der Zwettler Chronik, daß Richard einen seiner Begleiter in die Stadt gesendet habe, um Lebensmittel anzukaufen. Dessen Sprache und Benehmen, sowie der Besitz byzantinischer Goldmünzen erregten Verdacht, der dann zur Verhaftung des Königs führte (2. Dezember 1192). Die Angabe einiger Quellen, daß Leopold V. in Person die Verhaftung vornahm, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Es läge darin nur ein Beweis für die ritterliche Haltung, die Leopold V. auch seinem gefangenen Feind angedeihen ließ, der nach gleichzeitigen Quellen „mit Achtung und Würde" behandelt wurde, ungefesselt blieb und nur stets zwei Wächter mit gezogenem Schwert an seiner Seite hatte. Diesen

Zeugnissen gegenüber ist es geradezu empörend, wenn bis auf den heutigen Tag auf der Burg Greifenstein ein ebenerdiger finsterer Raum, der für eine Holzlage zu schlecht wäre, als „Gefängnis" des Königs Richard Löwenherz den staunenden Sonntagstouristen gegen ein obligates Trinkgeld gezeigt wird. Richard war überhaupt gar nicht auf Greifenstein in Haft; der vorgewiesene Raum aber erschiene geradezu als Hohn auf die ritterliche Art, mit welcher er nach allen Quellen in Österreich behandelt wurde.

Bald nach der Verhaftung, die in Wien großes Aufsehen und auch Frohlocken erregte, weil man nicht mit Unrecht in Richard den mutwilligen Beleidiger der Ehre des Fürsten und des Landes sah, übergab Leopold V. den Gefangenen einem seiner getreuesten Dienstmannen, dem reichen und angesehenen Hadamar von Kuenring, der ihn auf die Burg Dürrnstein an der Donau brachte. Dieses einst durch seine Größe und Pracht (Abb. S. 144) berühmte Schloß, das noch heute durch die gewaltigen Mauerreste, die davon erhalten geblieben sind, Bewunderung erregt, war wohl in jeder Beziehung würdig, eines Königs Gefängnis zu sein. Übrigens hatte die Wahl dieses Ortes auch den Zweck, Richard vor Beleidigungen und Nachstellungen zu schützen, denn nicht bloß die Masse des Volkes war gegen ihn erbittert, auch manche der Adeligen, die mit in Palästina gewesen waren und die freche Beleidigung des Banners Österreichs miterlebt hatten, schwuren ihm blutige Rache.

Es dürften auch jene Historiker im Rechte sein, die annehmen, daß vielmehr der Haß des Kaisers, der in politischen Verhältnissen begründet war, als ein vielleicht zu entschuldigendes, aber gewiß nicht edles Rachebedürfnis Leopold V. zur Verhaftung Richards geführt habe. Kaiser Heinrich VI. hatte es auch gar eilig, den wichtigen Gefangenen in seine Gewalt zu bekommen. Sein Drängen war so ungestüm, daß sich Herzog Leopold V. sofort auf die Reise machte und schon am 6. Januar 1193 mit Richard am Reichstag zu Regensburg eintraf. Da ging es nun an ein Feilschen, daß jene englische Chronik sicher Recht hat, welche dem König von England die unmutigen Worte in den Mund legt: „Man treibe es, als ob der Handel um ein Stück Vieh gehe." Der manchmal erhobene Vorwurf, als habe Herzog Leopold seine Mitwirkung bei der Haftnahme Richards und dessen Auslieferung mit der kaiserlichen Zustimmung zur Besitznahme der Steiermark in Verbindung gebracht, tritt aber dem ritterlichen Sinn des Herzogs zu nahe und ist ganz unbegründet. Will man auch davon absehen, daß schon Friedrich I. den Erbvertrag bestätigte, so genügt doch eine Vergleichung der Daten, um jene Behauptung zu widerlegen. Ottokar von Steiermark starb am 8. Mai 1192 und schon am 24. Mai erfolgte in Worms die Belehnung Leopolds mit dem erledigten Lande, also zu einer Zeit, wo die Haftnahme Richards noch im weiten Felde stand, ja kaum noch ernsthaft ins Auge zu fassen war. Übrigens erfolgte die Belehnung nur bedingungsweise; die Vereinigung der Herzogshüte von Österreich und Steiermark auf einem Haupt galt nur für die Lebensdauer Leopold V., nach seinem Tode sollten sie sich getrennt an seine beiden Söhne vererben.

Die peinlichen Verhandlungen in Würzburg führten zu keinem Resultat. Die Situation wurde so gespannt, daß der Herzog, einen Gewaltstreich des Kaisers, um sich des Gefangenen zu bemächtigen, fürchtend, heimlich mit diesem von Würzburg abzog und ihn wieder nach Dürrnstein brachte. An diesen zweiten Aufenthalt Richards auf der Donaufeste knüpft sich jene romantische Sage, die einer berühmten französischen Ballade („O Richard, o mon roy!") und zahllosen anderen dichterischen Ergüssen zugrunde liegt. Richard sei nämlich von dem „grausamen Österreicher" in so harter und geheimer Haft gehalten worden, daß niemand seinen Aufenthalt kannte und er auch für verschollen

galt. Da habe sich sein treuer Diener, der Minstrel Blondel, auf die Wanderschaft gemacht, um unermüdlich von Burg zu Burg wandernd, überall zu seiner Laute ein Lied zu singen, mit dem er Richard in besseren Tagen oft ergötzt hatte. Lange blieb sein treues Suchen vergebens, erst vom Dürrnsteiner Turm herab erhielt er eine gleichfalls gesungene Antwort. Sofort eilte er mit der Kunde nach England zurück, wo sofort alle Anstrengungen zur Befreiung Richards gemacht wurden.

Diese Geschichte ist nun ohne Zweifel sehr rührend, nur teilt sie mit so vielen anderen gleich sentimentalen Überlieferungen das traurige Schicksal, gänzlich unwahr zu sein. Richards Aufenthalt in Dürrnstein war kein Geheimnis, er saß dort auch nur zwei Monate in Haft, wodurch bei den damaligen Verhältnissen dem treuen Blondel nur sehr kurze Zeit für seine mühevolle Wanderung von Burg zu Burg und für die Rückreise nach England blieb. Vor allem darf man aber annehmen, daß dort die Sehnsucht nach seiner Rückkehr, die „Johann ohne Land" aus dem Besitz der Macht drängen mußte, eine sehr mäßige war.

Alles spricht dafür, daß Herzog Leopold V., wenn es nur mit Ehren geschehen konnte, gerne seines Gefangenen ledig geworden wäre. Man mißbilligte an vielen Höfen den ganzen Vorgang, namentlich erzürnt zeigte sich aber der Papst, der darin eine gröbliche Verletzung der jedem Kreuzfahrer von der Kirche zugesprochenen Unverletzlichkeit sah und tatsächlich Herzog Leopold mit dem Kirchenbann belegte.

Die Verhandlungen in Würzburg wurden fortgesponnen und unter dem Einfluß mehrerer Reichsfürsten, die dem Kaiser heftige Vorwürfe machten, kam es zu einem Vertrag, nach welchem Richard am 23. März 1193 an Heinrich VI. ausgeliefert wurde, wobei sich Herzog Leopold ausdrücklich für die persönliche Sicherheit und eine „ritterliche Haft" des Königs verwendete. Seine Freiheit erhielt er aber erst im Februar 1194 gegen ein durch Geiseln sichergestelltes Lösegeld von 50.000 Mark Silber. Wir wissen aus gleichzeitigen Berichten, ja sogar aus eigenen Briefen, daß Richard Löwenherz mit seiner Behandlung in österreichischer Haft ganz zufrieden war, sich „heiter und gesprächig" zeigte, ja sogar an seine Mutter schrieb, der Herzog halte ihn „honeste circa ipsum moram facimus" („in einer seiner Ehre und der Sitte entsprechenden Art"). Das hinderte aber nicht, daß er nach seiner Freilassung erbitterte Klagen über den Herzog vorbrachte, der ihn „wie einen Farren (Stier) oder Esel an den Kaiser verkauft habe", den Papst zur Verhängung des Bannes drängte und unter den nichtigsten Vorwänden die Zahlung des Lösegeldes verweigerte.

Den auf ihn entfallenden Teil des Lösegeldes von 20.000 Mark Silber verwendete Herzog Leopold nicht ganz im vertragsmäßigen Sinne, nachdem er nur zu frommen Stiftungen bestimmt war, aber trotzdem in sehr zweckmäßiger und verdienstlicher Weise, indem er mit dem Geld die Ringmauern in Wien, Enns, Wiener-Neustadt und Hainburg ausbessern ließ. Schwere Unglücksfälle, die kurz nacheinander eintrafen, wie ein großer Brand in Wien, eine Überschwemmung, welche Hungersnot und Seuche im Gefolge hatte, galt den Gegnern des Herzogs als himmlische Strafe und als Folge des auf ihm lastenden Bannes. In allen gleichzeitigen Chroniken, die doch meist aus Klöstern stammen, findet sich aber keine Hindeutung, daß man im Volke ähnliche Ansichten gehegt habe. Wenn ein moderner Historiker sagt: „Nicht darin liegt mehr der Stolz des Landesherrn, neue Klöster zu gründen oder die schon vorhandenen übermäßig zu bereichern, sondern in der Vergrößerung der Wehrkraft, in der Begünstigung des Bürgerstandes und in der Gründung neuer Städte", so kennzeichnet er trefflich die Wandlung, welche sich seit einem halben Jahrhundert in den Regierungsmaximen der Babenberger unbeschadet deren traditioneller Fröm-

migkeit vollzogen hatte. „Die Erstarkung der herzoglichen Gewalt gegen die Sonderinteressen von Adel und Klerus, das Hinneigen zu dem Bürgertum und die dadurch bedingte Förderung des Städtelebens, bilden von nun an die typischen Eigentümlichkeiten der Regierung in Österreich."

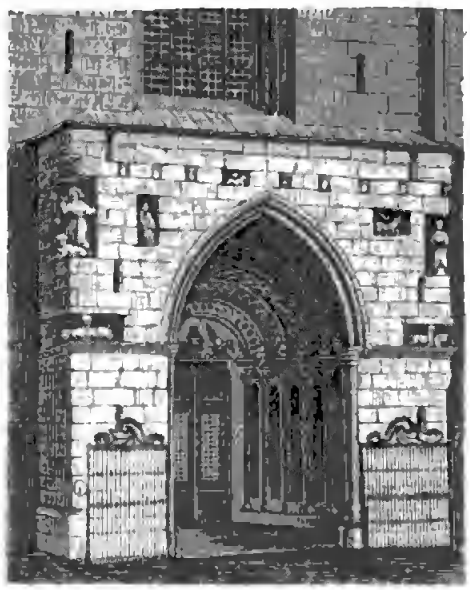
Einen Beweis dieser Fürsorge haben wir auch in dem am 9. Juni 1192 verliehenen Privilegium für die Kaufleute von Regensburg zu sehen, das diesen Schutz ihrer Personen und ihres Eigentums zusichert, aber von besonderer Wichtigkeit ist, weil es überhaupt die älteste uns erhaltene Urkunde ist, die sich

Dürrnstein. (S. 142.)

mit Festsetzung öffentlicher Normen für Handel und Verkehr, für gewisse Fragen der Verwaltung und des Rechtswesens befaßt. Die in jedem Betracht sehr wichtige Urkunde sagt, daß der Herzog die Kaufleute von Regensburg in Anbetracht der Verdienste, welche sie sich erwarben, als Leute ehren wolle, die mit ihm innig verbunden sind. Er erließ ihnen in seinen Ländern Österreich und Steiermark einen Teil der an seine Kammer zu entrichtenden Zölle — „Tribut" wurden sie damals genannt — und traf rechtliche Bestimmungen für den Fall von Streitigkeiten oder Beleidigungen zwischen ihnen und den Landesbewohnern. Besonders wichtig sind die Vorschriften über den Handel, den die Regensburger Kaufleute damals fast allein vermittelten, indem sie auch feine Gewänder und Stoffe aus Köln einführten und dagegen in Wien Metalle, Pelzwerk und

Gewürze aus dem Orient einhandelten. Wenn ein Bürger von Wien eine Ware von einem fremden Kaufmann erstand und sie ohne ordentliche Nachschau weiter verkaufte, stand ihm keine Klage gegen den ersten Verkäufer zu. Erhob er aber wegen schlechter Ware eine Klage, so lange er jene noch im eigenen Besitz hatte und der Verkäufer beschwor, keine Kenntnis davon gehabt zu haben, so war dieser zwar zum Schadenersatz verpflichtet, konnte aber nicht weiter bestraft werden. Wollte er aber den Eid nicht ablegen, so mußte er dem Gericht ein halbes Talent und dem Beschädigten zwölf Pfennige geben. Den fremden Kaufleuten war auch erlaubt, auf dem Wiener Markt Gold anzukaufen oder zu verkaufen, nur der Kauf und die Ausfuhr von Silber war untersagt, um die Geschäfte der landesfürstlichen Münzstätte nicht zu behindern.

Während eines Aufenthaltes in Graz, welcher durch die Regelung innerer Fragen dieses neuerworbenen Landes nötig gemacht wurde, stürzte Herzog Leopold V. bei einem Turnier oder, wie es wahrscheinlicher ist, bei einer bloßen Reitübung mit dem Pferde auf dem hartgefrorenen Boden und erlitt einen Bruch des Oberschenkels, dessen Heilung die damalige Chirurgie nicht gewachsen war (26. Dezember 1194). Als er sein Ende nahe fühlte, legte er das Ordenskleid der Cistercienser an. Vom Bewußtsein des auf ihm lastenden Kirchenbannes bedrückt, ließ er den Erzbischof von Salzburg berufen, der aber nur gegen Freilassung der noch in Haft befindlichen englischen Geiseln, Verzicht auf den noch ausständigen Teil des Lösegeldes und Rückgabe des schon erhaltenen den Bann löste. Nachdem der Herzog noch die Erbfolge so geregelt hatte, daß im Sinne der kaiserlichen Bestätigung Österreich an den älteren Sohn Friedrich, Steiermark an Leopold, den jüngeren, fallen sollte, starb er am 31. Dezember 1194. Seine Ruhestätte fand er, den eigenen Anordnungen entsprechend, in Heiligenkreuz.



Das Riesentor. (S. 146.)

Mit seltener Einmütigkeit betrauerte man im ganzen Lande seinen Tod. Von den Burgen des Adels herab, aus den Mauern der Klöster, wie aus Bürgerhäusern und den Hütten der Bauern tönten die Klagen um den Fürsten, „der sich dem Ganzen als ein wahrer Vater, jedem Einzelnen als treuer Freund und Wohltäter gezeigt". „Was bedarf ich der Sonnen Wonne, seit aller Freuden Herre Liupold in der Erde liegt, den ich nicht einen Tag traurig sah," so klagt der Minnesänger Reinmar von Hagenau, der gleich Walther von der Vogelweide ein gern gesehener Gast am prächtigen Hofe Leopold V. war. „Es hat die Welt an ihm verloren, daß ihr nie an einem Manne solcher Schade geschah. Sei ihm gnädig Herre Gott; denn ein tugendhafterer Gast kam in dein Ingesinde nicht."

Wenn die schon erwähnte Ansicht des Dombaumeisters Friedrich Schmidt, für welche unbedingt sehr gewichtige Gründe sprechen, richtig ist, daß vom ursprünglichen, rein romanischen Bau der Stefanskirche gar nichts mehr erhalten blieb, so müssen wir einen Umbau voraussetzen, der mit ziemlicher Sicherheit

in die letzten Regierungsjahre Herzog Leopold V. des Tugendhaften fiele. Dafür sprechen auch manche äußere Umstände, deren Kenntnis uns erhalten blieb. Bei einer am 5. August 1158 in der Stadt wütenden großen Feuersbrunst wurde auch die Stephanskirche so in das Mitleiden gezogen, daß „vil Gemäuer parst" und die Glocken schmolzen. Bei einem neuen verheerenden Brande am 30. April 1276 stürzten wieder mehrere Gewölbe ein, kurz der Bauzustand muß ein solcher gewesen sein, daß gewiß der Gedanke eines Neubaues nahelag. Da wir aus den Jahren 1300, 1302 u. s. w. von frommen Widmungen einzelner Bürger zum Bau des Chores wissen, so muß die Fundamentierung, die Ausführung der Hauptmauern, der drei Schiffe u. s. w. wenigstens 10 Jahre früher begonnen haben, der Bau fiele also in die letzten Regierungsjahre Leopold V. und in jene Übergangsperiode vom romanischen zum gotischen Stil, welche Schmidt als charakteristisch für diesen Bau bezeichnet und die sich allerdings in der noch erhaltenen Westfaçade des Domes deutlich erkennen läßt.

Nur diesen Teil anerkennt Schmidt als dem zweiten Bau der Kirche aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts angehörig an. Alles andere gehört jener großen von Herzog Rudolf IV. im vierzehnten Jahrhundert begonnenen Bauperiode an, in welcher die volle Wirkung der Gotik zum Ausdruck kam und durch welche der Dom jene herrliche Ausgestaltung empfing, die noch heute den Beschauer entzückt. Wie schon kurz erwähnt, war auch die zweite der Übergangszeit angehörende Stephanskiche ein Hallenbau mit drei Schiffen, von welchen die beiden seitlichen wesentlich niederer waren als das Mittelschiff, dessen Langhaus sieben Gewölbejoche hatte. Bei deren Einwölbung machte sich schon die Herrschaft der Gotik geltend, wie die oberen Hallen der Türme beweisen, die doch sonst bis zur Gesimshöhe gleich der ganzen Westfaçade erkennbar romanische Bauformen zeigen. Nach der ganzen baulichen Anlage dürfte der Chorabschluß dreiteilig gewesen sein, nachzuweisen ist dies aber mit Bestimmtheit nicht.

Die ursprünglich romanische Anlage ist am besten am sogenannten „Riesentor" zu erkennen (Abb. S. 145), das aber keineswegs durch seine Dimensionen diesen Namen rechtfertigt, der vielmehr, wie schon erwähnt, von den früher hier befestigten Knochen riesiger Vorweltstiere stammen dürfte, die man für Überbleibsel eines Riesengeschlechtes hielt. Aber auch nur mehr das Innere dieses Tores mit den in Rundbogen abschließenden, reich ornamentierten Säulen gehört dem romanischen Stil an, der äußere Spitzbogen ist schon eine spätere Zutat. Interessant ist der über den Säulen hinlaufende Frieß mit den seltsamen Tier- und Menschengestalten und den darüber befindlichen Brustbildern der Apostel und Evangelisten. Dem romanischen Stil gehört auch das innere Giebelfeld (Tympanon) an, das den von zwei Engeln flankierten segnenden Christus zeigt. (Abb. S. 152.)

Viel umstritten ist die Abstammung der Bezeichnung „Heidentürme" für die beiden in vier Geschoße aufgebauten Türme der Westseite, die jedoch auch nur bis zum Gesims dem zweiten Bau angehören. Welche der verschiedenen Auslegungen stichhältig ist, kann bis jetzt nicht entschieden werden, da sie meist auf sehr gewagte linguistische Gründe gestützt sind oder gar die Stephanskirche mit den in Wien ansässigen Heiden einer grauen Vorzeit in Verbindung bringen. Möglich wäre es, daß diese Türme in irgend einem Zusammenhang mit dem alten Wiener Bürgergeschlecht der „Haiden" standen, aber auch dafür besteht kein strikter Beweis.

An anderen kirchlichen Stiftungen entstand während der Regierungszeit Leopold V. noch das Nonnenkloster von „St. Jakob auf der Hülben", bei der schon (S. 120) erwähnten gleichnamigen Kapelle. Im Jahre 1190 erbaute eine fromme Matrone, deren Name Khülber gewesen sein soll, eine Art Asyl-

haus für Frauen, das sich bald durch den Eintritt adeliger Frauen vergrößerte. Nachdem die Ordensregel des hl. Augustin eingeführt worden, standen die Frauen von St. Jakob unter dem Schutz des Propstes von Klosterneuburg, von 1491 an unter jenem des Propstes von St. Dorothea in Wien. Während eines furchtbaren Unwetters in der Nacht vom 6. November 1452 zündete ein Blitzschlag im Turm von St. Jakob, der Kirche und Kloster in Brand steckte, wobei eine alte gebrechliche Nonne um das Leben kam und die Kirchenglocken schmolzen. Ein zweiter Brand am 2. April 1627 richtete wieder großen Schaden an; sogar das hölzerne Postament der Jakobsstatue verbrannte, diese selbst aber blieb unversehrt. Bei diesem Anlasse wird uns berichtet, daß St. Jakob einen schwarzen mit Muscheln verzierten Pilgerhut, eine rote Tunika und einen violetten goldverbrämten Mantel trug, und gewöhnlich in der Sakristei aufbewahrt, an hohen Festtagen aber zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurde. Kirche und Kloster erstanden auf den alten Fundamenten neu. Im Jahre 1783 erfolgte die Aufhebung und die auswandernden Nonnen nahmen das Holzschnitzwerk mit, ohne daß dessen weitere Schicksale bekannt wären.

Ungefähr gleichzeitig mit St. Jakob entstand das Nonnenkloster zu St. Niklas auf der Landstraße, das den Raum zwischen der heutigen Rasumofsky- und Salmgasse einnahm. Es verdankte seinen Ursprung dem Stifte Heiligenkreuz, das sich jedoch bei dieser Gründung der Förderung des Herzogs sicher zu erfreuen hatte. Das von Cistercienserinnen besiedelte Kloster kam durch reiche Schenkungen bald zu großem Wohlstand, so daß schon 1228 eine Kapelle zu St. Niklas mit kleinem Konvent in der Singerstraße abgezweigt werden konnte, dessen Nonnen die Verpflichtung hatten, Mädchenunterricht zu erteilen. Da mit Vorliebe Frauen aus wohlhabenden Häusern in das Kloster traten, fehlte es nicht an reichen Schenkungen, unter welchen jene der Frau Barbara, „Ehegemahel des Hans Ritter von Zink" aus dem Jahre 1416 bemerkenswert ist. Sie vermachte dem Kloster 100 Pfund Pfennige und ihre Habe an Kleidern und Schmuck im Werte von 60 Pfund unter der Bedingung, „es soll alles gemain sein und aus einer Kuchen und Hefen gen und gespeist werden", womit die fromme Erblasserin gewiß andeuten wollte, daß nur die Gesamtheit, nicht aber einzelne Nonnen Vorteil aus der Erbschaft ziehen sollten. Herzog Albrecht I. räumte 1287 dem Kloster auf seinen Besitzungen die volle Gerichtsbarkeit ein, Klagen gegen den Konvent aber mußten vor den landesfürstlichen Richter gebracht werden. In einer Eingabe vom Jahre 1523 an den Erzherzog Ferdinand klagen die Nonnen über die bittere Not, in welche sie geraten seien, ohne deren Ursachen zu nennen und als 1529 Kirche und Kloster verbrannt wurden, kam es zu keinem Wiederaufbau, sondern die Gemeinde Wien erwarb 1563 den Bodenbesitz des Klosters, soweit er im Burgfrieden gelegen war.

Nach einer alten, aber durch kein urkundliches Zeugnis bestätigten Annahme soll unter Herzog Leopold V. der Templerorden in Österreich Aufnahme gefunden haben und auch in Wien — angeblich an Stelle der späteren Prediger- oder Dominikanerkirche — einen Konvent besessen haben. Nun wäre es allerdings nicht unmöglich, daß der Herzog während seines Weilens in Palästina mit dem Orden in Verbindung getreten ist. Eine Niederlassung desselben in Wien hat aber nie bestanden und auch die Annahme vom Bestehen solcher an anderen Orten Österreichs stößt auf starke, berechtigte Zweifel. Daß in einzelnen Urkunden Schenkungen an Grundbesitz oder Gülten für den Templerorden vorkommen, ist durchaus kein stichhältiger Beweis für dessen Seßhaftigkeit im Lande. Wenn er aber tatsächlich Niederlassungen unterhalten hätte, wie es von Mödling, Perchtoldsdorf, Heiligenstadt, Neunkirchen u. s. w. auf Grund der Tradition behauptet wird, so würde ganz bestimmt auch eine Komturei bestanden haben, wie in

allen Ländern, wo Konvente und namhaftere Besitzungen vorhanden waren. Daß sich keinerlei urkundlicher Beweis, kein Akt über Tausch oder Schenkung, keine Unterschrift eines Konventspriors als Zeugen oder in anderer Eigenschaft erhalten hätte, wenn die Niederlassungen so zahlreich waren, ist ganz undenkbar. All diese vagen Vermutungen sind wohl nur durch das Interesse hervorgerufen worden, die das tragische Schicksal des Ordens und die angeblichen Mysterien desselben hervorriefen, die ziemlich geschickt viel später noch im achtzehnten Jahrhundert mit ähnlichen lichtscheuen Mysterien verknüpft wurden. Bis positive Beweise für das Bestehen solcher Niederlassungen in Österreich erbracht sind, werden deren angebliche Bewohner an geschichtlicher Bedeutung mit jenem Tempelritter wetteifern, der im „Burgverließ" der Franzensburg in Laxenburg zum Gruseln und zugleich zum Gaudium großer und kleiner Kinder mit den Ketten rasselt.

Wer die unglücklichen Elementarereignisse, von welchen Österreich betroffen wurde, auf den Bann, der auf Leopold V. dem Tugendhaften lastete, zurückführen wollte, mußte schwer enttäuscht sein, daß auch dessen Aufhebung und der Tod des Gebannten keine Änderung brachte. Im Jahre 1195 brach eine furchtbare Heuschreckenplage über das Land herein, über deren Schauer uns die Chroniken nicht genug erzählen können. Mag auch jener Ritter, der ob seiner Sündhaftigkeiten von einem Schwarm dieser geflügelten Schädlinge überfallen und aufgefressen wurde, daß nichts überblieb als Rüstung, Waffen und die Hufeisen seines Pferdes, eher in eine schauerliche Ballade der „Fliegenden Blätter" als in eine „warhafftige Chronika" gehören, so müssen doch in der Tat die von den Heuschrecken verursachten Schäden ganz außerordentliche gewesen sein. Man erzählt, daß diese von Osten kommenden Schwärme die Sonne verfinsterten und über dem Wiener Becken hingen wie eine drohende Wolke. Wo sie sich niederließen, lagen die Tiere auf weiten Strecken spannenhoch übereinander; was grün war, mochte es nun die Frucht auf dem Halm oder Laub auf Bäumen und Büschen sein, verschwand unter den gefräßigen Kiefern dieser Milliarden von geflügelten Vielfressern, die das Land in eine Wüste verwandelten und erst beim Eintritt der kälteren Jahreszeit verschwanden.

Vielleicht als Folge dieser Verwüstungen brachten auch die nächsten Jahre 1196 und 1197 vollkommenen Mißwachs an allen Feldfrüchten, der um so schlimmer wirkte, da die gleiche Kalamität sich dem ganzen Donautal entlang über Deutschland und Ungarn erstreckte, also auch von den Nachbarländern keine Zufuhren möglich waren. Wie die Ringe an einer unheilvollen Kette schlossen sich Ursachen und Wirkungen aneinander, denn offenbar infolge des Mangels an entsprechender Nahrung brachen 1197 verheerende Seuchen unter Menschen und Tieren aus, für welche man zum Teil auch, wohl nicht ganz mit Unrecht, die aus dem Orient zurückkehrenden Kreuzfahrer verantwortlich machte.

Unter dem andauernden Druck solcher Schrecken lösen sich auch festgefügte Bande der gesellschaftlichen Ordnung. Not und wahnwitzige Furcht sind stets Säemänner der Rechtslosigkeit und des Aufruhrs gewesen. Dabei trat aber die Schwäche des in Schichten des Volkstums aufgebauten Feudalstaates hervor. Ein Gemeinsinn, der die Kraft aller zur Hilfe geeint hätte, wie das Unglück ein gemeinsames war, fehlte noch ganz. Jeder griff nach Gewalt, um sich zum Schaden des anderen zu erhalten. Die Landherren auf ihren stolzen Burgen sitzend und vom Ertrag ihrer Güter, von den Zinsungen ihrer Hörigen lebend, vermerkten deren unregelmäßigen Eingang oder gar deren Ausbleiben schwer; sie hielten sich dazu berechtigt, den Ausfall auf jede Weise zu ersetzen, bedrückten ihre Untertanen, saugten sie unbarmherzig aus, viele aber wurden auch zu Wegelagerern, die Kaufleuten und Reisenden auflauerten, sie beraubten und auch das

flache Land und die Ortschaften brandschatzten. Dagegen erhob sich wieder das zur Verzweiflung getriebene Volk, dem nun die rohe Gewalt das letzte nahm, was grausame Naturkräfte noch gelassen hatten.

„Eine Hand war geballt gegen die andere," klagt ein Chronist und Walther von der Vogelweide, der am Hofe in Wien weilte, singt voll Bitterkeit:

„Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt geht aus auf Beute,
So Fried als Recht sind todeswund."

Der ganze Groll des Höherstehenden über den plumpen Bauer, der doch auch einmal sich seines Menschenrechtes besann und der Gewalt mit Gewalt begegnete, spricht aus den Worten Seifried Helblings: „Knüttel sollen sie tragen, nicht Schwerter oder Dolchmesser; Kraut und Brein sollen sie essen, nicht Wildpret; an Fasttagen Hanf, Linsen, Bohnen, nicht Fisch und Oel, wie die Herren. In früherer Zeit, da man dem Lande sein Recht zumaß, war dem Bauer und seinem Weib am Werktag nur grauer, an Feiertagen blauer Loden gebilligt, jetzt trägt die Bäuerin Genfer-Grün, Braun und Rot."

In so schwerer Zeit kam Herzog Friedrich I., der Katholische, zur Regierung, der von seinem Vater den ritterlichen Sinn, die Freude an höfischem Prunk und an Turnier- und Minnegesang, aber nicht im gleichen Maße die Sorge um das Wohl seiner Untertanen geerbt hatte. Kaum hätte er sich sonst so leichthin entschlossen, in einer Zeit der Bedrängnis und Unruhe sein Land zu verlassen und noch dazu um einer Ursache willen, die den letzten Verfügungen seines sterbenden Vaters vollkommen widersprach. Friedrich I. gab zwar die englischen Geiseln frei, weigerte sich aber hartnäckig, das schon gezahlte Lösegeld herauszugeben. Nach langem Verhandeln gab Papst Cölestin nach, legte dem Herzog aber die Pflicht auf, „zum Seelenheil seines Vaters", den in Vorbereitung befindlichen Kreuzzug mitzumachen. Dagegen hatte der 23jährige Fürst nichts einzuwenden, denn er sah ein Feld für ritterliche Taten und Abenteuer vor sich, die ihn mehr lockten, als die mühseligen Geschäfte der Regierung.

Auch Kaiser Heinrich VI. sollte an dem Kreuzzug teilnehmen. Man schrieb ihm sogar die Absicht zu, diesen Anlaß zur Eroberung des byzantinischen Reiches benützen zu wollen. Da ihn aber die Reichsgeschäfte vorderhand an der Teilnahme verhinderten, trat Friedrich I. mit seinem Oheim Heinrich von Mödling allein die Kreuzfahrt an (1197), nachdem er seinem Bruder Leopold während seiner Abwesenheit die Regierung in Österreich übertragen hatte.

In Sizilien sammelte sich das fast nur aus Deutschen bestehende Kreuzheer. Ungefährdet erreichte man das heilige Land, dann aber brachen jene unglücklichen Zwischenfälle herein, die noch alle diese im besten Glauben unternommenen Züge begleitet hatten, an welche so viel Gut und noch kostbareres Blut gewendet wurde. Kurz nach der Landung bei Tyrus starb Königin Margaretha, die Witwe Bela III. von Ungarn, die sich in frommem Eifer den Kreuzfahrern angeschlossen hatte. Aber nicht nur unter diesen brachen Zwistigkeiten aus, wie es noch jedesmal der Fall gewesen, sondern die in Palästina ansässigen Christen mißtrauten den Kreuzfahrern, von welchen sie eine Störung der ganz leidlichen Verhältnisse zu dem muselmanischen Landesherrn befürchteten, ja die Templer und Johanniter stellten sich nahezu feindselig gegen ihre Glaubensgenossen. Mit der Eroberung einer kleinen Stadt waren die Taten des Kreuzheeres abgeschlossen, es konnten keine Fortschritte mehr gemacht werden. Als nun gar die Nachricht von dem Tode Kaiser Heinrich VI. kam, drängte alles im Bewußtsein einer kommenden bewegten Zeit in Deutschland zur Rückkehr. Auf dieser

wurde Herzog Friedrich I. in Ptolomäus von einem klimatischen Fieber befallen, dem er am 16. April 1198 erlag. Sein Begleiter und Berater, Bischof Wolfker von Passau brachte den Leichnam in die Heimat zurück, wo er in Heiligenkreuz bestattet wurde. Wenn ein Sänger ihm nachruft: „Er lebte tadelsohne, nach Preis stand sein Gemüte, sein Name ist gekommen zu Ehren," so haben wir darin den dichterischen Ausdruck höfischer Anhänglichkeit zu sehen, die unparteiische Geschichte muß konstatieren, daß Friedrich I. vielleicht noch keine Gelegenheit gehabt, dieses Lob zu verdienen, sie aber auch nicht suchte.

Die österreichischen Minnesänger.

Man kann die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts mit Fug als die Blütezeit dieser Dichtkunst in Österreich bezeichnen. Waren diese ritterlichen Sänger der Liebe und der Tapferkeit auch schon am Hofe Leopold V. gerne gesehene Gäste, sehen wir sie auch noch von Leopold VI. und Friedrich II. geehrt und reich beschenkt, so wendete ihnen doch keiner der Fürsten soviel Gunst zu, als Friedrich I. während seiner kurzen Regierung, die mehrere der berühmtesten Minnesänger an seinem Hof sah.

Aber nicht auf die Höfe allein war die Freude am „Singen und Sagen" dieser fahrenden Sänger beschränkt, alle Stände hatten Anteil daran und tief hinab in das Volk drang ihr Sang, auch dort ein Echo weckend, das lange nicht verklang. Treffend sagt ein moderner Historiker darüber: „Und nicht nur an die Tore hoher Ritterburgen pocht der Spielmann, um in den schon reich ausgestatteten Gemächern vor einem bunten Kreise adeliger Herren und schöner Damen die Sage von kühnen Recken und ihren Abenteuern zu singen, auch in den österreichischen Klöstern drängt sich die Schar von Mönchen heran, hört ebenso begierig den Reimen und entläßt ihn reich beschenkt." So erging es aber auch im Prunkzimmer reicher Bürger oder wenn der Spielmann die Straße ziehend anhielt, um den unter der Dorflinde versammelten Bauern ein Liedlein zu singen. Vergessen soll auch nicht werden, daß gerade fleißige Mönche viele solcher Lieder aufschrieben und dadurch der deutschen Nationalliteratur kostbare Schätze erhielten.

Oft stammten diese Sänger aus ritterlichem Stand, manche hatten eine gelehrte Bildung genossen, andere tauchten aus dem Volke empor, von nichts getragen als von der dichterischen Begabung, die nicht nach Wappenschild und Schulranzen fragt. Nicht alle sonnten sich im Glanz fürstlicher Höfe, um dort Gunst und Ehre zu finden, oder auch, wie einer von ihnen singt, „ein reichlich Kleid", sondern ihr Leben verfließt im Dunkel, daß wir kaum etwas davon wissen und nur die Goldkörner der Poesie, die sie auf ihrem harten Lebensweg ausstreuten, verraten durch ihren Glanz, daß hier ein gottbegnadeter Sänger wandelte.

Ihre Lieder, die oft Improvisationen waren, die vom Moment geboren, gerade dadurch die Zuhörer entzückten, begleiteten sie sich meist auf der Harfe. Dabei darf man aber nicht an jenes Instrument denken, das im Beginn des vorigen Jahrhunderts sehr beliebt bei empfindsamen vornehmen Damen war, dann von den Straßen-Bänkelsängern mißhandelt wurde, welchen es sogar den Namen („Harfenisten") gab und in unserer Zeit nur mehr von einzelnen Virtuosen gespielt wird und in großen Theaterorchestern vorkommt. Ein so voluminöses Instrument hätte schon die fahrende Lebensweise der Minnesänger nicht geduldet; ihre Harfe war von so bescheidener Größe, daß sie beim Spielen frei gehalten werden und dann auf den Rücken geworfen und auf der Wanderschaft ohne Beschwerde getragen werden konnte.

Unsere Abbildung (S. 153), die dem im Stifte Klosterneuburg verwahrten Psalterium des heil. Leopold entnommen ist und den königlichen Sänger David darstellt, zeigt eine Anzahl merkwürdiger Musikinstrumente des Mittelalters. Die zwei kleinen oberen Figuren haben Harfen von verschiedener Form, jene rechts zeigt die von den Minnesängern und fahrenden Rhapsoden meist benützte Art.

Am gastfreien Hofe der Herzoge von Österreich fanden sich von 1160 bis 1240 gar viele der Meister des Minnesanges ein, der in jener Zeit seine höchste Blüte fand. Er war Nachfolger und Erbe der ersten Volkspoesie und nächst dem geistlichen Lied die erste Form der Kunstdichtung. Mit dem Minnelied verließ die deutsche Poesie die bloße Alliteration — den Gleichklang der Konsonanten — und der ausgebildete Endreim trat an deren Stelle. Und gerade im Südosten Deutschlands, der das heutige Österreich umfaßt, kam der Minnesang zur höchsten Entfaltung, auf unserem Boden wurden einige seiner größten Meister geboren.

Es wäre ganz unmöglich, hier alle fahrenden Sänger zu nennen, die durch Abstammung oder längeren Aufenthalt von Bedeutung für unsere älteste Literaturgeschichte sind. Es wird genügen, wenn den bedeutendsten Erscheinungen darunter einige Worte gewidmet werden. Einer dichterischen Persönlichkeit, die eigentlich nicht in den Kreis der Minnesänger gehört, müssen wir aber früher noch gedenken. Es ist dies jener Ritter Kürnberger, der schon erwähnt wurde, von dessen näheren Lebensverhältnissen wir wenig mehr wissen, als daß er um die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte und einem in der Nähe von Linz, wo noch jetzt eine Höhe bei Wilhering den Namen Kürnberg oder Kürberg führt, ansässigen edlen Geschlecht angehörte. Ihm verdanken wir unser erstes und größtes Nationalepos, das Nibelungenlied in der jetzt allein anerkannten Fassung, in dem er die von der Tradition fortgepflanzten Stoffe der germanischen Mythe und der gewaltigen geschichtlichen Erscheinungen der Völkerwanderung zu einer Dichtung von erschütternder Kraft zusammenfaßte. Die Grundlinien der Erzählung entnahm er den im Volk fortlebenden Sagen und Liedern, Anordnung und Behandlung aber sind ebenso sein Eigen, wie die plastische Kraft, mit welcher er einzelne Charaktere zu gestalten wußte, wie z. B. den in seiner herben, fast rohen Vasallentreue doch imponierenden Hagen Tronje, den biederen Rüdiger von Pechelaren, den Spielmann Volsker u. s. w. Daß seine Erwähnungen Wiens im Nibelungenlied keinen oder doch nur einen sehr bedingten historischen Wert haben, wurde schon an anderer Stelle erwähnt.

Man hat auch einen der ältesten und bekanntesten Minnesänger, Heinrich von Ofterdingen, längere Zeit als Verfasser des Nibelungenliedes genannt, was aber schon lange als Irrtum nachgewiesen ist. Überhaupt werden seine Abstammung und seine Beziehungen zu Österreich aus guten Gründen angezweifelt. Seine Abstammung aus dem Orte Ostering in Oberösterreich, sowie sein Aufenthalt am Wiener Hof unter Leopold dem Tugendhaften sind durch nichts nachgewiesen, und daß er bei dem in das Jahr 1206 gesetzten Sängerkrieg auf der Wartburg ein etwas verspätetes Loblied dieses Fürsten sang, fällt dadurch weg, daß der ganze Sängerkrieg als sagenhaft nachgewiesen wurde und zu einer zufälligen, vom kunstsinnigen Thüringer Landgrafen Hermann I. veranlaßten Versammlung mehrerer ritterlicher Sänger zusammenschrumpfte.

Dagegen gehört Österreich der größte Meister des Minnesanges, Walther von der Vogelweide, durch Abstammung und längeren Aufenthalt an. Er stammte aus einem ritterlichen Geschlecht, das aber nur sehr mäßig begütert war und einen Hof in der Layener Ried bei Bozen im oberen Eisacktal besaß. Dort wurde Walther um 1165 geboren, kam aber schon im Beginn der Achtzigerjahre nach Wien, dessen Hof damals mit seinem glänzenden und geräuschvollen Leben ein mächtiger Anziehungspunkt für ritterliche Abenteurer und

fahrende Sänger war. Die ersteren konnten hier in den prunkvollen Turnieren, den Buhurten und Tjosten (Schaaren- und Einzelkämpfen), ihre Kraft und Geschicklichkeit zeigen und sich ehrenvolle Rippenbrüche holen, für den Sänger aber war der Hof in Wien eine Art Schule seiner Kunst. Hier fand sich ja häufig einer der besten Meister des Minnesanges ein, Reinmar der Alte (gestorben 1207), von dem Uhland rühmt, daß seine Lieder der edelsten Liebe und Treue vollendeten Ausdruck liehen. Nicht umsonst nannte man ihn nach seiner rheinischen Abstammung die „Nachtigal von Hagenau". An solchen Mustern bildete sich der junge Walther heran, der später selbst rühmte, in Österreich habe er „singen und sagen" gelernt und dem Lande hohes Lob spendet:

„Tugend und reine Minne,
Wer sie suchen will,
Komme herein in unser Land,
Da ist die Wonne viel."

Es würde zu weit führen, alle Wanderzüge dieses Dichters aufführen zu wollen, die ihn durch fast ganz Deutschland und auch über dessen Grenzen führten. Doch kehrte er auch nach dem Tode Friedrich I., der sein besonderer Gönner war, immer wieder mit Vorliebe nach Wien zurück. Er wohnt der mit großem Prunk vollzogenen Schwertumgürtung Leopold VI. (1200) bei und rühmt die Freigebigkeit des jungen Fürsten, der mit stets offenen Händen Gold, Silber und kostbare Gewänder spende, als wäre solch Gut gefunden und Pferde an die wünschenden Gäste gab, gleich Lämmern, aber auch Schulden für jene zahlte, die davon bedrückt wurden. Doch zu einem bleibenden Aufenthalt kam es nicht; von Zeit zu Zeit finden wir ihn aber immer wieder in und bei Wien, so z. B. im Jahre 1203, wo er vom Passauer Bischof Wolfker beim Nahen des Winters einen Pelz bekam, 1217, wo er während der Ausrüstung zum Kreuzzug anwesend war, um dann bei Heinrich von Mödling Aufnahme zu suchen und bis in das Jahr 1220 in der Umgebung des aus dem heiligen Land zurückgekehrten Herzogs zu leben. Dies dürfte sein letzter Aufenthalt in Wien gewesen sein, denn wir finden ihn nur mehr in Deutschland, wo er lebhaften Anteil an den politischen Vorgängen nahm, die letzten Jahre aber zurückgezogen in Würzburg lebte, wo er um 1230 starb.

Tympanon am Riesentor. (S. 146.)

Gerade sein unstetes Leben verlieh Walther von der Vogelweide (Abb. S. 160) neben seiner dichterischen Begabung eine Weltkenntnis und eine Einsicht in die Welthändel, die man sonst bei keinem Minnesänger findet. Es ist bezeichnend, daß er selbst seine Dichtungen in solche einteilt, welche dem Minne-, Herren- und Gottesdienst gelten. Er durchbrach der Form und dem Inhalt nach den bisherigen Minnesang, und wenn er als Dichter reizender Liebes- und Maienlieder für immer einer der besten deutschen Lyriker ist, so muß man ihn unbedingt den ersten Poeten in unserer Sprache nennen, der auch politische Tendenzen dichterisch zu vertreten wußte. In seiner Begeisterung für ein mächtiges Kaisertum und ein einiges Deutschland, der sein berühmtes

Lied: „Deutschland über alles“ entstammte, findet er Worte von echtem Pathos und ergreifender Kraft, aber auch die Satire wußte er in schneidenden Sprüchen zu gebrauchen, wenn es galt, den kleinlichen Egoismus der Fürsten oder die Übergriffe des damaligen Kirchenregimentes zu geißeln.

Der Vielgestaltigkeit seines Geistes, seiner aus reicher Anschauung gewonnenen Empfindung und einer seltenen Form- und Sprachgewandtheit waren alle Töne geläufig, Zartheit und Innigkeit, wie Heiterkeit und Mutwille, der sich im köstlichen „Tandaradei“ so reizend ausspricht. Kein anderer Meister der Kunstpoesie wußte so wie er aus der Quelle der Volkspoesie zu schöpfen und aus jedem Tropfen, den er entnahm, eine köstliche Perle zu schaffen, die wieder Eigentum des Volkes wurde, dessen Ton er veredelnd zu treffen wußte. Nicht allein den Werken Gottes und der heil. Jungfrau widmete er Lieder von echter Frömmigkeit, er begnügte sich auch nicht mit elegischen Klagen über die Vergänglichkeit aller Dinge, sondern er griff seine Stoffe aus dem Leben seiner Tage, den Zuständen und Ereignissen der Zeit und wahrte sich dadurch das heilige Recht und die Pflicht des wahren Dichters, für das, was alle bewegt, schöne und mächtige Worte zu finden.

„Ja leider kann das niemals sein,
Daß Sucht nach Geld und Ehre
Mit Gottes Huld sich mehre;
Daß diese drei zusammen kommen,
Der Weg dazu ist weggenommen,“

sang er, als die Rechtlosigkeit überhand nahm und jeder die Hand nach dem Gut des anderen ausstreckte. Und als während des Streites um die deutsche Krone zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. auch der unselige Kirchenzwist wieder ausbrach, sprach Walther jedem Denkenden aus der Seele:

Die Instrumente der Minnesänger. (S. 151.)

„Erhoben war der schlimmste Streit,
Der je bestand zu einer Zeit,
Als losbrach das Entzweien
Der Priester mit den Laien.“

Und am Abend seines Lebens senkte sich jene Resignation auf sein so heiß verlangendes Wesen, so daß er mit Weisheit und Milde sang:

„Sieh, nun hab' ich Dich gelehret,
Was ich selber nie gewann,
Unglück wurde mir beschceret,
Andern mag es, wer's da kann.“

Viel weniger genau sind wir über die äußeren Verhältnisse einiger anderer in Österreich geborener oder doch hier lebender Minnesänger unterrichtet. Dazu zählt namentlich ein aus Salzburg stammender und am Hofe Friedrich II. des Streitbaren gerne gesehener Ritter Tanhüser oder Tanhäuser, der oft

mit dem mythischen Dichter dieses Namens verwechselt wurde. Die von gelehrter Seite ausgesprochene Vermutung, daß seine historische Persönlichkeit mit einer älteren Sage verflochten wurde und dadurch dem Tanhäuserstoff Name und geschichtliches Relief gab, ist nicht ganz unglaubwürdig, denn was wir vom wirklichen Tanhüser wissen, läßt ihm allerdings eine bis zur Zügellosigkeit überschäumende Lebenslust, der dann nie der Bodensatz bitteren Überdrusses fehlt, zumuten. Er muß ursprünglich vermögend gewesen sein, machte weite Reisen, besaß eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Bildung, so daß er die französische Sprache vollkommen beherrschte. Am Hofe Friedrich II., der selbst starker Leidenschaften fähig war, führte Tanhüser ein ungebundenes Leben. Er berichtet selbst, daß ihm die reizenden Frauen von Wien, der edle Wein, die gute Tafel und was sonst noch ritterliche Passionen waren, sehr viel kosteten, bis „er all sein Hab' vertan". Friedrich II. ließ seinen Liebling nicht darben; er verlieh ihm nebst anderen Gaben einen ziemlich bedeutenden Besitz bei Leopoldsdorf und Himberg. Nach dessen Tod aber mußte er das Leben eines fahrenden Sängers aufnehmen, fand auch wohl vorübergehend am bayerischen Hofe oder bei sonst einem kunstsinnigen Fürsten Aufnahme, die frohen Tage von Wien konnte er aber nicht vergessen; noch im Alter erpreßt ihm die Erinnerung daran Klagen der Wehmut und Sehnsucht. Wann und wo er starb, ist nicht bekannt: er ist verschollen, wie auch der andere Tanhäuser, dem er den Namen lieh. Seine Dichtungen zeigen große Formgewandtheit und auch eine reiche Bildung. Von den Idealen des echten Minnesängers ist wenig darin zu finden, sie überquellen meist in der Form heiterer Tanzweisen von einer an Leichtfertigkeit grenzenden Lebenslust.

Eine ähnliche unklare Stellung nimmt der aus Bayern gebürtige Nidhart von Reuenthal ein, der mit Herzog Leopold VI. nach Palästina zog, erst am bayerischen Hof, dann aber am Hof der Babenberger lebte, die ihm um 1230 ein kleines Gut in der Nähe von Wien verliehen, dessen Einkünfte aber nach den in manchen Liedern vorkommenden Klagen nicht genügten. Seine Dichtungen verraten schon eine Wendung im Geschmack — nach einem modernen Wort könnte man sagen zum Naturalismus. Mit Ausnahme von jenen Liedern, welche Naturschilderungen und Stimmungen besingen, wendet sich Nidhart von Reuenthal gerne an das niedere Volk, das Leben und Treiben der Bauern wird in derben Zügen und oft ohne alle Zurückhaltung geschildert, um einen Hof zu ergötzen, dessen ungebundenes Leben nicht von edler Frauenzucht gemildert wurde. Gerade diese Dichtungsart verschuldete es dann, daß er oft mit einem anderen Nidhart verwechselt wurde, der 100 Jahre später als „lustiger Rath" am Hofe des Herzogs Otto des Fröhlichen lebte.

Eine der charakteristischesten Erscheinungen unter den österreichischen Minnesängern ist unstreitig Ulrich von Liechtenstein, in dessen Person sich bei einem sehr mäßigen poetischen Talent alle Übertreibungen des Minnedienstes und des Rittertums vereinten, um in grotesken Verzerrungen den Niedergang beider anzukündigen.

Ulrich von Liechtenstein (Abb. S. 161) war einem angesehenen steiermärkischen Geschlecht entsprossen und wurde um das Jahr 1200 zu Judenburg geboren. Schon früh belehrte man ihn, daß nur der getreue Dienst einer hohen Frau wahre Würdigkeit und Freude verleihe, so daß er sich schon im 12. Jahre eine Herrin wählte, der er sein Leben widmete. Es war dies Beatrix, die einzige Erbin und Tochter Ottos II., Pfalzgrafen von Hochburgund, vermählt seit 1208 mit Otto von Andechs, Herzog von Meran, der am Hochzeitstage durch den Mord, den Otto von Wittelsbach an König Philipp beging, Pfalzgraf von Burgund geworden. Fünf Jahre lebte Ulrich bei ihr als Edel-

knabe, aber auch als er auf Befehl seines Vaters scheiden mußte, blieb sein Herz bei ihr. Er kam nun an den Hof des Herzogs Heinrich von Mödling, Bruders Leopold des Tugendhaften, der auf seiner Burg stets von Dichtern und Sängern umgeben war. Der Herzog unterrichtete ihn nicht nur in den ritterlichen Tugenden, sondern lehrte ihn auch „höfisch von Frauen zu sprechen und in Briefen süße Worte dichten". Nach seines Vaters Tode nahm Ulrich Abschied vom Hofe zu Mödling und zog in die Burg seiner Ahnen, wo er sich im Turnieren übte. Als Herzog Leopold der Glorreiche im Jahre 1222 seine Tochter Agnes mit dem Herzog Albrecht von Sachsen vermählte, erhielt Ulrich zu Wien nebst mehr als 200 anderen Edelknechten den Ritterschlag. Bei dieser Gelegenheit sah Ulrich seine Herrin wieder, ohne ihr jedoch aus Furcht vor den Spähern ein Wort zu sagen. Erst später ließ er ihr durch eine Verwandte einen „Leich" überreichen. Dieses Wort, abstammend von „leichen" (springen, spielen), bedeutete in der Minnesängerzeit eine Gattung singbaren Gedichtes aus ungleichförmigen, in spielender Weise ohne rhythmisches Grundgesetz hingeworfenen Versesätzen bestehend, durch welche ungebundene Form sich auch das Leich von dem Lied unterschied. In demselben bat nun Ulrich die Herzogin um ihre Einwilligung, sich ihrem Dienste weihen zu dürfen. Die Dame dankte ihm für das Gedicht, verschmähte aber seinen Dienst. Doch er ließ sich nicht abschrecken und trank sogar das Waschwasser der „Herrin", als er einst dessen habhaft werden konnte, ohne aber damit mehr Eindruck zu machen, als mit seinen Gedichten.

Er zog nun überall hin, wo es zu turnieren gab, und erwarb sich manchen Preis. Bei einem Turniere zu Brixen wurde ihm ein Finger durchstochen, zu dessen Heilung er nach Bozen ritt, wo ihm das Glück zutheil wurde, durch einen Boten seiner Herrin zu vernehmen, daß sie seinen Unfall im Frauendienste beklage; sie schickte ihm vier Büchlein, um sich nach Ritterssitte durch Lesen und Gesang die Weile zu kürzen. Am folgenden Tage brachte ihm der Bote von der Herrin eine in deutschen Landen noch unbekannte Weise, welche sie ihn deutsch zu singen bat. Ulrich lernte sogleich die Weise und sang in derselben die Würdigkeit der Frauen. Das Lied gefiel der Herrin so, daß sie ihm ein Hündlein zum Lohne schickte; doch wurden neue Versuche des Ritters, ihre Minne zu gewinnen, entschieden abgewiesen. Er entschloß sich nun, nach Rom zu reisen, wo er 60 Tage blieb. In die Heimat zurückgekehrt, sendet er wiederum Boten an die Herrin, doch empfängt sie dieselben noch schnöder als zuvor; sie erklärt, daß Ulrichs Liebe nicht wahrhaft sei, wie er denn keineswegs einen Finger um sie verloren habe. Als Ulrich dies hörte, ließ er sich den Finger abhauen und schickte ihn der Erwählten, welche den Boten nunmehr freundlich aufnahm und Ulrichs Tat beklagte, welche sie übrigens, fügte sie hinzu, einem vernünftigen Manne nicht zugetraut hätte. Auch erklärte sie, daß sie zwar den Finger beklage, jedoch nicht aus Liebe zu Ulrich, sondern weil er ihn ihretwegen verloren; sie wolle den Finger gut in ihrer Lade bewahren und täglich ansehen, dennoch würde es ihm nicht helfen, und wenn er auch 1000 Jahre diente. Nun entschloß er sich, ihr zu Ehren eine abenteuerliche Fahrt zu machen, zu welcher sie ihm auch ihre Einwilligung gab.

Es war dies jener abenteuerliche Zug von Venedig bis nach Österreich und Böhmen, welchen er 1228 antrat, um als „Frau Venus" den Minnedienst zu lehren und aller Orten für seine Dame Speere zu brechen. Am geeigneten Orte werden wir noch auf diesen Zug zurückkommen, dem sich dann 1240 eine zweite ähnliche Fahrt als „König Artus" anschloß.

Ulrich von Liechtenstein starb 1281 im 75. Lebensjahr. Die leidenschaftliche Verehrung für seine „Herrin", Beatrix von Meran, war kein

Hindernis, daß er aus seiner eigenen Ehe eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ. Seine Dichtungen sind meist erkünstelt, innerlich unwahr; sein Buch „Frauendienst" wird meist nur um der Kuriosität willen und als nicht uninteressanter Beleg für die Kulturgeschichte seiner Zeit gelesen.

Von den höfischen Dichtern aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wäre noch zu nennen Bruder Wernher, der aber nach dem Wenigen, was wir von ihm wissen, nicht dem geistlichen Stand angehörte, wie sein Name vermuten ließe. Er scheint schon unter Leopold VI., gewiß aber unter Friedrich II. am Wiener Hofe geweilt zu haben. Seine Dichtungen sind meist ernsten Inhaltes und spiegeln getreulich die wirren Verhältnisse Österreichs in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ab.

Diese Zeit, einer zarten Poesie des Minnedienstes und heiterer Lebensauffassung sehr wenig günstig, machte rasch auch der ersten Blütezeit der österreichischen Literatur ein Ende. Aus den Minnesängern wurden unter dem unmittelbaren Eindruck gewaltiger geschichtlicher Ereignisse ernste Reimchronisten, auf die wir an anderer Stelle zurückkommen werden.

Die zweite Vergrößerung von Wien gegen Ende des zwölften Jahrhunderts.

Das rasche Aufblühen der Stadt, die Zunahme von Handel und Verkehr lassen es begreiflich erscheinen, daß sich ungefähr 40 Jahre nach Herzog Heinrich Jasomirgott schon wieder die Notwendigkeit fühlbar machte, die Grenzen der Stadt hinauszurücken. Man nimmt allgemein an, daß dies gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, jedenfalls noch vor der Regierung Herzog Leopold VI. geschah.

Hierzu bot sich aus mehr als einem Grund die Richtung gegen Osten als die entsprechendste an. Nach dieser begünstigte vollkommen ebenes Terrain die Einbeziehung der gewiß schon recht ansehnlichen Ansiedlungen vor den Mauern, die auch auf landesherrlichem Grund lagen, also bezüglich der Verwaltung und Gerichtspflege weniger Schwierigkeiten machten als andere Gründe, die zu geistlichem oder herrschaftlichem Besitz gehörten. Die Straßenzüge nach Ungarn und dem Süden, längs welcher sich auch außer den Toren schon ziemlich bevölkerte Ansiedlungen gebildet hatten, erleichterten die Angliederung; sie gaben durch ihr Bestehen schon ein feststehendes Gerippe für die Ausgestaltung des neuen Stadtteiles. Auch Gründe der kirchlichen Einteilung mochten maßgebend sein, da durch eine Erweiterung nach dieser Seite die nunmehrige Hauptpfarrkirche Wiens in die Mauern einbezogen wurde.

Nach der Annahme eines der besten Kenner der räumlichen Entwicklung Wiens (Camesina) erfolgte diese zweite Erweiterung so, daß die Grenzen in der ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord, also vom Graben bis zu dem Plätzchen „Am Bergel" gegen Osten hinausgerückt wurde, und zwar bis zu einer Linie, die sich von der Kumpf- oder Riemergasse bis zum Auwinkel erstreckte. Von hier bog die Linie westlich ab und erreichte über den Hafnersteig die alten längs des Donauabfalles laufende Stadtmauer. An der Stelle des heutigen Stock-im-Eisenplatzes dürfte ein das Tor und die wichtige Straße nach Süden deckendes größeres Bollwerk gestanden sein.

Durch diese Erweiterung war die bisher festgehaltene, ziemlich regelmäßige quadratische Grundform Wiens aufgegeben worden; sie war nun in die eines Rechteckes übergegangen, dessen längere Seiten nach Süd und Nord lagen.

Legen wir also die heutigen Straßenzüge zugrunde, die aber so ziemlich in der gleichen Richtung schon damals vorhanden waren, so verliefen die Grenzen

der Stadt nach der Erweiterung am Schluſſe des zwölften Jahrhunderts nach Oſten in einer geraden, vom Anwinkel bis zur Singerſtraße verlaufenden Linie; längs dieſer, dem Graben und der Naglergaſſe war die Stadtgrenze gegen Süden, längs des Tiefen Grabens jene gegen Weſten und die nördliche Stadtgrenze lief am Steilrand vom Geſtade bis zum Hafnerſteig fort.

Es war damit ein ſehr kurzlebiges Proviſorium geſchaffen worden, denn ſchon innerhalb des nächſten Vierteljahrhunderts ſtellte ſich eine neue Erweiterung zwingend notwendig heraus. Niemand konnte ja ahnen, daß ſich das Aufblühen Wiens in den letzten 50 Jahren nun plötzlich unter der weiſen und wohlwollenden Herrſchaft eines bürgerfreundlichen Monarchen in einem ſo raſchen Tempo fortſetzen werde, daß die überquellende Kraft dieſes lebensvollen Gemeinweſens noch zweimal im Laufe eines Jahrhunderts die ihr angelegten beengenden Feſſeln des Mauergürtels ſprengen werde.

Herzog Leopold VI., der Glorreiche.

Mit ihm übernahm ein Herrſcher die Regierung, in welchem alle glänzenden Eigenſchaften des Babenbergerhauſes vereinigt waren. Man könnte faſt meinen, im Bewußtſein des baldigen Erlöſchens dieſes Fürſtenhauſes habe die Vorſehung alles, was die Größe und das Glück dieſes Hauſes ausmachte, in einer Perſon vereinigt, um noch einmal den vollen Segen einer weiſen und milden Regierung über Öſterreich auszugießen.

Auf die Nachricht vom Tode ſeines Bruders war es die erſte Sorge Leopold VI. (Bild S. 168), der bisher Steiermark beſaß und während Friedrich I. Abweſenheit auch Öſterreich verwaltete, ſich raſch die Belehnung mit beiden Ländern zu erwirken, womit die Wiedervereinigung Öſterreichs und Steiermarks in einer Hand verbunden war. König Philipp von Schwaben, der nach dem Tode Heinrich VI. von der ſtaufiſchen Partei zum römiſchen König gewählt worden war, vollzog die Belehnung ohne allen Anſtand.

Zum Pfingſtfeſt 1200 fand ſich eine glänzende Verſammlung in Wien ein, welcher die Erzbiſchöfe Eberhard von Salzburg, Konrad von Mainz, Biſchof Wolfker von Paſſau, der treue Freund des öſterreichiſchen Fürſtenhauſes, und viele Fürſten, Grafen und Herren angehörten, vor welchen ſich der junge Herzog mit dem ritterlichen Schwerte umgürten ließ. Er entfaltete bei den Feſtlichkeiten einen glänzenden höfiſchen Prunk und eine Freigebigkeit, von der der anweſende Walther von der Vogelweide ſagte, ſie ſei ſo überſchwänglich, „als ob er nicht mehr länger leben wolle“. Nicht bloß die Teilnehmer an dieſem Feſte, auch das Volk war des Lobes für ihn voll. Er wird uns von anmutiger Geſtalt und heiterem Antlitz geſchildert, mit einem hellen, zu allen Geſchäften geſchickten Geiſt, von ſtarkem, aber mildem Charakter und einer Leutſeligkeit, die ſich auch gegen den letzten ſeiner Untertanen nicht verleugnete. Da war es nicht zu wundern, daß er, der ſchon früher als Regent alle Herzen gewonnen hatte, nun als Landesfürſt mit Entzücken begrüßt wurde.

In politiſcher Beziehung war ſeine Stellung ſchon durch die Tradition ſeines Hauſes und durch die anſtandslos vollzogene Belehnung feſtgelegt — ſie wieſen ihn zu König Philipp, dem von der welfiſchen Partei in Otto IV. ein Gegenkönig entgegengeſtellt wurde.

Für Leopold von Öſterreich hätte es der zornigen Mahnung Walthers von der Vogelweide nicht bedurft, wenn er im Schmerz über die Zerfahrenheit der deutſchen Zuſtände ſang:

„Das Wild und das Gewürme
Sie streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich,
Doch thun sie Eins einmüthiglich,
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu nichte.
Sie wählen Künige, ordnen Recht,
Sie unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir deutschem Lande!
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehre bist beraubt!
Bekehre dich, nicht mehre
Der kleinen Fürsten Ehre,
Die armen Künige ärgern dich,
Philippen setz' die Krone auf!
So weichen sie und beugen sich!"

Leopold VI. hielt treu und ohne Wanken zu Philipp, so viel Anstrengungen auch von päpstlicher Seite gemacht wurden, ihn auf die andere Seite zu ziehen. Er nahm an dem Kriegszug und an der Belagerung von Köln (1205) ehrenvollen Anteil und begleitete den König auch zur Krönung nach Aachen. Hauptsächlich durch Leopolds Beistand war es Philipp gelungen, sich zu behaupten und in seiner Stellung so zu befestigen, daß selbst Papst Innocenz III. die Sache seines Schützlings Otto IV. verloren gab. Erst als Philipp zwei Jahre später durch Otto von Wittelsbach das Leben verlor — ob es Mord oder ein unglücklicher Zufall war, ist heute noch nicht zweifellos festgestellt — stimmte Leopold VI. wie die meisten Fürsten für die Anerkennung Ottos, um Deutschland den Frieden zu geben. Er erschien auf dem Hoftage zu Würzburg und wurde hier von den Fürsten zum Sprecher bestimmt, um Otto IV. zur Vermählung mit Beatrix, der Tochter König Philipps, zu bestimmen.

Das anfängliche Widerstreben gegen Ottos Wahl erwies sich jedoch bald als ganz berechtigt. Er war ein hinterhältiger und gewalttätiger Charakter, von dem zu erwarten war, daß er die Zustände im Reich in eine Verwirrung stürzen werde. Ohne sich um die Reichsgeschäfte zu kümmern, unternahm er eine Römerfahrt, um sich vom Papst krönen zu lassen. Nachdem er dies erreicht hatte, durchzog er plündernd den Kirchenstaat und trat feindselig gegen den Hohenstaufen Friedrich in Neapel auf. Der Bannfluch des Papstes und die Nachricht von der allgemeinen Unzufriedenheit in Deutschland trieben ihn über die Alpen zurück. Aber schon war es zu spät; er hatte allen Anhang verloren, die Klagen gegen ihn verstummten nimmer.

In das Jahr 1203 fiel die Vermählung Leopolds mit der schönen Theodora, der Enkelin des griechischen Kaisers Isak Angelos. Man muß die begeisterten Schilderungen der Zeitgenossen über den Glanz der bei diesem Anlaß in Wien abgehaltenen Festlichkeiten lesen, um zu erkennen, welch ein Mittelpunkt geräuschvollen ritterlichen Lebens und feiner höfischer Sitte die Herzogsstadt Wien damals war. Auch Walther von der Vogelweide kam wieder, der aus unbekannten Gründen die Gunst des Herzogs vorübergehend verloren hatte, so daß er klagt: „Welch ein Wunder doch! Es regnet rechts und links von mir und auf mich fällt kein Tropfen. Dem süßen Regen gleich erfreut Leopold Leute und Land, er ist wie eine blühende Flur, wo alles bunte Blumen pflückt. Bräche mir seine Hand nur ein Blatt davon, so möchte ich sein holdes Antlitz sehen."

Vorsichtig hielt sich Herzog Leopold VI. von den deutschen Angelegenheiten fern, wenn er auch kein Hehl daraus machte, das Treiben Otto IV. nicht

zu billigen. Vielleicht um einen Vorwand für seine Zurückhaltung zu haben, unternahm er im Jahre 1205 einen Kreuzzug an die Gestade der Nordsee, wo noch heidnische Stämme ansässig waren. Diese sogenannten „Preußenfahrten" dauerten bis in das vierzehnte Jahrhundert fort und standen in üblem Andenken, denn es war dabei weniger von ritterlichen Taten, als von Verwüstungen und Grausamkeit die Rede. Der österreichische Spruchdichter Heinrich der Teichner trifft das Richtige, wenn er von den „Preußenfahrten" spottend sagt: „Ein solcher Zug wird, dem gemeinen Vorgeben nach, zur Ehre der heiligen Jungfrau unternommen. Solchem Wahne stimmt ein Vernünftiger nicht bei. Wie könnte Gott der Kreuzzug eines Mannes wohlgefällig sein, der, um gegen Ungläubige zu fechten, in ferne Länder zieht und Frau und Kinder daheim der Sorge, dem Kummer und dem Elend überläßt. Derjenige Ritter, welcher als Vater und Hausherr pflichtgemäß die Seinigen versorgt, sammelt sich gewiß vor Gott so viele Verdienste als der Andere, welcher gegen die ungläubigen Preußen zu Felde zieht."

In der Tat könnten diese Einwürfe gegen alle Kreuzzüge, nicht bloß gegen die „Preußenfahrten" geltend gemacht werden. Was die letzteren besonders abstoßend macht, ist aber, daß damit keine Gefahren verbunden waren und kein ritterlicher Ruhm geholt werden konnte, sondern sie nur zur gewaltsamen Bekehrung eines wenig zahlreichen Volkes unternommen wurden, das kaum einen offenen Widerstand wagte, aber mit fast rührender Treue an seiner alten Sitte, an seinen alten Göttern festhielt.

Nach dieser Fahrt, die „ruhmlos" verlief, wie man uns berichtet, widmete sich Leopold VI. mit neuem Eifer seinen Herrscherpflichten. In diese Zeit fällt schon manche Maßregel, welche beweist, wie eingehend Leopold darauf bedacht war, den Handel und Verkehr Wiens zu beleben. Im Jahre 1208 stellte er den flandrischen Färbern, deren Tüchtigkeit in ihrem Gewerbe damals weltbekannt war, ein Privilegium aus, das allen, die sich in Wien niederlassen würden, vollkommene Gleichstellung mit den Wiener Bürgern einräumte, sie aber von der Gerichtsbarkeit des Stadtrichters befreite, sondern der landesherrlichen Rechtsprechung unterstellte. Wichtig ist diese Verfügung besonders deshalb, weil sich daraus mit Sicherheit der Schluß ziehen läßt, daß für Wien schon vor Erlassung des Leopoldinischen Stadtrechtes, auf das wir noch zurückkommen, gewisse urkundlich festgestellte Verwaltungs- und Gerichtsnormen bestanden haben müssen, von deren Ursprung und Inhalt indessen keine Nachricht auf uns gekommen ist. Neben den Niederlassungen der Regensburger Kaufleute, zu welchen dann auch jene von Köln kamen, dürfte es unter Leopold VI. auch schon Faktoreien der Venetianer in Wien gegeben haben.

Dem Jahre 1209 entstammt eine wichtige kirchliche Stiftung des Herzogs, jene des Klosters Lilienfeld, das er dem Cistercienserorden einräumte, für welchen die Babenberger immer eine große Vorliebe bewiesen haben. Interessant ist eine Bemerkung in der Stiftungsurkunde vom 7. April 1209, daß er sich zu dieser Gründung entschlossen habe, weil er durch „Gottes Gnade in den völligen Besitz aller Würden und allen Eigentumes gekommen sei".

In der Tat müssen die finanziellen Verhältnisse des Landes und der herzoglichen Kammer während seiner ganzen Regierung blühend gewesen sein. Trotz seiner Stiftungen und Bauten, von welchen wir noch berichten, trotz manches kostspieligen Kreuzzuges, konnten noch die Kosten jener wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit und eines glänzenden Hoflebens mit Leichtigkeit bestritten werden. Ließ sich auch Leopold VI. durch dessen Feste und Vergnügungen nie in seinen Regentenpflichten behindern, so liebte er es doch, sich und seinen Hof mit Glanz zu umgeben und den letzteren durch Heranziehung von Dichtern und gelehrten

Männern zu einer Stätte veredelter Sitte zu machen. In diesem Streben fand er bei seiner Gattin Theodora Beistand, deren väterlicher Hof in Byzanz (Konstantinopel) damals als der prunkvollste und von der feinsten Etikette beherrschte in ganz Europa galt.

Da ist es denn nicht Wunder zu nehmen, wenn von einem „Minnehof" in Wien gesprochen und geschrieben wurde. Das manchmal überschwengliche Lob der ritterlichen Minnesänger mag bis zu einem gewissen Grade auch von

Walther von der Vogelweide. (Nach einer alten Handschrift.) (S. 152.)

nicht ganz uneigennützigen Motiven beeinflußt worden sein. Singt doch einer derselben vom Hofe Leopold VI.: „Bei ihm war Silber, Gold und Edelgestein ganz gewöhnlich und gemein, bei ihm alle Freude und Ehre und tugendliche Lehre, bei ihm war Tanzen und Singen, Turnieren, Laufen und Springen, und Rosse mit güldenen Decken, darauf die stolzen Recken, und schöne Frauen und viele Gefahr der Minne, welcher er mit Treuen hold und sie ihm lieber war als alles Gold." Wir werden hören, daß die Bürger nicht mit geringerem Enthusiasmus an ihm hingen, aber auch ebenso Gegenstand seiner herzenswarmen Fürsorge und seiner fürstlichen Freigebigkeit waren. Auch seine Lebenslust und Prachtliebe waren nur ein Ausfluß seiner in jeder Hinsicht bedeutend angelegten

Der Minnehof Herzog Leopold VI., des Glorreichen (1220).

Persönlichkeit, die alles, selbst die eigenen Neigungen in den Bereich seiner Pflichterfüllung gegen Land und Untertanen einzubeziehen wußte.

Es war auch nicht bloß ein Ausfluß seiner kirchlichen Gesinnung, wenn er durch mehr als ein Jahrzehnt geduldig daran arbeitete, Wien zum Sitz eines selbständigen Bistums zu machen. Gewiß waren dabei auch politische Gründe tätig, denn die geistliche Gewalt eines fremdländischen Kirchenfürsten war mit manchen Unzukömmlichkeiten verknüpft. Aber in erster Linie beeinflußte ihn doch der Wunsch, der Stadt, in welcher er seinen Herrschersitz hatte, auch in kirchlicher Hinsicht die Gleichstellung mit anderen Residenzstädten zu verschaffen und dadurch die Bedeutung Wiens wieder beträchtlich zu erhöhen. Um dieses Zweckes willen verstand er sich zu einer Nachgiebigkeit gegen kirchliche Ansprüche, die ihm sonst fremd war, denn trotz seiner Frömmigkeit war er der Einmengung der Kirche in weltliche Dinge nicht eben hold.

Ulrich von Liechtenstein. (S. 154.)

Papst Innocenz III. zeigte sich dem Plan auch geneigt, er nannte Wien bei diesem Anlaß die „bedeutendste deutsche Stadt nach Köln“ und machte dem Bistum Passau gegenüber selbst die übergroße Ausdehnung von dessen Sprengel geltend, der die kirchliche Aufsicht und die Seelsorge behindere, so daß in Österreich Firmung und Priesterweihe oft durch Jahre nicht ausgeübt werde. Aber Bischof Mangold von Passau wollte keinen Fußbreit seines kirchlichen Gebietes, keinen Pfennig des daraus zu ziehenden Einkommens aufgeben und wußte seinen Einfluß in Rom so geschickt auszunützen, daß alle Bemühungen Leopolds und auch der gute Wille des Papstes unwirksam blieben. Selbst als der Herzog seinen Leibarzt Meister Gerhart, der zugleich Pfarrer von Felling im Piestingtale war, als seinen besonderen Vertrauensmann nach Rom sendete, vermochte dieser gegen die Ränke Mangolds von Passau nichts auszurichten, sondern mußte ohne Erfolg abziehen, nur getröstet durch das päpstliche Lob, daß er von seltener „Gewandtheit in der Geschäftsführung“ sei.

Mit gutem Grund bringt man des Herzogs Wunsch, sich dem päpstlichen Stuhl gefällig zu erweisen, mit seiner plötzlich erwachten Härte gegen alle ketzerischen Anzeichen in Verbindung. Seine wiederholten Züge zur Unterdrückung

fremdländischer Irrlehren gehören hierher, aber auch im eigenen Lande wendete er die volle Schwere der weltlichen Gewalt an. Als sich in Österreich einzelne Waldenser niederließen, wurden sie erbarmungslos verfolgt, so daß die Klosterneuburger Annalen aus dem Jahre 1212 frohlockend berichten: „Mit Gottes Beistand wurde die pestartige Irrlehre entdeckt und viele auf Befehl des Herzogs hingerichtet."

Auch an einem vom päpstlichen Stuhl gegen die ketzerischen Albigenser (Waldenser) angeordneten Zug nach Südfrankreich nahm Leopold VI. teil und 1212 schloß er sich auch einem Kreuzzug gegen die Mauren in Spanien an, der aber, ohne daß man einen Feind gesehen hätte, ein ziemlich unrühmliches Ende nahm. Es läßt sich nicht verkennen, daß sich die allgemeine Stimmung immer mehr gegen die Kreuzzüge kehrte, deren große Opfer an kostbarem Blut in keinem Verhältnis zu den sehr zweifelhaften Resultaten standen, die nur zu oft in einem unrühmlichen Mißerfolg gipfelten. Wenn Walther von der Vogelweide meinte, „nicht zum Nutzen des heiligen Landes dienten die eingesammelten Kreuzzugsgelder, sondern um der Priesterschaft ein reichliches Auskommen zu sichern", so fand er nach allen Anzeichen in der damaligen öffentlichen Meinung viel Beifall. Trotzdem wurde für das Jahr 1213 wieder ein Kreuzzug nach Palästina ausgeschrieben, der aber infolge der Zeitverhältnisse aufgeschoben werden mußte.

Die Verhältnisse im Deutschen Reich hatten sich endlich so zugespitzt, daß auch Herzog Leopold seine zuwartende Rolle nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Die Unzufriedenheit mit dem Regimente Otto IV. war eine so allgemeine geworden, daß ein Fürstentag seine Absetzung aussprach und am Reichstag zu Frankfurt am 2. Dezember 1212 der Hohenstaufe Friedrich II. zum Kaiser ausgerufen wurde. In alter Anhänglichkeit an dessen Haus schloß sich Herzog Leopold VI. sofort an ihn an und nahm auch an dem kurzen Feldzug in Sachsen Anteil, der mit der gänzlichen Niederlage Ottos, „der einst Kaiser hieß", endete.

Wahrscheinlich eine Sendung Friedrich II. führte Herzog Leopold VI. im Jahre 1213 nach Ungarn. Dort führte die Gattin König Andreas II., Gertrude, eine geborene Herzogin von Meranien, die Regentschaft für ihren in Polen weilenden Gatten. Die unkluge Begünstigung ihrer deutschen Umgebung führte zu einer dumpfen Gärung, die endlich durch eine freche Untat ihres Bruders Bertold, den sie trotz seiner Jugend zum Erzbischof von Kalocsa erhoben hatte, zu plötzlichem gewaltsamen Ausbruch kam. Als er sich gegen die Gattin eines der ersten ungarischen Großen, des Banus Benedikt Bor, gröblich verging, empörten sich die Magnaten, die Königin wurde ermordet und auch der eben anwesende Herzog Leopold von Österreich konnte sich, obwohl an diesen Vorgängen ganz unbeteiligt, nur durch eilige Flucht vor dem Grimm der gegen alle Deutschen erbitterten Ungarn retten.

Ein herber Verlust traf den Herzog im Jahre 1216. Durch einen unglücklichen Sturz von einem Baum verlor sein ältester hoffnungsvoller Sohn in Klosterneuburg das Leben. Dessen Tod mochte ihn noch schwerer beugen, da der sorgende Blick des Vaters in dem nächstgebornen Sohn Heinrich wohl schon jene schlimmen Charakteranlagen bemerkte, die diesen dann zu einer Ursache großen Schmerzes für ihn machten.

Im Jahre 1217 kam es endlich zu dem schon fünf Jahre früher ausgeschriebenen und von Papst Innocenz eifrig betriebenen Kreuzzug nach Palästina. Noch auf dem Todtenbette gedachte dieser Papst der Unterstützung, die er für seinen Lieblingsplan stets bei Leopold von Österreich gefunden hatte. In seinen letzten Stunden pries er den Herzog, den Wunsch aussprechend, daß „dessen Sohn ihm nicht nur in der Erbschaft des Besitzes, sondern auch in der Reinheit der Sitten nachfolgen möchte".

Digitized by Google

Auch der neue Papst Honorius betrieb den Kreuzzug eifrig. Kaiser Friedrich II. verhielt sich zögernd, die deutschen Verhältnisse schienen ihm nicht so zu sein, daß eine längere Abwesenheit des Reichsoberhauptes rätlich gewesen wäre. Herzog Leopold VI. von Österreich, König Andreas II. von Ungarn und noch viele Fürsten, Bischöfe und Adelige setzten aber den Zug ins Werk und brachen mit einem wohlgerüsteten Heer auf. In Spalato schiffte man sich ein, bei Accon, der alten Schicksalsstätte der Kreuzzüge, fand die Landung statt. An mehrere siegreiche Kämpfe schloß sich eine verlustreiche und vergebliche Belagerung des heiligen Berges Tabor. Darüber stellte sich das alte Kreuzzugsübel, die Zwietracht ein, so daß König Andreas, am weiteren Erfolge verzweifelnd, mit seinen Ungarn den Rückweg antrat.

Mannhaft hielt Leopold VI. aus, energisch die Verstärkung des sehr zusammengeschmolzenen Kreuzheeres betreibend. Mit den Nachschüben wendete man sich, um die eigenen Verpflegsschwierigkeiten zu beheben und den Muselmanen zu schaden, nach Ägypten, das noch immer, wie einst in biblischen Zeiten, die Kornkammer Palästinas und Syriens war. Die erste Unternehmung galt der Belagerung Damiettes. Ein Jahr fast währte sie, ohne daß die Stadt trotz stets wiederholter Stürme bezwungen werden konnte. Die Hoffnungen auf einen Erfolg schwanden mehr und mehr, alles wurde der aussichtslosen Mühen und Gefahren überdrüssig und endlich mußte sich auch Herzog Leopold, bisher die Seele des ganzen Unternehmens, zur Heimfahrt entschließen. Wieder hatte der Tod große Lücken in die Reihen der Kreuzfahrer gerissen, ohne daß ein greifbares Resultat erzielt worden wäre. Allerdings, den alten Ruhm österreichischer Tapferkeit hatte man auch diesmal bewahrt und vermehrt. „Es zog endlich auch der Herzog von Österreich zurück," berichtet Oliver von Köln, „der durch ein und ein halbes Jahr getreulich für Christus kämpfte. Er ist ein Fürst, erfüllt von Andacht, Bescheidenheit, Gehorsam, Freigebigkeit, der neben anderen ungeheueren Ausgaben für Kriegszwecke und Unterstützung armer Notleidender auch 6000 Mark Silber dem Deutschen Orden zur Erwerbung eines Gutes geschenkt haben soll."

Obwohl Herzog Leopold Deutschland bei seiner Rückkehr im tiefsten Frieden fand, zog er sich doch wieder von jeder direkten Teilnahme an den Reichsgeschäften zurück, wenn er auch 1219 am Hoftag zu Nürnberg und im Jahre darauf an jenem zu Frankfurt teilnahm. Wieder war über den Besitz von Sizilien, an dem der Kaiser hartnäckig festhielt, ein Zwiespalt zwischen diesem und dem Papst ausgebrochen, der darin eine Bedrohung seiner Machtstellung und Unabhängigkeit sah. Da Leopold VI. nach keiner Seite Partei nehmen wollte, zog er sich nach Möglichkeit zurück, ohne aber deshalb die Gunst und das Vertrauen des Kaisers zu verlieren. Nach der Ermordung des Erzbischofs von Köln bestellte ihn Friedrich II. zum Reichsverweser im Falle einer plötzlichen Erledigung des kaiserlichen Thrones, am 25. November 1225 fand die Vermählung des Kaisersohnes Heinrich mit Margaretha, der Tochter des Herzogs von Österreich, statt und gleichzeitig jene von dessen Sohn Heinrich mit Agnes von Thüringen.

Schon zwei Jahre früher hatte er unter prunkvollen Festlichkeiten in Wien die Hochzeit seiner Tochter Agnes mit Bernhard von Sachsen gefeiert. Eine offenbar etwas übertriebene Schilderung des dabei anwesenden Ulrich von Liechtenstein weiß nicht genug von dem bei diesem Anlaß entfalteten Aufwand zu berichten. 250 junge Edelleute empfingen den Ritterschlag, 1000 Dienstmannen des Herzogs, die in irgend einer Stellung bei den Festen tätig waren, erhielten prachtvolle Geschenke, Kostbarkeiten von Gold und Silber, Pferde und prächtige Kleider, 5000 Ritter nahmen an der Hochzeit teil und sie alle wurden vom Herzog beköstigt; Turniere, Ritterspiele und fröhlicher Tanz waren fast alle Tage.

Doch dieses Bild, das uns Herzog Leopold VI. als glücklichen Familienvater sehen läßt, hat auch seine sehr dunkle Kehrseite. Kurze Zeit nach der Vermählung des Sohnes Heinrich brachen zwischen diesem und dem Vater ernste Zerwürfnisse aus. Sie hatten, wie man annimmt, ihren Grund in der von Leopold VI. getroffenen Erbteilung, mit welcher Heinrich nicht zufrieden war, der nach allen Nachrichten über ihn ein tückischer und verschlossener Charakter war, seinem „glorreichen" Vater so unähnlich wie möglich. Eine Abwesenheit desselben benützend, die durch einen vom Kaiser in Italien einberufenen Reichstag veranlaßt war, zettelte Heinrich 1226 mit einigen unzufriedenen Adeligen eine Empörung an, die durch einen im Einverständnis unternommenen Einfall böhmischer Adeligen unterstützt werden sollte. Auf die Kunde davon und daß der unnatürliche Sohn sogar die Herzogin Theodora aus Hainburg vertrieben hatte, kehrte der Herzog sofort zurück. Mit leichter Mühe wurde der Aufstand niedergeworfen, denn Heinrich fand im Lande fast keine Unterstützung. Der tiefgekränkte Vater gewährte zwar Verzeihung, das Verhältnis zu Heinrich, der übrigens zwei Jahre später starb, muß aber nie mehr vollkommen in das Geleise gekommen sein, ja der Heiligenkreuzer Annalist spricht sogar von „vielen Nachstellungen, die dem Vater vom Sohne drohten".

Außer den zwei schon genannten Töchtern besaß Leopold VI. noch zwei, von welchen Constanzia 1234 den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen, die jüngste, Gertrude, 1241 den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen heiratete.

Das Staatsgebiet vermehrte Leopold der Glorreiche in ansehnlicher Weise; aber weder Krieg, noch Gewalttat und Ränke wendete er dazu an. So gelangte im Jahre 1223 Mödling an ihn durch den Tod des Oheims, Herzogs Heinrich III. (mit seiner Gemahlin Richsa in Heiligenkreuz unter einem Steine begraben), welcher daselbst einen durch Pflege der schönen Künste ausgezeichneten Hof gehalten hatte. Ebenso erlangte er Wels, Klam, Klingenberg und andere alte Allode, deren Besitzer kinderlos, zum Teile auf Kreuzzügen im heiligen Lande starben. Leopold erwarb ferner durch Kauf großen Güterbesitz in Krain und legte hierdurch den Grund zur späteren Erwerbung dieses Landes, ja selbst in Italien erwarb er das Lehen Portenau (Pordenone), welches den österreichischen Herzog in vielfache Wechselbeziehung zu den freien Städten Oberitaliens brachte.

Wenn Herzog Leopold VI. durch die Empörung seines Sohnes auch tief getroffen war, die enthusiastische Liebe und Verehrung seines Volkes mochte ihn darüber trösten. Namentlich Wien hing ihm mit seltener Innigkeit an. Ursache hierzu war in der Tat reichlich vorhanden. Denn so viel der Herzog auch durch seine Kriegszüge und politische Pflichten in Anspruch genommen sein mochte, die Blüte seiner Residenzstadt, die Wohlfahrt der Wiener verlor er nie aus den Augen. Sie waren es vor allem, die ihm den herrlichen Namen des „Glorreichen" beilegten, weil die Zeit seiner Herrschaft in der Tat eine „glorreiche" für Wien war.

Schon 1221 hatte er ihnen ein Stadtrecht verliehen, das zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das „erste" war, wenn es auch diese Bezeichnung führt, trotzdem aber eine große Bedeutung für die Stadt hatte, der dadurch große Rechte und eine Art von Selbstverwaltung wenigstens in den ersten Anfängen verliehen wurden. Auch über die Geltung dieses Stadtrechtes hinaus, mit welchem wir uns noch eingehend befassen werden, war Leopold VI. für Einführung einer geregelten Verwaltung und Justizpflege unablässig bedacht. Er besetzte die schon von seinem Vater geschaffenen Hofämter doppelt, sowohl für Österreich als Steiermark, Ämter, die aber damals nicht bloß höfischen

Zwecken dienten, sondern auch vielfach Einfluß auf die Landesverwaltung und Finanzgebarung hatten.

Zur Rechtspflege setzte er die Landesgerichte ein, welche Streitigkeiten im Namen des Herzogs schlichteten und beilegten und in Strafsachen das Urteil fällten. Selbst Klöster waren diesem Ausspruche unterworfen, aber er befreite viele vom Landesgerichte und übertrug ihnen entweder selbständige Gerichtsbarkeit oder unterstellte sie unmittelbar seinem Hofgerichte.

Aber auch im Verkehr gab Herzog Leopold VI. seiner bürgerfreundlichen Gesinnung bei jeder Gelegenheit herzlichen und werktätigen Ausdruck. Er liebte es, an den Festen und Belustigungen teilzunehmen; im Mai mengte er sich mit seinem Gefolge unter die Menge, die sich draußen im Grünen des wiedererwachenden Lenzes freute; gern war er als Zuschauer und Teilnehmer bei den Tanzfesten der Bürger anwesend, verschmähte es auch nicht, ein holdselig Jüngferlein oder eine ehrbare Frau in allen Züchten selbst im Reigen zu führen. Der Reimchronist Jans der Enenkel, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte und schrieb, und da er von sich selbst sagt, daß „er sitzt zu Wiene in der stat mit hufe", die Zeit und ihre Stimmung aus eigener Anschauung kannte, berichtet bezeichnende Episoden, die das Verhältnis Leopold des Glorreichen zu den Wienern in helles Licht stellen.

So erzählte er, daß der Herzog einst einen der reichsten Bürger von Wien, namens Dietrich, zu sich rufen ließ, der im Rate saß, wiederholt Stadtrichter und Münzmeister war, aber auch einen bedeutenden Grundbesitz und einen Maierhof bei Zeismansbrunn besaß, wo er auch eine Kirche zum heil. Ulrich stiftete, die der späteren Ortschaft den Namen gab. Diesen Dietrich, in dessen Hause bei Maria am Gestade der Herzog oft verkehrte und sogar Gerichtstage hielt, ließ er einst zu sich bescheiden und redete zu ihm, wie folgt:

„Ich pin der stat mit trewen holt
Vnd auch die purgere
sint mir nicht unmere.
Ich wil si dar auf pringen
daz si mir betwingen
Etleichen dienst mann
der mir nicht wil sein vndertan.
Wann swer sich gegen mir setzet
der muez werden geletzet
Von in wann ich mach sen reich
daz schuln si wizzen sicherleich
An eren und an guet
dez ist mir wol ze muet.
Do sprach ez her dietreich:
ewer tugent ist nicht geleich;
Wan in der stat ist manich man
der ez vil wol gedienen chan
Swaz ir in ze ern tuet,
herre leichet in ewer guet
Wan in der stat ist der sit
daz sie arbaitent da mit
Vnd werdent da mit reich
daz wizzet sicherleich.
Do sprach der hertzog leupolt:
nu nempt mein silber und mein golt
Dreizzich tusent march ich in leichen wil;
daran so habent si fromes vil
Nu la dir ez bedauten
leich ez den chaufluten.
Sag aken den di arbaiten chunnen
wiewol ich in meins gutez welle gunnen

Es ist daz in als wol bewart
sam in mainer chamer verspart
Und werdent sein doch tewer
daz ist ein nie gut stewer.
In der nechsten wochen
waz der furst het gesprochen
Daz wart allez getan da;
daz guet wart in gelihen sa
Dez danchten si dem herren guet
und chomen von ir armuet."

Noch bezeichnender ist, was uns Jans der Enenkel darüber erzählt, wie Leopold VI. von den dankbaren Wienern an einem der nächsten Weihnachtsfeste empfangen wurde.

„Darnach in kurzen zeiten
Der Fürst wolde reiten
Hincz (nach) Wiene in die stat
Alcz in da sein hercze pat
Vnd wolt zu weinacht hochczeit han
Als er vil dikh (schon oft) hat gethann.
Do er in die stat rait
Vil wunikleich alz man sait
Do emphingen in die purgere
Mit grossen eren an swere (ohne Leid)
Für in giengen die hausgenossen (Münzer)
Beide klain und grossen
Si prachten im lange porten prait
Mit silber hart wol perait
Silbraine pecher vnd vingerlein
Geeziert mit edle gestain
Vnd vorspang von Golde
Als mans wünschen wolde
Vnd sprachn lieber herrn mein
Damit söllt ir emphangen sein.
Die chauflewt gaben im gut gewant
So man sie pest vail vant
Grünen drawn blab scharlach
Und darczu andre reiche wat
Vehe, chrusen (Pelzwerk) hermelein
Das nicht schoner mochte gesein
Gaben im die wiltwercher
Mit eren ane swer
Vnd sprachen lieber herre mein
Darmit will ir emphangen sein
Wir haben an ew gewunnen
Vns ist vil wol gelungen
Da chamen die chramer zu hant
Vnd gaben im seyden gewant
Wurczen und zendal (Gewürz und Taffet)
Prachten sie im vberall
Die fleischhakcher chomen zu hant
Vnd furten an sailen vnd an pant
Dreyssig rinder oder mer
Darczu waren sie nicht zu ler (hatten sie den Willen)
Sie sprachen herre gut
Rain und wolgemut
Diez weysad (Geschenk) sult ir empfahen
Ez sol ew nicht versmahen
Do prachten im die vekchen
Chiphen und weisse Fleken
Weisser denn ein hermelein
Ane sne der kunt nicht weisser sein

Des daukht er in schone (ihnen schön)
Vnd naigt in zu tone (zum Lohne)
Er sprach in herren alle
Merkt wie ew daz genalle
Weder vbel noch wol
Ewers wille ich nicht prechen sol
Ist daz ew icht wirret (Schaden bringt)
Vnd ewres kawffes irret
Daz wil ich vnderstan (abstellen)
Die weil ich daz leben han
Sie sprachen herre guet
Raine vnd gemuet (reinen Gemüthes)
Daz ton ew got von himelreich
Ewer tugend ist nicht gleich." (Abb. S. 169.)

Als aber der Herzog um ihre Wünsche fragte, beratschlagten sie und wendeten sich an Leopold mit den Worten: „So ihr uns eine Gnade erweisen wollt, helft uns zu unserem Recht und lasset auf Märkten und in den Städten verkünden, daß die Ritter und Edlen uns bezahlen sollen, was sie uns schulden." Das fand der Herzog nur billig, ließ sich die Schuldbriefe vorlegen und gab dann Befehl an alle Gerichte, die Forderungen der Wiener Bürger mit aller Strenge einzutreiben.

In das Jahr 1227 fiel jener wunderliche Zug, welchen Ulrich von Liechtenstein unternahm, um der Welt die „wahre Minne" zu lehren. In keiner seiner Handlungen, so seltsam und komisch sie uns auch erscheinen mögen, läßt sich so deutlich erkennen, wie richtig die Bewertung seines Wesens war, als man ihn den „deutschen Don Quixote des Rittertums" nannte. In kulturhistorischer Beziehung ist die ganze Episode zu interessant, als daß wir ihr nicht einige Zeilen widmen sollten.

Von Venedig aus trat Ulrich von Liechtenstein seine Fahrt an, die ihn über Kärnten, Steiermark und Österreich bis nach Böhmen führte. Voraus gingen Boten, die auf den Burgen einsprachen und öffentlich bekannt machten, daß „Frau Venus" in Person sich auf die Reise gemacht habe, um den „wahren Frauendienst" zu lehren. Am 17. Mai 1227 kam der Zug, dem sich außer seinem eigenen stattlichen Gefolge noch 80 andere Ritter mit ihren Gewappneten angeschlossen hatten, in Wien an. Entgegen ritt ihm als Marschall der Domvogt von Regensburg mit einem rotweißen Banner, dem 50 Armbrustschützen folgten, deren Pferde von ebensoviel reichgekleideten Knappen geführt wurden. Dann kam eine zweite Schar von 50 berittenen Schildträgern und 300 Knechten, welche Speere führten. Dieser Zug schloß sich seinem Gefolge an und begleitete ihn bei seinem Einzug in Wien. Man mag es Ulrich von Liechtenstein gerne glauben, daß ganz Wien auf den Beinen war, an den Fenstern sich die Köpfe der Gaffer übereinander drängten und die Frauen ihren besten Putz zu seinen Ehren angelegt hatten.

Vor dem Hause eines reichen Bürgers, in dem „Frau Venus" Herberge nahm, empfing ihn einer der angesehensten und reichsten Adeligen des Landes, Herr Hadamar von Kuenring, mit einer Schar von Rittern, die sogleich auf dem Platze ein „Buhurten" (Kampf in Scharen zu Pferde) begann, dem Ulrich von Liechtenstein in reicher Frauenkleidung wohlgefällig vom Fenster aus zusah.

Am nächsten Tag begann dann das große Speerstechen, zu dem sich Ulrich von Liechtenstein, nachdem er eine Messe gehört hatte, in seiner wunderlichen Venustracht einfand. Über dem Harnisch trug er einen gefalteten weißen Rock, der um die Mitte durch einen breiten Gürtel mit kostbarer Schnalle festgehalten wurde. Unter Posaunenschall ging der Zug, dem sich alle Ritter anschlossen,

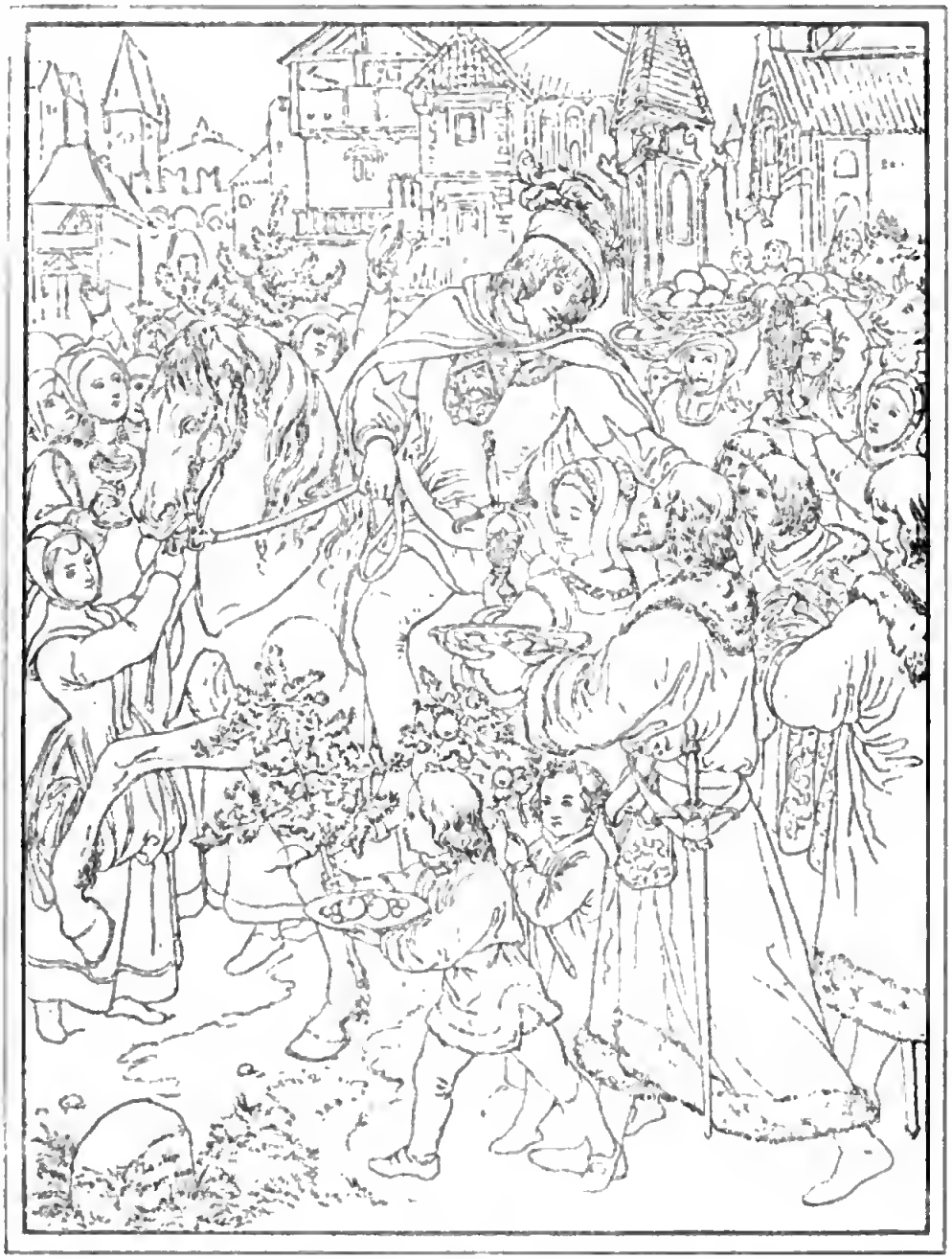
durch die Stadt. Sein Gesicht war dabei von einem durchsichtigen Schleier bedeckt, das Roß trug eine silbergeschmückte Decke, hinter Ulrich aber ritt sein Kämmerer Wolfker von Gars. In seinem Gefolge führte man 30 silberfarbene Rennspeere, deren er nach seinem Bericht 307 in einem Monate verstochen hatte. Aber auch 271 Ringe hatte er verteilt, denn jeder Ritter, der einen Speer mit ihm brach, erhielt einen Ring für seine „Herrin", mochte es nun Frau oder

Herzog Leopold VI., der Glorreiche. (Nach dem Standbild von Preleutner.) (S. 157.)

Geliebte sein, und wenn er „FrauVenus" besiegte, auch deren Roß mit allem Geschirr. Wie man sieht, war der Spaß ein ziemlich kostspieliger. Leichter zu erschwingen war die Buße, welche sich Ulrich von Liechtenstein ausbedungen hatte, wenn er als „Frau Venus" Sieger blieb, denn der Besiegte hatte sich nur der Dame Ulrichs zu Ehren nach den vier Weltgegenden zu verneigen.

Wieder waren alle Straßen und die Fenster dicht mit Menschen besetzt, die der „Königin aller treuen Minne" zujauchzten. Auf dem Kampfplatz führte der Domvogt von Regensburg das Regiment, um nach der Ordnung beim Stechen zu sehen. Er trug einen Wappenrock von rotem Sammt über dem

Harnisch und am Helm einen ellenhohen Pfauenschwanz. Im Stechen selbst bewies sich „Frau Venus“ den meisten Rittern überlegen an Kraft und Gewandtheit. Sie streckte 20 Ritter in den Sand, die vom zuschauenden Volk ausgezischt



Das Weihnachtsfest Herzog Leopold des Glorreichen. (Nach J. N. Geiger.) (S. 167.)

und so verhöhnt wurden, weil sie sich von einem Weib besiegen ließen, daß sie den Kampfplatz verlassen mußten.

Am nächsten Tag verließ Ulrich von Liechtenstein Wien mit seinem Gefolge, weil er ein großes Stechen in Korneuburg hatte ausrufen lassen. Dann

zog er noch nach Feldsberg und Mistelbach, wo die „Minnefahrt“ ein Ende fand und er seine Maskerade als „Frau Venus“ ablegte. Doch kehrte er nochmals nach Wien zurück, um die Ausschreiben zu einem großen Turnier in Korneuburg zu erlassen, zu dem man ihn nötigte. Ulrich von Liechtenstein und die 50 ritterlichen Herren seiner Begleitung hielten sich vier Tage in Wien auf, wo es ihnen recht wohl erging und sie so viel schöne Frauen sahen, daß „manch Eines Herz in heller Lieb entbrannte“. Am 30. Mai brach er wieder zu dem Turnier in Korneuburg auf. Das Banner, das man ihm vorantrug, war von weißem und schwarzem Seidenstoff, der Schrägbalken bildete. Dahinter wurde sein Helm mit rotgoldener Decke und einem mächtigen Pfauenschwanz, dann sein Schild getragen, dessen Wappenbalken aus Hermelin und schwarzem Zobelpelz geschnitten waren. Sein Roß trug eine lange mit Goldgegitter überzogene Scharlachdecke, in deren Felder silberne Rosen geheftet waren. Ebenso prächtig war die Ausrüstung der übrigen Teilnehmer des Zuges, der wieder vom Domvogt von Regensburg angeführt wurde. Der Zug aber wurde auf der Straße von lautem Posaunenschall begleitet, der die Leute aus den Ortschaften und die Arbeiter von den Feldern und aus den Weingärten zusammenrief.

Herzog Leopold VI. war während dieser ganzen Fastnachtskomödie nicht in Wien. Er, der in Ernst und Scherz seinen wahrhaft ritterlichen Sinn bewiesen hatte, mochte kaum viel Gefallen an einem solchen Possenspiel finden, das der Sache, die verherrlicht werden sollte, nur Eintrag bei allen Vernünftigen tat.

Auch die Zeit des Herzogs war zu kostbar, um an solche Dinge gewendet zu werden. Das hohe Ansehen, das er genoß, ließ von selbst die Wahl auf ihn fallen, wenn es eines klugen und erfahrenen Vermittlers bedurfte. Über Vorschlag des Papstes Honorius übertrug man ihm auch den Ausgleich zwischen König Andreas II. von Ungarn und dessen Sohn Bela, die sich in offener Feindseligkeit gegenüberstanden. Dem Herzog gelang es, einen alle Teile befriedigenden Ausgleich zu finden, so daß es kein Wunder war, wenn man öfter seinen Rat suchte.

Zwischen Kaiser und Papst waren im Jahre 1229 die Dinge bis zum Bruche gediehen, so daß ein Krieg unvermeidlich erschien. Nur ein Mann wie Leopold VI., zu dem beide Teile Vertrauen hatten, konnte noch vermitteln. Er unterzog sich dieser Pflicht auch und reiste Ende 1229 nach Italien. Das schwere Werk gelang seinem klugen Einschreiten, Kaiser und Papst versöhnten sich und letzterer nahm den schon verhängten Bann zurück. Aber Österreich zahlte für diesen Erfolg seines Herrschers einen schweren Preis. In San Germano erfaßte den Herzog ein bösartiges Fieber, dem er am 28. Juli 1230 im 54. Lebensjahre erlag.

Die Trauer war eine allgemeine und tiefe. Kaiser Friedrich brach bei der Kunde in Tränen aus und nannte Leopold seinen „besten Freund, weil er den Frieden liebte und Eifer für die Eintracht zeigte“. Noch vier Jahre später schrieb Papst Gregor IX. an Friedrich II., den Sohn Leopolds: „Wir sind überzeugt, daß er deshalb die Krone des ewigen Lebens erhielt, weil er ein Spiegel und Muster der Tugenden war, sich der römischen Kirche durch die Aufrichtigkeit der Gesinnung gefällig erwies, zum Schutz des heiligen Landes den Geboten des Erlösers ruhmvoll gehorchte, den verehrungswürdigen Orden der deutschen Ritter ehrte und durch fromme Schenkungen Überfluß brachte. Dieses hat dein Vater getan, wodurch sein Name bei allen geehrt wurde.“

Überschwenglich, aber wohlverdient war das Lob der Chronisten. „Den eigentlichen Friedensstifter, den Werkmeister der Versöhnung“ nennt ihn die Chronik von Garsten, „die Zierde des Vaterlandes, der Trost des Clerus,“

heißt er in den Annalen von Göttweih, „der glänzendste aller Fürsten, die je die Macht besessen," ist er dem Heinrich von Hainburg.

Weniger wortreich als diese Nachrufe, aber wirklich tief empfunden war die Trauer des Volkes. Herzog Leopold VI. wurde zuerst im berühmten Kloster zu Monte Casino begraben. Da er selbst Lilienfeld als seine Ruhestätte bezeichnet hatte, hob man die Gebeine aus und übertrug sie dorthin. Als der Zug nahte, strömten überall die Leute zusammen aus dem ganzen Lande und lautes Wehklagen war um den Fürsten, der „allen wohlgetan". Am tiefsten empfand man den Verlust in Wien. Jans der Enenkel berichtet uns, daß die Wiener lange klagten:

„Wer singet uns nu vor
Zu wien auf dem chor,
Als er vil dickche (oft) hat getann,
Der vil tugendhaft man.
Wer stift uns nu raien (Reigen)
In dem herbst und in dem mayen,
Wer leicht uns silber und golt,
Wer ist uns mit trewen holt.
Wer schaft uns nu guten frid,
Wer hecht (hängt) die rauber an die wid (Weide),
Wer frewt (befreit) uns die stete (Städte),
Als er vil gern tete.
Wen sieht man puhurten (turnieren),
Und rittertichen tustiren.
Wer freit uns die strazze (Straße)
Wer schaft uns fried on mazze,
Sam (wie) der Herzog Lewpold tat.
Payde in Dorffern und in stat."

Und der biedere Jans beschließt seine Klage um Leopold VI. mit den Worten:

„Do was ein herczog von Osterrich
Der tugent der was nicht gelich
In der Welt und in der Christenheit,
Die tugend, die warheit was im nicht teid."

Den Zeitgenossen, die noch unter dem Eindruck einer liebenswürdigen Persönlichkeit standen, die noch vom Glanz eines bewegten Hoflebens geblendet, von einer warmherzigen Freigebigkeit bestochen sein konnten, mag man mißtrauisch lauschen, wenn ihr Lob und ihre Trauer überschwenglich klingt. Aber auch ein moderner Historiker sagt von Leopold dem Glorreichen, daß seine 32jährige Regierung für Österreich in allen kulturellen Beziehungen so viel geleistet habe, wie kaum eine zweite — ein kühl erwogenes und doch schwer wiegendes Lob.

Das Leopoldinische Stadtrecht.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Wien schon früher gewisse allgemein giltige Normen besaß, nach welchen die öffentlichen Angelegenheiten behandelt und Recht gesprochen wurde. Das friedliche Nebeneinanderwohnen, auf welchem das Wohl jeder städtischen Gemeinschaft beruht, weist mit zwingender Notwendigkeit auf die Schaffung allgemein verbindlicher Grundsätze hin, die den Willen und das Recht so weit beschränken, als es die Rücksicht auf Allen gemeinsame Zwecke gebieterisch erfordern. Es ist gar nicht denkbar, daß eine Stadt, wie es Wien bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts war, ohne solche Rechtsnormen bestanden hätte, und zahlreiche Urkunden aus dieser

Zeit, die sich mit oft sehr verwickelten rechtlichen Verhältnissen befassen, wären ohne anerkannte Grundsätze gar nicht denkbar oder ohne solche bloßes Blendwerk gewesen.

Diesen sehr einfachen Erwägungen gegenüber ist es nicht von Belang, daß wir gar keine Kenntnis über die erste Verfassung unserer Stadt besitzen. Es ist ja immerhin möglich, daß das von Lazius mitgeteilte Fragment eines „Stadtrechtes" schon 1198 und vielleicht noch früher bestand und dann verloren ging, weil es nach Erlaß des Leopoldinischen keine Geltung mehr hatte. Wie schon erwähnt, weisen ja auch die den flanderischen Webern gleich den Wiener Bürgern eingeräumten Privilegien darauf hin, daß solche schon bestanden und gewiß auch ihre Kodifizierung gefunden haben.

Für uns ist indessen immerhin das von Leopold dem Glorreichen erlassene Stadtrecht von Wien das erste, das wir kennen, und von hoher Wichtigkeit, weil sich aus diesem die spätere Verfassung und Rechtspflege entwickelte. Mit der Frage, ob das Leopoldinische Stadtrecht von Wien wirklich das erste ist, das Wien förmlich kodifiziert besaß, hängt auch die vielumstrittene Frage zusammen, ob es, wie lange mit voller Sicherheit angenommen wurde, nur eine den Wiener Verhältnissen angepaßte Kopie des Stadtrechtes von Enns sei, das 1212 verliehen wurde. Es muß Fachgelehrten überlassen bleiben, diese Frage endgiltig zu entscheiden. Naheliegend scheint aber die Annahme, daß allen von Leopold VI. verliehenen Stadtrechten — auch Neustadt erhielt 2122 ein solches — ein gemeinsamer Typus zugrunde liegt, der nur in nebensächlichen Dingen den örtlichen Verhältnissen angepaßt wurde.

Ein Mann überstürzter Entschlüsse oder voreiligen Handelns war ja Leopold VI. in politischen Dingen überhaupt nicht, und gerade daß er zwischen der Verleihung der Stadtrechte von Enns und Wien neun Jahre verstreichen ließ, beweist doch klar, daß er keine bloße Nachahmung des ersteren beabsichtigte, sondern das zweite den besonderen Anforderungen und Bedürfnissen Wiens anpassen wollte. (Bild S. 176.)

Das Stadtrecht von 1221 ist nicht im Original erhalten. Dieses war in lateinischer Sprache, der diplomatischen des ganzen Mittelalters, abgefaßt, die Schlagwörter aber sind mit den deutschen Ausdrücken aufgeführt, wie dieselben schon in den alten Volksrechten der Deutschen erscheinen, z. B. Notwer, hanthaft, lideschaert (Verwundung eines Gliedes), ahpaer man (achtbarer, freier Mann), voraid, averacht, heimsuchunge, halsann, wandel, leitchofaer (Leitkäufer) ꝛc. So verbreitet auch damals die lateinische Sprache war, so erhellt doch aus diesem Gebrauch allgemein bekannter Worte in der Sprache der großen Masse, daß es auf eine Popularisierung dieses Gesetzes abgesehen war, das tief in das Bewußtsein aller eindringen und das Fundament aller Rechtsbegriffe bilden sollte. Ist ja doch das Stadtrecht Wiens selbst hervorgegangen aus dem alten deutschen Volksrechte, schließt sich insbesondere den Satzungen des stammverwandten Westen an, von woher die Kultur nach Österreich vordrang und zeigt daher seine Verwandtschaft mit dem sogenannten „Schwabenspiegel", dieser sehr alten Sammlung von allgemein giltigen Rechtsnormen der süddeutschen Stämme. Im Wiener Stadtrecht finden sich zum Unterschied von jenem für Enns und Neustadt viele Bestimmungen, welche der Stellung Wiens als Mittelpunkt des Handels und Verkehres, als Residenz des Fürsten Rechnung tragen. Die Stellung der Bürger Wiens darin ist eine eigentümliche, genau begrenzte: sie nehmen ihren Rang über den Hörigen, Dienstmannen und unehrlichen Personen ein, und es wird genau zwischen entehrenden und nicht entehrenden Vergehen und Strafen unterschieden, daher es bei Fällen leichter Verwundung und Beschimpfung heißt, daß der Täter vor Gericht, aber nicht an dem „Orte"

(d. h. auf öffentlichem Platze, wo die Diebe ausgepeitscht werden) gehauen werden soll. Doch ist die Befugnis des vom Herzoge eingesetzten Richters eine beschränkte, und gewisse Verbrechen behält sich der Herzog selbst zu entscheiden vor, so z. B. mutwillige Blendung und Heimsuchung (Hausfriedensbruch), wenn sie mit gedungenen Helfershelfern geschieht. Andere Vergehen gehören nur dann vor das herzogliche Gericht, wenn der Täter oder der Beleidigte eine höher stehende Person ist; solche Fälle sind dann Verwundung, Schläge, Ohrfeigen, Beschimpfung und falsches Maß. Bei einzelnen Fällen erscheint zwar noch das Gottesurteil, in den meisten Fällen aber wird der Zeugenbeweis und der Eid mit den Eideshelfern festgestellt. Die im Handel den fremden Kaufleuten auferlegten Beschränkungen mußten für die Wiener von den wichtigsten Folgen sein und die kaufmännische Tätigkeit der Stadt emporheben; der Handel mit Waren des Westens nach Ungarn kam völlig in die Hände der Wiener.

Es ist demnach das Stadtrecht von 1221 nicht nur ein Denkmal der Weisheit und Sorgfalt Herzog Leopolds des Glorreichen, sondern auch ein Beleg für die Wichtigkeit, welche die Stadt Wien bereits unter ihm erlangt hatte. Und wie genau das Stadtrecht den Umständen und Bedürfnissen der Stadt selbst angepaßt war, wie bald es in der Rechtsanschauung der Bürger Leben gewann und zu einem teueren Kleinode derselben geworden ist, zeigt der Umstand, daß es durch mehr als 200 Jahre die Grundlage der späteren Satzungen für die Stadt blieb. Die Bulle des Kaisers Friedrich II. vom Jahre 1237, die Privilegien Rudolfs von Habsburg vom Jahre 1278, sowie die späteren Satzungen der ersten Habsburger fußen in vielen Teilen unverändert auf dem Stadtrechte des Jahres 1221.

Das Original des Leopoldinischen Stadtrechtes hatte vollkommen die äußere Ausstattung eines hochbedeutsamen Aktenstückes, das von zahlreichen Zeugen, darunter auch von den consules civitatis (Stadträten) beglaubigt wird und dem das Staatssiegel des Fürsten (Bild S. 177), sowie jene der Zeugen beigefügt sind. Die feierliche Einleitung betont als Zweck, an Stelle bisher geübter Willkür ein geregeltes, für jedermann giltiges Verfahren zu setzen. Die 56 Punkte des Stadtrechtes umfassen alle Seiten der öffentlichen Verwaltung, um nach modernen Begriffen zu sprechen, das Strafrecht und den Strafprozeß, das Privatrecht und den Zivilprozeß, das Polizei- und Marktrecht und die politische Verwaltung der Stadt.

Bei der hohen Wichtigkeit, welche viele Bestimmungen des Stadtrechtes von 1221 für die Entwicklung von Wien haben, ist es um so mehr geboten, näher auf sie einzugehen, als dadurch auch ein kulturhistorisch interessantes Bild der Rechtsanschauungen jener Zeit gewonnen wird. Die ersten 25 Punkte enthalten strafrechtliche Bestimmungen über Mord, Totschlag, Verleumdung und Schändung. Wenn ein Bürger, der ein liegendes Gut von 30 Talenten Wert innerhalb des Burgfriedens besitzt, einen Totschlag begeht, so soll der Richter ihn vorfordern, und er kann sich durch einen Zeugeneid reinigen. Ist der Totschlag aus Notwehr geschehen, so soll sich der Täter der Feuerprobe unterziehen. Besteht er diese, so geht er frei aus, wenn nicht, so soll er die Flucht ergreifen und vom Richter erst nach Verlauf eines Tages und einer Nacht verfolgt werden. Ist bei Verteidigung aus Notwehr der Gegner nur verwundet worden, so genügt der Reinigungseid vor Zeugen. Wird der Mörder auf „handhafter Tat" mit blutigem Schwert ergriffen, und läßt sich durch Zeugen erweisen, daß nicht Notwehr gewaltet hat, so verliert der Täter das Leben. Wenn der Totschläger auf dreifache Vorladung nicht erscheint, so soll ihn der Richter „verfesten" (dem Gerichte verfallen erklären) und den dritten Teil seines Besitzes mit Beschlag belegen. Die beiden übrigen

Teile verbleiben des Angeklagten Weib und Kindern. Hat er solche nicht, so mag er, bevor er flieht, darüber verfügen. Hat der Totschläger kein liegendes Gut vom angegebenen Werte, so kann er demungeachtet Eideshelfer stellen, welche dann mit der eigenen Person einstehen. Findet er auch solche nicht, so ist der Täter zu verhaften und bis zum Urteilsspruche in Verwahrung zu halten. Ist der Mord notorisch und nicht zu leugnen, so büßt der Täter mit dem Kopfe. Während der Täter flüchtig ist, darf er über seine Habe nicht verfügen, sondern sie verfällt dem Landesherrn. Doch sind seine früher eingegangenen Schulden aus der Masse zu tilgen.

Schlägt ein Bürger einem anderen Hand oder Fuß, Auge, Nase oder ein anderes Glied ab, so hat er dem Richter zehn Talente und dem Verwundeten ebenso viel zu zahlen. Hat er kein Geld, so büßt er Glied um Glied. Auf Abschlagen eines Fingers oder sonst leichte Verwundung ist eine Buße von drei Talenten an den Richter und den Beschädigten gesetzt, bei Mittellosen wird in obiger Weise verfahren.

Stockschläge an Bürger werden mit zwei Talenten an den Richter und den Beschädigten gebüßt, bei angeseheneren Leuten aber mit fünf Talenten. Hat aber eine unehrliche Person, ein Dienstmann oder Possenreißer durch Unverschämtheit die Schläge verdient, so geschieht dem Täter nichts. Ein Backenstreich, welcher einem Bürger gegeben wird, ist mit fünf Talenten an den Richter und den Beschädigten zu sühnen; bei Dienern mit 60 Pfennigen an den Richter und den Geschlagenen. Wird aber erwiesen, daß der Geschlagene den Täter reizte, so erhält nur der Richter ein Talent, der Geschlagene nichts.

Auf Schändung oder Raub einer ehrsamen Frau oder Jungfrau wird, wenn diese die Klage innerhalb 14 Tagen anbringt, die Feuerprobe gesetzt. Besteht der Täter diese nicht oder wird er auf der Flucht ergriffen, so ist er mit dem Tode zu strafen. Führt die Beschädigte innerhalb 14 Tagen den Zeugenbeweis, so ist der Täter gar nicht zur Feuerprobe zuzulassen; nach dieser Frist aber soll die Klage der Beschädigten nicht mehr angenommen werden, ebenso auch nicht, wenn eine öffentliche Dirne über Nötigung klagt.

Zum besseren Verständnis wird es nötig sein, den Begriff und Umfang der mehrfach erwähnten „gerichtlichen Proben" festzustellen. Es sind dies Rechtsbräuche, welche sehr weit zurückreichen und ihre Wurzeln offenbar aus der Zeit der ersten aufdämmernden Rechtsgrundsätze holen. In das christliche Mittelalter waren noch aus der heidnischen Vorzeit die Judicia Dei, Ordalien oder Gottesurteile, übergegangen; d. i. nämlich die Einrichtung, daß Beklagte, deren Schuld oder Unschuld nicht zu ermitteln war, sich einer Handlung unterziehen mußten, bei welcher ohne einen besonderen, wie man annahm, für die Unschuld zu erwartenden göttlichen Beistand, sie nicht unbeschädigt davon kommen konnten. Für die Adeligen galt der Zweikampf als Gottesurteil: allerdings war dieser von den anderen Gottesurteilen höchlich verschieden, denn dabei hatte die Geschicklichkeit oder Stärke der Kämpfenden wesentlichsten Einfluß, und man sollte meinen, daß da das Gewinnen immer auf der Seite des Geschickteren oder Stärkeren gewesen sein müsse. Dies war aber, wie viele Beispiele beweisen, in der Tat nicht so. In jenen fernen Zeiten, wo das religiöse Empfinden viel tiefer war, übte das Bewußtsein, als Schuldiger den Richterspruch Gottes herauszufordern, einen so lähmenden Einfluß aus, daß nicht selten der Schwächere, dem dagegen die gute Sache Zuversicht und Mut einflößte, den Sieg errang, wo dann der Unterliegende gewöhnlich ein Bekenntnis seiner Schuld ablegte.

Für den Bürger gab es den Zweikampf nicht, dagegen allerlei andere seltsame „Proben", die er zu bestehen hatte. Beim Judicium aquaticum (Wasser-

urteil), gewöhnlich die Wasserprobe genannt, wurde der Verdächtige, meist in Gegenwart eines Priesters, entweder an Händen und Füßen gebunden, in ein fließendes Wasser, zuweilen in einen Kübel mit Wasser geworfen, was die „Probe des kalten Wassers" genannt wurde; oder er mußte seine Arme bis an die Ellbogen in siedendes Wasser stecken und einen eigroßen Stein herausholen, was die „Probe des heißen Wassers" hieß. Sank er im ersteren Falle nicht unter, zog er im zweiten Falle seine Arme verletzt hervor, ward er für schuldig erklärt.

Das Judicium Ignis oder die Feuerprobe, schon bei den Griechen und Römern bekannt, bestand darin, daß der Verdächtige ein glühendes Eisen halten, auch wohl 9 Fuß weit vom Taufsteine bis an den Hochaltar auf bloßer Hand tragen, barfuß über 9 bis 12 Pflugscharen gehen oder, mit einem wächsernen Hemde angetan, durch Feuer schreiten mußte. (Abb. S. 181.)

Andere solche Proben waren folgende: Das Judicium panis et casei oder Broturteil, auch „der geweihte Bissen" genannt. Es wurde dem Verdächtigen ein mit eigenen Verwünschungsformeln hierzu vorbereiteter Bissen Brot oder Käse, oder auch beides gereicht; wenn er dies ohne Anstrengung verschluckte und nachher nicht erkrankte, wurde er für unschuldig, im Gegenteil jedoch für schuldig erklärt. — Das Judicium eucharistiae oder die Probe des heiligen Abendmahles war besonders bei Geistlichen gewöhnlich; der öffentliche Empfang der geweihten Hostie sollte den Schuldigen töten. Diese Probe war auch bei Laien üblich, sie wurde jedoch aus Furcht vor Vergiftung fast nie angenommen. — Das Judicium crucis oder die Kreuzprobe bestand darin, daß der Verdächtige unter einem Kreuze mit ausgebreiteten Armen unbeweglich stehen mußte, und wenn dies zwei Verdächtige, oder Kläger und Angeklagter zugleich taten, so wurde derjenige, der die Arme zuerst sinken ließ, verdammt. Dazu gehörte auch das Judicium sortis oder Losurteil; hierbei wurden zwei Würfel in einen Beutel getan, wer dann den mit einem Kreuze bezeichneten zog, war unschuldig.

Eine schauerliche Probe, die sich in Bezug auf Konfrontation mit der Leiche des Ermordeten bis in die neueste Zeit im Gerichtsverfahren erhielt, war das Jus feretri oder Bahrrecht; man nannte diese Probe auch „Führung auf das Leibzeichen" oder „Anrührung des Ermordeten". Der Verdächtige mußte die Wunde des unter dreimaligem Zetergeschrei hingelegten Ermordeten berühren oder auch bloß ansehen; fing die Wunde dann zu bluten an, oder zeigte sich plötzlich am Munde Blutschaum, oder bewegte sich gar der Leichnam, wurde der Betreffende für schuldig gehalten.

Lange Zeit erhielten sich an allen Orten die Gottesurteile, obwohl hervorragende Männer aller Art, in erster Reihe ein hoher geistlicher Würdenträger, der erste Erzbischof von Prag, Ernest von Pardubitz (gest. 1364), gegen diesen unsinnigen Gebrauch eiferten. Letzterer stellte ihn zuerst ab, und als man ihm darüber Vorwürfe machte, rief er erzürnt aus: „Meint Ihr denn, Einfältige, daß Gott Eurer armseligen Erdenhändel halber seine ewigen Naturgesetze umstoßen wird?"

Die Abschnitte 26 bis 39 des Wiener Stadtrechtes enthalten Vorschriften für die Ruhe und Ordnung der Stadt, und es drückt sich darin der kriegerische Geist der Zeit höchst anschaulich aus. Im Wesentlichen wird dadurch verfügt:

„Wir wollen, daß jedem Bürger sein Haus eine Feste sei und Zuflucht für ihn, seine Hausgenossen und jeden, der das Haus betritt oder in dasselbe flieht."

Niemand — so heißt es weiter in dieser Handfeste — soll eines anderen Haus mit Bogen und Armbrust betreten, und wer dies wagt, büßt dem Herzoge

Verleihung des Stadtrechtes durch Herzog Leopold VI. (S. 172.)

Digitized by Google

mit dem Verluste seines eigenen Hauses oder er hat sich mit dreißig Talenten zu lösen. Ist es ein Unbehauster, so beträgt die Buße zehn Talente, oder es wird ihm die Hand abgeschlagen. Angriffe auf ein Haus sind den Bewohnern desselben in jeder Weise, außer mit Bogen und Armbrust, abzuwehren gestattet. Wenn jemand sich der „Heimsuchung" (Betreten des Hauses in böswilliger Absicht) schuldig macht, und der Hausherr Klage führt, so kann sich der Täter durch das Zeugnis von vier ehrenhaften Männern reinigen. Geschieht dies nicht, so büßt er zwei Talente an den Richter und zwei an den Hausherrn. Fand dabei die Verwundung eines Hausgenossen statt, so erhält der Richter drei, der Hausherr drei und der Verwundete zwei Talente; und wenn der Angriff mit Begleitung unternommen wird, verfällt der Täter überdies dem herzoglichen Gerichte.

Reitersiegel Herzog Leopold VI. (S. 173.)

Wenn jemand die Stadt betritt, um den Verfolgern zu entgehen, die Bürger aber ihn schützen und dabei jemanden beschädigen, so sind sie hierfür straffrei. Wenn ein Auflauf in der Stadt entsteht und einer bewaffnet oder unbewaffnet zuläuft, darüber aber angeklagt wird, so genügt sein einfacher Eid, daß er es in der Absicht getan habe, den Streit beizulegen, um ihn straffrei zu machen. Wer einen anderen einen Bastard nennt, büßt nach dem Stande des Geschmähten mit sechzig Pfennigen bis zwei Talenten an den Richter. Wer durch das Zeugnis von sieben glaubwürdigen Männern überwiesen wird, falsches Zeugnis abgelegt zu haben, dem soll die Zunge abgeschnitten werden oder er dieselbe mit zehn Talenten lösen und überdies den Schaden vergüten, der durch das falsche Zeugnis angerichtet wurde. Ebenso ist auf Gotteslästerung Abschneiden der Zunge gesetzt und hierbei kein Loskauf gestattet. Wer innerhalb der Stadtmauern ein langes, sogenanntes Stechmesser trägt, verliert ein Talent

und die Waffe an den Richter. Trägt er es aber im Stiefel oder sonst verborgen, so zahlt er zehn Talente oder büßt mit dem Verluste seiner Hand.

Mit dem 40. Abschnitte beginnen die Verwaltungsbestimmungen über Handelsangelegenheiten und die Satzungen über die Vermögensgebarung bei Todesfällen. Schon der erste dieser Abschnitte ist sehr wichtig, indem er jene Körperschaft ins Leben ruft, welche sich später zum „äußeren Rate" ausbildete und bis in unsere Tage fungierte. Es sollen nämlich 100 getreue und verständige Männer aus den einzelnen Stadtteilen erwählt werden, und zwei derselben jedem Kaufe oder Verkaufe, jedem Abschlusse von Schuld- und Pfandverträgen oder bei Schenkungen über Häuser, Weingärten oder sonstigen Gegenständen im Werte von mehr als drei Talenten zugegen sein. Stirbt einer dieser Zeugen, so genügt das Zeugnis des Überlebenden, die offene Stelle aber soll durch allgemeine Wahl wieder besetzt werden.

Die Punkte 41 bis 46 des Leopoldinischen Stadtrechtes befassen sich mit dem Erbrecht und den Bestimmungen über die testamentarischen Verfügungen. Keine Witwe soll die Güter ihrer unerwachsenen Kinder einem anderen Manne durch Heirat zubringen, und ein solcher Mann darf auch über das Vermögen der Kinder aus der ersten Ehe seiner Frau kein Zeugnis ablegen. Erweiset er aber, daß die Kinder ihre „vogtbaren" Jahre (nämlich die der Selbstverwaltung) erreicht und er mit ihrem Willen, durch gerichtlichen Spruch oder im Vergleichswege die Güter an sich gebracht hat, so mag er dieselben in Ruhe besitzen. Wenn ein Bürger, der Weib und Kind hat, stirbt, so soll sich der Richter in die Vermögenssachen nicht einmischen, sondern sie sollen in des Weibes und der Kinder Besitz bleiben. Es soll auch der Witwe freistehen, in ihrem Stande zu verbleiben oder wieder zu heiraten, wenn sie will, und niemand hat sich einzumischen, vorausgesetzt, daß sie einen Bürger und keinen miles (herzoglichen Dienstmann) ehelicht, denn im letzteren Falle kommt sie mit Person und Vermögen in die herzogliche Gerichtsbarkeit.

Hierauf folgen in vier Abschnitten (47 bis 50) Bestimmungen über Handelssachen und das Stapel- und Niederlagsrecht der Stadt Wien. Kein Fremder soll gegen einen Bürger und kein Bürger gegen einen Fremden Zeugnis geben, wenn er sich nur auf „Leitkäufer" (Unterhändler, nach modernem Sprachgebrauch Agenten) und nicht auf andere ehrliche Zeugen berufen kann.

Das Wiener Stadtrecht verordnete ferner: Bei Käufen und Verkäufen hat sich der Stadtrichter, außer es wird eine Klage angebracht, nicht einzumischen. Der Stadtrichter wird vom Herzog eingesetzt und übt als dessen Bestellter im ganzen „Burgfrieden", dessen Grenzen aber nicht angegeben sind, die Gerichtsbarkeit über die Bürger und alle Personen aus, für welche nicht ein besonderes Gericht eingesetzt ist. Dies war für die Adeligen und Hofbediensteten, den Klerus, die „Hausgenossen" (zur landesfürstlichen Münze gehörig), für die flandrischen Färber und die Juden der Fall. Keinem Fremden, aus Schwaben, Regensburg, Passau, oder wo immer her, ist es gestattet, mit Handelsgut nach Ungarn zu fahren und wer dies unternimmt, verfällt dem Herzoge in eine Strafe von zwei Mark Gold Auch soll kein fremder Kaufmann mit seinen Waren länger als zwei Monate in Wien bleiben und dieselben nur an Wiener Bürger verkaufen. Gold und Silber zu kaufen, ist ihm verboten: verkaufen darf er es nur an die herzogliche Münzkammer.

Die weiteren Paragraphe 51 und 54 enthalten polizeiliche Vorschriften zur Sicherheit der Stadt und zur Wahrung der Maße und Gewichte. Kein Ausländer darf die Stadt mit gespanntem Bogen betreten, sondern er soll die Sehne vor dem Tore ablassen, und wenn er Geschäfte in der Stadt zu besorgen hat, den Bogen in der Herberge ablegen und die Stadt wieder mit ungespanntem

Bogen verlassen. Wer dawider handelt, dem soll Bogen und Köcher abgenommen werden. Ebenso soll kein Bürger in die Stadt oder hinaus mit gespanntem Bogen gehen, und derjenige, welcher dies tut, und bei welchem innerhalb der Stadtmauern Pfeile und eisernes Zeug in den Händen gefunden würde, der ist dem Richter mit 72 Pfennigen verfallen. — In welches Bürgers Haus eine Feuersbrunst entsteht, so daß die Flammen zum Dache hinausschlagen, der zahlt dem Richter ein Talent Strafe. Brennt aber das Haus ganz ab, so hat er nichts zu zahlen, da er ohnedies durch den Schaden schwer genug gestraft ist. Bei wem in der Stadt ein unerlaubtes Maß oder eine falsche Elle oder sonst ein ungerechtes Gewicht gefunden wird, der soll dem Richter fünf Talente zahlen.

Die letzten Abschnitte des Stadtrechtes endlich setzen den engeren Stadtrat ein. Es sollen vierundzwanzig Bürger aus den Angesehensten und Verständigsten gewählt und in Eid genommen werden, welche über Kauf und Verkauf, sowie über alles, was zur Ehre und zum Nutzen der Stadt abzielt, zu wachen und zu verfügen haben. Der Stadtrichter hat in die Wirksamkeit dieser Vierundzwanzig nicht einzugreifen, und wenn jemand gegen ihre Satzungen sich vergeht, hat er dem Richter die von dem Kollegium festgesetzte Strafe zu zahlen. Die Gewählten sollen sich häufig versammeln und über das Wohl der Stadt beraten.

Besondere Beachtung verdienen jene Bestimmungen des Stadtrechtes von 1221, welche die Handelsverhältnisse regeln. Darin wurde zum erstenmale zu Gunsten der Wiener Kaufleute ein Verkaufszwang eingeführt. Wien wurde zum Stapelplatz gemacht; die Kaufleute aus Deutschland sollten nicht mehr direkt mit Ungarn einen Verkehr pflegen, sie mußten ihre Waren in Wien umsetzen und nur an Wiener verkaufen.

Besondere Verfügungen wurden bezüglich des Weines getroffen. Der Handel damit war für die Wiener von großer Bedeutung, da auf Wiener Boden selbst der Weinbau schwunghaft betrieben wurde, die wohlhabenden Bürger aber auch in der Umgebung großen Besitz an Weingütern hatten. Die Einfuhr fremdländischer Weine war daher sehr erschwert, da hierzu, wie schon erwähnt, eine besondere landesfürstliche Bewilligung erforderlich war, die man gewiß nur in Ausnahmsfällen erteilte. Nur zu Gunsten jener geistlichen Stifte, die wie Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Göttweig, Keller in Wien hielten und das Schankrecht besaßen, wurde eine Ausnahme gemacht, sie durften auch Reinfal, Malvasier, Cypro und wie sonst die edlen Tropfen hießen, welche damals den Kenner entzückten, einführen.

Fast noch rascher als der Handel entwickelte sich das Gewerbe. Schon die Schilderung des Weihnachtsempfanges, welchen die Bürger Leopold dem Glorreichen bereiteten, läßt auf Entfaltung und Wohlstand des Gewerbes schließen. In einem Verzeichnis, das zwar schon in die Zeit nach seiner Regierung fiel, in der Hauptsache jedoch gewiß auch für diese Geltung hat, finden wir, daß folgende Gewerbe in Wien ausgeübt wurden: Bäcker, Binder, Bogner, Drechsler, Färber, Fleischhauer, Gerber, Glaser, Glockengießer, Goldschmiede, Gürtler, Handschuhmacher, Huterer, Kettelmacher, Korbflechter, Kummetmacher, Kürschner, Lederer, Lodenwirker, Maler, Messerschmiede, Nadler, Pergamentmacher, Sattler, Schlosser, Schneider, Schrotter (Fleischhändler), Schuster, Seidenspinner, Seiler, Siebmacher, Sporer, Steinmetze, Tischler, Tuchmacher, Wollstricker, Ziegelbrenner, Zimmerleute. Das läßt gewiß auf ein sehr entwickeltes gewerbliches Leben schließen, wenn auch der Handwerker, obwohl er in der überwiegenden Mehrzahl schon seine individuelle Freiheit besaß, noch immer durch eine tiefe Kluft vom eigentlichen Bürger, der Handel betrieb, Grund und Boden besaß, geschieden wurde. Die einzelnen Gewerbe standen kaum in einem Zusammen-

hang mit den Bürgern, sie waren rechtlich und gesellschaftlich von diesen geschieden, ein Aufsteigen zu den ersteren war sehr selten und bereitete große Schwierigkeiten. Auch darin lag eine Nötigung, sich zu kleinen Genossenschaften zu vereinigen, die sich zur Wahrung von Zucht und Gewerbstüchtigkeit selbst Vorschriften gaben, die gemeinsamen Rechte und Interessen wahrten, aber im Grunde ganz außer der öffentlichen Rechtssphäre standen. Dies änderte sich erst zum Teil, als man an die Organisierung der Stadtverteidigung schritt, zu welcher einzelne „wehrhafte" Gewerbe herangezogen wurden, die dagegen Befreiung von den städtischen Abgaben erhielten.

Ohne Zweifel dürften auch schon um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gewisse Vorkehrungen in Bezug auf die Stadtbewachung bestanden haben. Erhalten geblieben ist uns jedoch darüber nichts und auch das Leopoldinische Stadtrecht schweigt über diesen Punkt, wenn auch gewisse polizeiliche Vorschriften auf der Voraussetzung eines geregelten Überwachungsdienstes fußen.

Nach allen Beziehungen haben wir die gewaltige Entwicklung verfolgt, welche Wien unter der Regierung des „glorreichen Babenbergers" einschlug. Sehen wir nun, welchen äußeren Ausdruck diese Periode in baulicher Hinsicht fand.

Die kirchlichen Stiftungen und Bauten Leopold VI. Die dritte Vergrößerung der Stadt.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die meist im Wege des Kaufes erfolgte Vermehrung des Landbesitzes, die glänzende Hofhaltung und die Freigebigkeit Leopold VI. auf eine stets gefüllte Schatzkammer und einen blühenden Finanzzustand deuten. Ulrich von Liechtenstein gibt diesem Fürsten den Beinamen des „Reichen", der damals nur wenigen deutschen Fürsten zukommen mochte. Nur ganz natürlich erscheint es, wenn diese Fülle bei einem Fürsten, der eine stets zum Geben bereite Hand und frohe Schaffenslust hatte, sich auch in baulichen Schöpfungen ausdrückte.

In erster Linie ist hier der landesfürstlichen Residenz zu gedenken, die sich Leopold VI. statt der alten „Markgrafenburg" am Hof erbaute. Diese war für die Bedeutung des Herrschergeschlechtes und für die Bedürfnisse eines prachtliebenden Hofes, an dem sich häufig Gäste einfanden und prunkvolle Festlichkeiten abgehalten wurden, schon viel zu eng und unscheinbar geworden. Auch wurde es gewiß als störend empfunden, daß rings herum die bürgerlichen Ansiedlungen immer näher heran rückten, so daß die alte Burg der Markgrafen und Herzoge bald nach allen Seiten von dichtbewohnten Gassen umgeben war und die Häuser sich knapp herandrängten. Mit Berücksichtigung dieser Umstände empfahl sich ein Rayon im Südwesten der Stadt, der etwa 500 Schritte von der damaligen Umwallung entfernt, über den Holz- oder Kohlenmarkt (den heutigen Kohlmarkt), aber doch vom Inneren der Stadt leicht zugänglich war. Hier bot sich auch ein ausreichendes Terrain, um den neuen Burgbau von allen Seiten frei halten zu können. Ein besonderes Verbot untersagte es auch, sich auf dem Gebiet der neuen Burg anzusiedeln und als dies bald doch nicht ganz verhindert werden konnte, wurde der betreffende Hausbesitzer, um alle Einmengungen der städtischen Behörden von vornherein abzuwehren, der Gerichtsbarkeit des Stadtrichters entzogen und jener des Herzogs unterordnet.

Ganz genau läßt sich die Zeit nicht mehr bestimmen, in welcher der Neubau ausgeführt wurde. Doch dürfte er mit ziemlicher Gewißheit in die Jahre 1212 bis 1220 zu setzen sein, denn ein Jahr später mußte die neue Burg schon voll-

endet und bewohnt sein, da in der Stiftungsurkunde der St. Michaelskirche ausdrücklich bei Feststellung der Pfarrrechte dem Pfarrer von St. Michael die kirchliche Hoheit „über alle Dienstleute, die in der neuen Burg wohnen, über alle Bürger und das Hofgesinde, die umher gebaut haben oder ferner bauen," eingeräumt wird. Als Baumeister des für jene Zeit großartigen Baukomplexes wird uns ein Meister Martin Buschberger genannt.

Die neue Burg war ein stattliches Gebäude mit vier massigen Ecktürmen, dessen quadratische Grundform genau mit jener des heutigen Schweizerhofes zusammenfällt. (Abb. S. 184). Der Graben vor dem Trakt gegen den Franzens-

Die Feuerprobe. (S. 175.)

platz ist noch ein Überbleibsel der allerersten Bauanlage und bis vor etwa zehn Jahren erinnerte noch ein merkbarer Vorsprung in der nördlichen Ecke, wo Schweizerhof und Reichskanzlei zusammenstoßen, an den ursprünglich hier gestandenen Eckturm. Ursprünglich hatte die Burg nur zwei Stockwerke, auch der innere Hof war viel größer als jener des heutigen Schweizerhofes, der erst durch einen mittleren Einbau und zwei Vortrakte seine jetzige Gestalt erhielt. Von Prachtentfaltung in der architektonischen Form war aber keine Rede; man sah es dem Bau an, daß es sich nur um einen bequemen und auch gegen feindliche Angriffe geschützten Wohnsitz handelte, bei dessen Entstehen kein Wettstreit mit der Pracht kaiserlicher Pfalzen beabsichtigt war. Der Haupteingang befand sich an der Front gegen den heutigen Franzensplatz, wo ein besonderer Torturm die Zugbrücke schützte. Dort dehnte sich auch ein freier, aber mit Mauern umgebener

Platz aus, der Vorhof, auf welchem Turniere und andere ritterliche Aufzüge stattfanden. In der entgegengesetzten Richtung gegen die Augustinerstraße zu lag der Burggarten. In der ersten Anlage machte sich, wie schon der massige gedrückte Charakter andeutet, noch der romanische Stil geltend, der aber schon bei einer äußeren Umgestaltung im nächsten Jahrhundert gotischen Formen wich. Ebenso dürfte die erste Anlage der Burgkapelle dem Rundbogenstil angehört haben; die ältesten Teile derselben, die heute noch existieren, wozu der vom Durchgang zum Josefsplatze aus sichtbare Chor gehört, zeigen schon den Typus der Spätgotik aus dem fünfzehnten Jahrhundert, lassen aber durch die mit Baldachinen und Figuren geschmückten Strebepfeiler auf eine reiche architektonische Ausgestaltung schließen. Diese zweite Wienerburg der österreichischen Herrscher hat eine sehr wechselvolle Baugeschichte hinter sich, bis sie zu dem jetzigen weitläufigen Bautenkonglomerate wurde. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, auf diese Wandlungen in der äußeren Erscheinung der Burg durch Um- und Zubauten zurückzukommen. Die alte Herzogsburg räumte Herzog Leopold VI. der landesfürstlichen Münze ein, deren Angehörige als „Hausgenossen" einen besonderen Teil seines Hofstaates bildeten.

Sehr zahlreich sind die kirchlichen Bauten, welche in die Regierungszeit Leopold VI. in Wien fielen. Im Jahre 1200 ungefähr entstand in der gleichnamigen Vorstadt „vor dem Stubentor" die Pfarrkirche zu St. Niklas, die dem Pfarrer von St. Stephan unterstand. Sie dürfte auf dem Terrain des späteren Nikolaifriedhofes gestanden sein, der sich am heutigen Marktplatz vor der Kirche zu St. Rochus und Sebastian befand und 1784 aufgelassen wurde.

In die ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts fällt die Gründung eines Nonnenklosters zu Ehren der hl. Maria Magdalena, das auf dem Raum der heutigen Wasagasse oder Liechtensteinstraße stand. Bald nach der Gründung flossen dem Kloster reiche Widmungen aus Wiener Bürgergeschlechtern zu, welche die Nonnen, die dem Augustinerorden angehörten, sogar in den Stand setzten, die vollkommene Unabhängigkeit von St. Stephan 1267 durchzusetzen. Später scheint die klösterliche Zucht sehr verfallen zu sein, ein Visitationsakt rügt die Abhaltung von Tänzen und andere sehr unkanonische Passionen. Nach der Zerstörung durch die Türken im Jahre 1529 erstand auch dieses Kloster nicht mehr aus den Ruinen.

Jener Meister Gerhard, den wir als Arzt und Vertreter Leopold VI. bei den Verhandlungen wegen Errichtung eines Bistums in Wien kennen lernten, stiftete 1208 das Heiligengeistspital, die älteste Humanitätsanstalt in Wien. Der Stiftsbrief vom 24. Mai 1211 bezeichnete als Zweck die Aufnahme gebrechlicher und kranker Armer und wies dazu ziemlich ausgedehnte Gründe an, die sich vom Wienufer aufwärts bis zur Kettenbrückengasse und gegen Matzleinsdorf erstreckten. Die Leitung der Anstalt und der Dienst an der dabei bestandenen St. Antoniuskapelle wurde Angehörigen des um 1180 entstandenen Ordens vom hl. Geiste in Montpellier anvertraut, der wegen seines menschenfreundlichen Wirkens sehr angesehen war. Seine Ordensglieder, die aus Chorherren, Rittern und dienenden Brüdern bestanden und schwarzen Habit mit weißer Kapuze und weißem Kreuz an der linken Schulter trugen, hatten die Pflicht, Fremden, Kranken und Armen Hilfe und Obdach zu bieten. Bei der Hospitalskapelle befand sich auch ein Friedhof. Das Spital stand auf dem heutigen Obstmarkt, Kirche und Friedhof nahmen einen Teil der Area des Freihauses ein. Auch dieses humanitäre Institut, dessen Wirken jedoch meist Pilgern und Fremden zugute kam, verschwand im Jahre 1529, seine Besitzungen gingen an das Bistum Wien über.

Von besonderer Bedeutung ist der in das Jahr 1221 fallende Bau der St. Michaelskirche, die zugleich älteste Pfarrkirche für den Rayon der her-

zoglichen Burg und mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurde; so konnten sich die Pfarrangehörigen einen Kirchenmeister wählen, der über das Vermögen und die Verwendung der Einkünfte zu wachen hatte. Der Grund um die Kirche war mit einer Mauer umfriedet und zu einem Gottesacker verwendet, der auch die St. Nikolauskapelle enthielt. Unmittelbar daran stieß der „Widmarkt" für Holz- und Holzwaren, nach dem dann bei Einführung der Viertelseinteilung der Name „Widmerviertel" gewählt wurde. Wiederholte Brände in den Jahren 1275, 1319, 1327 und 1350 machten Rekonstruktionen notwendig, durch welche der ursprüngliche Baucharakter sehr verwischt wurde, doch sind in einzelnen Details sogar noch Anklänge an romanische Bauformen zu erkennen, wie an dem merkwürdigen, zu symbolistischen Deutungen herausfordernden Säulenkapitäl (Abb. S. 185). Die Kirche ist dreischiffig mit einem Querschiff; die heutige Form stammt aus der langen Bau- und Rekonstruktionsperiode von 1327 bis 1421. In die letztere Zeit fällt auch der schlanke Turm, der aber offenbar wenig mehr von der ursprünglichen Form an sich hat.

In rascher Folge mehrten sich nun die Ansiedlungen verschiedener Orden in Wien. Bald nach seiner Rückkehr aus Palästina berief Herzog Leopold VI. Mitglieder des Minoritenordens (fratres minores, mindere Brüder) nach Wien, der erst 1217 von Franz von Assisi, einem großen Schwärmer, aber auch Menschenfreund, gegründet wurde. Diesem Orden nun räumte Herzog Leopold VI. nahe seiner neuen Burg 1224 ein Haus mit Kapelle ein, aus der im nächsten Jahrhundert die heutige Minoritenkirche (St. Maria im Schnee) entstand. Dadurch, daß die schon bestandene Ludwigskapelle in den Bau einbezogen wurde, erhielt dieser die unregelmäßige Grundform, die noch heute auffällt. Die dreischiffige Halle ist sehr einfach konstruiert, da alle drei Schiffe gleich hoch sind und auch das Langhaus unmittelbar in den Chor übergeht. Der in die Jahre 1340 bis 1400 fallende Bau soll von Brüdern des Minoritenordens ausgeführt worden sein, von welchen noch ein Bruder Nikolaus und Hans bekannt sind. Besondere Strenge in den Stilformen wendeten diese nicht an, denn bei den Fenstern wechseln Rund- und Spitzbögen ab. Doch zeigen einzelne schöne Details im Maßwerk, und das Portal mit dem Baldachin und einem reichen Figurenschmuck gehört zu den schönsten Konstruktionen dieser Art. Der Turm baut sich am Mittelschiff bis zum Dachgesims im Viereck auf, um dann in ein Achteck überzugehen. Unsere Abbildung S. 188 zeigt noch den ursprünglichen spitzen Turmhelm, der erst später durch den heutigen flachen Abschluß ersetzt wurde.

Ungefähr gleichzeitig mit den Minoriten fand der Predigerorden (Dominikaner) eine Stätte in Wien. Leopold VI. mochte ihn, der die Ausrottung und Bekehrung der Ungläubigen zu seiner Aufgabe machte, in Palästina kennen gelernt haben und berief 1226 einige Mitglieder desselben nach Wien. Die ganz willkürliche Annahme, daß man ihnen einen früher bestandenen Templerbesitz einräumte, wird schon dadurch widerlegt, daß Kloster und Kirche 1237 von Eberhard von Salzburg eingeweiht wurde, was doch nicht nötig gewesen wäre, falls das Gebäude schon früher einem kirchlichen Zweck diente. In den Jahren 1258 und 1262 wurde das Kloster durch Brände arg beschädigt, worauf ein vergrößernder Neubau erfolgte, dessen Einweihung 1302 Bischof Nikolaus von Ostia unternahm. Schwer mitgenommen wurde das Kloster 1529, worüber wir an passendem Orte berichten werden.

Aus einer von den Cistercienserinnen von St. Niklas auf der Landstraße 1228 errichteten kleinen Niederlassung, bei welcher eine Schule für Mädchen unterhalten wurde, entwickelte sich in der Folge das selbständige Kloster zu St. Niklas in der Singerstraße, dessen Bau 1237 begonnen, ab-

erst 1275 vollendet wurde. Es erlangte eine volle Selbständigkeit, wurde 1385 von Herzog Albrecht III. gegen Entschädigung an das Mutterkloster in ein Seminar für Studierende des Cistercienserordens umgewandelt, 1481 aber zur Residenz des St. Georgsordens bestimmt. Da dieser Ritterorden, eine Lieblingsschöpfung Kaiser Maximilian I., aber keinen Bestand hatte, wurden bei St. Niklas in der Singerstraße zuerst 1529 die Nonnen des zerstörten Magdalenenklosters vor dem Schottentore untergebracht, dann benützte man es für ein von Bischof Faber errichtetes Kollegium für arme Studenten, bis 1624 wieder von Ungarn berufene Klarissernonnen einzogen. Die Josefinischen Aufhebungen schlossen 1784 die wechselvollen Schicksale dieses Klosters ab.

Die Herzogsburg. (S. 181.)

Im Jahre 1227 entstand auch die erste Niederlassung des Deutschen Ritterordens in Wien. Dieser war um 1180 aus einer Stiftung von reichen Lübecker Kaufleuten für ein Spital in Jerusalem zur Pflege kranker Deutscher hervorgegangen. Rasch entwickelte sich daraus unter dem Einfluß der Kreuzzüge ein Ritterorden, der ebenso wie die Johanniter und Templer die Bekämpfung der Ungläubigen als seine hauptsächlichste Aufgabe ansah. Nur beschränkten sich die Deutsch-Ordensherren nicht auf den Kampf gegen die Sarazenen, sondern sie führten ihn auch gegen andere Ungläubige, namentlich auch gegen die heidnischen Slaven an der Nordsee. Auf einer solchen „Preußenfahrt" kamen einige Ritter nach Wien, freundlich aufgenommen von Herzog Leopold VI., der sie zur Niederlassung einlud und mit Gütern bedachte. Bald darauf müssen sie auch schon jenen Besitz in der Singerstraße gehabt haben, der noch heute dem Deutschen Orden gehört, denn er wird schon in einem Schutzbrief Kaiser Friedrichs II. von

1236 erwähnt und aus dieser Zeit dürfte auch die Elisabeth-Kapelle stammen, als deren Baumeister Georg Schiffering aus Nördlingen genannt wird.

Auch der Johanniterorden soll schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts eine Niederlassung und großen Besitz in Wien gehabt haben. Nachgewiesen wird dies jedoch erst durch eine Urkunde von 1269, in welcher eine Kommende der Johanniter zu Wien erwähnt wird. Sie unterhielten auch ein Hospiz, an dessen Stelle das Haus und die Kirche zum heil. Johannes in der Kärntnerstraße steht, die noch heute zum Besitz des Ritterordens gehören, der seit dem Jahre 1530 Malteserorden heißt.

Im Todesjahr Herzog Leopold des Glorreichen kam Königin Konstanze, die Tochter Bela III. von Ungarn und Gattin Ottokar I. von Böhmen, mit mehreren Frauen ihres Gefolges nach Wien, um für ihr in den Wirren und Täuschungen der Welt verwundetes Gemüt Ruhe und Trost in einem stillen, beschaulichen Leben zu finden. Sie erbaute in der Nähe der Weihenburg zu diesem Zweck ein Haus, in welchem sie mit ihren frommen Begleiterinnen ohne eigentliche Klosterregel doch ein klösterlichen Andachtsübungen gewidmetes Leben führte. Doch der Krieg, der zwischen ihrem Neffen Bela IV. und Friedrich II. dem Streitbaren ausbrach, ließ es unpassend erscheinen, daß sie länger in des letzteren Hauptstadt verbleibe, sie verließ daher ihren stillen Zufluchtsort und kehrte nach Ungarn zurück.

Kapität in der Michaelerkirche. (S. 183.)

Die Stätte frommer Übungen stand leer und verfiel ganz; da erbarmte sich Meister Gerhard, Pfarrer von St. Stephan, des kläglichen Zustandes; er widmete sein nahes Haus, mehrere Weingärten und anderes Gut unter der Bedingung, daß die noch im Hause der Königin Konstanze lebenden Frauen die Regel des heil. Augustin annehmen. Und da auch andere Gaben reichlich flossen, konnte schon im Jahre 1267 Bischof Peter von Passau die neuerbaute Kapelle zu St. Katharina einweihen. Noch immer flossen reiche Schenkungen zu; so widmete unter der Oberin Gertrude dem Kloster der reiche Bürger Albrecht Pippinger, nach welchem die Pippingergasse (jetzt Annagasse) benannt wurde, einen an das Kloster stoßenden Grund und Meister Dietrich, Pfarrer zu Polau, sowie dessen Bruder Gerhard schenkten 1296 zwei gleichfalls benachbarte Häuser. Ausgenützt konnten diese Spenden erst werden, als 1320 die Königin Agnes von Ungarn, eine Tochter Kaiser Albrecht I., die Mittel zum Umbau des ganzen Klosters gab, der 1336 vollendet war, wobei die Kirche zu ihren Ehren der heil. Agnes geweiht wurde. Die Hauptfassade der Kirche stand gegen die Rauhensteingasse. Unsere Abbildung (S. 192), auf die wir noch später zurückkommen, zeigt das Äußere der Kirche in jener Form, wie sie bis zum Abbruch bestand.

An dieses Kloster nun knüpft sich eine der sinnigsten und poesievollsten Sagen, die nicht verkennen läßt, daß sie dem Wiener Boden entsproß, auf dem tiefe Frömmigkeit und ungebundene Lebenslust so oft in innigstem Verbande gedeihen.

Unter den frommen Frauen des Klosters in der Traibotenstraße stand eine junge Nonne wegen ihres Eifers im Dienste des Herrn in so hohem Ansehen, daß sie von der Oberin mit dem Amte der Pförtnerin betraut wurde. Dabei hatte sie, wenn sie ihres Dienstes Pflichten nachkam, öfters Gelegenheit, einen Blick in das Treiben der Welt außerhalb der Klostermauern zu tun, das ihr bisher ganz fremd war. Gerade deshalb erschien es ihr aber so lockend, daß sie bald bei Tag und Nacht nur an dessen Freuden dachte. Verführerische Träume umgaukelten sie im Schlaf und standen selbst vor ihren wachen Sinnen, wenn sie mit den frommen Schwestern im Chor betete. In einer stillen Nacht ward das verzehrende Verlangen nach Freiheit und Glück übermächtig in der jungen Nonne, sie verließ ihre stille Zelle und schob die Riegel der Klosterpforte zurück, um zu fliehen. Doch ihr Fuß stockte, noch einmal eilte sie in die Kirche zurück, um die bis jetzt treulich behüteten Schlüssel zur Pforte vor einem Madonnenbild niederzulegen und dem Schutz der Gottesmutter zu empfehlen. Dann erst floh sie in die Welt hinaus, deren Freuden sie so unwiderstehlich lockten. Sie wurden der flüchtigen Nonne in reichem Maße; aber nicht minder auch die daran geknüpften Leiden und Enttäuschungen. Müde, krank am Leibe und gebrochenen Herzens machte sie sich endlich wieder auf den Rückweg nach dem Kloster, in dem sie unter harter Buße Frieden zu finden hoffte. Lange lag sie voll Bangen auf der Schwelle, bis sie den Mut fand, in finsterer Nacht an die Pforte zu pochen. Sofort tat sich diese auf, im milden Glanz aber trat ihr die Madonna, wie sie auf dem Bilde dargestellt war, entgegen, um ihr die Schlüssel zur Pforte zu reichen, als sollte die Reuige wieder in ihr Amt eingesetzt werden. Die Nonne fand ihre Zelle, wie sie diese verlassen hatte und am Morgen begegneten ihr die Schwestern, als wäre sie nicht einen Tag dem Kloster fern gewesen. Nun begriff die Nonne, daß an ihrer Stelle die heilige Maria selbst das Amt der Pförtnerin versehen habe. Vor den versammelten Schwestern legte die Zurückgekehrte ein Bekenntnis ihres Verschuldens ab, an das sich das Wunder der himmlischen Pförtnerin knüpfte.

Ohne dem Wert dieser sinnigen Legende Abbruch tun zu wollen, muß doch betont werden, daß der Name des Klosters „zur Himmelspforte" nach aller Wahrscheinlichkeit nicht davon abgeleitet werden kann. Die Bezeichnung porta coeli für den meist nach Westen gelegenen Haupteingang zur Kirche wurde im Mittelalter ganz allgemein angewendet und hatte ebenso eine symbolische Bedeutung, wie daß man die Vorhalle als „Himmelsparadies" benannte. Von diesem führte die „Himmelspforte" in die Kirche selbst, die den Himmel darstellte. Es mag in diesem Falle, wie es so oft geschah, die schaffende Phantasie des Volkes die Sage in Anlehnung an den schon vorhandenen Namen gestaltet und dann diesen von der später entstandenen Legende ableiten zu müssen geglaubt haben.

Das wiederholt erwähnte Bild der heil. Maria kam nach Auflösung des Klosters zu St. Stephan, wo es sich noch heute in der Eligius-Kapelle, links vom Riesentor befindet und als „Hausmuttergottes" viel verehrt wird. (Bild S. 193.)

Der oben erwähnte Name „Traibotengasse", der schon 1272 für die jetzige Himmelpfortgasse urkundlich vorkommt, stammt von dem sehr alten, bereits im achten und neunten Jahrhundert gebräuchlichen Namen „Trayboto" oder „Traboto". Die Ableitung von „Trabanten" ist ganz willkürlich, denn solche kannte man in so früher Zeit gar nicht.

Eine schon erwähnte kirchliche Stiftung, welche in die Zeit Leopold VI. fiel, war jene Kapelle zum heil. Ulrich, die 1211 der schon erwähnte reiche Bürger Dietrich bei seiner Besitzung Zeismannsbrunn erbauen ließ. Sie

wurde vom Bischof Mangold von Passau eingeweiht, der gegen Abtretung von zwei Weingärten ihre Unabhängigkeit von der Pfarre St. Stephan erkaufte. Als Zeismannsbrunn an die gleichfalls sehr reiche Bürgerfamilie der Greif überging, erwarb 1312 das Stift Schotten die Patronatsrechte. Von der Kapelle entlehnte man den Namen der später entstehenden Vorstadt St. Ulrich. Aus der Stiftung dieser Kapelle, an welcher auch pfarrliche Funktionen ausgeübt wurden, muß aber schon im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts auf eine ziemlich dichte Besiedlung der Gegend geschlossen werden.

Ungefähr in die Zeit der Vollendung der neuen herzoglichen Burg, also etwa in das Jahr 1220, fällt nach allgemeiner Annahme die dritte Erweiterung Wiens. Sie erstreckte sich diesmal nur in südlicher Richtung und gab dem inneren Stadtgebiet wieder die ungefähre Form eines gleichseitigen Rechtecks. Eine Hauptveranlassung zu dieser Erweiterung mag eben in dem Umstande gelegen sein, daß sich naturgemäß in der Nähe der neuen Burg viele Dienstmannen des Herzogs und Leute aus dem höheren Gesinde des Hofes, aber auch Bürger und Handwerker ansiedelten, die mit dem Hof in Verbindung standen. Dadurch entwickelte sich rasch ein neuer Stadtteil, dessen Einbeziehung in das Stadtgebiet unvermeidlich war. Die neue Burg selbst lag noch außer den Mauern, hatte aber ihre besondere feste Umfriedung. Das gleiche war mit dem Schottenkloster der Fall, das noch immer außer den Mauern lag und eine kleine Stadt für sich bildete.

Die neue Grenze lief so, daß die östliche Wallinie die Singerstraße und Weihburggasse in gerader Fortsetzung der schon bestehenden durchschnitt und bis zur Himmelpfortgasse lief. Längs dieser bog die neue Grenze um, durchquerte die Kärntnerstraße und den Neuen Markt, um so ziemlich in der Richtung der heutigen Planken- und Stallburggasse den Michaelerplatz zu kreuzen und längs der Herrengasse, die schon 1175 als Hochstraße vorkommt, bis zur Strauchgasse zu laufen. Hier folgte die Umbiegung gegen Norden, um am Heidenschuß die alte Wallinie zu erreichen. Diese Erweiterung umfaßte also das ganze Terrain, das zwischen Naglergasse, Wallnerstraße und Herrengasse, dann zwischen Kohlmarkt und der ersten Hälfte der Kärntnerstraße, endlich zwischen dieser, der Singer- und Himmelpfortgasse bis etwa zur Seilerstätte liegt, deren Zug aber noch außer die Mauer fiel. Durch diese Erweiterung verlor der jetzige „Graben" seine bisherige Bedeutung als Bestandteil der Stadtumwallung, an welche nur noch der Name erinnert; er erhielt aber schon jene Breite, die ihn eigentlich zu einem Mittelding zwischen Platz und breiter Straße macht.

Bezüglich der Tore ging keine Veränderung vor sich. Nur wurde das früher am Stock im Eisen befindliche, stark befestigte Tor weiter hinausgerückt, so daß die Johanniterkirche eben noch außer die Stadt fiel; das Peiler- oder Bairertor an der Mündung der Naglergasse gegen den Graben aber verlor seine Bedeutung als Stadttor, blieb aber mit seinem mächtigen Bogen und dem turmartigen Aufbau, der als städtisches Gefängnis diente, bestehen und wurde erst 1732 abgebrochen (Abb. S. 196). Mauerreste, auf die man beim Umbau der Häuser in der Bognergasse stieß, bestätigen teilweise die alte Tradition, daß der Peilerturm aus der Römerzeit stammte. Bezüglich seiner Fundamente scheint dies zuzutreffen und die gefundenen Überreste deuten auch in der Tat auf einen dort gestandenen römischen Wachturm.

Von den neu entstandenen Plätzen wurde der Graben schon genannt. Ferner entstand der Neue Markt; dieser erreichte wohl gegen Süden nur die Hälfte des heutigen Platzes, er erfaßte jedoch noch die Häusergruppe bis zur Seilergasse. Die Michaelskirche umgab der allerdings recht kleine Michaelerplatz,

zugleich Friedhof. Dagegen verloren einige Plätze der älteren Stadt an Ausdehnung, wie der Hof — dort entstanden gegen die Burg und den Tiefen Graben Häusergruppen — und das Lugeck; hier bildeten sich durch den Einbau der Häuserzeile die beiden Bäckerstraßen. Zu bemerken ist noch, daß der Ottakringer Bach seinen Lauf gegen die Stadt verlor und als St. Ulrichsbach dem Wienflusse zugeführt wurde; dagegen leitete man einen Teil des Alserbaches als künstlichen Bach längs der Schotten- und Herrengasse in das ehemalige Bett des Ottakringer Baches „im Fluder" (bei der Strauchgasse) mit dem Abflusse durch den Tiefen Graben, weil die daselbst angesiedelten „Buchfeller" (Pergamentmacher) und Tuchmacher des fließenden Wassers bedurften.

Minoritenkirche. (S. 183.)

Fragt man nun, wie die Bauten jener Tage ausgesehen haben, so bleiben leider für deren Beurteilung nur sehr geringe Anhaltspunkte; man stand eben in der Übergangsperiode vom romanischen zum gotischen Stil, wie sie sich an der Westfront der Stephanskirche und am Langhaus und Querschiff von St. Michael besonders deutlich kennbar macht. In dem reichgegliederten Portale der ersteren, dessen romanischer Anlage dann ein Spitzbogen vorgelegt wurde, in den oft recht phantastischen Skulpturen der Außenwand und der rund vorspringenden Kämpfergesimse wiederholt sich die an den meisten romanischen Bauten in Österreich vorkommende Erscheinung, daß dieser Stil bei uns sich einer viel reicheren und vielgestaltigeren Ornamentik bediente, als dies sonst der Fall war. Was die Burg anbelangt, war sie weniger durch verzierte Aus-

ſtattung als durch Feſtigkeit der Mauern und ſtarken Türme ausgezeichnet; ſie ſollte nur ein dauerhafter, bequemer, vor Angriffen geſchützter Wohnſitz ſein.

Eben dieſe Eigenſchaften vereinigten auch die übrigen Bauten, welche ſich erhoben. Auch bei ihnen muß die beſondere Umſicht beachtet worden ſein, auf die Dauer zu bauen. Eine beſondere Eigentümlichkeit der Gebäude bildeten die Giebel und die Erker mit den Ecktürmchen. Fragt man ſich, was dieſe oder jene bedeuten, welcher Zweck irgend einer Form zugrunde lag, ſo rechtfertigt ſich ſicher die Auflöſung zu Lob und Ehre unſerer Vorfahren. So ſind die Giebel nichts als die Masken unſchöner, aber zweckdienlicher hoher Dächer: dieſen gab man ſomit einen Neigungswinkel, der ſteil genug war, Schnee und Näſſe abzuleiten. Um aber dieſe hohen Dächer dem Auge ſo angenehm als möglich zu machen, ſchmückte und zierte man die Dachbruſt oder den Giebel auf die mannigfachſte Weiſe; zierlich oder ernſt oder mächtig, nicht ſelten in edlen Formen gegliedert, erſcheint ein Pfeilerwerk, zwiſchen dem die ſchwächere Zwiſchenwand vertieft liegt. Man ſetzte dadurch der Form zu, was man an Material erſpart hatte; man baute dem Klima entſprechende Dächer, verſäumte aber doch nicht, ſie auch ſchön zu geſtalten.

Die Erker und Ecktürmchen ſind die graziöſen Kinder einer heiteren Laune, einer füllereichen Phantaſie, die man in den Dienſt der Nützlichkeit ſtellte. Mit ihren lauſchigen Ecken eigneten ſich die Erker insbeſondere zu friedlichen Zuſammenkünften für die weiblichen Familienglieder und ſie waren überhaupt nicht ohne Bedeutung für die geſellſchaftliche Form des damaligen Lebens, namentlich des bürgerlichen, das in Ernſt und Freude einen intimeren Charakter hatte. Deshalb bewährte ſich auch der Architekt an ſolchen Zugaben, wie es die Erker ſind, als ſchaffender Künſtler, indem er ſie der Individualität des Bauherrn, der Lage und dem Zweck des Bauwerkes anpaßte, ſie aber nie zur willkürlich gebrauchten Schablone werden ließ.

Die Behauſung des Wiener Bürgers war in jenen Zeiten und noch viel ſpäter eine ſehr einfache. Die Häuſer waren anfangs gewöhnlich ſehr klein, mit einer gemeinſchaftlichen Stube und höchſtens einer Schlafkammer nebenan, alles ebenerdig, denn nur ſelten hatte eines der kleinen Häuschen ein erſtes Stockwerk. Nach rückwärts lagen die Schoppen der Arbeitsleute, Stallungen und Fruchtſcheuern, das ganze aber war mit einer Mauer oder doch einer Umplankung eingefriedet, welche eben die Hausfreiung bildete, deren Bruch das Stadtrecht ſo ſchwer ahndet, daß der dabei Betretene vom Hausherrn ſtraffrei erſchlagen werden kann. Innerhalb dieſer Grenzen herrſchte der Hausherr über ſeine Familie und Hausgenoſſen; auf das Haus beſchränkte ſich, wenn er nicht Anteil an der ſtädtiſchen Verwaltung hatte, ſein ganzes Leben und Treiben; denn ein Gaſthausleben, wie es die ſpätere Zeit brachte, gab es in den Tagen der Babenberger nicht, ja nicht einmal Gaſthäuſer. Wohl hatten, wie ſchon bemerkt, die Kaufmannsgenoſſenſchaften ihre Häuſer, wo ſie bei Geſchäftsreiſen den Aufenthaltsort nahmen und ihre Waren einlagerten, wer aber ſonſt zu einer Reiſe genötigt war, der wußte entweder am Ziel derſelben einen Gaſtfreund, wo er ſeinen „Abſteig“ nahm (ſo genannt nach der gewöhnlichen Reiſe zu Roß), oder er ſuchte Zuflucht in der Herberge. Letztere war ein den heutigen Karavanſereien des Morgenlandes ähnliches Gebäude, in welchem der Reiſende Unterkunft fand, für Nahrung aber ſelbſt ſorgen mußte und ſie allenfalls bei dem gemeinſchaftlichen Küchenfeuer ſich ſelbſt bereiten konnte. Wein hatte jeder Bürger vom Eigenbau im Hauſe; wollte der Fremde ſolchen, ſo mußte er ihn bei irgend einem Bürger kaufen, denn erſt viel ſpäter wurde die erſte Taberna, das öffentliche Wirtshaus, eröffnet.

Nun liegt aber die Frage nahe, wie denn wohl die Menschen beschaffen waren, die in diesen Häusern und im Wien von 1225 gewohnt haben. Wofür sich in ihrem öffentlichen Leben und Treiben, in Handel und Wandel Beweise erbringen lassen, wurde schon manches mitgeteilt, und was für spätere Perioden gebracht werden wird, dürfte immerhin auch Schlüsse für die Vorzeit gestatten. Was aber die Menschen an sich, in ihrem Fühlen und Denken betrifft, treten wir einem Dichter das Wort ab, der ja als solcher Recht und Pflicht hat, als Seelenforscher und Seelenkünder zu walten.

Es ist dies der unter dem Namen Seifried Helbling bekannte Wiener Dichter, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Es ist dies aber ein Pseudonym, sein wirklicher Name ist nicht bekannt, wie wir auch sonst über seine Verhältnisse nur wissen, was seine Schriften verraten. Er scheint ein geborener Wiener und längere Zeit in Nußdorf ansässig gewesen zu sein, verrät eine ziemlich ausgedehnte Bildung und Kenntnis der lateinischen Sprache. Er zeigt sich als warmer Patriot, tadelt aber ohne Schonung, was ihm an den öffentlichen Verhältnissen oder den Gewohnheiten seiner Landsleute nicht gefällt. Wir geben eine seiner Äußerungen über die Wiener seiner Zeit und lassen dem Leser die Entscheidung, ob einzelne Züge vielleicht auch heute noch Geltung haben.

Wie groß auch immer Ungerland
Ist uns doch gar wohl bekannt,
Der Unger tritt mit keinem Tritte
Aus seiner ungerischen Sitte.
Doch nah' dabei ist Österreich,
Ein kleines Land, doch wie ungleich
Die Sitten sind darin!
Ein Sachs, zu Wien geboren,
Sei immerdar verloren;
Ein Thüringer aus Neuenstadt,
Der finde nimmer guten Rath;
Von Bruck gebürtig ein Pole,
Den gleich der Böse hohle.
Von Haimburg ein Meißner,
Der ist ein böser Gleisner;
Der Marchecker zeigt sich aus Brabant,
Der Neuburger aus Holland,
Der Rheinfrank gar aus Triebensee,
Diesen geschehe allen weh;
Ein Hesse von Tulln geburtig,
Ist gleicherart nichtswürdig.
Lieber Herr, das fällt mir schwer,
Alle, die ich genannt daher,
Werden gerne aufgenommen,
Wann sie aus der Fremde kommen.
Daß aber der Ostermann (Österreicher)
Fremde Landessitt' nimmt an —
Hat ihm der Teufel angethan.

An anderer Stelle entwirft dafür derselbe Dichter das anziehende Gemälde eines echten Österreichers. Ein Zugereister fragt einen ihm Begegnenden, wer denn jener Mann sei, dessen Erscheinung ihm so sehr auffalle? Er sagt: „Ich sah ihn sein Kleid in löblicher Weise tragen, weder zu lange noch zu kurz: er trug einen Gürtel um den Leib, mit einer Schnalle von Elfenbein und einem Messer mit guter Klinge und gefladertem Griffe. Sein Haar ließ er schön wachsen, der Hut stand ihm wohl angemessen. Wer immer gegen ihn sich verging, der erfuhr seinen Zorn: er war gegen die Guten gut, gegen die Bösen böse, freimütig im Tadel, freigebig mit dem Gelde, gottesfürchtig, treu, ver-

ſchwiegen, doch zur rechten Zeit zu Luſt und Scherz bereit.“ Worauf der Dichter den Fragenden folgendermaßen belehrt:

„Lieber Knecht ich ſage Dir,
Den Rechten haſt gezeiget mir,
Fürder kannſt Du das Fragen lan (laſſen)
Das war ein echter Oſtermann.“

Herzog Friedrich II. der Streitbare.

Vielleicht kamen in den Klagen beim Tode des „glorreichen Leopold“ auch die trüben Ahnungen zum Ausdruck, welche auf den Gemütern der Öſterreicher laſteten. Sie waren berechtigt, ob man nun der Volksſeele ein prophetiſches Vorempfinden für die Tage kommender Bedrängniſſe zuſchreiben will oder ob ſie nur aus dem erklärt werden ſollen, was man bei einiger Kenntnis der Lage und der Perſonen erwarten mußte.

Erſt 19jährig wurde der dritte Sohn Leopold VI. bei deſſen frühzeitigem Tod zur Regierung berufen. Ging Friedrich II. auch nicht ſo ein ſchlimmer Ruf voraus, wie ſeinem Bruder Heinrich, ſo war das, was man von ihm wußte, doch auch nicht geeignet, beſonderes Vertrauen in ſeinen Charakter, große Hoffnungen auf ſeine Regierung zu ſetzen. Heinrich war durch die Empörung gegen ſeinen Vater, durch ſein herzloſes Auftreten gegen die Mutter, wie durch ſein wüſtes, zu Gewalttätigkeiten neigendes Treiben, dem er ſich überließ und das ihm den Beinamen des „Grauſamen“ eintrug, aller Sympathien im Volke bar, als er 1228 in Mähren ſtarb. So arg ſtand es nun mit Friedrich nicht, der ſchon ſeiner Jugend wegen noch keinerlei öffentliche Rolle geſpielt hatte. Aber was man von ſeinem Privatleben wußte, war auch nicht ſehr vertrauenerweckend und ließ zum mindeſten einen Charakter vermuten, der nicht dazu angelegt war, ſeine Leidenſchaften den höheren Geboten der Pflicht zu unterordnen. Seine faſt noch im Knabenalter (1226) geſchloſſene Ehe mit Sophie, der Tochter des griechiſchen Kaiſers und Schweſter der Königin von Ungarn, mußte ſchon 1229 getrennt werden und auch von ſeiner zweiten Ehe mit Agnes von Meran, einer Schwägerin des Königs Wenzel von Böhmen, liefen nicht ſehr erbauliche Gerüchte um. Sein ganzes Auftreten ſtand im vollen Gegenſatz zu dem ſeines unvergeßlichen Vaters; er war aufbrauſend, hochfahrend und zu Übergriffen geneigt, Eigenſchaften, die geeignet waren, ſeine Regierung in einer Zeit gefährlich zu machen, die der ganzen Weisheit und Mäßigung ſeines Vaters bedurft hätte, um ſchweren Konflikten ausweichen zu können.

Denn ſo glatt auch um 1230 die Oberfläche der politiſchen Lage ſchien, am Grunde lagen genug Urſachen zu ganz plötzlich auftauchenden Schwierigkeiten. Man darf ohne unbillig zu ſein, dieſe nicht in den Perſonen ſuchen, ſondern in den Verhältniſſen, die ſich entwickelt und nachgerade zu Gegenſätzen zugeſpitzt hatten.

Die Verfaſſung des römiſch-deutſchen Reiches fußte eigentlich noch immer auf dem Lehenswesen, auf jener uralten, das ganze öffentliche Recht beherrſchenden Einrichtung, nach welcher alle Reichsfürſten ihren Beſitz nur als einen perſönlichen, von der Verleihung des Kaiſers abhängigen anſehen konnten und hierfür zu Dienſtleiſtungen, Heeresfolge, Hofämtern u. dgl. verpflichtet waren. Es hatte ſich wohl, teils durch Gewohnheit, teils durch kaiſerliche Privilegien das Prinzip der Erblichkeit bereits Bahn gebrochen, es war jedoch noch immer für den Sohn die erneuerte Belehnung notwendig, und verſtieß derſelbe irgendwie gegen die kaiſerliche Obergewalt, ſo brachte dies den Verluſt des Lehens mit ſich. So iſt

es denn erklärlich, daß dieser Zustand den deutschen Fürsten in dem Grade mehr verhaßt wurde, als sie an Gut und Macht wuchsen; sie suchten, wo es immer anging, der Unabhängigkeit näher zu kommen, ja, sie möglichst vollständig zu erringen, und dieses Streben der einzelnen Fürsten gab sich um so offener kund, je günstiger sich dazu die Zeitverhältnisse stellten, will sagen — je kraftloser das Kaisertum und je entfernter die Person des Kaisers war.

Gerade die Zeitperiode, in welcher der erst 19jährige, von Ehrgeiz erfüllte Friedrich zur Regierung seiner Erbländer gelangte, war zur Verwirklichung solcher ehrgeiziger Pläne günstig. War doch Kaiser Friedrich II. nun schon

Himmelpfortkloster in der Rauhensteingasse. (S. 185.)

über zehn Jahre von Deutschland fern und kämpfte in Italien mit wechselndem Glücke gegen die weltlichen und geistlichen Waffen des Papstes und seiner Anhänger, eine Gelegenheit, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen, die kaum günstiger sein konnte und zur Ausnützung einlud. Daß ein solcher Versuch nicht ohne schwere Kämpfe gelingen konnte, war vorauszusehen, konnte aber einen jungen Fürsten von Friedrich II. Anlagen, die aus großen und schlimmen Eigenschaften seltsam gemengt waren, nicht abschrecken.

Im Beginne seiner Regierung sah er sich indessen inneren Schwierigkeiten gegenüber, die ihn zwangen, vorderhand auf alle hochfliegenden Pläne zu verzichten. Es brach nämlich ein von langer Hand her vorbereiteter Aufstand der großen Adelsgeschlechter aus, um die unter den letzten Babenbergern stärker betonte landesfürstliche Gewalt abzuschütteln. Wenn man auch die Ursache dieses

Aufstandes teilweise in Übergriffen Friedrichs II. suchen wollte, so ist dies eine Ungerechtigkeit, wie sie überhaupt bei Beurteilung dieses Fürsten häufig vorkam. Er hatte ja kaum die Regierung angetreten, der Adel aber war schon zur Zeit Leopold VI. unzufrieden, wie schon der teilweise Anschluß an den Empörungsversuch Heinrich des Grausamen bewies. Der Grund dieser Mißstimmung lag in dem, was den Ruhm der Babenberger seit einem Jahrhundert schuf, in der Bevorzugung der Bürger, in dem Erblühen der Städte. Daß Leopold VI., wie wir gesehen haben, das Recht des Bürgers auch gegen den einflußreichen, aber oft geldbedürftigen Adel schützte, daß dieser ohne Rücksicht verhalten wurde, die bei den verachteten Bürgern gemachten Schulden zu bezahlen, das wurmte die Herren um so mehr, als zum mindesten ein Teil des Adels sich in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen befand. Besonders der Dienstadel, die Ministerialen, waren in diesem Fall. Dessen Stellung hatte sich sehr geändert. Er trug zum größten Teil die schwere Last des Kriegsdienstes, die nur zu oft seinen Besitz zerrüttete, ohne so wie in früheren Zeiten durch fürstliche Gnadenbezeugungen vergütet zu werden. Die Kluft zwischen diesem Adel, der in den Fürsten doch nur vom Glücke mehr begünstigte Standesgenossen sah, wurde immer weiter, man grollte dem Hof, dessen Macht und Reichtum immer mehr stieg und zum Neid reizte.

Das Madonnenbild im Kloster „zur Himmelspforte". (S. 186.)

Der Neid war es aber auch, der den Haß gegen die Bürger immer mehr anstachelte. „Innerhalb der Stadtmauern entwickelte sich ein lebhafter Verkehr," lautete eine lebendige Schilderung dieser Verhältnisse; „hier konnte der fremde Kaufmann ohne Gefahr für sein Eigentum all die Schönheiten ferner Länder zum Verkauf anbieten. Aber was nutzte es, wenn der Adelige von der Burg herabstieg und seinen Ritt zur Stadt nahm. Es war ihm verboten, auch für das gute Geld, das er etwa mit sich führte, die Schätze von dem Kaufmann aus erster Hand zu erwerben, um teureren Preis mußte er sie von dem Zwischenhändler, dem ohnehin verhaßten Bürger erstehen. Wartete er aber zu Hause, bis der fahrende Kaufmann mit seinem Lasttiere zu ihm kam, so hatte er es ohne Zweifel mit Kleinhändlern zu tun, kaufte nun aus dritter Hand vielleicht auch schon entwertete Sachen, so daß bei guter Gelegenheit die Burgfräulein und Frauen hinter der Kleiderpracht schmucker Bürgerstöchter zurückstanden."

Solche Motive waren ohne Zweifel auch wirksam, die Grundursache der Adelsempörung aber lag in jenem erwachenden Kampf zwischen landesfürstlicher und ständischer Macht, der durch Jahrhunderte die Geschichte aller Länder beherrschte und in seinen letzten Zuckungen, wenn auch unter ganz anderen Formen, noch heute fühlbar ist.

An der Spitze des Aufstandes, der noch im Winter 1230 ausbrach, standen die Brüder Heinrich und Hadmar von Kuenring, die Häupter des mächtigsten Adelsgeschlechtes im Lande, das bis zu Markgraf Leopold III. hinaufreichte, stets in naher Beziehung zu den Babenbergern gestanden und diesen oft große Dienste geleistet hatte. Ein Kuenring war es, dem Leopold V. die heikle Aufgabe der Bewachung Richard II. anvertraute und noch Leopold VI. hatte Heinrich von Kuenring zum obersten Landmarschall ernannt. Die Güter des Geschlechtes reichten von der Wachau am linken Donauufer bis zur böhmischen Grenze, vom Kamp bis zur March. Das reiche Stift Zwettl hatte seinen Stifter unter den Kuenringern gefunden. Solcher Besitz verleiht Macht und Einfluß, der ganze Adel des Donautales, meist kriegserfahren durch die Züge in das heilige Land, stand zu ihnen. Als der Aufstand ausbrach, schlossen sich die reichen Herren von Schönberg, Zebing, Falkenberg, Sunnberg, Ottenstein sofort an, viele kleinere Geschlechter folgten. Ja die „Hunde von Kuenring", wie sie sich selbst nannten, knüpften sogar hochverräterische Verbindungen an, indem sie die Unterstützung Wenzel I. von Böhmen nachsuchten, der sie auch aus nicht ganz klargelegten Ursachen gewährte.

Die Abstammung und eigentliche Bedeutung des Beinamens der „Hunde" erfährt verschiedene Deutungen, obwohl im allgemeinen solche Zusätze aus dem Tierreich öfter vorkommen, wie Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe u. s. w. Die Kuenringer sollen sich ihn selbst gewählt haben, aber wohl weniger wegen ihrer früheren Treue gegen die Babenberger, sondern um anzudeuten, daß sie ihren Besitz zu beschützen und zu verteidigen wissen. Diesen Beinamen griffen dann die Zeitgenossen auf, um damit die Wildheit und Kampfgier der Kuenringer zu bezeichnen. Ganz unhaltbar ist eine Erklärung durch das alte Wort „hounde", soviel wie zehn, womit die zehn starken Burgen im Besitze der Kuenringer gemeint sein sollten. Viel einleuchtender muß es erscheinen, daß das arme, geplagte Volk die beiden schrecklichen Räuber und Mordbrenner Heinrich III. und Hadmar IV. von Kuenring nicht im ehrenhaften Sinne „die Hunde" nannte. Es ist der laute Fluch der unglücklichen Bürger von Stein und Krems: „Möchten Heinrich und Hadmar von Chuenring, die Hunde genannt, doch keine Hündlein mehr erzeugen, damit sie uns und unsere Freunde künftig nicht zerreißen!" noch heute nicht vergessen.

Nachdem sich die Kuenringer durch Hinterlist in den Besitz von Zwettl gesetzt hatten, traten sie offen gegen den Herzog auf. Seine Stellung als Landmarschall mißbrauchend, ließ Heinrich von Kuenring den Schatz des Herzogs während dessen Abwesenheit am hellen Tage zu Wien auf den Wagen laden, und da die betörten Bürger glaubten, solches geschähe auf des Fürsten Befehl, ihn ungehindert nach ihrer Feste Rapottenstein führen. Dadurch vermeinten die Brüder dem Herzoge die Mittel zu nehmen, ein Heer aufzubringen und sie zum Gehorsam zurückzuführen. Und nun, auf ihre Macht trotzend, begannen Heinrich zu Weitra und der eisenstarke tollkühne Hadmar auf seinen unbezwinglich scheinenden Burgen Dürrenstein und Aggstein, im Bunde mit den Adeligen der Umgebung, das flache Land zu quälen, Kirchen und Klöster zu berauben und besonders die Städte zu plagen. Krems und Stein wurden in Brand gesteckt und ausgeraubt; niemand reiste mehr ungefährdet auf der Donau wie auf der Landstraße, denn diese adeligen Freibeuter überfielen die Reisenden, beraubten

und mordeten die einen, und wenn sich der Fund der Mühe lohnte, sperrten sie die anderen in die Verließe ihrer Burgen, um durch Hunger und Angst ein Lösegeld zu erzwingen. Der ganze Donauhandel kam ins Stocken, da die Kuenringer den Strom bei Aggstein mit einer Kette sperrten, um die Schiffe anhalten und plündern zu können. Wie man sieht, verband sich mit dem Aufstand gegen den Landesfürsten, für den es ja eine scheinbare Rechtfertigung geben mochte, auch ein ganz gewöhnliches Diebs- und Raubgelüste, das keine mildernde Beleuchtung verträgt. Aber gerade dieses Treiben wurde den „Hunden von Kuenring" gefährlich. Denn sie machten bei ihrem Sengen und Brennen keinen Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Gut, auch Kirchen und Klöster wurden gebrandschatzt und verheert, wodurch sie sich mächtige und reiche Feinde schufen. Der auf sie geschleuderte Bann, der sich auf alle erstreckte, die ihnen Hilfe leisteten, schreckte viele Anhänger ab, noch schwerer wog aber der Beistand, welchen die großen geistlichen Grundbesitzer, namentlich Bischof Gebhard von Passau, dem Herzog leisteten. Auch die Wiener, unter der Handelsstockung leidend, ließen sich zur Stellung von Mannschaft und zu einer Geldbeisteuer bereit finden.

Zu dem räuberischen Treiben der Kuenringer kam nun noch ein Einfall Wenzel I. von Böhmen, der einen Heerhaufen über die Grenze schickte, um das Gebiet am rechten Donauufer an sich zu reißen. In dieser verzweifelten Lage bewies sich aber der junge Herzog als ein ganzer Mann. Den Angriff der Böhmen kaum beachtend, führte er sein rasch gesammeltes Heer gegen die Aufständischen, nahm Zwettl mit Sturm, brach die Burgen Dürrenstein und Weitra, die Stützpunkte der Kuenringer, und schlug Heinrich nochmals in offenen Treffen, so daß er die Flucht ergreifen mußte. Wenn Friedrich II. mit Strenge verfuhr und anfänglich alle mit den Waffen gefangenen Teilnehmer der Empörung kurzweg aufknüpfen ließ, wird man dies kaum mißbilligen können. Von jenen adeligen Verbündeten der Kuenringer, die in seine Gewalt fielen, hob er schwere Geldbußen ein, die seinem geleerten Schatz wieder aufhalfen.

Da auch die böhmischen Scharen bei dieser Wendung der Dinge nach einem mehrwöchentlichen Raubzug über die Grenze zurückgingen, wäre die kurze Zeit so bedrohlich aussehende Situation wieder vollkommen geklärt gewesen, wenn sich nicht Hadmar von Kuenring noch in einigen Burgen an der Donau behauptet und von dort aus sein Unwesen weiter getrieben hätte.

Diesem Treiben soll nun, wie eine allerdings nicht ganz beglaubigte Tradition wissen will, durch List ein Ende gemacht worden sein. Es wurde zu Regensburg, so weit entfernt, auf daß keine Kunde zu Hadmar gelangen konnte und jeder Verdacht abgelenkt wurde, ein Schiff mit kostbarer Fracht ausgerüstet; aber — dasselbe barg im Raume 30 wohlbewaffnete und tüchtige Kriegsmannen. Als sich nun dieses Fahrzeug der Burg Aggstein nahte, ertönte wie gewöhnlich der „Ruf" zum Landen, welchem auch Folge gegeben wurde. Nun brach Hadmar gierig mit seinen Gesellen hervor; es wurden die Warenkisten geöffnet und was gefiel, von den Knechten ans Land gebracht. Aber in dem Augenblicke, als Hadmar fast allein auf dem Schiffe war, stießen die Schiffleute vom Lande ab, die Reisigen stürzten aus dem Verstecke, warfen sich auf den Schloßherrn, überwältigten ihn nach kurzer Gegenwehr und brachten ihn, sich der Nachsetzenden mit Schleudern und Wurfspeeren glücklich erwehrend, als Gefangenen nach Wien (Abb. S. 200). Wie jubelten die Wiener, als ihr entsetzlicher Bedränger, nun unschädlich gemacht, am Landungsplatze ankam, von wo ihn die schon wartenden Knechte des Herzogs in sorgfältig gehütete Haft setzten. Sofort benützte Friedrich die durch die Gefangennahme des Schloßherrn hervorgebrachte Verwirrung der Rebellen, rückte vor das Raubnest Aggstein, welchem er mit großen

Schleudermaschinen so nachdrücklich zusetzte, daß sich die entmutigte Besatzung ergab. Die beiden Burgen wurden zerstört.

Auf diese Nachricht hin beugte sich auch des Gefangenen Bruder Heinrich und kam freiwillig nach Wien, um sich dem Herzoge auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Friedrich bewies schon in diesem Falle jene Mäßigung als Sieger, die ihn später wiederholt rühmlich auszeichnete. Er gedachte der hohen Verdienste, welche die Vorfahren der Brüder seinem Hause geleistet, und begehrte nicht nach deren Untergang; er nahm ihre Söhne, welche sie als Geiseln stellten, gnädig auf, ließ sie den geraubten Schatz und das den Klöstern und der Landschaft Abgenommene ersetzen und verzieh die erlittene Unbill; ja es wurde Heinrich sogar in seiner Würde als Landmarschall belassen.

Peiler-(Bairer-)Tor. (S. 187.)

Durch seinen Sieg über die mächtigen Empörer und deren böhmische Helfer fühlte sich Herzog Friedrich II. so in seiner Macht gefestet und in seinem Selbstbewußtsein gehoben, daß er nun seine Pläne in Bezug auf seine Stellung zum Deutschen Reich aufnehmen zu können glaubte. Vielleicht wurde sein schroffes Auftreten, da er eine Aufforderung des Kaisers, sich in Ravenna zur Belehnung einzufinden, ganz ignorierte und auch eine zweite Ladung nach Friaul nicht beachtete, auch von Groll gegen den Sohn Kaiser Friedrich II. beeinflußt, der unter dem Vorwand, es sei ihm nicht die volle Mitgift ausbezahlt worden, sich von Margarethe, der Schwester Friedrich II. trennen wollte.

Am 8. Februar 1232 ließ sich Friedrich II. vom Bischof Gebhard von Passau das ritterliche Schwert umgürten, das er dann fast nicht mehr aus der Hand legte, so seinen Beinamen „des Streitbaren" rechtfertigend. Sofort erteilte er 200 Jünglingen aus adeligem Geschlecht den Ritterschlag und zog dann mit diesen und einem großen Gefolge zu einem prächtigen Turnier aus, das auf der Höhe von Penzing abgehalten wurde. Jans der Enenkel berichtet darüber:

„Auf starkh ors (Roß) waren sie
Vil ritterlichen gesessen.
Vil manig helt vermessen,
Da hub sich ein puhirtn grozz
Es manichen ritter da verdrozz
Die panir warden haste (wenig)
Vil maniges schildes glaste (Glanz)
Sah man do erplechen (erbleichen)
Und an die arm stechen."

Die Ableitung des Ortsnamens Penzing von diesem Turnier, da das alte Wort „penczen" soviel bedeutet als streiten, kämpfen, ist so albern, wie es

Turnier am Hofe Herzog Friedrich II., des Streitbaren.

gemeiniglich solche nur am Klange hängende Erklärungen sind. Zudem ist es unzweifelhaft, daß der Name Penzing von dem schon im zwölften Jahrhundert vorkommenden Geschlecht der Herren von Penzingen stammt, die wohl auch als Stifter der sehr alten St. Jakobskirche anzusehen sind, deren älteste Teile die Bauformen dieser Zeit zeigen.

Im Mai 1232 fand sich Kaiser Friedrich II., der gerne jedem Konflikt ausgewichen wäre, sogar in Pordenone auf österreichischem Boden ein und nun konnte der junge Herzog nicht mehr einer Begegnung ausweichen. Aber sie verschlimmerte eher das Verhältnis zwischen beiden. Schroff wies Friedrich der Streitbare die angebotene Vermittlung des Kaisers zwischen dessen Sohn und sich zurück, obwohl sie mit dem Anerbieten verbunden war, 8000 Mark Silber zur Begleichung der rückständigen Aussteuer vorzustrecken. Kaum war die Belehnung mit Österreich und Steiermark erreicht, so entfernte sich der Herzog ziemlich unzeremoniell vom Hoflager. Sein ganzes Auftreten war so, daß es den Kaiser tief verwunden mußte und die schärfste Beurteilung erfuhr. Die Erfurter Annalen zeihen Friedrich den Streitbaren „unerträglicher Selbstüberhebung und törichter Gesinnung", noch schärfer lautet ein anderes Verdikt: „Von der Tüchtigkeit seines Vaters stand er weit entfernt; von Tag zu Tag erwies er sich übler und handelte wie ein Bube." So ungefähr hatte auch einige Jahre früher Walther von der Vogelweide über den werdenden Jüngling geurteilt, „er sei noch nicht alt genug für das Schwert, aber nicht mehr jung genug für die Rute".

Am empfindlichsten mußte der Kaiser durch die Nachricht getroffen werden, daß sich unmittelbar nach der Zusammenkunft in Pordenone die beiden bisherigen Gegner, Friedrich II. von Österreich und sein Schwager König Heinrich, nicht allein versöhnt, sondern sogar ein Bündnis geschlossen hatten, das sich nach der Lage der Dinge nur gegen den Kaiser richten konnte. Dieser betrachtete seinen Sohn schon lange mit Mißtrauen und hatte sich von ihm in Ravenna ein eidliches Versprechen pünktlichen Gehorsams leisten lassen, ein Schwur, der natürlich mit dem Vorbehalt abgelegt wurde, ihn nur so lange zu halten, als es an einer günstigen Gelegenheit fehlte, ihn zu brechen. Wenn man übrigens König Heinrich sogar mörderische Anschläge gegen seinen Vater zutraute und Friedrich von Österreich der Mitschuld anklagte, so sind das durch nichts erwiesene Anklagen. Schon das Bündnis zwischen ihnen war an sich schlimm genug, um nicht solcher Übertreibungen zu bedürfen.

Die gewaltsame Besetzung des an der Grenze gelegenen Klosters Formbach durch österreichische Söldner reizte Herzog Otto von Bayern, den treuesten Anhänger des Kaisers, zu einem Rachezug. Schon war er bis Wels vorgedrungen, als ihn die drohende Haltung König Heinrichs zum Schutz des eigenen Landes zurückrief. Durch diese Einmengung seines Schwagers erhielt Friedrich der Streitbare freie Hand zu einem schon lange beschlossenen Kriegszug gegen Böhmen, das für die den Empörern von 1230 geleistete Unterstützung gezüchtigt werden sollte.

An der Spitze eines Heeres von angeblich 40.000 Mann drang Friedrich in Mähren ein und war im Begriffe, nach Bezwingung der starken Burg Böttau auch in Böhmen einzufallen. Eine gefährliche Krankheit und die Kunde, daß die Ungarn mit zwei Heerhaufen in Steiermark eingefallen seien, zwangen ihn, von Verfolgung der in Böhmen erfochtenen Vorteile abzustehen. Der Krieg mit Ungarn war von zarten Frauenhänden angezettelt worden. Die Königin, eine Schwester der von Herzog Friedrich verstoßenen griechischen Prinzessin Sophia, verfolgte seitdem den Österreicher mit so glühendem Haß, daß sie nicht ruhte, bis der altersschwache und ganz von ihr beherrschte König Andreas II. zu den Waffen griff.

Wie immer, wenn die Situation am bedenklichsten war, raffte sich Friedrich zu voller Höhe auf. Kaum genesen, eilte er zu seinem Heere, das durch mehrere gegen die Ungarn erlittene Schlappen sich in so übler Lage befand, daß diese unter grausamen Verwüstungen bis nach Höflein vorgedrungen waren. Hier kam es im November 1233 zu einer Schlacht, die nach einigen Quellen mit einem vollständigen Sieg des Herzogs, nach anderen Berichten unentschieden endete. Jedenfalls hatte sie dem König Andreas II. so gründlichen Respekt beigebracht, daß er sofort in Unterhandlungen eintrat, die sogar zu einem in Neustadt vereinbarten Bündnis zum gegenseitigen Schutz ihrer Länder führten. Nun hielt es auch der Böhmerkönig, der wieder in Österreich eingebrochen war, für geraten, sich den Waffen des streitbaren Österreichers zu entziehen, ja auch Herzog Otto von Bayern, der abermals Oberösterreich verheert hatte, zog, mit reicher Beute beladen, eiligst ab.

Eine Periode des Friedens schien gekommen, die den von den fortwährenden Kriegen hart getroffenen österreichischen Ländern um so nötiger war, als im Jahre 1234 so abnorme Witterungsverhältnisse herrschten, daß selbst das kleinste Bächlein zum verheerenden Wildwasser wurde, die größeren Flußläufe aber ganze Ortschaften vernichteten und die Kulturen so verwüsteten, daß eine kaum zu bekämpfende Hungersnot daraus entstand.

Im gleichen Jahre sah Wien vielleicht die glänzendste Versammlung in seinen Mauern, seit diese bestanden. Es galt die Vermählung der jüngsten Schwester des Herzogs, Konstanze, mit dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen, wozu sich als Gäste die Könige von Ungarn und Böhmen, der Markgraf von Mähren, der Landgraf von Thüringen, ein Herzog von Sachsen, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Bamberg, Freising, Seckau, nebst einer großen Zahl anderer Herren eingefunden hatten. Es tat der Festesfreude keinen Eintrag, daß das Paar doch nicht ganz passend genannt werden konnte, da der Neuvermählte erst 16, seine Gattin aber 22 Jahre zählte. Ein im Geist der Zeit liegender, allerdings nicht seiner Scherz, der aber im Mittelalter häufig war und sich in manchen Gegenden als Volkssitte noch bis heute erhalten hat, führte am Morgen nach der Vermählung den Herzog Friedrich in das Brautgemach, ohne daß jemand Anstoß genommen hätte. Erst zwei Jahre später wurde auch daraus ein Anklagepunkt formuliert und dem Herzog die Absicht unterschoben, gewaltsam einen Verzicht auf die Mitgift erpressen zu wollen.

Der Glanzpunkt der Festlichkeiten war ein großes Turnier am linken Donauufer in der Ebene von Stadlau. In Wien vermerkte man es sehr übel, daß dieses und die übrigen Feste nicht im Weichbilde von Wien abgehalten wurde. Es war dies das erste Zeichen, daß die Beziehungen zwischen dem Herzog und der Stadt sich wesentlich anders gestalteten, als es seit 100 Jahren unter seinen Vorgängern der Fall gewesen.

Jans der Enenkel, sonst dem Herzog nicht ungünstig gesinnt, läßt uns erraten, wodurch diese Spannung entstand. Seine Haltung gegen den Kaiser und die beständigen Kriege, steigender Steuerdruck und sein herrisches Auftreten waren gewissermaßen die politischen Ursachen der Mißstimmung. Daneben gab es noch andere, die von den Wienern sehr unliebsam vermerkt wurden. Dahin gehörte des Herzogs lockerer Lebenswandel, der auch vor Bürgerhäusern nicht Halt machte, und seine Gewohnheit, verarmten Herren seiner Umgebung durch eine fast zwangsweise Vermählung mit reichen Bürgerstöchtern aufzuhelfen.

Kurz nur war die Zeit der Ruhe. Des Herzogs unruhiger Geist und seine Art, nach allen Seiten Pläne zu einer Vergrößerung seiner Macht zu schmieden, verwickelten ihn wieder in Unternehmungen, deren Ende er nicht

voraussehen konnte. Friedrich der Streitbare glich einem Spieler, dem nur wohl ist, wenn er seine ganze Existenz auf eine Karte setzt. (Abb. S. 201.)

Ohne daß noch das Verhältnis zum Kaiser geklärt war, mit einem so zweideutigen Nachbar zur Seite, wie es Böhmen für ihn stets war, ließ sich Friedrich II. in Machenschaften gegen Ungarn ein. Im Jahre 1235 erwiderte er den Besuch des Königs in Stuhlweißenburg, um der Vermählung Bela IV. mit Beatrix von Este beizuwohnen. Während er die Gastfreundschaft des ungarischen Hofes genoß, knüpfte er Verbindungen mit unzufriedenen Magnaten an, welche den Zweck verfolgten, das Königshaus zu stürzen, wobei Friedrich sich offenbar mit der Hoffnung schmeichelte, dann die Krone für sich erringen zu können. Vergeblich waren die eindringlichen Mahnungen des Kaisers, sich nicht in ein so gefährliches Unternehmen einzulassen. Im Herbst des Jahres fiel der Herzog mit einem Heer, das er bei der Kriegsunlust und geringen Bereitwilligkeit des mißvergnügten Adels kaum auf 30.000 Mann bringen konnte, in Ungarn sengend und brennend ein — ein Vorgehen, das kaum geeignet war, ihm Sympathien zu erwerben. In der Tat blieb die Unterstützung von Seite der Magnaten, auf die er gehofft hatte, ganz aus und als der Sohn des Königs Andreas, Bela IV., mit einem Heer, das übertrieben auf 200.000 Mann angegeben wird, heranzog, mußte Friedrich der Streitbare sofort, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre, den Rückweg suchen, da nun auch König Wenzel von Böhmen, wie zu erwarten war, von Norden her in Österreich einbrach.

Bei Stadlau, wo vor einem Jahre die beiden Könige die Gäste Friedrichs gewesen waren, im Angesichte von Wien, sollten sich die Heere von Ungarn und Böhmen vereinigen, um den Herzog zu vernichten. Der plötzlich eintretende hohe Wasserstand hinderte aber König Wenzel die Donau zu übersetzen, wodurch der Herzog Zeit gewann zur Anknüpfung von Unterhandlungen, die zu einem mit schweren Geldopfern erkauften Frieden führten.

Die erste Sorge des Herzogs war nun, seine bis zur Leere erschöpften Kassen zu füllen. Als ergiebiges Objekt für Steuererpressungen bot sich Wien, das nun heimgesucht wurde. Wenn die Art, wie Friedrich dabei verfuhr, von Jans dem Enenkel richtig erzählt wird, so ist die stets höher steigende Erbitterung der Wiener allerdings begreiflich. Auf den Rat seines Schenkmeisters Wolfker von Parau ließ er nämlich die Bürger einzeln vorrufen, um angeblich gütliche Rücksprache wegen Leistung höherer Steuern zu treffen. Im Zimmer aber war hinter einem Vorhang Wolfker von Parau versteckt, der sich rühmte, die Verhältnisse genau zu kennen und den Herzog unterrichtete, wie reich jeder sei. Jans erzählt den Vorgang so eingehend, daß an der Wahrheit kaum zu zweifeln ist. Zunächst kam der reiche, beim Paffauerhof begüterte Schuttwürfel daran. Als er den Betrag nannte, den er zu zahlen bereit war, flüsterte Wolfker dem Herzog zu: „Herr, der Mann ist karg, er kann wohl 100 Mark leisten", und dem herrischen Befehl Friedrichs gegenüber blieb dem Bürger nichts über, als sich zu fügen. Glimpflicher ging es in zwei anderen Beispielen ab, die Jans erzählt. Auch Vierdung und ein anderer Bürger, namens Konrad, sollten, auf die Einschätzung Wolfkers hin, eine beträchtlich höhere Steuer bezahlen. Der erstere gewann aber die Gunst des Herzogs durch einen lustigen Einfall, der letztere bot all sein Gut als Pfand, wenn die Angaben über sein Vermögen, die er vorgebracht, nicht richtig seien. In beiden Fällen ließ es der Herzog bei einem geringeren Steuerbetrag bewenden. Vielleicht nicht so sehr die drückende Höhe der Auflage, als die hinterhältige und brutale Art, in welcher sie erzwungen wurde, erbitterte — eine Erfahrung, die man bis auf den heutigen Tag machen kann.

Doch gab es auch noch andere, und zwar wohlberechtigte Gründe für die völlige Entfremdung der Bürger von Wien gegen den Herzog, die sogar bis zum Haß stieg. Auch davon erzählt Jans der Enenkel ein Beispiel, das den Herzog allerdings in einem sehr schlimmen Licht erscheinen läßt, wobei immer zu betonen ist, daß der wackere Reimchronist der Zeit, aus welcher er berichtete, sehr nahestand und keineswegs ein prinzipieller Gegner Friedrichs II. war. Allerdings ist auch zu bedenken, daß viele Partien der „Fürstenchronik" des Enenkel ein nahezu novellistisches Gepräge tragen, das gegen ihre unbedingte geschichtliche Zuverlässigkeit spricht. Er berichtet uns nämlich, daß der Herzog

Kuenrings Gefangennahme. (S. 195.)

auf einem Ritt durch die Stadt einst die Frau eines angesehenen Bürgers bemerkte, die wegen ihrer leiblichen Vorzüge so berühmt war, daß man sie nur die schöne Brunhilde oder die österreichische Helena nannte. Dabei aber war sie so sittenrein, daß der Herzog bald erfuhr, er habe keine Aussicht, seine rasch aufflammende Leidenschaft befriedigt zu sehen. Weil er fast von Sinnen vor wilder Begier war und kaum Ruh' noch Rast fand, vertraute er sich einem seiner Begleiter, dem Wraczen von Bernstein an, der ihm sehr anhing und schon öfters in solchen Affären behilflich gewesen. Auch in diesem Fall gab er dem Herzog einen Rat, der diesem so wohl gefiel, daß er ihn sofort ins Werk zu setzen beschloß. Er erließ nämlich an alle Bürger, wie dies auch unter seinem Vater öfter der Fall gewesen, die Einladung zu einem großen Tanzfest in die Burg. Die meisten wären am liebsten fern geblieben, denn es lüstete sie nicht,

eines Landesherrn Gäste zu sein, mit dem sie so wenig zufrieden waren. Aber man scheute sich doch, eine solche Einladung zu mißachten, auch keiften bei vielen die Frau Liebsten, die danach gierten, sich im Putz zu zeigen, so lange, bis die Männer um des lieben Friedens willen nachgaben.

So zogen denn am bestimmten Abend die ehrbaren Bürger mit ihren Frauen, die den schönsten Staat angelegt hatten, daß manche sich drehen mochte wie ein Pfau, in die Burg, wo sie in festlich beleuchteten Sälen empfangen wurden, in deren größten die herzoglichen Musici sogleich ihr Spiel mit Bratsche, Trompete und Zinke begannen. Es tat der Kurzweil keinen Eintrag, als man erfuhr, daß der Herzog plötzlich erkrankt sei, aber wünsche, daß man sich auch in seiner Abwesenheit von Herzen erlustieren möge.

Das war ein herzoglicher Wunsch, dem man mit Freuden nachkam. Alles drehte sich im Reigentanz, auch „Schleifer“ und „Hopser“ kamen daran, wie man damals die Tänze nach der vorherrschenden Bewegung nannte; die älteren Bürger aber führten ernste Gespräche über die bösen Zeitläufte und ließen sich dabei den kredenzten Malvasier aus dem Burgkeller wohl schmecken.

Friedrich II. der Streitbare. (S. 199.)

Des Herzogs Krankheit aber war nur eine Finte. Er harrte in einem Gemach, in das nach des Bernstein Plan die schöne Brunhilde durch eine um hohen Preis gewonnene Bürgersfrau gelockt wurde, wo sie der Herzog mit roher Gewalt bezwang. Die Sache blieb aber nicht unbemerkt, es entstand Lärm, der Bürger bemächtigte sich eine ungeheuere Aufregung. Während die Besonnenen den Stadtrat zusammenberufen wollten, damit er Maßregeln gegen den Herzog ergreife, gab es auch viele Hitzköpfe, die meinten, er habe sein Leben verwirkt, man solle ihn kurzweg erschlagen. Einige dem Hof nahestehende Bürger, die das Äußerste fürchteten, eilten zu Friedrich, um ihm die Gefahr der Lage vorzustellen. Und dieser seltsame Mensch, der in der höchsten Not stets jene Besonnenheit fand, deren er in Zeiten der Ruhe so ganz ermangelte, fügte sich ihren Ratschlägen und ließ sich, da die wütenden Haufen schon gegen die Burg heranrückten und alle Stadttore bewacht wurden, an einem Seile über die Mauer herab. Seine blinde Leidenschaft hatte dem Herzog einen schlimmen Streich gespielt, denn er ging Zeiten entgegen, in welchen er einen Rückhalt in der Liebe seiner Untertanen sehr nötig gehabt hätte.

Nach langjähriger Abwesenheit in Italien kehrte endlich der Kaiser nach Deutschland zurück. War doch kein Zweifel mehr, daß sein Sohn ihm dasselbe Schicksal bereiten wollte, wie einst ein anderer Heinrich (der V.) seinem Vater. Mindestens auf eine Trennung Deutschlands von Italien war es abgesehen, wozu allerdings der Kaiser durch seine Vernachlässigung der deutschen Angelegenheiten selbst die Hand geboten hatte. Im steierischen Neumarkt stellte

sich Herzog Friedrich II. im Frühjahr 1235 ein, um den Lehensherrn zu begrüßen. Diesmal war dafür gesorgt, daß der Aufwand des Herzogs dem kaiserlichen Ansehen keinen Eintrag tue. Denn die Pracht des kaiserlichen Zuges, „deren man in unseren Landen noch keine gesehen", wird uns mit glühenden Farben geschildert. Da gab es vierspännige Wagen, mit Gold, Silber, Purpur, Schmuck und prächtigen Gewändern beladen, aber auch Kamele, Maultiere, von Negern und Sarazenen geführt, Käfige mit Leoparden und Affen, kurz ein Abbild orientalischer Pracht, die damals in Sicilien heimisch war, erglänzte in den grünen Tälern der Steiermark.

Der politische Zweck der Zusammenkunft war aber gleich Null, es kam zu keiner Verständigung. Kaiser Friedrich II. lehnte mit vollem Rechte eine Geldunterstützung zu dem vom Herzog geplanten Zug nach Böhmen ab, da daraus mit Notwendigkeit ein Reichskrieg werden mußte; man schied in Unmut voneinander, ja eine Quelle will sogar von einer förmlichen Lossage des Herzogs von der kaiserlichen Gewalt wissen. Richtig ist es allerdings, daß er einer Einladung zu dem im Juli 1235 nach Worms berufenen Reichstag wieder nicht nachkam und auch eine im August ergangene Aufforderung, sich in Mainz einzufinden, gleichfalls ignorierte. Auch eine neuerliche Ladung unter dem Vorwand, der Herzog möge Aufklärung über die Klagen wider ihn wegen einer über Salzburg und andere Länder verhängten Grenzsperre gegen die Durchfuhr von Wein und Getreide geben, blieb unberücksichtigt, obwohl der Herzog diese Maßregel mit dem Notstand seines Landes hätte leicht entschuldigen können. Alle diese absichtlichen Vergehen gegen die Lehenspflicht hätten aber den Kaiser nicht so empfindlich getroffen, als die Tatsache, daß der Herzog auch jetzt noch die Verbindung mit Heinrich aufrecht hielt und einen Vertrauten desselben, der zu den erbittertsten Gegnern des Kaisers gehörte, Anselm von Justingen, in Wien aufnahm, obwohl die Acht auf dem ränkevollen Manne lastete, der früher selbst in kaiserlichen Diensten war, wegen seiner Umtriebe aber entfernt werden mußte. Sogar ein Plan zur Befreiung Heinrichs aus der Einschließung auf Burg Trifels soll damals in Wien beraten worden sein.

Heinrich war unterdessen schon in die Gewalt des kaiserlichen Vaters gefallen und büßte seine Auflehnung mit der Verbannung nach Apulien. Nun war der Moment gekommen, wo schärfer gegen Friedrich II. vorgegangen werden konnte. Im Juni 1236 folgte eine neuerliche Ladung vor den kaiserlichen Stuhl nach Hagenau mit dem bedeutungsvollen Zusatz, es solle dem Herzog Gelegenheit gegeben sein, sich wegen der Beschwerden seiner eigenen Untertanen zu rechtfertigen. Aber dem Trotzkopf des Herzogs Friedrich kam es nicht in den Sinn, sich zu unterwerfen, in törichtem Übermut schlug er auch eine Mahnung seiner Mutter Theodora zur Nachgiebigkeit in den Wind.

Nun fiel der schon längst vorbereitete Streich. Auf dem Reichstag zu Augsburg wurde über den Herzog von Österreich die Reichsacht verhängt, mit deren Vollstreckung der König von Böhmen und der Herzog von Bayern betraut wurden. Zugleich schloß der Kaiser am 27. Juni 1236 mit diesen zwei Fürsten, dem Markgrafen von Brandenburg und den Bischöfen von Passau und Bamberg ein Bündnis, durch welches sie sich verpflichteten, nur mit Zustimmung aller Teilnehmer ein friedliches Abkommen mit dem Herzog zu treffen.

Nun konnte Friedrich II. der Streitbare die gewaltige Änderung spüren, die sich im Verhältnis des Fürstenhauses zum Lande vollzogen hatte. Es war, als hätte seine kaum sechsjährige Regierung jede Erinnerung an die segensvolle Thätigkeit seiner Vorfahren gelöscht. Gleichgiltig, ja fast eher mit stiller Schadenfreude nahm man die Verkündigung der Reichsacht auf, keiner der Stände des Landes, weder Adel noch Geistlichkeit, fand ein Wort des

Proteſtes oder der Ergebenheit für den Landesfürſten, ja aus Wien, das ſeine Bedeutung dem Wirken der Babenberger verdankte, waren die lauteſten Klagen am Kaiſerhof gegen deren letzten Sproſſen erhoben worden. Wenn man des Herzogs ſpäteres Verhalten in das Auge faßt, möchte man annehmen, es ſei ihm in dieſen drangvollen Tagen die Wahrheit aufgedämmert, daß die Liebe und Treue des Volkes gleich anderen Schätzen nur mühſam geſammelt, aber von törichter Hand raſch vergeudet wird.

Es war ein furchtbares Sündenregiſter, das der Kaiſer in einem an den König Wenzel von Böhmen gerichteten Brief zur Rechtfertigung der über den Herzog verhängten Acht entrollte. Viele Punkte waren leider begründet. Wenn dem Herzog vorgeworfen wurde, daß er durch ſeine mutwilligen, nur zur Befriedigung ſeines unruhevollen Ehrgeizes unternommenen Kriege mit Ungarn und Böhmen ſich als Friedensſtörer gezeigt und eine erdrückende Steuerlaſt auf ſeine Untertanen gewälzt habe, iſt dies unleugbar richtig. Auch die Klagen, die wegen ſeines Lebenswandels, ſeiner Gewalttaten, ſeiner Vergehen gegen die Ehre von Frauen und Jungfrauen erhoben wurden, können nicht unbegründet genannt werden, wenn auch ein Zweifel geſtattet iſt, ob dieſe Verſchulden allein die Verhängung der Acht verurſacht hätten und nicht viel mehr vor dem Volk als Rechtfertigung einer aus politiſchen Gründen getroffenen Maßregel in den Vordergrund geſchoben wurden. Einzelne Punkte dieſer Anklageſchrift ſind aber offenbar übertrieben oder einfach erfunden, um den Eindruck zu verſchärfen.

So wiſſen wir davon, daß Herzog Friedrich II. ſeine Mutter aus ihrem Witwengut verdrängte und ſie zwang, eine Zuflucht bei König Wenzel zu zu ſuchen, nur aus dieſer kaiſerlichen Anklage, keine gleichzeitige Quelle, die aus begreiflichen Gründen dem Herzog nicht hold waren, ſpricht darüber. Auch daß man den ſchon erwähnten Vorgang bei der Hochzeit ſeiner Schweſter Konſtanze wieder aufwärmt und aus einem rohen Scherz einen gewaltſamen Rechtsbruch zu machen ſucht, der doch gewiß nicht ſo lange Geheimnis geblieben wäre, macht einen üblen Eindruck. Vollends läppiſch ſind ſolche Anklagen, wie daß der Herzog ſich in eine Verbindung mit dem „Alten vom Berge“, dem etwas ſagenhaften Oberhaupt der Mörderſekte der Aſſaſſinen, eingelaſſen habe, um den Kaiſer töten zu laſſen und andere ähnliche Dinge, die lediglich auf das Gruſeln weiter Kreiſe berechnet waren.

So ſcharf aber auch das Verhalten Friedrich des Streitbaren verurteilt werden muß, ſolange er durch kindiſchen Trotz und Streitſucht ringsum ſich Feinde ſchuf und das Verhängnis unbekümmert herausforderte, muß man doch, um gerecht zu ſein, rückhaltlos anerkennen, daß er ſich der von allen Seiten drohenden Gefahr gegenüber wieder als ganzer und tüchtiger Mann zeigte. Kein Zeichen von Kleinmut oder Verzagtſein läßt ſich wahrnehmen; mit einer gewiſſen energiſchen Folgerichtigkeit tut er ſtets, was der Moment erfordert und was Erfolg verſpricht, jetzt ſich klug zurückhaltend, um dann mit raſchen Schlägen auf ſeine Gegner einzuſtürmen, immer die Gunſt des Augenblickes kräftig benützend, aber keine Minute lang bereit, ſich ſelbſt und ſeine Sache aufzugeben.

Seine erſte Sorge war es wieder, die gründlich geleerten Kaſſen zu füllen. Das war, wie die Dinge lagen, nur durch Anwendung einer gewiſſen Härte möglich. Da ihm in Wien kurzweg die Aufnahme verweigert wurde, weil man ſich nicht den Gefahren einer Belagerung durch ein Reichsheer ausſetzen wollte, mußte das flache Land herangezogen werden. Jede Hütte wurde mit der drückenden Abgabe von 60 Pfennigen belaſtet. Aber die Eingänge daraus waren unſicher und erforderten Zeit. Da griff nun Friedrich dorthin, wo Geld war, um ſeine Kaſſe zu ſtärken und es gleichzeitig den Gegnern zu entziehen: nach den wohl-

gefüllten Kisten und Kasten der Klöster. An einem Tage drangen die von Bewaffneten begleiteten herzoglichen Beamten in die Renteien und Schatzkammern, um Geld und Wertsachen für den Herzog mit Beschlag zu belegen. Jede solche Konfiskationsmaßregel hat etwas Peinliches für den Rechtssinn, aber in des Herzogs Lage wird man es begreifen, wenn auch nicht entschuldigen, daß er dazu griff. Zudem konnte er sich zu seiner Rechtfertigung darauf berufen, daß auch andere Fürsten, ja sogar Päpste, zur gleichen Maßregel gegriffen, ohne die Entschuldigung einer so verzweifelten Lage für sich zu haben. Es dürfte auch der Geschichtsschreiber der Babenberger im Rechte sein, wenn er annimmt, daß man in den betroffenen Kreisen von der Unabwendbarkeit dieser Maßregel überzeugt war und sie erwartet habe, und mit großen Klöstern blieb auch trotz dieser Konfiskation der Herzog während der nächsten Zeit im besten Einvernehmen.

Es ist eigentümlich zu sehen, wie ein so stürmischer, zu jeder Überstürzung neigender Charakter, wie Friedrich der Streitbare es doch unleugbar war, in den Tagen der äußersten Gefahr Kaltblütigkeit und Mäßigung bewies. Man könnte meinen, daß erst dann, wenn seine Leidenschaften und Fehler ihn an den Rand des Verderbens gebracht hatten, seine guten Eigenschaften zur Geltung kamen, um ihn zu retten. Als er erfuhr, daß einer seiner übereifrigen Anhänger die Boten des Kaisers, welche die Acht ankündigten, in Fesseln schlagen, mißhandeln und einkerkern ließ, ordnete er sofort deren Freilassung an und entließ sie reich beschenkt. Mit kühler Ironie, aber nicht ohne Würde, entgegnete er auf die Kriegsansagen des Herzogs Otto von Bayern und des Königs von Böhmen. Enenkel erzählt uns, daß er dem ersteren sagen ließ, er besitze einen Dienstmann, der mächtig genug sei, um allein mit den Bayern fertig zu werden. „O weh! Fürst von Bayern, nur in Regensburg kennt man dich! Wie kannst du dich unterstehen, mit mir einen Scherz machen zu wollen?“ Dem Böhmenkönig aber ließ er sagen: „Fürwahr, euer König könnte mit Ehren wohl daheim bleiben, denn die Böhmen taugen nichts im Kampf.“

Noch im Spätherbst 1236 rückten die Vollstrecker der Acht von allen Seiten heran. Otto von Bayern, mit den Scharen des Bischofs von Passau vereinigt, zog von Westen in die Länder des Herzogs, der Bischof von Bamberg und der Patriarch von Aquileja brachen vom Süden her ein, der stets beutelüsterne König von Böhmen führte ein starkes Heer von Norden heran. Man tut den hohen Herren keine Unbill an, wenn man annimmt, daß sie neben der Achtvollstreckung auch noch ein Privatprofitchen im Auge hatten.

Charakterisiert doch ein moderner Historiker sogar die Motive des allerdings schwer gereizten Kaisers in folgender Weise: „Nicht die Bekämpfung des Babenbergers und die Beseitigung der Übelstände halte man im Auge, sondern die Verfügung über dessen Länder: sie sollten als verwirkt, als erledigte Reichslehen angesehen werden, für sich und sein Haus wollte sie der Kaiser erwerben.“

Es schien auch, als ob alle diese Begehrlichkeiten Aussicht auf Erfüllung hätten. In der Nähe von Klosterneuburg die Donau überschreitend, erschien König Wenzel vor Wien, das ohne den Versuch eines ernsten Widerstandes dem sogenannten Reichsheer seine Tore öffnete. König Wenzel setzte den Burggrafen Konrad von Nürnberg als Befehlshaber ein und beschäftigte sich dann nur mehr mit der vollkommenen Unterwerfung des Landes am linken Donauufer, das er schon als gute Beute ansah.

Weniger glatt ging die Sache im Westen ab. Linz und Melk setzten dem Herzog von Bayern entschiedenen Widerstand entgegen. Außerdem war es nur noch Neustadt, das sich ganz auf die Seite des Herzogs stellte. Dorthin begab er sich auch im November 1236, nachdem er in Mödling und namentlich auf der gewaltigen Feste Starhemberg (Abb. S. 208) im Piestingtale, deren aus-

gedehnte Ruinen noch jetzt die einstige Bedeutung dieses Platzes ahnen lassen, seine Anhänger um sich gesammelt hatte. Zahlreich waren dieselben eben nicht, aber es waren die Träger der ältesten Adelsnamen darunter, ausgezeichnet durch Besitz und ritterliche Tüchtigkeit, wie der Graf von Bogen, die Herren von Emmerberg und Starhemberg, der Marschall von Treun, die Herren von Falkenstein und andere. Aus dieser Zeit bewahrte Herzog Friedrich für Neustadt stets eine dankbare Gesinnung. Er verlieh diesem Zufluchtsort in den Tagen der Gefahr im Jahre 1241 ein Privilegium, das den ansässigen Handwerkern, die zu einer der damals bestehenden Innungen gehörten, alle bürgerlichen Rechte, wie den Hausbesitz, Steuer-, Zoll- und Mautfreiheit einräumte, den Bürgern aber ein besonderes Stadtrecht gab und auch ein Asylrecht zugestand.

Die Sache Friedrich des Streitbaren schien verloren, denn außer Neustadt waren in allen seinen Landen nur noch die Plätze Starhemberg, wo er seinen Schatz an Geld geborgen hatte, Emmerberg und die seiner Gattin Agnes von Meran gehörige Riegersburg in Steiermark in seiner Gewalt. Bald aber sollten seine Gegner gewahr werden, daß seine Kraft noch nicht gebrochen war. Von Wien aus rückten die Söldner der Bischöfe von Passau, Bamberg und Freising nach Steiermark vor. Doch den richtigen Moment erfassend, brach Friedrich von Neustadt aus vor und schlug mit seinem kleinen Heer, das er mit Umsicht und Tapferkeit führte, das von den Bischöfen geführte Reichsheer so entscheidend, daß es zerstob und zahlreiche Gefangene in seinen Händen ließ, unter welchen auch die Bischöfe von Bamberg und Freising waren. Zu schwach, um diesen Erfolg voll auszunützen, kehrte der Herzog wieder nach Neustadt zurück; er wußte wohl, daß eine so vielköpfige Koalition, wie die gegen ihn aufgebotene, keinen festen Zusammenhalt habe.

Kaiser Friedrich II., der schon wieder in Italien war, brach auf die Kunde der Niederlage des Reichsheeres nun selbst nach Österreich auf. Im Dezember 1236 stand er schon auf steierischem Boden, im Januar 1237 zog er mit einem glänzenden Gefolge in Wien ein. Hier wollte er die weitere Entscheidung über das Schicksal der österreichischen Länder treffen und berief daher die angesehensten Reichsfürsten, wie den König von Böhmen, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Salzburg, den Bischof von Passau, die beiden nach wenigen Tagen wieder in Freiheit gesetzten Bischöfe von Bamberg und Freising, die Herzoge von Bayern und Kärnten und viele andere. In feierlicher Versammlung verkündete er den Rückfall von Österreich und Steiermark an das Reich. Und ein großer Teil der Geistlichkeit wie des Adels anerkannte diese Maßregel; die Äbte der Schotten in Wien, der Stifte Heiligenkreuz, Seitenstetten, Göttweih, Lambach, Reichersberg, St. Florian, Wilhering, sowie der Deutsche Orden suchten die Bestätigung ihrer Privilegien beim Kaiser nach.

Wenn er auch beim Einzug in Wien von den Gaffern mit Jubeln begrüßt wurde, mochte der Kaiser doch wissen, daß es auch noch eine Partei gab, die am alten Fürstenhause hing. Um auch deren Zuneigung zu gewinnen und der Treue der Wiener ganz sicher zu sein, erließ er im April 1237 jenen kaiserlichen Freiheitsbrief, welcher die politische Stellung von Wien gründlich änderte, indem sie die Stadt aus dem Verband der Ostmark ausschied und sie in die Reihe der reichsunmittelbaren, von jeder Fürstengewalt unabhängigen Städte stellte. „Wir haben sie genommen in unsere und des Reiches Gewalt," sagt die Urkunde, „ewiglich und unwiderruflich, also daß sie künftighin in der Könige und Kaiser, unserer Nachfolger Hand bleibe und nie mehr aus unserer und des Reiches Gewalt komme."

Im Gegensatz zum Leopoldinischen Stadtrecht befaßt sich das sogenannte „Fridericianum" vorwiegend mit der Verfassung und Verwaltung der Stadt, wie-

es ja durch die veränderte politische Stellung Wiens bedingt wurde. Die hauptsächlichsten Bestimmungen sagten, daß der Stadtrichter künftig alljährlich von dem Kaiser und seinen Nachfolgern zu ernennen sei, wobei er sich vorbehalte, den Beirat der Bürger in Anspruch zu nehmen. Keine Steuer oder Auflage darf fernerhin ohne der Bürger freiwillige Zustimmung eingehoben werden. Kriegsdienste außerhalb der Mauern sind sie nur zu leisten schuldig, wenn die Rückkehr noch während des Sonnenscheines am gleichen Tage möglich sei. Juden dürfen, um jede Bedrückung der Christen auszuschließen, in kein kaiserliches Amt eingesetzt werden. Alle Rechtssachen in Kriminal- und Zivilfällen, ausgenommen Majestätsbeleidigung und Hochverrat, behandeln die Bürger selbst vor ihren Gerichten und nach altem Brauch. Den Meister von der Schule setzte der Kaiser ein, die übrigen Lehrer aber mußten nach dem Vorschlag des Stadtrates gewählt werden. Jedermann, der ein Jahr unbeanständet in der Stadt lebte, galt als frei und konnte alle Rechte der Stadt auch für sich in Anspruch nehmen.

Es waren dies wertvolle Rechte, die der Kaiser dadurch bekräftigte, daß er die Urkunde mit dem Reichssiegel, der goldenen Bulle, ausstattete. Außerdem verlieh er der Stadt das Recht, ein Siegel zu führen, das den einköpfigen kaiserlichen Adler zeigte (Abb. S. 209). Übrigens wurde der würdevolle Ernst dieses Dokumentes sehr dadurch geschmälert, daß man auch diese Gelegenheit dazu benützte, um nochmals den Wienern das ganze Sündenregister ihres Herzogs in das Gedächtnis zu rufen. Es hieß da, „daß Friedrich, einstens Herzog von Österreich, von der Gewissenhaftigkeit seiner Vorfahren abgewichen sei, die Treue und Ergebenheit der Bürger vergessen, das Recht zum Unrecht verkehrt habe, um seiner Laune zu folgen, für sich alles erlaubt hielt, die Armen bedrückt, die Reichen beunruhigt habe, Witwen und Waisen nicht hörte, nach Erbschaften ausspähte und Mord gegen die Angesehenen plante".

Nachdem auch noch an Stelle des verbannten Heinrich sein zweiter Sohn Konrad zum römischen König gewählt worden, hatte der Kaiser erreicht, was er in Wien anstrebte. Der Annalist des Klosters Heiligenkreuz scheint allerdings nicht zufrieden mit dem Erreichten gewesen zu sein, denn er macht die griesgrämige Eintragung: „Es hielten sich der Kaiser und die Fürsten in Wien verborgen, aßen und tranken, Nützliches aber taten sie nicht."

Ohne ernstliche Reibungen scheint es auch nicht abgegangen zu sein, wie es bei der Teilung einer Beute meistens der Fall ist. Der Anspruch des Königs von Böhmen auf den nördlichen Teil des Landes fand entschiedene Abweisung, so daß jener ergrimmt von Wien schied. Bald darauf, anfangs Mai, brach auch der Kaiser auf, von den meisten Fürsten bis nach Enns geleitet, wo er den dort harrenden Landherren von Steiermark verkündete, daß er auch ihr Land in seinen und des Reiches Schutz und Herrschaft nehme, es aber auf keinen Fall mehr einem österreichischen Fürsten verleihen werde. Nach Bestellung des Bischofs Ekbert von Bamberg zum Landverweser in Österreich brach der Kaiser zum Reichstag von Regensburg auf und von dort zog er wieder nach Italien in der festen Zuversicht, einen trotzigen Gegner für immer vernichtet und alles auf das beste geordnet zu haben.

Von bleibender Bedeutung für Wien war von allen Maßregeln Kaiser ...iedrich II. nur die Stiftung der Schule bei St. Stephan, der ersten öffent... Lehranstalt in Wien. Es ist allerdings fraglich, ob wir es hier mit einer ...nlichen Elementarschule oder mit einer solchen höheren Ranges zu tun ...n. Doch dürfte das letztere wahrscheinlicher sein, wie wir es denn überhaupt nur mit der kaiserlichen Bestätigung und Privilegiumerneuerung einer ...on bestehenden, nicht mit der Neugründung einer Anstalt zu tun haben. ...eitdem durch Papst Innozenz III. auf dem vierten allgemeinen lateranischen

Konzil im Jahre 1215 angeordnet worden war, daß bei jeder Kathedrale ein Magister der freien Künste und bei jeder Metropolitankirche noch außerdem ein Doktor der Theologie, mit angemessenen Pfründen ausgestattet, als Lehrer bestellt sein sollte, wurde in allen Teilen des christlichen Abendlandes das Bedürfnis nach höheren Unterrichtsanstalten für die Theologie und Philosophie fühlbar; denn die bis dahin bestandenen Pfarr- und Klosterschulen reichten nicht dafür aus, die erforderlichen Lehrkräfte heranzubilden. Diesem Umstande ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß schon im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts im Deutschen Reiche mehrere Dom- und Stiftsschulen in den größeren Städten entstanden, daß kleinere Schulen zu größeren erweitert wurden, wie es denn auch solchergestalt mit der Bürgerschule zu St. Stephan geschah. Die betreffende Stelle in der kaiserlichen Handfeste lautet: „Wir wollen auch gemachsamer Lernung vorsehen, davon Weisheit an den Volk gelehrt wird, und das ungelehrt Alter der Kinder gelehrt wird, und geben volle Gewalt dem Meister, wer von uns und unseren Nachkommen genommen wird zu der Schul zu Wien zu verwesen, das der andere Meister und Lehrer nach weisen Rath zu Wien setze, die genügsam und weis sein der Lernung ihrer Hörer, darum daß unser kaiserlich Stadt einzig Aufnehmung nehm unter der Seligkeit mehr unser Herrschaft."

Aus all diesen Umständen scheint denn doch hervorzugehen, daß die Schule von St. Stephan den Charakter einer höheren Lehranstalt hatte, nicht bloß jenen einer gewöhnlichen „Laienschule", wie damals die Elementarschulen genannt wurden. Eine solche bestand ursprünglich bei St. Peter; ob auch die im Stiftsbriefe des Schottenklosters vorgesehene Schule in das Leben trat, ist bei der sprachlichen Exklusivität der irischen Mönche sehr zweifelhaft.

Das Zerwürfnis des Kaisers mit Böhmen war eine mächtige Förderung für die nie fallen gelassene Hoffnung Herzog Friedrichs, wieder in den Besitz seiner Lande zu kommen. Stets auf Sammlung seiner Kräfte bedacht, konnte er bald offen auftreten. Im Mai 1237 rückte er mit einem kleinen, aber trefflich gerüsteten Heer gegen Enns vor, zersprengte mit kluger und tapferer Führung die steirischen Aufgebote und bemächtigte sich fünf fester Plätze. Gleichzeitig knüpfte er Unterhandlungen mit seinen gefährlichsten Gegnern an, mit dem König von Böhmen und dem Herzog von Bayern, deren Eifer für die kaiserliche Sache sich in Groll und Mißtrauen verwandelt hatte, seit es klar war, daß der Kaiser mindestens den Löwenanteil an den österreichischen Ländern für sich selbst behalten wollte.

Der Tod des Statthalters Bischof Ekbert von Bamberg lockerte die einheitliche Verwaltung des Landes, und als die neuen kaiserlichen Abgesandten, die Grafen von Eberstein und Henneberg, im Oktober 1237 ihr Amt antraten, hatte der Herzog durch sein kluges Verhalten wieder so viel Anhang im Lande gewonnen, daß Graf Eberstein dem Kaiser berichten mußte, „es sei nichts mehr zu machen wegen des allgemeinen Mißtrauens und Übelwollens". Ein Zusammenstoß in der Nähe von Tulln blieb zwar unentschieden, aber Graf Eberstein zog sich doch zurück, um Wien zu decken.

Mochte auch Herzog Friedrich von brennendem Verlangen gestachelt sein, durch rasche Tat wieder alles zu gewinnen, was ihm entrissen worden, so war er doch klug genug, sich erst seiner nächsten Gegner zu entledigen. Am leichtesten gelang dies mit König Wenzel von Böhmen. Der stets nach fremdem Besitz Lüsterne ließ sich durch die Abtretung des Landstriches nördlich der Donau besänftigen, wenn auch zu erraten war, daß Herzog Friedrich nur mit dem Vorbehalt zustimmte, ihn bei nächster Gelegenheit wieder an sich zu reißen. Auch Herzog Otto von Bayern ließ sich durch einen Teil der Meranischen

Güter gewinnen. Für die wirr verschlungenen Fäden der damaligen Politik, die noch viel skrupel- und grundsatzloser war, als jene späterer Zeiten, ist nichts bezeichnender als die Tatsache, daß Papst Gregor IX. aus Haß gegen den mit dem Bann belegten Kaiser Friedrich alles aufbot, die Reichsfürsten mit dem wegen seiner angeblichen Untaten geächteten Herzog von Österreich auszusöhnen und bei diesem Bemühen so viel Erfolg hatte, daß sogar dessen Aufstellung als Gegenkaiser in Aussicht genommen werden konnte.

Nun lenkte auch der Kaiser ein. Er sendete seinen Sohn, den römischen König Konrad, nach Deutschland, dem es durch Vermittlung des Erzbischofs von Salzburg gelang, eine Art Aussöhnung mit Herzog Friedrich dem Streitbaren zu stande zu bringen, dem die Aufhebung der Acht und Wiedereinsetzung in seine Länder zugesagt wurde.

Feste Starhemberg. (S. 204.)

So jammervoll war das gewaltige, gegen ihn gerichtete Bündnis zerschellt, daß mehrere Teilnehmer daran jetzt ihre Truppen in das Feld schickten, um für ihn zu kämpfen. Da ist es nicht zu verwundern, wenn Herzog Friedrich in jener Urkunde, welche den Neustädtern die oben erwähnten Privilegien erteilt, mit Selbstgefühl sagt: „Die deutsche Krone und fast die ganze Welt hatte uns mit gewaltiger Faust überfallen und doch nichts anhaben können."

Nur Wien widerstand noch trotzig dem Herzog, obwohl er sonst das ganze Land wieder im Besitz hatte. Unterstützt von den Truppen des kaiserlichen Landverwesers Graf Eberstein wiesen die Wiener durch das ganze Jahr 1238 hartnäckig die Versuche des Herzogs ab, sich der Stadt zu bemächtigen. Sie fürchteten die Rache des heißblütigen Landesherrn, gegen welchen sie sich nicht eben schön benommen hatten, sie wollten aber auch die kaum errungenen Privilegien nicht aufgeben und statt einer freien, nur dem Kaiser und dem Reich unterstehenden Reichsstadt wieder einer von landesfürstlicher Gnade abhängigen Stadt angehören.

Wahrhaft verzweifelt wurde die Situation, als infolge der Verfügungen des Königs Konrad Graf Eberstein mit seinen Truppen abzog, dagegen Herzog Friedrich mit seiner ganzen, durch ein bayerisches Hilfskorps verstärkten Macht vor Wien lagerte. Man bereitete sich zum äußersten Widerstand gegen einen Angriff vor. Herzog Friedrich dachte aber an keinen solchen. Er begnügte sich, die Stadt eng einzuschließen, um ihr jede Zufuhr abzuschneiden. Wenn er sich im Lager vor Wien oder in Klosterneuburg aufhielt, war er von einem glänzenden Gefolge umgeben, in welchem auch viele der Männer nicht fehlten, die ihn bis vor kurzem bekriegten oder die von ihm abgefallen waren, als es schlimm um seine Sache stand, sich aber jetzt wieder an ihn drängten, seit er das Glück wieder für sich hatte. Wir finden da die Bischöfe von Freising und Seckau, die Grafen von Hardeck und Pfannberg und eine Menge anderer Adeliger, die ihr früheres Verhalten vergessen machen und sich zu neuen Gunstbezeugungen empfehlen wollten.

Erstes Wiener Stadtsiegel. (S. 206.)

Vom 9. Juli 1239 an dauerte die enge Umschließung Wiens. Die Lebensmittel wurden schon knapp, mehrere Aufforderungen des Herzogs zu gütlicher Übergabe wurden abgelehnt, ohne daß er zu einem gewaltsamen Angriff geschritten wäre. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jene Wiener Bürger, die uns im Lager des Herzogs genannt werden — der Pfarrer Leopold von St. Stephan und Meister Gerhard, die Brüder Wernhard und Heinrich Preussel, die Rolle von Unterhändlern hatten. Sie dürften zur Partei Friedrich des Streitbaren gehört haben, die offenbar in Wien bestand, aber nicht zahlreich genug war, um die Entschlüsse zu beeinflussen. Die Not mußte unter der langdauernden Einschließung zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen sein; alle Pferde waren bereits geschlachtet, Ratzen und Hunde waren Leckerbissen, welche nur mehr Reiche sich gönnen konnten, das Volk nährte sich von den niedrigsten Abfällen, Hunger und Seuchen rafften viele hinweg, so daß der Tod eine reiche Ernte hielt. Ein Metzen Korn kostete sieben Pfund Pfennige, ein Krug Wein, der in gewöhnlichen Zeiten mit einem halben Schilling bezahlt wurde, war kaum um den zwanzigfachen Preis zu kaufen.

Die furchtbare Not brach endlich den Starrsinn der Wiener; sie war auch mächtiger, als die Angst vor den strafenden Maßregeln des Herzogs. Im November 1239 öffnete man endlich die Tore, der rechtmäßige Herrscher ritt wieder in die Stadt ein, die ihm durch mehr als drei Jahre verschlossen war. (Abb. S. 213.)

Doch wieder machte sich jene eigentümliche Seite in Friedrichs Charakter geltend, in dem ein rasches und hartes Zugreifen knapp neben weiser Mäßigung

und Milde lagen. Er übte keine Repressalien gegen die Wiener Bürger aus, obwohl er darunter viele wußte, die sich gegen ihn als Menschen wie als Fürsten vergangen hatten. Sofort nach seinem Eintritt traf er Maßregeln, um der Not in der so lange abgeschlossenen Stadt zu steuern, mit freundlichen Worten kam er jenen entgegen, die lange der zürnenden Ansprache geharrt hatten, und selbst solche, die er als persönliche Gegner kannte, blieben von jeder Behelligung verschont. Diese kluge Haltung bereitete einen Umschwung in der öffentlichen Meinung des Volkes vor, dessen Zeichen sich stets mehrten und bei einer längeren Regierung, die gewiß die Härten seines Charakters noch mehr abgeschliffen hätte, ihm vielleicht im Gedenken der leicht beweglichen Menge einen würdigen Platz neben seinen Vorfahren verschafft hätte.

Daß er den Freiheitsbrief des Kaisers Friedrich sofort außer Kraft setzte, ist vom menschlichen Standpunkte aus wie von dem der Politik sehr einleuchtend. Er konnte die Rechtsgiltigkeit einer Urkunde nicht anerkennen, in welcher die schwersten Anschuldigungen gegen ihn standen und die für jede Auflehnung gegen seine landesfürstliche Gewalt einen Rechtsgrund geboten hätte. Mit dem „Friderecianum" erlosch aber auch ein kaiserliches Privilegium von 1238, das sich in der Hauptsache nur mit den Rechtsverhältnissen der Juden befaßte und als Reichsgesetz auch für Wien Geltung hatte, so lange es Reichsstadt war. Zwischen dem „Friderecianum" und dem Privilegium von 1238 klafft ein Widerspruch, der sich nur durch eine wahrscheinliche Geldnot des Kaisers erklären läßt, für deren Behebung er sich den Juden zu Dank verpflichtet fühlte. Im Stadtrecht von 1237 werden ziemlich harte Bestimmungen gegen die Juden getroffen, von welchen es heißt, daß sie wegen „ihrer Freveltaten in ewiger Sklaverei" zu halten seien. Ganz anders lauten die Sätze des Privilegiums vom folgenden Jahre, die fast bis zu einer vollständigen Gleichstellung der Juden mit den Christen gehen. Taufen von Judenkindern, ob sie nun durch List oder Gewalt erzwungen sind, werden mit schwerer Strafe belegt. Auch wenn sich Erwachsene freiwillig zur Taufe melden, soll diese erst nach einer bestimmten Frist und nur dann vollzogen werden, wenn kein Zweifel ist, daß sie diesen Schritt aus Überzeugung und nicht um weltlichen Nutzens willen oder aus Rache für eine von den früheren Glaubensgenossen erfahrene Kränkung tun. Das Vermögen Neubekehrter bleibt der Judengemeinde, kein Christ oder keine christliche Korporation hat darauf Anspruch. Interessant ist die Bestimmung, daß es auch verboten wird, die heidnischen Sklaven der Juden zu taufen; es wird dadurch ein Besitzrecht an diesen Sklaven geschützt, das sogar in jener fernen Zeit in unseren Ländern seltsam erscheint. Im Verkehr aller Art steht jeder Teil, ob Christ oder Jude, unter seinem Recht und seinem Richter, Gottesurteilen sind die Juden nicht unterworfen, wohl aber dürfen sie als Beschuldigte den Reinigungseid ablegen. Gewisse Verkaufsverbote werden aufgehoben; auch Gewürze, Wein und Arzneien dürfen die Juden im Handelsverkehr an Christen verkaufen.

Wir schließen gleich hier um der Gleichartigkeit des Gegenstandes willen jenes Privilegium an, das Herzog Friedrich II. gleichzeitig mit seinem Stadtrechte im Jahre 1244 verlieh. Es ist von dem gleichen Geiste erfüllt, wie jenes des Kaisers von 1238, zum mindesten werden die den Juden eingeräumten Rechte nicht beschränkt, nur in einzelnen Fällen mehr präzisiert. Sie sollten frei und ungehindert durch alle österreichischen Lande ziehen und nur jenen Zoll zahlen, der auch von einem Stadtbürger eingehoben wird. Bei allen Prozessen, in welchen es sich um irgend ein Eigentum handelt, das einem Juden gehört, kann nie auf Grund der Aussage eines Christen allein die Entscheidung getroffen werden, sondern es muß auch ein Jude über die Sache vernommen werden. Handelt es sich um Pfänder und Darlehen und es kommt zur Eidesleistung, so hat der Eid

des Juden die gleiche Beweiskraft, wie jener des Christen. Die Gerichtsbarkeit über die Juden übt der Herzog unmittelbar oder dessen Kämmerer aus. Tötet ein Christ einen Juden, so ist er mit dem Tode zu bestrafen. Wird der Leichnam eines Juden in einen anderen Ort überführt, so dürfen die Mautner ihnen keine Anstände machen. Die Zerstörung jüdischer Friedhöfe wird mit dem Tode, jene von Judenschulen mit einer Buße von zwei Pfund Pfennigen bestraft. Vergeht sich ein Christ durch gewaltsame Handanlegung an einer Jüdin, so wird ihm die Hand abgeschlagen. Fremde Einquartierung darf weder von der Stadt noch vom herzoglichen Kämmerer in das Haus eines Juden gelegt werden. Kann ein Jude nachweisen, daß er Geld auf die Güter eines Adeligen im Betrage ihres Wertes geliehen hat und es erfolgt keine Zahlung, so sind ihm die Güter zuzusprechen und er darf sie auch besitzen. Wer ein Judenkind entführt, wird als Dieb bestraft. Das gerichtliche Verfahren gegen Juden soll stets in ihren Synagogen vor sich gehen. Gleichzeitig wurde ihnen ein neuer besonderer Friedhof zugestanden, der bis zum Jahre 1421 vor dem Kärntnertor lag.

Die weitgehenden Begünstigungen dieses Privilegiums machen den Eindruck eines Schutzbriefes, der doch nicht nötig erschien, da ja nicht die geringste Nachricht über Bedrückungen der Juden aus dieser Zeit auf uns gekommen ist. Nur in den Steuerleistungen, die von den Juden in weit höherem Ausmaß eingefordert wurden, bestand ein Unterschied, im übrigen waren sie ganz gleichberechtigt mit den Christen. Auch der Begriff einer geschlossenen Judenstadt bestand um 1240 nicht mehr, denn sie durften in der ganzen Stadt wohnen, konnten auch Häuser und Grundbesitz erwerben. Aus alter Gewohnheit siedelten sie sich meist in der Umgegend des Kienmarktes (am Ruprechtsplatz) an, wo die schon 1204 urkundlich erwähnte Synagoge lag, ein Zwang aber fand nicht statt. Auch die gegen die Juden gerichteten Beschlüsse einer im Jahre 1267 in Wien abgehaltenen Kirchensynode blieben ohne rechtliche Wirkungen, und erst viel später, als es zu blutigen Konflikten und Verfolgungen kam, glaubte man wieder in der Schaffung eines geschlossenen Judenbezirkes innerhalb der Stadt eine Abhilfe zu finden.

Zum erstenmale widmete sich Herzog Friedrich II. nach der Besitznahme von Wien mit wahrem Eifer den inneren Verhältnissen seiner Länder, natürlich in erster Linie in dem Bestreben, seine Herrschaft wieder vollkommen zu sichern und überall den Frieden herzustellen. Er durchreiste Österreich und Steiermark, bedachte viele Klöster mit Stiftungen und Privilegien, um die Zwangsanleihe des Jahres 1236 vergessen zu machen, auch manche Städte wurden mit Privilegien bedacht.

Doch dem „Streitbaren" sollte keine lange Friedensperiode gegönnt sein, um die Wunden, die sein ruheloses Treiben früher dem Lande geschlagen hatte, nun auch wieder heilen zu können. Das Schwert, nach dem er früher so oft im Übermut gegriffen, wurde ihm jetzt von den Umständen in die Hand gedrückt. Zu verdenken war es ihm eben nicht, daß er jetzt, wo er wieder im vollen Besitze seiner Macht war, mit der Herausgabe des ihm in den Momenten der höchsten Not abgerungenen Landes an einen so tückischen Feind, an einen so zweifelhaften Freund zögerte, als welcher sich Wenzel von Böhmen stets erwiesen hatte. Nach seiner alten Gewohnheit brach dieser auch wieder sengend und brennend über die Grenzen. Herzog Friedrich wußte diesen Sturm friedlich zu beschwören, indem er dem Sohn Wenzels, dem Prinzen Wladislaus, die Hand seiner Nichte Gertrude, einer Tochter Heinrich des Grausamen, anbot. Damit gab sich König Wenzel zufrieden, ohne weiter Anspruch auf das nördliche Donauland zu machen. Sah er doch in dieser Verbindung einen Rechtsgrund, um einst nach dem voraussichtlich kinderlosen Tode des Herzogs die ganzen österreichischen Lande für sein Haus beanspruchen zu können.

Auch in den Beziehungen zu Ungarn bewies Friedrich der Streitbare, daß die bitteren Lehren der Vergangenheit nicht vergebens waren. Die Begünstigung der Kumanen durch Bela IV. wurde von den Magnaten sehr übel vermerkt; es entstand eine Partei der Mißvergnügten, die wieder Anknüpfungspunkte jenseits der Leitha suchte, ohne daß Herzog Friedrich sich diesmal bereit finden ließ. Wahrscheinlich wurde der Herzog zu seinem Verhalten in diesen Fragen, wie in seinen Beziehungen zum Kaiser sehr stark durch die Rücksicht auf die Stimmung des eigenen Landes beeinflußt, die noch immer nicht ganz zuverlässig und voll Argwohn gegen ihn war. Durch kluge Mäßigung wußte er die frühere Erbitterung des Kaisers ganz zu beheben, so daß dieser im Herbst 1240 eine besondere Gesandtschaft nach Wien abordnete, welche die von König Konrad vollzogenen Abmachungen feierlich im Namen des Kaisers bestätigte und den Herzog in alle seine Länder einsetzte. Er feierte die Gäste mit prunkvollen Festen, zu welchen auch zum erstenmale nach dem bitteren Zwiste die Wiener Bürgerschaft beigezogen wurde.

Es sind uns ausführliche Schilderungen solcher Feste erhalten worden. Da sie gewiß nicht ohne kulturhistorisches Interesse sind, schalten wir hier eine solche Beschreibung ein, die ein lebendiges Bild des festlichen Treibens und der höfischen Gebräuche unter Friedrich II. gibt.

Versetzen wir uns in das emsige Leben und Treiben des damaligen Wien. In den engen Gassen ging es viel lärmender zu als heutzutage, obwohl der Wagenverkehr sehr gering war. Denn ein großer Teil der Handwerkstätigkeit spielte sich, wo es nur irgend anging, auf offener Straße oder doch bei offener Türe ab und das taktmäßige Pochen des Meisters Knieriem, das klirrende Hämmern der Schlosser und Plattner und all der andere Lärm der Gewerbe vermengte sich mit den gellenden Rufen der Verkäufer von Lebensmitteln zu einem nicht wohltönenden Zusammenklang.

In dieses Treiben hinein erschallt plötzlich Trompetenton, und man erblickt, begleitet von zwei Trompetern, den herzoglichen Ausrufer. In der guten alten Zeit nämlich, wo es noch keine Zeitungsspalten gab, um Anfragen nach Dienstplätzen, verkäuflichen Dingen verschiedenster Art, Sommer- und Winterwohnungen, ehelicher Glückseligkeit mit entsprechendem Vermögen zu inserieren, oder Reklame mit glücklich vollbrachten medizinischen Kuren zu machen, da wurden alle Befehle des Landesherrn und Stadtrates durch öffentliche Ausrufer bei Trompetenschall verkündet. Eine derlei Mitteilung hieß „Ruf" und in späterer Zeit befand sich bei St. Stephan sogar ein eigenes „Rufglöcklein", womit der Türmer ein Zeichen gab, wenn ein „Ruf" geschah. Da war auch die Altane der Stadtschranne insgemein der Ort, wo solche Ankündigungen, wie auch so manche traurige, die Verfügungen und Urteile des Halsgerichtes, vorgenommen wurden. Der Ausrufer schritt vom Peilertor durch die Tuchlauben der Stadtschranne zu, alsbald einen stets wachsenden Schwarm neugierigen Volkes und Bürger in verschiedenartiger, bunter Handwerkskleidung nach sich ziehend. Dort angekommen, bestieg er die gewölbte Altane, ließ die Trompeter lustig über die dichtgereihte Menge wegschmettern und verlautete darauf also mit weitschallender Stimme: „Mein gnädigster Herr und Herzog Fridericus entbietet allen Bürgern hiesiger Stadt seinen wohlgemeinten Gruß! Maßen es ihm zu Sinn gekommen, wie sein in Gottes Huld ruhender Vater, Herzog Leopold, sich mehrmalen mit seinen getreuen Bürgern in ehrbarer Lust erfreut, so will mein gnädigster Herr in Huld ein Gleiches halten und gelobet einen öffentlichen Tanz in der neuen Burg. Er entbietet solchermaßen durch hohen Ruf allen Bürgern gemeiner Stadt, auf gethanes Zeichen mit Trompeten und Posaunen mit ihren ehrsamen Hausfrauen, auf morgen, den Erchtag (Dienstag) und befiehlt Allen und Jedem sich

einzustellen, bei großer Pön. Welchen gestalten ich, des gnädigsten Herrn Herzogs Ehrenhold, solchen öffentlichen Ruf gethan. Und sag' es Einer dem Andern."

Lautes Trompetengeschmetter folgte der herzoglichen Einladung, während die Menge froh auseinander stob, an der erfahrenen Botschaft schwer tragend und dieselbe allenthalben eifrig verbreitend, denn es waren die frohen Festlichkeiten Herzog Leopolds noch wohl in der Wiener Gedächtnis, und sie sahen in dieser Einladung einen neuen Beweis, daß der Herzog die böse Zeit des Unfriedens vergessen habe und sich nun nach dem Beispiele des erlauchten Vaters

Übergabe Wiens an Friedrich den Streitbaren. (S. 209.)

halten wolle. In den Wohnungen der Geladenen begann daher großes Getriebe, Lichtschein blickte durch die Fensterritzen bis tief in die Nacht, und in den Stuben webte emsiger Fleiß der Frauen und Dirnen, mit Nadeln und Steifeisen, noch allerlei Notdurft an Gewandung zum morgigen Feste zu bereiten, dieweil doch jede die Schönste sein wollte.

Um die vierte Nachmittagsstunde riefen Pfeifen und Hörner vom Burgturme gegen St. Michael der Stadt lustigen Willkomm zu, worauf die kleinen Spitztürlein der Häuser sich allgemach öffneten und ehrsame Bürger mit ihren Ehefrauen, schön geziert, hervorschritten, durchs Peilertor über den Kohlen- und Holzmarkt der Herzogsburg zuwandelnd. Weitfaltige Wämser dunkler Farbe und ehrsamen Schnittes bildeten die Kleidung der Männer, jedoch noch Stand und Gewerbe verschieden, so daß die Flandrenser und Münzer reichen Goldschmuck,

Kaufherren, Wildwerker und reichere Bürger schweren Samt, die Übrigen aber festes Tuch zur Bekleidung hatten. Nur die Ratsmänner der Stadt schritten in schwarzseidenen Unterkleidern, darüber den weitfaltigen Tuchmantel, mit feinem Pelz verbrämt, einher, außerdem noch durch das goldene Ehrenkettlein vor der Brust, ihrem Stande gemäß, ausgezeichnet. Die enganliegenden Tuchhosen liefen bei männiglich in dunkle Schuhe aus, welche die jüngeren Männer mit hellfarbigen Bauschen nach neuem fränkischen Geschmacke zierten, den Kopf aber bedeckte das Barett von dunklem Tuche oder der Filzhut. An der Männer Seite wandelten die Frauen einher, die Betagteren in dunkelfarbigeren Kleidern, das Haupt mit der Kappe bedeckt, die schleier- oder mantelförmig über den Rücken herabfiel. Die jüngeren Frauen aber, im minniglichen Putz dieses Zeitalters, trugen Kleider von hellem Stoffe, an Brust und Armen eng anliegend, an der Achsel bauschige Puffen von unterschiedener Farbe. Um den Leib war der zierliche, mit Perlen und Goldstickerei geschmückte Gürtel gespannt, unter welchem der Rock in weiten Falten so lang hinabwallte, daß er die Füße völlig verbarg und beim Fortschreiten mit der Hand emporgehalten werden mußte. Den oberen Teil der Brust bedeckte ein blütenweißes Nesseltuch, welches am Halse in die steife Spitzenkrause auslief, vom zierlich gelockten Haupthaare fiel im Rücken der Schleier bis zu den Fersen, welcher bei reicheren Bürgersfrauen wohl auch mit Silber und Gold gestickt erschien, wie denn Jegliche ihr bestes Geschmeide, Ketten, Ringlein, kunstreich verzierte Taschen und ähnliches angetan hatte. In der Hand trugen die Bürgerinnen das weiße Schweißtüchlein, denn die zierlichen Federbüschlein und seidenen Fähnlein zum Zufächeln labender Kühlung waren dazumal noch ein Vorrecht der Edelfrauen.

Während so die Wiener dem Feste zuzogen und heller Trompetenschall ihnen von der Burg entgegenlärmte, waren des Herzogs Diener beflissen, die herabgelassene Zugbrücke und den Hofraum mit leuchtenden Fackeln zu erhellen, und neben der Stiege zur Tanzstube zogen herzogliche Lanzenträger auf, die nötige Ordnung zu wahren, und auch die mächtigen Haudegen der Edlen, wie die Schwertmesser der Bürger in Empfang zu nehmen, welche beim Eintritte abgelegt werden mußten. In der großen Tanzstube, mit schmalen Spitzsäulen gewölbt, mit schwarzgebeiztem Holzwerk bis über Mannshöhe ausgelegt und darüber mit bunten Schildereien in Stuckwerk geziert, brannten zahllose Wachskerzen auf vielarmigen Wandleuchtern und strahlten wundersam aus den vier großen Metallspiegeln zurück, welche Herzog Leopold von den kunstreichen Venedigern erhalten hatte. Die mit Reisern ausgeschmückten Altane bargen die Spielleute, welche in Lautenschlägern, Harfnern und Fiedlern zum sanften, zierlichen Rundtanze bestanden; diesen gegenüber jedoch waren die lärmenden Pfeifen, Trompeten und Pauken zum schallenden Empfang der Gäste und für den raschen Springtanz bereit.

Auch waren hier schon die edlen Herren und mannhaften Ritter versammelt, des Herzogs Räte wie die betagten Adelsherren in dunkelfarbigen, geschlitzten Kleidern, prachtvollen Pelzmänteln und Ehrenketten, die freisamen jungen Recken und Gefährten des Herzogs aber in schimmernden Atlasgewändern von heller Farbe mit vielfarbigen Bauschärmeln und reichen Krausen um Hals und Arme. Von den zierlichen Samtbaretten winkten schwingende Federn verschiedener Farbe, und waren auch schon Einzelne, deren Schuhe in überlange Schnäbel ausliefen, so daß sie mit Kettlein aufwärts gehalten werden mußten, auf welche erst neuerlich aufgekommene Sitte sich die kecken Gesellen nicht wenig zugute taten. Wußten auch gar guten Zeitvertreib und traten den ankommenden Bürgerfrauen entgegen, mit welchen sie Scherz und Minnespiel trieben, während die betagteren Adelsherren den Bürgern nahten und in freundlicher Unterredung die Zeit hinbrachten, bis mit des Herzogs Erscheinen der Tanz beginnen sollte.

Auch die anwesenden Gesandten des Kaisers, stattliche Herren in würdevoller Amtstracht, mit schweren güldenen Ehrenkettlein, noch mehr aber die Boten des Königs von Hungarn erregten nicht wenig Neugierde und diese konnten in der prachtvollen ausländischen Kleidung nicht sattsam beschaut werden, welche in gelben, gespitzten Stiefeln, weiten Pelzen mit silbernem Schnürwerk und prachtvollen Säbeln mit goldverzierten Scheiden und breiten gebogenen Klingen bestand. Die langen glatten Haare, wie der pechschwarze Bart waren mit Gold und Perlenschnüren durchflochten und auf dem Haupte ruhte die sackförmige, hellfarbige Mütze mit breitem Pelzbesatz und einer aufgerichteten Feder, letztere durch herrliche Steinschnallen gehalten.

Das Erscheinen des Herzogs ließ längere Zeit auf sich warten, und die Gäste vertrieben sich indessen die Zeit auf die beste Art, je nach Stand und Lust mit ernstem Gespräch und süßem Kosen, oder auch den guten Dingen in den Nebenstuben herzhaft zusprechend, welche des Herzogs Küchen- und Kellerleute hier auf langen Tafeln aufhäuften. Da gab's Wildbret aller Art, tüchtige Rinderbraten und anderes Fleisch, weißes kruftiges Brot und derlei derbere Speisen, sowie Marzipan, Honiggebäck und andere süße Dinge, den Frauen zum Naschwerk, und wer auf solche Eßwaren die Kehle trocken verspürte, konnte sich in gutem Landwein, heurigem, ungarischem oder italienischem Rebengewächse oder süßem Met nach Gelüste erlaben. Und sie taten's auch, die Frauen nicht ausgenommen, denn es war eine gesunde, kräftige Zeit, die einen Pokal des edlen Rebensaftes zu schätzen wußte und gar nicht über ihre Kräfte fand. So ging die Zeit schnell vorwärts, bis lautes Trompetengelärm die Ankunft des Herzogs kündete, welcher mit mehreren Edlen heranschritt.

Leicht auf die Schulter eines jungen Adeligen gestützt, durchmaß der Herzog den Saal, eine kraftvolle ritterliche Gestalt, der man im gebräunten Antlitz und den wuchtigen Bewegungen die Spuren manches heißen Kampftages ansah. Obwohl er sonst gerne den Kettenpanzer trug, als sei er ihn so gewöhnt, wie seine Haut, hatte er sich heute gar stattlich herausputzen, auch Haar und Bart mit heißen Zänglein kräuseln lassen. Des Herzogs Oberleib umgab ein eng anliegendes Gewand von schwerem, schwarzem Seidenstoffe, vielfach geschlitzt und mit roten Nähten unterzogen; darunter trug er enge weiße Beinkleider von Atlas und bauschige Schuhe von gleicher Farbe mit roten Puffen; ein blausamtener Mantel mit Hermelin gefüttert und ein Purpurbarett mit weißen Federn vollendeten die Bekleidung des in voller Mannesschöne strahlenden Herzogs, dem eine dreifache schwere Goldkette tief über die Brust herabfiel.

Die ehrfurchtsvollen Begrüßungen leicht erwidernd, schritt Friedrich der Streitbare die an den Wänden gereihten Gäste entlang, gleichsam spähend und musternd, und nur zeitweilig seine Bewegung durch auffallende Glut im Antlitze verratend, wenn er irgend eine besonders liebliche Frauengestalt erblickte; denn er stand ja noch immer in den Jahren vollster Kraft und es war ja männiglich bekannt, daß auch seine Ehe mit Agnes von Meran ihm nicht behagte. Aber auch im Verkehr mit den Frauen hatte er gelernt, sein heißes Blut zu bändigen; er sprach keine an und ließ sie in Frieden. Die ehrsamen Bürgerinnen mochten aber, das Antlitz sittig zu Boden geschlagen, des Herzogs Blick nur selten bemerken. Auf des Herzogs Zeichen huben nun die Lautner und Fiedler lustige Weisen an, und die Ritter und Bürger, ihre Tanzlust nicht länger zähmend, tummelten in bunten Reihen mit den lieblichen Frauen. Damals waren mit den Turnieren besonders zwei Arten von Tänzen aufgekommen: der Schreit- oder Schleiftanz und der Springtanz oder Reigen. Bei ersterem, der als der vorzugsweise höfische galt, faßte der Tänzer eine oder zwei Tänzerinnen an der Hand und hielt mit schleifenden Schritten einen Umgang

im Saale, so wie bei der heutigen Polonaise, die auch den jungen Füßen gar trübselig vorkommt, so daß sie oft von selbst zu zappeln und hüpfen anfangen. Dazu sang ein Vortänzer oder eine Vortänzerin Tanzlieder und wurden Saiteninstrumente gespielt. Herzog Friedrich der Streitbare nahm sogar selbst zuweilen den Bogen in die Hand und schritt, spielend und singend, den Tanzenden voran.

Der Springtanz oder Reigen ist der Ahnherr unseres heutigen Walzers: man sprang dabei lustig herum und es mischten sich Pfeifen, Trommeln und Tambourins in die Töne des Orchesters. Beim später folgenden Festmahle ließen die Dichter und Minnesänger ihre Weisen erschallen, und an so kunstbegabten Männern fehlte es auch an des streitbaren Babenbergers Hofe nicht.

Reitersiegel Friedrich des Streitbaren. (S. 219.)

So ging die Lustbarkeit in Ehren und Züchten fort, bis um neun oder längstens zehn Uhr abends, denn unsere biederen Vorfahren hatten noch keine Ahnung davon, daß es gewaltig vornehm sei, die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht zu machen, sie fanden auch kein Gefallen daran, solch ein über Gebühr ausgedehntes Vergnügen am anderen Tag mit einem wüsten Kopf, trüben Augen und Unlust zur Arbeit zu erkaufen. Wer hätte in Haus und Wirtschaft, in Küche und Mägdekammer nach dem Rechten gesehen, wenn die ehrbare Bürgersfrau sich bis zum nächsten Tag nach solcher Festlichkeit in den Bettkissen gedehnt hätte, wie es sicherer Kunde nach sich jetzt manchmal ereignen soll. Zu guter Stunde bliesen die Trompeter und Zinkenisten einen gellenden Tusch, zum Zeichen, daß die Lustbarkeit beendet sei. Dann suchte jeder ehrsame Hausvater seine Weiblein, die wohl manch schweren Seufzer ausstießen, weil auch des Herzogs Fest, wie alle guten Dinge dieser Erde, viel eher ein Ende nahm, als man

seiner satt geworden wäre. Im langen Zuge schritten dann die Gäste am Herzog, oder wenn dieser nicht mehr da war, an seinem Marschall vorüber und dankten durch eine stattliche Verbeugung für alles Gute und Ergötzliche, das man genossen. Dann sah man noch einige Zeit das Licht der kleinen Laternlein, die der Hausvater trug, durch die krummen Gäßlein schwanken, damit niemand auf den holperigen, runden Steinen, so man Katzenköpfe hieß, zu Falle komme; man hörte eine Pforte nach der anderen dumpf zuklappen und Ruhe lag über der guten Stadt Wien zu einer Stunde, wo jetzt erst die „feinen" Vergnügungen beginnen.

Im gleichen Jahre 1240, wo sich des Kaisers Gesandtschaft in Wien einfand, wollte auch Ulrich von Liechtenstein, der unterdessen nach dreizehn-

Tod Friedrich des Streitbaren. (S. 220.)

jährigem „Minnedienst" sich doch statt der Meranerin eine andere Herzensdame erkoren hatte, zu deren Ehren eine neue Fahrt unternehmen, diesmal, da er doch für „Frau Venus" schon zu sehr angejahrt war, als „König Artus, der vom Paradiese kommt, um die Tafelrunde wieder herzustellen". Aber es fand niemand mehr rechten Geschmack an dem albernen Mummenschanz und in Wien wurde dem Liechtensteiner auf des Herzogs Geheiß verkündet, es sei keine Zeit für solches Spiel, wo der blutige Ernst drohe.

Denn nach langer Zeit zog aus dem Osten wieder eine Gefahr herauf, die man mit den verheerenden Heuschreckenschwärmen vergleichen konnte, von welchen unter der Regierung Herzog Friedrich I. die Länder heimgesucht wurden. Viel früher schon war aus unbekannten Ursachen in den asiatischen Steppen ein ganzes Volk, die Mongolen, von ihren Wohnsitzen aufgebrochen und überflutete Osteuropa. Im Winter 1240 hatten sie schon die alte Czarenstadt Kiew

eingenommen und verheert, im nächsten Jahre standen sie in Polen und bedrohten noch im Frühjahr 1241 Ofen. Aber auch deutsche Lande wurden schon heimgesucht; Schlesien erfuhr zuerst den Mongolenschrecken und am 9. April 1241 fand jene mörderische Schlacht bei Liegnitz statt, in welcher Herzog Heinrich II. von Niederschlesien mit dem größten Teil seines Heeres umkam. Nun schien es keinen Damm für dieses wilde asiatische Volk zu geben, das auf seinen flinken, ledergepanzerten Rossen wie der Wind einherbrauste.

König Bela IV. verlor den Kopf und rief die Hilfe seines so oft bedrängten österreichischen Nachbars an. Das war eine Gelegenheit, wo Herzog Friedrich II. seine „Streitbarkeit" für das allgemeine Wohl beweisen konnte. Er brauchte dazu auch nicht, um seine Ritterlichkeit und seinen Eifer für den Glauben zu beweisen, die Ungläubigen und Heiden in ihrer Heimat aufzusuchen, sondern die „Teufelssöhne" kamen selbst in seine Nähe und forderten zum Kampf heraus. Er verleugnete auch seine ungestüme Tapferkeit nicht; in Ofen, wohin er eilte, feuerte er den Mut der ungarischen Herren an und leuchtete ihnen als Beispiel von Kampfesmut voran. Es wird uns berichtet, daß er einen bis in die Nähe von Ofen schwärmenden Haufen der Mongolen durch einen überraschenden Angriff fast ganz aufrieb, wobei er einen mit der Lanze durchstach, einem zweiten mit dem Schwert den Arm abhieb.

König Bela IV. erlitt am Sajofluß eine vernichtende Niederlage durch die Mongolen, wobei nach sicher übertriebenen Nachrichten 60.000 Ungarn gefallen sein sollen. Nun war die Hilfe Friedrich des Streitbaren die einzige Hoffnung Bela IV.; er flüchtete nach Österreich, wo er mit seiner Familie gastliche Aufnahme in Hainburg und die Zusage weiteren Beistandes fand, allerdings nicht ohne schwere Geldopfer und — wie man nicht unbestritten annimmt, gegen die Abtretung dreier an Österreich grenzender Komitate.

In Ungarn selbst fanden die Mongolen fast keinen Widerstand mehr. Ja, die tolle Selbstsucht der Magnaten, welche eben jetzt ihrem Haß gegen die Kumanen durch treulose Ermordung des Häuptlings Kuthen Genüge taten, führte den Mongolen die Bundesgenossenschaft der aufs äußerste erbitterten Kumanen zu. Im Sommer 1241 erschienen einzelne Schwärme der Mongolen auch schon in Niederösterreich und in einem Brief an Konrad IV. schilderte der Herzog die gefährdete Lage seiner Länder und selbst Wiens und sprach dringend die Reichshilfe an. Diese wurde auch zugesagt, stand aber noch im weiten Feld, da man nach leidiger deutscher Sitte über dem Beraten und Disputieren, wem der Oberbefehl zufallen sollte, nicht zum Handeln kam. Von Neustadt aus wehrte der Herzog so gut es mit seinen schwachen Streitkräften möglich war, die Mongolen ab, aber im Winter setzten sie mit großer Macht über die Donau und nun schien eine Überflutung des Landes, eine ernste Bedrohung Wiens unvermeidlich.

Schließlich wendete nicht der tapfere Widerstand des Herzogs und auch nicht die nur langsam eintreffende Reichshilfe die äußerste Gefahr ab, denn die letztere rechtfertigte schon damals das Wortspiel, das aus der „eilenden" eine „elende Reichshilfe" machte. Ein glücklicher Zufall, der plötzliche Tod des Groß-Chans Ogotai, machte dem Mongolenschrecken ein Ende. Wahrscheinlich infolge innerer Zwistigkeiten unter den Häuptlingen, standen sie vom weiteren Vordringen ab und zogen nach Bulgarien, wo sich ein Teil seßhaft machte, mit der Hauptmasse aber wieder nach Asien.

Den beiden Ländern Österreich und Ungarn hinterließen die Mongolen als Erbschaft die Ursache zu einem neuen erbitterten Zwist. Herzog Friedrich II. hatte die ihm abgetretenen oder nach anderen Nachrichten nur als Pfand überlassenen Grenzkomitate sofort besetzt. Bela IV. aber wollte, da er ja die Vertreibung der Mongolen tatsächlich nicht dem Herzog zu danken hatte, nun die

ganzen Abmachungen nicht anerkennen. Das ganze Verhältnis ist nicht klar zu durchschauen; man wird gegen beide Teile nicht ungerecht sein, wenn man das gegenseitige Verhalten als sehr unsauber bezeichnet. Der darüber entbrennende Krieg füllte das ganze Jahr 1242 aus; er hatte wieder mehr den Charakter von Verheerungs- und Raubzügen, als jenen eines regelmäßigen Kampfes und brachte sogar Wien einmal in die Gefahr, von den ungarischen Scharen geplündert zu werden. Die Vermittlung des Königs von Böhmen führte endlich 1243 zu einem Frieden, dessen Bedingungen aber nicht bekannt sind.

Die letzten kriegerischen Jahre hatten in Herzog Friedrich II. wieder die früheren Charakterzüge rastloser Tatenlust und hochfahrenden Ehrgeizes geweckt. Der Plan, seine Länder zu einem Königreich zu vereinigen und durch neue Erwerbungen zu vergrößern, gewann wieder volle Kraft über ihn. Um dieser Schöpfung jedoch Bestand zu sichern, hätte er direkte Nachkommen haben müssen, die ihm aber aus der langjährigen Ehe mit Agnes von Meranien versagt blieben. Durch Vermittlung des Erzbischofs von Salzburg gewann er die Zustimmung des Papstes zu einer Trennung dieser Ehe; als neue Gattin war ihm die Tochter seines alten Gegners, des Herzogs Otto von Bayern bestimmt. Eine Fehde mit einigen bayerischen Landherren riß ihn aber zu einer Grenzverletzung hin und darüber zerschlug sich das ganze Heiratsprojekt.

Nicht besser erging es mit einem anderen Plan, der dem Herzog die ersehnte Königskrone sichern sollte. Auch dazu hatte er die Zustimmung des Kaisers erworben, der 1245 den Bischof von Bamberg an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft nach Wien sendete, um Friedrich II. den königlichen Ring als Symbol der neuen Würde zu überreichen. Aber auch diese Sache scheiterte und wieder hatte Hymen seine Hand dabei im Spiele. Denn der Kaiser hatte als Gegendienst verlangt, daß er die Nichte Gertrude des Herzogs, die früher schon als politisches Tauschobjekt hätte dienen sollen, zur Frau bekäme. Der Herzog war auch damit zufrieden, aber die schöne Prinzessin weigerte sich hartnäckig, was man ihr auch gewiß nicht verübeln darf, da der kaiserliche Werber 51, sie aber 19 Jahre zählte. So zerschlug sich der ganze Handel um die Königskrone, deren Erwerbung der Herzog schon etwas voreilig mit glänzenden Festlichkeiten gefeiert hatte, bei welchen er 140 Jünglingen den Ritterschlag erteilte. Als kleinen Ersatz für die entgangene Krone hatte er eine ausdrückliche kaiserliche Bestätigung der Babenbergischen Hausprivilegien von 1154 erhalten.

In dieser Periode der Unruhen hatte der Herzog Friedrich II. in der feierlichsten Form und unter Beifügung seines Siegels (Bild S. 216) der Stadt Wien ein neues Stadtrecht (1244) gegeben, das jedoch in allen wichtigeren Bestimmungen mit jenem seines Vaters vom Jahre 1221 übereinstimmt. Nur in Bezug auf einige strafrechtliche Fälle traten Änderungen ein. Ein entschiedener Fortschritt lag in der Beseitigung der Gottesurteile, an deren Stelle in den meisten Fällen die Eidesleistung durch sogenannte „Eidgenossen" trat, worunter man Zeugen verstand, die von der Unschuld des Angeklagten überzeugt, einen Eid für ihn ablegten, auch wenn sie nicht bei der Tat anwesend waren. Konnte ein der Notzucht Angeklagter nicht überwiesen werden, so genügte ein von ihm abgelegter Eid, um ihn zu entlasten, während er sich früher der Probe mit dem glühenden Eisen unterziehen mußte. Jedoch wurde bei diesem Verbrechen sonst kein Unterschied je nach dem Stande der Betroffenen gemacht. Das Tragen eines offenen Stechmessers bildete bei Bürgern keine strafbare Handlung mehr, auch waren Ehen zwischen Bürgersfrauen und Rittern nicht mehr verboten, sondern nur von einer Erlaubnis des Herzogs abhängig.

Die alten Händel mit Böhmen und Bayern waren wieder im vollen Gange. Das ganze Jahr 1245 verging mit solchen gegenseitigen Verheerungszügen,

bis Friedrich II. am 12. Januar 1246 in der Nähe von Laa den Böhmenkönig in einem Treffen, das ihm selbst eine Verwundung eintrug, so empfindlich schlug, daß sich Wenzel eilig zurückzog. Durch die nun endlich vollzogene Vermählung Gertrudens mit dem Prinzen Wladislaus trat endlich Ruhe nach dieser Seite ein.

Dagegen kam es im Jahre 1246 wieder zu einem Krieg mit Ungarn, dessen Veranlassung wir nicht genau kennen. Wahrscheinlich handelte es sich noch immer um jene angeblich verpfändeten oder gar abgetretenen Grenzkomitate. Von Seite Ungarns war der Krieg seit langer Zeit vorbereitet und im Frühling 1246 fiel König Bela mit einem wohlgerüsteten Heer in Österreich ein. Dem Herzog mochte dieser Angriff sehr ungelegen kommen, denn er wurde dadurch gehindert, das volle Gewicht seiner Macht in Deutschland zur Geltung zu bringen, wo sich eine starke Opposition gegen Kaiser Friedrich II. erhob, die sogar zur Aufstellung eines Gegenkönigs in der Person des Landgrafen Heinrich Raspe führte, der jedoch bisher keine Förderung von Friedrich dem Streitbaren erfuhr, obwohl er dessen Schwager war.

Am 9. Juni 1246 bezog Herzog Friedrich ein Lager bei Pottendorf an der Triesting. Eine Woche später, am 15. Juni, seinem 35. Geburtstag, zog er mit seinem Heer von Neustadt aus den Ungarn entgegen. Die Edlen aus allen Geschlechtern des Landes dienten im Heere Friedrichs, auch jene ihm treuergebenen Brüder Preussel, die schon im Lager von Wien in seiner Nähe gewesen, sowie viele andere Bürger waren in den Reihen der Kämpfer. An der Leitha kam es am frühen Morgen zum Zusammenstoß. Mit seiner gewohnten, ungestümen Tapferkeit stürzte sich der Herzog auf die ungarische Vorhut, die er warf und vor sich hertrieb. Dabei kam er jedoch mitten zwischen die ungarischen Scharen, die sich nun erst längs der Leitha vollends entwickelten. Von allen Seiten eingeschlossen, mochte er nur die Wahl zwischen Gefangenschaft oder ehrenvollem Tod vor sich sehen. Ohne Besinnen gab er dem letzteren den Vorzug und fiel, nur von wenigen Getreuen umgeben, die sein Schicksal teilten. Aus der Art seiner Wunde schloß man, daß der Lanzenstoß eines ungarischen Reiters ihn getötet habe. (Abb. S. 217.)

Niemand im österreichischen Heere hatte Kenntnis vom Schicksal des Führers. Die Schlacht tobte weiter; erst gegen Abend warf ein gelungener Angriff des Bannerträgers Heinrich von Liechtenstein die Ungarn über die Leitha zurück. Doch als das Heer siegesfreudig in Neustadt einrückte, erfuhr es den Tod des Herzogs. Sein Geheimschreiber Heinrich hatte ihn nachmittags vermißt und, banger Ahnung voll, noch während des Kampfes den Wahlplatz abgesucht. Dabei fand er den Leichnam seines Herrn, den er nach Neustadt in die Pfarrkirche brachte, wo nun trauernd die Mannen an der Bahre des „Streitbaren" standen, der den Sieg seines Heeres mit dem Leben bezahlte. Auch er fand seine Ruhestätte im Kapitelhause von Heiligenkreuz (Abb. S. 225), in dessen Mitte noch heute eine verstümmelte ritterliche Figur aus Sandstein das Grab des letzten Sprossen des Babenbergischen Hauses bezeichnet. (Abb. S. 224.)

So viel Gegner der Verstorbene auch in seinen Ländern gehabt hatte, an der Bahre des Fürsten, der als wahrer „Streitbarer" sein Leben im Kampf verlor, schwieg jede üble Nachrede. Bange Sorge beschlich die Gemüther wegen des ungewissen Schicksals des herrenlosen Besitzes, man gedachte seiner erlauchten Vorfahren, man erinnerte sich an seine guten Seiten, an seinen kühnen Mannesmut, an seine Mäßigung, die ihn keinen Erfolg mißbrauchen ließ, und man ahnte, daß sein früher Tod vielleicht das Beste in ihm geknickt hatte, bevor es zur Entfaltung kam.

Mag auch in den Nachrufen um Friedrich II. viel bloßer Schwulst sein, wenn man ihn mit allen Helden des Altertums und der Bibel vergleicht, mit

Achilles, Paris, Hektor, mit Alexander, Samson und David, in vielen davon klingt doch echtes Gefühl durch und es sind auch durchaus nicht lauter ritterliche Parteigänger, die um den kampfesfrohen Fürsten trauern.

Das „Auctarium Vindobonense" klagt: „Österreich ist seines Fürsten und rechten Erben beraubt und gelangt in die Hände Anderer, wehe! zum Schaden des Landes und der Menschen!" Und eine lateinische Reimchronik läßt sich vernehmen: „Österreich weint und stöhnt und mit Recht hebt es die Klage an, daß es nach dem Tode eines solchen Fürsten zur Witwe geworden ist."

Zahllos sind die poetischen Klagen um Friedrich II., obwohl er sich durchaus nicht als ein so freigebiger Schätzer der ritterlichen Sänger bewiesen hatte, wie seine drei letzten Vorfahren. Bei Nidhart von Reuenthal heißt es:

„Kommen ist ein wunneclicher maie
des kunst erfreut sich leider phaffe noch der laie,
sie freut noch baz des kaisers komen,
kumt er als ich han vernomen.
er stillet groz geschreie
seit mit jamer wont in Osterlande."

Tanhuser singt von Friedrich II.:

„er ist ein vromer man:
manigen armen er beratet, ich hebe an mir selber an,
damit schaffet er den besten vride über alliu sinu lant
guoten kauf umbe alles Ding, er wendet raub und braut
sin herze blüet, alsam ein boum,
der z' allen ziten vröude birt
ir aller milte ist gar ein troum
wider in, er ist der eren wirt."

Das ist nun allerdings in manchen Punkten über das Ziel geschossen, denn als Schaffer des Friedens für sein Land kann der letzte Babenberger nicht angesehen werden.

Inniger und wahrer als man es sonst von Ulrich von Liechtenstein gewohnt ist, klingt seine Klage um den toten Fürsten:

„Nach disen liden kom ein tac
den ich wol imer hazzen mac.
und der mir oft noch truren git,
uns kom ein swindiu sumerzeit
dar inne der fürste Friederich
der hoch geborn von Österrich
vil jaemerlichen wart erflagen
den muoz min liv wol imer klagen.

Und sin ouch imer jamere sin,
er was der rechte herre min
und ich sin techter dienestmann,
verklagen ich in nimer kan.
an im vil hoher tugende lac:
der biderben er vil schöne vflac
und teilt in ofte mit sin guot
er was vil fürstenlich gemuot."

Selbst die Klosterannalen wissen nun, da er sein stürmisches Leben ausgehaucht, nichts Schlimmes über ihn zu sagen, vielfach klingt die bange Ungewißheit durch, was nun werden solle, da der Fürstenstamm, der seit zweieinhalb Jahrhunderten treulich das Land verwaltet hatte, ausgestorben sei, ohne daß man wisse, wer künftig Herr sein werde. Nur die Chronik von Altaich, offenbar vom alten bayerischen Haß gegen Friedrich II. beeinflußt, nennt ihn „einen

harten Mann, der nach irdischen Schätzen gierte" und meint, „nicht durch Liebe, sondern durch Furcht herrschte er über das Volk".

Wenn man sich von diesen Äußerungen der Liebe und des Hasses nicht blenden läßt, die naturgemäß angesichts der offenen Bahre stärkere Farben wählten und die merkwürdige Charakteranlage dieses Fürsten aus seinen Taten abzuleiten sucht, wird man zu einem Bild kommen, das mit keiner der extremen Schilderungen übereinstimmt.

Als sehr junger Mann, kaum dem Knabenalter entwachsen, kommt er zur Regierung und sieht sich sofort von einer Empörung bedroht. Dadurch wird die Regierungstendenz aller Babenberger, die kräftige Entwicklung der Landeshoheit, bei ihm nach einer Seite gedrängt, die allerdings bedenklich war und zu Konflikten führen mußte. Denn was seine Vorfahren mit abgeklärter Weisheit und sorgfältiger Abwägung des Kräftegleichgewichtes anstrebten, die Stärkung ihres Hauses und der landesfürstlichen Macht, das wollte sein Ungestüm mit dem Schwert durchsetzen, das man ihm in den ersten Tagen seiner Herrschaft in die Hand drückte. Daraus flossen seine Ruhelosigkeit, seine Händelsucht und Ländergier, sein Hinwegsetzen über Möglichkeit und Billigkeit, die ihm überall Feinde schufen, sogar im eigenen Lande.

Diese Mängel seines Charakters sind unbestreitbar, sie sollen auch nicht beschönigt werden. Aber seine letzten Regierungsjahre zeigen eine merkliche Wendung zum Besseren, so daß ihm die seltene Eigenschaft, die eigenen Fehler zu erkennen und abzulegen, nicht zu bestreiten ist. Um aber gerecht zu sein, muß man auch seine anderen Charaktereigenschaften betonen, seine stahlharte Energie auch der mißlichsten Lage gegenüber, seine Mäßigung und Milde, wenn er auf der Höhe des Erfolges stand, die Geschicklichkeit, mit welcher er das Glück zu benützen wußte, ohne es zu mißbrauchen, endlich auch seine Tapferkeit, die in jenen Zeiten ebensowenig allgemeines Gut war, wie noch heute. Läßt man auch diesen Seiten seines Wesens Gerechtigkeit widerfahren, so ist ihm eine gewisse Größe des Charakters sicher nicht abzusprechen.

An den Tod Friedrich des Streitbaren knüpften sich, bald nachdem die Gruft in Heiligenkreuz ihn aufgenommen hatte, verschiedene Gerüchte. Großsprechereien im ungarischen Heere, wo es viele Fallstaffs geben mochte, die sich die Überwindung des österreichischen Percy Heißsporn gerne zuschreiben wollten, waren die erste Veranlassung dazu. Mehrere Magnaten schrieben sich die Tat zu, endlich hieß es, der Herzog sei von der Hand des Königs Bela selbst oder durch die Waffe eines im ungarischen Heere kämpfenden kleinrussischen Fürsten gefallen.

Nach der Darstellung, wie wir sie nach den ziemlich übereinstimmenden gleichzeitigen Berichten gaben, war es wohl sofort nach dem Ereignis kaum möglich, den Vorgang genau festzustellen. Im Getümmel eines Reitergefechtes, wo die Hiebe fallen, ohne daß man Zeit hat, ihre Wirkung zu verfolgen und jedermann genug zu tun hat mit dem eigenen Roß und den wechselnden Gegnern, da schenkt niemand dem Sinkenden viel Beachtung. Hätte man aber den Herzog erkannt, so wäre es ganz gegen den ritterlichen Brauch jener Zeit gewesen, der auch schon in Ungarn Geltung hatte, wenn der Verwundete hilflos gelassen, der Tote Plünderern anheimgefallen wäre, wie es geschah, da der Herzog seiner Rüstung und Waffen beraubt, nur in seinen Leinenkleidern vom Schreiber Heinrich aufgefunden wurde. Die einfache Erklärung, daß Herzog Friedrich II. unerkannt im wilden Kampfgetümmel gefallen sei, daß der Sturm der Schlacht über ihn wegbrauste und beutelüsterne Ungarn den Leichnam plünderten, genügte aber dem Sensationshunger nicht, der vor Jahrhunderten so mächtig war wie heute.

Bald tauchten auch Gerüchte auf, der Herzog sei nicht von der Hand eines Feindes, sondern durch eine Waffe, die aus den Reihen des eigenen Heeres gegen ihn gezückt wurde, gefallen. Und diese Annahme fand so allgemeinen Glauben und solche Verbreitung, daß sie gar in der Reimchronik des ehrlichen Jans von Wien Aufnahme fand, der auch den Namen des Täters nennt — Otterfried — ohne aber über dessen Stand und die Veranlassung zur meuchlerischen Tat Näheres mitzuteilen. Wäre die Schlacht an der Leitha kurze Zeit nach der Niederwerfung der Adelsempörung vorgefallen, so ließe es sich allenfalls noch erklären, wenn sich eine Hand, die noch der Groll über die erlittene Demütigung beeinflußte, zu solchem Mord erhoben hätte, obwohl die bewiesene Nachsicht Friedrichs keine Ursache dazu gab. Aber 16 Jahre später, nachdem der Herzog so viele Kämpfe durchgemacht und sich auf den besten Fuß mit seinem Adel gestellt hatte, ist eine solche Tat kaum erklärlich.

An baulichen Denkmalen ist aus der Zeit Friedrich II. gar nichts auf uns gekommen. Es ist dies auch sehr erklärlich, denn seine Regierung war zu stürmisch, als daß noch Raum für solche Werke des Friedens geblieben wäre. Das alte Sprüchlein, daß die Musen vor dem Waffengetöse verstummen, bewährte sich auch in diesem Falle. Aber auch Private oder reiche Standesherren hatten keine Lust, sich in weitausschauende Unternehmungen einzulassen in einer Zeit, wo die Zustände so im Schwanken waren, daß den Verhältnissen des Landes und der Stadt von einem Jahre zum anderen alle Stetigkeit fehlte. Nur in einer Hinsicht gestattet die Zeit Friedrich II. einen Schluß auf den baulichen Zustand Wiens. Die nach der dritten Erweiterung bestandenen Umwallungen mußten nämlich schon von einer gewissen Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gewesen sein, sonst hätte der Herzog während der langen Dauer der Einschließung doch wohl den Versuch einer Überrumplung gemacht.

Nach einer durch nichts beglaubigten Annahme soll die ehrwürdige Denksäule der „Spinnerin am Kreuz" von Herzog Friedrich II. nach seinem Einzug in Wien als Merkmal seiner Aussöhnung mit den Wienern und als Grenzmarke des Burgfriedens erbaut worden sein. Erwiesen ist das nicht, wie überhaupt der ältere Bestand einer Säule an jenem Platz nicht, welchen die heutige „Spinnerin am Kreuz" einnimmt, die nach den Kammerrechnungen der Stadt in den Jahren 1451 und 1452 entstand.

Die herrenlose Zeit.

„Mit Friedrichs Tode schlug Österreich die Stunde namenlosen Unglückes, das auch seinen Schmähern die Augen öffnete, so daß sie nun selbst ihren Herzog und Herrn als den wahrhaft Einzigen erkennen und eine Welt bewegen würden, um ihn aus der kalten Erde zurückzurufen. Mit ihm ward die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen. Niemand vermag mehr gegen die Vergewaltigungen bosshafter Übermacht sich zu schützen, seit er nicht mehr das unerbittliche Richterschwert handhabt." Diese Worte aus der lateinisch geschriebenen Chronik des Mönches Pernold, deren Echtheit indessen angezweifelt wird, mögen der allgemeinen Stimmung entsprochen haben. Aber sie wurde nicht so sehr durch die Trauer um den Tod des „streitbaren" Friedrich hervorgerufen, als durch die bange Ungewißheit über die künftige Gestaltung der Dinge.

Obwohl das Privilegium vom Jahre 1156 die Nachfolge auch der weiblichen Linie der Babenberger festsetzte, ja ganz ausnahmsweise dem letzten Sprossen dieses Hauses die Ernennung des Nachfolgers überließ, blieben doch diese Bestimmungen ohne Wert, denn sie konnten keine Anwendung finden. Ein angeb-

liches Testament, das Friedrich II. in der Nacht vor der Leithaschlacht verfaßt haben soll, bestimmte keinen Nachfolger, sondern empfahl die Länder der Fürsorge des päpstlichen Stuhles. Es ist überhaupt die Existenz dieses nie produzierten Testamentes sehr zweifelhaft, auf jeden Fall wäre es rechtsunwirksam gewesen, da es ja das gesetzlich festgelegte Oberlehensrecht des deutschen Kaisers ganz ignorierte. Aber auch die Frage der weiblichen Nachfolge war durchaus nicht klar, denn das erwähnte Privilegium Kaiser Friedrich I. sprach von den Töchtern des „letzten Herzogs", die aber nicht vorhanden waren, da Friedrich II. kinderlos starb. Wohl waren noch drei weibliche Sprossen des Babenbergerstammes am Leben, deren Berechtigung zur Erbfolge aber sehr zweifelhaft war. Es waren dies zwei Schwestern des Herzogs, von welchen Margarete die Gattin des nach Apulien verbannten und dort gestorbenen Königs Heinrich war, die sich nach dem Tode des Gatten in ein Kloster zurückgezogen hatte, ohne aber den Schleier zu nehmen, und Konstanze, die Gattin des Markgrafen von Meißen. Endlich war auch noch Gertrude vorhanden, eine Tochter des älteren Bruders Friedrich II., Heinrich des Grausamen, die mit dem böhmischen Prinzen Wladislaus verheiratet war.

Grabstein Friedrich II. (S. 220.)

Von Seite keiner der drei Frauen wurden im eigenen Namen Ansprüche auf die Nachfolge in den österreichischen Ländern erhoben. Sie begnügten sich damit, daß der Privatschatz, der unter Obhut des Deutschordenskomturs Ortolf von Traiskirchen in Starhemberg verwahrt war, unter ihnen zu gleichen Teilen zur Verteilung kam. Trotz dieser Selbstbescheidung wob die Politik ihre verhängnisvollen Netze um die drei Frauen und machte sie zu Anwärterinnen auf die reiche babenbergische Herrschaft, woraus keiner von ihnen Glück erblühte.

Sofort nach konstatiertem Tode des Herzogs setzten die versammelten Landherren den Adalbert von Kuenring als „capitaneus Austrie" an die Spitze der Verwaltung. Schon in dieser Versammlung, die eigentlich auf keinem rechten gesetzlichen Fundament stand, machten sich die Gegensätze geltend. Die Mehrzahl der Adelsherren waren für das Erbrecht Margaretens, der Schwiegertochter Kaiser Friedrich II., und dieser Ansicht war man auch in Wien, wo man das Wiederaufleben der Reichsunmittelbarkeit der Stadt wünschte. Der sehr einflußreiche Klerus dagegen, der von der Gewalt des noch im Bann stehenden Kaisers nichts wissen wollte, begünstigte Gertrude, die als Tochter des älteren Bruders, wenn man schon ein Erbrecht der Seitenlinien gelten lassen wollte, in der Tat begründetere Anrechte zu haben schien.

Am raschesten zur Hand war Prinz Wladislaus, der, auf die Unterstützung des Klerus vertrauend, mit einem Heer zur Besitzergreifung der österreichischen Länder aufbrach. Bevor er aber noch die Grenze erreicht hatte, starb er am 3. Januar 1247 und etwas später starb auch Konstanzens Gatte, der Markgraf von Meißen.

Nun hielt es auch Kaiser Friedrich II., der bisher gezögert hatte, an der Zeit, für sein und des Reiches Recht einzutreten. Er sendete den erprobten Otto

von Eberstein als Landesverweser nach Wien, dessen Erwartungen sofort durch Wiederherstellung des im Jahre 1237 verliehenen Privilegiums erfüllt wurden, wobei die Bürger auch besonderes Lob für ihre Treue gegen Kaiser und Reich erhielten und sich stolz wieder als Bewohner einer freien Reichsstadt fühlen durften. Anstandslos ging die Verwaltung des Landes in die Hände des kaiserlichen Bevollmächtigten über.

Aber Papst Innozenz IV. war entschlossen, um jeden Preis eine Stärkung der Macht des verhaßten stanfischen Stammes zu verhindern. Er ließ auf die Frauen des babenbergischen Hauses einwirken und da sich Margarete nicht fügsam genug erwies, erkor er Gertrude zu seinem Schützling, die mit dem streng kirchlich gesinnten Hermann von Baden vermählt wurde, dem der Papst zugleich auf Grund jenes angeblichen Testamentes die Herzogtümer zusprach. Wenn der Kaiser darauf mit der Einsetzung des Herzogs Otto von Bayern

Das Kapitelhaus in Heiligenkreuz. (S. 220.)

zum Reichsverweser in Österreich und des Grafen Meinhard von Görz in Steiermark antwortete, so war die Situation dadurch noch schlimmer geworden, denn die Adelskreise beider Länder sahen eine solche Trennung mit scheelen Augen an. Ergrimmt über die Haltung der Geistlichkeit, fielen die Landherren in die Besitzungen der Kirchenfürsten ein, um zu plündern und zu verwüsten; dafür rächte sich der Erzbischof von Salzburg, indem er einer an das kaiserliche Hoflager ziehenden Abordnung des Adels auflauern und einige der Herren festsetzen ließ. Ein Zustand der Rechtlosigkeit und allgemeinen Willkür riß ein, wie er grauenvoller nicht gedacht werden konnte.

Unter solchen Umständen brach die Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen überall durch. Man nahm sogar den Markgrafen Hermann von Baden, als er in Wien erschien, um mit dem Beirat eines päpstlichen Legaten die Regierung anzutreten, weniger unfreundlich auf, als es nach seiner bekannten Parteistellung vorauszusetzen gewesen wäre. So sehr man in Bürgerkreisen Wiens und auch im Adel gut kaiserlich gesinnt war, infolge der unbegreiflichen Zauderpolitik Friedrich II., dessen Vertreter keine Miene machten, ihr Amt energisch zu üben,

war man doch geneigt, sich jedem Machthaber zuzuwenden, der die Herstellung von Ordnung und Recht versprach. Darin lag auch der Grund, daß schon damals eine ansehnliche Partei in Österreich, an deren Spitze die noch immer mächtigen Kuenringer, Heinrich von Liechtenstein und andere Landherren standen, Verbindungen mit dem Markgrafen Ottokar von Mähren anknüpfte, der seinem Vater, dem König Wenzel von Böhmen, feindlich gegenüber stand.

Rasch nacheinander folgende Todesfälle verwirrten die Situation noch mehr. Im Oktober 1250 starb Markgraf Hermann von Baden, der Vertreter und Schützling der päpstlichen Partei. Zwei Monate später schloß aber auch Kaiser Friedrich II. seine Augen. In seinen letzten Tagen tat er das, was bis jetzt versäumt worden; er belehnte seinen Enkel Friedrich, den Sohn Heinrichs und der babenbergischen Margarete, mit den österreichischen Ländern. Dieser Schritt, rechtzeitig geschehen und mit Tatkraft unterstützt, hätte viel Unheil verhütet; jetzt, obwohl von der Bevölkerung mit Freude begrüßt, mußte er zu schweren Kämpfen führen. Diese wurden allerdings durch den plötzlich eintretenden Tod des jungen Friedrich vermieden, aber das alte Chaos trat wieder ein, so daß Ulrich von Liechtenstein mit gutem Recht sang:

„zu Stire (Steiermark) und ouch zu Oesterrich
da war maneger arm, der e waz rich.
Für war ich ju (euch) daz sagen wil
nach im geschah unbildes vil
man roubt diu lande nacht und tac
da von vil Dörfer wüste lac."

Ein Vorschlag, der in einer Versammlung der Vertreter aller Stände gemacht wurde, die Herrschaft über Österreich dem Sohn der babenbergischen Konstanze von Meißen anzubieten, wäre bei der Jugend dieses Prinzen nur ein Notbehelf gewesen. Interessant ist aber in verfassungsrechtlicher Hinsicht, daß zu diesen 1251 in Wien und dann in Triebensee abgehaltenen Beratungen zuerst neben dem Klerus und Adel auch Vertreter der Städte zugelassen wurden.

Von vielen Seiten kam man aber wieder auf den Markgrafen Ottokar von Mähren zurück. Und dieser, sowie sein wieder mit ihm versöhnter Vater verstanden es, den günstigsten Moment zu benützen. Sie sicherten sich die Zustimmung des Papstes, dem jeder Herzog von Österreich entsprach, wenn er nur nach Abstammung oder Gesinnung kein Hohenstaufe war, traten wieder mit den mächtigsten Landherren in Verbindung, rückten aber auch, und das war die Hauptsache, im Anfang 1251 mit einem stattlichen Heer in Österreich ein. Der Protest Ottos von Bayern blieb unbeachtet, wie ein Vermittlungsantrag König Konrad IV., so daß sich die Besetzung des Landes, nachdem der Bayer auch im Felde eine tüchtige Schlappe erlitten hatte, rasch und ohne Widerstand vollzog.

Am 9. Dezember 1251 hielt Přemysl Ottokar, eingeholt von einer Anzahl der mächtigsten Adeligen, seinen Einzug in Wien. Er benahm sich mit großer Klugheit. Schon seine Bemerkung, daß er auf die „wohlbedachte Einladung der österreichischen Grafen und Herren komme", nahm für ihn ein und daß er reiche Schätze mit sich führte und sie freigebig zu verwenden wußte, erwarb ihm auch Anhänger. Die Anerkennung der kaiserlichen Oberlehensherrschaft gewann die noch fest am Zusammenhang mit dem Reich haltenden Wiener, kurz Ottokar wußte, trotzdem er erst 22 Jahre zählte, sich unter den schwierigen Verhältnissen allen so angenehm zu machen, daß „es bald im ganzen Land keinen Winkel mehr gab", in dem seine Herrschaft Widerstand fand. Den Wienern versprach er die sorgfältigste Wahrung ihrer Interessen, ein Versprechen, dem er in

der Tat während seiner ganzen Regierung nachkam; die Rechtlosigkeit der letzten Jahre hatte zu zerstörend auf Handel und Wandel, wie auf den bürgerlichen Wohlstand zurückgewirkt, als daß man nicht in Wien mit Freude jede Regierung begrüßt hätte, welche Stetigkeit und Ruhe versprach. Auch auf den Gerichtstagen, die Ottokar in weiser Anbequemung an den alten Brauch kurz nach Antritt seiner Herrschaft in Steyr, Klosterneuburg, Tulln und Mautern hielt, empfahl er sich durch die Würde seines Auftretens, wie durch Scharfsinnigkeit und Milde seiner Aussprüche. Mit besonderer Sorgfalt aber pflegte er seine Beziehungen zu den großen Landherren, deren mächtigste, wie die Kuenring, Schaumburg, Starhemberg u. s. w., wir unter seinen Anhängern finden.

Trotzdem mochte Ottokar fühlen, daß seiner Herrschaft der eigentliche Rechtsboden fehle und sie daher von hereinbrechenden Stürmen leicht entwurzelt werden konnte. Hatte er doch sogar Neustadt, nebst der Bestätigung der Privilegien, besonders verbriefen müssen, daß er nichts gegen das Erbrecht der Babenbergerinnen unternehmen werde, bevor man seine Herrschaft anerkannte.

Um aber seine Besitzergreifung der österreichischen Länder auch nach der gesetzlichen Seite unanfechtbar zu machen, gab es nur ein Mittel — eine Verbindung mit einer der Frauen des Babenberger Stammes. Das konnte aber nur Margarete sein, die Witwe König Heinrichs, die im 46. Jahre stand, also 24 Jahre älter war als Ottokar. Leicht mochte ihm der Schritt nicht werden, wenn er dazu des klugen, aber etwas leichtfertigen Rates seines Vaters, des Königs Wenzel, bedurfte, der ihm nach der Reimchronik des Ottokar von Horneck sagte:

„Welt ir, daz euch daz lannt veste (besteh)
So schult ir zu rechter Ehe
Die Kunigin Margarten nem,
Ir geburt mag ew wol gezem,
Wan sy ist an widerwint
Herczog Lewpolts chind.
Ist aber sy in der gestalt,
daz sy euch leicht dunkht zu alt,
dez ergeczet eurn leib,
ir findet zu Wienne schone weib
der mynne so suesset
daz ir euch so sanfte puesset
wez ir habt gepressten dort."

Geistlicher Zuspruch durch den Bischof Berthold von Passau beseitigte die nur zu wohl begründeten Bedenken Margaretens, in deren Besitz die Hausprivilegien der Babenberger waren. Am 11. Februar 1252 fand in Hainburg die feierliche Vermählung statt, bei welcher trotz mangelnder päpstlicher Nachsicht des Verwandtschaftshindernisses der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Olmütz, Freising und Passau, aber auch die vornehmsten österreichischen Landesherren anwesend waren. Nach der Trauung legte Margarete vor einer glänzenden Versammlung aller Würdenträger dem Gatten die österreichischen Hausprivilegien in die Hand, indem sie ihn gleichzeitig kraft ihres Erbrechtes als Herzog von Österreich und Steiermark anerkannte. (Abb. S. 232.) Auf einer gemeinschaftlichen Reise mit seiner Gemahlin nahm nun Ottokar die Huldigungen des Adels und der Städte entgegen und bequemte sich auf Betreiben Margaretens dazu, nachträglich die kirchliche Dispens zu erwirken, die ihm jedoch nur gegen einen vor dem päpstlichen Legaten abgelegten Eid erteilt wurde, daß er stets der Kirche und dem Papste gehorsam sein und dem vom Papst aufgestellten Gegenkönig Konrads, Wilhelm von Holland, beistehen wolle.

Die Regierung Přemysl Ottokar II.

Vom gesetzlichen Standpunkt war, soweit dies sich tun ließ, die Herrschaft des neuen Herzogs unanfechtbar gemacht, auch in der einstimmig erteilten Anerkennung des Landes lag ein gewaltiger Rückhalt für das neue Regime. Anfechtungen von außen aber blieben ihm nicht erspart.

Um eine staufische Herrschaft für jeden Fall zu verhindern, hatte der Papst seinerzeit auch Ungarn eine Anwartschaft auf einen Teil der babenbergischen Erbschaft eingeräumt. Bisher war sie nicht geltend gemacht worden, der müheloſe Erfolg Böhmens aber reizte den Neid und die Begehrlichkeit Bela IV. und er erhob 1252 Ansprüche auf Steiermark, die er auch damit begründete, daß sein Enkel Roman, nach dem Tode Hermanns von Baden die nun zum drittenmal vermählte Gertrude geheiratet habe.

Mit drei starken Heeren brach Bela im Herbst 1252 in Österreich, Steiermark und Mähren ein. Ottokar konnte ihm keinen ausgiebigen Widerstand entgegensetzen, da gleichzeitig Otto von Bayern in Oberösterreich einfiel und zwischen Böhmen und Polen ein Krieg ausbrach.

Das unter dem kriegstüchtigen Prinzen Achilleus in Niederösterreich eingerückte ungarische Heer hatte daher leichtes Spiel. Kaum gab es einen Gegner zu bekämpfen, dagegen wurde nach altungarischem Gebrauch das Land auf dem Zug donauaufwärts furchtbar verwüstet.

Auf Wien wagte man, da das Heer fast nur aus leichten Reitern bestand, keinen Angriff, desto furchtbarer hausten die wilden Scharen in der Umgebung. Mödling, wohin sich viele Umwohner geflüchtet hatten, wurde ganz niedergebrannt, wobei auch die älteste Kirche an Stelle der heutigen Pfarrkirche zerstört wurde; über anderthalbtausend Menschen sollen dabei umgekommen sein.

In Steiermark, wo stets Separationsgelüste rege waren, ließ man sich auf Unterhandlungen mit Bela IV. ein und gestattete ihm die Besetzung von Graz, Judenburg und Pettau. Nun fühlte sich der König als Herr des Landes und konnte auch einen Teil seines Heeres nach Niederösterreich schicken, das Wien bedrohte. Von 80.000 Ungarn eng eingeschlossen, verteidigten sich aber die Bürger, welchen nur wenige Truppen Ottokars zur Seite standen, so mannhaft, daß die Vermittlung des staatsklugen Kanzlers Bischof Bruno von Olmütz einen Waffenstillstand erwirken konnte. Vom päpstlichen Stuhl beeinflußt, der es mit keiner der streitenden Parteien verderben wollte, verstand sich Ottokar, der durch den Tod seines Vaters nun auch König von Böhmen war, zu einem schmerzlichen Opfer, indem er im Frieden vom 3. April 1254 den rechts von der Mur liegenden Teil der Steiermark an Ungarn abtrat.

König Ottokar II., dem bedeutende Regenteneigenschaften nicht abzuerkennen sind, benützte vorerst seinen weiten Länderbesitz nicht zur Durchführung großer politischer Pläne. In nimmer ermüdender Sorgfalt war er bemüht, das materielle und geistige Gedeihen seiner Länder zu heben, die nun aus Böhmen, Mähren, Niederösterreich, dem nördlichen Teil der Steiermark und den krainischen Enklaven bestanden. Auch den deutschen Angelegenheiten hielt er sich fern, ja er versäumte es, die förmliche Belehnung zu erwirken, ein schwerer Fehler, der sich bitter rächen sollte. Man gewinnt den Eindruck, daß seinem scharfen Geist ein Staat vorschwebte, wie er dann im späteren großen Österreich entstand, der von Deutschland ganz unabhängig oder doch nur lose verbunden damit sein sollte. Dadurch erklärt sich auch die Haltung, welche er nach dem Tode des Schattenkönigs Wilhelm von Holland einnahm; ohne eine der gleich verfehlten Kandidaturen, des Alfons von Castilien oder Richard von Cornwall zu unterstützen,

sah er es offenbar gar nicht ungern, daß die deutsche Kaisermacht so sehr verfiel, daß sie kein Hindernis für seine weitausschauenden Pläne war.

Vor allem war Ottokar an Rückeroberung des an Ungarn abgetretenen Teiles von Steiermark gelegen. Bela IV. Sohn und Nachfolger, Stephan V., führte ein so strenges Regiment, daß der Haß gegen die Ungarn bei Adel und Volk übermächtig wurde und der erstere Verhandlungen mit Ottokar anknüpfte. Dieser war natürlich bereit zu einer Einmengung, benützte aber einen bis 1260 währenden Waffenstillstand zu Rüstungen. Im Sommer dieses Jahres entbrannte in dem Landstrich zwischen Donau und March der Kampf, der aber für Ottokars Waffen ungünstig verlief. Ein am 26. Juni unternommener Angriff des Grafen Hardegg auf die ungarische Stellung endete mit der Vernichtung der deutschen Schar, zu deren Rettung Ottokar zu spät auf das Schlachtfeld kam. In Tränen ausbrechend beim Anblick der Toten, beteuerte er, deren Andenken sei ihm so viel wert, „als die Ehre von zehn Königen".

Vergebens versuchte er die Ungarn, die reiche Vorräte an Proviant besaßen, aus ihrer günstigen Stellung jenseits der March zu locken, da in seinem eigenen Heer der Mangel einriß. Der Reimchronist Ottokar von Horneck gibt eine drastische Schilderung dieser Vorgänge. Unwirsch stellten die deutschen Herren dem König Ottokar die Lage vor. „Der Ungar kann länger aushalten," sagten sie; „er braucht nur Gras für die Pferde, für sich selbst nur Weniges und Schlechtes. Sieht man doch aus des Ungars Küche, wenn er zu Hause ist, selten Rauch aufsteigen. Ein Magen voll Lauch macht ihn satt, ohne daß er Brot und Backwerk braucht. Selbst der König ist zufrieden, wenn er nur ein Stücklein Fleisch, ein mageres Huhn oder ein Täubchen hat. Die Deutschen aber sind nicht an so schmale Bissen gewöhnt; sie sind tapfer, verlangen aber tüchtig zu essen."

Trotz einer direkten Aufforderung zum Kampf rührten sich aber die Ungarn nicht aus ihrer Stellung und der steigenden Not gegenüber hatte Ottokar nur die Wahl zwischen einem schimpflichen Rückzug oder einem sehr gewagten Angriff. Da kam zu rechter Zeit ein Bote aus Wien, wo man von der Bedrängnis des Heeres endlich Kunde bekommen. Der reiche Bürger „Paltram vor dem Freithof", ein Günstling und eifriger Anhänger Ottokars, ließ diesem sagen, er solle sich nur weiterhin nicht um Lebensmittel kümmern, die Wiener würden dafür sorgen; Brot, Fleisch, Wein und was sonst noch nötig sei für Mensch und Tier werde beigestellt werden und dauere es auch Monate — dafür stehe Paltram mit seiner ganzen Habe.

Als nun der König die Führer des Heeres in sein Zelt beschied, um ihnen die erfreuliche Kunde mitzuteilen, brachen sie in Jubel aus und sagten zueinander: „Ja wohl ist Österreich alles Gutes und aller Ehren voll und diesem Manne, o König, gebührt ewiger Dank von Euch!"

Nun mochten aber im Lager des Königs Bela die Lebensmittel knapp werden, denn er ließ endlich sagen, daß er bereit sei, eine Schlacht anzunehmen. König Ottokar führte sein Heer nordwärts gegen Kroissenbrunn, schob aber einen Teil gegen Hainburg vor, um gegen einen Flankenangriff gesichert zu sein.

In der Nacht vor dem 12. Juli überschritten die Ungarn die March und griffen am frühen Morgen die Nachhut des deutschen Heeres an, die aus Steirern und Österreichern bestand. Gegen den Befehl, der ein Gefecht vor Aufstellung der Schlachtordnung verbot, kehrten sie voll Ingrimm um, die Neckereien der umherschwärmenden kumanischen Reiter abzuwehren. Nun wurde die Schlacht allgemein. Nicht schaurig genug kann der Chronist deren Wüten schildern. Gras und Klee standen im Blut, das bis zu den Sporen reichte, die Pfeile flogen so dicht, daß die Sehnen der Bogen wohl tausend Ziegenfelle ausmachten an

Größe; Spieße und Schwerter wirbelten aneinander so dicht, wie Schneeflocken, der Staub aber flog vom Stampfen der Rosse und Menschen, daß sich die Sonne verfinsterte, denn es standen sich auf beiden Seiten an 100.000 Mann gegenüber.

Lange schwankte der Kampf, denn die Überzahl war auf Seite der Ungarn, die Kumanen und „Tataren" aufgeboten hatten. Erst nach der Mittagsstunde entschied ein wuchtiger Angriff der gepanzerten deutschen Reiter die Schlacht. Horneck erzählt uns, daß König Bela IV. und sein Sohn von einer Anhöhe jenseits der March den Kampf beobachteten. Da sah er, wie sich über das Blachfeld eine dunkle Staubwolke rasch heranwälzte. Neben ihm stand jener am Morgen schon gefangene wehrhafte Wiener Bürger Heinrich Preussel, den wir auch im Gefolge Friedrich des Streitbaren fanden. Auf Belas bestürzte Frage, was diese Wolke bedeute, antwortete Preussel: „Das ist Euer Volk, Herr König, das flieht! Ihr habt die Schlacht verloren." Da stiegen der König und sein Sohn voll Schrecken auf die Rosse und flohen in verschiedenen Richtungen, so daß sie erst nach einigen Tagen wieder zusammentrafen.

Ein glänzender Sieg war erfochten, der durch eine sofort bis Preßburg führende Verfolgung so gut ausgenützt wurde, daß das ungarische Heer ganz zerstob. Fast 18.000 waren erschlagen worden, 14.000 sollen in der March ertrunken sein, was denn doch kaum glaublich ist.

Bei Preßburg machte Ottokar Halt; er hatte keine Lust, in die Ebenen Ungarns vorzudringen. Die Unmöglichkeit, ein neues Heer aufzustellen, zwang Bela IV., auf die von Ottokar angebotenen Friedensunterhandlungen einzugehen. Sie legten ihm die Stellung von Geiseln bis zur vollzogenen Räumung von Steiermark auf, ein gewiß billiger Friede, den aber Bela erst nach allerlei Winkelzügen am 31. Dezember 1261 vollziehen ließ.

Auf der Stätte des Sieges ließ Ottokar eine Grenzfeste gegen Ungarn bauen, um welche sich dann das Städtchen Marchegg entwickelte, dessen Wappen die heil. Margarete zeigt, an deren Tag die Schlacht stattfand.

Jubelnd empfing Wien König Přemysl Ottokar II., der damals in der Blüte seiner Jahre und einer stattlichen ritterlichen Erscheinung stand. (Abb. S. 233.) Er vergaß auch die Dankbarkeitspflicht gegen die Stadt nicht, sondern bewies ihr seine Huld in jeder möglichen Weise, wie wir später hören werden.

Eine schon beim Friedensschluß verabredete Zusammenkunft mit dem König von Ungarn, die zu Ostern 1261 stattfand, war der Ausgangspunkt schwerwiegender Entschlüsse Ottokars.

Er war der Letzte seines Hauses, es läßt sich also begreifen und entschuldigen, daß er die Fortdauer desselben in das Auge faßte. Nur sein Geberden, als fühle er sich sehr enttäuscht, daß die mehr als doppelt so alte Margarete ihm keinen Leibeserben geschenkt habe, ist etwas wunderlich, denn seit den Tagen Abrahams sind solche Wunder etwas ungewöhnlich. Zwar gebot er über eine stattliche Anzahl von unehelichen Kindern und Papst Alexander IV. soll diese, namentlich aber den ältesten Sohn Nikolaus legitimiert und zur Thronfolge berechtigt erklärt haben. Als es aber zur Ausführung kam, widersetzten sich die böhmischen Stände hartnäckig und nachträglich machte auch der Papst Schwierigkeiten.

Nun bot sich für Ottokar kein anderer Ausweg, als die Trennung von Margarete, um eine andere Ehe eingehen zu können. Er stieß nach keiner Seite auf besondere Schwierigkeiten. Man entdeckte nun plötzlich einen Grund, um die von der Kirche gebilligte und vollzogene Ehe ungiltig erklären zu können. Er sollte darin liegen, daß sie während ihrer Witwenzeit in Trier die klösterlichen Gelübde abgelegt habe. Da Margarete, der freudlosen Ehe überdrüssig, keine Einwendung erhob, ging alles ganz glatt ab.

Digitized by Google

Wenn man in sentimentaler Weise Margarete als „Königin der Tränen“ feierte und den Akt der Scheidung mit erfundenem Beiwerk umgab, daß sie ihren Gatten beschwor, sie nicht zu verstoßen und durch das rohe Dazwischentreten von gepanzerten Söldnern weggedrängt werden mußte, sind das Übertreibungen oder Erfindungen. Sie fand sich im Gegenteil ganz gefaßt in ihr Schicksal und mag sich wohl selbst gesagt haben, daß es nur die verdiente Sühne für die Übereilung war, mit der sie in diese unmögliche Ehe willigte. Sie zog sich mit einem sehr reichlich bemessenen Witwengut nach Krems zurück, wo sie bis zu ihrem Tod (1267) eine Art Hof hielt.

Auch die Fäden waren schon angeknüpft, aus welchen ein neuer Ehebund gewoben werden sollte. Ottokars Werbung um die jüngste Tochter Bela IV. wurde zwar abgelehnt, da diese sich seit ihrer Jugend für das Klosterleben entschieden hatte. Aber man bot ihm die schöne Kunigunde zur Gattin an, eine Enkelin des Ungarkönigs und Tochter des russischen Fürsten Rostislaw, womit er sich sofort zufrieden erklärte. Wenige Tage nach der Scheidung von Margarete fand in Prag die von glänzenden Festen verherrlichte Vermählung statt und am 25. Dezember 1261 ließ er sich und seine junge Gattin vom Erzbischof von Mainz krönen, wieder ohne die eigentlich nötige päpstliche Zustimmung einzuholen. Im Bewußtsein seiner Macht glaubte Ottokar sich über solche Formalitäten hinwegsetzen zu können, sie erschienen ihm bedeutungslos, denn er ahnte nicht, seinen Gegnern dadurch in einer nicht allzu entfernten Zukunft gefährliche Waffen auszuliefern. Auch daß er sich sehr verspätet, erst 1262, um die anstandslos erteilte Belehnung mit Österreich und Steiermark bei dem Schattenkönig Richard von Cornwall bewarb, hinderte spätere gefährliche Anfechtungen seines Rechtes nicht, obwohl beide Länder ihm ausdrücklich „auf immerwährende Zeiten“ übergeben wurden.

Erst im Jahre 1264 kam Ottokar wieder zu längerem Aufenthalte in Wien an. Die durchgreifende Umgestaltung der böhmischen Landeseinrichtungen, die auf einer von Zupanen ausgeübten Gauverwaltung beruhten, nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Aber sein Eifer für die Hebung seiner beiden Erbländer Böhmen und Mähren in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung verhinderte auch eine stete Fürsorge für Österreich und Steiermark nicht. Auch hier ging diese Sorgfalt Hand in Hand mit der Stärkung der landesherrlichen Gewalt, deren Ansehen sehr gesunken war. Er wußte in kluger Weise den Adel an sich zu fesseln und beließ ihm seine Rechte, war aber gegen Übergriffe von unerbittlicher Strenge und Bedrückungen des Volkes fanden in ihm einen harten Richter. Wie er in jeder Weise für Wien zu sorgen bemüht war, werden wir später sehen; man lohnte ihm aber auch dafür mit einer Anhänglichkeit, die sich in schweren Zeiten bewährte. Weniger glücklich war er in seinen Maßregeln für die Steiermark; hier hatte sich von Anfang kein rechtes Vertrauensverhältnis zwischen dem trotzigen und eifersüchtigen Adel und dem neuen Landesfürsten herstellen lassen. Wenn man in den Tagen der ärgsten Not seine Hilfe angerufen hatte, war dies rasch wieder vergessen über den Beschwerden einer Regierung, die dem Lande fremd gegenüberstand und doch manche ungewohnte Last auferlegte.

Im Jahre 1264 kam Ottokar mit seiner jungen Gattin zu längerem Aufenthalte in Wien an. Hier wurde dann die schon von langer Hand her vorbereitete Vermählung seiner brandenburgischen Nichte Kunigunde mit dem jüngeren Sohn des mit dem Vater gleichnamigen Sohnes Bela IV. von Ungarn vollzogen. Da konnten sich nach langer, schwer empfundener Pause die Wiener wieder einmal im vollen Glanz eines prachtliebenden Hofes sonnen. Die Ausstattung der Braut, wie die Sorge für das Hochzeitsfest hatte Ottokar auf sich

genommen und er rüstete dazu in einer Art, daß der Ruf der unglaublichen Anstalten bis in die fernsten Länder drang. In der Ebene am Einflusse der Fischa ließ er über die Donau eine so breite Schiffbrücke schlagen, daß zehn Reiter nebeneinander dieselbe passieren konnten. Ungeheuere Mengen von Vorräten wurden aus Österreich, Steiermark und Mähren herbeigeschafft, fünf Futterhaufen aufgeschobert, deren jeder so groß war wie die größte Kirche; die ganzen Donauinseln waren mit Mastvieh aller Art bedeckt, unzählbar war das Wildbret und Geflügel; an tausend Muth Mehl wurden zu Brot verbacken und Wein war in solchen Quantitäten vorhanden, daß er für die Bevölkerung zweier Länder hingereicht hätte.

Die Eilboten, welche die Fürsten und den Adel im Namen des Königs zur Hochzeit und zum Turnier einzuladen hatten, gingen schon im Sommer in alle Länder, daher fanden sich in und um Wien zahllose Gäste ein, welche teils mit dem Könige im feierlichen Zuge ankamen, teils sonst aus allen Gegenden herbeiströmten. Auf den Feldern lagerten Hunderttausende von Neugierigen, jeder erhielt von den verordneten Schaffern, was er an Speise und Trank verlangte. Die Zahl der turnierlustigen Edlen war eine so große, daß durch das Los bestimmt werden mußte, wer zum Kampfspiele zugelassen werden sollte. Am Tage des Vermählungsfestes wiesen sich die langen Reihen der für die Gäste bestimmten Zelte mit Sammt und Goldstoffen behängt, mit Wappen, Fahnen und Kränzen geschmückt. König Ottokar selbst zeigte sich im höchsten Schmucke, von den Großen und Edlen seiner Länder umgeben und von vornehmen Frauen, welche alle die kostbarsten Gewänder trugen. Vor allen aber stach die Braut hervor; auf ihrem Purpurkleide waren Figuren von arabischem Golde gestickt, ihr Kopfputz übertraf eine Königskrone an Wert, und der übrige Schmuck war kaum zu schätzen.

Siegel Ottokar II. (S. 227.)

König Ottokar führte die Braut in das zur kirchlichen Feier bestimmte Zelt, und als bald darauf das ungarische Königspaar mit den Prinzen Stefan und Bela und einem wohl kleinen, aber aus den vornehmsten Würdenträgern bestehenden Gefolge erschien, wurde das Heiratsgut festgesetzt, ein feierliches Hochamt abgehalten und die Trauung vollzogen. Dann setzte der junge Gatte der Neuvermählten eine goldene Krone auf, die einer der vornehmsten Magnaten mit bloßem Schwerte wieder abhob. Zur Hochzeitstafel waren so viel Tische gedeckt, daß man stundenlang dazwischen wandeln konnte. Vierzehn große mit den kostbarsten Stoffen bedeckte, mit Gold- und Silbergeschirr beladene Tafeln waren allein für die anwesenden fürstlichen Personen erforderlich.

Während des Mahles noch begann das große Turnier, an dessen siegreiche Kämpen die schöne junge Frau kostbare Preise verteilen sollte. Dabei kam es zu Mißhelligkeiten, welche das Fest störten. Die ungarischen Herren wußten die

Vermählung des Prinzen Bela mit Kunigunde von Böhmen bei Wien.

Rennspieße nicht so gewandt und kräftig zu führen, als die deutschen Ritter, deren schwere gepanzerte Rosse schon beim Zusammenstoß eine viel größere Wucht ausübten, als die kleineren ungarischen Pferde. Als nun einige der Ungarn gar zu unsanft in den Sand gesetzt wurden und es auch Schrammen im Gesicht gab, sich aber auch zeigte, daß alle Preise von den Deutschen eingeheimst wurden, kam es zu Reibungen. Vielleicht war auch wirklich in Manchem die Erinnerung an die früheren langjährigen Kämpfe noch lebendig, die manchem Stoß einer deutschen Lanze mehr Wucht verlieh, als gerade nötig gewesen wäre; die Ungarn aber gedachten wohl mit Grauen und stillem Grimm der furchtbaren Niederlage, die sie vor vier Jahren erlitten hatten. Sie erhoben daher Beschwerden, und

Ottokar II. von Böhmen. (S. 230.)

sogar der alberne Verdacht, man wolle sie überfallen, kam zum Ausdruck. Noch während des Turnieres brachen sie auf, um zu Schiff die Heimreise anzutreten, auf welcher sich natürlich auch, vorzeitig von den Festesfreuden scheidend, das junge Paar anschließen mußte.

Wie ein Protest weltentsagender und selbstquälerischer Frömmigkeit gegen die überschäumende Lebenslust und Üppigkeit dieser Feste erscheint es, daß gerade im Sommer 1261 die Flagellanten oder Geißler auch in Wien auftauchten. Diese in ihren Ursachen noch nicht erklärte merkwürdige Sekte war von Deutschland aus nach Österreich vorgedrungen. Es war eine Art religiösen Wahnsinns, der sich mit der unwiderstehlichen Kraft des Nachahmungstriebes ausbreitete und endlich zu einer förmlichen Gefahr für den öffentlichen Verkehr wurde. Man denke sich einen unabsehbaren Zug von alten und jungen Personen, das Gesicht

verhüllt mit einer Art Kapuze, die den ganzen Kopf bedeckte, nur für die in fanatischer Wut glühenden Augen waren zwei Löcher geschnitten; der Leib war vom Gürtel aufwärts entblößt; in der linken Hand trugen sie eine brennende Kerze, in der rechten eine scharfe, mit Spitzen versehene Geißel. In langen Reihen, je zwei und zwei, durchzogen sie die Gassen, schwangen die brennenden Lichter und schlugen sich mit der Geißel unablässig den nackten Rücken, so daß das Blut stromweise hervorquoll und ganze Fetzen Fleisches davon herabhingen. Ununterbrochen brüllten sie dabei ihr „Wehe! Wehe! Wehe!" — Es hatte sich eine plötzliche und unbegreifliche Raserei aller bemächtigt; Jung und Alt, Vornehm und Gering traten den wahnwitzigen Schwärmern bei, die sich von Italien aus durch Frankreich und Deutschland auch nach Österreich verbreitet hatten; man prügelte sich zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Seele, rannte wie besessen, heulend, händeringend, seine Sünden beklagend, durch die Straßen, und verkündete überall, daß niemand selig werden könne, der nicht wenigstens 33 Tage in dem Orden zugebracht hätte. Die Geißler hielten ihr Gebaren für außerordentlich wirksam, wie auch, daß jeder Teilnehmer an den Kasteiungen unfehlbar in den Himmel kommen müsse; ja sie verkündeten, daß selbst ein bereits zur Hölle Verdammter wieder in den Himmel einziehen könne, wenn sich ein anderer für denselben geißle. (Abb. S. 236.)

Man scheute sich anfänglich einer Bewegung entgegenzutreten, die wenigstens den äußeren Anschein einer Religionsübung hatte. Als aber die Kirche endlich selbst dagegen auftrat und der Unfug sich zu einer wahren Landplage ausbildete, da sich unter den Flagellanten auch allerlei lichtscheues Gesindel barg, erfolgte ein Verbot dieser Umzüge. Das half anfangs nicht viel, wie denn gegen geistige Strömungen, mögen sie noch so verrückt sein, behördliche Verbote allein selten viel helfen. Als man aber Gewalt anwendete, um die Flagellantenzüge auseinander zu sprengen, kam es zu völligen Revolten. Die endgiltige Beseitigung des Unfuges kam endlich aus dem Volke selbst, dessen gesunder Sinn sich gegen das widerliche Treiben auflehnte. Man veranstaltete Umzüge mit einem Popanz, dessen Rücken durch ein blutiges Tierfell gebildet war; dabei plärrten die Teilnehmer wüst durcheinander und karikierten das Treiben der Flagellanten. Stießen nun solche Züge zusammen mit echten Geißlern, so kam es zu argen Prügeleien, in welchen die letzteren meist unterlagen. Und es war seltsam, daß sie, so unempfindlich gegen die grausame Kasteiung von eigener Hand, sehr wenig Geschmack an den reichlich ausgeteilten Prügeln ihrer Gegner fanden. Durch dieses echt homöopathische Mittel, das Gleiches mit Gleichem vertrieb, wurde der Wahnsinn der Flagellantenzüge kuriert, um allerdings aber in späterer Zeit nochmals aufzutauchen.

Aber nicht der Festesfreude allein galt diesmal die längere Anwesenheit des Königs Ottokar, sondern er widmete auch den öffentlichen Angelegenheiten seine besondere Aufmerksamkeit. Es ist sehr zweifelhaft, ob Ottokar den Wienern ein neues Stadtrecht verlieh, oder ob er sich mit der Bestätigung des in Kraft stehenden, also eigentlich des kaiserlichen Privilegiums, das 1247 erneuert worden war, oder des herzoglichen vom Jahre 1244 begnügt hatte. Das letztere ist am wahrscheinlichsten, denn beim „Friedericianum" mußte die darin zugestandene Reichsunmittelbarkeit Wiens Anstoß erregen, und auch der Umstand, daß er den Neustädtern einfach die von den Babenbergern verliehenen Rechte bestätigte, läßt vermuten, daß das gleiche bezüglich Wiens geschah. Hätte er, was immerhin auch möglich wäre, dieser Stadt ein neues Stadtrecht gegeben, so müßte man annehmen, daß bei dem späteren Umschwung alle darauf bezüglichen Urkunden und Hinweisungen vertilgt wurden, um jede Erinnerung an seine Herrschaft auszulöschen.

In die Zeit seines Aufenthaltes fiel auch eine verheerende Feuersbrunst, schrecklicher als jene vom 5. August 1258, die hauptsächlich den südöstlichen Teil der Stadt heimsuchte, die Stephanskirche schwer beschädigte, das Haus des Deutschen Ordens in der Singerstraße, das Johanniter-Spital vor dem Kärntnertor und das Prediger(Dominikaner-)kloster einäscherte.

Der furchtbare Brand vom 28. April 1262 erstreckte sich fast über die ganze Stadt; nur ein Zehntel derselben blieb verschont. Alle Kirchen und Kapellen fielen dem Feuer zum Raube, nur das wahrscheinlich noch außer der Stadtmauer gelegene Schottenkloster blieb verschont. Solche Katastrophen können nicht wunder nehmen, wenn man die Unzulänglichkeit des damaligen Feuerlöschwesens kennt, das kaum in seinen ersten Anfängen organisiert war. Das Stadtrecht von 1220 trifft zwar die Bestimmung, daß der Bürger, in dessen Haus eine Feuersbrunst ausbricht, daß die Flamme über das Dach schlägt, mit einem Pfund Pfennigen gestraft werden soll, zur Löschung des Brandes werden aber keine Anordnungen gegeben.

Diese letztere Brandkatastrophe mag den Anstoß zu der vierten großen Erweiterung der Stadt gegeben haben, welche in die Regierungsperiode Ottokars fiel, ohne daß wir den Zeitpunkt genau kennen. Wir wissen nur, daß er sein Möglichstes tat, um Wien wieder erstehen zu lassen. Die meisten Kirchen ließ er auf seine Kosten wieder herstellen und um den erlittenen Schaden leichter erträglich zu machen, bewilligte er der Stadt einen Freimarkt auf sechs Monate ohne alle Mautabgaben, schenkte den Bürgern einen Wald, um das nötige Bauholz zu schlagen, und befreite die Einwohner auf fünf Jahre von allen Abgaben, so daß sich die Stadt bald wieder zum früheren Wohlstande erhob.

Die Annalisten jener Zeit berichten uns von verschiedenen erschrecklichen Vorgängen und Zeichen am Himmel und auf der Erde, durch welche die Leute nicht wenig erschreckt wurden und große Unruhe und schlimme Welthändel daraus prophezeiten — eine Vorhersage, die sich durch die Gunst des Zufalles, dieses Gelegenheitsmachers des Aberglaubens, dann in nicht allzu ferner Zeit erfüllte. In der Mitte des Jahres 1264 zeigte sich ein selten großer Komet, einer jener himmlischen Landstreicher, deren Wesen auch die Polizei der Astronomen noch nicht ganz zweifellos sicherstellen konnte und die noch in unserer ganz schrecklich aufgeklärten Zeit gerne als Verkünder irgend einer Unannehmlichkeit — von einem kleinen „lustigen Krieg" bis zum Weltuntergang — mit scheuer Ehrfurcht angesehen werden. In allen Aufschreibungen aus jenen Tagen gedenkt man seiner Erscheinung mit entsetzter Verwunderung; niemand erinnerte sich, in seinem Leben einen ihm vergleichbaren Kometen gesehen zu haben. Die Höhe seines Glanzes erreichte er im Monate August. Wenn der Kopf über dem östlichen Horizont am frühen Morgenhimmel eben sichtbar war, streckte sich der Schweif weithin über die Mitte des Himmels nach Westen aus. Chinesische und europäische Schriftsteller bezeugen seine ungeheuere Größe. Er verfolgte seine Bahn vom Löwen aus durch den Krebs und die Zwillinge nach dem Orion zu. Am 2. Oktober des erwähnten Jahres zeigte er sich zum letztenmale, und zwar in der Todesnacht des Papstes Urban IV., dessen Ableben, so wähnte der Aberglaube, durch ihn verkündet worden war.

Kaum war aber dieser Schrecken überwunden, so trat am 29. Oktober 1267 nachts ein so heftiges Erdbeben ein, daß alle Glocken zu läuten anfingen und die Geräte in den Häusern umfielen — ein Anzeichen, daß mit den Fundamenten der Erde auch jene des Staates in das Wanken kommen würden. So schlossen die Chronisten jener Zeit mit der wohlfeilen Weisheit von Propheten, die später Geschehenes aus früheren Tatsachen ableiten.

Im Jahre 1267 war Wien auch der Sitz einer Kirchensynode. Sie tagte vom 10. bis 12. Mai unter dem Vorsitz des dazu bestellten päpstlichen Legaten, des Cistercienser Mönches Kardinals Guido, der für einen der tüchtigsten Theologen und gewiegtesten Staatsmänner seiner Zeit galt. Ihr Zweck war für die Herstellung der allgemeinen Sittlichkeit zu sorgen, die sehr im Argen lag, aber auch die Kirchenzucht zu verbessern und Stellung gegen sektiererische Erscheinungen innerhalb der christlichen Kirche zu nehmen.

Die Wichtigkeit dieser Synode geht aus den in 19 Kapiteln zusammengefaßten Verordnungen hervor, welche bei derselben festgesetzt wurden und die

Flagellanten. (S. 234.)

ein eigentümliches Licht über den damaligen Stand der Dinge verbreiten. Die Vorschriften beziehen sich auf die Lebensweise, die Seelsorge, die Pfründen, die Visitation der Klöster, und der Inhalt derselben ist ein wahres Kompliment für unsere eigene Zeit, in welcher es trotz aller Klagen über Verderbnis doch in vielen Beziehungen bei weitem nicht so arg zugeht, als es aus den Beschlüssen der Synode sich für das dreizehnte Jahrhundert schließen läßt. Ein guter Teil der Sätze befaßt sich mit den Juden, welchen im Gegensatz zu den Maßregeln der weltlichen Behörden allerlei Beschränkungen auferlegt werden.

Der erste Artikel handelt von der „Nahrung, Weise und Geberden, von der Kleidung und Ehrbarkeit der Priester". Es wird den geistlichen Personen ernstlich geboten, daß sie sich in ihrer Nahrung, ihren Sitten und Geberden, auch in anderem ihren Tun und Lassen und in allem, was ihren Stand betrifft, ehrbar und züchtig halten, damit sie bei dem „gemeinen Volk" wegen ihres

geistlichen Namens nicht in „böses Geschrei“ kommen und „geschwächt“ werden. Sie sollen sich auch in den Mahlzeiten der Bescheidenheit und Mäßigkeit befleißen und wohl in acht nehmen, alle unziemliche Überflüssigkeiten und Völlerei „als ein Zunder und Ursprung alles Übels“ fliehen und meiden. — Der zweite Artikel befiehlt, daß sich die Priester eines eingezogenen und keuschen Lebens befleißen sollen, damit sie Gott mit einem „reinen Herzen und keuschem Leib in ihrem geistlichen Amt dienen mögen“. — Der sechste Artikel handelt „von den Exzessen und Übertretungen der Mönche“.

Über die Juden wurde beschlossen: „Weil auch der Juden ungewöhnliche Kleidung, Stolz und Hochmut dermaßen überhand genommen, also deswegen ihrer in vielen Christen die Gerechtigkeit und die reine katholische Lehre nicht unterschieden oder erkannt, sondern verdunkelt wird und abnehmen tut, wollen wir sowohl mit Aufbringung neuer, als mit Erneuerung der alten Satzungen und Ordnungen der Päpste ernstlich geboten haben, daß die Juden, die an der Kleidung von den Christen sollen unterschieden werden, einen gehörnten Hut, welchen etliche in diesen Landen aus Frevel abzulegen gewohnt haben, wiederum zu tragen anfangen, damit sie augenblicklich von den Christen mögen erkannt und unterschieden werden. Welcher Jude nun betroffen würde, daß er ohne dies Zeichen öffentlich unter die Leute gehen täte, der soll von dem Herrn des Landes an Geld gestraft werden.“ — Ein anderer Artikel gebietet, daß die Juden alle Gemeinschaft der Christen vermeiden, „als nämlich die Bäder, Stuben, Zechhäuser, Hochzeiten, Jahrmärkte, Gewerbshandel, Mahlzeiten. Sie sollen auch der Mägden, Knechten und Säugammen, ja der Christen Hilfe und Dienste nicht gebrauchen“. Ferner sollen die Juden zu keinen öffentlichen Ämtern, Mauten oder Zöllen zugelassen werden. Die Christen sollen weder Fleisch, noch andere Eßspeisen, so die Juden feil haben, von denselben kaufen, damit nicht „vielleicht“ dadurch den Christen, welche sie für Feinde halten, mit „betrüglicher Arglistigkeit“ Gift gegeben werde. Die Juden dürfen keine kranken Christen besuchen oder bei ihnen die Arznei üben. Wenn ein Jude betreten würde, der mit einem Christenweibe „Liebschaft“ getrieben hätte, soll derselbe so lang in das Gefängnis geworfen werden, bis daß er zur Strafe und Besserung aufs wenigste zehn Mark erlegt hat; und ein Christenweib, das solchen „verdammten Unfug“ begehen und „ihr gelieben lassen würde“, die soll mit starken Prügeln durch die Stadt hinausgeschlagen und von der Stadt, ohne die mindeste Hoffnung wieder darein zu kommen, gänzlich verstoßen werden.

Aus dem Jahre 1267 wäre noch zu erwähnen, daß sich Ottokar zu einer der schon erwähnten „Preußenfahrten“ bestimmen ließ, wogegen ihm Papst Urban IV. das Versprechen gab, ihn aus päpstlicher Machtvollkommenheit mit allen Ländern zu belehnen, die er sich noch mit dem Schwert oder sonst auf erlaubte Weise erwerben würde. Dem Papst machte diese Zusicherung gar keine Unkosten, Ottokar aber scheint ihr mehr Wert beigelegt zu haben, als sie verdiente. Während der Synode von Wien nahm er das Kreuz aus den Händen des Kardinallegaten Guido und im Dezember trat er mit einem stattlichen aus allen Ländern seines Staatsgebietes geworbenen Heer die Kreuzfahrt an. Sie hatte einen ziemlich kläglichen Ausgang; der ungewöhnlich nasse und milde Winter verwandelte das östliche Preußen und Litthauen in einen zusammenhängenden Morast, in welchem die des Landes kundigen heidnischen Slaven soviel Schlupfwinkel fanden, daß man ihnen nicht an den Leib rücken konnte und die Zwangsbekehrung einen sehr schlechten Fortgang nahm. Eingerissene Seuchen erzwangen schon im Februar 1268 den Rückzug, der Ottokar um so tiefer verstimmte, als es auch an Anzeichen nicht fehlte, daß die politische Windstille der letzten Jahre nicht mehr lange dauern werde.

Er hatte sich zwar im Jahre 1268 durch einen Erbvertrag mit dem Kärntner Herzog Ulrich III. den Heimfall von dessen Land gesichert und schritt, als Ulrich ein Jahr später starb, auch zur Besitzergreifung. Darüber aber ward er in einen Krieg mit dem nun auf den ungarischen Thron gelangten Stephan V. verwickelt, einem tückischen und kriegslustigen Mann, der noch immer den Verlust der westlichen Steiermark nicht verwunden hatte. Er trat daher als Verfechter der Ansprüche des Erzbischofs Philipp von Salzburg auf, der als Vetter des verstorbenen Ulrich Kärnten für sich begehrte. Stephan plante einen Einfall in Österreich, da er Ottokar auf dem Wege nach Kärnten glaubte. Dieser aber hatte Nachricht erhalten und sich mit seinem wohlgerüsteten Heer zu beiden Seiten der Donau gelagert, so daß Stephan keinen Angriff wagte und sogar eine Waffenruhe für zwei Jahre abschloß. Nun konnte Ottokar ungehindert Kärnten besetzen, da ein Versuch des Erzbischofs, sich ihm entgegenzustellen, kläglich endete. Da schickte aber Stephan im Winter 1270, ohne Rücksicht auf den abgeschlossenen Vertrag, plündernde Kumanenschwärme nach Österreich, als Vortrab eines 50.000 Mann starken Heeres, mit dem er selbst einrückte.

Der Krieg zog sich ohne einen entscheidenden Zusammenstoß und unter gegenseitigen Verheerungszügen bis in das Jahr 1272 fort, wo endlich unter Vermittlung der österreichischen und ungarischen Bischöfe ein Friede geschlossen wurde, in dem Ottokar Kärnten behauptete. Der Tod König Stephan V., „der keinen Vertrag und kein geschworenes Wort in Ehren hielt", führte zu Thronstreitigkeiten, da die Magnaten sich gegen den Sohn Stephans, den zwölfjährigen Ladislaus, erhoben, weil seine Mutter kumanischer Abkunft war und ihm den Prinzen Bela, einen Neffen Stephan V., entgegenstellten. Diesen begünstigte auch Ottokar und als Bela meuchlerisch von dem Grafen von Güssing erschlagen wurde, ohne daß man den Mörder zur Verantwortung zog, griff Ottokar zu den Waffen.

Mit 60.000 Mann, unter welchen sich auch eine namhafte Schar von Wiener Bürgern befand, rückte er im Frühjahr 1273 in das Feld. In raschem Siegeslauf drang er bis Raab vor; da die Ungarn jeder Schlacht auswichen, Ottokar aber bei der Unsicherheit seines Verhältnisses zu Deutschland freie Hand haben wollte, kam es zu einem Frieden, der den Besitzstand vor dem Krieg herstellte.

Nach der Sicherung des kärntnerischen Erbes stand Ottokar im Zenith seiner Macht. Sein Gebiet umfaßte nun das ganze östliche Alpenland, woran sich seine ererbten Länder, die das ganze Sudetenland einnahmen, schlossen. Von der Adria bis zur oberen Elbe galt sein Gebot und nicht bloß der Umfang seines Reiches war es, auf dem seine Macht ruhte, sondern diese wurzelte auch in dem Wohlstand der von ihm beherrschten Völker, die er mit Weisheit und Milde regierte. Wir haben bisher das „Glück" Ottokars verfolgt, nun bleibt auch noch sein „Ende" zu berichten, das Österreichs größten Dichter durch seine Tragik zu einem Meisterwerk begeisterte. Bevor wir aber zu dieser gewaltigen Schlußkatastrophe einer der erfolgreichsten Regentenlaufbahnen übergehen, soll Ottokars Wirken für Wien in Betrachtung gezogen werden.

Wien unter Přemysl Ottokar II.

Es wurde schon erwähnt, daß in die Zeit seiner Herrschaft die vierte und bedeutendste Erweiterung der Stadt fiel. Den Anlaß dazu gab gewiß der verheerende Brand von 1262, aber auch das Anwachsen der Ansiedlungen außer den Mauern, die bei jeder Bedrohung schutzlos, ja eine Gefahr für die Stadt

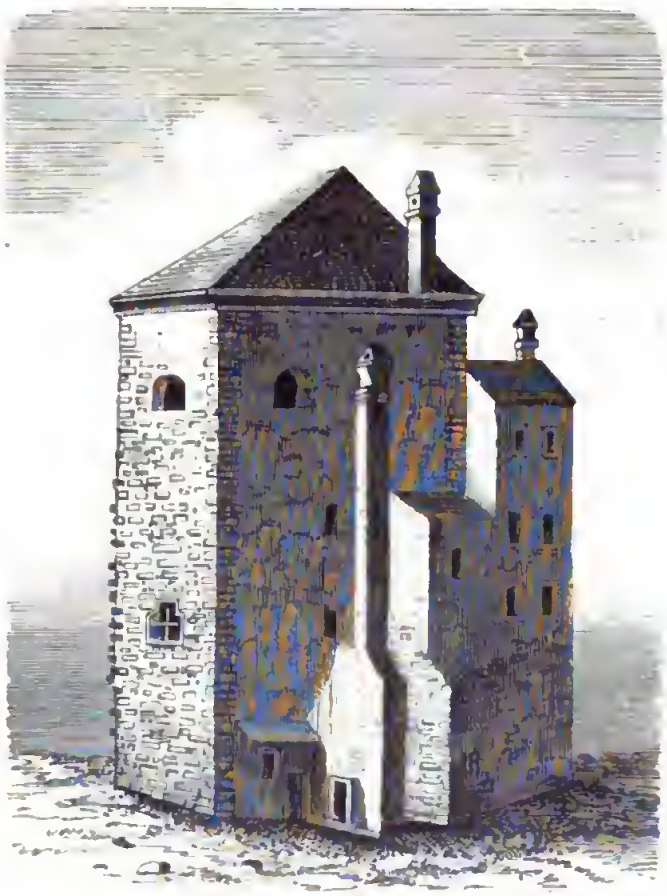
waren, da sie die Annäherung und das Festsetzen des Feindes erleichterten, drängte zu einer Neugestaltung. Einem so unruhigen und gewalttätigen Nachbar gegenüber, wie es die Ungarn waren, mußte sich die Ausgestaltung der umschließenden Mauern, um Wien zu einem festen Stützpunkt des eigenen Heeres zu machen, von selbst empfehlen.

Diesmal erstreckte sich die Erweiterung der Stadt nach allen Seiten. Am ansehnlichsten war sie allerdings nach Süden und Westen; in der ersteren Richtung umfaßte sie alle Gassen, welche zwischen der Seilerstätte und Kärntnerstraße liegen, dann westlich von der letzteren das Terrain bis zur Burg, die aber ihre besondere Umwallung behielt und sich nun nur unmittelbar an jene der Stadt anschloß. Vom Michaelerplatz westlich kam auch der ganze von der Herrengasse und jetzigen Löwelstraße gebildete Stadtteil zur Einbeziehung. Hier schloß sich dann gegen Norden die ganze Umgebung des Stiftes Schotten an, das nun vollkommen in den Stadtrayon einbezogen wurde. Gegen Norden wurde in der ganzen Ausdehnung ein schmaler Streifen vorgeschoben, so daß der Salzgries, die jetzige Kohlmesser- und Adlergasse innerhalb der Mauern fielen, die Grenze also vom Steilrand herab in die Tiefe und knapp an den Donaukanal verlegt wurde. Gegen Süden kam endlich ein schmaler Streifen zur Angliederung, wodurch das Prediger(Dominikaner-)kloster und St. Jakob auf der Hülben in das Stadtgebiet fielen.

Die neue Mauer schloß sich der alten bei der Singerstraße an und lief, die von der Kärntnerstraße herabgehenden Gassen in weiten Bogen umfassend, bis zur Burg und von dieser weiter, die neue Minoritenkirche, das Schottenkloster und die Fremdenherberge im Elend zur Stadt einbeziehend, wieder zur alten Mauer am Donauarm zurück. Bei dieser Erweiterung benützte man die wenigen, aber noch immer festen Überreste der Umwallung, welche die einstige römische Zivilstadt umgeben hatte; es sind die Grundmauern des Schottentores, des Judenturmes u. a. unzweifelhaft als römisches Mauerwerk erkannt worden. Dadurch wurde nun die Stadt abermals auf mehr als das Doppelte ihres früheren Umfanges gebracht und hatte bereits die Ausdehnung erreicht, welche sie, einzelne kleine Erweiterungen bei der Burg, Biberbastei 2c. abgerechnet, noch in unseren Tagen vor dem Wegfalle der Mauern hatte. Wohl lag die Burg innerhalb der Umwallungen, sie war aber von der Stadt durch einen breiten Graben getrennt und bildete ein festes Kastell für sich.

Von den Stadttoren, die nach der Leopoldinischen Stadterweiterung im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bestanden, wurde das Kärntnertor nun der Erweiterung entsprechend hinausgerückt — etwa bis zur Mündung der Wallfischgasse, so daß jetzt die Johanniterkirche in die Mitte der Kärntnerstraße fiel. Nahe der Burg, dort ungefähr, wo jetzt der Durchgang unter dem Rittersaal ist, durchbrach die hinausgerückten Umwallungen ein neues Tor, das nach dem am Michaelerplatz befindlichen Holzmarkt Wid- oder Widmertor (von Wid = Weide), bald aber auch Burgtor genannt wurde. Nun durchbrach keine Öffnung die Stadtumwallung mehr bis zum Nordwesten, wo das schon bestandene Schottentor nur vorgerückt wurde bis zur rechten Flanke des Klosters und einen stattlichen Turm bekam. Dagegen war die Nordseite reich mit Ausgängen bedacht, was nicht anders zu erklären ist, als daß die Donau früher als Verkehrsweg für Güter viel mehr benützt wurde, als in späterer Zeit. So stand oberhalb des Schottentores der Judenturm (Abb. S. 240) mit einem Tor, von dem es aber nicht ganz sicher ist, ob er nicht erst etwas später entstanden ist. Daran schloß sich zunächst das Werder- oder Wassertor mit seinem massigen Turm (Abb. S. 241). Dieser Zeit dürfte auch schon ein Tor beim späteren Rotenturm angehört haben und auch des „Pyberturm" (Biber-

baſtei) geſchieht ſchon Erwähnung, doch dürfte ſich damals an dieſer Stelle noch kein Tor befunden haben. Überhaupt war die Erweiterung unter Ottokar mit der Anlage ſtärkerer Befeſtigungen verbunden. Die teilweiſe noch beſtandenen Erdbefeſtigungen, die nur von gemauerten Tortürmen unterbrochen wurden, befeſtigte man ganz und erſetzte ſie, da ja doch bei der Herausrückung nach allen vier Seiten eine Neuanlage nötig war, mit durchaus feſten Zinnenmauern, die an der Donauſeite ſogar eine doppelte Linie bildeten. Warum dies gerade hier geſchah, iſt aus fortifikatoriſchen Gründen nicht recht einzuſehen; denn je weiter man die Mauer gegen den Donaukanal vorrückte, deſto geſicherter war ſie, da ja die Annäherung und Feſtſetzung eines Gegners auf einem ſchmalen Uferſtreifen kaum möglich war. In der Tat wurde bei allen ſpäteren Angriffen die Nordſeite faſt unbeachtet gelaſſen. Man kann nur vermuten, daß man beim Aufgeben der Wallinie am Steilrand nun die natürliche Stärke der Stellung in anderer Weiſe erſetzen zu müſſen glaubte.



Judenturm. (S. 239.)

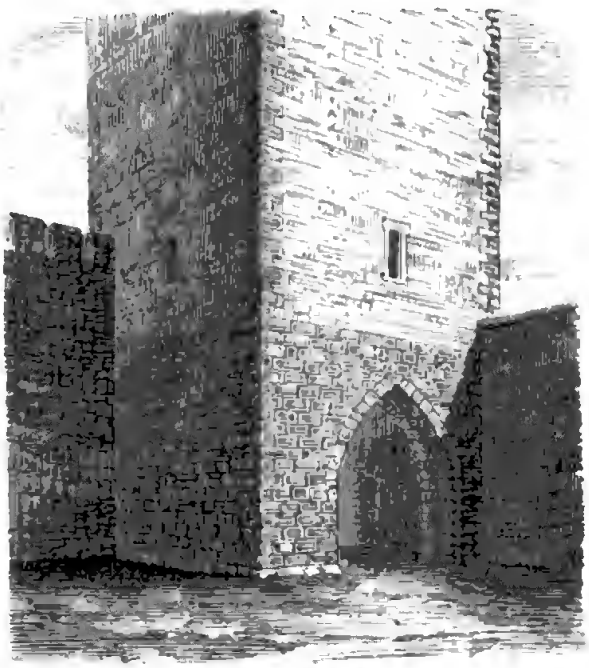
Daß Ottokar nach dem verheerenden Brande von 1262 im allgemeinen für den Wiederaufbau von Wien tätig war, wurde ſchon erwähnt. Im einzelnen läßt ſich ſein Eingreifen kaum verfolgen, da zudem manche Angaben, wie z. B. daß ihm der Bau des ſogenannten „alten Chors“ der Minoritenkirche zugeſchrieben wird, ſich als unhaltbar erwieſen haben. Gewiß iſt, daß er die Wiederherſtellung der Stephanskirche nach den großen Bränden freigebig unterſtützte und auch der Neubau des Pfarrhofes, an Stelle des heutigen erzbiſchöflichen Palais, von dem eine Urkunde aus dem Jahre 1267 ſpricht, dürfte von ihm gefördert worden ſein.

Wichtiger als die kirchlichen ſind die humanitären Stiftungen, welche in die Regierungszeit Ottokar II. fallen.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entſtand ein Spital für jene beklagenswerten Menſchen, die von dem entſetzlichen aus dem Orient eingeſchleppten „Ausſatz“ befallen waren. Wir kennen weder die Entſtehungszeit noch den Gründer dieſer Anſtalt genau, die zuerſt nach dem mit der Verwaltung betrauten Orden bei St. Lazar hieß, dann aber nach dem Patron der 1272 erbauten

Kirche St. Markus benannt wurde. Es befand sich am östlichen Ende der späteren St. Niklasvorstadt, auf dem Terrain des heutigen St. Marxer Brauhauses, das so wie die bestandene Linie den Namen von dieser Anstalt hatte. Wahrscheinlich ist es, daß bei Überhandnehmen der furchtbaren Krankheit, die man an vielen Orten durch grausame Abschließung der Befallenen zu unterdrücken suchte, die Gemeinde mit Unterstützung des Landesfürsten zu dieser Stiftung schritt; gewiß ist, daß die Verwaltung dem Stadtrat unterstand und dieser auch den Spittelmeister bestellte.

Da sich das Heiligengeist-Spital ganz zum Pilgrimhaus umgestaltete, die Zahl der hilflosen Kranken aber immer größer wurde, vereinigten sich 1257 wohlhabende Bürger zur Stiftung eines Spitals für gebrechliche Arme und Kranke. Es fand seinen Platz vor dem Kärntnertor am linken Wienufer, wurde zu Ehren der Jungfrau Maria und Allerheiligen geweiht, führte aber sofort nach seinem Entstehen die Bezeichnung „der Bürger Spital", um es von jenem Spital jenseits der Wien, dem Heiligen Geist-Spital zu unterscheiden. Es bildete sich eine besondere Bruderschaft, die in einer Urkunde von 1268 als Zweck der Anstalt die Aufnahme von Armen und Kranken, mögen sie nun aus der Stadt sein oder zugereist kommen und keinen Zufluchtsort haben, angibt, damit sie nicht auf den Straßen und Plätzen herumliegen und etwa zugrunde gehen. Diese allgemeine Fassung, welche keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden, Armen und Kranken, Alt und Jung machte, verliehen dem Bürgerspital seinen Charakter, den es dann lange beibehielt. Gefördert durch reiche Stiftungen, gestaltete es sich mit der Zeit zu einem Institut aus, mittels welchem die Stadt Wien ihre humanitären Aufgaben zu lösen suchte. Das Bürgerspital nahm bald ein großes Terrain ein und erstreckte sich längs der Wien von der Kärntnerstraße bis gegen den Schwarzenbergplatz zu. Unter den Stiftern und ersten Verwaltern werden uns drei Brüder, Otto, Kuno und Konrad vom Hohenmarkt genannt.



Werdertor. (S. 239.)

Der Abwehr jenes furchtbaren Übels, das man uns als Aussatz oder Hiobskrankheit nennt, aber wahrscheinlich mit der noch heute vereinzelt vorkommenden Lepra identisch zu sein scheint, diente auch eine 1266 entstandene Stiftung. Meister Gebhard oder Gerhard, Pfarrer zu St. Stephan, Domherr von Passau und Kapellan Papst Gregor X., erbarmte sich nämlich der armen Opfer dieses ekelhaften Übels und gründete „auzzerhalb der Stat ze Wienn dacz dem Clagpaum" ein Siechenhaus für Aussätzige, bei dem auch eine Kapelle „zu dem gueten sand Job", diesem biblischen Dulder, bestehen sollte. Die Einweihung geschah 1267 während der Synode zu Wien im Beisein des Kardinallegaten

Guido, vollendet wurde der Bau erst 1267. Meister Gebhard gab für dieses Spittel eine eigene Regel, nach welcher ein vom Stadtrat aus seiner Mitte gewählter Vogt die Aufsicht führte, die Hausordnung aber von einem „Meister" und „Meisterin" gehandhabt wurde, da sowohl Männer als Frauen Aufnahme fanden. Auch eine besondere Kleidung war bestimmt, ein blautuchenes Gewand, das auf dem Ärmel des Mantels einen roten Ring zeigte. Auch die Aufsichtspersonen mußten so gekleidet sein, damit sie für jedermann kenntlich waren und man ihnen bei ihren Ausgängen ausweichen konnte, um eine Ansteckung zu vermeiden. Die Hausordnung war eine sehr strenge; Verpflegung erhielten die Pfleglinge nicht, sondern nur das Erträgnis mehrerer Pfründen. Stiftungen wurden zwischen ihnen geteilt. Dafür mußten sie nach einer gewissen Reihenfolge abwechselnd laut beten, so daß Tag und Nacht diese frommen Übungen „in langsamen und gar kläglichem Ton" wie eine alte Quelle sagt, gehört werden konnten. Eine Ableitung des Namens „Klagbaum" von diesen jammervollen Tönen ist aber nicht zulässig, da er schon vor Stiftung des Spitals vorkommt.

Es hatte seinen Platz an der rechten Seite der Wiedner Hauptstraße, wo noch heute die „Klagbaumgasse" an dieses Spital erinnert. Es wurde wiederholt zerstört und endlich mit den Stiftungen 1686 dem Bürgerspital zur Verwaltung zugewiesen, 1785 aber auf Anordnung Josef II. abgebrochen, wodurch die Umgegend nur gewann, denn das wiederholt umgestaltete Spital wird als düsteres ebenerdiges Gebäude mit ganz verfallenem Aussehen, die Kirche als unscheinbar mit einem plumpen Turm und vier unmittelbar unter dem Dachgesims liegenden Fenstern geschildert.

Ungelöst ist die Frage, woher der Name „Klagbaum" stammt. Die meisten daran geknüpften Sagen gestatten nicht einmal die Annahme, daß ihnen ein ursprünglicher tatsächlicher Kern zugrunde liege. Sie gehen alle von der Annahme aus, daß ein in der Nähe stehender großer Baum Sitz eines Gespenstes gewesen sei, das wegen der im Leben begangenen Missetaten nun allnächtlich in Klagen ausbreche. Wahrhaft komisch ist aber die Annahme, daß der Reimchronist Ottokar von Horneck, der in der Nähe einen Hof besessen habe, unter jenem Baum seine epischen Schmerzen über die böse Zeit ausgestoßen und dadurch den Namen veranlaßt habe. Abgesehen davon, daß es nicht schmeichelhaft ist, den ritterlichen Dichter mit einem heulenden Gespenst zu vergleichen, fällt die ganze wunderliche Erfindung zusammen, da Horneck um das Jahr 1300 schrieb, der „Klagbaum" aber schon vor 1266 bekannt war.

Eine Lösung liegt vielleicht darin, daß noch um 1350 eine Bürgerfamilie der „Klagbaumer" vorkommt, die vor dem Kärntnertor Besitzungen hatte. Vielleicht besaß sie auch hundert Jahre früher jene Gründe, auf welchen das Spittel gebaut wurde, das dann nach diesen die Bezeichnung erhielt. Woher der Name des Bürgergeschlechtes kam, ist dann allerdings noch eine offene Frage, mit deren Beantwortung sich Sagenkundige den Kopf zerbrechen können.

Ottokars einsichtsvolle Regierung hob den Wohlstand Wiens bedeutend. Er begünstigte die Bürger in jeder Weise und erwarb sich dadurch die unbedingte Anhänglichkeit, besonders der begüterten Klassen, die ihr Interesse an das seine knüpften und wiederholt auch schwere Opfer für ihn brachten, die sich über die Glanzzeit seiner Macht hinaus geltend machten. Aber seine Fürsorge galt nicht bloß den Reichen, sie kam auch der Masse des Volkes zugute. Ottokar gab den Handelsleuten und Gewerken wesentliche Erleichterungen. Erkennend, welche Hemmungen im ganzen für den Handel und die gewerbliche Tätigkeit in der gar zu strengen Anwendung des Zunftzwanges lagen, und wie daraus zunächst doch nur für die in diese Körperschaften vereinigten Genossen selbst, nicht aber für die Gesamtheit wahrhaft ersprießliche Rückwirkungen erflossen, hob er zeitweilig als

Begünstigung zu baldiger Verminderung der gräßlichen Verluste und Beschädigungen nach den Bränden vom 28. März, 16. und 30. April 1276, die Zünfte auf, befreite die Wiener durch fünf Jahre von allen Steuern und Mautzahlungen, stellte ihnen einen ganzen Wald für ihre Bedürfnisse zur Verfügung und bewilligte ihnen die Abhaltung länger dauernder Märkte.

Ein wesentlicher Behelf für die öffentliche Wohlfahrt lag in der Durchführung einer ordentlichen Münzpräge, die zwar schon unter den Babenbergern bestand, später aber wiederholt durch Ausgabe unterwertiger Münzen sehr zum Nachteil von Handel und Verkehr vernachlässigt wurde. Aus der Zeit Ottokars sind uns Münzen aufbewahrt, die zwar schon auf beiden Seiten Bilder zeigen, aber noch sehr unvollkommen geprägt sind. Es sind Pfennige, die ein Bildnis Ottokars und den österreichischen Bindenschild zeigen. (Bild S. 245.)

Ottokar II. und Rudolf von Habsburg.

Mit einer gewissen Absichtlichkeit hatte sich Ottokar bisher von jedem Eingreifen in die deutschen Verhältnisse ferngehalten. Es macht den Eindruck, als sähe er den Verfall des Kaisertums, die Auflösung aller staatsrechtlichen Ordnung in Deutschland gar nicht ungern, um dann, wenn das Chaos vollkommen war, mit seiner ganzen sorgfältig entwickelten Macht eingreifen und den Dingen jenen Lauf geben zu können, der seinen Wünschen entsprach. Wenn er wirklich selbst nach der deutschen Kaiserkrone strebte, wie es auch nicht zu bezweifeln ist, so beging er mit seinem passiven Verhalten einen schweren Fehler. Denn die deutschen Fürsten, die sich von jeher nur widerwillig einem strammen Reichsregiment gefügt hatten, waren eines solchen unter den macht- und einflußlosen Königen Wilhelm von Holland und Richard von Cornwall ganz entwöhnt worden, und als der letztere 1272 starb, waren sie weniger als je geneigt, einen Fürsten auf den Kaiserthron gelangen zu lassen, der es ernst mit seinem Amt meinte und Willen wie Macht besaß, denselben wieder die frühere Bedeutung zu verleihen. Es war unbedingt richtig, wenn Ottokars gescheiter Kanzler Bischof Bruno von Olmütz an Papst Gregor X. schrieb: „Die Fürsten sind bereit, durch die Einwirkung des heiligen Geistes einen weisen und durch jene des Sohnes einen milden Kaiser zu wählen, doch von der dem Vater, der dritten göttlichen Person, entsprechenden Eigenschaft, der Macht, wollen sie durchaus nichts wissen."

Gerade das Papsttum aber, das durch Jahrhunderte an der Zertrümmerung der deutschen Kaisermacht gearbeitet hatte, sah jetzt der gewaltig aufstrebenden Macht Frankreichs gegenüber einen Vorteil in der Stärke Deutschlands. Unter päpstlichem Einfluß einigte man sich daher zu einer Art von Reform, welche sich aber in der Aufstellung eines Kurfürstenkollegiums für die Kaiserwahl erschöpfte. In dieses wurden die Träger der sieben Reichserzämter berufen und da darunter die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier waren, überwog von vornherein der kirchliche Einfluß.

Gerade der rückhaltlosen Unterstützung der Kirche glaubte aber Ottokar II. sicher zu sein, der sich stets fügsam bewiesen hatte. Als Gregor X. den Kurfürsten die Mahnung zugehen ließ, es sei seine Hoffnung, sie würden einen König wählen, welcher der Kirche ergeben, aber auch von solchem Ansehen und solcher Macht sei, daß ihm das schwere Werk einer Ordnung der Verhältnisse im deutschen Reich gelingen könne, da machte es den Eindruck, als hätte der päpstliche Finger selbst auf Ottokar gewiesen, der allein diesen Bedingungen entsprach. Und er selbst war offenbar des Erfolges so sicher, daß er gar nicht formell als Thronwerber auftrat.

Digitized by Google

Doch wenn es wirklich in der Absicht Papst Gregor X. lag, den König von Böhmen auf dem deutschen Kaiserthron zu sehen, so wurde er enttäuscht. Der Gehorsam der Kurfürsten, unter welchen sich drei Erzbischöfe befanden, gegen den päpstlichen Wunsch war doch nicht tief genug, um ihre Abneigung gegen ein starkes Reichsoberhaupt zu unterdrücken. Sie zögerten so lange mit der Wahl, daß der Papst drohen mußte, er werde, um „der deutschen Not abzuhelfen", mit dem heiligen Kollegium einen Kaiser bestimmen. Endlich kam es nach langen geheimen Verhandlungen am 1. Oktober 1273 in Frankfurt am Main zur Wahl. Es war ein schlimmes Omen, daß man die Kurstimme Böhmens nicht zuließ; übrigens war Ottokar nicht selbst erschienen, sondern durch Bruno von Olmütz vertreten. Nach vollzogener Wahl aber erklärte Ludwig von Bayern den Grafen Rudolf von Habsburg als „zum römischen König und Schutzherrn der Römer" gewählt. Mit einem Protest verließ der Vertreter Böhmens den Wahlort und auch Ottokar II. selbst richtete eine Beschwerde an den Papst, der aber keine Lust fühlte, sich weiter einzumengen, seinerseits die Wahl anerkannte und auch den König von Böhmen zur Ruhe mahnte.

Was eigentlich die Wahl auf den Grafen von Habsburg lenkte, ist nie vollständig klar geworden. Die Freundschaft des Kurfürsten von Mainz, dem Rudolf einst freies Geleite nach Italien verschaffte, die Bemühungen des Burggrafen Friedrich von Zollern, sein persönliches Ansehen als tapferer und kluger Kriegsmann — all das kann kaum für entscheidend angesehen werden. Man kehrt immer wieder zu der Anschauung zurück, daß man nach Ablehnung Ottokars oder eines anderen mächtigen Fürsten zum Grafen von Habsburg griff, weil man in ihm einen Mann sah, in dessen Händen das kaiserliche Szepter wenig mehr als ein Dekorationsstück sei, das den Reichsfürsten nicht unangenehm zu werden drohe. Ein wenig hatten sich die vorsichtigen Herren aber doch getäuscht.

Die Grafen von Habsburg gehörten einem sehr alten, im Elsaß und in Schwaben begüterten Geschlecht an, das schon dem König Heinrich I. auf seinem Zuge gegen die Ungarn 200 gewappnete Reiter zuführte. Um die Mitte des elften Jahrhunderts baute ein Sprosse des Stammes, Bischof Werner von Straßburg, auf einer Anhöhe zwischen Reuß und Aar, eine Feste, die den Namen Habsburg oder ursprünglich wahrscheinlich Habichtsburg erhielt und nach welcher sich das Geschlecht weiterhin benannte. Um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war dessen Haupt Graf Rudolf der Alte, der eine Agnes von Staufen zur Gattin hatte und dem Kaiser Friedrich II. durch große Geldvorschüsse Dienste leistete. Dessen Sohn Albrecht starb in Palästina und nun wurde der am 1. Mai 1218 geborene Graf Rudolf Haupt des Hauses. Er bewies sich in zahlreichen Fehden als tüchtiger Krieger und wußte sich auch während der schwierigen Zeiten in der Mitte des Jahrhunderts mit Klugheit vor allen Fährlichkeiten zu behüten und dabei sein Gut zu mehren. Er gehörte also zu den mächtigeren Herren im Reiche, namentlich im Südwesten war sein Ansehen groß. Als fromm, ohne sich in weltlichen Dingen etwas zu vergeben, als klug und beharrlich, aber auch ehrgeizig, obwohl er schlicht im äußeren Auftreten war, wird er schon als Graf von Habsburg geschildert.

Zur Zeit seiner Erwählung war Rudolf von Habsburg bereits 55 Jahre alt. Von der äußeren Erscheinung berichten Zeitgenossen, daß er groß und schlank, fast hager von Gestalt war, einen kleinen, nur spärlich behaarten Kopf mit hoher Stirne und lebhaften blauen Augen, feingeschnittener Habichtsnase und hervortretender Unterlippe hatte, die dann ein Kennzeichen seines Hauses blieb. Ernst und männlich in seinem Wesen, tapfer und klug, geschmeidig und berechnend, keinen fernen Zielen nachjagend, aber das Erreichbare entschlossen und zäh ver-

folgend, ſtets lieber gut und mild handelnd, als hart, und ſtets bereit, ein Übel wieder gutzumachen, ſo wird er geſchildert und dem entſpricht auch ſein Wirken als Regent. Einfach im Auftreten und in der Kleidung, machte er ſich gerade dadurch im Volke beliebt, und er lachte darüber, wenn man ihn beſpöttelte, weil er ein gewöhnliches Wams trug. Läßt doch Grillparzer ihn vor dem Zelt ſitzend und an einem Wams flickend, einen Abgeſandten empfangen und auf deſſen Verwundern ſpricht er die prächtigen Worte:

„Es ſind gar ſchlechte Zeiten, Freund,
Kein unzerriſſ'nes Land, kein ganzer Rock."

So war er auch in politiſchen Dingen, das Nächſte praktiſch erfaſſend und auch dem Kleinen aufmerkſam folgend, wenn es dem erſtrebten Ziel näher bringen kann. Vielleicht war ihm ſein Gegner Ottokar an Größe der Auffaſſung überlegen, an Talent und Begabung bedeutender; an Tüchtigkeit ſtand ihm Rudolf gewiß nicht nach. (Bild S. 248.)

Denn daß dieſe Beiden ſich nur als Gegner treffen konnten, darüber war ſchon nach den Vorgängen bei der Wahl kein Zweifel. Auch die nächſten Schritte Rudolfs trugen offenbar dieſer Lage Rechnung. Sofort nach ſeiner Wahl hob er die Belagerung von Baſel auf, die er wegen eines Beſitzſtreites mit dem Biſchof unternommen hatte, und brach, überall vom Volke freudig empfangen,

Ottokar-Pfennig. (S. 248.)

nach Frankfurt auf, dann aber, von den Kurfürſten begleitet, nach Aachen, um ſich ſchon am 24. Oktober krönen zu laſſen. So ſich in ſeiner Stellung nach allen Seiten befeſtigend, ging er langſam aber folgerichtig auf dem Wege weiter, den er klar vor ſich ſah. Rudolf war eben als Politiker Ottokar II. weit überlegen, der durch Trotz und Heftigkeit ſein Spiel verdarb. Daß er bei der Krönung fehlte und ſein Amt als des Reiches Erzmundſchenk nicht verſah, war begreiflich. Daß er aber die Aufforderung, am Reichstag zu Nürnberg zu erſcheinen, kurzweg ablehnte, war unklug, denn er leugnete dadurch die Rechtsordnung des Reiches, nach deſſen Krone er eben noch ſelbſt geſtrebt hatte.

Faſt Zug für Zug wiederholten ſich die Vorgänge zwiſchen Kaiſer Friedrich II. und Friedrich dem Streitbaren. Auch eine neuerliche Ladung zum Reichstag von Augsburg im Jahre 1275 ließ Ottokar unbeachtet, und damit kein Zug in dem Bilde von damals fehle, ſtellten ſich am Hoflager Rudolfs die alten Gegner Ottokars, Standesherren aus Steiermark ein, um über Bedrückungen und Ungerechtigkeit Klage zu führen. Erbittert darüber, ließ ſich nun Ottokar zu einer ihm ſonſt fremden Grauſamkeit hinreißen und zog ſeine Gegner vor das Gericht.

Im Monate Mai 1275 ſandte Rudolf den ihm ganz ergebenen Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, den Begründer der Macht der Hohenzollern, von welchen das preußiſche Königshaus abſtammt, an den Wiener Hof; derſelbe hatte von dem Monarchen ſowie von dem zu Augsburg gehaltenen Reichshoftage den Auftrag, Ottokar zum letztenmale zur Unterwerfung unter das Reichsoberhaupt aufzufordern und die Rückgabe Öſterreichs, Steiermarks, Kärntens

und Krains zu verlangen, welche Länder als erledigte Lehen dem Reiche heimgefallen seien. „Ich will hier daheime sein und erwarten, was da kommen mag!“ war Ottokars trotzige Antwort. „Beliebt es mir aber, zu Prag Hof zu halten, so werd' ich das ohne Besorgnis tun.“ Der König ging auch wirklich noch im selben Monate nach Prag, wo er bis Anfangs des Jahres 1276 verweilte. Die Annahme, daß die österreichischen Länder erledigt seien, war rechtlich durchaus nicht begründet und nur eine politische Maßregel, um die Macht des Königs von Böhmen zu schwächen. Ottokar hatte ja dem König Wilhelm von Holland den Lehenseid geleistet und im Jahre 1262 auch von Richard von Cornwall die Bestätigung seiner weit ausgedehnten Lehen erhalten. Man stützte sich aber darauf, daß diese Belehnung keine Rechtsgiltigkeit besitze, weil sie nicht innerhalb eines Jahres nach der Besitznahme erfolgt sei. So rächte sich nun Ottokars Versäumnis, das durch einen Formfehler Anlaß zur Anfechtung seines Rechtes gab.

Die Verhängung der Reichsacht und die Vollziehung derselben mit Waffengewalt war nun unvermeidlich. Nachdem König Rudolf bei einer Zusammenkunft mit Papst Gregor X. im Herbst 1275 dessen Zustimmung zum Vorgehen gegen Ottokar erlangt hatte, erklärte er den Krieg und bestimmte als Sammelpunkt des Heeres, dessen Führung er selbst übernahm, die Stadt Nürnberg.

Glänzend waren die Aussichten für ihn durchaus nicht, denn an Machtmitteln war ihm Ottokar weit überlegen. Mit gewohnter Langsamkeit und meist mangelhaft gerüstet, trafen die Aufgebote ein. Als Graf von Habsburg aber konnte er keine Rüstungen bestreiten, die sich mit jenen Ottokars vergleichen ließen. Wenn es auch etwas übertrieben war, daß Rudolf auf die Frage des Ritters von Klingen nach dem Kriegsschatz erwiderte: „Kriegsschatz? Ich habe keinen — mein Vermögen sind fünf Solidi, mein Schatz aber ist das Vertrauen auf die Vorsehung!“ so mag seine Kasse doch tatsächlich nicht sehr gefüllt gewesen sein. Aber als Meister der Politik bewies er sich, indem er Ottokar dessen Freunde zu entfremden und ihm auf allen Seiten Feinde zu schaffen wußte. Den Herzog Heinrich von Bayern, der zu Ottokar hielt, wußte er durch die Zusage einer seiner Töchter für den Sohn mit Oberösterreich als Mitgift, zu gewinnen. Den Grafen von Tirol und Görz, den Patriarchen von Aquileja und den König Ladislaus von Ungarn bewog er zu Einfällen in die Länder Ottokars, aber auch innerhalb derselben wurde die Unzufriedenheit einzelner Kreise benützt, um Ottokar Feinde zu schaffen.

Wahrscheinlich um die letzteren Vorteile besser auszunützen, änderte Rudolf seinen Kriegsplan. Statt in Böhmen einzudringen, führte er sein Heer rasch an der Donau abwärts. Die Ottokar früher freundlich gesinnten Herren von Kuenring fielen von ihm ab und durch ihren Einfluß konnte König Rudolf fast ohne Kampf die meisten festen Plätze besetzen, so daß er schon vor Klosterneuburg und Wien stand, bevor Ottokar, der in Eilmärschen von Böhmen anrückte, zur Stelle war. Zu wundern war es nicht, wenn Rudolf von Habsburg in dem glücklichen Verlauf des Zuges nach Österreich eine günstige Vorbedeutung sah. (Abb. S. 249.)

Klosterneuburg fiel durch eine List in die Hände des Pfalzgrafen Ludwig — ein Erfolg, der besonders wertvoll war, weil die von böhmischen Söldnern besetzte Stadt reiche Vorräte barg, die dem königlichen Heer sehr zu statten kamen und weil durch die gewonnene günstige Stellung ein Übergang Ottokars über die Donau erschwert wurde.

Am 18. Oktober 1276 stand Rudolf mit seinem Heer vor Wien. Hier mußte er den ersten ernsten Widerstand erfahren; es verschloß die Stadt dem römischen Könige trotzig ihre Tore, einesteils aus Furcht vor Ottokar, anderenteils, weil sie wirklich dem Herrscher, der soviel zum Besten des Landes

und der Stadt getan hatte, diese letztere bewahren wollte. Sie verteidigte sich wacker unter dem Befehle des früheren Stadtrichters Paltram vor dem Freithof. Dieser spielte überhaupt in der politischen Welt jener Tage eine ungemein wichtige Rolle und war einer der eifrigsten Anhänger Ottokars. Sein Ansehen in der Gemeinde war so groß, daß sich kaum ein Widerspruch hervorgewagt hätte. Sagt doch Ottokar von Horneck, der als steierischer Adeliger ein erbitterter Feind Ottokars und seiner Anhänger war, von Paltram:

„Der pflog auch solche mecht
das er des wenn er wolt,
das da niemand sol
wider seinen willen streben."

Übrigens dürften unter den maßgebenden Persönlichkeiten des damaligen Wien fast ausnahmslos treue Anhänger Ottokars gewesen sein. Es war dies auch leicht erklärlich, wenn man weiß, daß die Stadt in ihren Rechten und Freiheiten von ihm geschützt und zu einer seltenen Blüte gebracht wurde. Am eifrigsten zeigte sich Meister Ulrich, der Pfarrer von St. Stephan, der die übrigen in ihrer Anhänglichkeit an König Ottokar bestärkte; dann gehörten noch zu dessen Partei der besonders in finanziellen Fragen einflußreiche Stadtkämmerer Heinrich vom Widmarkt (Michaelerplatz), der Stadtrichter Humlo von Tulln und die meisten Stadträte, wie die Brüder Otto und Haymo vom Gestade, Leopold von Fünfkirchen, Paltram von Widmarkt, Konrad der Urbetsch u. a.

Sofort nach der Ankunft des Heeres vor Wien ließ Rudolf von Habsburg eine Aufforderung zur Übergabe ergehen, die nach Ottokar von Horneck den Wienern zu bedenken gab:

„Sie sehen wohl sein macht
sein recht und sein ernnst
der kunig sich allergernist
das si blieben unverdorben
manigen enden ward geworben
daß si sich im ergeben
oder der kunig muesst erlauben
iren weingarten ausreuten
noch mer begann man in bedeuten
was man in übels tet."

Aber diese Drohungen blieben ohne Erfolg. Gerade die reichen Bürger, die unter dem Einfluß Paltrams und des Stadtschreibers Konrad waren, bestanden auf energischer Verteidigung, da Ottokars Heer schon von Böhmen nahe. Dem Ernst einer Belagerung gegenüber, die mit enger Einschließung verbunden war, in deren Gefolge sich empfindliche Not einstellte, änderte sich aber die Gesinnung der unteren Volksklassen, namentlich der Handwerker, deren Erwerb ganz danieder lag. Man trat ziemlich heftig gegen die Anhänger Ottokars auf, welchen man eigennützige Motive unterschob. Und nun wagten sich auch die Gegner des bisherigen Herrschers hervor, indem sie gestützt auf die Stimmung der Menge, auf die Übergabe drangen.

Fünf Wochen schon dauerte die Belagerung, wiederholte Stürme waren erfolglos geblieben, so daß Rudolf, um vor Ankunft Ottokars ein Ende zu machen, mit der Ausführung seiner Drohungen Ernst machte, in die Stadt aber auch sagen ließ, er werde die Bevölkerung die Schärfe seines Schwertes fühlen lassen, wenn der Widerstand noch länger andauere.

Nun kam es zu einem förmlichen Aufruhr. „Wir wollen es nicht leiden," schrie man im Volk, „daß Herr Paltram das Ding will schneiden mit dem

Hobel nach seinem Maß; bevor sie durch ihn verderben wollten, würden sie ihn sterben lehren und sein ganzes Geschlecht." Noch einmal gelang es den Sturm zu beschwören unter der Bedingung, daß man noch drei Tage warten, dann aber, wenn kein Entsatz käme, die Stadt übergeben wolle.

Doch die drei Tage verstrichen und Ottokar kam nicht; er hatte, von einem Flankenangriff der Ungarn bedroht, bei Drosendorf Halt gemacht, wahrscheinlich in der Absicht, sich zuerst der Ungarn zu entledigen und dann erst seine Macht gegen Rudolf zu kehren. Es machte sich daher eine Anzahl von Bürgern nach dem Lager Rudolfs auf, um ihm die Übergabe der Stadt mit der Bitte um Schonung und Bestätigung ihrer Privilegien anzuzeigen.

Rudolf von Habsburg. (Nach der Statuette von Seib.) (S. 245.)

Rudolf legte nur eine Besatzung in die Stadt, betrat sie aber nicht, sondern ging mit seinem Heer auf das linke Donauufer über, um Ottokar entgegenzutreten. Dessen Lage hatte sich aber sehr bedenklich gestaltet, von allen Seiten trafen Hiobsposten ein, Steiermark war so gut wie verloren, ein vom Adel angestifteter Aufstand war im ganzen Lande siegreich, die böhmischen Besatzungen gefangen oder auf der Flucht, der Heerbann der Kärntner und Steirer auf dem Marsch, um sich dem Reichsheer anzuschließen. In Böhmen aber hatten sich die mächtigen Rosenberger erhoben, um die von Ottokar wesentlich eingeschränkte Macht der großen Adelsfamilien wieder herzustellen.

So schwer es Ottokar auch wurde, mußte er einlenken, um dem weisen Rate seines Kanzlers Bruno von Olmütz zu folgen, der ihm klipp und klar vorstellte, es bleibe nichts über, als die erworbenen Länder vorderhand verloren zu geben, um Böhmen und Mähren zu erhalten. Zudem machten sich auch im Lager Rudolfs Stimmen geltend, welche von dem Wagnis einer immerhin unsicheren Feldschlacht abrieten und darauf bestanden, daß ein Schiedsrichterspruch entscheide, wenn Ottokar seine Bereitwilligkeit, sich einem solchen zu unterwerfen, ausspreche.

Von allen Seiten durch Abfall und Verrat bedrängt, willigte Ottokar ein. Am 21. November 1276 kam im Lager vor Wien nach langen Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten Rudolfs, dem Bischof Berthold von Würzburg und dem Pfalzgrafen Ludwig, und jenen Ottokars, dem Bischof

Bruno von Olmütz und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, ein Übereinkommen zu stande, das dann von zahlreichen Fürsten und Bischöfen bestätigt wurde. Es waren harte Bedingungen, welchen sich Ottokar unterwerfen mußte. Die Reichsacht wurde zwar aufgehoben und Böhmen und Mähren blieben ihm unter neuerlicher Anerkennung der Lehenspflicht gegen das deutsche Reich, alle anderen Länder aber mußte er als widerrechtlichen Besitz aufgeben und die Verfügung darüber dem König Rudolf als Lehensherrn anheimstellen. Zur Befestigung des Friedens wurde eine Wechselheirat zwischen Hartmann, dem Sohn Rudolfs und Kunigunde, der Tochter Ottokars und zwischen des letzteren Sohn Wenzel mit Jutta, einer Tochter Rudolfs, festgesetzt. Wohl einer hochherzigen Verwendung Ottokars war eine Bestimmung des

Rudolf von Habsburg überschreitet mit seinem Heer die Grenze Österreichs. (S. 246.)

Übereinkommens zu danken, welches Wien und allen seinen Bürgern und Einwohnern die königliche Gnade und die Aufrechthaltung der Stadtprivilegien sicherte, wobei Paltram und andere Anhänger Ottokars besonders benannt waren. Auch dem Pfarrer Ulrich wurde die Belassung in seiner Stellung zugesichert.

Vier Tage später, am 25. November, erschien Ottokar in blinkender Rüstung, reich geschmückt, im Lager, um vor König Rudolf, der ihn freundlich, aber im gewöhnlichen Wams empfing, den Lehenseid abzulegen. Jene wirkungsvolle Szene in Grillparzers herrlicher Tragödie, wo sich plötzlich die Vorhänge des Zeltes öffnen und der nationale Stolz der böhmischen Adeligen durch den Anblick ihres vor Rudolf knienden Königs auf das tiefste verletzt wird, entstammt der dichterischen Phantasie, mindestens wird ihrer in keiner Quelle Erwähnung getan.

Nun erst hielt König Rudolf seinen Einzug in Wien, von einem Teil der Bevölkerung freudig begrüßt, was er mit kluger Freundlichkeit dahin

widerte, daß er alles Gute, was man ihm von Land und Leuten erzählt habe, nun vollauf bestätigt finde. Zu seinem guten Empfang mag, abgesehen, daß man ihn als Beendiger einer schweren Zeit ansah, auch das Wiedererwachen der Erinnerungen an die Zusammengehörigkeit mit dem Reich nicht wenig beigetragen haben. Es war auch ein in jeder Hinsicht kluger Entschluß, in Wien für längere Zeit sein Hoflager aufzuschlagen. Er gewann dadurch Gelegenheit, sich und seinem Hause Anhänger in diesen Ländern zu gewinnen, über deren fernere Herrschaft er wohl schon damals feste Entschlüsse gefaßt hatte. Im nächsten Jahre beschied er auch seine Gattin Anna, eine geborene Gräfin Hohenberg, zu sich, und wenn auch sein Hof keinen Vergleich mit dem glänzenden Auftreten Ottokars bestehen konnte, schmeichelte es den Wienern doch, das Oberhaupt des Deutschen Reiches in ihren Mauern zu wissen. Sie ließen es sich auch nicht nehmen, der Königin kostbare Geschenke zu überreichen.

Eine der ersten Regierungsmaßregeln, welche Rudolf von Wien aus traf, war die Verkündigung eines fünfjährigen Landfriedens, der für das ganze Reich gelten sollte. Bei der Ausdehnung, welche das unselige Fehderecht genommen hatte, das von jedem Strauchritter und Händelsucher zu seinen sehr unlauteren Privatzwecken mißbraucht wurde, war dies eine sehr wohltätige Maßregel — um so wohltätiger, als Rudolf über die Handhabung mit einer im Deutschen Reiche ganz ungewohnten Energie wachte und selbst sehr hochgeborene Verletzer des Landfriedens unnachsichtlich zur Verantwortung ziehen ließ. Auch die vollkommen zerrütteten öffentlichen Verhältnisse der österreichischen Länder wußte er mit sorgsamer Schonung berechtigter Interessen in eine geordnete Bahn zu lenken, wobei er wieder jene sacht zugreifende Hand bewies, der es aber, wo es nötig war, durchaus nicht an Energie fehlte.

Auch in Bezug auf die innere Verwaltung Wiens traf König Rudolf wiederholt wichtige Anordnungen. Bereits im Jahre 1277 erwirkten die „Hausgenossen", welchen der Ein- und Verkauf der zur Ausmünzung nötigen Metalle übertragen war, von Rudolf die Bestätigung ihrer sehr einträglichen Privilegien. In das nächste Jahr fallen zwei von Rudolf erlassene Bestätigungen des Stadtrechtes von 1221 und des Friedericianum von 1237 (Bild S. 256), die aber nicht bloß deren Inhalt erneuerten, sondern ihn auch in wesentlichen Punkten erweiterten und umgestalteten. Wahrscheinlich nicht ohne politische Gründe wurden besonders die eigentlich bürgerlichen Vorrechte sehr betont. So durften in Zivil- und Kriminalklagen gegen Bürger nur wieder solche, mit Ausschluß aller anderen Leute, als Zeugen vernommen werden und auch ein Urteil durfte nur unter Beiziehung von bürgerlichen Beisitzern gefällt werden. Auch die Lehensfähigkeit wird den Bürgern eingeräumt — eine besondere Begünstigung, da dies bisher ausschließliches Vorrecht des Adels war.

Über die Einsetzung eines Stadtrates enthält das Rudolfinische Stadtrecht gleichfalls wichtige Bestimmungen. Die Zahl der Räte wird auf 20 beschränkt, zu welchen die „weisesten, treuesten, nützlichsten und mächtigsten Bürger aus der ganzen Gemeinde" zu erwählen sind. Jeder hat mit einem Eid zu bekräftigen, daß er getreulich über die Ehre und den Nutzen des Reiches und der Stadt wachen und gerecht gegen Arme und Reiche sein wolle, die Stadtrechte wahren, auch beim Handel auf den Märkten, bei Kauf und Verkauf auf Recht und Ordnung sehen werde. In das, was der Stadtrat beschließt, haben weder der Kaiser, noch der von ihm bestellte Stadtrichter hineinzureden, und wenn der letztere sich dessen unterfangen wollte, ist er als Verletzer kaiserlichen Gesetzes an Leben und Gut zu strafen. Der Stadtrat hat sich allwöchentlich ein- oder zweimal zu versammeln und kann auch andere ehrsame und erfahrene Bürger zur Beratung beiziehen. Aus eigener Machtvollkommenheit kann er schädliche

Einwohner aus der Stadt weisen und mit Gewalt entfernen. Alle Verfügungen des Stadtrichters und Münzmeisters sind nur dann giltig, wenn sie mit Zustimmung des Rates erfolgen, und es steht diesem gegen Urteile der Amtspersonen die Berufung an den König frei. Innerhalb des Burgfriedens der Stadt, dessen Ausdehnung von den Mauern weg mit einer „Rast" — etwa zwei Stunden — festgesetzt wird, ist das Erbauen einer Burg oder irgend einer Befestigung verboten und sind solche, wenn sie bestünden, niederzulegen. Niemand, welchen Standes er auch sei, darf gegen die Bürger Gewalt üben, sei es an deren Leib und Leben oder am Gute. Wäre aber so etwas geschehen, so ist der Schaden in 14 Tagen gut zu machen und geschieht dies nicht, so wird den Bürgern das Recht eingeräumt, sich selbst bezahlt zu machen oder das erlittene Unrecht zu rächen. Den Bürgern wird das Recht gegeben, zwei Jahrmärkte abzuhalten, und zwar durch sieben Tage vor Maria Lichtmeß und durch zwei Wochen vor dem St. Jakobstag, und alle, welche auf diese Jahrmärkte ziehen, werden in des Reiches Schutz und Frieden genommen. Der Stadtrat hat strenge Aufsicht darüber zu führen, daß auf diesen Märkten gutes Maß und Gewicht gebraucht werde, jedoch sind während der Dauer dieser Märkte die fremden Kaufleute von jeder Maut und Zoll befreit, ausgenommen solche, die für den König und das Reich zu entrichten sind. Wer die in diesem Privilegium erteilten oder bestätigten Freiheiten und Rechte mißachtet oder verletzt, hat eine Pön von 100 Pfund Gold zu entrichten. Der König verspricht, nach seiner Krönung zum Kaiser alle Privilegien und Handfesten der Stadt Wien mit dem goldenen Siegel zu versehen zu größerer Bekräftigung. Es sei hier bemerkt, daß bisher der Kaisertitel an die Krönung in Rom geknüpft war. Da Rudolf von Habsburg diese nicht erlangte, war er eigentlich nur „römischer König". Doch kam man in Zukunft von der Krönung durch den Papst ganz ab und der ordnungsgemäß von der Mehrheit der Kurfürsten gewählte und in Aachen oder Frankfurt gekrönte Fürst führte kraft dieser Akte schon den Kaisertitel.

Die Rudolfinischen Privilegien waren von großem Werte. Sie zeigten, welches Gewicht der König darauf legte, die Wiener Bürger für sich zu gewinnen. In der Feststellung der Unabhängigkeit der Rechtspflege und in Bezug auf die innere Verwaltung der Stadt wurden die Bestimmungen der früheren Stadtrechte ergänzt und wesentlich erweitert. Erst durch die Bestimmungen Rudolfs wurde ein fester Grund für jene Verwaltungsform der Stadt gelegt, die wir mit dem modernen Begriff der Autonomie der Gemeinde ausdrücken. Ja in manchen Punkten wurden der Selbstverwaltung weitere Grenzen gesteckt, als es jetzt der Fall ist. Auch das Gerichtsverfahren wurde in ähnlicher Weise ausgebildet; nur wenn der König im Lande war, behielt er sich die Gerichtsbarkeit über gewisse, seine Person, das Reich oder die öffentliche Ordnung gefährdende Verbrechen vor; in seiner Abwesenheit fielen auch diese der bürgerlichen Gerichtsbarkeit zu. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß dem König oder Landesherrn die Bestellung des Stadtrichters zustand, der also den Charakter eines Beamten hatte; aber gerade das Rudolfinische Stadtrecht schränkte die Machtbefugnisse des Stadtrichters ein und stellte sie in mancher Hinsicht unter die Kontrolle der Bürger.

Auch die Juden erhielten schon am 3. März 1277 die Anerkennung ihrer von Friedrich dem Streitbaren verliehenen Rechte. Nur in einer Beziehung erfüllte König Rudolf die Wünsche der Wiener nicht; die ausdrückliche Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit, die noch immer von einer großen Partei ersehnt wurde, sprach er nicht aus. Er wollte dadurch allen Schwierigkeiten vorbeugen, die seinen Plänen bei Erwerbung der österreichischen Länder für sein Haus erwachsen könnten. In der Versagung dieses Wunsches lag aber

gewiß auch ein Grund, daß sich sein Bemühen um die Gunst der Wiener nicht ganz erfolgreich zeigte und die noch immer einflußreichen Anhänger Ottokars wußten dies geschickt für ihre Absichten auszunützen.

In der Umgebung und im Heere Rudolfs gab es aber Herren, die den Wienern ihren tapferen Widerstand nicht verzeihen konnten und jetzt die Gelegenheit ergriffen, ihre Macht und ihren Übermut fühlen zu lassen. Darüber kam es zu Streitigkeiten und Raufhändeln, die nicht selten in blutigen Kampf übergingen. In diesem unterlagen die Wiener meistens, sie rächten sich also durch nächtliche Überfälle, so daß fast an jedem Morgen tote Kriegsknechte des Rudolfinischen Heeres in den Straßen zu finden waren. Da verbanden sich einige ansehnliche Herren aus dem Gefolge des Königs, um Rache zu nehmen. Sie kleideten sich gleich gewöhnlichen Kriegsknechten, bewaffneten sich aber gut und durchzogen nachts mit Krügen die Stadt, als wollten sie Wein holen. Wer sich aber an sie wagte oder ihnen mißfiel, wurde kurzweg erschlagen und es kam mehrmals vor, daß sogar ehrsame und ruhige Bürger auf diese Art ihr Leben verloren. Die Klagen darüber kamen auch vor Rudolf, dem man vorstellte, wie schmählich es sei, daß der Landfriede nicht einmal in der Stadt gelte, die er selbst bewohne. Auf sein eindringliches Forschen gestanden nun der Graf von Leiningen und einige andere Herren, daß sie auf diese Art die Überfälle auf ihre Knechte rächten. Daß Rudolf zu keiner Strafe schritt, läßt sich mit der Rücksicht erklären, die er auf die Stimmung seines Heeres nehmen mußte, zu seiner sonstigen klugen Milde paßt es aber nicht, daß er das Vorgehen der Herren ausdrücklich billigte. Das machte böses Blut in Wien und stärkte den Anhang, welchen Ottokar noch immer in der Stadt besaß.

In dem Verhältnis Rudolfs zum Böhmenkönig lag aber der Schlüssel der Situation. Daß der letztere sich für alle Zeiten in die ihm auferlegten Opfer fügen werde, glaubte wohl niemand. Das lag nicht in seinem Charakter, es wurde ihm auch durch die Stimmung im eigenen Lande unmöglich gemacht, wo man die nach den Tagen glanzvoller Macht erlittene Demütigung, wie eine unerträgliche Schmach empfand. Schon 1277 erhoben sich Mißhelligkeiten, da Ottokar über die Nichterfüllung einzelner Punkte des Friedensvertrages Klage erhob, unter anderem auch darüber, daß Meister Ulrich von St. Stephan nicht wieder in sein Einkommen gesetzt worden. Eine persönliche Zusammenkunft in Wien, zu welcher sich Ottokar im Mai 1277 einfand, löste noch einmal die Schwierigkeiten. Man vereinbarte einen neuen Vertrag, in welchem man die Heirat Hartmanns mit Prinzessin Kunigunde fallen ließ, Ottokar auch alle Ansprüche auf das nördliche Österreich endgiltig aufgab, wogegen ihm das Egerland als Brautschatz der Gräfin Jutta pfandweise verliehen wurde, bis die Rücklösung mit 10.000 Mark Silber erfolge.

Doch auch jetzt mochte Rudolf selbst an eine längere Dauer des Friedens nicht glauben. War ja doch die sehr heikle Frage, wie sich Ottokar zum Deutschen Reiche stellen werde, noch immer ungelöst. Rudolf hatte aber alle Ursache, darin Klarheit zu schaffen, denn seit er durch sein energisches Eingreifen in die Zustände des Reiches bewiesen hatte, daß er durchaus nicht gewillt sei, die Rolle eines Schattenkönigs oder einer Marionette der Kurfürsten zu spielen, waren die Sympathien der großen Reichsfürsten für ihn merklich erkaltet. Es war also sehr wichtig, noch vor deren völligem Sinken auf den Gefrierpunkt das Verhältnis mit Ottokar zu klären. Eine Verbindung zwischen diesem und einzelnen Reichsfürsten wäre sehr bedenklich und in ihren Folgen geeignet gewesen, alle bisherigen Erfolge Rudolfs in Frage zu stellen.

Wieder erwies sich der deutsche König als Meister der Politik seinem Gegner weit überlegen, indem er den Hebel an einem ganz anderen Punkte

ansetzte, um dabei auch Ottokar zu einer klaren Stellungnahme in der deutschen Frage zu drängen. In den Frieden von 1276 war auch Ungarn einbezogen worden, bisher hatte aber Ottokar noch immer gezögert, die an das Marchfeld grenzenden Teile Ungarns zu räumen. Eine Einladung Rudolfs führte nun im Sommer 1277 den König Ladislaus nach Wien, wo eifrige Unterhandlungen zu einem förmlichen Bündnis führten, das Rudolf im Falle eines Zusammenstoßes mit Ottokar einen wertvollen Bundesgenossen sicherte und seine Spitze offen gegen Böhmen kehrte. Eine eheliche Verbindung zwischen der Tochter Rudolfs Clementia und dem Bruder des Königs von Ungarn, dem Prinzen Andreas, wurde vereinbart, allerdings mit dem vorsichtigen Vorbehalt, „wenn derselbe bei näherer vorzunehmender Besichtigung ohne auffallende Mängel befunden werde". Rudolf sagte seine Hilfe zu, um von Ottokar die Rückgabe des ungarischen Gebietes zu erlangen, Ladislaus aber gestand die Herstellung der alten Grenzen in Österreich und Steiermark zu und beide Fürsten versprachen sich gegenseitige Waffenhilfe bei inneren Aufständen.

Eine Folge dieses Vertrages war die Sendung des Burggrafen Friedrich von Zollern. Ottokar verhielt sich zuerst ablehnend, gestand aber dann weitere Verhandlungen zu, an welchen im Herbst 1277 auch der älteste Sohn Rudolfs, Graf Albrecht, teilnahm. Wohl nur die Rücksicht auf die unruhigen Zustände im eigenen Lande bestimmte Ottokar noch einmal zum Einlenken. In einem Übereinkommen vom 12. September 1277 sagte er die Rückgabe der ungarischen Landesteile, sowie die Herstellung eines friedlichen Verhältnisses zu allen mit Rudolf befreundeten Fürsten zu. Auch zur Erfüllung seiner Lehenspflichten erklärte er sich bereit, nur die von Rudolf geforderte Wiedereinsetzung der Rosenberger in ihre Besitzungen stieß auf Schwierigkeiten; darin lag aber kein Hindernis, daß König Rudolf seinerseits dem Böhmerkönig seine Hilfe gegen alle inneren und äußeren Feinde zusagte.

Nun erschien der Friede dauernd gesichert. Ob dies auch die Ansicht der maßgebenden Personen war, ist sehr zu bezweifeln. Wenn Rudolf von Habsburg auch in einem oftzitierten Briefe vom Februar 1278 sein Glück pries, das ihn bei allen Unternehmungen begünstige und die Angelegenheiten in friedlicher Weise gelöst habe, so dürfte das doch ein wenig Schönfärberei gewesen sein, denn als gewiegter Politiker glaubte er wohl an ein friedliches Nebeneinander mit dem König von Böhmen selbst nicht. Ottokar aber fügte sich den von seinem gewandten Kanzler Bruno von Olmütz getroffenen Abmachungen nur, weil er sich noch nicht stark genug fühlte, seinem tiefen Haß gegen Rudolf freien Lauf zu lassen.

Aufmerksam verfolgte er alle Erscheinungen der Politik, die in mehr als einer Beziehung nicht günstig für Rudolf lagen. Dessen Verhältnis zu den Reichsfürsten wurde immer gespannter, so daß Ottokar in Beziehungen zu den bayerischen Fürsten, dem Erzbischof von Köln, dem Markgrafen von Brandenburg und anderen trat, die für Rudolf wenig Gutes bedeuteten. Auch mit den polnischen Teilfürsten knüpfte er Unterhandlungen an, die ihm deren Beistand sichern sollten.

Auch das Verhältnis des Königs Rudolf zum päpstlichen Stuhle hatte sich nach dem Tode Gregor X. getrübt: dessen Nachfolger Nikolaus III. neigte ganz zu Frankreich und verhielt sich gegen den dringenden Wunsch Rudolfs, sich in Rom die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, so kühl, daß dieser davon abstehen mußte. Ottokar durfte also hoffen, auch von dieser Seite eher Förderung als eine Gegnerschaft bei seinen Unternehmungen zu finden. Endlich waren seine finanziellen Mittel noch immer ungleich bedeutender, als jene des Gegners. Er konnte unter dem Vorwand, daß Ungarn ihn mit Krieg bedrohe, ausgedehnte

Rüstungen betreiben und behielt doch noch so viel in den Kassen, um mit vollen Händen Geld auszustreuen, das ihm neue Anhänger werben, die alten in ihrer Anhänglichkeit erhalten sollte. Namentlich in Österreich war dies der Fall, wo er sich die Unterstützung der noch immer mächtigen Kuenringe und anderer Adeligen sicherte, aber auch die alten Fäden mit den Häuptern seiner Partei in Wien, die nie ganz gerissen waren, wieder fester knüpfte.

So schien alles dem Gelingen des Schlages günstig zu sein, welchen Ottokar mit einer ihm sonst fremden Hinterlist für den Frühling 1278 vorbereitete. Da traf ihn durch das vorzeitige Ausbrechen einer in Wien angezettelten Empörung der erste Schlag. Wahrscheinlich hatten die Verschwörer, an deren Spitze wieder Paltram vor dem Freithof mit seinem Bruder Markard stand, Ursache einen Verrat zu fürchten und waren daher gezwungen, früher loszuschlagen, als es verabredet war. Ihr Unternehmen mißlang aber gänzlich; denn wenn auch der anfänglich in einem Teil der Bevölkerung für Rudolf herrschende Enthusiasmus sich fast zu einer Mißstimmung abgekühlt hatte, verhielt sich doch die Menge und auch ein großer Teil der Bürger vollkommen ablehnend gegen den Aufstandsversuch. Nur durch eilige Flucht konnte sich Paltram mit seinen sechs Söhnen, seinem Bruder und den anderen eifrigsten Anhängern vor einem strengen Strafgericht retten. König Rudolf ließ trotzdem gegen sie das Urteil fällen, das auf den Tod und auf Konfiskation des Vermögens lautete, auch schwere Strafen gegen die Stadt androhte, wenn eines der Familienmitglieder Paltrams Aufnahme in einem Bürgerhause finde. Mit den reichen Besitztümern der Familie beschenkte Rudolf seine Vertrauten, so erhielt noch im Juni 1278 der Bischof von Chiemsee ein am Peirertor gelegenes Haus Paltrams. Aber auch die bewiesene Treue der Bürger, die eben in der Hauptsache sich weniger aktiv als passiv betätigt hatte, belohnte Rudolf, der seine vollendete Kunst der Menschenbehandlung nie verleugnete. Nun erst bestätigte er das von den Wienern stets hochgehaltene kaiserliche Privilegium von 1237, womit die Anerkennung Wiens als Reichsstadt verbunden war, die er noch mit den Worten bekräftigte, er nehme sie „unter den unmittelbaren Schutz des Reiches".

Sofort nach erhaltener Kunde von den Vorgängen in Wien schickte Ottokar einen Teil seiner Truppen über die Grenze, um seinen Anhängern Hilfe zu bringen. Dazu war es zu spät, aber die Feindseligkeiten waren damit eröffnet und vollkommene Klarheit geschaffen. Während im Juni 1278 schon die ersten Gefechte zwischen den Böhmen und den rasch zusammengerafften Truppen unter dem tüchtigen Otto von Meissau im Grenzlande vorfielen, traf König Rudolf die eiligsten Vorbereitungen, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Mit zwei Heeren, zu welchen auch bayerische und polnische Hilfstruppen zählten, drang Ottokar, dessen Auszug aus Prag von den Segnungen der Geistlichkeit begleitet war, in Österreich ein. Doch das Alter und die Jahre des Mißgeschickes hatten seinen frohen Kampfesmut gelähmt, seine Kriegführung war zögernd und unentschlossen. Er gebrauchte die anfängliche bedeutende Übermacht nicht und verlor mit der Belagerung relativ unwichtiger Plätze, wie Drosendorf und Laa, kostbare Zeit, die nur dem Gegner Frist zur Sammlung seiner Kräfte bot.

Dagegen entfaltete König Rudolf eine rastlose Tätigkeit. Über die Haltung der Wiener beruhigt, traf er alle Maßregeln zur raschesten Aufstellung eines Heeres. Und sein Ruf fand über Erwarten auf allen Seiten williges Gehör. Die Mehrzahl des österreichischen und der ganze steierische Adel fand sich ein; der Erzbischof von Salzburg, der Graf von Tirol und einzelne deutsche Bischöfe sandten ihre Hilfskontingente, auch die Ungarn stellten sich rechtzeitig mit der

zugesagten Waffenhilfe ein. Im ganzen mochte König Rudolf über etwas mehr als 30.000 Mann gebieten, die ein ziemlich bunt zusammengewürfeltes Heer bildeten. In geringerem Maße war dies bei der Armee Ottokars der Fall, die über 40.000 Mann zählte, deren Gros aber die Böhmen und Mährer bildeten, während die Minderzahl aus den Hilfstruppen der Bayern, Brandenburger und Polen bestand.

Nachdem König Rudolf sich in der zweiten Augustwoche mit den von König Ladislaus selbst geführten Ungarn vereinigt hatte, fühlte er sich stark genug, den Gegner aufzusuchen. Noch in letzter Stunde fast erfuhr Ottokar eine neue Enttäuschung. Seine Hoffnung auf die Unterstützung oder doch wenigstens auf eine neutrale Haltung des Papstes erwies sich als trügerisch; im Gegenteile schleuderte Nikolaus III. den Bannstrahl auf alle Gegner Rudolfs von Habsburg — eine nicht zu unterschätzende Maßregel, welche dessen Stellung sehr befestigte, dagegen manchen bisherigen Anhänger Ottokars schwankend machte und lähmend auf den Geist der Masse wirkte.

Langsam rückten die Truppen Rudolfs und des Königs von Ungarn an beiden Marchufern aufwärts. Bei Stillfried stießen leichte ungarische Reiter auf die Vorhut des böhmischen Heeres, das noch bei Zistersdorf stand. Am 22. August wechselten die Ungarn das Marchufer, um sich mit den Truppen Rudolfs zu vereinigen und nun drang die ganze Macht auf der Höhe des Marchfeldes nördlich vor, wo Ottokar auf der weiten Ebene zwischen Dürnkrut und Jedenspeugen, dem sogenannten Kruterfeld, sein Lager aufgeschlagen hatte. Hoffnungsreich war die Stimmung auf keiner Seite. Rudolf wußte die Übermacht gegen sich, die noch durch den Mangel an gewappneter Reiterei bei einem Kampf in der Ebene empfindlicher wurde, Ottokar aber hegte Zweifel an der Verläßlichkeit seiner deutschen Hilfstruppen, die sich auch durch alle Beteuerungen der Führer nicht beheben ließen.

Am 24. August war man sich so nahe, daß kaum eine Wegstunde die beiden Heere trennte. Am nächsten Tag entschloß sich Rudolf, da Ottokar noch immer zögerte, nun seinerseits zum Angriff vorzugehen. In den Morgenstunden des 26. ordnete er sein Heer nach einem wohldurchdachten Plan und in den ersten Nachmittagsstunden entbrannte der Kampf. Ottokars Stellung dehnte sich hinter dem Weidenbach; in sieben gewaltige Kolonnen hatte er seine Macht geteilt, welcher eine starke Nachhut unter des tapferen Milota Führung als Reserve diente. Dagegen rückte Rudolf in einer schiefen Schlachtordnung vor, so daß sein linker Flügel sich am weitesten gegen die Böhmen vorschob, der rechte aber durch die March gedeckt war. Die zwei mittleren Kolonnen seines Heeres bildeten die Ungarn unter König Ladislaus, in der Nachhut stand zusammengezogen die schwere Reiterei unter Ulrich von Kapellen, den leichten ungarischen Reitern fiel die Aufgabe zu, die Flanken des Gegners zu beunruhigen und sie zu umfassen.

Mit dem Geschrei des Losungswortes „Christus" begann der linke Flügel Rudolfs den Angriff, „Prag" war das Feldgeschrei der Gegner. Weithin leuchtete über die Ebene der kriegerische Schmuck Ottokars, der eine silberne Rüstung angelegt hatte und auf dem ritterlichen Helm eine mit Juwelen gezierte Goldkrone trug. König Rudolf unterschied sich durch kein äußeres Abzeichen vor seinen Rittern, ein gewöhnlicher Panzer deckte ihn über dem Tuchwams.

Gewaltig war der Zusammenstoß, als der Führer des linken Flügels, der Liebling Rudolfs, Friedrich von Zollern, mit seinen Mannen heranbrauste, und bald wogte die Schlacht auf der ganzen Linie so heftig hin und wieder, „wie ein gewaltiger Baum vom Sturm geschaukelt wird". Der linke Flügel

Ottokars unter seiner eigenen Führung warf den Gegner über den Weidenbach zurück, wobei Rudolf in arge Bedrängnis geriet. Im Bemühen, seine weichenden Scharen aufzuhalten und neu zu ordnen, übersah er einen neuen Angriff und wurde dabei von einem durch seine riesige Kraft bekannten thüringischen Ritter so heftig angerannt, daß er mit dem Roß stürzte und sich nur durch den vorgehaltenen Schild vor der Gefahr des Zertretenwerdens schützen konnte, bis ihm Ritter Heinrich von Ramswag beistand, ein anderes Pferd zu besteigen. Aber hier und im Zentrum machte sich die Übermacht Ottokars erdrückend geltend. Trotz aller Tapferkeit der österreichischen Ritter, allen voran der alte Bannerträger Otto von Haselau, ließ sich die Schlacht nur schwer mehr halten. Nun griff im rechten Moment Ulrich von Kapellen ein; wie

Siegel Rudolfs von Habsburg. (S. 250.)

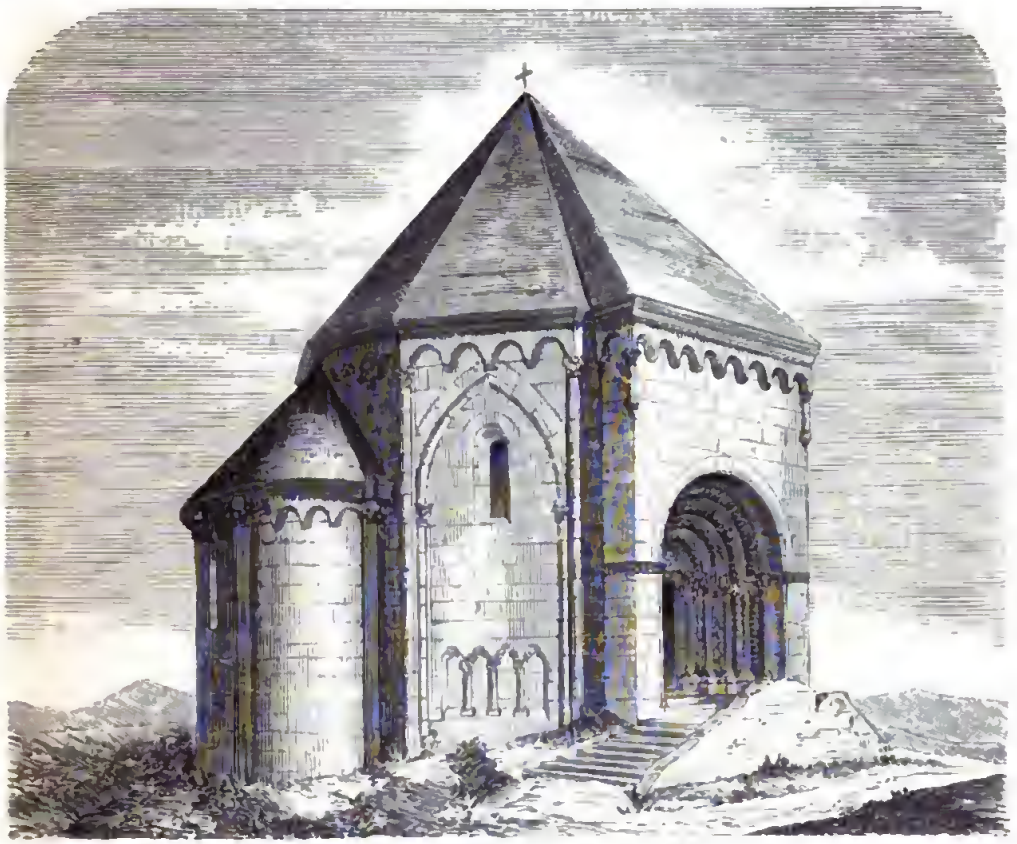
ein Wetterstrahl brauste er mit seinen schweren Reitern heran, um den Kampf wieder zum Stehen zu bringen und Zeit zum Sammeln der geworfenen Scharen zu geben. Jetzt machte sich aber auch der Erfolg geltend, welchen Friedrich von Zollern auf dem von ihm geführten linken Flügel errungen hatte, denn es drohte dem böhmischen Heer die Gefahr, in die March geworfen und von der einzigen Rückzugslinie abgedrängt zu werden.

Von einem Eingreifen seiner Nachhut konnte Ottokar noch eine Wendung des Schlachtenglückes erwarten. Aber sie versagte — ob infolge einer Verräterei des sonst bewährten Milota oder weil sich durch einzelne Versprengte des Hauptheeres ein panischer Schrecken verbreitet hatte, der alles mit fortriß, ist nicht klargestellt. Der Ruf: „Sie fliehen!“ verbreitete sich mit Windeseile durch die böhmischen Schlachtreihen, die unter den nun mit neuer Kraft unternommenen Angriffen sich auflösten und auf allen Punkten durchbrochen wurden.

Da wurde es Ottokar klar, daß alles verloren sei und in trotziger Verzweiflung stürzte er sich, nur von wenigen Getreuen begleitet, nochmals in das

Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokar II.

Kampfgewühl. Mit einer Schar österreichischer und steirischer Adeligen den Kampf aufnehmend, wurde er schwer verwundet und stürzte mit dem Pferde. Heinrich von Berchtoldsdorf, ein Ritter aus den Reihen der Gegner, wollte ihn retten, suchte ihn aus dem Getümmel zu entfernen und trug ihm Wasser zu. Andere aber, die dazu kamen, stürzten sich in wilder Wut auf den Wehrlosen und erschlugen ihn. Ob hier wirklich ein jedenfalls sehr unritterlicher Akt einer Art Blutrache deutscher Landherren vorlag, deren Verwandte er als Raubgesellen am Leben gestraft hatte, wie Horneck erzählt, oder ob man es nur mit einem Ausbruch brutaler Kampfeswut zu tun hat, ist ungewiß.



Dreifaltigkeitskapelle in Tulln. (S. 261.)

Doch steht die Tatsache fest, daß sich Rudolf, der ausdrücklich Befehl gab, das Leben des Gegners zu schonen, an den Ort, wo Ottokar fiel, führen ließ und beim Anblick des einst so mächtigen Mannes, den er nun seines ritterlichen Schmuckes und seiner Kleider beraubt, als blutigen und verstümmelten Leichnam wiedersah, in Tränen ausbrach.

Auf seinen Befehl wurde der Tote nach Wien gebracht und zuerst in der Schottenkirche aufgebahrt, wozu die Gattin Rudolfs, die Königin Anna, eine Purpurdecke spendete. Von hier wurde er, da er unter dem Banne gestorben war, in aller Stille und ohne Geläute zu den Minoriten gebracht, wo er nach geschehener Einbalsamierung im Kapitelhause mit entblößtem Antlitz durch 30 Tage ausgestellt blieb, damit sich jedermann von seinem Tode überzeugen konnte. Mit scheuer Ehrfurcht betrachteten die Wiener den Fürsten, der ihnen

in den Tagen seiner Macht so oft in seiner glänzenden ritterlichen Erscheinung sichtbar gewesen und nun als Besiegter tot vor ihnen lag. Manchem aber, der sich erinnerte, daß er stets ein gütiger, freigebiger Herr gewesen, wurden doch auch die Augen naß. Ein Wiener Chronist, Paltram Vatzo, der aber nicht mit jenem Paltram vor dem Freithof verwechselt werden darf, der selbst eine politische Rolle spielte, gedenkt des Toten mit folgenden Worten: „Wie bewunderungswürdig ist die Fügung Gottes und wie furchtbar dessen Strafgericht, daß solch ein erhabener, über verschiedene Länder herrschender König und Fürst, überreich an weltlichen Schätzen, von einem Meere zum anderen gebietend und großmütig mit Geschenken gegen andere, keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegt und nichts zur Bedeckung seiner Blößen hat. Gestern noch über zahlreiche Adelige befehlend, befiehlt ihm heute Einer, gestern anderen den Purpur reichend, verfügt er heute über ein Stück Linnen."

Sein tragisches Schicksal, das im eigenen Verschulden wurzelte und noch nach fast sechs Jahrhunderten Grillparzer den Stoff zu einer Tragödie bot, die ebenbürtig neben Shakespeares Königsdramen steht, erschütterte schon seine Zeitgenossen. „An Muth war er ein Löwe, ein Edelaar an Güte," sagt ein gleichzeitiger Dichter. „Der herrliche König ist todt! Der Böhmenkönig ist nun erlegen, drob weinet Augen Jammerthränen! Wer wird für Witwen und Waisen sorgen? Er fiel als ein rechter Held, der nur nach Ruhme strebt!"

Während Ottokars Leiche bei den Minoriten lag, soll sich wiederholt Rudolf von Habsburg an der Bahre des großen Gegners eingefunden haben, um für dessen Seelenheil zu beten. Wenn er, dessen Blick so scharf die Verhältnisse seiner Zeit durchschaute, diese Gabe auch für eine ferne Zukunft besessen hätte, so würde ihm die Bezwingung Ottokars von einer Bedeutung erschienen sein, die damals kaum zu erfassen war. Denn über diesen Leichnam weg ging sein Haus zu schwindelnder Machthöhe und es liegt eine unbestreitbare historische Wahrheit darin, daß jene Sonne, deren letzte Strahlen den blutbedeckten Leichnam Ottokars trafen, auch den Geburtstag des großen Habsburgischen Kaiserstaates Österreich beschien.

Eine spätere über das Ziel schießende Beurteilung hat Ottokar II. geschichtliche und persönliche Bedeutung hämisch zu verkleinern gesucht und ihm wie einen Schandfleck die Bezeichnung eines Usurpators angeheftet. Das ist ganz entschieden unrichtig. Nicht viele Ländererwerbungen jener Zeit haben so gute Rechtstitel für sich, wie jene Ottokars.

Wir wollen nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß er schließlich ja doch auch für Österreich und Steiermark die Belehnung erwarb. Aber ein anderes Moment ist zu betonen; bei seiner Besitzergreifung Österreichs fand er fast allgemeine Zustimmung im Lande und er hat sich derselben würdig erwiesen. Sogar die später so widerhaarigen Steirer riefen ihn in das Land, als das ungarische Regiment unerträglich wurde. Darin liegen Rechtstitel, die denn doch von Gewicht sind, wenn sie auch keinen Raum auf besiegeltem Pergament finden.

Wenn er fiel und tragisch endete, so büßte er das Verschulden, das so vielen Fürsten verhängnisvoll wurde, daß er den Maßstab des mit seinen Kräften Erreichbaren verlor. Er bewies sich als schlechter Politiker, als Regent aber wird man ihn nur rühmen können.

Die über Ottokars Anhänger in Wien verhängte Todesstrafe verwandelte Rudolf von Habsburg in Verbannung. Paltram vor dem Freithof führte ein ziellosses Wanderleben und es ist nicht einmal ganz sicher, ob er noch von der später den Geächteten erteilten Erlaubnis zur Rückkehr nach Wien Gebrauch machte.

Wie es die Kriegssitte jener Zeit verlangte, blieb das Hauptheer des deutschen Königs drei Tage auf dem Schlachtfeld stehen, gleichsam dadurch den Beweis führend, daß es siegreich im Besitze geblieben sei, der von niemand mehr streitig gemacht wird. Dann, nachdem er die durch ihre Plünderungen unbequem gewordenen Ungarn zum Heimzug bewogen hatte, besetzte König Rudolf Mähren, wo er gute Aufnahme fand und die größeren Städte in „des Reiches Hut und Recht" aufnahm. Schon im Begriff, die Grenzen Böhmens zu überschreiten, wo sich eine große Partei des Adels unter dem Vormund des Königs Wenzel zu erbittertem Widerstand rüstete, trafen ihn Abgesandte der Witwe Ottokars, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Rudolf ging darauf ein, setzte aber seinen Marsch fort und erst im Herzen des Landes, im Lager bei Sedlec, kam es zum Friedensschluß, der Mähren für fünf Jahre als Pfand in den Händen Rudolfs ließ, aber auch den Gedanken einer Doppelheirat wieder aufnahm und dahin modifizierte, daß statt Hartmann, der dann 1281 im Rhein ertrank, der dritte Sohn Rudolf mit der böhmischen Prinzessin Agnes vermählt, der Plan, Wenzel mit Jutta zu verbinden, aber wieder aufgenommen werden solle. Um durch eine Vereinigung beider Häuser eine Gewähr des Friedens zu schaffen, vollzog man noch im Dezember 1278 in Iglau die Vermählung beider Paare, obwohl die wunderlichen Brautleute erst im Alter von acht und zehn Jahren waren.

Von diesen Festlichkeiten kehrte Rudolf von Habsburg wieder zu längerem Aufenthalt nach Wien zurück, wo Adel und Klerus ihm einen festlichen Empfang bereiteten. Ottokar von Horneck sagt darüber:

„Do des got hat geholfen
von Rom den kunec Rudolfen,
gen Wiene kam er gevarn.
waz die geistlichen orden warn
und auch die weltlich pfafheit
diese waren darzuo bereit
daz si im entgegen giengen
mit gesang und in empfiengen.
Da er so empfangen wart
kunec Rudolf in der vart
der grozen wenige volgte dan
in daz minster, das Sand Stephan
ist gewicht (geweiht) zu ern
do dankt er unsern hern."

Auch das Volk bezeugte seine Freude darüber, den deutschen König wieder in den Mauern Wiens zu sehen, denn man erwartete von ihm in Kürze die Herstellung geordneter Verhältnisse nach so langer wirrer Zeit. Wenn auch kaum mehr ein Zweifel darüber sein konnte, daß er die erledigten Länder an sein Haus bringen wolle, bereitete er doch den Boden für einen solchen Bau sorgfältig, bevor er an die Ausführung ging. Um die hohen Adeligen und Standesherren zu gewinnen, boten die in nächster Zeit in Wien stattfindenden Festlichkeiten willkommene Gelegenheit. Besonders viel wird von einem großen Turnier berichtet, bei dem der hundertjährige Otto von Haslau, der sich auch in der Schlacht am Marchfeld als wackerer Kämpe bewährt hatte, sein Roß noch wacker in den Schranken tummelte und zu allgemeinem Ergötzen mit seinem Urenkel einen Speer brach. Daran schloß sich im Frühjahr 1279 die Vermählung der Königstochter Hedwig mit Markgraf Otto dem Kurzen von Brandenburg und bald darauf die Verlobung der Prinzessin Katharina mit Otto von Bayern. Ein Trauerfall, der Rudolf tief erschütterte, war der Tod seiner Gattin Anna (16. Februar 1281), der auch in der Bevölkerung von Wien

Digitized by Google

großes Mitgefühl weckte. Schon hatte sich ein Band zwischen dem habsburgischen Haus und dem österreichischen Volk geknüpft, das durch Freud und Leid nur noch befestigt wurde.

Rudolfs kluges Verhalten und gerechte Verwaltung hatte das größte Verdienst daran. In eigener Person hielt er die Gerichtstage ab und saß in den Landesversammlungen vor; er ließ sich alle Privilegien Einzelner und geistlicher oder städtischer Korporationen vorlegen, bestätigte sie aber nach genauer Prüfung fast ausnahmslos, oft noch wertvolle Erweiterungen beifügend, durch welche er Anhänger gewann. Dabei aber vergaß er nie den Vorteil seines Hauses zu wahren und wenn er den großen geistlichen Grundbesitzern sich gefällig erwies, wußte er auch die Übertragung der von den früheren Herzogen besessenen Lehensgüter auf seine Söhne zu erwirken. Erst wenn alle gütlichen Mittel erschöpft waren, griff er zu strengen Maßregeln. Das erfuhren die noch immer mächtigen Kuenringer, die sich auch nach Ottokars Sturz gegen die königliche Gewalt auflehnten. Rudolf brach ihren Hauptsitz Weitra nieder, womit die Macht dieses Geschlechtes, das so lange eine verhängnisvolle Rolle in der Geschichte des Landes gespielt hatte, in ihrem Lebensnerv getroffen war. Einen Teil der Güter verlieh er an Wiener Bürger, die ihm wertvolle Dienste geleistet hatten, so an den Stadtrichter Ulrich von Reichendorf und an den Münzmeister Leopold von der Hochstraße (Herrengasse).

Im Beginn des Jahres 1281 glaubte Rudolf die Verhältnisse in Österreich für so gefestet ansehen zu können, daß er sein volles Augenmerk wieder den Reichsangelegenheiten zuwendete. Da in Bälde der allgemeine Landfriede zu Ende ging, berief er die Herren und Ritter, aber auch Abgeordnete der Städte Österreichs nach Wien, welche er dazu vermochte, ihrerseits Abmachungen zu treffen, durch welche der Friede im Lande gewahrt wurde. Sie verpflichteten sich, alle Verbindungen, die zu gewaltsamen Zwecken unter ihnen bestanden, aufzulösen und auf ihre Kosten eine Truppe von 2500 Mann zu unterhalten, über die der Statthalter zur Aufrechthaltung von Ordnung und Gesetz im Lande gebot.

Vor seinem Abschied vom Lande löste aber Rudolf auch ein Gelübde, das er am Morgen der Marchfeldschlacht abgelegt hatte. Als er nämlich damals in der Morgensonne die von seinem Sohne Albrecht getragene Rennfahne flattern sah, die ein rotes Kreuz auf weißem Felde zeigte, gelobte er im Falle des glücklichen Ausganges die Stiftung eines Nonnenklosters, das dem heiligen Kreuz geweiht sein sollte. Zur Ausführung wählte er Tulln, wo er schon 1278 den Grundstein zum Bau legte.

König Rudolf vertraute seine „neue Pflanzung" dem Orden des heiligen Dominikus an, aus Dankbarkeit für den großen Einfluß, den derselbe und der ihm verwandte Minoritenorden zu seinen Gunsten in den österreichischen verwaisten Ländern geltend machten. So kamen denn die ersten Nonnen, sieben an der Zahl, aus dem vormals zu Laa bestandenen Frauenkloster nach Tulln, und derart entstand das Nonnenkloster der Dominikanerinnen, oder, wie es später ämtlich genannt wurde, das kaiserliche Frauenstift zu Tulln, als ein Denkmal der Frömmigkeit und Dankbarkeit des Ahnherrn der Habsburger.

Die vielfach vertretene Ansicht, daß das Heiligenkreuzstift in Tulln zu einer Art von Erbbegräbnis der Habsburger diente und sogar das Herz Rudolfs von Habsburg dort beigesetzt war, ist als vollkommen unhaltbar nachgewiesen. Nur einige im Kindesalter verstorbene Glieder des Geschlechtes fanden dort ihre Ruhestätte. Deren Überreste wurden nach der 1788 erfolgten Aufhebung des Stiftes mit der Pietätlosigkeit, welche jener Zeit leider anhaftete, bei der Umwandlung des Gebäudes in eine Fabrik in einem Garten verscharrt. Erst in

neuerer Zeit forschte man danach und setzte die gefundenen Gebeine in der aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Dreifaltigkeitskapelle in Tulln bei, die eines der interessantesten Baudenkmale des Landes ist, wenn auch die Tradition, daß sie auf den Trümmern eines römischen Tempels des Jupiter Dolichenus erbaut wurde, sich nicht erweisen läßt. (Abb. S. 257.)

Im Mai 1281 verließ König Rudolf Wien, das er nun während seines noch zehn Jahre währenden Lebens nicht mehr betreten sollte. Mit Zustimmung der Landherren und Städte setzte er seinen Sohn Albrecht zum Reichsverweser in Österreich und Steiermark ein.

Graf Albrecht, der wegen seiner Tapferkeit in der Marchfeldschlacht den Beinamen „des Siegreichen" erhalten hatte, war am 13. Juni 1248 geboren, und gleich seinem Vater eine geborene Herrschernatur, nur prägte sich alles, was bei Rudolf durch Alter und Erfahrung abgeklärt war, bei Albrecht in der scharfen Form vollkräftigen Manneswillens aus. Im Bewußtsein, das Beste zu wollen, griff er oft zu harten Mitteln und schuf sich so einen Ruf, der ihm nach seiner Anlage nicht zukam. Ein solcher Wille war gewiß geeignet, verworrene Verhältnisse zu beherrschen, nicht aber dazu, Empfindlichkeiten zu schonen, wie sie in einem von langen Kämpfen erschütterten Lande immer vorhanden sind. Seine Stellung als Reichsverweser war von vorneherein eine sehr schwierige, da seine Gewalt nach allen Seiten begrenzt war und er weder über die Autorität, noch jene kluge Weise des Vaters gebot, der widerstrebende Spitzen lieber sachte umbog, statt sie zu brechen. Seine Unkenntnis der Landesverhältnisse und ein erklärliches Mißtrauen in die so oft als unzuverlässig bewiesenen Landesherren Österreichs bewogen ihn, nur Männer aus seiner deutschen Heimat in seine Umgebung zu ziehen und mit solchen die einflußreichsten Posten zu besetzen. Besonders seine schwäbischen Räte Eberhard von Wallsee und Hermann von Landenberg besaßen großen und nicht immer zweckmäßig geübten Einfluß auf ihn.

Grabstein Rudolfs von Habsburg im Dome zu Speier. (S. 263.)

In einer ganz ungewöhnlichen Weise versicherte er sich der Treue der angesehensten Wiener Bürger. Er ließ sich von den Brüdern Otto und Heimo, deren Reichtum sprichwörtlich war, von dem ebenso reichen Griff (Greif), von dem Münzmeister Leopold von der Hochstraße, von Pilgrim und Georg Chriegler, dem Stadtrichter Raimbot, dem als Chronisten bekannten Paltram Vaczo und vielen anderen, Briefe ausstellen, in welchen sie seinen Vater und ihn als rechtmäßige Herren anerkannten, Treue und Gehorsam gelobten, widrigens sie ihres ganzen Besitzes verlustig werden sollten. Von einigen nicht ganz zweifellos in ihrer Treue erachteten Bürgern wurde auch verlangt, daß sie sich ausdrücklich von dem Anhang Paltrams vor dem Freithof lossagten und jede Verbindung mit diesem abschworen. In diesen Maßregeln sprach sich ein Mißtrauen und eine stete Drohung aus, die böses Blut machen mußten und nicht geeignet waren, dem neuen Regiment wirklich ergebene Freunde zu schaffen.

Indessen bediente er sich anfänglich doch auch des Rates Einheimischer. Nur mit Zustimmung der Landesherren und des Stadtrates von Wien erließ er am 24. Juli 1281 einen Zusatz zum Stadtrechte, durch welchen die alten Bestimmungen über das Niederlagsrecht in sehr wesentlichen Dingen abgeändert wurden. Diese Handfeste ist in deutscher Sprache abgefaßt und die älteste noch im Original vorhandene Urkunde über die öffentliche Verwaltung Wiens. Nicht mit Unrecht sah Graf Albrecht in dem bisherigen Niederlagsrecht eine ungerechtfertigte Behinderung des freien Verkehrs, dessen Nutzen für das begünstigte Wien doch auch sehr zweifelhaft war. Die neue Handfeste ordnete daher an, daß in Zukunft die Dauer des Aufenthaltes fremder Kaufleute keiner Beschränkung unterliege und sie auch nicht gezwungen werden konnten, nur mit den Bürgern von Wien Handel zu treiben, sondern dies auch mit jedem Fremden dürften. Bezeichnend für die damaligen Verhältnisse ist es, daß Albrecht zu dieser Maßregel auch die Zustimmung der „weisesten und erfahrensten" Mitglieder der in Wien ansässigen Mönchsorden einzuholen für nötig fand. Übrigens bestätigte er bei diesem Anlasse wieder ausdrücklich die reichsunmittelbare Stellung Wiens, womit wohl die den Bürgern mißliebige Erweiterung des Niederlagsrechtes annehmbarer gemacht werden sollte.

Unterdessen hatte König Rudolf mit zäher Beharrlichkeit seinen Plan verfolgt, bei der Entscheidung über die künftige staatsrechtliche Stellung der österreichischen Länder für sein Haus eine sichere Machtstellung zu schaffen. Nach langen Verhandlungen, die nötig waren, um einem voraussichtlichen Widerstand einzelner Reichsfürsten vorzubeugen, geschah während des Reichstages zu Augsburg am 27. Dezember 1282 der entscheidende Schritt. Kraft seiner Oberlehensherrlichkeit belehnte er seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit den erledigten Ländern Österreich und Steiermark, Krain und der windischen Mark und erhob zugleich sie und alle ihre gesetzlichen Nachkommen in den erblichen Fürstenstand des Deutschen Reiches.

Es waren zwar zu diesem feierlichen Akt die angesehensten Standesherren der Länder beigezogen worden, trotzdem fanden diese Bestimmungen keine sehr günstige Aufnahme. Nicht die Besitzergreifung durch das Haus Habsburg war es, gegen welche sich die öffentliche Meinung kehrte; diese sah man als unabwendbar voraus und sie wurde sogar von vielen Seiten mit Freude begrüßt. Aber gegen die Doppelherrschaft sprach man sich aus, da darin mit Recht eine Gefahr für die Ruhe und Stetigkeit der Regierung und für das Gedeihen der Länder gesehen wurde. Man trat sofort zu Beratungen zusammen, und sendete eine Abordnung an den Hof, um von König Rudolf zu erbitten, er möge seinen Sohn Albrecht allein als Herrscher einsetzen, da es kaum möglich sei, den Pflichten des Gehorsams gegen zwei Fürsten zu genügen und

schon in der Bibel geschrieben stehe, daß niemand zwei Herren untertänig sein könne.

Nur zögernd wurde die Zustimmung Rudolfs gegeben, der die Triftigkeit der erhobenen Einwände wohl einsah, aber seinen zweiten Sohn nicht zurücksetzen wollte. Aber wie immer entschieden die Nützlichkeitsgründe und am 1. Juni 1283 sprach er die Alleinherrschaft Albrechts in den österreichischen Ländern aus, deren staatsrechtliche Verhältnisse nun endgiltig geregelt waren. Von dieser Zeit an datiert eigentlich die gesetzliche Herrschaft der Habsburger in Österreich.

Von nun an wendete König Rudolf sein Hauptaugenmerk den Verhältnissen des Deutschen Reiches zu — eine undankbare Aufgabe, welcher auch seine Herrscherbegabung nicht gerecht werden konnte. Gerade der Ernst, mit welchem er auch diese Aufgabe erfaßte, schuf ihm offene und geheime Widersacher, auf deren Übelwollen er bei jedem Schritte stieß. Die Fürsten, welchen sein Streben nach einer Hausmacht mißfiel, ohne welche doch eine kraftvolle Regierung des Reiches unmöglich war — die Ritterschaft, die ihn wegen des unerbittlichen Ernstes haßte, mit dem er dem Fehderecht und dem Wegelagerertum entgegen trat — selbst ein Teil des Bürgertums, das den steigenden Steuerdruck schwer trug — sie alle gehörten zu seinen Gegnern. Nur die Masse des Volkes hing an ihm, da sie in seiner Person den Wahrer des Landfriedens liebte und mit mystischer Gläubigkeit an die alte Kaiserherrlichkeit deren Wiedererweckung von ihm erwartete. Die Masse war aber damals vollkommen einflußlos und ihre Stimme konnte sich auch im Schrifttum nicht vernehmbar machen. Darum klingen die meisten Urteile der zeitgenössischen Geschichtschreiber nicht günstig, nur Konrad von Würzburg preist ihn als Wiederhersteller des Reiches, dem keiner seiner Vorgänger an Klugheit und Gerechtigkeitssinn gleichgekommen sei.

Ein moderner Historiker läßt dem seltenen Mann aber volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn er sagt: „Eine unparteiische Geschichtschreibung muß das Urteil dahin fällen, daß Rudolf von Habsburg in der Gabe, die Verhältnisse geschickt und tatkräftig zu benützen, im Feldherrntalente ohne erhebliche Kriegslust, im praktischen von keinen unerreichbaren Idealen getrübten Blick, sowie durch Standhaftigkeit im Unglück und Mäßigung im Glück, einen seltenen Verein von Herrschertugenden aufwies und mit geringen Mitteln unter den schwierigsten Verhältnissen Großes erreichte. Erst nach seinem Tode erkannte man seinen Wert, wurde sein Andenken beliebt, was seine Regierung eigentlich nie gewesen, und verherrlichte man seine Gestalt in der Überlieferung, Dichtung und Sage: ein entscheidender Beweis, daß er eine außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen."

Rastlose Tätigkeit und manche Kränkungen der letzten Jahre untergruben die widerstandsfähige Konstitution Rudolfs so, daß seine Lebenskraft schon im Beginn des Jahres 1291 erschöpft schien. Gefaßt sah er seinem Ende entgegen und verlangte, von den Ärzten auf sein Geheiß über die nahe Gefahr unterrichtet, in Speier zu sterben.

„Dorthin, zur Gruft meiner Ahnen, die auch Könige waren, will ich selbst reiten, damit mich niemand führen darf." Mit der zähen Konsequenz, die er in allen Dingen bewies, kam er auch diesem Entschluß nach, starb aber, erschöpft von den Anstrengungen der Reise, am Tage nach seiner Ankunft in Speier (15. Juli 1291). Im Dome zu Speier fand er seine Ruhestätte, über welcher sich das Grabmal befindet, das noch jetzt seine Gestalt in lebendiger Charakteristik zeigt. (Abb. S. 261.)

Viertes Buch.

Wien im Mittelalter, vierzehntes und fünfzehntes Jahrhundert.

Der erste Herrscher aus dem Hause Habsburg, Herzog Albrecht I.

Endlich besaßen die österreichischen Länder wieder einen gesetzmäßigen Herrn, und zwar einen, welcher sich nicht bloß mit dem Titel zufrieden gab, sondern es auch in Wahrheit sein wollte. Vom ersten Tage seiner Regierung an bekundete Herzog Albrecht den entschiedenen Willen zur vollen Wiederherstellung der landesfürstlichen Gewalt, wie sie zur Zeit der babenbergischen Fürsten bestanden hatte. Und dieser Entschluß entsprach nicht lediglich seinem fürstlichen Machtbewußtsein, sondern der Einsicht, daß in Ländern, wo durch lange Rechtlosigkeit alle Verhältnisse in das Schwanken geraten sind, wo jeder sein Heil in der Selbsthilfe sucht, nur durch eine starke landesfürstliche Gewalt Ordnung geschaffen und ein Allen nützender, die Gewalt Einzelner beschränkender Rechtsboden geschaffen werden muß.

Dieser Einsicht verschloß sich, mit Ausnahme einzelner trotziger Adelsherren, auch niemand. Aber die Art, in welcher Herzog Albrecht vorging, die Mittel, die er anwendete, vor allem die Personen, von welchen er sich beraten ließ — sie stießen auf allgemeinen Widerspruch. Sein rauhes, herrisches Wesen berührte verletzend, besonders wenn man es mit der vornehmen ritterlichen Güte Ottokars, mit dem gemütlichen Wohlwollen verglich, das auch Rudolf von Habsburg stets bewies. Vor allem nahm man aber Anstoß an seiner Umgebung, von welcher man nicht ganz ohne Berechtigung sagte, daß sie kein Herz für das Land habe und die von der Gunst des Herzogs erhaltenen Ämter nur zu eigennützigen Zwecken ausnütze. In Wien besonders nahm die Mißstimmung rasch zu, da man in der Schmälerung des Niederlagsrechtes eine schwere Beeinträchtigung sah und alle Bitten, der Herzog möge das von seinem Vater verliehene Stadtrecht von 1278 ausdrücklich bestätigen, keine Gewährung fanden.

Wieder standen die alten mächtigen Bürgergeschlechter von Wien gegen den Landesherrn und sie fanden diesmal einen festen Rückhalt in den Massen, welche die schwierigen Erwerbsverhältnisse den herzoglichen Maßregeln zur Last schrieben und nicht ohne Erfolg gegen die „schwäbischen Ausbeuter" aufgehetzt wurden. Ziemlich arg mögen es die Herren allerdings getrieben haben, denn sogar Ottokar von Horneck, der sonst stets auf Seite der landesfürstlichen Gewalt steht, sagt darüber spottend:

„Was man einem Swabe
zu Wienn guetes gab
dem genügt nicht wol,
er hel aver vervol
genomen willigleich
zehen von Österreich
das mussf also seyn."

Im Jahre 1288 waren die Verhältnisse schon so auf die Spitze getrieben, daß die Stadt Wien tatsächlich den Anordnungen des Herzogs den Gehorsam verweigerte und ein im Burgfrieden ansässiger Ritter Konrad der Breitenfelder in aller Form dem Landesherrn die Fehde ankündigte. Sich solche

Dinge gefallen zu lassen, war Herzog Albrecht nicht der Mann, ein offener Konflikt also unausweichlich.

Immer lauter wurden die Beschwerden über die Habgier und Willkür, sowie das anmaßende Auftreten der schwäbischen Räte des Herzogs, welchen man nachrechnete, daß sie ihren Kindern „an 10.000 Mark Silber jährlich Einkommen sollen verlassen haben, da einer doch nicht so viel Pfennig ins Land gebracht". — „Die Landesherren aber verdrosse es, daß die Schwaben beim Fürsten alles gelten und sie das Nachsehen haben sollten."

In Wien war der Hauptgrund des Mißvergnügens darin gelegen, daß Herzog Albrecht I. die so lebhaft gewünschte Bestätigung der alten Stadt-

Albrecht I. (S. 269.)

rechte und Privilegien verweigerte. Die einflußreichen Bürger stachelten auch die Massen auf und 1288 kam es nach kleineren Tumulten zu einem Auflauf vor der Burg, bei dem drohende Reden gegen den Herzog gebraucht wurden. Namentlich die Schuhknechte, zu allen Zeiten eines der unruhigsten Elemente der hauptstädtischen Bevölkerung, nahmen den Mund voll und schrien zur Burg hinüber, wenn der Herzog nicht der Stadt ihr Recht gebe, hätten sie Leisten genug, um den Graben zu füllen, damit man hinüberrücken und ihn gefangen nehmen könne. Da Albrecht I. keine Truppen zur Verfügung hatte, um den Aufstand niederzuschlagen, verlegte er seine Residenz auf die alte Burg am Kahlenberg. Um dem Rat seiner Umgebung zu folgen, die eine scheinbare Nachgiebigkeit vorschlug, war er zu stolz und zu geradsinnig. Aber er zog von allen Seiten Söldner an sich, sperrte alle nach Wien führenden Straßen und machte auch die Schiffahrt auf der Donau unmöglich.

Als dadurch die Zufuhren stockten, zuerst eine furchtbare Teuerung und endlich vollkommener Mangel an Lebensmitteln eintrat, schlug der Sinn der Menge rasch um. Man verwünschte den Stadtrat und seinen Anhang, daß sie solches Elend über die Stadt gebracht, es kam zu Aufläufen, einzelne Häuser reicher Bürger wurden geplündert und die Stadträte am Leben bedroht. Durch den Abt Wilhelm des Schottenklosters knüpfte man Unterhandlungen mit dem Herzog an, der aber nur den Bescheid erließ, er verlange unbedingte Unterwerfung. Zum Zeichen derselben hätten die Räte der Stadt binnen drei Tagen mit den Originaldokumenten aller Freiheiten und Privilegien vor ihm zu erscheinen, aber auch vor der herzoglichen Burg zwei Zugänge in der Stadtmauer zu schaffen.

Der feindseligen Haltung der Massen gegenüber mußten sich die Bürger fügen. Sie erschienen mit den Dokumenten auf dem Kahlenberg vor dem Herzog. Er ließ die Vertreter der Bürger mit harten Worten an und zwang den Bürgermeister Konrad Poll, den Stadtrichter Konrad vom Haarmarkt im Namen des Stadtrates und der ganzen Bürgerschaft zu einem ausdrücklichen Verzicht auf die von ihm und seinem Vater verliehenen Privilegien. Die alten Stadtrechte wurden verlesen und vor den Augen der Bürger vernichtet oder doch wenigstens alles daraus entfernt, was die landesfürstliche Gewalt beschränkte. Von einer ganzen Reihe der angesehensten Bürger wurde aber nochmals ein schriftliches Gelöbnis der Treue und Absage an alle Verbindungen und Verschwörungen bei Strafe des Hochverrates und des Vermögensverlustes abgefordert. Auch König Rudolf brachte den österreichischen Ständen von Weißenburg aus am 28. April 1288 sehr nachdrücklich in Erinnerung, daß den Herzogen aus seinem Stamme die gleichen Machtbefugnisse zustünden, wie früher den Babenbergern.

Siegel König Albrecht I. (S. 274.)

Bei dieser Episode gedachten wir zum erstenmale eines Bürgermeisters von Wien. Über das Entstehen dieser Würde und wann sie zuerst verliehen wurde, ist uns nichts bekannt. Der erste Träger derselben, Konrad von Eslarn, kommt urkundlich 1287 vor, vielleicht geschah also dessen Bestellung auf Wunsch Herzog Albrecht I., um die Verantwortlichkeit des Stadtrates und der Bürgerschaft in einer Person zu konzentrieren. Von 1288 bis 1305 finden wir dann den oben genannten Konrad Poll als Bürgermeister, dessen lange Funktionsdauer schon darauf deutet, daß er sich gut mit dem Herzog zu stellen wußte.

Vielleicht bei diesem nicht ganz freiwilligen Aufenthalt in den beiden herzoglichen Schlössern am Kahlenberg und in Klosterneuburg hatte Herzog Albrecht die Unzulänglichkeit derselben für einen größeren höfischen Haushalt kennen gelernt, auch waren sie durch Krieg und wiederholte Brände sehr im Bauzustande herabgekommen. Der Herzog baute sich also eine neue Burg, am Ende von Klosterneuburg ober dem Abhang gegen das Kierlingertal. Wenn

nicht jenes alte Gemäuer, das jetzt die Schießstätte begrenzt, Reste dieser Herzogsburg darstellen, ist keine Spur von derselben erhalten.

Ganz einwandfrei kann das Verhalten des Herzogs Albrecht I. übrigens bei dieser ganzen Episode auf keinen Fall genannt werden. Starrsinn und Willkür hatten soviel Anteil an seinem Handeln, als die höhere Einsicht von der Notwendigkeit einer starken Fürstengewalt in den von Parteiungen zerrissenen Ländern. Gewiß hätte ein milderes Verfahren ebenso zum Ziele geführt, wenn ihm nicht der Anlaß willkommen gewesen wäre, sich der verhaßten, seine Macht beschränkenden Rechte der Bevölkerung ganz zu entledigen.

Die erste Regierungsperiode Albrechts war überhaupt für Stadt und Land keine erfreuliche Zeit. Kaum waren die Festlichkeiten vorüber, welche zu Ehren der Vermählung Friedrichs I., Landgrafen von Thüringen, beigenannt „mit der gebissenen Wange", mit Agnes, Tochter des Grafen Meinhard IV. von Görz, Schwester der Gemahlin des Landesfürsten, im Juni 1285 stattgefunden hatten, als eine pestartige Krankheit ausbrach, an der viele Leute hinstarben; 1286 wütete eine Seuche unter den Haustieren, die großen Schaden brachte. Dazu gesellten sich beständige Kriegsunruhen, welche das Land infolge innerer und äußerer Feinde durchtobten, und so zeigt sich klar, daß die Lage der Wiener keine frohe zu nennen war. Aber sie fügten sich ehrenfesten Sinnes in das Unvermeidliche, standen nunmehr dem Landesherrn treu zur Seite, was er wohl in seinen Kämpfen mit den widerspänstigen Ständen und den feindseligen Ungarn auch bedurfte.

Es ging eben im nahen Ungarlande recht wild her, wovon bei der nahen Nachbarschaft auch Österreich und Wien berührt wurden. Ein Tyrann, Ladislaus, nach seiner Mutter „der Kumane" benannt, hatte dort den Thron bestiegen, und Andreas III. (letzter Arpade, genannt „der Venetianer", weil er als Sohn des flüchtigen Königs Stephan im Jahre 1269 zu Venedig geboren worden), ein Sprosse der königlichen Seitenfamilie, war wider denselben aufgestanden. Er mußte jedoch fliehen und suchte in Wien Schutz. Herzog Albrecht nahm ihn gastfreundlich auf und verwarf mit Abscheu den ihm von seiner Umgebung erteilten Rat, den königlichen Flüchtling seinen Gegnern auszuliefern. Er empfing und ehrte Andreas an seinem Hofe mit all den seinem Stande gebührenden Würden, sah sich jedoch durch den offenen Übermut des Prinzen genötigt, die Hand von ihm abzuziehen. Als nämlich eines Tages Albrecht von der Jagd heimkehrte und von seinem ganzen Hause, allen Dienstmannen u. s. w. mit Gepränge empfangen wurde, da weigerte sich Andreas allein, seinem freundlichen Hauswirte entgegenzureiten, „weil es sein königliches Blut nicht gestatte, einem einfachen Herzoge solche Ehre zu erweisen". Von da ab gewährte der Herzog dem Prinzen wohl noch ferner ein Asyl, aber er kümmerte sich um ihn nicht weiter, so daß derselbe in große Dürftigkeit versank.

Da plötzlich zeigte sich sein Glücksstern, es nahmen die Dinge für ihn eine glückliche Wendung. Ladislaus III. und dessen Bruder Andreas waren Todes verblichen und damit war das Haupthindernis seines rechtmäßigen Anspruches auf Ungarns Krone aus dem Wege geräumt. Im Juli 1290 machten sich denn zwei Mitglieder des Ordens der Wilhelmiter von Ungarn her auf den Weg, um den rechtmäßigen Erben des Thrones heimlich über die nahe Grenze zu entführen, denn man befürchtete, es würde der Herzog seinen Gast nicht so blindlings ohne Bürgschaft für sein ferneres, ruhiges Verhalten von dannen ziehen lassen. Um die Flucht zu bewerkstelligen, wurde die günstige Gelegenheit gewählt, wo der Herzog zwei Tagereisen weit von Wien weg auf die Jagd geritten war. Vorerst schickten die beiden Mönche Kundschafterinnen, welche weniger Bedenken erregen mußten, in die Burg, um den Aufenthaltsort

des Königs genau zu erfahren; erst als dies gelungen war, begaben sie sich selbst dahin, bekleideten Andreas mit einer ihrer Kutten und brachten ihn so, unerkannt von den Wachen, aus der Veste auf ein Schiff, mit dem er unangefochten die Donau abwärts seinem Reiche zufuhr, wo er mit Jubel empfangen und in Stuhlweißenburg zum König gekrönt wurde. In seinem Krönungseid mußte er aber die Verpflichtung übernehmen, die von Herzog Albrecht in seinem Streit mit den Güssinger Grafen eroberten Grenzgebiete wieder für Ungarn zu gewinnen. Er unterzog sich dieser Verpflichtung um so lieber, als er wegen angeblicher schlechter Behandlung einen Groll gegen Albrecht hegte. Im Jahre 1291 fiel er mit 80.000 Mann in Österreich ein, um die ganze Gegend zwischen Wien und Wiener-Neustadt in der grauenvollsten Weise zu verwüsten. Der Übermacht konnte der Herzog im Felde nicht entgegentreten; die von seinem Schwiegervater Meinhard von Kärnten und von König Rudolf zugesagte Hilfe ließ allzu lange auf sich warten und der Herzog mußte sich nach Wien zurückziehen, das nun zu allen anderen Übeln auch die Leiden einer Belagerung auf sich nehmen mußte. In der ganzen Umgegend wüteten Mord, Plünderung und Brand in solcher Nähe, daß der Qualm und die Funken bis in die Stadt kamen. Die Bestürzung in der rings umzingelten Stadt war auf den höchsten Grad gestiegen, täglich fielen Kämpfe vor, Frauen selbst erstiegen die höchsten Türme der Stadt, um nach dem Feinde zu spähen. Durch sechs volle Wochen und darüber dauerten die Kämpfe, während welchen das Land verheert, die Burgen zerstört und bis weit hinein mit Feuer und Schwert gewütet wurde. Mit Zähneknirschen mußten die Bürger sehen, wie die auf den südlichen Anhöhen gelagerten Ungarn ihre Felder und Weingärten verwüsteten. Man blieb nicht müßig, aber alle Versuche, durch Ausfälle den Abzug der Ungarn zu erzwingen, blieben erfolglos. Beim Rückzug von solchen Gefechten schlug man sich oft bis an die Stadtmauern, wodurch dem Feind Gelegenheit gegeben war, sogar die unmittelbar außer derselben gelegenen Häuser in Brand zu stecken. Die Nachricht vom Tode seines Vaters, des Königs Rudolf, bewog endlich den Herzog zu Friedensunterhandlungen, da nun alle Aussicht auf einen Entsatz in weite Ferne gerückt war. Am 28. August 1291 erfolgte der Friedensschluß, in welchem Albrecht auf die Güssinger Gebiete verzichtete, aber das Zugeständnis von Handelsbegünstigungen für die Wiener Kaufleute erhielt.

Die Königswahl nach dem Tode seines Vaters brachte dem Herzog Albrecht eine schwere Enttäuschung. Ursprünglich war dessen Vater bemüht gewesen, die Wahl für seinen jüngeren Sohn Rudolf zu sichern und fand für diesen Vorschlag die Zustimmung der Kurfürsten. Aber der junge Rudolf starb 1290 und das Bemühen des Königs, nun die Wahl auf Herzog Albrecht zu lenken, wurde ganz unverblümt abgelehnt. Es verlaute nichts Gutes über seine Regierung in Österreich, hieß es, in Wahrheit aber fürchtete man einem entschlossenen und durch eine Hausmacht gestützten Reichsoberhaupt gegenüber die Fürstengewalt nicht so ungehindert geltend machen zu können.

Als es am 5. Mai 1292 zur Wahl kam, fiel diese durch die Bemühungen der Kirchenfürsten, besonders aber durch den Einfluß des jungen Königs von Böhmen, der mit seinem Schwager Albrecht in Hader lag, auf den Grafen Adolf von Nassau, einen tapferen Mann von glänzenden kriegerischen Eigenschaften, aber ohne höherer geistiger Bedeutung. Herzog Albrecht ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken, sondern erschien vor dem neuen deutschen König, um die Belehnung mit den österreichischen Ländern zu erwirken.

Einen in den Spätherbst 1291 fallenden neuen Aufstandsversuch der steirischen Landesherren warf er durch sein rasches Einschreiten nieder, bevor Herzog Otto von Bayern und der Erzbischof von Salzburg die versprochene Hilfe

leisten konnten. Im tiefsten Winter und bei starkem Schneefall führte Albrecht seinen berühmten Zug über den Semmering aus, der die Empörer so einschüchterte, daß sie jeden Widerstand aufgaben. Im Jahre 1293 brachen diese Kämpfe zwar nochmals aus, sie wurden aber durch eine billige Vereinbarung mit den steirischen Ständen bald beigelegt.

Eine Zusammenkunft zu Wien, zu welcher sich 1293 der König Wenzel von Böhmen mit seiner Gattin Jutta, einer Schwester Albrechts, einfand, beseitigte die Spannung zwischen den so nahen Verwandten. Zwölf Tage dauerte der Aufenthalt in Wien, der mit glänzenden Festlichkeiten ausgefüllt wurde, worauf die Gäste mit kostbaren Geschenken bedacht, wieder die Heimreise antraten. Auch das im November 1293 vollzogene Verlöbnis der Tochter Agnes des Herzogs mit dem König Andreas von Ungarn galt als friedenverheißendes Ereignis, so daß es begreiflich war, wenn ein Chronist von jenem Jahr sagte: „Die Menschen dankten der Güte des Heilands die Segnungen des Friedens."

Nun regten sich im Inneren aber wieder unruhige Bestrebungen. Die österreichischen Landesherren neideten ihren steirischen Kollegen die errungenen Vorteile. Sie traten nun auch ihrerseits wieder mit Forderungen auf und verlangten die Bestätigung von Freiheiten, für welche sie aber gar keine rechtliche Grundlage namhaft machen konnten. Das war auch nur ein Vorwand, denn tatsächlich handelte es sich wieder nur um Beseitigung der schwäbischen Vertrauten des Herzogs und das war eine Forderung, bei welcher die Adeligen auch auf die Unterstützung der Geistlichkeit und der Bürger rechnen konnten. Man warf dem Herzog vor, er sende das Geld des Landes in die Heimat seines Hauses und vergeude es an seine Günstlinge.

Bevor noch ein offener Schritt in dieser Sache geschehen war, trat ein Ereignis ein, das die Lage blitzhell beleuchtete und auch nicht ohne Nachwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten blieb.

Am 11. November 1295, einem Freitage, wurden die Bewohner der Burg in größte Bestürzung versetzt. Erst kürzlich an einem Augenleiden erkrankt, wurde dem Herzoge nach eingenommenem Mittagsmahle dergestalt übel, daß durch die Hofleute sich bereits in der Stadt die Nachricht verbreitete, er wäre gestorben. Albrecht selbst hatte ausgerufen: „Schließet alle Türen — ich habe Gift erhalten!" — Kaum hatten die beiden diensttuenden Edelknaben Pilgrim und Albera, Söhne des Truchseß von Puchheim, diese Meinungsäußerung vernommen, als sie an den Tisch stürzten und soviel als möglich von den Speisen verschlangen, um sich dergestalt von dem Verdachte der Mitwissenschaft an solchem Frevel zu reinigen. Es mußte Albrecht befehlen, die Speisen wegzuschütten, denn er wolle nicht, daß die Knaben ein Opfer der Treue würden. Leider wurde ihm selbst von den herbeigerufenen Ärzten auf das übelste mitgespielt. Zuerst gossen sie ihm große Quantitäten von Arzneien ein, dann hingen sie ihn bei den Beinen auf, nach der landläufigen Meinung, daß hierdurch das Gift beim Munde herausfließen würde. Diese barbarische Behandlung war ganz im Geiste der damaligen Medizin, die kaum den Namen der „Heilkunst" oder einer Wissenschaft verdiente; sie hatte auch die Schuld, daß Albrecht ein Auge verlor und von da an eine gelbe Gesichtsfarbe beibehielt. Herzogin Elisabeth, damals in Steiermark weilend und eben eines Kindes genesen, eilte noch schwach an das Krankenlager ihres Gemahls, es erfolgte aber dessen Genesung rascher, als man erwarten durfte, und wie ein Zeitgenosse ausspricht: „erfleht durch die Bitte der Armen." Elisabeths treffliche Pflege, sowie der Gebrauch der Heilquelle in Baden bei Wien stellten ihn wieder her. (Abb. S. 265.)

Wahrscheinlich nicht absichtslos wurde im Lande sofort das Gerücht vom Tode des Herzogs verbreitet. Nun ließ sich leichter ein allgemeiner Aufstand

gegen die schwäbischen Räte in das Werk setzen, an dessen Spitze wieder die unzufriedenen Häupter der Adelspartei, Leutold von Kuenring, Heinrich von Liechtenstein, Konrad von Sommerau und andere standen. Als aber rasch die Kunde von der Besserung im Befinden des Herzogs das Land durcheilte, traten viele erschrocken zurück und man beschloß vorerst noch einmal beim Herzog die Beschwerden vorzubringen, auf jeden Fall aber in Verbindung mit Wenzel von Böhmen und dem deutschen König Adolf zu treten, um sich deren Unterstützung zu sichern, sowie jene des ungarischen Grafen von Güssing.

Mit einer ihm gewiß schwer fallenden Ruhe nahm Herzog Albrecht die Forderungen der Adeligen entgegen und trug nur die schriftliche Abfassung derselben auf. Die Herren legten sich keine Schranke der Bescheidenheit auf; denn außer der Entfernung der schwäbischen Berater verlangten sie ungeschmälerte Geltung des alten Landrechtes, ein Verbot der Erbauung von Burgen durch gewöhnliche Ritter und Abbrechung der schon bestehenden, sowie Aufhebung der zum Schutz von Rittern, Geistlichen und Bürgern bei Prozessen getroffenen gesetzlichen Bestimmungen. Die hohen Landherren verlangten nicht weniger als die Alleingeltung ihres Rechtes und ihrer Macht zu Ungunsten aller anderen Stände. Das war aber eine große Torheit, denn sie entzogen sich dadurch auch deren Unterstützung, wenn auch im Haß gegen die Schwaben alle einig waren.

Trotzig erschien der Hochadel mit dem zu Triebensee vereinbarten Schriftstück vor dem Herzog, denn sie glaubten äußerer Unterstützung sicher zu sein. Gleich über die Frage der Entlassung seiner Räte, die mit Ungestüm gefordert wurde, kam es zum heftigen Zusammenstoß. Wie uns Ottokar von Horneck berichtet, brauste Albrecht I. zornig auf. Er sei Herr im Lande und wolle es mit Gottes Hilfe auch bleiben. Durch Trotz und Hoffart lasse er sich nichts abzwingen, so gewiß, als er seinen Namen trage. Mit ungnädigem Abschied entließ er die Landherren, traf aber sofort alle Vorkehrungen, um einem Aufstand wirksam begegnen zu können. Da sich zudem bald zeigte, daß die anderen Stände durchaus nicht geneigt waren, dem Hochadel, der schon eine Zerteilung des Landes in kleine Grafschaften plante, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, auch die zugesagte böhmische Hilfe sich als sehr zweifelhaft erwies, ward der Mehrzahl der hohen Herren bange und man sendete eine neue Botschaft in das Lager, das der Herzog in der Nähe von Wien bezogen hatte. Albrecht nahm die angebotene Unterwerfung nur unter der Bedingung an, daß die an der Spitze der Unzufriedenen Stehenden ihm ihre Burgen auslieferten, was nach einigem Zögern sogar von Seite des trotzigen Kuenringers geschah.

Wie man sich in Wien zu diesen Vorgängen des Jahres 1295 verhielt, ist nicht ganz klargestellt. Auf jeden Fall war man klug genug, sich nicht in die Machenschaften des Hochadels einzulassen. Nach einer nicht unglaubwürdigen Quelle soll man sogar auf eine Einladung, sich dessen Aktion anzuschließen, ziemlich spitz erwidert haben, man wolle das Jahr 1288 nicht vergessen, wo die Stadt von den Herren schmählich im Stiche gelassen wurde. Auf die Kunde, daß der Herzog Söldner aus Schwaben heranziehen wolle, baten ihn angeblich die Wiener, dies nicht zu tun; es sei unnötig, denn sie wollten treu zu ihm stehen in jeder Not und wären Mannes genug, seine Sache allein auszufechten.

Unwahrscheinlich ist diese Version durchaus nicht, denn am 12. Februar 1296 erfüllte Albrecht I. den Wunsch der Wiener nach einem neuen Stadtrecht, das in der Hauptsache auf den Bestimmungen der Freiheitsbriefe Kaiser Friedrich II. und König Rudolf I. beruht, aber die Tendenz, die landesfürstliche Gewalt zu stärken, deutlich erkennen läßt. Ob die ihm in den Mund gelegte Äußerung: „Wien sei es wohl wert gepriesen und gefördert zu werden, um seiner Treue willen", wirklich des Herzogs innerster Gesinnung entsprach, ist zweifelhaft, denn

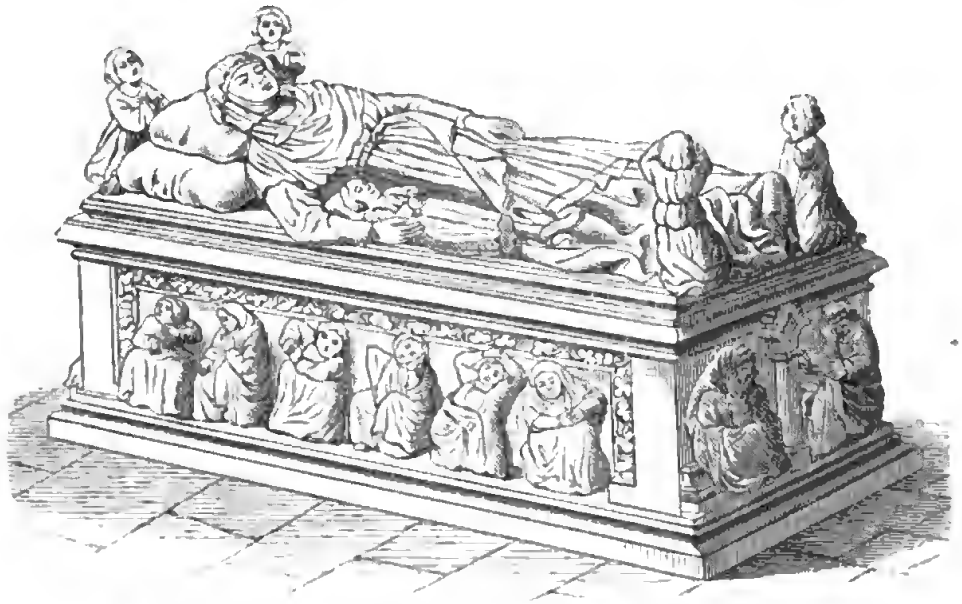
so rasch konnte er kaum das Jahr 1288 vergessen haben, gewiß ist aber, daß er im Eingang der Urkunde Wien „ein haubet und ein behälterinne unsers Fürstenthums" (das Haupt und die Bewahrerin unseres Fürstentums) nennt.

In Nebendingen erweitert Herzog Albrecht I. in dieser Handfeste die Rechte der Stadt, wie er z. B. auf das Recht, den Meister der Schule bei St. Stephan zu ernennen, zu gunsten des Stadtrates verzichtet. In der Hauptsache aber und besonders soweit es die Aufrechthaltung seiner Macht betrifft, werden schärfere Töne angeschlagen. Das uneingeschränkte Recht, den Stadtrichter zu ernennen, wird besonders betont; wenn sich dieser aber gegen die Freiheiten der Stadt vergeht, wird er abgesetzt werden. War der Richter schon vor seiner Ernennung Ratsherr, so bleibt er es auch, wenn sein Amt aufhört; nur wenn er geklagt wird, hat er sofort aus dem Rat zu treten. Die Marschälle des Hofes sollen kein Recht haben, jemand bei den Bürgern in das Quartier zu legen. Wichtig war die Beseitigung des Vorrechtes, daß die von den Bürgern geleistete Waffenhilfe nach außen nur während des „hellen Tages" währen dürfe. Es ist verboten, in der Stadt gewaffnet herumzugehen. Jeder in der Stadt nicht Wohnhafte ist zu entfernen, wenn er einen Bürger beleidigt. Den Juden darf kein Amt übertragen werden. Alle Rechtssachen, außer sie betreffen Hof- und Lehenssachen oder die Hausgenossen (Münzer), gehören vor den Stadtrichter. Wer in der Stadt Schulden eingegangen ist, muß sie auch dort rückzahlen. Das vom Wasser fortgeschwemmte Gut ist nicht als herrenlos zu betrachten, sondern muß dem Eigentümer wieder zugestellt werden. Der Weinbau der Bürger darf in keiner Weise gehindert werden, da er eine der wichtigsten Erwerbsquellen der Stadt und eine Ehre und Nutzen für sie ist. Der Rat soll aus zwanzig gottesfürchtigen, getreuen, weisen, nützlichen und vorsichtigen Bürgern bestehen, die durch einen Eid versprechen, daß sie Gerechtigkeit üben und sich jeder Bestechlichkeit enthalten wollen. Sie sollen in der Stadt begütert sein, Weib und Kinder haben und können mit Zustimmung des Landesfürsten auch an Zahl vermehrt werden. Vor allem sollen sie Kauf und Markt überwachen und in jeder Weise der Stadt Ehre behüten. Was in den Ratsverhandlungen beschlossen wird, soll Gesetzeskraft haben und es soll mindestens einmal in der Woche eine solche stattfinden. Der Rat soll die jungen Bürger überwachen und sie im Zaum halten; er kann sie auch mit Gefangenschaft strafen, beim dritten Vergehen sie sogar „zu unterst" in den Kärntnerturm sperren oder, wenn keine Bürgschaft geleistet wird, auch aus der Stadt verbannen. Bei Anklagen gegen die Ehre und Treue genügt eine Überführung durch Zeugen nicht, sie müssen durch einen Eid erhärtet werden und auch zur Reinigung davon ist ein Eid nötig. Entscheidet der Stadtrat über einen vom Stadtrichter vorgebrachten Rechtsfall nicht binnen einem Monat, so steht das Urteil dem Landesfürsten zu. Auf „eine Rast Weges" (eine Meile gleich zwei Stunden) um die Stadt darf kein festes Gebäude aufgeführt werden. Die der Stadt verliehenen zwei Jahrmärkte zu Lichtmeß und St. Jakob werden bestätigt und allen Besuchern wird nochmals ausdrücklich freies Geleit und Schutz, sowie richtiges Maß und Gewicht und Befreiung von der Burgmaut zugesichert. Nur Fälscher, Diebe, Räuber und Mordbrenner sind von diesen Freiheiten ausgeschlossen und am Markte nicht zu dulden.

Wiederholt entfaltete der Hof Albrecht I. den vollen Glanz fürstlichen Prunkes. Anfangs des Jahres 1296 erfolgte die Vermählung der Prinzessin Agnes mit dem Könige Andreas III. von Ungarn zu Wien, und zwar in der Hofburg, wobei es nicht an glänzendsten Festlichkeiten fehlte. Die Braut erhielt 40.000 Mark Silber zur Aussteuer. Ende Mai 1297 zog wohl Herzog Albrecht nach Prag, um der Krönung des Königs Wenzel beizuwohnen, aber im

Monate September war er bereits wieder in Wien anwesend zum Abschlusse des wichtigen Friedens mit dem Erzbischof Konrad von Salzburg, in Gegenwart der Bischöfe Heinrich von Lavant und Ulrich von Seckau, der Äbte Friedrich von Sankt Lambrecht, Engelbrecht von Admont und vieler österreichischer und steirischer Würdenträger.

Sonntag den 9. Februar 1298 hielt Herzog Albrecht in den Räumen der Burg eine der glänzendsten Fürstenversammlungen jener Zeit ab. Es galt die letzten Verabredungen wegen der gegen den deutschen König Adolf von Nassau einzuleitenden Schritte. Dabei waren anwesend: König Andreas von Ungarn mit seiner Gemahlin und Tochter Elisabeth, König Wenzel von Böhmen, Markgraf Hermann von Brandenburg, Boleslaus, Herzog von Oppeln, Nikolaus, Herzog von Troppau, Otto mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg, die Bischöfe Peter von Basel, Heinrich von Konstanz,



Grabmal der Herzogin Blanka in der Minoritenkirche. (S. 271.)

Theodorich von Olmütz, Bernhard von Passau, Theodor von Raab, Gregor von Prag, Emicho von Freising, Benedikt von Veszprim, Paul von Fünfkirchen, Ulrich von Seckau, Albert von Chiemsee, Haab II. von Waizen, Anton von Erlau, die Erzbischöfe Gregor von Gran und Johann II. von Kalocza und noch eine große Anzahl weltlicher und geistlicher Würdenträger und Adeliger, namentlich aus Ungarn. Da kam es denn, daß die Räume zur Beherbergung so vieler Gäste innerhalb und außerhalb der Stadt kaum ausreichten; zudem erschien alles mit Pferden und Dienerschaft, und so waren selbst die kleinsten Räume in den Vorstädten überfüllt. Die mit dem Könige Andreas angekommenen Ungarn machten aber wenig Federlesens: sie stellten einfach ihre Rosse in die Wohnzimmer der Bürger ein, warfen die Hausherren aus ihren Wohnungen, verschonten selbst Frauen und Töchter Vornehmer nicht und trieben solche Ungebühr, daß darüber viele Aufläufe entstanden und blutige Händel vorfielen. Ein solcher Fall war besonders eklatant. Vor dem Stubentore begannen in einer Herberge Fremde mit den Frauen, Töchtern und Mägden der Ein-

heimischen allerlei freche Scherze zu treiben; bei dem daraus sich entwickelnden Streite und Auflaufe wurden in einer einzigen Stube zehn Kumanen erschlagen, darunter befand sich — Albramm, der Sohn des Königs der Kumanen.

Solche blutige Vorfälle, die man in jenen Zeiten nicht so ernst aufnahm, hinderten aber nicht, daß die am 19. Februar 1298 vollzogene Vermählung der ungarischen Prinzessin Elisabeth mit dem erst neunjährigen böhmischen Thronerben Wenzel mit großem Gepränge in Wien gefeiert wurde, wobei Herzog Albrecht eine wahrhaft „königliche Pracht" und Freigebigkeit entfaltet haben soll.

Das Wort „königlich" hatte damals einen starken politischen Beigeschmack und wurde von dem Chronisten gewiß nicht ohne Absicht gebraucht. Die natürliche Rivalität zwischen dem König Adolf von Nassau und dem Herzog Al-

Magdalenakapelle bei St. Stephan. (S. 276.)

brecht I. wurde noch durch des ersteren Hinneigung zu den unbotmäßigen Standesherren von Österreich und durch seine Parteinahme für den unruhigen und kriegslustigen Erzbischof Konrad von Salzburg vertieft. Aber auch in Deutschland selbst war man mit Adolf von Nassau nicht zufrieden, der sich als tapferer Degen wenig auf die Feinheiten der meist von geistlichen Händen gesponnenen Fäden der damaligen Politik verstand.

Schon während der Königskrönung in Prag war die Absetzung König Adolfs und die Erwählung des Herzogs Albrecht zum römischen König beschlossen worden. Für den 1. Mai 1298 berief der Kurfürst von Mainz, ein erbitterter Gegner Adolfs, als des Reiches Erzkanzler die Kurfürsten nach Frankfurt und gleichzeitig brach der Herzog mit einem durch ungarische und böhmische Hilfstruppen verstärkten Heer nach Deutschland auf. Aber auch Adolf war nicht müßig geblieben und vereitelte mit seinem Heer die Versammlung in Frankfurt, die dann in Mainz zusammentrat und am 23. Juni seine Absetzung beschloß. Wenige Tage darauf, am 2. Juli, kam es bei Göllheim zum Zu-

sammenstoß der beiden Heere. Die blutige Schlacht zerfiel in eine Reihe von Einzelnkämpfen, deren zufälliger Verlauf die beiden erbitterten Gegner Albrecht und Adolf zusammenführte. Ein harter Kampf entspann sich, in welchem der letztere fiel; damit war ein weiterer Krieg gegenstandslos. Ohne eigentlich geschlagen zu sein, überließ das Heer Adolfs dem Gegner die Wahlstatt und zerteilte sich bald. Am 27. Juli wurde Albrecht I. zum römischen König erkoren, am 24. August erfolgte die Krönung in Aachen. Zum erstenmale trug ein österreichischer Landesfürst die deutsche Krone. (Abb. S. 266.)

Seinen Pflichten für das Deutsche Reich gegenüber hielt es König Albrecht I. als rätlich, für die Regierung und die Nachfolge im Besitze der österreichischen Länder Vorsorge zu treffen. Seine erste Absicht, die drei Söhne Rudolf, Leopold und Friedrich gemeinsam einzusetzen, wurde aufgegeben, da die Stände wieder sehr energisch gegen eine solche Dreimänner-Herrschaft auftraten, und am 21. November 1299 belehnte er den ältesten Sohn, Rudolf III., der den Beinamen des „Sanftmütigen" erhielt, in Nürnberg mit den österreichischen Ländern.

Der erst vierzehnjährige Herzog Rudolf III. traf Anfang des Jahres 1299, begleitet von den langjährigen Beratern seines Vaters, dem Marschall von Landenberg und den beiden Brüdern Wallsee, in Wien ein, wo ihm die Stände sofort huldigten. Nach einem froh verlebten Fasching nahm er in Neustadt auch die Huldigung der Steirer entgegen und kaum zwei Jahre später brachte er von Paris die ihm dort angetraute Tochter des Königs Philipp III. von Frankreich als seine Gattin nach Wien, freudig begrüßt und mit prächtigen Geschenken bedacht von den Wienern, die an ihrem „sanftmütigen" jungen Herzog großen Gefallen fanden. Soweit scheint seine Sanftmut aber denn doch nicht gegangen zu sein, um die sich noch immer regenden Unbotmäßigkeiten des Adels zu dulden, besonders gegen ritterliche Wegelagerer ging er sehr streng vor. Als Heinrich der Pillingsdorfer von der Burg Rauheneck im Helenental die ganze Umgebung beunruhigte, die Straßen unsicher machte und die Reisenden plünderte, bot Herzog Rudolf die Wiener zu einem Kriegszug auf, der zur Zerstörung des Raubnestes führte.

Lange währte aber die Herrschaft Rudolf III. in Österreich nicht. Nach der Ermordung des Königs Wenzel III. im Jahre 1306 wußte König Albrecht die lange widerstrebenden Stände Böhmens zur Wahl seines Sohnes zu bestimmen. Aber schon im nächsten Jahre starb dieser bei der Belagerung der Burg Horazdiowitz und als nun die Stände den Herzog Heinrich von Kärnten auf den Thron Böhmens beriefen, begann Albrecht I. einen Krieg, der sich unentschieden bis in das Jahr 1308 fortzog. Am 1. Mai 1308 fiel aber König Albrecht I. unter den Streichen seines Neffen Johann von Schwaben und seiner Mitverschworenen, wodurch die ganze politische Situation sich änderte.

Kaum hat ein Fürst so verschiedene und — es ist dies unleugbar, so ungerechtfertigte Beurteilungen erfahren, als Albrecht I. Man nannte ihn unter den Zeitgenossen hart und tyrannisch. Das waren aber die Stimmen von Gegnern, die ihn haßten, weil er ihre persönlichen Rechte, die sie sich anmaßten, unter das von der allgemeinen Wohlfahrt bedungene Gesetz beugte. Seine Sorge für das Gedeihen der Länder, sein strenger Gerechtigkeitssinn, sein tadelloser Lebenswandel, der auch aus seinem Lieblingsspruch hervorleuchtet: „Tapfer soll der Kriegsmann, der Pfaffe gelehrt, das Weib züchtig sein und nichts anderes!" — das waren Vorzüge, die ihm nicht zu bestreiten sind. Es war richtig, daß er, wie man oft klagte, eine „eiserne Faust" besaß. Aber es gibt Zeiten — und jene Albrecht I. war eine solche — die einer eisernen Faust bedürfen und wenn sie vom Verstand und vom Gerechtigkeitssinn gelenkt wird, ist ihr Walten

oft von Heil und sie richtet weniger Schaden an, als in bewegten Tagen die Herrschaft eines Fürsten, von dem Goethes Spruch gilt:

„Denn der Mann, der in schwankender Zeit selbst schwankend gesinnt ist,
Mehret das Übel und breitet nur weiter es aus."

Ob es richtig ist, daß schon dieser Fürst einen erweiternden Umbau des Stephansdomes ins Auge gefaßt habe, wozu allerdings die damals zur vollen Entwicklung strebende Gotik, wie sie sich in gleichzeitigen deutschen Bauten zeigt, einen mächtigen Ansporn bildete, ist sehr ungewiß.

Dagegen erhielt die Minoritenkirche gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre Ausgestaltung durch mehrere Kapellenbauten. Besonders Herzogin Blanka, die Gattin Rudolf III., wies der Kirche reiche Spenden zu, die zu einem vollkommenen Neubau bestimmt waren, dann aber eine andere Verwendung fanden. Auch ihre Ruhestätte fand die kurz vor dem Gatten verstorbene junge Fürstin in der Minoritenkirche und ihr Denkmal muß zu den schönsten Skulpturarbeiten jener Zeit gehört haben. (Abb. S. 272.)

Leider verschwand dieses herrliche Denkmal, eines der schönsten Wiens spurlos nach dem Jahre 1784. Dessen Standplatz war zuletzt in jenem Gewölbe welches durch die im Jahre 1697 im alten, auch die „Ludwigskapelle" genannten Chore aufgestellte sogenannte „heilige Stiege" (nach dem Muster der Scala-Santa in Rom erbaut, daher der Name) gebildet wurde. Später wurde die letztere beseitigt und teilweise zu den Stufen des neuen Hochaltars in der Augustinerkirche verwendet.

Im Jahre 1292 erbauten die Brüder Otto und Heimo in ihrem neben dem Rathaus gelegenen Besitz eine Kapelle, welche 1301 von Bischof Peter von Basel der heil. Maria geweiht, aber bald von St. Stephan losgelöst das Recht selbständigen Gottesdienstes erhielt. Nach Einziehung des Besitzes der Familie Heimo ging die Kapelle in den Besitz der Gemeinde über, hieß im Volksmunde aber noch lange nach den Stiftern die „Ottenheimkapelle," so daß ein besonderes päpstliches Breve diesen Namen verbieten mußte, worauf die Bezeichnung „Salvatorkapelle" allgemein üblich wurde. Von der ersten Bauanlage stammt nur mehr der gegen die Wipplingerstraße gelegene Chorteil, als dessen Baumeister Nikolaus Scheibenböckh aus Linz genannt wird. Im Jahre 1361 wurde die ursprünglich im ersten Stockwerk gelegene Kapelle bis in das Erdgeschoß erweitert und ein weiterer Zubau, bei dem eine zweite Kapelle angegliedert wurde, fällt in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Herzogin Blanka, die Gattin Rudolfs III., gründete um das Jahr 1300 eine Zufluchtsstätte für adelige Jungfrauen, die sich aber verpflichten mußten, nach den Satzungen des die größte Schweigsamkeit heischenden Ordens der Clarissinnen zu leben. Zu diesem Zweck erwarb sie 1304 ein am Schweinmarkt (Lobkowitzplatz) gelegenes Haus mit Garten, in dem zwei besonders berufene Nonnen die Einführung der strengen klösterlichen Zucht besorgten. Herzog Rudolf nahm die Stiftung nach dem am 29. März 1305 erfolgten Tod der Gattin in seinen Schutz und wendete derselben auch einen zum Ausbau der Minoritenkirche bestimmten Betrag von tausend Pfennigen zu. Das Kloster der Clarissinnen genoß stets die Gunst des Hofes und 1340 trat in dasselbe die Herzogin Anna, eine Tochter Friedrich des Schönen, 1360 die Tochter Katharina Herzog Albrecht II. und 1386 die Witwe Katharina des Burggrafen Konrad von Nürnberg. Strenge klösterliche Zucht und die Zugehörigkeit vieler Nonnen zu den ältesten Adelsgeschlechtern verliehen dem Kloster zu St. Clara immer ein besonderes Ansehen.

Aus einer Urkunde, die im Jahre 1316 ausgestellt wurde, ist zu entnehmen, daß damals das Nonnenkloster zu St. Laurenz am Fleischmarkt schon

bestand, ohne daß Näheres über die Zeit und Veranlassung der Stiftung festzustellen wäre. Friedrich der Schöne und seine Gattin, sowie Herzog Otto der Fröhliche wendeten dem Kloster wiederholte Spenden zu, das ursprünglich von Dominikanerinnen besetzt war, nach deren Aussterben aber 1345 den Kanonissinnen des Augustinerordens überlassen wurde, die bisher ein kleines, verfallenes Gebäude im „Aubusch", einem Teil des Praters, bewohnten. Auch die Nonnen des 1529 zerstörten Augustinerklosters zu St. Magdalena erhielten Aufnahme im Kloster von St. Laurenz, das von 1630 bis 1660 einem großartigen Umbau unterzogen wurde.

Im Jahre 1306 bestand schon auf dem Franziskanerplatz ein sogenanntes „Seelhaus". Es waren dies dem Mittelalter eigentümliche Institute, in welchen Frauen Zuflucht fanden und zu gewissen Andachtsübungen verpflichtet waren, ohne aber einem Orden anzugehören. Auch die „Seelbäder" für Aussätzige waren ähnliche Anstalten und durch die darin verrichteten Gebete sollten die Seelen der Stifter von den Folgen ihrer Erdensünden befreit werden. Das „Seelhaus" am Franziskanerplatz wurde dann in ein Kloster der Büßerinnen vom dritten Orden des heil. Franz von Assisi verwandelt und Herzog Albrecht III. bestimmte, daß darin Frauen, die sich früher in öffentlichen Häusern befunden, nun aber Buße tun wollten, Aufnahme finden und sich ihr Leben durch ehrliche Arbeit fristen sollen. Geschehe es aber, daß ein Mann eine solche Frau aus dem Kloster weg heiraten wolle, so solle man ihn nicht hindern, und auch wenn er einer Innung angehört, dürfen seine Genossen ihn keinen Vorwurf machen, es sei denn, daß er der Person schon zur Zeit, wo sie der Liederlichkeit angehangen, die Heirat versprochen habe. Ein geistlicher Aufseher und der Bürgermeister führten die Aufsicht über das Büßerinnenhaus, das auch eine Kapelle zu St. Hieronymus besaß. Wenn der Kanzler Friedrich III. Aeneas Sylvius in seiner Beschreibung Wiens sagt: „Es befindet sich hier auch ein Kloster bei St. Hieronymus, in welches reuige gemeine Frauen aufgenommen werden und wenn eine derselben sich neuerdings der Sünde ergibt, so wird sie in die Donau geworfen," so ist das eine arge Übertreibung. Bei einem solchen Fall, der bekannt ist, begnügte man sich, über die rückfällige Sünderin die Verbannung auszusprechen und selbst diese wurde, als sie Besserung gelobte, wieder aufgehoben. Eigentliche „Seelhäuser" bestanden in Wien noch zwei bis in das sechzehnte Jahrhundert. Eines reicht sehr weit zurück und führt den Namen „Seelhaus" schon in den ältesten Grundbüchern. Es stand am Dominikanerplatz, wurde 1529 zerstört, führte den Namen aber auch nach dem Neubau noch, als es schon lange anderen Zwecken diente; ein zweites „herzogliches Seelhaus" bestand auf der Laimgrube (VI. Bezirk) und dürfte auch in der Belagerung von 1529 zugrunde gegangen sein.

Im Jahre 1305 wurde eine Kapelle auf dem Stephansfriedhofe, geweiht dem heil. Virgilius, gegründet und mit der daselbst bestehenden Maria-Magdalenakapelle vereint. Diese alte Kapelle hatte auf der Nord-, d. i. der Stephanskirche zugewendeten Seite einen dreiseitigen Chorschluß, bis ans Dachgesims ansteigende Strebepfeiler und mächtige Fenster in Spitzbogen, dann ein kleines Türchen als Eingang zum Presbyterium, ferner einen späteren Zubau des Querschiffes auf der Nordseite zwischen Figurenschmuck mit zwei kleinen spitzbogigen Fenstern und darunter einen rundbogigen Vorbau, dabei ein geradliniges Portal, bei welchem wahrscheinlich der Eingang in die Gruft war, und endlich einen späteren Anbau samt einem Portal, zu welchem Stufen hinanführten, und dabei einen mit Doppel-Spitzbogenfenstern versehenen viereckigen Turm, der einen mit Knorren besetzten Helm trug. Im Jahre 1781 wurde sie vom Brande zerstört und abgetragen. (Abb. S. 273.)

Herzog Friedrich der Schöne und seine Brüder.

Nach dem Tode des Herzogs Rudolf III. waren noch fünf Söhne des Königs Albrecht I. vorhanden: Friedrich, Leopold, Heinrich, Albrecht und Otto, von welchen die beiden letzteren noch minderjährig waren. Nach den Verfügungen des Vaters sollte Friedrich, der um seiner Wohlgestalt willen schon bei seinem Leben ganz allgemein der „Schöne" genannt wurde, Österreich und Steiermark erhalten, Leopold aber die sogenannten „Vorlande," die aus den alten Besitzungen des Hauses Habsburg im Elsaß, dem Breisgau und

Das Blutgericht. (S. 279.)

der Schweiz bestanden und namentlich unter Albrecht I. durch Käufe bedeutend vermehrt wurden.

Die aufstrebende Macht des Hauses Habsburg und das auf eine Kräftigung der Kaisergewalt abzielende Regierungssystem Rudolf I. und Albrecht I. machten die deutschen Reichsfürsten wenig geneigt zur Wahl eines dritten Habsburgers. Die Stimmen vereinigten sich daher am 24. November 1308 auf den Grafen Heinrich von Lützelburg (Luxemburg), einen Bruder des einflußreichen Erzbischofs Balduin von Trier, der mit Überredung, Bestechung und allen möglichen Zugeständnissen die Stimmen für Heinrich gewann.

Von vorneherein war es klar, daß zwischen dem Hause Österreich und dem neuen Oberhaupt ein Gegensatz bestand. Offen trat er zu Tage, als im Juni 1309 die Brüder Friedrich und Leopold am Hoflager in Speier mit einem Gefolge

von 1400 Rittern erschienen, um die Belehnung mit ihren Ländern einzuholen. Fast wie eine Drohung sah ein in solcher Begleitung gestelltes Ansuchen aus; schlimmer noch wirkte es, daß neben dem glanzvollen Auftreten der jungen Fürsten der stets in Geldnöten befindliche König Heinrich VII. eine recht traurige Figur spielte. Er rächte sich dafür, indem er Schwierigkeiten wegen der Belehnung machte und sie erst erteilte, als sich die beiden Herzoge verpflichteten, zu seiner Unterstützung bei einem Kriegszug gegen Böhmen ein Heer auszurüsten und ihm gegen Verpfändung Mährens eine größere Summe vorzustrecken.

Beträchtlich entstellt kamen diese Nachrichten nach Österreich. Eifrig verbreitete man die Kunde, die Belehnung werde gar nicht erfolgen, da der neue König die österreichischen Länder für sein Haus erwerben wolle, wie es auch der erste Habsburger getan. Ein nach Speier gesendeter Kundschafter brachte zwar die Nachricht zurück, daß die Belehnung vollzogen sei, sowohl König Heinrich VII., wie Herzog Otto von Bayern aber bereit seien, eine Empörung gegen die Habsburger zu unterstützen.

Die alte Gegnerschaft einzelner mächtiger Landherren loderte wieder auf und sie scheuten sich nicht, den Bürgerkrieg nochmals zu entfachen. Unter der bewußten Lüge, daß Herzog Friedrich der Schöne die Belehnung nicht erhalten habe und des Landes verlustig sei, erhoben sich viele Adelsherren, an deren Spitze die Herren von Pottendorf und Zelking standen, gegen die herzogliche Gewalt. In Gemeinschaft mit den rasch ins Land geworfenen bayerischen Truppen führten sie einen Verheerungszug aus, der Hab und Gut aller Anhänger des habsburgischen Hauses verwüstete. Ganz Österreich war in Aufruhr; am Kamp schlug man sich für und gegen die Habsburger, aber auch bis in die Abhänge der Alpen tobte der Kampf, wo der im Wechselgebiet begüterte Othmar von Kranichberg alle habsburgisch Gesinnten verfolgte.

Bis nach Wien erstreckten sich die Verbindungen der Aufrührer. Welche Beweggründe einige der angesehensten Männer der Stadt diesmal bewogen, sich gegen das Herrscherhaus zu kehren, ist ganz unklar, wenn man nicht Bestechungen mit Geld oder blendenden Versprechungen annehmen will. An die Spitze stellte sich Heimos Sohn Otto und Berthold der Schützenmeister, letzterer ein Mann, welcher alles der Gunst Albrecht I. verdankte, der ihn zuerst zum Stadtrichter ernannte und ihm dann den Weg zu Vermögen und Ansehen ebnete. Gerade Berthold entwarf einen Anschlag, dessen verräterische Absicht schon in den Panieren zu Tage trat, um welche sich die Aufständischen scharten; diese waren nämlich blau und weiß geschacht, wiesen somit auf den Herzog Otto von Bayern hin, der ein abgesagter Feind der Habsburger war. Es wurde verabredet, daß an einem bestimmten Tage die mißvergnügten Landherren Österreichs und Steiermarks mit ihrem Gefolge ganz in der Stille nach Wien abrücken und die Stadt besetzen sollten, deren Tore sofort geöffnet werden würden. Im Vereine mit den Wienern sollte dann die herzogliche Burg angegriffen werden, welche damals die beiden jungen Herzoge Heinrich und Otto beherbergte.

Zum Glück für die herzogliche Sache erhielt der damalige herzogliche Hubmeister, in dessen Hand die Verwaltung der landesfürstlichen Einkünfte lag, ein Sprosse des angesehenen Erbbürgergeschlechtes der Greif, noch zu rechter Zeit Nachricht von dem verräterischen Anschlag, in welchen nicht viele, aber meist sehr angesehene Wiener verwickelt waren. Ritter Greif war ein Mann der Tat, den drohende Gefahr nur um so rascher handeln ließ; er schickte früh am Morgen nach seinen Freunden und hieß sie einen Eid der Treue schwören, den Fürsten nicht zu verlassen, was auch kommen möge. Sodann raffte er etwa 1000 Mann zusammen, welche der dem Landesherrn treuen Partei angehörten,

und führte sie in die Burg; die beiden jungen Herzoge aber entfernte er aus derselben und brachte sie heimlich in Sicherheit in seinem Amtshause am Petersplatze (nachmalige k. k. Polizeidirektion, mit der Nummer 10, alt 564), wo sie von Bürgern bewacht wurden. Die Stadttürme und Tore besetzte er mit verläßlichen Leuten, nicht minder die Türme vom St. Stephansmünster, auf daß nicht Sturm geläutet werden könne.

Als nun Berthold der Schützenmeister, der Haupt- und Rädelsführer des ganzen Aufruhrs, wahrnahm, wie übel die Dinge stünden, sandte er zum Hubmeister in die Burg und ließ ihm scheinbar treuherzig seine guten Dienste antragen, im Falle er seiner bedürfe. Der Hubmeister jedoch erwiderte: „Welcher Art die Dienste sind, die man dem Schützenmeister antragen mag, wird sich wohl bald zeigen, wenn Gott den Landesfürsten heimführt oder Herrn Dietrich von Pillichsdorf, den Landmarschall!“ Auf diese Andeutung hin, die ihm sehr gefährliche Aussichten bot, entfloh Meister Berthold mit seinem Anhange. Die Empörer jedoch, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, verwüsteten ringsum im Lande alles, was den Wienern gehörte, die treu zum Herzoge hielten; es war eben die Zeit zur Weinlese und so war der von ihnen verursachte Schaden ein sehr großer. In der Stadt aber erhoben sich die treu gebliebenen Bürger und stellten, unterstützt von den Handwerkern, eine förmliche Treibjagd gegen die Anhänger der Empörung an. Nur dem begütigenden Dazwischentreten der Geistlichkeit war es zu danken, daß es bei der Vertreibung der Heimo und ihres Anhanges blieb und nicht noch zu schlimmeren Gewalttaten kam. In einigen Tagen kamen auch der Landeshauptmann Ulrich von Wallsee und der Abt von Melk mit rasch zusammengezogenen Truppen, welche die Haufen der Empörer schlugen und zersprengten. Ob Berthold der Schützenmeister im Kampfe umkam, ist ungewiß, er blieb für alle Zeiten verschollen. Er kann aber noch heute als Beispiel eines undankbaren Emporkömmlings gelten, der es vom gewöhnlichen Schneider zu Ansehen und Reichtum brachte, sich aber durch maßlosen Ehrgeiz selbst den Untergang bereitete.

Der Aufstand war schon im ganzen Lande niedergeschlagen, als Herzog Friedrich wieder nach Österreich kam. Er bewies sich aber strenger und rachsüchtiger als sein Vater, obwohl dieser persönliche Unbill erfahren hatte. Es waren harte, zum Teil grausame Strafen, die der Herzog bei dem am 9. Februar 1210 abgehaltenen Gericht über jene Schuldigen verhängte, die in Haft waren. Den aufrührerischen Adeligen wurden die Güter entzogen und mehrere mit dem Tode bestraft; in Wien wurde der reiche, einflußübende Bürger Johann Stadelauer an den Schweif eines Pferdes gebunden, zur Stadt hinausgeschleift und gerädert. Er war Besitzer des Hauses „bei den Röhren“, oder der „Röhrhof“ genannt (von einer alten Wasserleitung stammend; der nachmalige „Seizerhof“, heutige „Bazar“ in der Seizergasse Nr. 6, alt 427) und wurde nunmehr auch dessen verlustig erklärt. Der Röhrhof wurde darauf vom Herzoge für eine Schuld von 700 Mark lötiges Silber den Wiener Bürgern Wernhard und Heinrich die Chranesten überlassen und 24 Jahre später von den Enkeln des letzteren an die Herzoge Albrecht II. und Otto den Fröhlichen für 400 Mark verkauft. In dem Hofe bestand auch damals schon die Kapelle St. Nikolaus.

Mit ihm büßten noch andere Teilnehmer in schrecklicher Weise, so daß das grausame Strafgericht noch heute unter der Bezeichnung „das Wiener Blutgericht“ bekannt ist. Die Brüder Wilhelm und Gottfried die Salser (Salsator, Salzhändler am heutigen Salzgries) wurden geblendet und ihnen die Zungen abgeschnitten; mehrere andere verloren die Hand, mit welcher sie die Treue geschworen, durch das Henkerbeil. (Abb. S. 277.) Auch der reiche Otto, Heimos Sohn, entging der Strafe nicht, obwohl er flüchtig war; er wurde

des Landes verwiesen und seine liegenden Güter nach den strengen Gesetzen jener Zeit konfisziert. Das große Haus Otto Heimos in der Wipplingerstraße, im Rücken an die Judenstadt grenzend, mit der Marienkapelle, schenkte der Herzog am 12. Mai 1316 der treuen Bürgerschaft von Wien. Dasselbe wurde die Grundlage des späteren Rathauses der Stadtgemeinde, zu welcher Bestimmung sein bedeutender (noch auf Wohlmuths Stadtplan vom Jahre 1547 zu erkennender) Flächenraum, der hohe geräumige Turm, die Kapelle mit ihren Stiftungen, dann das vormalige Versammlungsplätzchen auf der Straße (Salvatorgasse), die damals noch keinen anderen Namen erhalten hatte, als „Gasse da man von dem Hohenmarkt zum Rathaus geht", vollkommen paßte.

Unsere Abbildung bringt eine Ansicht des Rathauses und seiner Umgebung, wie es im Plane Hufnagels vom Jahre 1609 noch erscheint. Wir sehen darauf die zweischiffige Kapelle A, daneben das Rathaus mit dem Turme, dahinter und anstoßend die übrigen Gebäude, welche damals noch nicht

Das alte Rathaus.

in das Rathaus B einbezogen waren; ferner das mit einem Turme versehene Haus der reichen und angesehenen Familie Würffel unter C, jenes der Familie Haiden unter D.

So viel Anlaß zum Groll auch Herzog Friedrich gegen den König Heinrich haben mochte, dachte er doch viel zu ritterlich, um sich der vertragsmäßigen Pflicht seines Beistandes zum Kriegszug gegen Böhmen entziehen zu wollen. Es ehrt ihn als Mann, als Politiker war es ein schwerer Fehler; denn die Absicht Heinrichs, Böhmen für seinen Sohn Johann zu erwerben, lag offenkundig zu Tage, daß aber jede Stärkung der Macht des Hauses Luxemburg zu einer Gefahr für die Habsburger wurde, war auch klar. Um den Ansprüchen Johanns auch einen Schein von Berechtigung zu geben, vermählte der Vater ihn mit der letzten Fürstin aus dem Premyslidenstamm, mit Elisabeth, der Schwester Wenzel III. Das von Johann selbst geführte Reichsheer erzielte rasche Erfolge. Heinrich von Kärnten mußte aus Böhmen fliehen und am 7. Februar 1311 konnte sich Johann, im Anfang nicht unfreundlich aufgenommen, in Prag krönen lassen, womit die Aufgabe des Reichsheeres erfüllt war und auch Friedrich der Schöne wieder in seine Lande zurückkehren konnte.

In das Jahr 1312 fällt eine neuerliche Ergänzung des Wiener Stadtrechtes. In Form eines an die „Bürger, Krämer und Handelsleute" gerichteten Briefes vom 8. September werden deren alte Rechte und Gewohnheiten bestätigt, „damit fürbaß kein Zwietracht und kein Krieg mehr sein werde". Nur mit diesen Materien befaßt sich die von Friedrich erlassene Ergänzung, von den die Verfassung und Verwaltung der Stadt berührenden Fragen und auch von einer ausdrücklichen Bestätigung der von seinem Vater erlassenen oder der früheren Stadtrechte ist keine Rede.

Friedrich der Schöne. (S. 285.)

In das Jahr 1312 fällt die Einführung einer berüchtigten Institution in Wien. Es ist unleugbar, daß sich das Sektenwesen wieder sehr stark geregt haben muß. In einer „Narratio" (Erzählung) über das Auftauchen von Ketzern wird berichtet, daß Albert von Rauhenstein im Jahre 1312 unter seinen Reisigen im „untern Dorf", dem heutigen St. Helena, einen Mann entdeckte, der sich mit mehreren aus Asbach bei Amstetten eingewanderten Hausgenossen zur wunderlichen Sekte der Adamiten bekannte. Auch Begharden, eine schwärmerische weibliche Religionsgenossenschaft, die aber, weil sie sich der strengen kirchlichen Aufsicht nicht unterzogen, nicht anerkannt, und deren männliche Genossen Lollharde genannt wurden, machten sich bemerkbar. So viel wir von

ihren Lehren „des freien Geistes", der von ihnen geübten Gütergemeinschaft und den bei ihren heimlichen Zusammenkünften abgehaltenen Liebesmahlen wissen, waren sie ohne Zweifel nicht ganz bedenkenlos. Aber die gewöhnlichen polizeilichen Maßregeln, wie sie auch schon der damaligen Verwaltung zu Gebote standen, hätten gewiß hingereicht, um diese Querköpfe zu Paaren zu treiben. Aber im Geiste jener Zeit fiel so etwas in den Bereich des geistlichen Gerichtes und da ging es dann nicht so mild ab. Von den Adamiten wird uns berichtet, daß sie grausam verfolgt, teils hingerichtet und jene, deren man nicht habhaft werden konnte, durch den Schrecken vertrieben wurden. Gegen die Beghарden aber bot man gar ein förmliches Ketzergericht auf, das Bischof Bernhard von Passau im Jahre 1312 unter dem ominösen Namen der „Inquisition" in Wien installierte. Sofort wurden Jagden auf diese Leute befohlen und auch Prozesse gegen sie geführt, deren Urteile allerdings gründlich mit den verworrenen Fanatikern aufräumten. Schon 1313 konnte man den Wienern das Schauspiel einer Ketzerverbrennung bieten; ein Haupt der Lollharde mit Namen Neumeister mußte den Scheiterhaufen besteigen. Und mit solchem Eifer gab sich diese Inquisition ihrem Berufe hin, daß im Laufe weniger Jahre nicht weniger als 102 solcher Verbrennungen stattfanden. Mit gebührendem Abscheu, aber doch merkbarer Bewunderung wird in den Berichten erwähnt, daß die meisten dieser Ketzer mit großer Standhaftigkeit an ihrer Lehre festhielten und nur wenige Widerrufe vorkamen. Alle diese Maßregeln scheinen aber doch den erwarteten Erfolg nicht gehabt zu haben, denn noch zwanzig Jahre später wurde in Klosterneuburg eine ähnliche ketzerische Vereinigung entdeckt, die aber glimpflicher behandelt und einfach aus der Stadt gejagt wurde, was den Zweck ganz so erfüllt zu haben scheint, als die Massenverbrennungen.

Im Jahre 1313 faßte Herzog Friedrich „nach reiflicher Überlegung und mit Beistimmung seiner Brüder Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto" den Entschluß, auf dem von dem Wiener Bürger Herbord auf der Seul erworbenen Gute Mauerbach „zur Ehre der dreieinigen Gottheit, der seligsten Jungfrau Maria, des heiligen Johannes Baptist, des heiligen Antonius und aller Heiligen Gottes" ein Kloster für einen Prior und für zwölf Mönche und zunächst demselben ein Spital für zwölf Arme zu erbauen und Kloster und Hospital dem Kartäuser-Orden zu übergeben.

In der herrlichen Gegend am Mauerbach sollte jetzt der Geist ergreifender Bedürfnislosigkeit, einer schauerlichen Strenge sogar, eingeführt werden, der Geist des Ordensstifters Bruno, Kanonikus von Reims. Die Mönche, von den Laienbrüdern getrennt, welche gemeinsam lebten, Handwerke trieben, Feldbau und Viehzucht besorgten, wohnten je einer in Zellen, welche einzeln um die Kirche gebaut waren, und teilten hier ihre Zeit in Gebet, Stillschweigen und Arbeit; um Mitternacht wurden sie von der Kirchenglocke zur Frühmesse gerufen. Der Kartäuser trug auf dem Leibe ein stechendes Gewand, darüber ein Kleid von weißem Tuche mit Kapuze und Schulterbehang (Skapulier), durch einen Streifen von Leder gegürtet. Jeder bereitete sich die Speise selbst in seiner Zelle, nur an den Stiftsfesten und am Todestage eines Bruders speisten alle gemeinsam. Fleisch durfte nicht genossen werden, Fische nur in Krankheit; Wein zu trinken aber war nur an Fasttagen untersagt. Von Kreuzerhöhung bis Ostern durfte täglich nur einmal gegessen, an den Vigilien der acht Ordensfeste mußte bei Wasser und Brot gefastet werden. An Kapiteltagen durften sich die Mönche miteinander unterhalten und zuweilen auch gemeinschaftlich arbeiten.

Herzog Friedrich teilte nun sein Vorhaben dem Prior Heimo zu Chartreuse bei Grenoble, als dem obersten Vorsteher des Ordens, mit und dieser gab in einem Schreiben seine Beistimmung zu erkennen; er fügte ferner

die neu zu errichtende Kartause dem Ordensverbande ein, nannte sie Vallis S. Antonii (Tal des heiligen Anton), verfügte, daß in dem Hospitale nur Männer verpflegt werden dürften und daß sie unter der Aufsicht des Priors zu stehen hätten und ernannte den Prior der Kartause Seiz in Steiermark, Gottfried, zum Vorsteher der neuen Pflanzung.

Der Bau der Kartause von Mauerbach wurde mit solcher Umsicht betrieben, daß sie schon am 17. März 1316 fertig dastand und eingeweiht werden konnte, worauf Prior Gottfried mit seinen Mönchen sie bezog und ihr den Namen Vallis omnium Sanctorum (Allerheiligental) gab.

Am 24. August 1213 starb in der Nähe von Pisa König Heinrich VII. Der verhängnisvolle Traum einer Ausbreitung der deutschen Reichsgewalt auch jenseits der Alpen hatte ihn nach Italien geführt. Es ist ein großes Verdienst der deutschen Herrscher aus habsburgischem Stamme, daß sie diesem Traum nie nachhingen, der dem salischen und staufischen Geschlecht so verhängnisvoll wurde.

Diesmal konnten sich die Kurfürsten nicht zur einstimmigen Wahl einigen. Da die Kandidatur Johanns von Böhmen, des Sohnes von Heinrich VII., aussichtslos war, entschlossen sich die Luxemburger, ihren Einfluß für den Herzog Ludwig von Bayern aufzubieten, nur um keinen Fürsten des Habsburger Stammes auf den deutschen Thron gelangen zu lassen. Friedrich der Schöne glaubte es aber der Ehre seines Hauses schuldig zu sein, die Bewerbung um die deutsche Krone mit aller Macht aufrecht zu halten und so kam es zu einer Doppelwahl. Vier Kurfürsten, zu welchen auch der mit Herzog Friedrichs Hilfe vertriebene König von Böhmen, Heinrich von Kärnten, zählte, stimmten für Friedrich den Schönen, vier andere für den Herzog Ludwig von Bayern.

Darüber kam es zu einem durch Jahre währenden Krieg, der ganz Süddeutschland verheerte und die ganze Kraft der habsburgischen Fürsten in Anspruch nahm. Am schlimmsten kam dabei Herzog Leopold weg, ein tapferer Herr, der um seines stolzen Sinnes und seiner Tapferkeit willen den Beinamen „die Blume der Ritterschaft" führte. Denn er wurde in seinem Herzenswunsch, den Bruder in seinem Kampf um die Krone zu unterstützen, durch einen Krieg mit den Schweizern verhindert, die schon lange nach einer Gelegenheit auslugten, die Fürstenherrschaft abzuschütteln. In der blutigen Schlacht bei Morgarten wurde er am 15. November 1315 entscheidend geschlagen, wodurch er fast alle seine Besitzungen in der Schweiz verlor.

Dieser wechselvolle Krieg, dessen lange Dauer nur dadurch erklärt wird, daß Ludwig der Bayer jeder entscheidenden Schlacht auswich, hielt Friedrich den Schönen oft durch Jahre von seinen Ländern fern. Selbst als er im Jahre 1315 seine Vermählung mit Elisabeth oder Isabella von Arragonien feierte, zog er bald nach den Festlichkeiten wieder in den Kampf und kehrte erst 1316 nach Wien zurück. Nur die Jahre von 1317 bis 1320 brachte er in der Heimat zu, da die Erschöpfung beider Teile eine Pause im Krieg erforderte, die teils zu erfolglosen Verhandlungen, teils zu erneuerten Rüstungen benützt wurde. Im Jahre 1319 fand die Trauung einer Schwester Friedrichs, Jutta, mit dem Grafen Ludwig von Öttingen in Wien statt, wobei es nicht an prunkvollen Festlichkeiten fehlte.

In das Jahr 1320 fällt die Gründung des großen Stadtbuches, des sogenannten Eisenbuches, dessen Geschichte von hohem Interesse und Wichtigkeit ist, denn die der Stadt bereits durch die Babenbergischen Herzoge Leopold VI. und Friedrich II. bis zu einem gewissen Grade gegebene, durch König Rudolf I. im Jahre 1278 bedeutend erweiterte Willensfreiheit der Bürger und das ihnen eingeräumte Recht der städtischen Selbstverwaltung

erhielt dadurch vom Könige einen äußeren Ausdruck und eine formelle Bestätigung. Es hatten ihm nämlich die Wiener Bürger Klagen darüber vorgebracht, daß ihre Rechte mit dem Ableben der älteren Bürger immer mehr in Vergessenheit gerieten, und sie baten ihn, sie darüber aufzuklären und der daraus hervorgehenden Rechtsunsicherheit zu steuern. Nachdem sich Friedrich mit ihnen und den Landesherren über die dazu führenden Mittel beraten, gestattete er ihnen die Anlage eines Rechtsbuches zur Eintragung aller von ihnen gefundenen Rechte, die sodann für alle Zeit Kraft und Wirksamkeit haben sollten.

Die Aufzeichnungen sind jedoch keine von Privaten unternommenen Mitteilungen des Gewohnheitsrechtes oder Bearbeitungen des Rechtes, sondern die

Siegel König Friedrich des Schönen. (S. 287.)

mit ämtlichen Ansehen bekleideten Sammlungen von bestimmten Ergebnissen der städtischen Autonomie und der gesetzgeberischen Tätigkeit des Landesfürsten, weshalb die später dafür angenommene Bezeichnung als „großes Stadtbuch" die passendste ist. In jüngerer Zeit wurde das Buch, des starken Metallbeschlages wegen, das „Eisenbuch" genannt; in der jüngsten Aufzeichnung vom Jahre 1819 wird es „Gedenkbuch" genannt. Was dessen Gestalt anbelangt, ist das „Eisenbuch", wie es vorwiegend noch heute ist, ein sehr schöner Pergamentkodex in Groß-Folio, im ganzen 356 Blätter umfassend, in ledernem, aus jüngerer Zeit stammendem Einband, wobei jedoch die alten dicken, mit gepreßtem Schweinleder überzogenen Holzdeckel benützt wurden: die Ecken, sowie die Ränder sind durch sehr starke, schön ausgeführte metallene Beschläge geschützt, an denen Gravierungen angebracht sind; an den Eckbeschlägen, sowie auch in der Mitte finden sich sehr starke Buckel von Messing befestigt; zwei starke Spangen von Metall halten das Buch zusammen; dessen Länge ist 44·5, Breite 32, Dicke 14 Zentimeter.

Die Aufzeichnungen im „Eisenbuche“ beginnen mit dem Jahre 1320 und reichen bis 1819. Wir werden die darin enthaltenen wichtigsten Urkunden der Stadt ohnehin im Verlaufe zu berühren haben, und so entfällt für uns die Notwendigkeit, ein Verzeichnis derselben hier mitzuteilen. Zu bemerken ist noch, daß das Buch an einer Kette befestigt war, diese diente jedoch nicht, um dasselbe an den Tisch festzuschließen, sondern zum Aufhängen des Buches, was die älteste Einrichtung der Bibliotheken war.

Mit furchtbarer Schwere lastete der schon solange währende Krieg, dessen Ende noch immer nicht abzusehen war, auf ganz Deutschland, besonders aber auf den österreichischen Ländern, die in ihrem Gedeihen auch durch mehrere aufeinander folgende Mißjahre geschädigt wurden. Gleich beim Beginn des Krieges war der Geistlichkeit eine Abgabe im Betrage des zehnten Teiles ihrer Einkünfte auferlegt worden und dieselbe Besteuerung wurde dann auf alle aus dem Weinbau fließenden Erträgnisse ausgedehnt. Im Jahre 1316 griff man aber zu einer ganz neuen Steuerreform, indem von jedem ein eidliches Einbekenntnis seines Einkommens gefordert wurde, von dem dann eine zehnprozentige Abgabe entrichtet werden mußte, eine ungewöhnlich hohe und schon durch ihre Neuheit drückend empfundene Besteuerung.

Im Jahre 1322 nahm man den Krieg mit neuen Kräften wieder auf und nun drängten endlich beide Teile zu einer Entscheidung. Die einzelnen Wechselfälle dieses Kampfes liegen der Aufgabe dieses Buches zu fern, um sie eingehender zu besprechen: es genügt zu wissen, daß es am 28. September 1322 zur Schlacht bei Mühldorf kam, die trotz aller Tapferkeit so unglücklich endete, daß sowohl Friedrich der Schöne, wie sein Bruder Heinrich als Gefangene in die Hände des Siegers Ludwig von Bayern fielen. Der letztere wurde der Obhut des Königs Johann von Böhmen übergeben, der ihn auf Schloß Pürglitz brachte, Friedrich der Schöne aber kam in ritterliche Haft auf die bayerische Feste Trausnitz. Es ist bekannt, in welcher mannhaften Weise Friedrich am gegebenen Wort festhielt; im Jahre 1325 schloß er mit König Ludwig dem Bayer einen Vertrag, der ihm die Freiheit unter der Bedingung zurückgab daß auch seine Brüder sich dem Übereinkommen anschlossen. Aber diese verweigerten die Zustimmung, namentlich Herzog Leopold erklärte es mit seiner Ehre und mit der Würde des Hauses Habsburg unverträglich, Ludwig den Bayer als Reichsoberhaupt anzuerkennen. Ohne sich zu besinnen, stellte sich Friedrich, da er seinerseits den Vertrag nicht erfüllen konnte, wieder zur Haft in Trausnitz ein, obwohl es nicht an Beratern gefehlt hatte, die meinten, einem so bitteren Feinde, wie dem Bayernfürsten, brauche man nicht Wort zu halten.

Friedrich dachte mit Recht anders. Seine mannhafte Redlichkeit wirkte aber so sehr auf Ludwig, der übrigens ein Jugendfreund Friedrichs war und mit diesem gemeinsam die Erziehung genossen hatte, daß er noch im gleichen Jahre einen neuen Vertrag schloß, der Friedrich die Freiheit gab, ihm den Königstitel ließ und eine allerdings nur nominelle Anteilnahme an der Regierung des Deutschen Reiches zugestand.

Man zählt daher auch Friedrich den Schönen gemeiniglich in der Reihe der deutschen Herrscher nicht mit, woher es sich erklärt, daß der nächste Träger dieses Namens auf dem deutschen Thron bald Friedrich III., bald Friedrich IV. genannt wird. (Abb. S. 281.)

Im Jahre 1326 in die Heimat zurückgekehrt, erwarteten den vielgeprüften Fürsten neue Kümmernisse. Während die Wiener jubelten, ihren Herrscher wieder zu sehen, war dieses Glück jener versagt, die ihm am nächsten stand und die am meisten danach bangte — er fand seine Gattin Elisabeth erblindet. Wie

man sagte, ertötete das unaufhörliche Weinen über die Gefangenschaft ihres geliebten Gatten endlich ihre Sehkraft. Kurz nach seiner Rückkehr kam die Nachricht vom Tode seines Bruders Leopold, der am 13. Februar 1326 in Straßburg gestorben war. Dieser Verlust traf Friedrich den Schönen tief, denn diese beiden Brüder hingen mit großer Treue aneinander. „Was soll ich auf Erden beginnen ohne dich?" rief Friedrich, vom Schmerz übermannt, beim Empfang der Trauernachricht aus. „Warum hast du mich verlassen auf dem sturmbewegten Meere dieser Welt!" Im nächsten Jahre starb auch Herzog Heinrich, der gegen schweres Lösegeld bald der Haft auf Schloß Pürglitz ledig geworden.

Schwerer aber als diese Verluste traf König Friedrich das unbrüderliche Verhalten Ottos, der im Widerspruch mit den Verfügungen des Vaters verlangte, daß Friedrich sich mit der deutschen Scheinkönigschaft begnügen, ihm aber Österreich und Steiermark übertragen solle. Unterstützt von seinem Schwiegervater griff Otto sogar zu den Waffen; auch die Könige von Ungarn und Böhmen ging er um Hilfe an, die natürlich sofort bereit waren, mit ihren Scharen in Österreich einzufallen, zu sengen und zu brennen. Ein 1328 zu Bruck an der Mur abgeschlossener Vertrag, welcher Otto die Vorlande zusicherte, stellte zwar den Frieden her, aber tief verbittert und gebeugt von allen Schicksalsschlägen, die sein so hoffnungsvoll begonnenes Leben getroffen hatten, übertrug Friedrich der Schöne die Regierung an den jüngeren Bruder Herzog Albrecht II. und zog sich auf die Feste Gutenstein zurück, wo er schon am 13. Januar 1330 starb. Nach seinem Wunsch fand er seine Ruhestätte in der Kirche der von ihm gestifteten Kartause Mauerbach. Nur ein halbes Jahr überlebte ihn seine Gattin Elisabeth; sie starb am 12. Juli 1330 und wurde bei den Minoriten in Wien begraben, das ihr errichtete Denkmal ist aber gleich dem ihrer Schwägerin Blanka bei dem im Jahre 1785 vorgenommenen Umbau spurlos verschwunden.

Die letzten Regierungsjahre Friedrich des Schönen verliefen für Wien, das von den Kämpfen in Deutschland nicht unmittelbar berührt wurde, ziemlich ruhig. Aber nicht teilnahmslos verfolgte man die Vorgänge; so brach, als auf einem seiner Kriegszüge die Stadt Regensburg Friedrich dem Schönen den Durchzug verweigerte, in Wien ein gegen die Regensburger Kaufleute gerichteter Tumult los, der zu Plünderungen der Niederlagen ausartete und nur mit Mühe beigelegt werden konnte.

Wiederholt wurde die Stadt von großen Brandkatastrophen heimgesucht. Am 5. Dezember 1326 entstand eine Feuersbrunst, die einen gewaltigen Umfang erreichte; zwei Dritteile der Gebäude standen in hellen Flammen. Der Brand war in der Wallnerstraße im Hause eines Bäckers ausgebrochen. Wenige Monate darauf, am 23. März 1327, brach während des Mittagmahles Feuer aus in der Küche des Meisters Heinrich, Notars am Münster zu St. Stephan, und währte bei heftigem Sturmwinde den ganzen Tag hindurch, so daß an Rettung nicht zu denken war. Von der Herrengasse an, den Kohlmarkt entlang, ergriff der Brand die Kirche St. Michael, so daß die Turmglocken schmolzen, nahm seinen Lauf durch die Bräunerstraße über den Graben, den Stock-im-Eisen-Platz und die Kärntnerstraße bis zum Hause Meister Jakobs, des Arztes; durch die Goldschmiedgasse bis zum Hafnersteig (Griechengasse); vom Tore zum Stephansfreithof bis zur Hohen Schule; die Singerstraße entlang bis zur Stadtmauer; die untere Bräunerstraße (Habsburgergasse) hindurch bis zum Hause Hugos, des Roßtauschers, und alle folgenden Straßen bis zum Neuen Markt. Umsonst begab sich Herzog Friedrich selbst zu den Brandstätten, um die Arbeiter anzueifern; die Stadt wurde bis auf eine, um den Neuen Markt gelegene Häusergruppe verheert.

Der bedeutendsten religiösen Stiftung Friedrich des Schönen, der Kartause Mauerbach, wurde schon ausführlich gedacht. Aber auch Wien erhielt Beweise seines kirchlichen Sinnes. Während seiner Gefangenschaft in Trausnitz gelobte er, im Falle seiner Befreiung dem Orden der Augustiner aus Dankbarkeit ein neues Kloster zu stiften, weil sich der am Hofe König Ludwigs befindliche Augustinerprior Konrad Tattendorfer viel um die Befreiung Friedrichs aus der Kriegsgefangenschaft bemühte. Der Herzog löste nach seiner Rückkehr (1326) das Gelübde: er berief eben den Prior Konrad, der sich auch nicht minder um die Verwirklichung des Gelübdes annahm, mit mehreren Ordenspriestern nach Wien und händigte denselben die vom 15. März 1327 ausgestellte Stiftungsurkunde ein. (Bild S. 284.) In derselben schenkte er im Einverständnisse mit seinen Brüdern Albrecht und Otto dem Orden ein Haus in der Hochstraße, dem Kloster Mauerbach gehörig, nebst einem angrenzenden Flächenraume, um alldort ein neues Kloster mit Kirche, Chorhaus und anderen Stätten zu erbauen, damit dasselbe von dreizehn Priestern bezogen werden könne, obgleich es erlaubt wurde, die Zahl der Konventmitglieder zu vermehren, wenn deren Erhaltung durch Woltäter möglich sei. Auch sollte das Kloster mit allen jenen Freiheiten und Auszeichnungen gleich anderen derlei Stiftungen der römischen Könige und Fürsten ausgestattet und unter den besonderen Schutz der Stifterfamilie gestellt werden. So erhielten denn die Mönche, statt ihrer beengten Ansiedlung am oberen Werd (Roßau), das neue Kloster, in welches sie unter dem neugewählten Prior Hermann Herzog Friedrich gegen Ende Juli selbst einführte. Der Kirchenbau begann jedoch erst 1330, und zwar durch Meister Dietrich Landtner. (Abb. S. 288.) Die beigegebene Ansicht ist interessant, weil sie auch die damalige Anlage der Burg zeigt. Wenige Jahre später erhielt die Augustinerkirche einen Zubau, die heute noch bestehende, nur durch einen Gang von dem Chor getrennte Georgskapelle. Herzog Otto hatte nämlich eine Adelsgesellschaft, die Templaise, gebildet, deren Zweck die Unterstützung des deutschen Ordens und die Erhaltung echt ritterlichen Sinnes war. Diese Verbindung baute für ihren Gottesdienst die St. Georgskapelle, die gegen Ende des Jahrhunderts nach Auflösung der Templaise den Augustinern eingeräumt wurde.

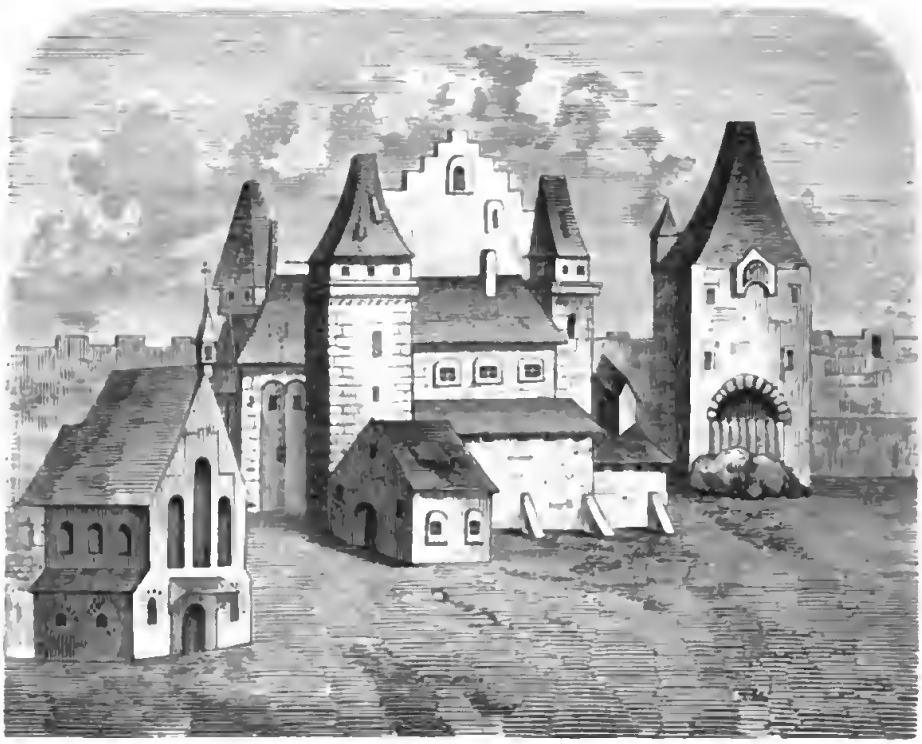
Das verlassene Mönchskloster im oberen Werd widmete Friedrich der Schöne zu einem Hospital, das aber noch später mit dem von Herzog Otto 1330 errichteten Spital St. Martin vor dem Widmertor vereinigt wurde. Aus dem Stiftsbrief des letzteren sei hier eine Stelle angeführt, welche beweist, daß für das leibliche Wohlergehen der Pfleglinge ausreichend gesorgt war, aber überhaupt einen Schluß auf die Lebenshaltung unserer Vorfahren gestattet. Die „Phruentner Gemain in sante Mertenspitel vor Widmer Tor zu Wienn Hertzog Otten selige Stiftung" beherbergte 20 Männer und 10 Frauen, außerdem hatten 4 Priester den Dienst an der Martinskapelle zu versehen. Über die Atzung der „Gemain" bestand folgende Vorschrift: „wenn man Fleisch isset, des morgens (nach jetziger Tageseinteilung eine frühe Mittagszeit) drei essen von Kuchen (gekochte Speisen); das erst ain Kraut und Fleischs, das andere von Milich, dritte von Fleisch, des abends zwei Essen, eins von Fleisch, das andere von Ches oder von Ayrn. Aber an den Vasttagen soll man jn geben jegleichen ein Kraut und hering und ain Essen von Gemüs, yegleichen ain stück visches. An Samstagen und an anderen Tagen, wenn man Ches und ayr isset, so soll man jn geben des Morgens ain Kraut mit Ches, ain Essen von Milich und jeglichen zwey Ayr, des Abends soll man jn geben ain ausgezogen (weichen) Ches und yegleichen zwey Ayr, oder ain Essen von Milich."

Die Kapelle des Hospitales im Werd zu St. Johann genannt, blieb aufrecht: aus ihr ging 1417 die Pfarrkirche des „Fischerdörfchens" (Roßau)

hervor. Das Gebäude des Spitals wurde 1360 von den Karmelitern bezogen, welche daselbst eine Kirche zu Ehren Gottleichnams errichteten. 1386 wurde das Kloster durch Brand zerstört, worauf die Karmeliter ihr großes Kloster am Hof erhielten. Die Johanniskirche bestand aber noch einige Zeit nach der ersten Türkenbelagerung.

Herzog Albrecht II., der Weise.

Seinen Beinamen verdankt dieser Fürst der klugen Besonnenheit, die er schon als Vermittler zwischen seinen Brüdern Friedrich und Otto bewiesen hatte und die er auch in allen seinen späteren Handlungen bewies. Von dem



Die alte Augustinerkirche bei der Burg. (S. 287.)

hochfliegenden Ehrgeiz Friedrich des Schönen, dem stolzen kriegerischen Sinn seines Bruders Leopold, der leichtbeweglichen frohgemuten Natur Ottos hatte er nichts. Er war ein kühler Rechner, der die Möglichkeiten erwog und sich am liebsten von den Welthändeln ganz ferngehalten hätte, um für die Wohlfahrt seiner Brüder, die innere Macht seines Hauses sorgen zu können.

Viel Einfluß auf diese Charakterbildung mag allerdings ein grauenhafter Vorfall gehabt haben, der kurz nach dem Tode Friedrich des Schönen, als Albrecht II. eben die Herrschaft in Österreich übernommen hatte, eintrat. Die Chronik erzählt uns darüber: Bei einem Gastmahle in der Burg wurde ein durch seine seltene Größe ausgezeichneter Fisch aufgetragen, der dem Herzog Albrecht und seiner Schwägerin Elisabeth, der Gattin des abwesenden Herzogs Otto, besonders mundete. Sie aßen reichlich davon, erkrankten beide aber sofort unter heftigen Vergiftungserscheinungen. Mit Mühe wurde der Herzog

gerettet, jedoch blieb eine unheilbare Lähmung zurück, von welcher er auch seinen zweiten Beinamen, „der Lahme“ hat, Herzogin Elisabeth aber starb unter heftigen Schmerzen.

Damals war man in der Naturwissenschaft noch nicht so weit, um die Krankheitsursache auf das richtige Maß zurückzuführen, welches entweder den Fisch selbst als giftig oder andere Zersetzungsprozesse klarlegen konnte; so fand sich denn sofort ein klug scheinender Ausleger, die Chronik nennt ihn einen „Pfaffen aus Schwaben“, welcher brieflich den Verdacht des Herzogs Albrecht auf dessen eigenen Küchenmeister, den beim Herzoge und sonst in allen Kreisen

Das Maifest. (S. 295.)

beliebten Stibor Chrezzel (Kreffel) lenkte, als hätte derselbe seinen Herrn zu vergiften gesucht. Meister Kressel wurde sofort verhaftet und lange Zeit bei Wasser und Brot in Gewahrsam gehalten, bis sich endlich dennoch seine Unschuld herausstellte. Der Angeber wurde ergriffen und ihm der Prozeß gemacht. Auf dem Hohen Markt wurde hoch auf einer Säule ein „Vogelhaus“ (eiserner Käfig) gestellt, der Verleumder hineingesetzt und durch vierzehn Tage der Schaulust des Volkes preisgegeben. Dann nahm man ihn heraus und „vermauerte ihn auf dem Stefansfreithof“. Es ist da jedoch nicht eine Einmauerung bei lebendigem Leibe zu verstehen, denn die Chronik sagt eigens: „da starb er auch furcgleich darnach in ainem stockch“ (Stock, d. i. ein Klotz, woran die Gefangenen in den Gefängnissen befestigt wurden, oft auch ein ausgehöhlter Klotz, worein sie mit den Füßen geschlossen wurden, endlich auch die Bezeichnung für

das Gefängnis überhaupt). Jedenfalls war Meister Stibor dankbar für die Wiederherstellung seiner Ehre und für die Befreiung, denn er schenkte der Kirche St. Michael in Wien viele Paramente und ließ die Nikolauskapelle daselbst in ihrer jetzigen Gestalt neu erbauen, auch machte er die Stiftung einer täglichen Messe und erbaute ein Familienbegräbnis für sich und seine Angehörigen in dieser Kapelle.

In seiner äußeren Politik war das ganze Bemühen Herzog Albrecht II. auf die Erhaltung des Friedens und der unversehrten Machtstellung seines Hauses gerichtet. Dabei war er allen uferlosen Plänen abhold; er bewies das sofort, als er es rundweg ablehnte, im Sinne seines Bruders Otto den Kampf um die deutsche Krone fortzusetzen. Im Gegenteil schloß er schon 1330 einen Frieden mit Kaiser Ludwig, und später sogar ein Bündnis, das sich gegen die Pläne des stets länderhungrigen und unruhigen König Johann von Böhmen kehrte.

Infolge der getroffenen geheimen Abmachungen belehnte Ludwig der Bayer 1335 nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Kärnten die Herzoge von Österreich mit diesem Land nebst Krain und den südlichen Teilen von Tirol und 1335 empfing Herzog Otto in der althergebrachten Form die Huldigung der kärntnerischen Stände am Zollfeld.

Darüber kam es zu einem Krieg mit Johann von Böhmen, der jede Vergrößerung der habsburgischen Macht wie einen Stachel empfand, aber Herzog Albrecht wußte auch diesen Kampf durch einen klugen Frieden zu enden, der den Luxemburgern den Besitz Tirols durch eine Verbindung des jüngeren Sohnes Heinrich des Königs Johann von Böhmen mit Margareta, der Tochter Heinrichs von Kärnten, die den absonderlichen Beinamen „der Maultasche" führte, in Aussicht stellte. Diese Verbindung kam zwar zu stande, aber Margareta und ihre Tiroler fanden so wenig Gefallen an dem Gatten und Landesherrn, daß er aus dem Lande vertrieben wurde, worauf sich die erstere mit einem Sohn des Kaisers Ludwig, dem Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, vermählte.

Noch vor Ausbruch des Krieges kam zur Verabredung gegenseitiger Unterstützung Kaiser Ludwig nach Wien, wo er mit allen gebührenden Ehren empfangen wurde, nur das Geläute der Kirchenglocken mußte er entbehren, da er seit 1331 unter der Exkommunikation stand. Der noch weit herauf reichende Gebrauch, beim Einzug eines fremden Fürsten die Kirchenglocken zu läuten, stammt wohl daher, daß es früher üblich war, den hohen Gast sofort nach dem Eintreffen in eine Kirche zu führen, wo er ein Gebet verrichtete und den Segen empfing. Man erwies diese Ehre aber nur im Rang über dem Landesherrn stehenden Fürsten und selbstverständlich unterblieb sie, wenn der Gast durch kirchliche Strafen betroffen war.

Nachdem der Krieg gegen Böhmen durch den Frieden von Enns beendigt war, fand sich auch König Johann noch im Jahre 1336 in Wien ein, wo ihn sein Schwiegersohn Herzog Otto der Fröhliche, mit dem er schon wiederholt im Felde die Klingen gekreuzt hatte, empfing. In dessen Begleitung trat er an das Krankenlager seiner unglücklichen ersten Gattin Elisabeth, einer Tochter Friedrich des Schönen, von welcher er sich unter dem Vorwande körperlichen Unvermögens sofort wieder aus eigener Machtvollkommenheit trennte. Elisabeth lebte seit dieser Zeit in vollster Zurückgezogenheit in Wien, nur den Werken der Frömmigkeit und des Wohltuns ihre Zeit widmend. Sie nahm den Besuch, der sie gewiß nur peinlich berühren konnte, mit ihrer gewohnten freundlichen Milde auf, „verschämt schier und ganz nach der Jungfrauen Art", erzählt ein Chronist. König Johann aber wurde so tief ergriffen, daß er schluchzend das Zimmer

verlies. Wenige Tage darauf, am 23. Oktober 1336 starb die edle Frau, von welcher der Dichter Ulrich von Pfannberg sagte: „Bei ihrem Leichenbegängnisse ist der Frohsinn des ganzen Adels verstummt. Kam dieser sonst an den Hof, so hatte ihn Elisabeth stets mit Achtung empfangen, den Armen selbst herablassend behandelt, nie ihren Genossen oder ihrem Gefolge gegenüber sich irgendwie übernommen." Sie fand ihre Ruhestätte neben dem Vater in der Kartause zu Mauerbach.

Im Jahre 1337 unternahm Herzog Albrecht II. trotz seines Körpergebrechens eine Wallfahrt, die er im braunen Pilgrimskleid zurücklegte. Sie führte ihn über Königsfelden am Rhein, wo seine Schwester Agnes an der Stelle des schrecklichen Mordes an ihrem Vater Albrecht I. ein Kloster gestiftet hatte, nach Aachen, wo er am Grabe Karl des Großen und vor den vielen Reliquien des Domschatzes seine Andacht verrichtete. Bei seiner Rückkehr wurde er in Wien von den Bürgern mit Beweisen ihrer Anhänglichkeit und Treue empfangen und man veranstaltete eigene Prozessionen zur Verehrung der seltenen Reliquien, die er aus Aachen mitbrachte. Ein Teil derselben kam in die Burgkapelle, den anderen widmete der Herzog der gleich im Beginne seiner Regierung gegründeten Kartause Gaming. So verweilte er denn wieder, wie ein Chronist sagt, in Wien, „von der Pilgerreise die müden Glieder ausruhend, erteilte er doch jedem Zutritt bei sich und versäumte auch bei Übelbefinden keine seiner Pflichten".

Und diese stellten eben jetzt große Anforderungen an seine geistige und körperliche Kraft. Der Sommer 1338 brachte eine Heuschreckenplage noch furchtbarer als jene des Jahres 1195. Die ganze Umgebung von Wien und ein großer Teil des Landes wurde verheert durch diese Tiere, die gegen fünf Zentimeter lang geschildert werden und nach den angegebenen Kennzeichen zu der Art der Wanderheuschrecken (Acridium migratorium) gehört haben müssen. Auch diesmal kamen sie von Osten; bei Tagesanbruch erhoben sie sich von den kahlgefressenen Ländereien und flogen in so dichten Schwärmen, daß die Sonne verfinstert wurde. Kein Mittel, sie zu vertreiben, half. Markgraf Karl von Mähren, ein Sohn Johanns von Böhmen, erzählt in seinem Tagebuch, daß er bei Pulkau einen niedergelassenen Schwarm abgemessen und ihn 35.000 Schritte breit gefunden habe, die Länge aber war noch viel beträchtlicher, so daß die Zeit nicht hinreichte, um sie zu messen. Das Schlimmste aber war, daß diese Tiere, obwohl sie den ganzen Sommer über gleich viel blieben, doch massenhaft starben und in ganzen Landstrichen einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Erst das kühle Wetter machte der Plage wieder ein Ende, in kleineren Schwärmen erschienen sie aber auch noch im nächsten Jahre.

Seiner ganzen aus Milde und Festigkeit bestehenden Regierungsweisheit bedurfte aber Herzog Albrecht II., als 1338 die schon lange unter der Bevölkerung von Wien gärende Mißstimmung gegen die Juden sich in sehr bedenklichen Tumulten Luft zu machen drohte.

Schon unter Herzog Rudolf III. war es im Beginn des Jahrhunderts wiederholt zu Unruhen gekommen, als deren Grund man angab, daß einzelne Juden durch Bestechung Hostien an sich gebracht und mit denselben gotteslästerlichen Unfug getrieben hatten. Inwieweit diese Beschuldigungen berechtigt waren, läßt sich kaum mehr entscheiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach beruhten sie, wenn nicht auf Erfindungen, so doch auf Übertreibungen, die nur den Vorwand gaben für wirtschaftliche Beschwerden, die man nun allerdings nicht ganz unberechtigt nennen kann. Die vollkommene Gleichberechtigung, welche scheinbar den Juden durch den Freiheitsbrief Kaiser Friedrich II. und die Privilegien Friedrich des Streitbaren verliehen wurde, hatte nur einen theoretischen

Wert, in Wahrheit blieben die Juden noch immer von allen bürgerlichen Erwerben ausgeschlossen, zu welchen sie auch wenig Eignung und Neigung hatten, und auf den Handel, das heißt auf Geldgeschäfte beschränkt, denn der eigentliche Warenhandel lag in den Händen der Bürger und der Kaufleute.

Das Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner ist aber immer ein mißliches, besonders wenn es als Massenerscheinung zwischen zwei durch Abstammung und manches eingewurzelte Vorurteil getrennten Bevölkerungsklassen auftritt. Dazu kamen aber, abgesehen davon, daß die Klagen über Bewucherung durch die Juden offenbar in vielen Fällen berechtigt waren, noch andere Umstände, welche die Lage verwirrten. Eine dieser Ursachen lag in den heillosen Zuständen des Münzwesens, wie sie durch das ganze Mittelalter und noch darüber hinaus herrschten.

Die außerordentliche Verwirrung der Münze, die große Anzahl der Münzberechtigten, die Menge der Münzsorten und ihr von Jahr zu Jahr, von Stadt zu Stadt wechselnder Feingehalt, machten schon im frühesten Mittelalter eine eigentümliche Art von Geldhandel oder Geldwechsel notwendig, indem der Kaufmann das auf einem Jahrmarkt gelöste Geld durch Umtausch gegen die in seiner Heimat giltigen Münzen erst nutzbar machen mußte. Das Recht eines solchen Tauschhandels stand in Wien eigentlich nur den Münzer-Hausgenossen zu, welche das für die Ausmünzung nötige Edelmetall einhandelten und die Barmünze in Umlauf brachten; es reichte jedoch ihr Wechselgeschäft noch lange nicht für das allgemeine Bedürfnis aus und deshalb wurde auch dieser Geldhandel als freies Gewerbe betrieben, das sich vom Warenhandel nur dadurch unterschied, daß dieser mit größtem Fleiß und Erfolg vom deutschen Bürgertum erfaßt und ausgebildet, der Geldhandel dagegen bis in die späteren Zeiten vorzugsweise den Fremden überlassen blieb.

Ein großer Teil dieser Darlehensgeschäfte lag aber in den Händen der Juden, die dabei stets mit einem großen Risiko rechnen mußten. Denn die großen Herren, deren Schuldscheine in den Truhen der Juden lagen, waren meist schlimme Zahler, und wurden sie gedrängt, so riskierte der Gläubiger nicht bloß Kapital und Zins, sondern oft auch seinen Kopf. Dadurch wurde der allgemeine Zinsfuß hinaufgeschraubt und die allgemeine Verschuldung immer größer.

Und so brachte die Geldbedürftigkeit der Fürsten und des Adels allmählich die Kron- und Hauskleinodien, Ländereien und Burgen, Zölle und Abgaben, von Seite der Bürger die Häuser, Ländereien und Weingebirge in die Hände meist ungläubiger Gläubiger, wenngleich auch gute Christen so manches Land und Juwel als Pfand eingesackt hatten. Und so klagten schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert länderreiche Fürsten, vermögliche Klöster und Gemeinden, daß „der Abgrund der Zinsen und Schulden bei den Juden" sie verschlinge. Es hielt sich aber auch der Zinsfuß auf einer für die damalige Zeit ganz unbegreiflichen Höhe; der gesetzliche Zinsfuß war nämlich von 20 bis 40 Prozent! Und derselbe mußte auf die Weise, wie er in städtischen und fürstlichen Verordnungen bei allen Anleihen auf Wochenzinsen, dem eigentlichen Geldhandel auf Pfand, bestimmt wurde, mit entsetzenerregender Schnelligkeit den Schuldner mit Hab und Gut, Willen und Freiheit dem Gläubiger überliefern. Jede Massenverschuldung muß aber zu Katastrophen führen, die man im modernen wirtschaftlichen Leben eine Krisis nennt, die aber im Mittelalter gewaltsame Formen annahm, indem man das lebhafteste Verlangen zeigte, den unbequemen Gläubiger einfach totzuschlagen. Es ist ganz gewiß, daß die Ursachen fast aller Judenverfolgungen mehr wirtschaftlicher als religiöser Natur waren und es muß auch zugegeben werden, daß manche unliebsame Gewohnheiten der Juden

im Verkehr und Handel den schon lange glimmenden Funken des Hasses endlich bei irgend einem Zufall zum Brand anfachten. Um nicht unbillig zu sein, darf man aber auch nicht vergessen, daß das über die Juden gehandhabte Schutzrecht der Fürsten für diese selbst zu einer nie versiegenden Geldquelle wurde und man dadurch die Juden durch Jahrhunderte daran gewöhnte, im Besitz beweglichen Gutes das einzige Mittel zu sehen, durch das sie sich Duldung, Schutz, Freiheit und nicht selten auch das Leben erkaufen konnten.

Wirtschaftlicher Natur waren denn auch die ersten unter Rudolf III. ausbrechenden Tumulte gegen die Juden und ebenso war es 1338 der Fall. Während die Zahl der Juden in den letzten Jahren immer mehr wuchs, befand sich ein Teil der Bürger und Handwerker in so mißlichen Umständen, daß sie den Kredit bei den Juden immer häufiger in Anspruch nehmen mußten. Auch

Herzog Otto der Fröhliche. (S. 295.)

wer einen großen Besitz hatte, konnte bei dem Mangel an marktgängiger Münze leicht in arge Verlegenheit kommen; ein Darlehen war aber nur gegen horrende Zinsen zu erhalten, die in den meisten Fällen den wirtschaftlichen Ruin bedeuteten. Die Erbitterung gegen die Juden stand schon auf einem hohen Grad, als ein ähnlicher Anlaß wie im Beginn des Jahrhunderts einen gewaltsamen Ausbruch herbeiführte. Es kam die Nachricht nach Wien, daß man in Pulkau vor dem Hause eines Juden eine blutige Hostie gefunden habe. Sofort tauchten die tollsten Gerüchte auf und der Haß der unteren Volksklassen schäumte so empor, daß man schon an die Plünderung der Judenhäuser und ein allgemeines Massacre schreiten wollte. Dem nachdrücklichen und rechtzeitigen Einschreiten Herzog Albrecht II. gelang es, die Bewegung noch zu meistern und das Äußerste zu verhüten. Um den Beschwerden des Volkes zu genügen, setzte er noch im gleichen Jahre einen mäßigen Zinsfuß für die von den Juden mit Bürgern und Handwerkern gemachten Geldgeschäfte fest.

Ein Jahr später beschloß der letzte Bruder Albrecht II., Herzog Otto der Fröhliche, in Wien sein Leben (17. Februar 1339). Er starb, obwohl er sich des herannahenden Endes vollkommen bewußt war, doch frohgemut und soll kurz vor seinem Tode noch gesagt haben: „Gestärkt durch den Geist höherer Freiheit und durch ein reines Gewissen, will ich dieses Leben fortan nicht mehr lieben, noch ihm angehören." Er fand nebst seinen beiden ihm bald nachfolgenden unmündigen Söhnen seine Ruhestätte in dem von ihm gegründeten Stifte Neuberg in Steiermark.

Obwohl Herzog Otto auf die Geschicke Wiens nur selten einen direkten Einfluß nahm, weilte er doch so gerne in dieser Stadt und nahm er doch auf manche Seiten des Volkslebens einen so tiefgehenden Einfluß, daß er gewiß noch einige Zeilen verdient.

Herzog Otto der Fröhliche, Volksleben und Volkssitten zu seiner Zeit.

Lange Jahrhunderte vergehen, bevor man eine durchgreifende Änderung im Charakter eines Volkes feststellen kann. Wandelbar sind die äußeren Formen, in welchen die Anschauungen und Neigungen zu Tage treten, der innere Kern des Volkswesens ist aber immer der gleiche und wird sich für den schärferen Blick auch unter dem Staub der Jahrhunderte erkennen lassen. So darf man wohl annehmen, daß auch der Wiener früherer Zeit ein Freund froher Geselligkeit und heiterer Feste war, daß er seine Freude an einem Schwank hatte und auch die Lustigkeit zwar ihre Form wechselte, aber immer im Blute der Wiener rumorte.

Gewisse Volksfeste, die noch heute, natürlich in ganz anderer Gestalt bestehen, reichen weit in die Vorzeit zurück. Eine solche jährlich wiederkehrende Festlichkeit war unter anderen das mit Eintreten des Frühjahrs begangene Maifest, ein uralter, aus der vorchristlichen Zeit herüber gekommener Gebrauch, der heute freilich nur mehr in einem Korso nach dem Prater am 1. Mai seine Vertretung hat. Schon zur Zeit, als die Römer die Gegend beherrschten, wurde der 1. Mai feierlich begangen; sie brachten den Laren, den schützenden Hausgöttern, Opfer dar, setzten ihren Bildnissen frische Blumenkränze auf und hingen einen Kranz über dem Kamine auf, jenem gastfreundlichen Herde, welcher der Vesta, der Göttin der wohltätigen Flamme, geheiligt war, und wo diese kleinen Götterbilder ihre Stelle fanden. Unter ihrem Schutze standen auch die Speisen, von denen man ihnen kleine Opfer brachte, und so wahrhaft zum Tisch, wie zu einem Altare ging. Die Römer pflanzten auch vor den Wohnungen von Personen, denen sie eine Ehre erweisen wollten, Bäume oder steckten grüne Zweige auf. Von daher stammt auch die Sitte, grüne Zweige von Palmen u. dgl. als Freuden-, Sieges- oder Friedenszeichen, oder auf Bittgängen Personen vor- und entgegenzutragen. Man nannte dies „den Maien pflanzen" und derartige Bäume heißen Maibäume noch bis heute. Im Mittelalter begann man damit auch den Begriff von Freiheit zu verbinden, daher stammend, daß sich Gemeinden das Recht zur Pflanzung von Maibäumen in ihren Freibriefen vorbehielten und sich sogar ausbedangen, daß die Grundherren aus ihren Forsten die Bäume dazu liefern mußten. Der Monat Mai erhielt seinen Namen majus (groß, hehr, herrlich) von dem Umstande, daß die Natur in ihm sich neu erhebt, und Kaiser Karl der Große verdeutschte den Mai höchst sinnig in die Bezeichnung: Wonnemonat. Auch die Christen steckten grüne Baumzweige vor den Häusern in die Erde, man pflückte das erste Veilchen und umtanzte es im

fröhlichen Reigen, was der „Maitanz" genannt wurde. Erst später vorkommende Unordnungen veranlaßten Verbote dagegen; 1740 befahl Maria Thereſia die Abſchaffung der Maibäume wohl nur aus dem Grunde, um die Forſtwirtſchaft vor Schaden zu hüten.

Die alten Wiener hatten aber dabei noch ein ſchöne Feier. Nicht nur um den Lenz zu bejubeln, zog Alt und Jung mit Blumen und Kränzen geſchmückt aus, es galt auch der Begrüßung des „Maikönigs", eines allegoriſchen Spieles. Der Maikönig wurde durch einen mit Blumen und Laubwerk umhüllten Knaben vorgeſtellt, welcher darauf ausging, ſeinen Feind, den grimmigen Winter, aufzuſuchen und zu beſiegen. Den Winter ſtellte eine in Pelz gehüllte Perſon mit einer Krone künſtlicher Eiszapfen vor; wenn ſich Beide trafen, ſo begann zuerſt ein Wechſelgeſang mit Herausforderungen, darauf folgte der Kampf, in welchem der Winter ſchließlich erlag, worauf der Maikönig ſeine Herrſchaft antrat und Würden und Ämter verteilte. Frohe Tänze beſchloſſen das Feſt, an welchem alle Stände teilnahmen, und es iſt bereits erwähnt worden, wie die Wiener bei Leopold des Glorreichen Tode klagten, daß nun niemand da ſei, ihnen den „Reigen im Maien zu ſtiften". (Abb. S. 289.)

Auch eines unſerer herrlichſten Feſte, das wegen ſeiner Verbreitung in Wahrheit ein Volksfeſt genannt werden kann, obwohl es ſich nicht öffentlich abſpielt, ſondern gerade im traulichen Familienheim, das Weihnachtsfeſt, reicht in ſehr ferne Zeiten zurück. In welcher Weiſe die Wiener ihrem geliebten Fürſten Leopold dem Glorreichen ein fröhliches Weihnachten bereiteten, haben wir bereits erfahren. Aber der eigentliche Urſprung dieſes Feſtes geht in graue Vorzeit zurück; ſeine Entſtehung und Entwicklung iſt auch ein Beweis, wie zähe ſich manche Gewohnheiten des Volkes fortpflanzen, wenn auch die wechſelnden Kulturperioden die äußere Form ganz verändern.

Allerdings gab es Perioden, in welchen der ſchwere Ernſt der Zeiten ſich ſo unabweisbar geltend machte, daß man die öffentlichen Feſte unterließ, die Freude an Scherz und Kurzweil verſtummte. Aber kaum war das vorüber, ſo glätteten ſich die Stirnen, die funkelnden Augen guckten nach Unterhaltung aus, die „wieneriſche Luſtigkeit", oder um recht modern volkstümlich zu ſprechen, der „wieneriſche Hamur" trat wieder in ſeine Rechte, er, der ſeine Bekenner lehrt, die Bitterniſſe böſer Tage geduldig zu ertragen, ſich aber dann den Annehmlichkeiten guter Zeiten mit vollem Behagen hinzugeben.

Da war denn Otto der Fröhliche (Abb. S. 293) ein Mann nach dem Herzen der Wiener. Schon in dem Beinamen, den ſie ihm gaben, klingt und ſingt die Frohnatur, wie ſie beim Wiener ſo oft und ſo kernig durchbricht. Es wurde ſchon erwähnt, daß er in ſeiner Eigenſchaft als Regent wenig in den Vordergrund getreten iſt, und ſein Benehmen gegen den Bruder Friedrich den Schönen wirft einen ſchweren Schatten auf ſeinen Charakter, der ſonſt von allen neckiſchen Lichtern der Lebensluſt beglänzt wird. Aber wirkte er auch als Staatsmann nicht nachhaltig, ſo hat er doch als der „Fröhliche" für ſein Haus verdienſtlich gewirkt und die Herzen der Wiener in ſeiner Art ebenſo gewonnen, wie die erſten und tatkräftigen Fürſten des Stammes durch ihre Regentengaben.

Stand ihm doch ſelbſt ſein Frohſinn oben an, als die preiswürdigſte ſeiner Eigenſchaften. Es war während einer der Pauſen des Krieges mit Ludwig dem Bayer, wo König Friedrich bei einem Feſtmahl allen jenen dankte, welche dem Hauſe Habsburg in ſeinen Fährlichkeiten beigeſtanden; beſondere Worte richtete er an ſeinen Bruder Otto, den er „durch Mut und Kühnheit des deutſchen Adels Zier" nannte, und ihm gebot, als Lohn von ihm eine Gabe zu fordern, die nicht verweigert werden ſolle. Einem Mägdlein winkend, das an

der Tür lauschte und dessen Kopf ein Rosenkränzlein, mit frischem Grün umlaubt, trug, und diesem das Kränzchen abnehmend, das er sich nun selbst aufs Haupt setzte, sprach Otto: „Mein Begehren ist wahrlich klein; ich will als Lohn nichts wie dies Kränzelein, das heitere Bild des Frohsinnes, den ich nicht um Land und Wappenschild vertauschen möchte. Es soll mich schmücken mein ganzes Leben lang, und wenn einst mein Herz stille steht, dann gebt es mir mit ins Grab!" Friedrich erwiderte gerührt: „Der Fröhlichste von allen bist doch du in Österreich; von nun an sollst du auch der Rosenbekränzte sein!" — Von da an blieb dem Herzoge Otto dieser Beiname, den ihm schon lange das Volk gegeben, auch im Kreise der Seinen. Ferne vom politischen Treiben hielt er in Wien Hof und sammelte einen Kreis lebensfroher Genossen um sich, jeden Anlaß zum Feste machend, und in Mitte des Volkes sich fröhlichem Treiben hingebend. Er hielt sich zwei lustige Tischräte: Wiegand von Theben, genannt „der Pfaff vom Kahlenberg", und Otto Neidhard aus dem Rittergeschlechte der Fuchs von Burtbreitenbach, genannt „der Bauernfeind", von welchen so viele lustige Schnurren erzählt werden, daß sie noch heute unter die volkstümlichsten Wiener Persönlichkeiten aller Zeiten zu rechnen sind.

Neidhards Grabmal. (S. 299.)

Schon unter Leopold dem Glorreichen (1230) war ein Volksfest freudig begangen worden, welches den charakteristischen Titel Veilchenfest führte. Wer nämlich das erste Veilchen auf dem Felde fand, bedeckte es vorerst schützend mit seinem Hute, meldete es sogleich dem Herzoge, welcher mit seinem ganzen Hofstaate, begleitet von einer großen Zahl der Einwohner Wiens, unter Jauchzen und Musik hinauszog, den Erstlingsboten des herannahenden Frühlings zu begrüßen, ihn durch das schönste und sittsamste Mädchen pflücken zu lassen, wobei ein munterer Reigen ausgeführt und dazu ein Frühlingslied gesungen wurde. Unsere noch nicht lange verschwundenen Feste im Augarten und Prater am 1. Mai jeden Jahres, ja selbst die noch heute erhaltene sogenannte „Praterfahrt" an diesem Tage bilden unstreitig die Fortsetzung des uralten Veilchenfestes.

Da wollte es nun der Zufall, daß in einem Jahre gerade der lustige Rat des Herzogs Otto das erste Veilchen fand und darüber ungemein erfreut war, was leicht erklärlich ist, denn in jener Zeit gab es noch kein Schauspiel, keine Oper, kein Konzert, kein Ballet, daher sich die Fürsten sogenannte „lustige Räte", auch „Hofnarren" genannt, hielten, deren Pflicht es war, ihre Herren in den Ruhestunden durch phantastische Schwänke und Possen zu ergötzen, die düsteren Falten durch Gesang und Spiel von ihrer Stirne zu bannen und ihr Gemüt durch immer neue Szenen zu erheitern. Die Schälke waren die steten Begleiter der Fürsten, durften überall mitsprechen und genossen viele Freiheiten. Aber deren Schalkmaske verbarg zumeist tiefen Verstand und hohe Kenntnisse, dazu eine richtige Unbefangenheit in Beurteilung der politischen und gesellschaft-

Das Veilchenfest am Hofe Herzog Otto des Fröhlichen.

lichen Vorkommnisse, welch alles sie, in das Gewand des Scherzes gekleidet, zum Wohle ihrer Herren, die so leicht von niemand sonst die den Fürsten so überaus nötige Wahrheit anhören mochten, fleißig in deren Ohren träufelten. Des Herzogs Otto lustiger Rat Otto Neidhard Fuchs, ritterliche Dienste am Hofe verrichtend und manches schöne Lied dichtend, war gerade nicht allzu hastig in seinen Bestrebungen, seinen Herrn durch Possen zu erheitern; nur gelegentlich und zufällig erfreute er durch Witz und Spaß das Ohr desselben, sonst war er meistens ernst und wurde nur durch einen besonderen Anlaß in die Rolle des lustigen Rates gedrängt. So war denn auch hier nach der Auffindung des Veilchens mehr seine Absicht, Herzog Otto in poetisch-sinniger Weise

Kostüme aus dem XIV. Jahrhundert. (S. 301.)

zu vergnügen, als bei dieser Gelegenheit einen Possen zu verüben, und er beeilte sich, dem Herzoge seine Entdeckung mitzuteilen und ihn einzuladen, dem Pflücken des Veilchens beizuwohnen.

Dies geschieht, alle befinden sich an Ort und Stelle. Neidhard, der glückliche Finder, hebt den Hut auf, da — ein allgemeines Gelächter ertönt, welchem jedoch alsbald Ausbrüche größten Unwillens folgen — an der Stelle des Veilchens liegt ein Haufe eklen Unflates. Es hatten nämlich ein paar Bauern den lustigen Rat belauscht, als er das Blümlein entdeckte, und da sie ihm feind waren, weil er immer durch ihre Felder jagte, hatten sie das Veilchen ausgerissen, die Stelle mit Unflat besudelt und den Hut wieder darauf gedeckt. Die Anwesenden, der Herzog mit inbegriffen, waren auf das höchste erbittert, denn sie hielten dafür, daß Neidhard selbst der Urheber des unfeinen Spaßes gewesen, und er konnte sich vor den tätlichen Ausbrüchen der Volkswut nur

durch die Flucht retten. Düster und ingrimmig kam er nach dem nächsten Dörfchen, das am Fuße des Kahlenberges lag. Was aber sieht er hier? — Die Bauern umtanzen jubelnd ein an eine Stange gebundenes Veilchen, wohl dasjenige, das er eigentlich entdeckt hatte. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, zieht er sein Schwert und fährt unter die jubelnde Menge, welche vor dem Rasenden die Flucht ergreift, aber nicht verhindern kann, daß einige aus ihnen, die er niederschlägt, den Scherz mit dem Leben bezahlen. Neidhard reißt das Veilchen von der Stange und bringt es, sich zu rechtfertigen, an den Hof. Von dem Tage an mochte Otto Neidhard Fuchs keine Bauern mehr dulden, verfolgte sie, wo er nur konnte, und tat ihnen jedweden Schabernack an, weshalb man ihm den Spottnamen „der Bauernfeind" gab. Ein anderer und weniger verhängnisvoll endender Schwank Neidhards wird uns von seinem Aufenthalt auf der alten Herzogsburg am Kahlenberg erzählt, wo er sich einst im Gefolge Otto des Fröhlichen aufhielt. Diesem gaben eben die Verhältnisse in Kärnten zu denken, wo über eine wichtige Landesangelegenheit die Meinungen der Adelsherren so weit auseinandergingen, daß es unmöglich schien, die Einigkeit herzustellen. Da sah der Herzog eines Morgens, als er sinnend am Söller stand, Neidhard mit einem Sack auf dem Rücken aus dem Schloß gehen. Sofort folgte ihm Otto der Fröhliche, der Neidhard erst an einem steilen Abhang erreichte. Dort band der lustige Rat seinen Sack auf und leerte ihn gegen die Tiefe aus. Heraus aber kollerten eine Menge Totenschädel, die gleitend und hüpfend nach allen Seiten in die Tiefe rollten. Auf des Herzogs Frage, was er mit diesem Tun bezwecke, antwortete Neidhard schmunzelnd: „Das geschieht zu Eurem Besten, Herr Herzog! Seht, wie diese Schädel, die alle aus einem Sack kommen, auseinander streben. Und Ihr wollt die Köpfe Lebendiger in eine Richtung zwingen! Gebt das auf, lieber Herr, es geht nicht und Ihr verliert damit nur Zeit und Euere gute Laune."

Neidhard Fuchs starb im Jahre 1334 in Wien. Sein angebliches Grab befindet sich an der Außenseite des südlichen Seitenschiffes der Stephanskirche nächst dem sogenannten Singertor. Es stellt einen viereckigen Sarkophag vor, aus Sandstein gefertigt, der an den freien Seitenflächen mit Reliefs geschmückt war, wovon nur an der Fußseite wenige Reste von ganz unentzifferbaren Vorstellungen — es soll jene berüchtigte Schlägerei mit den Bauern sein — erhalten blieben. Die Deckplatte der Tumbe ist mit der lebensgroßen Gestalt eines Ritters geziert, dessen Haupt auf einem viereckigen Polster ruht. Die Figur ist in ein langes bis unter die Knie reichendes, faltenreiches Gewand gehüllt und trägt darüber einen weiten Mantel, der auf der rechten Achsel mittels einer Agraffe hinaufgezogen und zusammengehalten wird. Der Schwertriemen ist gürtelförmig um den Leib gelegt, die Scheide zum Teile noch erhalten, zum Teile wie auch die Spitzen der Füße abgeschlagen. Es ist zu vermuten, daß die Füße der Figur auf ein nicht mehr erkennbares Tier gestützt waren, das gegenwärtige Bildhauereifragment gestattet keine bestimmte Annahme. Auch die Hände und ein Stück der Vorderarme fehlen, doch kann man aus der Richtung der Stumpfen annehmen, daß die Figur in der nach abwärts gerichteten rechten Hand das blanke Schwert gesenkt hielt und mit der linken Hand, oder deren Arm der Mantel kragenförmig in die Höhe geschlagen ist, den an dieser Seite liegenden ziemlich kleinen viereckigen Schild ergriffen hatte. Die Schildfigur ist ein aufrechtstehender Fuchs. Ein über dem Monument angebrachter und mit einem Dache versehener Steinbaldachin hatte die Bestimmung, diesen Bau gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Dieser Überbau bildet zwei kleine, mit Kreuzgewölben überdeckte Joche: die Gewölberippen verbinden sich an den beiden an die Kirche angesetzten Seiten mit dem Mauerwerke derselben; auf den

freien Seiten stützen sie sich nur auf eine an der Langseite aufgestellte Tragsäule, die vordere Eckrippe entbehrt der Stütze und ist in zierlicher Weise hängend verfertigt. (Abb. S. 296.) Ein zwingender Beweis, daß man es hier mit dem Grabmal des lustigen Rates des Herzogs Otto zu tun hat, ist nie erbracht worden. Mit Berücksichtigung seines Todesjahres muß die Annahme sogar verneint werden, denn jener Teil des südlichen Langhauses entstand beim Neubau des Domes viel später, Neidhard Fuchs müßte also früher an einem anderen Orte beigesetzt gewesen sein.

Neidhard erhielt kurze Zeit vor seinem Tode einen gewaltigen Rivalen in der Gunst seines Herrn. Es war dies der Student der Theologie Wigand von Theben, in Ungarn geboren, der zu den fahrenden Schülern gehörte, sich wahrscheinlich aus Not auf das Spaßmachen verlegte, zu dem ihm die Natur vorzügliche Anlagen gegeben hatte, und der eine kärgliche Pfründe in dem Dorfe am Kahlenberge erhaschte, welche ihm nebst seinen witzigen Possen den berühmten Namen „der Pfaff vom Kahlenberg" verschaffte.

Er war an Kenntnissen und wirklichem Witz dem Neidhard weit überlegen. Seine Schwänke, die sehr zahlreich sind, wurden in ein Buch zusammengetragen, das neben „Till Eulenspiegel" eines der meistgelesenen Volksbücher war. Dabei war er ein trefflicher Prediger, der manche nützliche Wahrheit in ein heiteres Wortkleid zu hüllen wußte. Einer seiner wenigst bekannten Schalksstreiche verfolgte allerdings nur den Zweck, seinen stets mageren Beutel zu füllen.

Die Einkünfte seiner kleinen Pfarre kamen meist aus den zum Pfarrhause gehörigen Weingärten. Nun kam aber einmal ein Jahr, wo der Sommer so naß und kühl war, daß die Trauben kaum zeitigten und der Wein so sauer geriet, daß ihn niemand kaufen mochte. So blieb des Pfarrherrn Wigand Keller voll, aber sein Beutelein wurde immer leerer, bis gar nichts darin klapperte. Lange sann er nach, wie beiden Übeln abzuhelfen sei, denn der nächste Sommer war heiß und versprach eine reiche Fechsung, die Fässer mußten also geleert werden. Da verkündete er an einem Sonntag seiner Gemeinde, er werde ihnen am kommenden Tag der beiden Apostelfürsten ein absonderliches Kunststück zeigen, indem er vom Fenster des Kirchturms auf das andere Donauufer hinüberfliegen wolle. Das verbreitete sich rasch in der Umgegend und als der Feiertag kam, zogen aus allen Richtungen die Leute scharenweise heran. Dicht gedrängt standen sie am Kirchenplatz und bis hinunter ans Ufer und alle guckten in die Höhe, um nur ja den Anblick des merkwürdigen Fluges nicht zu versäumen. Aber die Sonne brannte heiß herunter und die vielen Menschen machten sich gegenseitig noch schwüler. Da stellte sich denn der Durst ein, eine schlimme Plage, der Leute aus Weingegenden nicht gewachsen sind. Da blieb denn nichts über, als den Wein des Pfarrers zu trinken, so sauer er auch war. Zuerst begannen ein paar Mutige damit und wenn es sie auch schüttelte und sie böse Gesichter zogen, war es doch besser als Durst leiden und bald folgten alle nach. Denn vom Platz gewichen wäre keiner, bevor er den Pfarrer nicht fliegen gesehen. Als nun ziemlich viel Fäßlein geleert waren, das Geldschüsselchen sich aber gefüllt hatte, erschien Pfarrer Wigand am Turmfenster.

„Nun, meine Geliebten in Christo," begann er salbungsvoll, „sagt mir doch aufrichtig: Habt Ihr schon einen Menschen fliegen gesehen?"

Die Bauersleute unten schüttelten die Köpfe.

„Wirklich und wahrhaftig! Ihr habt noch keinen Menschen fliegen gesehen?"

„Nein! Nein!" scholl es jetzt ungeduldig zurück.

„Nun, dann werdet Ihr's begreifen, daß Ihr es auch heute nicht sollt!" sprach der pfiffige Wigand und verschwand vom Fenster. Knurrend und mur-

rend zogen die Bauern ab, mit Gesichtern, die so sauer waren, wie der Wein des Pfarrherrn.

Wigand starb lange nach seinem Herrn im Jahre 1348 auf seiner Pfarre in Neuberg in Steiermark, die ihm Herzog Otto der Fröhliche verliehen hatte, daß er sich nach den knappen Zeiten, die er im Kahlenbergerdorf erleben mußte, erholen konnte.

Lustige Leute halten viel auf den äußeren Anschein, auf Kleider und Putz. So war es auch bei den Wienern zu allen Zeiten. Wir wollen daher betrachten, wie man sich zur Zeit Herzog Otto des Fröhlichen in Wien kleidete. Aus dem Jahre 1336 lautet eine Nachricht über die Gewandung: „Um selbige Zeit war eine recht verwunderliche Kleidertracht in Wien und Österreich, dergleichen Mode man gewißlich nicht gesehen. Doch war sie ungleich und in vielem unterschieden; ein jeder kleidete sich nach seinem Kopfe und eigenem Belieben. Einige trugen Röcke mit Ärmeln von zweierlei Tuch, und der linke rmel war viel weiter als der rechte; andere trugen beide gleichweite Ärmel, aber der linke war in dem unterschieden, daß sie ihn mit sehr vielen und verschiedenen Ellen langen Bändern geziert und daran hängen hatten. Andere trugen einen von Gold, Silber und Seiden gestickten Fleck auf der Brust, andere nur ein Bild auf der linken Brust allein. Wiederum andere ließen sich so enge Kleider machen, daß sie solche niemals allein konnten an- und ausziehen, massen die Ärmel durchaus bis auf den Rücken und das Bruststück mit ganz kleinen Knöpflein von vorn hinunter besetzt waren. Andere trugen Kleider, sehr weit um den Hals ausgeschnitten, also daß man ihnen einen ziemlichen Teil an der Brust und Rücken bloß sah. Damals hörte auch auf die vorhin gewöhnliche Haubentracht de Männer, wodurch Weltleute und Christen von den Juden unterschieden und kenntlich waren. Man ließ sich kolben (die Haare in Rollen legen und brennen), dann und wann die Haare gänzlich abnehmen. Auch trug man oft so kurze Mäntel, daß sie bei den Mannsleuten kaum die Hüfte berührten. Bald aber trugen sie kurze Ärmel, kaum bis auf die Ellenbogen und vorn daran hatten sie, wie die Fähnlein etwas abhangen." Etwas später heißt es darüber: „vorher trugen die Männer Ärmel an Wambsern und an den Schauben (ein Mantel mit Kapuze) und an anderer Kleidung; die hatten Stanfen (hängende Ärmel) beinahe auf die Erden. Und wer die allerlängsten trug, der war ein Mann."

Man nahm schon damals gerne die Moden von den Nachbarvölkern an und gerade durch solche Mischungen wurde die Tracht unnatürlich. Fürsten und Edelleute trugen gerne auch in den Kleidern die Farben ihrer Wappen und diese bunte Tracht besetzte man noch mit silbernen Schellen und Glöckchen, „so vormals nur der Schalksnarren Art und Brauch gewesen". Dagegen, wie gegen die Schnabelschuhe, das Schminken und die Schleppkleider eiferten die Kritiker vergebens, wie der wackere Spruchdichter Peter Suchenwirt, der seiner Zeit oft einen sehr wunderliche Bilder zeigenden Spiegel vorhält. Mußte doch sogar den Schülern untersagt werden, allzu kurze oder grellbunte Kleider, oder Schauben mit Einschnitten und Bauschen, sowie Halsketten und Waffen nach Weise der Ritter zu tragen.

Namentlich in den oberen Ständen wurde großer Kleiderluxus getrieben, der natürlich nicht ohne Einfluß auf die unteren Stände blieb. In den spärlichen erhalten gebliebenen Darstellungen aus jener Zeit sehen wir die wunderlichsten Formen. Neben ganz enganliegenden Hosen trug man weite Mäntelchen oder ein langes faltenreiches Überkleid. Die Fußbekleidung lief nach vorne in lange Spitzen aus, die einige Zeit bei einem rechten Elegant nach oben aufgebogen und mit Schellen behangen waren. Als Kopfbedeckung dienten bunte, mit Pelzwerk besetzte Mützen, auch Spitz- und Pfauenhüte, die jungen Herren

aber bedienten sich zum Zusammenhalten der langen Haare oft metallener Stirnreifen. Die weibliche Kleidung ähnelte in vielen Stücken jener der Männer. Über ein leinenes Unterhemd mit Ärmeln kam ein Rock und für den Oberkörper ein die Schulter deckendes Mäntelchen. Doch bürgerten sich auch hier die langen Hängeärmeln ein und der Rock verlängerte sich zu einer Schleppe. Als Kopfbedeckung gab es Hauben oder Faltentücher, die in Turbanform um den Kopf gewunden wurden, auch barettartige, mit Pelz verbrämte Mützen, Schleier und Spitzhüte kamen vor. Schön und kleidsam war im allgemeinen die Tracht nicht und bequem kann man sie auch kaum nennen, besonders bei Vergnügungen und Tänzen, wo die engen Kleider und die spitzen Schuhe jeder freien Bewegung hinderlich sein mußten. (Abb. S. 297.)

Kleidsamer und zweckmäßiger war jedenfalls die eigentliche bürgerliche Kleidung jener Zeit, da sie durch reichen Faltenwurf und bequemen Schnitt einen stattlichen Eindruck machte und doch dem Körper nicht hinderlich war.

Allerdings drangen die Torheiten der vornehmen Trachten bald auch in diese Kreise ein, und wenn wir das ehrliche Eifern Suchenwirts und anderer Dichter jener Periode hören, so merken wir bald, daß der in Äußerlichkeiten nachäffende „Gigerl" einen sehr weit zurückreichenden Stammbaum hat.

Die vorzüglichsten Kleider neben dem Pfaid (Hemd), von dem es verschiedene Gattungen mit und ohne Ärmel gab, waren: die Joppe, ein Überkleid mit Ärmeln, beiden Geschlechtern gemeinsam, von einer besonderen Innung, den Joppnern gefertigt; der Rock, bei den Männern bis zur Wade, bei den Frauen bis auf die Erde reichend; die Tabarde (Tappert), ein runder, langer Überwurf, von dem hinten ein langer Streif zur Erde fiel, bei beiden Geschlechtern und allen Ständen in Gebrauch; die Kappe, verschieden von dem, was man heutzutage unter dieser Bezeichnung versteht, denn sie war ein weites, den Körper vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllendes Übergewand mit einem kapuzenähnlichen Ansatze, besonders für Reisen geeignet und von Männern und Frauen getragen: die Hose, teils bis zum Knie, teils nach alter Sitte lang, nach der Form des Beines und der Wade geschnitten und über die Knöchel in die Schuhe reichend.

Stiefel wurden nur von Reitern getragen, sonst trug man Schuhe, und hierbei tat sich insbesondere der Modegeschmack kund, welcher bald Schnabelschuhe mit Spitzen, bis zu einer Elle lang vorschrieb, bald wieder Bauschen und Schlitze vorne bei den Zehen. Das Suckl war ein weibliches Kleidungsstück, ein langer Kragen; der Seydl ein mantelartiger Überwurf, eine der allgemeinsten Trachten für Alt und Jung, Geistlich und Weltlich; ebenso allgemein war der Mantel, nach der Mode kürzer oder länger, welchen ehrbare Frauen auch im Sommer trugen.

Zur Kopfbedeckung des weiblichen Geschlechtes gehörte der Schleier, auf der Straße zur Verhüllung gebraucht; wenn derselbe nur bis zum Nacken herabreichte, hieß er das Drum. Um den Schleier auf dem Kopfe hübsch zu legen, diente der Sturz, ein Gestell aus Draht, welches in seiner Form nach der Mode vielfach wechselte und mitunter ziemlich unnatürliche Gestaltung zu hohen Hörnern, weitab von den Ohren stehenden Flügeln u. dgl. annahm. Später wurde der „Sturz" selbst mit Goldborden überzogen, als Hauptschmuck getragen und verwandelte sich zuletzt in die auf dem Lande noch jetzt getragene reiche Haube. Andere Kopfbedeckungen beider Geschlechter waren der Hut, die Haube und die Gugl, ein knapp an den Kopf anliegender Bund, der eine kugelförmige Gestalt annahm.

Der Gürtel gehörte zum täglichen Gebrauche beider Geschlechter; man findet ihn bei Männern und Frauen mit Silber beschlagen, an ihm hingen die

Geldtaschen, die Schwertmesser der Männer und die Rosenkränze der Frauen, ebenso Schlüssel, Scheren und sonstiges Geräte zum Handgebrauche. Endlich gab es den Pelz. Derselbe erscheint sehr zeitlich bei den Bürgern in Gebrauch, und zwar teils als wirkliches Kleidungsstück, teils nur zum Prunke stimmt, wie denn Ehrenpelze und Pelze, deren Tragen mit gewissen Stadtämtern, z. B. Ratsherrenstellen, Würden der Lehranstalten ꝛc., verbunden war, vielfach erwähnt werden. Die Farbe der Kleidung war, bis auf wenige Ausnahmen, jedermann freigestellt, nur Scharlach als Farbe eines ganzen Kleides war als Abzeichen fürstlicher Würde vom allgemeinen Gebrauch ausgeschlossen. Die Stoffe waren zumeist einfach Leinen und Tuch, mit welchen die uralten Zünfte der „Leinwater" und „Tuchlaubener" handelten; doch erscheinen schon sehr zeitlich auch Seidenzeuge, und ebenso wird Damast, Brokat, Taffet, Samt u. s. w. sehr zeitlich als Kleidungsstoff genannt. Dagegen finden wir schon zahlreiche zum Teil sehr kostbare Pelzarten als Bestandteil der Kleidung, wie Hermelein, Madrein (Marder), Elleſein (Iltis), Luckſein (Luchs) u. s. w. Im übrigen scheint der Kleiderluxus in den bürgerlichen Kreisen doch zu den Ausnahmen gehört zu haben, denn wie sich aus den oft mit peinlicher Genauigkeit aufgenommenen Verlassenschaftsinventarien ergibt, war der Kleidervorrat auch sehr wohlhabender Bürgerfamilien nur ein bescheidener. Man übersieht bei Beurteilung dieser Verhältnisse gemeiniglich, daß im Mittelalter der Bürger eine ganz eigenartige Stellung einnahm. Er war durch Wohlhabenheit, Ansehen und gewisse Vorrechte über die Masse hervorgehoben, er fühlte seine Bedeutung und gab dem auch im äußeren Auftreten Ausdruck. Heute ist das sogenannte „bürgerliche Kleid" Gemeingut aller Klassen und es drückt nur den Gegensatz zur Uniform aus. Damals aber galt es als das Vorrecht des wichtigsten und einflußreichsten Teiles der städtischen Bevölkerung und dies kam durch den Charakter der Behäbigkeit und Ehrenfestigkeit zum Ausdruck.

Die Kleidung wurde nicht selten herangezogen, wenn es sich um die Wahl der ersten Zunamen handelte, deren Ursprung sich ja sehr häufig auf Äußerlichkeiten zurückführen läßt. So finden wir 1330 einen in der Kärntnerstraße begüterten Bürger Seyfried mit der Gugl und noch 1443 kommt ein Hausbesitzer Linhart Gugl vor, bei dem das kennzeichnende Wort schon die einfache Form des Zunamens angenommen hat. Bei mancher solchen Namenswahl streifen wir offenbar auch das Gebiet des Volkshumors, der von irgend einer rasch wieder vergessenen komischen Episode und auch der auffälligen äußeren Erscheinung einen sogenannten „Spitznamen" entlehnte, aus dem sich dann die Familienbezeichnung entwickelte.

Das trifft beispielsweise gewiß mit dem im vierzehnten Jahrhundert als Grundbesitzer vor dem Kärntnertor erscheinenden „Ulrich mit der Pettziche" zu, auch der Bürger „Ortolph mit der Gevatterin" erweckt den Verdacht, daß diesem Namen irgend ein lustiges Stücklein zu grunde liegt. Dagegen verdanken die auf der Wieden begüterten Bürger „Wenzel Preitschopf" und „Ulrich mit dem Westenbauch" ihre Namen ganz bestimmt einer Auffälligkeit in der äußeren Erscheinung.

Aber der urwüchsige Humor unserer Altvorderen machte sogar vor dem in jenen Zeiten noch viel ungemütlicheren Gebiet der Rechtspflege nicht Halt. Manche Strafen sind nicht so sehr als eigentliche Sühne gedacht, sondern sie verfolgen offenbar den Zweck, den Beschuldigten vor der Öffentlichkeit lächerlich zu machen. Das Ausstellen im Narrenkotter und das Schupfen der Bäcker, auf die wir noch zurückkommen, gehören schon zum Teil hierher. Es ist aber bezeichnend, daß solche im Preisgeben der Person an die öffentliche Verhöhnung bestehende Strafen besonders gegen Frauen angewendet wurden, die sich in irgend

einer Weise gegen die Pflichten der Weiblichkeit vergingen. Es waren dies eigentlich Ehrenstrafen, da sie weiter mit keiner Einbuße an Freiheit oder Gut verbunden, sondern nur durch die öffentliche Bloßstellung zu wirken berufen waren.

Hierher gehörte auch das sehr früh vorkommende Backsteintragen für Frauen, die durch ihr Benehmen auf der Straße Ärgerniß gaben. Zwei schwere, durch eine Kette verbundene Steine wurden über die Schulter der Sünderin gehängt, die mit dieser Last, von einem Büttel begleitet, von einem Ende des Burgfriedens zum anderen geführt wurde.

Die letzten Regierungsjahre Herzog Albrecht II.

In den letzten zwanzig Jahren seiner Herrschaft, wo die äußere Politik seine Kraft weniger in Anspruch nahm, wendete Herzog Albrecht II. den Angelegenheiten Wiens seine volle Aufmerksamkeit zu. Schon das am 24. Juli 1340 erlassene Stadtrecht ist ein Beweis dafür. Aus dieser Urkunde erkennen wir nicht nur den Inhalt jenes zweiten von König Albrecht I. angeblich erlassenen, aber verloren gegangenen Stadtrechtes, sondern es enthält auch wesentliche Ergänzungen, Erweiterungen in Bezug auf Verwaltung und Gerichtspflege. Es waren eminent praktische Gesichtspunkte, welche Albrecht II. verfolgte und er betont bei der Verlautbarung selbst, „die Notdurft" habe es so verlangt. Es scheint sich wirklich um eine Reproduktion des damals schon verloren gegangenen zweiten Stadtrechtes König Albrecht I. zu handeln. Mit besonderer Schärfe wird das Hausrecht der Bürger betont. Das Haus ist seine Burg, er hat volle hausväterliche Gewalt über Gesinde und Familie, auch der Richter darf ihn an deren Ausübung nicht hindern. Die Altersgrenze für die „Vogtbarkeit" (Vormundschaft) wird bei den Männern mit dem 18., bei den Frauen, wenn sie nicht heiraten oder die klösterlichen Gelübde ablegen, mit dem 50. Jahre bestimmt. Das alte Stapelrecht Wiens wird wieder hergestellt, kein deutscher Kaufmann darf mit seinen Waren von Wien aus nach Ungarn ziehen. Leichtsinnige Vergeudung des Vermögens, aber auch Verweigerung der Schuldentilgung wird mit Haft bestraft. Bei einer Beschuldigung auf Totschlag muß der Anzeiger beschwören, daß er den wirklichen Täter nenne; ist aber die Anklage von einer Frau erhoben, so haben für sie zwei ihrer männlichen Verwandten oder Freunde diesen Eid zu leisten. Wird eine ungerechte Anzeige erhoben, so ist der Ankläger frei von jeder Strafe, wenn er schwört, daß er im guten Glauben an die Schuld gewesen sei. Wenn jemand verwundet wird und seine Wunden heilen und er stirbt erst ein Jahr später, so kann keine Klage wegen Totschlages erhoben werden. Vergewaltigt ein Knecht eine der weiblichen Angehörigen des Herrn, so wird er hingerichtet. Wer sich der Festnahme durch die Gerichtsdiener nicht widersetzt, darf nicht mißhandelt werden. Wird ein Unbescholtener nach dem Läuten der Bierglocke ohne Licht auf der Straße angehalten, darf er nicht um mehr als höchstens 62 Pfennige gebüßt werden. Beweisen ein Witwer oder eine Witwe im ersten Jahre nach dem Tode der Gatten durch zwei ehrbare Zeugen, daß sie in Not zurückgeblieben sind, so können sie das Erbe verkaufen oder auch, wenn Kinder da sind, mit diesen teilen. Niemand, weder Mann noch Frau, dürfen ihre in der Stadt gelegenen Besitzungen einem Kloster schenken oder vermachen, ohne daß der Stadtrat davon Kenntnis erhält. Das Kloster aber, das so in den Besitz eines Hauses oder Weingartens gelangt, muß dies Gut binnen einem Jahre an einen Bürger verkaufen. Wenn ein Bürger Gastgeber oder Herbergswirt ist, darf er keinerlei Art

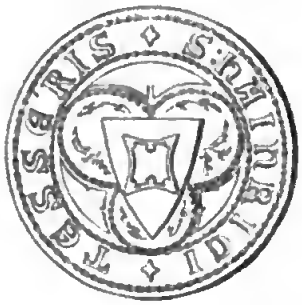
Handel treiben. Weder Handwerker, noch Fleischhauer, Bäcker, Fisch- und Geflügelhändler dürfen in Verbindungen zusammentreten; davon sind nach ihren Rechten nur die Hausgenossen (Münzer) und die Laubenherren (Tuchhändler) ausgenommen. Wer kein eigenes Siegel hat, darf sich der Siegel zweier anderer ehrbarer Männer bedienen. Bei Totschlägen zwischen Bürgern spricht der Stadtrichter das Urteil; tötet aber ein Bürger einen Rat oder anderen Beamten des Landesherrn, so hat der Fürst selbst über ihn zu richten.

Das Recht, Siegel zu führen, kam den Wiener Bürgern ohne Ausnahme schon im dreizehnten Jahrhundert zu, in der Regel wurde es aber doch nur von den Erbgeschlechtern ausgeübt, die ritterbürtig geachtet wurden.

Siegel der Rampersdorfer

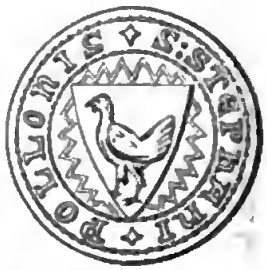
Siegel der Vorlauf.

Siegel der Rock.



Siegel der Würfel.

Siegel der Greif.



Siegel der Poll.

Siegeln von alten Wiener Bürgergeschlechtern.

Besonders interessant sind die mit dem Stadtrechte Albrecht II. verbundenen Bestimmungen für den Betrieb einzelner Gewerbe.

Auf Übertretungsfälle beim Verkaufe von Lebensmitteln sind Geldstrafen gesetzt; die Bäcker jedoch, wenn sie beim Verkaufe zu leichten Brotes betreten werden, sollen „nach altem Herkommen geschupft" werden. Es muß zur näheren Erklärung hier beigefügt werden, daß das sogenannte Bäckerschupfen, ein den Geist und den Gerichtszustand der Vorzeit vollkommen kennzeichnendes Verfahren, damals beinahe in ganz Europa üblich war. Die Strafe wurde mit einer Maschine vollzogen, welche die Gestalt eines Korbes hatte, der an dem Ende eines in Form einer einfachen Schaukel angebrachten langen Balkens hing. Derjenige, welcher etwas verschuldet hatte, wurde hineingesetzt und dergestalt in die Donau getaucht. (Abb. S. 305.) Meistens geschah dies in der Roßau, aber auch in der inneren Stadt, am Graben und am Neuen Markte, als den damals zum Brotverkaufe bestimmten Plätzen, wurde das „Schupfen",

und zwar hier mittels Eintauchen in Unrat, vorgenommen. Im siebzehnten Jahrhundert bestanden solche „Schupfen“ auch am roten Turme und vor dem Fischertore; im Jahre 1773 aber, unter der Regierung des erleuchteten Kaisers Josef II., wurde diese Strafe zum letzten Male in der Roßau angewendet. Überhaupt wird in der Handfeste auf möglichsten Vorrat für den Markt und dadurch erzielte Wohlfeilheit gesehen. Fleischer und Bäcker dürfen keinem Fremden, wenn er die Gebühr gibt, die Aufnahme in die Zeche verweigern, ebenso soll der Rat strafen und selbst Preise bestimmen, wenn die Futterhändler den Hafer zu hoch setzen und die Schneider überteuern oder komplottieren. Wird bei Wein, Met und

Das Bäckerschupfen. (S. 304.)

Bier nicht strenges Maß gehalten, so soll das Getränk zum Besten des Bürgerspitals konfisziert werden. Fremde Weine einzuführen ist verboten, doch mögen ehrbare Leute bis zu vier Eimern im Hause einlagern, um sie zu trinken und zu verehren, nicht aber zu verkaufen.

Der Stadt selbst verlieh im Jahre 1339 der Herzog das älteste „Taffernrecht“, d. h. eine Befugnis zum Weinhandel, nach welchem die Stadt unter eigener Regie fremde Weine aller Gattung, italienische und ungarische, die man damals „Österweine“ nannte, nicht nur ausschenken, sondern auch über die Gasse verkaufen durfte. Würden aber Bürger Ähnliches wagen, so sollte man den Wein ausrinnen lassen oder zum Besten des Bürgerspitals in Beschlag nehmen. Die erste Stadt-Taberne (das Wort kommt aus dem Lateinischen und bedeutet ein öffentliches Wirtshaus, eine Schenke) mit zwei Trinkstuben bestand in der Wollzeile im Hause mit der heutigen Nummer 17 (778), welche noch 1798 im

Grundbuche als „alte Tafferne“ vorkommt. In derselben übte der Stadtrat die Befugnis, süßen Wein aller Gattung, Kräuterwein, Rayfal, Malvasier, Muskateller, Osterwein u. a. auszuschenken bis zum Jahre 1571 aus, in welchem er auf das Tabernrecht verzichtete und dafür begann, Befugnisse zum „Schänken von Süß- und Kräutelwein vom Zapfen“ zu erteilen. Im Jahre 1346 geschieht bereits der Bezeichnung „Gasthaus“ Erwähnung. Bei einem Zehentverkauf des Hanns der Mer und Stephan von Parssenbrunn an Chadolt von Eckartsau verbinden sich die Verkäufer dem Käufer zu einer Obliegenheit, wobei es heißt, „thäten sie das nicht, so soll ihrer jeglicher einen ehrbaren, rittersmäßigen Knecht selbander mit zweien Pferden zu Wien in ein ehrbares Gasthaus inlegen, wo ihnen der vorgenannte Herr von Eckartsau sie zeiget, und sollen die da inneliegen und leisten, als Inneliegens und Leistens Recht ist ꝛc.“

War aber auch Österreich als Weinland naturgemäß zunächst auf den Konsum des Rebensaftes angewiesen, finden wir dennoch schon ziemlich früh den Genuß des Bieres (von dem alten bere, Gerste, stammend) eingeführt. Bereits anfangs des vierzehnten Jahrhunderts gab vom linken Heidenturme der Stephanskirche eine Glocke täglich zu einer gewissen Stunde des Spätabends ein Zeichen, daß von da an niemand mehr ohne Licht durch die Gassen gehen durfte, und diese Glocke wurde im Stadtrechte des Jahres 1340 als „Bierglocke“ bezeichnet, da sie das Zeichen zum Schließen der Bierschenken gab.

Auch die damals erlassene Marktordnung für die Fischer ist nicht ohne Interesse. Sie besagt: „Bürger und Gäste, die Fische hingeben wollen, sollen nur dort feyl haben, denn an dem Hohen Markt. Die Gäste, die lebendige Fische herbringen und verkaufen wollen, sollen ihren Stand haben hinten an der Fischmauer mit dem Rücken zwischen den Thürlei, die an den Hohen Markt gehen. Item, die Bürger, die Schubfische feil haben, sollen ihren Rücken kehren gegen den Wendtkremmen (Gewandhändlerstände am Hohen Markt) und ihre Fische vor sich haben bis hinauf, wo man Wachs feil hat, also daß ein guter geräumer Weg zwischen beider Theile Tischen frei sei. Seefische soll man nur am Hof feil haben.“ So bestand denn der älteste Fischmarkt auf dem Hohen Markt, wo noch bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, der Stadtschranne gegenüber, der „Fischbrunnen“ und ein nach ihm genanntes Haus stand. Auch der „Fischhof“ mit dem Hause zu den „drei Fischeln“ erinnern noch heute daran, sowie das Haus „zum roten Krebs“ und die „Krebsgasse“ an den Krebsenmarkt an dieser Stelle. Aber auch am Donaustrande, gewöhnlich im Schatten mehrerer Linden, wurde der Fischmarkt abgehalten, und als später die Bevölkerung zunahm und der Hohe Markt anderen Zwecken dienen mußte, wurde er außer das Werder-, später Neutor versetzt, und man nannte den dortigen Komplex von Häuschen die Fischervorstadt oder das Fischerdörfel. Nicht minder erinnert an die alten Fischer die sogenannte Fischerstiege, welche von den Fischhändlern erbaut wurde, und wo die Fischer und Schiffleute die Bewohner Wiens mit allen nötigen Lebensmitteln versorgten. Der Ausdruck ist der Gegend noch immer erhalten, wie auch auf dem dort befindlichen Hause Nr. 3 (alt 369) haftend, auf dem sich ein uraltes, im Jahre 1839 aufgefrischtes Wandgemälde befindet, welches eine brückenartige Stiege und die Bibelstelle vom Fischzuge Petri vorstellt, mit der Unterschrift:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Zur Fischerstiege wird es genannt.“

Es ist dieses Haus eines der ältesten von Wien, und ein Blick in sein Inneres versetzt uns mit seinen architektonischen Mißgestalten und engen Räumen in die mittelalterlichen Jahrhunderte.

Mit dem Fischverkauf am Hohen Markt bringt man eines der ältesten Hausschilder in Wien in Verbindung, das fast den Charakter eines Wahrzeichens der Stadt hat. Es ist das die in der Höhe des ersten Stockwerkes am Eckhaus der Tuchlauben und Landskrongasse angebrachte Sandsteinfigur eines Mannes, der mit Guglmütze und allerlei warmen Umhüllungen über einem Topf mit Kohlenfeuer steht. Unter den verschiedenen meist sehr absurden Erklärungen für diese Figur (Abb. S. 309) ist schließlich jene noch die annehmbarste, daß sie einen der Fischhändler vom Hohen Markt darstellt, die bei ihrem Gewerbe besonders unter den Unbilden des Winters zu leiden hatten. Bald galt die von einem geschickten Künstler gemachte Figur als Personifikation des Winters und sie gab nicht nur dem Haus, sondern auch der an der anderen Ecke in die Landskrongasse befindlichen Gastwirtschaft, dem in Kreisen gemütlicher Zecher sehr beliebten, nun auch verschwundenen „Winterbierhaus" den Namen.

Übrigens muß in jenen Tagen der Fischgenuß viel allgemeiner gewesen sein, wohl der strenger eingehaltenen Fasttage wegen, als es heutzutage der Fall ist. Noch 200 Jahre später erzählt uns der ehrsame Schulmeister bei den Schotten, Wolfgang Schmälzl, wahre Wunder von dem Fischmarkt in Wien und er führt eine Menge Gattungen auf, die heute gar nicht mehr zu Markte gebracht werden.

„Wie ich dann nun an Fischmarkt kham
Mich noch vil größer wunder nam
Von seltzamen Fischen solche meng,
Es was von Fischern groß gedreng,
Von Behaim, Märhen, Hungarland,
Viertzehn wägn mit hausen ich fand,
Solches hat ich nie gsehen mein tag,
Ein Fischer also zu mir sprach:
„Mein Freund glaubt mir, ich red ongfer,
Fünfthalb hundert bracht man her
Frisch hausen. hie am marckt gelegen
Habn bey neunhundert centen gewegen,
Der zeit, so ich ein Fischer was,
Vnd bringt noch her on vnderlaß,
Wie ich mit warheit reden mag."

Für die Fleischhauer war schon 1331 eine besondere Ordnung erschienen die dann in der Hauptsache im Stadtrecht von 1340 bestätigt wurde. Die Fleischer vom Lande dürfen dreimal der Woche in der Stadt selbst am Alten Fleischmarkt und in den übrigen Tagen vor der Stadt am Heubühel ihre Waren verkaufen. Kein Wiener Fleischer soll das vom Land Eingebrachte, auch Fische, in ganzen Wagenladungen kaufen, außer er führt es wieder aus der Stadt. Da diese Zunft zu Gewalttätigkeiten mehr geneigt war als irgend eine andere, wurde am 7. Dezember 1350 ein neuer Brief erlassen, worin alle heimlichen Zusammenkünfte verboten, die Marktangelegenheiten geregelt, willkürlicher Entlassung der Knechte vorgebeugt und die Zunft im ganzen für jede von Einzelnen begangene Ungebühr verantwortlich gemacht wurde.

Am 23. August des Jahres 1340 erhielt die Zunft der Schneider einen Zechbrief, in welchem acht Zechmeister zur Handhabung der Zunftordnung eingesetzt werden. Darin wurden die Feiertage festgestellt, an welchen nicht gearbeitet werden durfte; verläßt aber ein Geselle seinen Meister außer diesen Zeiten, so darf er von keinem andern wieder aufgenommen werden. Den unbefugten Arbeitern wurde Einhalt getan, dagegen sollten sich die Schneider zu Tuchmachern und Bürgern ordentlich verhalten. Neue Wämser sollten nur von Befugten, die ihre Buden am „Hof" hatten, feilgeboten werden, mit alten aber konnte handeln, wer immer wollte. Starb ein Genosse des Handwerkes, so war die ganze Zunft

verpflichtet, die Leiche zu begleiten, und jeder Mitgehende mußte als Leidträger mit einem Trauerzeichen versehen sein.

Im vierzehnten Jahrhundert ging man, gezwungen durch den lebhafteren Handelsverkehr mit Italien, auch in Österreich teilweise zur Goldwährung über, was anfänglich mit einer großen Entwertung des Silbers verbunden war, so daß dieses zeitweise weniger als ein Fünftel des Goldwertes galt. Unter Herzog Albrecht II. wurden die ersten Goldgulden geprägt (Abb. S. 312), die um 1350 einen Wert von 94 Wiener Pfennigen, also annähernd von 10 Kronen hatten.

Im Jahre 1346 war der ruhelose König Johann von Böhmen am Herzogshofe zu Gast. Obwohl seit einigen Jahren erblindet, mischte er sich doch in alle Händel, die in ganz Europa entbrennen mochten, ja er zog sogar noch ins Feld. Während seines Besuches soll sich, wie eine gleichzeitige Quelle erzählt, ein komischer Vorfall zugetragen haben, der sich dann später zu einem Sprichwort verdichtete. Die beiden Fürsten befanden sich in einem Gemach; als der blinde König von Böhmen sich entfernen wollte, fand er die Tür nicht, Herzog Albrecht II. aber, dessen Lähmung mit zunehmendem Alter immer störender wurde, konnte seinen Sitz nicht verlassen, um dem blinden Gast Hilfe zu leisten. Erst herbeigerufene Diener beendeten die komische Situation, über welche nachträglich die Betreffenden selbst lachen mußten. Seither soll die Redensart üblich sein, wenn sich zwei Menschen zu einem gemeinsamen Werk verbinden, zu welchem ihnen die Eignung fehlt, das wäre gerade so, als wenn ein Blinder und ein Lahmer sich gegenseitig führen wollten.

Als nach dem Tode Kaiser Ludwig des Bayer (11. Oktober 1347), der schon früher von einem Teil der Kurfürsten zum römischen König gewählte Markgraf Karl von Mähren, ein Sohn Johanns von Böhmen, den deutschen Thron bestieg, nahm Herzog Albrecht II. keinen Einfluß darauf. Er verfolgte unentwegt das Ziel, gute Nachbarschaft mit allen zu halten, ohne den Interessen seines Hauses etwas zu vergeben. So gewann er durch seine Vermittlung beim Papst für Aufhebung des auf Kurfürst Ludwig und seiner Gattin Margareta von Tirol lastenden Interdiktes wegen ihrer dispenslosen Ehe, deren Freundschaft in so hohem Maße, daß sie den einzigen Sohn Meinhard mit Albrechts Tochter Margarete verlobten, wodurch bei der Kränklichkeit Meinhards der Heimfall Tirols an das Haus Österreich in die Nähe gerückt wurde. Aber auch mit der Gegenseite wußte sich Herzog Albrecht II. gut zu stellen. Anstandslos erhielt er von Karl IV. die Belehnungen mit allen österreichischen Besitzungen und man vereinbarte sogar 1348 eine Verbindung Rudolfs, des sechsjährigen Sohnes Albrechts, mit Katharina, der dreijährigen Tochter Karl IV.

Eine furchtbare Prüfung brach im Jahre 1349 über ganz Europa herein. Wieder waren, wie unheilverkündende Raben, andere Unglücksfälle vorausgegangen. In den Jahren 1346 bis 1348 gab es wiederholte Erdbeben, die an vielen Orten Schaden anrichteten. Dabei war ein so abnormes Wetter, daß Regen und Kälte im Sommer die Ernten verdarben, im ungewöhnlich warmen Winter aber blühten die Bäume. Hungersnot und Seuchen in weiten Landstrichen waren die Folgen dieser Naturereignisse.

Doch die grimmigste Seuche, die 1349 fast ganz Europa verheerte, entstand nicht in diesem Weltteil, sondern sie drang vom Osten herein. Lange glaubte man, es sei die orientalische Beulenpest gewesen, neuere ärztliche Forschungen machen es aber sehr wahrscheinlich, daß der „schwarze Tod", wie man damals diesen furchtbaren Würgengel nannte, identisch mit der asiatischen Cholera war. Die Seuche kam auch von dort, woher später die Cholera kam, von

Digitized by Google

Der „schwarze Tod" in Wien, 1348.

Indien, binnen Jahresfrist durch Asien nach Rußland und ans Mittelmeer, über welches die Epidemie zu Schiffe nach Sicilien und Italien gebracht wurde, wo sie dann an der Küste hinaufzog. Sie überstieg dann zu gleicher Zeit die Alpen und die Pyrenäen und verbreitete sich über Deutschland und Österreich, über Spanien, Frankreich, England u. s. w. Zum Unglück war auch eine ruhelose Zeit; in Italien, in den Niederlanden und in Frankreich gab es Kriege oder Empörungen und wo dies nicht der Fall war, wie in Deutschland und Österreich, wirkten doch die Leiden der früheren Jahre, Mangel und Krankheiten, nach.

Und da übte denn der „schwarze Tod" seine fürchterliche Gewalt über Menschen, die teils von schlechter und spärlicher Nahrung matt und kränklich, teils leidenschaftlich bewegt, teils in den größten Massen in hochbefestigten, engen und schmutzigen Städten zusammengedrängt waren. Der „schwarze Tod" ging schnell und weder von Gebirgen, noch Wäldern und gesperrten Städten und Lagern aufgehalten, durch die Länder und folgte augenscheinlich dem Laufe der Gewässer abwärts und aufwärts. Er fußte dort am ersten und mähte am meisten nieder, wo er große Menschenmassen traf.

Standbild des „Winter". (S. 307.)

Was Wien anbelangt, so berichtet eine gleichzeitige Chronik folgendes darüber: „Da wurde das Sterben in allem Österreich gar groß, doch besonders zu Wien; also daß man alle Leut', arm und reich, mußte legen in den Gottesacker zu St. Coloman. Und starben soviel Leut', an einem Tag zwölfhundert Leichen, die gelegt wurden in den Gottesacker; und waren daselbst sechs Gruben gegraben bis auf das Wasser, und man legte in die eine Grube vierzehntausend Leichen, ohne die, die heimlich begraben wurden in den Klöstern und in den anderen Kirchen." (Als bei der jüngsten Stadterweiterung die Grundfesten zum Opernhause, Heinrichshof und den Häusern der Ringstraße gegen die Burg zu ausgehoben wurden, grub man viele Wagenladungen von Menschengebeinen, Überreste der Pestopfer, aus und überführte sie auf die Friedhöfe.)

„Der Herzog floh aus der Stadt gegen Purkersdorf und verbot, daß man niemand durfte legen auf die Freithöf überall in der Stadt."

„Und auch viel Leut' flohen aus der Stadt, deren viele auf dem Lande starben. Und auch zeigte sich die Sterblichkeit an den Leuten also: An welchen Leuten sich rothe Sprinkel (Flecken) oder schwarze erhoben, die starben alle an dem dritten Tag, und auch entsprangen den Leuten Drüsen unter den Achseln, die sturben nahe alle an dem dritten. Es war auch der Jammer so groß, daß die Leute barfuß kirchfahrten (wallfahren) gingen und thäten große Gebet. Das half Alles nichts. Auch war manches Haus dort zu Wien, wo siebzig Menschen aussturben und mehr, also daß manches Haus öd stund, daß die Leute alle todt daraus waren. Und wie viel Gut und Erbe ward so erblos, daß Niemand war, der sich sein unterwand (d. h. es in Besitz nahm); die Leute sprachen, sie

hätten gar genug, sollten sie nur leben. Und wie groß die Sterblichkeit war, konnte man die Wahrheit nie erfahren. Der Lai-Pfaffen (Weltgeistliche) starben so viel, daß zu Sanct Stefan allein starben vierundfünfzig Pfaffen."

Hier taucht nun naturgemäß die Frage auf, wie es damals mit der Sanitätspflege bestellt war. Im modernen Sinne kannte man diesen Begriff gar nicht, von öffentlichen Vorkehrungen war gar keine Rede, aber auch mit der ärztlichen Hilfe war es sehr schlimm bestellt.

Man unterschied schon damals, wie noch lange hernach streng zwischen dem Medicus oder Arzt für innere Krankheiten und dem Chirurgus oder Wundarzt, der äußere Schäden behandelte. Nur sehr selten kamen beide Funktionen bei einer Person vor, indessen gab es Ärzte, die zugleich Wunden oder Beinbrüche behandelten, während der Chirurgus von der Heilung innerlicher Krankheiten ausgeschlossen war. Es war da der Unterschied, daß der Wundarzt einer besonderen bürgerlichen Innung, nicht dem gewissermaßen privilegierten Stande der Intelligenz, wie der Arzt, zugeteilt war, und somit seiner Stellung, wenn auch nicht seinem Einflusse auf die größere Masse nach, eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte. Unter den Ärzten gab es jedoch nicht minder einen wesentlichen Unterschied. Der wissenschaftlich gebildete Heilkünstler hieß „Bucharzt" (physicus), im Gegensatze zum bloßen Erfahrungskünstler. So wird in Wien Meister Heinrich von Profession ein Physikus genannt (1229), 1287 wird ein Ulricus medicus et scholasticus erwähnt, Meister Hermann ist 1302 „Artzet" Herzog Albrechts, 1344 Pilgram, Arzt am Graben, Albert dessen „Bucharzt" 1351, Konrad von Dannstadt ist „Doktor der medizinischen Kunst" und Physikus u. dgl. Im Jahre 1314 kommt auch schon ein jüdischer Arzt, namens Liebmann, in Wien vor.

Der Wundarzt (Chirurgus, manchmal auch incisor genannt) war, wie schon gesagt, Gegensatz des Bucharztes und so ziemlich Handwerker in seinem Fache, denn erst im Jahre 1390 nahm an der Wiener Universität der höhere Unterricht in der Heilkunde seinen Anfang und gar erst 1404 wurden im Stadtkrankenhause zum ersten Male öffentliche anatomische Darlegungen vorgenommen. Nur graduierte Doktoren, wenn sie zugleich Mitglieder der medizinischen Fakultät waren, keineswegs aber Doktoren an sich: Baccalaure (Doktoranden), Scholaren (Schüler), Chirurgen, Apotheker, durften sich mit ärztlicher Praxis befassen. Im Jahre 1353 findet sich so ein verunglückter Chirurg als Silberminengräber nächst der Abtei Zwettl. Der Chirurg, welcher Brüche, Stein und Gries operierte, wurde auch „Schneidarzt" (incisor) genannt. Man findet in Wien 1307 Heinrich Walich, „der Aderlasser", Bürger zu Wien, 1417 den Wundarzt Meister Anton und 1464 Meister Jakob aus Iglau.

Welcher Art die medizinischen Kenntnisse dieser Leute waren, welche Gewaltkuren sie dem Patienten zumuteten, haben wir an dem Beispiel Albrecht I. ersehen können. Neben allerlei Kräutern, die noch in der Hausapotheke eine Rolle spielen, wie Salbei, Raute, Wacholder u. s. w. gab es für vermögliche Kranke auch noch Mixturen, an deren Heilkraft man desto sicherer festhielt, je kostspieliger sie waren. Die seltensten Gewürze des Orients, abstoßende Substanzen, wie Krötenschleim ꝛc., aber auch zerstoßene Edelsteine und in scharfem Essig aufgelöste Perlen spielten da ihre Rolle. Eine Art Universalmedizin war der Theriak, der aus dreißig sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt war und als kräftig wirkend nur galt, wenn er aus Venedig bezogen wurde. Im Jahre 1342 kommt schon in Wien Meister Albrecht, Apotheker bei St. Stephan vor, noch früher, aber ohne genaue Zeitangabe ein Apotheker Heinrich in der Kurbaunerstraße (Seitzergasse).

Von vorbeugenden Maßregeln oder einer öffentlichen Sanitätspflege war nun vollends keine Rede. Eine Absonderung der Kranken, das Verbrennen von

Kleidern oder Betten nach Todesfällen u. s. w. unterließ man aus dem einfachen Grunde, weil man keine Ahnung von der Natur der Krankheit hatte und sie fatalistisch für eine Schickung der Vorsehung ansah, der mit menschlichen Mitteln entgegen wirken zu wollen, nicht nur vergebens, sondern auch sündhaft gewesen wäre.

Die furchtbare Seuche erlosch endlich in sich selbst. Aber fast so arg, als sie in den Körpern gewütet hatte, waren auch ihre Nachwirkungen auf den durch den ungeheuren Schrecken aufgeregten und verwirrten Geist der Menschen.

Törichter Aberglaube, daß eine so allgemein auftretende Seuche durch eine Vergiftung entstehen könne und der nie ganz schlummernde Haß der Massen gegen die Juden wirkten zusammen, um auf den aberwitzigen Gedanken zu verfallen, daß diese durch Vergiften der Brunnen die Seuche hervorgerufen hätten. Und nun begann an vielen Orten ein entsetzliches Blutbad, in dem Tausende von Unschuldigen umkamen.

Wenn es in Österreich nicht ganz so schlimm wurde, wie in Deutschland und Frankreich, so ist das nicht etwa ein Verdienst der Bevölkerung, die unbefangener oder milder gedacht hätte. Durchaus nicht, denn auch hier verbreitete sich das Gerücht, die Juden hätten alle Brunnen vergiftet, und zu Krems, Stein und Mautern in Niederösterreich erhob sich bereits das Volk gegen die Juden, die hier sehr zahlreich wohnten, plünderte und morderte so greulich, daß sich die meisten Juden mit ihren Weibern und Kindern samt ihren Häusern verbrannten, um dem Gemetzel zu entgehen (29. September 1349); aber die Wüteriche hatten ohne den weisen Herzog Albrecht gerechnet. Der Fürst befahl dem Herrn Bernhard von Meißau, dem Unfuge zu steuern; dieser nahm nun den Räubern ihre Beute wieder ab und belegte die an dem Raube und Morde beteiligten Dörfer Loiben, Radendorf, Weinzierl und Straßing mit hoher Geldstrafe. Mautern mußte 600 Pfund, Krems und Stein 400 Pfund erlegen. Die Rädelsführer aber wurden zu Stein und Rechberg ins Gefängnis geworfen, wo sie größtenteils elend umkamen.

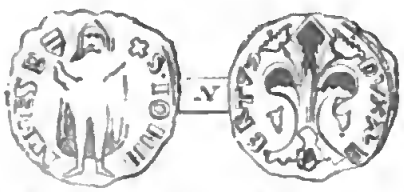
Auch Wien würde wohl dem Beispiele gefolgt sein, hätte nicht Herzog Albrecht mit eiserner Faust Ordnung gehalten. Alle diejenigen Juden, welche sich nach Wien oder in andere österreichische Städte, mit Ausnahme der früher erwähnten, geflüchtet hatten, blieben verschont. Wohl spricht die Chronik davon, daß sich auf Anraten des Rabbiners R. Tona die ganze Judengemeinde zu Wien in ihrer Synagoge „entleibt" habe, aber dies mag entweder eine Verwechslung mit Mödling sein, wo wirklich ein ähnlicher Vorgang sich ereignete, oder es war ein unglücklicher voreiliger Schritt, der sich erst später als solcher auswies. Herzog Albrecht hatte schon früher die Parteien zu versöhnen gewußt und die Judenschaft bewogen, den Zinsfuß herabzusetzen. Die im „Eisenbuche" in hebräischer Sprache eingetragene Urkunde, die dem Albrechtinischen Erlasse vom 11. Juni 1338 in Betreff des Zinsfußes bei Darlehen beigefügt ist, sagt: „Daß die Gemeinde der Juden zu Wien, ungezwungen und von ganzem Herzen, die Not ihrer Mitbürger betrachte, und darum hinfür ein Pfund Wiener Pfennige um einen Helbling (Heller) die Woche Armen wie Reichen leihen wolle."

Eine andere geistige Pest, die infolge der bis in die Tiefen aufgewühlten Wahnvorstellungen der Massen sich einstellte, war das Wiederauftauchen der Flagellanten. Nach ihrer Auffassung war die schreckliche Seuche eine Folge der menschlichen Verderbtheit, gegen die das Strafgericht Gottes einschritt. Bald bildeten sich wieder die Geißlerzüge, die alle Straßen unsicher machten und durch die Vereinigung so vieler mangelhaft gekleideter und ernährter Menschen, die zudem durch ihre unsinnigen Bußübungen entkräftet waren, der Seuche stets neue Opfer zuführten und sie weiter verbreiteten. Österreich wurde diesmal von den

unheimlichen Schwärmen, in welchen sich Fanatiker und lichtscheues Gesindel zusammen fanden, ziemlich verschont, vielleicht weil Herzog Albrecht II., der bei aller Frömmigkeit in seltenem Maße vorurteilslos war, gleich im Anfang dagegen energisch einschreiten ließ.

Schon im Jahre 1337 bahnte Herzog Albrecht die Erweiterung des Gemeindegebietes durch Verpfändung des Unteren Werdes, der heutigen Leopoldstadt, an die Stadt an. Eine Konsequenz davon war infolge der sich nun rasch vermehrenden Ansiedlungen auf dieser Inselvorstadt die Herstellung einer Brücke beim Rotenturmtor. In der Fleischhauerordnung wird ihrer schon gedacht, doch dürfte der Name „Schlagbrücke" nicht vom „Schlagen" der Tiere kommen, da diese Verrichtung weit abwärts davon am Weißgärberufer des Donaukanales vorgenommen wurde.

Aus dem Jahre 1350 stammt auch die erste Nachricht von einer weiteren Schule in Wien, bei St. Michael. Da im genannten Jahre Hans von Wallsee ein neues Schulhaus am St. Michaels-Freithof bauen ließ, so dürfte man es mit einer in den Anfang des Jahrhunderts fallenden Stiftung dieses unter Albrecht I. so einflußreichen Geschlechtes zu tun haben. Aus dieser Zeit, wo auch schon eine Schule im Bürgerspital bestand, waren die vier Unterrichtsanstalten bei St. Stephan, den Schotten, bei St. Michael und im Bürgerspitale sogenannte „gelehrte Schulen", in welchen namentlich die lateinische Sprache, damals die Grundlage jeder höheren Bildung, gepflegt wurde. Im öffentlichen Leben, aber auch in vielen Bedingungen des gewöhnlichen Verkehrs war ihre Kenntnis ganz unbedingt nötig. Schrieb doch ein einfacher Bürger von Wien, der durchaus nicht zu den ansehnlichsten gehörte, Paltram Vaczo, seine Chronik in lateinischer Sprache. Deutsch scheint damals als Unterrichtsgegenstand gar nicht gelehrt worden zu sein. Die Stellung dieser Schulen wurde dann nach Errichtung der Universität wesentlich geändert. Sie nahmen nun einen doppelten Charakter an, indem sie einerseits gewisse allgemeine Kenntnisse vermittelten, aber auch jene, welche für das Universitätsstudium bestimmt waren, darauf vorbereiteten. Den ersten Rang unter diesen Schulen nahm stets jene bei St. Stephan ein, die auch „Bürgerschule" hieß, wahrscheinlich weil sie vom Stadtrat abhing, der die Besoldung festsetzte und die Ernennungen vollzog. Im Jahre 1360 kommt auch schon eine Privatschule vor, für deren Lehrer aber die Gemeinde einen Beitrag von 10 Pfund Pfennigen gewährte. Von Mädchenschulen wird nur jene von St. Niklas in der Singerstraße genannt.



Goldgulden Herzog Albrecht II.
(S. 308.)

Schon lange führten die Wiener Kaufleute bittere Klage darüber, daß die Händler aus mehreren Städten Oberösterreichs das Niederlagsrecht der Wiener, das mit dem Privilegium von 1312 wieder im vollen Umfange hergestellt worden, dadurch umgingen, daß sie, ohne Wien zu berühren, ihre Handelsgüter über Steiermark nach Italien verfrachteten, und auch beim Verkehr nach Ungarn schlug man oft diesen Weg ein, der in vielen Fällen kürzer war und den lästigen Aufenthalt in Wien ersparte. Im Jahre 1351 erneuerte Albrecht II. das alte Niederlagsrecht der Wiener und gestattete ihnen, einen Aufseher auf der steierischen Straße bei Zeiring einzusetzen, der darüber wachen sollte, daß keine fremden Kaufleute diese Route benützen. Nur den Kaufleuten von Linz, Wels, Enns und Gmunden war dies gestattet und als die Klagen der Wiener trotz öffentlicher Verlautbarung nicht verstummten, erfolgte 1356

ein ausdrückliches Verbot für alle fremden Kaufleute, die Straße über den Karst zu benützen.

Ein Beweis, welche Bedeutung der Weinbau für Wien hatte, liegt darin, daß Herzog Albrecht II. 1353 und 1355 besondere Weingartenordnungen gab, in welchen der Lohn für die verschiedenen Arbeiten des Hauens, Grabens, Schneidens, Setzens, Bindens u. s. w. festgesetzt wurde. Ein Verpachten oder Vermieten der Weingärten war nicht gestattet, sondern die Eigentümer sollten sie selbst oder durch Taglöhner bearbeiten. Auch die Arbeitszeit wurde genau festgesetzt; sie dauerte vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne und nur zu ganz genau bestimmten Zeiten war es den Arbeitern gestattet, den Schatten aufzusuchen, zu welchem Zweck in der Nähe ein Unterkommen bereit sein mußte. Manche Bestimmungen dieser Weingartenordnung haben trotz gänzlich veränderter Verhältnisse sich als Gewohnheitsrecht bis heute erhalten.

Albrecht II. (S. 315.)

Schon 1349 berief Herzog Albrecht II. die Standesherren von Österreich und Steiermark nach Wien und ließ sie am 25. Oktober in der Burg seinem elfjährigen Sohn Rudolf den Treueeid schwören. Am nächsten 1. November legte seine Tochter Katharina bei St. Klara die feierlichen Gelübde ab. Die steten Unruhen in den Vorlanden, wo die Unabhängigkeitsbestrebungen der Schweizer Nachahmung fanden, zwangen den Herzog in den Jahren 1352 und 1354 trotz seiner zunehmenden Gebrechlichkeit zu wiederholten Reisen und Aufenthalten dort, bis er endlich durch einen mit der Stadt Zürich abgeschlossenen Frieden für einige Zeit Ruhe schuf.

Von großer Wichtigkeit war eine in das Jahr 1355 fallende neuerliche Versammlung, zu welcher der Herzog die Standesherren von Österreich, Steiermark und Kärnten nach Wien berief. Er legte ihnen eine Hausordnung vor, nach welcher seine vier Söhne Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold ermahnt wurden, in einträchtiger brüderlicher Liebe vereint zu bleiben und die Regierung gemeinschaftlich zu führen, so daß „der älteste wie der jüngste und der jüngste wie der älteste" sein solle. Dem Adel aber wurde die Pflicht auferlegt, in seiner Gesamtheit und jeder Einzelne insbesondere für diese Hausordnung einzutreten, die Anordnungen derselben zu befolgen und jedem der Prinzen den Gehorsam zu versagen und ihn mit allen seinen etwaigen Genossen zu bekämpfen, wenn er sich etwa beifallen ließe, sich gegen diese Ordnung aufzulehnen. Die Absichten Herzog Albrecht II. waren bei Festsetzung dieses Hausgesetzes ohne Zweifel die besten, der Erfolg entsprach aber nicht. In der Einsetzung einer mehrköpfigen Herrschaft lag eine unversiegbare Quelle von Zwistigkeiten, die Land und Stadt wiederholt in blutige Wirren verwickelte.

König Ludwig I. von Ungarn, aus dem Hause Anjou, den Schmeichler wegen einer äußerlich glänzenden Regierung sehr unbegründet den „Großen" nannten, war 1356 als Gast in Wien, wo er ein Bündnis mit dem Herzog gegen alle gemeinsamen Feinde schloß. Erneuert und befestigt wurde dasselbe im nächsten Jahre, wo König Ludwig mit seiner dem Hause Luxemburg ent-

stammenden ersten Gemahlin Margarete in Wien erschien, um einen Zwist mit dem Markgrafen Johann von Mähren durch seine Vermittlung beizulegen. Bald nach diesem Besuch zog Kaiser Kaiser Karl IV. im Juli 1357 als Gast in die Wiener Hofburg ein, um den Herzog zur Teilnahme an einem Kriegszug gegen Bayern zu bewegen, was aber der vorsichtigen Politik Albrecht II. nicht entsprach.

Das Jahr 1356 brachte auch wieder den Schrecken eines Erdbebens, von dem die Sage erzählt, daß es die herzogliche Burg in Wiener-Neustadt verschlungen habe, so daß an deren Stelle nur ein Sumpf zurückgeblieben sei. Gar so schlimm war nun die Sache gewiß nicht; wohl aber dürften die Erdstöße die in sumpfigen Boden gelegten Fundamente der Burg erschüttert haben, so daß das seit langem unbewohnte Gebäude großen Schaden erlitt und mit der Zeit verfiel, worauf es im Beginne des nächsten Jahrhunderts einem vollkommenen Neubau unterzogen wurde.

Auch Wien blieb von diesem Erdbeben nicht ganz verschont und eine nicht beglaubigte Tradition bringt damit den Namen einer früheren kleinen Vorstadtgemeinde — Hungelbrunn, eigentlich Hungerbrunn — im heutigen IV. Bezirk, in Verbindung. Dort, auf dem Terrain zwischen Schaumburgergasse, Wiedener Hauptstraße und Rainergasse, soll nämlich in der Nähe des Klagbaumspitales mitten in Rebenpflanzungen ein Brunnen gestanden sein, der nur in Jahren des Mißwachses und der Dürre sein labendes Wasser spendete, sonst aber häufig versiegte, wie es auch infolge des Erdbebens von 1356 für längere Zeit geschah. Solche Brunnen mit unterbrochenem Wasserzulauf kommen ziemlich häufig vor, nur haben sie in der Regel die Eigenschaft, in sehr nassen Jahren zu fließen, was leichter zu erklären ist, als die umgekehrte ohne Zweifel sehr erfreuliche Erscheinung bei der Quelle am ehemaligen „Hungelbrunn". Da aber sehr wasserreiche Jahre meist Mißwachs mit dem Gefolge von Not brachten, sah man das Fließen solcher Brunnen für ein übles Zeichen an und gab ihnen den Namen „Hungerbrunnen", aus welchen in unserem Falle die sprachliche Bequemlichkeit dann „Hungelbrunn" machte. Die Bemerkung, daß dieser Brunnen einst in Mitte von Weinbergen lag, läßt aber auch eine andere Ableitung zu. Es gibt nämlich eine jetzt kaum mehr kultivierte Rebenart, die rötliche, sehr wasserreiche, aber mit geringem Boden vorliebnehmende Trauben liefert, welche man „Hungerlinge" nannte. Diese mag man nun in jener Gegend gebaut und danach den Brunnen benannt haben, der kaum zur Verdünnung des aus den „Hungerlingen" gekelterten Weines in Anspruch genommen wurde, da dieser an sich schon sehr geringen Gehaltes gewesen sein soll.

Im Jahre 1358 gelang es dem siechen und greisen Herzoge Albrecht abermals, zwei erbitterte Gegner zu versöhnen, den Herzog Stephan von Bayern und den Erzbischof Ortolf von Salzburg; so schwer es ihm auch fiel, er entschloß sich dennoch zu der höchst beschwerlichen Reise nach Bayern. Am 12. Juni fällte er seinen Schiedsspruch zu Passau und feierte die Versöhnung der beiden Fürsten bei dem Verlöbnisse seiner Tochter Margarete mit dem Grafen Meinhard von Tirol. Am 27. befand er sich wieder in Wien, das er von da an nicht mehr verließ. Sein Leben ging zur Neige; er starb am 20. Juli 1358 im 69. Lebensjahre, nachdem er „durch 27 Jahre derart gelähmt gewesen, daß er wie ein vom Schlage Gerührter weder zu gehen, noch zu tasten vermochte". Er wurde in seiner Stiftung, der Kartause Gaming, in einem einfachen Mausoleum vor dem Hochaltar begraben. Dort ruhten bereits seine ihm vorausgegangenen Gemahlinnen Johanna von Pfirt (gestorben 1351) und Elisabeth von Böhmen (gestorben 1353). Er hatte sich im Jahre 1324 zuerst vermählt, obwohl er anfangs zum geistlichen Stande bestimmt war, weil

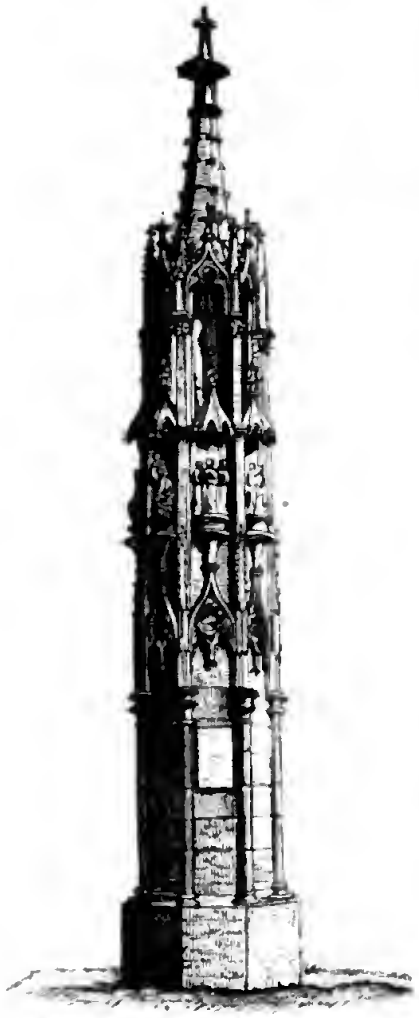
der Mangel männlicher Nachkommen bei seinen Brüdern Gefahr für den Stamm befürchten ließ. Die erste Ehe war eine gesegnete, denn es entsprossen ihr vier Söhne und zwei Töchter, welche sämtlich den Vater überlebten. Als die Gruft im Jahre 1739 eröffnet wurde, erkannte man an dem linken Fuße Albrechts noch die Spuren der Lahmheit. Die Leichname wurden in drei neue Särge gelegt.

Wohlverdient ist der trauernde Nachruf, welchen Peter Suchenwirt Albrecht II., dem Weisen widmet. (Abb. S. 313.) „Er hielt mit Meisterschaft und weiser Kraft den Frieden aufrecht. Meineidige Briefe, meineidige Worte hörte ich nie von ihm lesen, wie von manchem, der vor ihm war. Seine Worte waren wahrhaft, ganz nicht „pruchich" (zum Bruch bestimmt), fein und dabei glänzend, von allem Falsch geläutert. Sein Herz kannte keine Missetat, die Treue hauste mit weisem Rat in seines Herzens Grund. Das Herz war wie der Mund, was leider nicht bei Allen ist, da so mancher mit dem Munde Gutes tut und im Herzen Arges meint. Man sah Könige und Kaiser zu ihm kommen und seinen Rat nehmen über ihre Sachen und ihre Not. Wo war je ein Fürst mit krankem Leibe so tätig? Er scheute weder Hitze noch Kälte, Regen, Eis und Schnee um der Ehre Willen. Es galt ihm für gar nichts, mit krankem Leib durch Gehölz und Gestein, durch Feld und Wehren zu reisen. Liegt gleich sein Leib erstorben, so lebt doch sein Lob, wie ein Kiel nicht sinkt, sondern auf Wässern oben schwebt."

Herzog Albrecht II. tat auch viel für die bauliche Ausgestaltung Wiens. Unter ihm begann der vollständige Neubau des St. Stephansdomes, doch machte er so langsame Fortschritte, daß beim Tode des Herzogs kaum der Chor in seiner heutigen Form vollendet war; die eigentliche Ausgestaltung des herrlichen Bauwerkes nach einem einheitlichen Plan ist also unbestreitbar das Verdienst seines Sohnes und Nachfolgers. Aus der Zeit Herzog Albrecht II. stammen indessen doch die ersten Nachrichten über eine eigene „Bauhütte" in Wien, wie sie nur an Orten entstanden, welche der Architektur größere, längere Zeit währende Aufgaben stellten. Die Wiener Bauhütte von St. Stephan hatte ihren Platz gegenüber dem Südturm, wo heute das sogenannte Kurhaus (Kuraten- oder Pfarrhaus) und das Alumnat steht. Hier wohnten der Baumeister und seine unverheirateten Gehilfen, sowie der „Hüttenknecht", hier hatte auch die alte Innung der Steinmetze ihren Stammsitz, und zwar bis zum Jahre 1840, wo das Erzbistum eine Entschädigungssumme bezahlte, worauf die Innung auswanderte, sich provisorisch in der Dorotheergasse einmietete, später aber das von ihr im altdeutschen Stile neu erbaute schöne Innungshaus in der Wolfengasse bezog. Der Bau der prächtigen altdeutschen Dome im Mittelalter, welche noch heute als Muster der Baukunst und als schönste Zierden der Städte dastehen, versammelte folgerichtig eine Anzahl von Bauleuten, welche unter der Leitung eines Meisters standen. Eine solche Vereinigung nannte man „Bauhütte"; sie knüpfte sich innig an jedes hervorragende Bauwesen an, vorzugsweise aber an die Kirchen und Klöster, und es stand fast bis zur Hälfte des Mittelalters die Baukunst unter der ausschließlichen Obhut der Bischöfe, Äbte und Mönche. Daher wurde eine solche „Bauhütte" gewöhnlich von einem geistlichen Kirchenvorsteher gestiftet und derselben von ihm „Regeln" und „Gebräuche" vorgeschrieben.

Erst als sich mit der Zeit die in den Klöstern zur Ausführung der Kunstwerke aufgenommenen Laien von ihnen trennten, stifteten diese letzteren eigene Vereine, und da dienten ihnen die Klosterbruderschaften zum Muster. Daher stammten viele Satzungen der späteren Laienmaurer, die noch auf den klösterlichen Ursprung hinwiesen, wie z. B. das Gebot, daß keine Weiber der Bau-

hütte nahen durften; die Sitte, daß der Meister jederzeit „im Osten" saß, wie die Priester in den Kirchen der Alten: das Zusammenrufen durch den Hammerschlag, der in allen Klöstern üblich war vor Einführung der Glocken und auch nachher noch in Zeiten, wo die Glocken nicht geläutet werden durften; der gemeinschaftliche Namen „Bruder", welchen die Mitglieder der Bauvereine, sowie Mönche untereinander führten; die Brüderversammlungen unter dem Namen „Kapitel", was alles aus dem Kloster hergenommen ist. Darauf deutete auch das Zusammenleben der ersten Baugesellschaften während eines Baues in solid aufgeschlagenen Hütten; hier herrschte der Baumeister gleich einem Kommandanten in seiner Festung, und wer nicht Baumitglied war, konnte ohne das „Paßwort" die Hütte nicht betreten; ja es wurde überhaupt die Baukunst geheim gehalten, deshalb in eine symbolische Sprache und in symbolische Formen gehüllt, deren schriftliche Aufzeichnung oder Mitteilung an Fremde strengstens verboten blieb. Manche dieser Gebräuche und Symbole wurden später von den „Freimaurern" übernommen, ohne daß zwischen den alten Bauhütten und dieser ganz andere, rein geistige Zwecke verfolgenden Gesellschaft ein innerer Zusammenhang bestünde.



Die Kolomanssäule. (S. 317.)

Im römisch-deutschen Reiche waren bis zur Zeit der gänzlichen Auflösung desselben vier Haupthütten, und zwar: Straßburg, Wien, Zürich und Köln am Rhein, die allerdings schon lange weder die künstlerische, noch die soziale Bedeutung wie im Mittelalter hatten. Diese bildeten vier Distrikte, und der „Großmeister der deutschen Steinmetze" leitete von seinem Sitze in Straßburg aus die Angelegenheiten der vier Bauhütten, entschied in letzter Instanz und genehmigte die Pläne aller bedeutenden Kirchenbauten. Der Wirkungskreis der Wiener Haupthütte bei St. Stephan erstreckte sein Gebiet über Ober- und Nieder-Bayerland, auch das Land ob der Enns, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten und Krain und nach der Donau obenhin, „das soll gehorsamb sein der Haupthütten zu Wien und den zehnten Pfennig reichen", heißt es in einem alten Manuskript der Straßburger Bauhütte.

Auch die Minoritenkirche wie jene zu St. Augustin und St. Michael erhielten einen Teil ihrer baulichen Ausgestaltung unter Herzog Albrecht II. Wichtiger ist es für die Architekturgeschichte Wiens, daß im Todesjahr dieses Herrschers der Neubau des Chores der Kirche Maria am Gestade begann, der zu den schönsten gotischen Baukonstruktionen der Stadt gehört.

Von kirchlichen und humanitären Stiftungen entstanden unter Herzog Albrecht II. das St. Theobaldkloster, das Dorotheerkloster und die Kolomanskirche. Das erstere, 1349 von ihm und seiner Gattin Johanna von

Frau erbaute war eigentlich ein Spital und Armenhaus „zur zwölf ehrbare Frauen“ und für „alte ehrbare Jungfrauen, die Edel sein und vor Alter und Krankheit nicht mehr gedienen mögen“, also ein Versorgungshaus für adelige Frauen. Es stand auf der Höhe der früheren Lammgrube, reichte aber bis zum Hohenmarkt herab, und auch das Terrain, auf welchem das bekannte Eckgebäude der Rauhensteingasse casa piccola steht, gehörte noch zu St. Theobald, an welches auch eine Gasse erinnert und das in gänzlich veränderter Gestalt heute das demnächst zu verlegende Polizeigefangenhaus beherbergt. Die Verleihung der Pfründen war stets der ältesten Herzogin oder dem ältesten Herzog von Österreich vorbehalten, jedoch schon 1354 erhielt die Stiftung einen ganz anderen Charakter und wurde in ein Kloster für weibliche Büßerinnen des Franziskanerordens umgewandelt.

Kurz vor seinem Tode stiftete Herzog Albrecht II. das Kloster und die Kirche zu St. Dorothea in der damaligen Färber-, jetzt Dorotheergasse, das ursprünglich ein Benefiziatenhaus für verdiente Weltgeistliche sein sollte, 1414 aber von Albrecht V. den Augustiner Chorherren eingeräumt wurde. Nach der Aufhebung dienten Kirche und Kloster zu amtlichen Zwecken, in unseren Tagen als Verlagsamt, bis es in allerjüngster Zeit einem den Anforderungen modernen Verkehres entsprechenden Neubau Platz machte.

Das St. Kolomanskirchlein entstand 1337 vor dem Kärntnertor, gegenüber dem damaligen Bürgerspital am linken Wienufer. Dort lag ein Friedhof, auf dem schon 1268 ein Karner (Beinhaus) bestand und dann ließ Meister Jakob, Arzt und Pfarrer zu Himberg, eine Kapelle erbauen, die dem heil. Koloman geweiht war und von welcher wahrscheinlich der im Jahre 1391 für die Umgegend vorkommende Name das „heilige Feld“ stammte. Eine noch bis zum Jahr 1812 dort stehende St. Kolomanssäule war wahrscheinlich ein Überbleibsel des Friedhofes. Sie hatte die Inschrift: „Daz paw ist vollpracht zu lob Gots vnd in der eren Mariae vnd zu trost aller glaubigen seelenheil.“ Sie wurde wegen Baufälligkeit abgetragen und ist spurlos verschwunden.

Es ist dies sehr bedauerlich, da diese Säule, wie unsere Abbildung (S. 316) zeigt, zu den schönsten gotischen Baukonstruktionen gehörte. Sie stand auf einem sechsseitigen, ziemlich hohen Sockel und bestand aus drei Abteilungen. Die oberste Abteilung bildete eine offene, sechsseitige, zierlich ausgestattete Kapelle. Die Fensteröffnungen sind spitzbogig gestaltet und mit Maßwerk versehen; den Abschluß bildet ein sechsseitiger Spitzhelm, der mit einer Kreuzblume besetzt ist. Diese Säule diente wahrscheinlich dazu, eine Lampe aufzunehmen, in welchem Falle sie die Bestimmung einer sogenannten „Todtenleuchte“ auf dem Friedhofe hatte. Es war eben eine schöne, uralte Sitte in der christlichen Kirche, die Grabstätte teurer Toten von Zeit zu Zeit oder bleibend mit einem Lichte zu schmücken, was symbolisch ein Sinnbild des ewigen Lichtes des Glaubens bedeutete, das für die Toten nie erlöschen und ihnen zur glücklichen Auferstehung leuchten möge. Im Mittelalter blieb das Licht nicht auf das Grab beschränkt wie heute, wo man nur am Allerseelentage ein brennendes Licht in einer schönen Laterne auf das Grab setzt, sondern man wollte, daß es für alle am Friedhofe Beerdigten leuchte, und deshalb baute man solche Totenleuchten auf den Friedhöfen gerne recht hoch, damit das Licht darin alle Gräber überstrahle. Solche Leuchten besitzt noch Klosterneuburg (ein besonders prachtvolles Werk von etwa 30 Fuß Höhe, mit Reliefs aus dem Leben Jesu) auf dem heutigen Kirchenplatze, der früher der die Kirche umgebende Friedhof war, Penzing, Wien, und zwar am Stephansdom an der Front bei der Tyrnakapelle, dann eine zweite sehr schöne auf der Südseite bei der Eligiuskapelle, ähnlich einem Sakramentshäuschen.

Herzog Rudolf IV., der Stifter.

Herzog Rudolf IV., der älteste Sohn Albrecht des Weisen, war am 1. November 1339 geboren, also bei seinem Regierungsantritt noch nicht ganz 19 Jahre alt. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Regenten, welche jemals den Thron Österreichs eingenommen haben und kann als Beweis dafür gelten, daß das Axiom, „bedeutende Väter hätten selten ebenso ausgezeichnete Söhne" auch zu den Regeln gehört, die nur mit Ausnahmen Geltung haben.

Unter den Augen seines Vaters erhielt Rudolf durch den auch als Dichter berühmten Grafen Ulrich von Pfannberg und den als Staatsmann und Krieger gleich ausgezeichneten Grafen von Schaumberg eine sorgfältige Erziehung. Auch der gelehrte Magister Thomas von Straßburg, der lange an der damals an der Spitze der wissenschaftlichen Welt stehenden Hochschule von Paris die theologischen Fächer vorgetragen hatte, gehörte zu den Lehrern Rudolfs. Die Kränklichkeit des Vaters schloß diesen zu Zeiten von aller aktiven Teilnahme an den Staatsgeschäften aus. Es lag daher nahe, so bald als möglich, jenen Prinzen dazu heranzuziehen, der voraussichtlich berufen war, auch für seine noch im Knabenalter stehenden Brüder unter alleiniger eigener Verantwortung die Regierung zu führen. Kaum noch ins Jünglingsalter getreten, mußte Rudolf der Stifter schon seinen gelähmten Vater in wichtigen Herrscherpflichten vertreten, wodurch er einen vollkommenen Einblick in das komplizierte Räderwerk der Regierungsgeschäfte und der Politik erhielt. Diese Frühreife an Geist und Auffassung, verbunden mit einer für seine Zeit seltenen allgemeinen Bildung und einem hochstrebenden Charakter, gaben ihm jene Sicherheit des Handelns schon in jungen Jahren, mit welcher er seine Zeitgenossen und Mitfürsten so oft überraschte. Es liegt Wahrheit darin, wenn ein Beurteiler über Rudolf IV. sagt, seine Untertanen seien nie des Gedankens los geworden, „daß er Österreich entweder in den Himmel erheben oder an den Rand des Abgrundes bringen müsse".

Beim Tode seines Vaters hielt sich Rudolf IV. eben in den Vorlanden auf, wo die Verhältnisse noch immer sehr schwierige waren. Sofort eilte er nach Wien zurück, um die Huldigung der Stände zu empfangen. Schon bei diesem Anlasse bewies er jene hohe Auffassung von seiner landesfürstlichen Stellung, die man aber mit Unrecht auf die bloße persönliche Eitelkeit und Prunksucht des von seiner Machtfülle geblendeten Jünglings zurückführen wollte. Rudolf IV. hatte eine bei seiner Jugend befremdende Menschenkenntnis: er wußte, welche tiefe Wirkung das äußerliche Beiwerk, der gleißende Flitterkram der Macht, auf die Menge ausübt. In ganz ungewohnter Weise ging der Huldigungsakt vor sich. Unter freiem Himmel, vor der alten Markgrafenburg am Hof auf einem Thron sitzend, nahm er unter großer Glanzentfaltung am 20. November 1358 die Gelöbnisse der Landherren entgegen und erteilte die Belehnungen. Und als er unter den Würdenträgern des Hofes bei den Festlichkeiten eine Lücke bemerkte, die an anderen Höfen nicht bestand, schuf er sofort, damit „die Vollkommenheit der fürstlichen Würde keinen Abbruch erleide", das Amt eines Landjägermeisters, mit dem er den alten Friedrich von Kreuspach bekleidete, einen der berühmtesten Kämpen, der in aller Herren Länder schon sein Schwert geschwungen und dreimal das heilige Grab besucht hatte.

Hinter dieser Sucht, zu glänzen und in seinem Titel ganz neue und unbegründete Neuerungen anzubringen, wie er sich z. B. auch „Markgraf von Drosendorf" nannte, stak aber nicht eitel Kleinlichkeit, sondern auch ein tieferer politischer Sinn. Im Grunde nahm er unter wesentlich veränderten Umständen und auf breiterer Machtbasis den Plan Friedrich des Streitbaren auf, die

Gründung eines in sich geschlossenen, von Kaiser und Reich möglichst unabhängigen Staates, dessen natürliches Gewicht ihm aber den Rang vor allen Reichsfürsten und die Anwartschaft auf die Kaiserkrone sichern sollte.

Zu diesem Zweck wendete er nun ein seltsames, man möchte fast sagen, naives Mittel an. Mit allen Spitzfindigkeiten der Diplomatik und des Urkundenwesens vertraut, ließ er sofort nach seinem Regierungsantritt eine Reihe Urkunden anfertigen, die dem Hause Österreich von den ältesten Zeiten her die außerordentlichsten Privilegien zusicherten. Julius Cäsar und Nero, Karl der Große, Heinrich IV., Friedrich II. und noch eine ganze Reihe von deutschen Kaisern fungierten unter den Ausstellern dieser Urkunden, die trotz ihrer äußerlich ausgezeichneten Nachahmung, doch durch ihre Widersprüche gegen die geschichtlichen Tatsachen und die innere Unwahrscheinlichkeit das wegwerfende Urteil Petrarcas rechtfertigte, der sie als „lahme Lüge" kennzeichnete. Da diese wunderlichen Urkunden nie politische Geltung erhielten und nur als Beweis des regen Geistes dieses jungen Fürsten von Bedeutung sind, ist es überflüssig, auf ihren Inhalt näher einzugehen.

Wenn Herzog Rudolf IV. wirklich die Hoffnung hegte, für diese Privilegien die kaiserliche Bestätigung zu erlangen, hatte er seinen Schwiegervater, Kaiser Karl IV., mit dessen schöner Tochter Katharina er seit 1357 vermählt war, für viel harmloser gehalten, als es dieser schlaue und zähe Luxemburger verdiente. Als Herzog Rudolf IV. im April 1359 nach Prag kam, um dem Kaiser die Privilegien vorzulegen, erkannte Karl IV., der eine tüchtige gelehrte Bildung genossen hatte, ohne Zweifel sofort die Fälschung. Artig lehnte er aber unter dem Vorgeben, er werde die Urkunden prüfen lassen, die Bestätigung nur vorläufig ab, was aber für den Herzog gleichbedeutend mit einem endgiltigen abschlägigen Bescheid war. Von dieser Zeit an bestand zwischen beiden ein zeitweise verschleierter Gegensatz, der aber öfter knapp bis zu offener Feindseligkeit sich ausbildete.

Hegte der Kaiser den nicht unbegründeten Verdacht, daß die hochstrebenden Pläne des Herzogs auch vor der Person des Schwiegervaters nicht Halt machen würden, so fühlte sich Rudolf IV. durch eine Art kultureller Rivalität gereizt.

Böhmen war unter der umsichtigen Regierung Karl IV. auf eine hohe Stufe der Entwicklung gelangt. Prag besaß einen glänzenden Hof, der in ganz Europa als Pflanzstätte feiner Sitte galt; die Gründung der Universität, die Errichtung eines Erzbistums, die großen Bauten, welche Künstler aller Art anzogen, all das gab Prag und dem Lande Böhmen ein Ansehen und einen Aufschwung, gegen welche Wien und Österreich weit zurückstehen mußten. Der Gedanke, sein Land und seine Residenzstadt auf die gleiche Stufe geistiger und materieller Kultur zu heben, verließ Herzog Rudolf IV. nun nicht mehr. Er gab ihm in der Bestätigungsurkunde der Privilegien des Schottenklosters im Jahre 1360 einen Ausdruck, der seiner Zeit weit voraus eilte. Wenn es da heißt, „daß aller Ruhm und alle Macht des Fürstentums in dem festgegründeten Glücke der Untertanen beruhe," so sind das Worte, die dem achtzehnten Jahrhunderte entsprechen und von einem der großen Fürsten des aufgeklärten Absolutismus stammen könnten. Und wenn Rudolf IV. von Wien als „des Hauptes aller seiner Länder und Herrschaften, wo er tot und lebendig bleiben wolle," spricht, so ist das ein Motto für alle jene Maßregeln und Institutionen, durch welche er den Aufschwung Wiens förderte. (Abb. S. 320).

Trotz der vorsichtigen Haltung des Kaisers glaubte der Herzog doch auf dessen unfreundliche Stimmung gegen Österreich schließen zu dürfen. Er suchte daher mit vorausschauender Politik seine Stellung durch Bündnisse zu stärken. In Preßburg erneuerte und befestigte er noch 1359 den schon von seinem Vater

mit König Ludwig geschlossenen Vertrag. Von Ungarn reiste er nach Salzburg, mit dem Brandenburger Ludwig, dem Gatten der Margareta Maultasch und Schwiegervater seiner mit dem kränklichen Meinhard von Tirol vermählten Schwester Margarete eine Zusammenkunft abzuhalten. Sie führte nicht nur zu einem Schutz- und Trutzbündnis, sondern Rudolf IV. begleitete Ludwig von Tirol nach Innsbruck, wo er mit solchem Geschick zwischen den in Verdruß geratenen Gatten vermittelte, daß diese am 2. September 1359 „aus Dankbarkeit für die ihnen und ihrem Hause durch die Habsburger geleisteten Dienste" die schriftliche Zusicherung gaben, daß im Falle sie selbst und ihr Sohn Meinhard ohne Leibeserben stürben, das Land Tirol an das Haus Habsburg fallen solle.

Rudolf IV. (S. 319.)

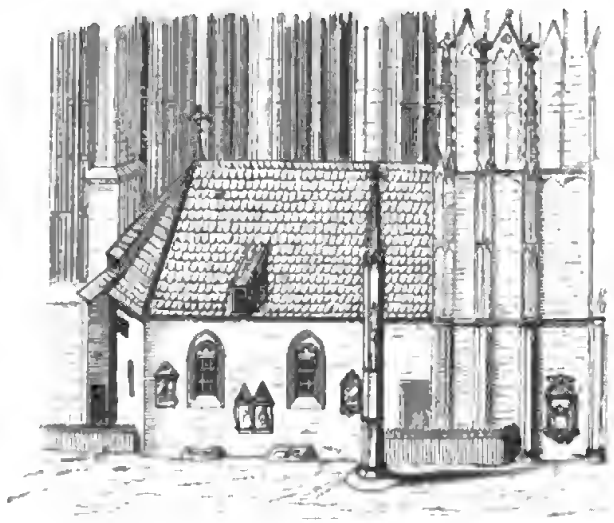
Bevor der Herzog diese rein politischen Zwecken dienenden Reisen antrat, hatte er Wien einen glänzenden Beweis dafür gegeben, wie ernst es ihm mit dem Plan sei, die Stadt mit allen Mitteln zu einer höheren Bedeutung zu bringen. Seit im Jahre 1340 die Einweihung des Chores der Stephanskirche geschehen war, kam der Bau wieder ins Stocken, und es war zu besorgen, daß er nie zu einem würdigen Abschluß kommen werde. Herzog Rudolf IV. hatte sich offenbar schon vor seinem Regierungsantritt mit dieser Angelegenheit befaßt. Auch dabei kam die Rivalität mit seinem Schwiegervater Kaiser Karl IV. zum Ausdruck, der französische Baumeister nach Prag berufen ließ, um im Veitsdom einen den großen Meisterwerken der Gotik ebenbürtigen Bau zu schaffen. Herzog Rudolf ließ einen einheitlichen Plan für den Ausbau der Stephanskirche entwerfen, durch dessen Ausführung sie im großen und ganzen jene herrliche Gestalt erhielt, in welcher wir sie kennen. Unter Beibehaltung der Westfaçade mit den Heidentürmen erfolgte die Ausgestaltung derart, daß das

Herzog Rudolf IV., der Stifter, besucht den Neubau des Stephansdomes.

Langhaus die Breite des Chores erhielt, womit auch eine Verbreiterung der Seitenschiffe verbunden war. Die beiden Arme des Kreuzschiffes wurden durch Eingangshallen gebildet, über welchen sich imponierende Hochtürme erheben sollten. Um die Westfaçade auf die Breite des Chores zu bringen, wurde auf beiden Seiten eine Kapelle hinzugefügt.

Am 11. März 1359 tat Herzog Rudolf selbst den ersten Hammerschlag auf dem Steinmetzplatze und am 7. April legte er unter großen Feierlichkeiten im Beisein seiner Gattin Katharina und seiner Brüder Friedrich, Albrecht und Leopold, des Grafen Meinhard von Tirol, der Herzoge Wenzel von Sachsen und Peter von Bourbon den Grundstein.

So entstanden der jetzige Kaiser- und Frauenchor, die aber Rudolf nur über die Grundfeste brachte; gleichzeitig gründete er die beiden hohen Türme, welche recht sinnig über die Vorsprünge des Kreuzes gestellt wurden, da an der Hauptseite, die unverändert bleiben sollte, ohnehin zwei bereits standen. Die zahlreichen Zierarbeiten und Bildsäulen, mit denen dieser prachtliebende Fürst die Kirche im Inneren und Äußeren schmücken ließ, verfertigten die drei sehr geschickten Meister Ulrich Helbling, Heinrich Kumpf, ein Hesse, auch Kußkump, nämlich Henricus-Kumpf genannt, und Christoph Horn von Dinkelspül. Den Bau selbst unternahm ein einfacher Meister, Wenzla aus Klosterneuburg, und mit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, als derselbe starb (1404), war bereits der größte Teil der Hochkirche und der große Turm auf zwei Drittteile vollendet. Übrigens hatten schon zu seinen Lebzeiten ihn Peter von Brachawitz (gestorben 1429) und Ulrich Helbling (gestorben 1417) unterstützt.



Sakristei von St. Stephan.

Herzog Rudolf IV. wendete dem Bau während seiner Regierung unausgesetzte Fürsorge zu und überzeugte sich häufig persönlich von den Fortschritten, wobei er nicht selten Anordnungen in Bezug auf den möglichst reichen skulpturalen Schmuck der Kirche getroffen haben soll. Vom 9. Juli 1359 stammt die Entschließung, mit welcher er die Stephanskirche zu seiner Ruhestätte wählte. Nach seinem Tode übten die politischen Wirren, in deren Gefolge sich stets eine große Geldklemme einstellt, einen sehr ungünstigen Einfluß auf den Fortgang des Baues, der sich natürlich auch in Abweichungen von den einheitlichen Stilformen aussprach und Abänderungen des Planes nötig machte. Kurz nach dem Tode Herzog Rudolf IV. entstand an der südlichen Front des Langhauses die erste Sakristei, die auch zur Aufbewahrung der wertvollen Paramente und oft kunstvoll gefaßten Reliquien bestimmt war. Vor dieser Sakristei, die vom „Stephans-Freythof" umgeben war, stand das schon erwähnte „ewige Licht", eine ziemlich hohe, viereckige Säule, die eben das zur Anbringung einer Leuchte bestimmte, nach allen vier Seiten durchbrochene Tabernakel und darüber einen spitz abschließenden Helm besaß.

Da die wiederholten Bemühungen früherer Regenten, für Wien einen Bischofssitz zu erhalten, bisher kein Ergebnis hatten und auch Rudolfs Bemühen wegen Verlegung des Passauer Bistums nach Wien abgelehnt wurde, entschloß er sich in anderer Weise für eine seinen Ansichten entsprechende kirchliche Stellung der Pfarre von St. Stephan zu sorgen. Er ließ seinen ursprünglichen Gedanken, bei der Burg eine Propstei zu errichten, wozu er 1359 die Zustimmung Papst Innozenz VI. erhielt, wieder fallen und übertrug 1365 die Propstei nach St. Stephan, womit sich Papst Urban V. einverstanden erklärte. Der Herzog behielt aber sich und seinen Nachfolgern ausdrücklich das Recht vor, den Propst und die Chorherren zu ernennen, ohne daß irgend jemand ein Bestätigungsrecht zustünde. Er übergab die neue Kirche dem Propst, als deren erster Johann Mayerhofer genannt wird, und den 24 Kanonikern, fürstete den Ersteren und verlieh ihm die Berechtigung, wie die Bischöfe Stab und Inful zu tragen, doch stand ihm auch das Recht zu, ritterliche Wehr und Harnisch zu gebrauchen; den Domherren wurden rote Talare wie den Kardinälen zugestanden. Zur Wohnung wurde ihnen der Zwettlhof am Stephansplatze angewiesen, den der Herzog vom Stifte erkaufte; gleichzeitig beschenkte er auch die Kirche mit einem großen Schatze kostbar gefaßter Reliquien. Die Propstei „bei allen Heiligen", wie die neue Kirche geweiht worden, ohne daß diese Benennung die im Volksmunde üblich gewordene „Sankt Stephan" je verdrängen konnte, unterstand unmittelbar dem Papste. Der Herzog erteilte später (1363) dem Propste auch das Richteramt über alle der Kirche eigenen und vogtbaren Güter; dazu gehörten auch die sogenannten „Achaziusgüter", namentlich die zu der von dem letzten Pfarrer Leopold von Sachsengang (gestorben 1366) im Jahre 1357 gestifteten Kapelle im Pfarrhofe, dem heutigen Bischofhof, welche den heiligen Andreas und Achazius geweiht wurde, gehörigen Liegenschaften auf der Wieden.

Ganz besonders zu erwähnen ist hier des Herzogs Verordnung zur Feier des Fronleichnamsfestes, welches von da an öffentlich begangen werden sollte. Seit 1264 vom Papste Urban IV. am Donnerstage nach dem Dreifaltigkeitssonntage zu begehen verordnet, kam es in Wien durch eine Stiftsurkunde des Pfarrers Magister Heinrich im Jahre 1334 in Aufnahme, da derselbe verordnete, daß 50 oder wenigstens 40 Priester dem in der Kirche abzuhaltenden feierlichen Fronleichnamsumzuge und dem darauf folgenden Hochamte beiwohnen sollten; auch stiftete er gleichzeitig einen Fronleichnamsaltar, für welchen er ein mit Gold und Edelsteinen geziertes Marienbild schenkte, welches während der Prozession feierlich mitgetragen und nach der Vollendung wieder an seine Stelle gesetzt werden sollte. Der Herzog aber verfügte: „Den Gottsleichnamtag soll man auf gleiche Weise begehen wie den Weihnachtstag; dann soll man das Heiligtum, das da ist und alle Himmel (Tragbaldachine) und 30 Kerzen und 10 Windlichter umtragen in der Stadt, und dazu sollen kommen alle Pfarrer, alle Klöster und alle Kapellane und alle Pfaffen mitsamt den deutschen Herren, Johannesrittern, Heiligengeistern und Spitälern in der Stadt und Vorstädten, mit all ihrem schönsten Gezierd, auch gegen St. Stephan gehen und mit der ehgenannten Processionumgehen."

Im Jahre 1360 übergab Herzog Rudolf das von den Augustinern verlassene Kirchlein St. Johannes im Oberen Werd, der späteren Roßau, den Karmelitern, die nach ihrer Kleidung in Wien die „weißen Brüder" genannt wurden. Sie mußten auch das Hospiz übernehmen und hatten sich zu verpflichten, bei kirchlichen Umzügen mit allen Fahnen und Reliquien den Pfarrer von St. Stephan zu begleiten.

Neben all diesen Bemühungen um die Verhältnisse Wiens mußte der Herzog sein Auge auf die äußere Politik richten. Das Verhältnis zum Kaiser blieb

ein schwankendes, wenn es auch der Vermittlung des Königs von Ungarn gelang, 1360 in Tyrnau eine Zusammenkunft Rudolf IV. mit seinem Schwiegervater herbeizuführen, infolge deren wenigstens die Belehnung mit den österreichischen Ländern stattfand. Eine Anerkennung des Erbvertrages über Tirol verweigerte der Kaiser aber rundweg, da ja sein eigenes Haus darauf Ansprüche zu haben glaubte. So blieb immer ein Stachel zurück, der zu gegenseitigen Unfreundlichkeiten reizte. Rudolf IV. schloß neue Bündnisse mit kleineren deutschen Reichsfürsten ab, der Kaiser aber suchte ihn gerade von dieser Seite zu treffen, indem er dem mächtigsten Verbündeten des Herzogs, dem Grafen von Württemberg, zu schaden suchte. Auch über den ungerechtfertigten Gebrauch des Titels eines „Herzogs in Elsaß und Schwaben" kam es beinahe zum Bruch und erst als ihn der Kaiser 1361 vor eine Kurfürstenversammlung nach Nürnberg lud, bequemte sich Rudolf IV. zu einer Erklärung, durch welche er auf diese Titel verzichtete.

Im Vertrauen auf einen Bruch zwischen Rudolf IV. und dem Kaiser wollte Ludwig della Torre, Patriarch von Aquileja, schon früher erhobene ganz unberechtigte Ansprüche auf Gebietsteile von Kärnten 1361 mit Waffengewalt durchsetzen, nachdem er schon früher dem österreichischen Handel Schwierigkeiten bereitet hatte. Nachdem der Marschall Friedrich von Auffenberg den Krieg eröffnet hatte, begab sich Herzog Rudolf mit seinem Bruder selbst zum Heer, dem er 4000 Reiter zuführte, und nun war der übermütige Patriarch rasch zu Paaren getrieben. Schon im September kam es zu einem Frieden, den Ludwig della Tore durch Stellung von zwölf adeligen Bürgen gewährleisten mußte. Den Aufenthalt im Süden benützte Rudolf IV. gleich zur Abschließung eines Erbschaftsvertrages mit dem Grafen Meinhard von Görz, der die reichen Besitzungen dieses Hauses den Habsburgern sicherte. Dann begab er sich mit einem Gefolge von 200 Personen nach Venedig, wo er mit großen Ehren empfangen und vom Dogen Lorenzo Celli mit dem Staatsschiff eingeholt wurde.

Nun drohte es aber über den Besitz von Tirol doch zu dem bisher noch immer vermiedenen Bruch mit dem kaiserlichen Schwiegervater zu kommen. Am 17. September 1361 starb Markgraf Ludwig von Brandenburg in Tirol, eine der treuesten Stützen der Rudolfinischen Politik. Die Regierung kam an dessen Sohn Meinhard, einen kränklichen, unfähigen, nur den Vergnügungen ergebenen jungen Mann. Als Meister einer Politik, die sich mit Vorliebe auf krummen Pfaden bewegt, wußte Kaiser Karl IV. durch die erkaufte Umgebung Meinhards diesen so zu beeinflussen, daß eine Gefährdung des vertragsmäßigen Erbrechtes der Habsburger zu befürchten war. Das bewog Rudolf IV. wieder zu einem offenen Auftreten gegen den Kaiser. Er schloß neue Bündnisse mit den Königen von Ungarn und Polen und legte sich gegen das Verbot neuerlich den Titel eines „Erzherzogs" bei.

Als Entgegnung berief Karl IV. 1362 eine Kurfürstenversammlung nach Nürnberg, vor welcher sich Rudolf IV. verantworten sollte und als dieser der Ladung nicht nachkam, bewog der Kaiser die Kurfürsten zu einer Erklärung, welche die Ausschließung des Hauses Habsburg vom deutschen Thron enthielt.

Wieder schien der Krieg unausweichlich. Der plötzliche Tod Meinhards von Tirol (13. Januar 1363) änderte die Sachlage jedoch, denn nun fiel Oberbayern an die Wittelsbacher, in Tirol aber trat wieder Margarete die Maultasche die Regierung an. Nun aber bewies Herzog Rudolf IV., daß er sich nicht bloß auf die Winkelzüge der Politik verstand, sondern auch, wo es Not tat, ein Mann der raschen Tat war. Auf die erste Nachricht von der Erkrankung Meinhards von Tirol war der Herzog von Wien aufgebrochen, um

auf der kürzesten Route mitten im Winter mit nur wenigen Begleitern die Reise nach Tirol anzutreten. Sie ging über den Semmering, Radstadt und den Pinzgau, von wo der bei hohem Schnee waghalsige Übergang über den Tauernpaß in das Pustertal führte. Am 20. Januar traf Rudolf IV. in Bozen ein, wohin sich auch Margarete mit ihren Räten begeben hatte. Dem gewandten jungen Fürsten wurde es nicht schwer, die ihm stets gewogene „Maultasche" ganz für sich zu gewinnen. Schon am 26. Januar stellte sie eine Urkunde aus, in welcher sie ihm und seinen Brüdern die Grafschaft Tirol mit den Besitzungen im Inn- und Etschtal übertrug und sich nur für ihre Lebenszeit die Verwaltung vorbehielt. Sie verzichtete jedoch bald auch auf diese und begab sich nach Wien, wo sie entweder in einem nächst der Minoritenkirche gelegenen herzoglichen Hause oder in dem außer der Stadt gelegenen Schloß wohnte, das dann ihren Namen auf die spätere Vorstadt Margareten übergehen ließ (Abb. S. 325). Sie starb am 3. Oktober 1369 im 53. Jahre, bis an ihr Ende frohgemut, wie sie es durch ihr ganzes, an Enttäuschungen reiches Leben gewesen, dessen größter Kummer sich aber in ihrem Leibsprüchlein ausdrückte:

„Langer Liebe Mangel
Ist meines Herzens Angel."

Sie fand ihre Ruhestätte in der Minoritenkirche neben Elisabeth, der Gattin Friedrich des Schönen; doch auch ihr Grabstein verschwand leider 1784 spurlos.

Herzog Rudolf IV. war nun im faktischen und rechtlichen Besitz Tirols, den er noch durch einen Vertrag mit dem Bischof von Brixen stützte. Unangefochten sollte er sich aber dessen nicht erfreuen, da auch die Herzoge von Bayern darauf Ansprüche erhoben und ein Heer unter Prinz Stephan in das „Landl" einrücken ließen, das aber Rudolf mit blutigen Köpfen heimschickte.

Das Auftreten Bayerns bewirkte eine völlige Aussöhnung des Herzogs mit seinem Schwiegervater. Dieser hatte einen alten Spann auf die Wittelsbacher und wollte ihnen um keinen Preis einen Gebietszuwachs gönnen. Er knüpfte daher die Verbindung mit Rudolf IV. wieder an und gestaltete sie, nicht ohne Zutun von dessen schöner und kluger Gattin Katharina, so innig, wie sie nie zuvor gewesen. Der Kaiser anerkannte nicht nur am 8. Februar 1364 die Übertragung Tirols als rechtsgiltig an, sondern zwei Tage später kam sogar ein Vertrag zu stande, nach welchem sich die Häuser Luxemburg und Habsburg die Nachfolge im Besitze ihrer Länder zusicherten, falls eines davon ohne direkte männliche oder weibliche Nachkommen aussterben sollte.

Ein neuer kurzer Waffengang gegen den Herzog Stephan von Bayern, der 1365 in Oberösterreich einfiel, wurde durch Vermittlung des Königs von Ungarn, noch mehr aber durch energische Weisungen des Papstes beigelegt. Dagegen drohte der alte Kampf mit dem Patriarchen von Aquileja wieder zum Ausbruch zu kommen, da dieser sich mit Franz von Carrara, dem Herrn von Padua, verbündet hatte und stark genug zu sein glaubte, um die alten Ansprüche auf kärntnerisches Gebiet neu erheben zu können. In der Art seiner weitausschauenden Politik hatte sich Herzog Rudolf auch schon für diesen Fall vorgesehen und durch die Vermählung seines Bruders Leopold mit Viridis, der Tochter eines Visconti, mächtige Bundesgenossen in Oberitalien gewonnen. Früher aber hatte er schon mit seinen Brüdern einen Familienvertrag geschlossen, durch welchen die Hausordnung vom Jahre 1355 einschneidend umgestaltet wurde. Zweifellos hatte Rudolf IV. früher die Alleinherrschaft angestrebt; da er jedoch kinderlos blieb, so wünschte er wenigstens im Interesse einer strammeren Handhabung der Regierungsgewalt Vorsorge zu treffen. In dem zwischen ihm

und seinen Brüdern geschlossenen Vertrag wurde vereinbart, daß alle habsburgischen Länder sowie der Familienschatz ungeteilt und gemeinsam bleiben sollten, die eigentliche Regierungsgewalt aber immer dem Ältesten zukomme.

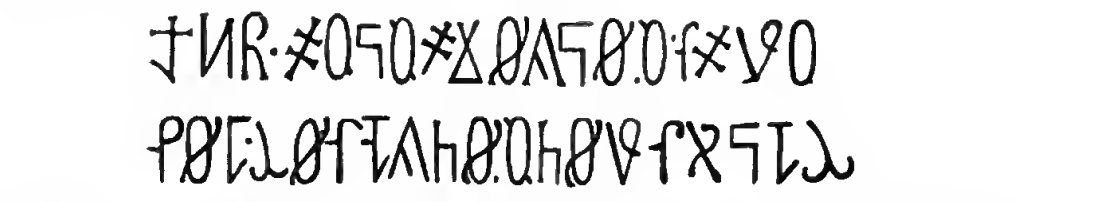
Im Mai 1365, nachdem er sein größtes Werk, die Stiftung der Universität vollzogen hatte, trat Herzog Rudolf IV. die Reise nach Italien an, um bei der Vermählung seines Bruders gegenwärtig zu sein und sich Verbündete für den Kampf mit dem unruhigen Patriarchen zu sichern. Schon in Tirol erkrankte er von den Anstrengungen der Reise angegriffen, ziemlich bedeutend. Nach zweiwöchentlichem Aufenthalt auf dem Schloß Tirol setzte er seine Fahrt fort und traf in der zweiten Juliwoche in Mailand ein. Dort wurde seine Zeit von Beratungen und den glänzenden Vermählungsfestlichkeiten in Anspruch

Schloß Margareten. (S. 324.)

genommen. Mitten in diesen erfaßte ihn aber die Krankheit neuerdings, welcher er, noch nicht ganz 26 Jahre alt, am 27. Juli 1365 erlag.

Wie er es festgesetzt hatte, wurde sein Leichnam nach Wien gebracht und im Stephansdom beigesetzt; neben ihm fand auch seine erst 1394 verstorbene Gattin Katharina ihre Ruhestätte, die ihren Witwensitz im landesfürstlichen Schloß zu Perchtoldsdorf gehabt hatte. Die Leichen ruhen jedoch nicht unter dem im Frauenchor befindlichen Denkmal, das die arg verstümmelten Sandsteinfiguren des Fürstenpaares zeigt, sondern in der Herzogsgruft unter dem großen Mittelchor. (Abb. S. 328.) Im Jahre 1739 wurde der Sarg geöffnet; man fand das sechs Fuß messende Gerippe in eine Ochsenhaut eingenäht, die offenbar noch vom Transport des Leichnams herstammte. Außerdem lagen noch darin ein goldener Ring, ein zweischneidiges Schwert und ein Bleikreuz, dessen Inschrift seine Taten aufzählt, als deren verdienstvollste die Erwerbung Tirols genannt wird. Standbilder des Fürstenpaares befinden sich auch in der Halle des Singertores. Das gegenüber liegende Bischofstor aber enthält eine andere sehr inter-

essante Erinnerung an Herzog Rudolf IV. An der linken, von Strebepfeilern flankierten Wand der Vorhalle befindet sich nämlich eine Inschrift in jener vom Herzog selbst erfundenen und auch wiederholt gebrauchten Geheimschrift, deren Charaktere der alten Schrift der Steinmetze und Bauhütte entnommen sein sollen. Wenn es richtig ist, daß die Chiffern



folgenden Satz ausdrücken: „Hic est sepultus Dominus dux Rudolfus fundator" (hier ist begraben Herr Herzog Rudolf der Stifter), so darf die Geheimschrift gewiß nicht den Anspruch auf besondere Kürze erheben.

Um zu einer richtigen Beurteilung Herzog Rudolf IV., zu gelangen, muß man strenge seine Wirksamkeit in der inneren und äußeren Politik auseinanderhalten. In der letzteren war er ein Kind seiner über alle moralischen Bedenken in den Welthändeln hinwegsehenden Zeit, ein Schüler und Rivale seines Schwiegervaters, Kaiser Karl IV., der es nie verleugnen konnte, daß er in Italien die Spitzfindigkeiten und Ränke der Politik eingesogen hatte. So erfolgreich auch im ganzen die äußere Politik Rudolf IV. war, die von ihm angewendeten Mittel wird man nicht billigen können. Die Nichteinhaltung feierlicher Verpflichtungen, die Zuhilfenahme offenbarer Fälschungen und andere von ihm gebrauchte Winkelzüge wirken abstoßend, wenn man auch anerkennen muß, daß seine Politik einen Zug in das Große hatte, klar erkannte und weitausschauende Ziele mit Energie und Gewandtheit verfolgte. Die volle Bedeutung dieses Fürsten erkennt man erst durch seine Schöpfungen in der inneren Verwaltung des Landes; hier steht er durch seinen Scharfblick, mit dem er das Notwendige erkannte und den Anschauungen seiner Zeit vorauseilend, auch zur Ausführung brachte, einzig da. Und durch sein Wirken auf diesem Felde hat er sich den ehrenvollen Beinamen des „Stifters" vollauf verdient.

Stadtverwaltung, Handel und Gewerbe unter Herzog Rudolf IV.

Wien befand sich, als dieser Fürst seine Regierung antrat, nicht in der besten Lage. Fast hundertjährige Wirren, nur durch kurze Ruhepausen unterbrochen, hatten die Besitzverhältnisse tief erschüttert. Die meisten der älteren Bürgergeschlechter, die in Jahrhunderten zu festbegründetem Reichtum und Ansehen emporgestiegen waren, büßten ihre Teilnahme an den Parteiungen durch materielles Herabkommen oder sie waren ganz verschwunden. Auch die furchtbare Seuche des Jahres 1349 wirkte noch nach; es gab herrenlose Häuser, aus welchen alle Bewohner ausgestorben waren und auf welche niemand Eigentumsansprüche erhob. Der früher blühende Gewerbestand war tatsächlich dezimiert und statt daß dessen Erzeugnisse, so wie es früher der Fall war, durch den Handel nach außen vertrieben wurden, mußten jetzt viele Gegenstände eingeführt werden, namentlich aus Ungarn, wo sich seit der Einwanderung von Deutschen die gewerbliche Tätigkeit sehr entwickelt hatte.

Eine andere Beschränkung der Vermehrung bürgerlichen Besitzes und des Güterumsatzes lag in der mächtigen Ausdehnung des geistlichen Besitzes in der Stadt. Der fromme Sinn der Fürsten betätigte sich in der Stiftung von Stätten

für den Gottesdienst und das beschauliche Leben; auch die Bürger aber wollten ihren Teil an jenen himmlischen Gütern haben, die dadurch erworben werden konnten und machten ihrerseits Schenkungen und Stiftungen, so daß manche Klöster zu beträchtlichem Reichtum kamen. Schon einige Maßregeln Herzog Albrecht II. lassen erkennen, daß man die Unzukömmlichkeiten, die mit einer solchen dauernden Bindung des Besitzes verbunden waren, nicht mehr übersehen konnte. Besonders die von Albrecht II. erlassene Vorschrift, daß durch Schenkungen in den Besitz geistlicher Korporationen kommende Häuser und Weingärten binnen Jahresfrist an Bürger zurückverkauft werden mußten, spricht offenbar dafür, daß man der weiteren Ausdehnung des geistlichen Besitzes entgegen treten wollte.

Eine weitere Ursache der mißlichen Verhältnisse lag, wie schon wiederholt erwähnt, in den Mißbräuchen des Münzwesens. Die erste Münzstätte in Wien entstand, wie man annimmt, unter Herzog Leopold V., wenigstens ist von diesem Regenten das erste Privilegium der Hausgenossen oder herzoglichen Münzer bekannt. Es war dies eine geschlossene Korporation, die aus ansehnlichen Bürgern bestand und große Vorrechte besaß, deren wichtigstes war, daß sie in allen Beziehungen von der Gewalt der bürgerlichen Behörden ausgenommen und dem Landesfürsten direkt unterordnet waren. Ihnen oblag der Einkauf des Edelmetalles, zu welchem Zweck sie sich der ihnen untergeordneten Wechsler bedienten und die Einziehung der „verrufenen" Münzen. Den Landesfürsten stand nämlich das Recht zu, die Münzen einzuberufen und als ungiltig zu erklären (zu „verrufen") und da dies durch den dem Herzog vorbehaltenen „Schlagschatz", den Gewinn bei der Ausmünzung, eine sehr beträchtliche Einnahmsquelle war, erfolgte alljährlich, meist in den Sommermonaten, die Einberufung der alten und die Ausgabe neuer Münzen. Wenn jemals das Sprüchlein unserer klugen Mütter, daß selten etwas Besseres nachkomme, Berechtigung besaß, so war es bei dieser Münzerneuerung der Fall. Wenn man hört, daß von 1340 bis 1358 aus einer Mark Silber nahezu die doppelte Summe in Wiener Pfennigen ausgeprägt wurde, so läßt sich ermessen, welchen Gewinn diese Münzerneuerung brachte, wie geradezu ruinös sie aber auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung einwirkte. Das war kein Münzgewinn mehr, sondern einfach eine Vermögenskonfiskation, durch welche aber auch dem Handel und Wandel jede feste Basis entzogen wurde.

Die Klagen über dieses verderbliche System wurden schon lange laut. Aber erst Herzog Rudolf IV. entschloß sich schon im ersten Jahre seiner Regierung zu einer Radikalkur. Am 24. März 1359 verzichtete er vorderhand versuchsweise auf die Münzerneuerung, deren Erträgnis für den Staatsschatz durch ein sogenanntes „Ungeld" oder viel besser „Umgeld" ersetzt wurde, das in einer zehnprozentigen Steuer von allen öffentlich ausgeschenkten geistigen Getränken bestand. Diese Maßregel bewährte sich so ausgezeichnet, daß das Recht der Münzerneuerung nie mehr gehandhabt wurde. Für die Ausprägung neuer Münzen galt nun der Grundsatz, daß der Metallwert zuzüglich eines sehr mäßigen Schlagschatzes für die Prägungskosten, der Ausmünzung zu grunde gelegt werden solle. Der innere Wert der Münzen unterlag natürlich jetzt viel weniger Schwankungen als früher, wo der Vorteil des Landesfürsten und der Münzer zur Ausprägung unterwertiger Münzen gedrängt hatte. Um vollends jedem Unfug zu steuern, ordnete Albrecht III., Rudolf IV. Nachfolger an, daß von jeder Ausmünzung Proben unter Siegel gelegt und aufbewahrt werden mußten.

Die unter Herzog Rudolf IV. ausgeprägten Pfennige (Bild S. 329) zeigen das Stadtwappen, das stehende Kreuz, mit den Buchstaben V (Wien) und H T, was den Namen des Münzmeisters Hans von Tirna bedeutet. Welche

Fortschritte die Stempelschneidekunst schon gemacht hatte, zeigt das prächtige Reitersiegel Herzog Rudolf IV. (Abb. S. 332), das durch Schärfe der Zeichnung und Reichtum der Ornamentik sich ganz wesentlich vor den älteren Siegeln auszeichnet.

Das Aufgeben der Münzerneuerung war nur die erste jener Maßregeln Rudolf IV., für welche man den modernen Ausdruck „sozialpolitisch" gebrauchen könnte, da sie eigentlich nie, wie es bisher üblich war, den Beschwerden und Lasten eines einzelnen Standes abhelfen sollten, sondern immer dem Wohl der Gesamtheit dienten.

Von tief einschneidender Bedeutung war eine Anordnung vom 28. Juni 1360, durch welche alle auf Häusern und Grundbesitz in Wien lastenden Geldleistungen, mochten es nun Zinsen für geliehene Kapitalien, Renten oder andere Abgaben sein, für ablösbar erklärt wurden. Dadurch wurde es den Bürgern erst möglich, einen freien ungebundenen Besitz zu haben. Natürlich lag darin auch ein Anreiz zur Bautätigkeit, da nun nicht mehr eine auf dem Grund haftende unablösbare Leistung auch auf das Bauwerk überging.

Grabmal Rudolf IV. und seiner Gattin. (S. 325.)

Schon am 2. August 1360 folgte eine weitere Anordnung über die Eintragung aller Besitzveränderungen im Grundbuch der Stadt, was von nun auch für Häuser und Gründe der geistlichen Korporationen und des Adels zu gelten hatte, die früher darin gar keiner Kontrolle unterlagen. Zugleich erfolgte eine Erneuerung und Verschärfung der schon von Albrecht II. getroffenen Bestimmungen über die Vermehrung des geistlichen Besitzes.

Ein Schritt in der Richtung der Gleichberechtigung aller Klassen der Bevölkerung geschah durch die Urkunden vom Jahre 1361, welche die Steuerfreiheit des Klerus aller Arten, des Adels und der Hofbediensteten aufhoben, alle Sondergerichte mit Ausnahme des Hof-, Stadt-, Münz- und Judengerichtes, sowie die früher ziemlich zahlreichen Asylrechte bis auf die drei bei der Burg, bei St. Stephan und den Schotten beseitigten. — Wiederholte große Brände, wovon jener vom 31. Mai 1361 fast ein Drittel der Stadt einäscherte, sowie mehrere nacheinander folgende Fehljahre hatten so ungünstig auf die wirtschaftlichen Verhältnisse von Wien eingewirkt, daß viele Handwerker die Stadt verließen.

Auch jetzt griff Herzog Rudolf IV. energisch ein, ohne sich um Sonderprivilegien zu kümmern. Die am 20. Juli 1361 getroffenen Maßregeln waren von nachhaltigem Einfluß auf das gewerbliche und soziale Leben der Stadt. Nach der einen Seite hob der Herzog die bisher bestandene Steuerfreiheit einzelner meist zu den Luxusgewerben gehöriger Handwerker auf, wie der Bogner, Pfeilschnitzer, Maler, Buchfeller (Pergamenter) u. s. w., anderseits aber beseitigte er alle von der Engherzigkeit der Zünfte und Innungen herkommenden Behinderungen bei der Ansässigmachung und Ausübung eines Handwerkes. Ausdrücklich wird in der herzoglichen Urkunde gesagt: „Insbesonders wollen und setzen wir, daß alle Bürger, Kaufleute, Laubenherren, Arbeiter, Handwerker, sie seien Schneider, Kürschner, Fleischhauer, Flaminger (Färber), Futterer, Methsieder, Goldschmiede, Sattler, Zimmerleute, Maurer, Maler, Schnitzer, Schmied, Wagner, Lederer, Schuster, Fischer, überhaupt alle Handwerker und Arbeiter, aus welchen Landen und welchen Städten sie kommen, wenn sie sich in der Stadt und den Vorstädten niederlassen und mit der Stadt leiden wollen, ihr Handwerk treiben und üben können, wie sie wollen und von niemanden daran gehindert werden können und durch drei Jahre von der Stadtsteuer befreit sein sollen."

Es ist ganz richtig, wenn ein Historiker meint, durch diese Verordnung sei eine Art „soziale Revolution" in Wien angebahnt worden. Mit einem Schlage fast waren der Verödung Wiens und dem Mangel an Handwerkern zugleich ein Ende gemacht worden. Aus den anderen österreichischen Städten, aus den Landgegenden, besonders aber aus der Fremde zogen Handwerker und Gewerbsleute nach Wien, um aus den eingeräumten Vorteilen für ihr Fortkommen Nutzen zu ziehen. Die allgemeine Hebung des Verkehres brachte aber auch der Gesamtheit Nutzen; denn viele der Zuzügler kamen nicht mit leeren Händen, sie brachten Geld mit, das sie in ihrem Geschäfte verwendeten oder um sich anzukaufen, Häuser zu bauen, wodurch die Grundwerte beträchtlich stiegen. Trotzdem kehrten sich die Einheimischen mißgünstig gegen die Zuzügler, diesen die Vorteile neidend, welche sie selbst nicht besaßen.

Indessen würde man weit über das Ziel schießen, wenn man die Maßregeln Herzog Rudolf IV. als Einführung der sogenannten Gewerbefreiheit ansehen wollte. Wer ein Gewerbe in Wien ausüben wollte, mußte sich immerhin über seine Befähigung ausweisen, nur dann konnte er Meister oder Geselle werden, ohne dazu die Zustimmung der Zunft einholen zu müssen. Zwar verbot Rudolf IV., wie schon früher sein Vater Albrecht II., den Zünften und Innungen mit Brief vom 28. August 1364, sich selbst Satzungen zu geben, die nicht vom Stadtrat genehmigt waren, und wies diesen zur Überwachung der Zünfte an, von einer Aufhebung derselben war aber keine Rede.

Rudolfs-Pfennige. (S. 327.)

Im vierzehnten Jahrhundert kommen folgende Zünfte vor, von welchen einige sogar ihre Satzungen während der Regierung Rudolf IV. erhielten: Aufdrucker, Bader, Bäcker, Baumeister, Binder, Bogner, Kurbaumer und Pfeilschnitzer, Bortenwirker, Branntweiner, Bürstenbinder, Drechsler, Färber, Fischer, Fleischhauer, Fragner, Fütterer, Glaser, Goldschlager, Goldschmiede, Gwandtler, Gürtler, Hafner, Handschuhmacher, Haubner, Hufschmiede, Hutmacher, Irher (Lederer), Joppner, Kammacher, Kettenmacher, Köche, Kotzenmacher, Krämer, Kürschner, Laubenherren, Lebzelter, Lederer, Leinweber, Lodenmacher, Maler und Schilterer, Maurer, Melbler, Messerschmiede, Mentler, Müller, Nadler, Öbstler, Öhlerer, Parchenter, Paternoster- oder Bethenmacher, Peutler, Plattner und Harnischmacher, Resler, Riemer, Sattler, Seiler, Schlosser, Schneider, Schuster, Schwertfeger, Siebmacher, Sporer, Steinmetze, Taschner, Tischler, Tuchhändler, Tuchscheerer, Wagner, Wachsler, Weißgärber, Weber, Wildpreter, Wollweber, Zwirnstricker, Ziegelmacher, Zimmerleute, Zinngießer.

Im Entgegenhalte zu den am Ende des dreizehnten Jahrhundertes in Wien vertretenen Gewerben ist die Zahl nicht allein an sich viel größer, sondern die schon ziemlich weitgehende Spezialisierung läßt auf eine bedeutende Entwicklung innerhalb der einzelnen Branchen schließen.

Seit der Stadtrat Einfluß auf die Zunftsatzungen nahm, waren die allgemeinen Bestimmungen derselben ziemlich übereinstimmend. Um als Meister in eine Zunft aufgenommen zu werden, mußten die eheliche Geburt, der Lehrherr, die Verwendung als Geselle und die Ehrbarkeit im bürgerlichen Leben nachgewiesen werden. Wollte ein fremder Meister, der eine Frau bei sich hatte, der Zunft beitreten, so war auch der Nachweis, daß er wirklich verheiratet sei, nötig. Unter Rudolf IV. wurde es bei manchen Zünften üblich, von Neubeitretenden die Erwerbung des Bürgerrechtes zu verlangen; es geschah dies, um dem Zuzug Fremder zu wehren, gerade auf Betreiben der Bürger selbst, die früher nach Kräften den Eintritt von einheimischen Handwerkern in den Bürgerverband erschwert hatten und nun eine Taxe von zwei Pfund Pfennigen einführten, wenn Fremde das Bürgerrecht erwerben wollten. Nach vor den Zunft-

meistern abgelegtem Nachweis über seine Tüchtigkeit im Gewerbe („Meisterstück") hatte der Bewerber einen Beitrag zur Zunftlade zu zahlen und ein Gelöbnis abzulegen, nichts zu Unbilden oder Verschimpfung des „ehrsamen" Handwerkes zu tun. Besaß er kein eigenes Haus, so mußte er die Entrichtung eines ganzjährigen Mietzinses nachweisen. In vielen Gewerben war die Zahl der Gesellen und Lehrjungen fixiert, die ein Meister halten durfte, eine der törichtesten, aber weit herauf wirksam gebliebenen Maßregeln, da sie den strebsamen Mann verhinderte, seinen Betrieb nach der ihm gebotenen Möglichkeit auszudehnen. Die Handwerksmeister durften nur eigene Erzeugnisse verkaufen und bei manchen Gewerben war auch dies nur in ihren Behausungen und Werkstätten erlaubt. Als „Unglimpf" wurde es bestraft, wenn ein Meister dem anderen Gesellen oder Lehrjungen abredete. Beim Leichenbegängnis eines Meisters hatten die jüngsten Gesellen den Sarg zu tragen, die Anwesenheit dabei aber war für jedes Zunftmitglied eine Pflicht, der sich niemand ohne triftigen Grund entschlagen sollte.

Die Handhabung der inneren Ordnung und der Satzungen lag in den Händen der Zunftmeister. Sie hatten bei Aufnahme der Meister, beim Aufdingen der Gesellen und Lehrjungen mitzuwirken und in Streitigkeiten zwischen diesen zu entscheiden. Die Zunftversammlungen fanden stets in dem der Zunft gehörigen Haus statt; besaß sie kein solches, so versammelte man sich beim Zunftmeister. Bei gewissen Zünften bestanden eigene Beschaumeister, die entweder von der Zunft oder vom Stadtrat bestellt waren, um die zum Verkauf gebrachten Waren zu prüfen, ob sie nach Handwerksbrauch versertigt waren.

Diese Bestimmungen blieben auch nach den Maßregeln Herzog Rudolf IV. in Kraft für jene Meister, die zu den Zünften gehörten, es war aber kein aus der Fremde kommender Handwerksgenosse gezwungen, einer Zunft beizutreten. Doch traten im Jahre 1368 die alten zwingenden Zunftvorschriften wieder in volle Kraft, nachdem die Rudolfinischen Anordnungen ihren Zweck, die gänzlich darniederliegende Gewerbstätigkeit zu heben, im vollen Maße erfüllt hatten.

In Bezug auf den Handelsverkehr blieb unter Herzog Rudolf IV. so ziemlich alles beim Alten, nur einige Bestimmungen über die Benützung der nach Italien führenden Straßen durch fremde Kaufleute erfolgten. So erhielten die Wiener das Recht, zur Bestreitung der Kosten der Straßenaufsicht von den Kaufleuten der Städte Wiener-Neustadt, Judenburg, Friesach und Villach für jeden von und nach Venedig verkehrenden Wagen eine Gebühr von 32 Pfennigen einzuheben.

Ein eigentliches Stadtrecht erließ Herzog Rudolf IV. nicht. Doch waren manche seiner Anordnungen, namentlich in zivilrechtlicher Hinsicht, von sehr einschneidender Wirkung. In der schon erwähnten Bestimmung aus dem Jahre 1360, daß alle auf dem Realbesitze lastenden Geldleistungen mit dem achten Teil ihres Wertes abgelöst werden konnten, lag eine Art von Grundentlastung zu gunsten des bürgerlichen Elementes. Verschärft wurde diese Maßregel noch durch den Beisatz, daß alle öden Häuser oder unbebauten städtischen Gründe ein Jahr nach geschehener Ablösung der Lasten der Benützung zugeführt sein müssen, sonst fallen sie der Stadtgemeinde zu und bleiben fortan von jedem Grundzins frei. Wer neue Häuser erbaut oder einen unbebauten Grund der Benützung zuführt, ist durch drei Jahre von allen Abgaben befreit. Niemand, auch nicht Bischöfe und Äbte, Ritter oder Bürger, dürfen irgend einen mit dem Haus- oder Grundbesitz zusammenhängenden Rechtsakt einfach durch Beifügung ihres Siegels vollziehen, sondern jede solche Urkunde hat nur Giltigkeit, wenn sie vor dem Bürgermeister und Stadtrat abgeschlossen und von diesen bestätigt wird. Zu erwähnen ist auch eine Verfügung des Herzogs aus dem Jahre 1364, die allen Eltern,

Verwandten und Vormündern ausdrücklich verbietet, ihre Kinder, Angehörigen oder Mündel zu einer Heirat zu zwingen.

Wahrscheinlich schon unter Albrecht II., gewiß aber unter Rudolf IV., erfolgte die Bestellung eines eigenen landesfürstlichen Anwaltes, der den Sitzungen des Stadtrates beizuwohnen und darauf zu achten hatte, daß die Rechte und Privilegien der Stadt ordentlich gehandhabt, aber nicht etwa durch Beschlüsse der Ratsherren mißbraucht oder überschritten wurden. Doch hatte er kein Recht, an den Beratungen oder Beschlußfassungen aktiv Anteil zu nehmen.

Mit der Entziehung der bisher genossenen Steuerbefreiung entfiel auch die der Zunft der Bogner und Pfeilschnitzer allein zukommende Pflicht der Bewachung der Wälle, die unter Rudolf IV. auf alle Bürger ausgedehnt wurde.

Die Gründung der Wiener Universität.

Diese bedeutungsvollste Maßregel Rudolf IV. entsprang ganz gewiß auch dem Wunsch, in keiner Beziehung des kulturellen Lebens hinter den Schöpfungen seines Schwiegervaters, Kaiser Karl IV., zurückzubleiben. Es liegt darin durchaus keine Schmälerung der Verdienste Rudolf IV. Es ist für einen Herrscher viel lobenswerter, wenn er in großen Dingen dem von anderen gegebenen Beispiele zu folgen weiß, als wenn er in Kleinlichkeiten einen Stolz darein setzt, nur dem eigenen Willen zu folgen. Darum trägt auch Rudolf IV. wegen der Errichtung der Universität seinen Beinamen „Fundator" — der „Stifter" mit vollen Ehren.

Schon 1348 brachte Karl IV. seinen Plan, nach dem Muster der Universität in Paris, die er selbst besucht hatte, eine solche Anstalt in Prag zu errichten, zur Ausführung. Es war dies tatsächlich die erste deutsche Universität, wenn sie auch in Prag bestand und auch von Schülern aus slavischen Ländern besucht wurde. Die ersten Lehrer waren durchaus Deutsche und die Verschiedenheit der Sprache bildete kein Hindernis, da alle Vorträge nur lateinisch, der ausschließlichen Gelehrtensprache bis in das siebzehnte Jahrhundert, gehalten wurden.

Rudolf IV., der selbst eine tüchtige Bildung besaß, vermochte den Wert der Wissenschaft wohl zu ermessen. Dabei war er aber ein politisches Talent, dem sich, wie es bei solchen Männern stets der Fall ist, alles unter dem Gesichtswinkel der Politik darstellte. Er wollte nicht, daß die jungen Leute aus Österreich genötigt waren, um einer höheren Ausbildung willen in das Ausland zu gehen und dort ihre Studien unter Einflüssen zu machen, die sich unter Umständen feindlich zu den heimischen Interessen stellen konnten. Die möglichste Unabhängigkeit seiner Länder, das war das Ziel, dem er unentwegt zustrebte, dazu gehörte aber auch die Befreiung von fremden geistigen Einflüssen. Nicht zuletzt schwebte dem Herzog auch die Erwägung vor, daß die Errichtung der Universität ein sicheres Mittel wäre, um Wien und seinen Verkehr neu zu beleben und den Einwohnern Erwerbsquellen zu eröffnen.

Die Ausführung des lange gehegten Planes erfolgte nach gründlichen Vorarbeiten. Sie lagen in der Hand des gelehrten Theologen Albert von Sachsen, der eine Professur in Paris bekleidet hatte und dann beim päpstlichen Stuhle in Avignon tätig war. Er wurde nach Wien berufen, nachdem die damals zur Errichtung einer solchen Anstalt erforderliche Zustimmung des Papstes gesichert war. In gründlichen Beratungen, an welchen neben Albertus von Sachsen noch der herzogliche Kanzler Bischof Johann von Brixen, der Bischof Albrecht von Passau und der päpstliche Legat Agapetus von Colonna teilnahmen, wurden die bei Errichtung der Universität festzuhaltenden Gesichtspunkte for-

muliert. Es entsprach vollkommen den Ansichten des Herzogs, der seine Stiftung so großartig und vollkommen als nur immer möglich ausgestalten wollte, daß man eine vollständige Universität in das Auge faßte, an welcher nicht bloß Theologie, sondern auch die Rechtswissenschaften und die sogenannten „freien Künste", worunter die alten Sprachen und die verschiedenen philosophischen Doktrinen verstanden wurden, gelehrt werden sollten.

Auch in materieller Beziehung nahm der Herzog eine glänzende Ausstattung der Universität in Aussicht. Ein eigener Stadtteil sollte für deren Zwecke geschaffen und eingeräumt werden, der nächst der Burg gelegen, sich von dort bis zum Schottentor ausdehnen und von der Hochstraße (Herrengasse) und der Umwallungsmauer begrenzt, die „Pfaffenstadt" bilden sollte. Dabei wurde aber

Reitersiegel Rudolf IV. (S. 328.)

eine enge Verbindung in Bezug auf die geistlichen Funktionen mit der Propstei zu St. Stephan hergestellt, damit beide Institute „in einer Verpflichtung und Einigung zur Mehrung des christlichen Glaubens" verbleiben.

Manche Einrichtung wurde von der Bürgerschule zu St. Stephan übernommen, die in ihrer Ausgestaltung seit Albrecht I. schon vollkommen den Charakter einer höheren Lehranstalt besaß. Außer den Elementargegenständen lehrte man daselbst auch die hauptsächlichsten theologischen Fächer, dann Mathematik, Astronomie und Musik. Auch die von Albrecht I. gegebenen Statuten räumen dieser Schule schon Privilegien von ziemlichem Umfang ein. „Wir geben volle Gewalt dem Schulmeister der Pfarrkirche zu St. Stephan," wird festgesetzt, „neue Schulen zu errichten und wollen, daß die bestehenden Schulen demselben Meister mit Zucht und Zins untertänig sind. Wenn Schulen bei Kirchen und Häusern wider des Meisters und der Bürger Willen errichtet werden, so sollen das die Bürger verhüten. Wer dagegen handelt, den büßen wir an Leib und

Gut. Derselbe Schulmeister soll richten über seine Schüler in allem, was unter ihnen vorgeht, ausgenommen es geht wider das Leben. Kindliche Dummheit übet oft unziemliche Bosheit, es wachset aber der Witz mit den Jahren. Entwendet ein böser Schüler den Freunden, bei welchen er lebt, oder ein Schüler dem anderen irgend ein Gut, so soll der Schulmeister den Übeltäter strenge züchtigen. Ist die Tat aber schwer, so soll man den Schuldigen richten, wie es Brauch ist. Wenn ein Schüler sich ungebührlich aufführt und gegen die Ordnung handelt, hat er die Stadt zu verlassen. Wer aber einen solchen Schüler weiter im Hause behält, hat dem Meister und der Gemeinde je zwei Pfund Pfennige zu entrichten. Das Tragen von Schwertern und Messern ist den Schülern verboten; handelt einer dawider, soll ihn das erste Mal der Meister, dann aber der Richter bestrafen. Wenn ein Schüler in einer Taberne (Schenke) spielt, kann er nur verlieren, soviel er an Geld bei sich hat; Gewand, ein Buch oder anderes Pfand darf ihm nicht abgenommen werden."

Diese Bestimmungen wurden entsprechend der höheren Stellung der zu gründenden Universität beträchtlich erweitert, ja die Universitätsprivilegien griffen zu gunsten der Lehrer und Schüler sogar in das Besitzrecht der Bürger ein. Die Hausbesitzer in dem für die Universität bestimmten Stadtteil hatten unter strenger Verantwortung dafür zu sorgen, daß von den Angehörigen der Universität, mögen es nun Lehrer oder Studenten sein, jede Belästigung ferngehalten wurde. Will jemand ein Haus in diesem Stadtteil verkaufen, so bestimmen zwei Studenten und zwei Bürger eidlich den Kaufpreis, der nur im Falle eines Neubaues gesteigert werden darf. Versäumt der Hausherr die nötigen Ausbesserungen, so können die Mitglieder der Universität solche vornehmen und vom Hauszinse abrechnen. Lehrer und Schüler erhalten auf ihren Reisen zur Hochschule freies Geleit; der dessenungeachtet erlittene Schaden muß von den Schuldtragenden ersetzt werden. Sie sind steuerfrei und alle ihre Bedürfnisse zu Wasser und zu Lande mautfrei. Sie unterstehen ausschließlich der Gerichtsbarkeit des Rektors, den man „durchlauchtigster Meister der sieben freien Künste und oberster Schulmeister" ansprach und welchem die Landesgerichte Beistand zu leisten haben; schwere Fälle entscheidet der Propst von St. Stephan, welcher das Amt eines Kanzlers bekleidet. Bei Mord oder Verwundung eines Universitätsmitgliedes schützt den Verbrecher kein Asylrecht. Nur damit diese Bevorzugung nicht Übermut und Zügellosigkeit erzeuge und die Sitten der Studenten zum Nachteile der Studien verfallen lasse, ist es dem beleidigten Ehemanne gestattet, an einen auf der Tat ergriffenen Frevler an seiner Ehre gewaltsame Hand zu legen. Niemand darf von den Universitätsgliedern Bücher kaufen oder pfänden; gestohlene Bücher müssen ohne Ersatz zurückgegeben werden. Den Nachlaß eines ohne Testament verstorbenen Lehrers oder Schülers behält der Rektor Jahr und Tag und liefert ihn den sich meldenden gesetzlichen Erben aus. Meldet sich keiner, so fallen die Bücher der Universitätsbibliothek zu; die sonstige Habe wird zu Stiftungen für das Seelenheil der Verstorbenen verwendet. Die Gesamtheit der Universität teilt sich in Hinsicht der Herkunft in vier Nationen, jede unter einem Prokurator; die Nationen wählen den Rektor, und dieser bildet mit den Prokuratoren den Magistrat der Universität und hat das Archiv derselben in Verschluß. Das Universitätssiegel, das einen vor sieben sitzenden Scholaren lehrenden Magister, darüber die heil. Jungfrau mit dem Kinde und zwei betenden Engeln, am Rande rechts den österreichischen, links den städtischen Wiener Wappenschild darstellt (Abb. S. 336), soll, wie auch die Stiftungsbriefe und Privilegien in der Sakristei der Stephanskirche in einem verschlossenen Kasten aufbewahrt werden, wozu der Rektor, der Kanzler und die vier Prokuratoren den Schlüssel haben.

Die Stiftungsurkunde, welche in lateinischer und deutscher Sprache am 12. März 1365 gegeben wurde, nennt als gegenwärtige Zeugen den päpstlichen Gesandten, sieben Bischöfe, sechs Äbte und eine große Anzahl Landherren und Adeliger und fügt die Siegel des Herzogs Rudolf und seiner beiden Brüder zu ihren eigenhändigen Unterschriften.

Nach vollzogener Ausfertigung dieser Urkunden begab sich Albert von Sachsen, der auch zum ersten Rektor der Universität ausersehen war, sofort nach Avignon, um dem Papst die Abschriften des Stiftungsbriefes vorzulegen und nun auch die formelle Bestätigung einzuholen, die ja schon zugesichert war. Aber unterdessen hatte sich der Wind am päpstlichen Hofe ganz gedreht. Karl IV., der die Bemühungen seines Schwiegersohnes um die Hebung Wiens nicht gerne sah, weil er eine Überflügelung Prags befürchtete, hatte seinen nicht geringen Einfluß in Avignon dazu gebraucht, um die Errichtung der Wiener Universität womöglich ganz zu hintertreiben, da diese so großartig gedacht und mit solchen Privilegien ausgestattet war, daß die Schöpfung Karls dadurch in den Hintergrund gerückt werden mußte. Das ging nun doch nicht an, da ja der Papst schon gewissermaßen sein Wort verpfändet hatte. Man suchte in der Cancellaria nach einem Ausweg, der endlich darin bestand, daß am 18. Juni 1365 zwar die päpstliche Bestätigung erteilt wurde, die neue Universität aber auf das Studium der Rechtswissenschaft beschränkt und ausdrücklich die Theologie aus dem Lehrplan ausgeschlossen wurde. Damit war bei den damaligen Verhältnissen, in welchen die Gottesgelehrtheit die vornehmste Disziplin und eigentlich die Grundlage aller Wissenschaft bildete, dem neuen Institute eigentlich der Lebensfaden abgeschnitten.

Alle Bemühungen Alberts von Sachsen, der wirklich als erster Rektor an die Spitze der Anstalt trat, blieben um so wirkungsloser, als der mittlerweile eingetretene Tod Rudolf IV. der ganzen Sache den eigentlichen treibenden Willen und die machtvoll eingreifende Hand entzog. Die Doppelregierung der jungen Herzoge Albrecht III. und Leopold III., die beide noch unmündig waren und bald in Zwistigkeiten gerieten, war für die Durchführung solcher großartiger Entwürfe nicht geeignet. Mühselig nur funktionierte die von Albert von Sachsen in das Leben gerufene Organisation, durch welche die Studierenden nach dem Muster der Pariser und Prager Universität in vier nationale Körper gegliedert wurden, und zwar für Wien in die österreichische, sächsische, böhmische und ungarische Nation. Bald fehlte es auch an materiellen Mitteln, so daß Albertus de Saxonia opferwillig die Hälfte der Einkünfte aus der ihm verliehenen reichen Pfarre Laa zur Besoldung der Magister und Pedelle anwies. Auch von Seite der Gemeinde fand die Universität eher Mißgunst als Förderung. Nicht ganz ohne Berechtigung sprach man nach Ausscheidung der theologischen Studien der ganzen Institution die Lebensfähigkeit ab, aber auch die Errichtung eines besonderen Universitätsviertels mit den für die bürgerlichen Hausbesitzer ohne Zweifel drückenden Vorrechten stieß auf energischen Widerspruch.

Als nun auch 1366 Albert von Sachsen, seiner vergeblichen Bemühungen überdrüssig, Wien verließ, um den ihm angebotenen Bischofsstuhl in Halberstadt zu besteigen, erlahmte das wissenschaftliche Leben fast ganz, um erst nach 20 Jahren unter einem kräftigen Impuls wieder einen Aufschwung zu nehmen. Fast möchte man meinen, daß in dieser Zeit die Universität Wien wirklich manchmal nicht mehr Studierende zählte, als auf unserer gleichzeitig entstandenen Illustration (S. 337) zu den Füßen des dozierenden Magisters zu sehen sind. Mindestens verlautet von wissenschaftlichen Leistungen in dieser ganzen Periode nichts, ja auch im bürgerlichen und politischen Leben geschieht der Universität gar keine Erwähnung. Unser Bild ist deshalb interessant, weil es

die damalige Vortragsweise erkennen läßt. Von einem freien Vortrag scheint keine Rede gewesen zu sein, sondern der Lehrer begnügte sich mit dem Ablesen einer bestimmten Partie seines Unterrichtsgegenstandes. Von dieser nicht für die Schüler anregenden, für den Lehrenden jedoch bequemen Methode scheint der noch heute übliche Ausdruck des „Kollegienlesens" zu kommen, obwohl jetzt der freie Vortrag weitaus die Regel ist. Herzlich unbequem scheint dagegen das Kollegium für die Hörer gewesen zu sein, die auf einer niederen Bank vor dem Lehrer hockten und nicht einmal ein Pult besaßen, um Mephistos Rat an den Schüler nachkommen zu können:

„Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktiert euch der heilige Geist! . . . .
Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen."

Wir nehmen nun den Faden der geschichtlichen Ereignisse wieder auf, um am geeigneten Ort auf die Weiterentwicklung der Universität zurückzukommen.

Die Herzoge Albrecht III. und Leopold III.

Die Nachfolge in der Regierung nach dem Tode Herzog Rudolf IV. fiel nach dem Übereinkommen vom Jahre 1364 an die Brüder Albrecht und Leopold, von welchen der erstere 16, der letztere 14 Jahre zählte. Die gemeinsame Regierung der Brüder, wenn auch das Hausgesetz dem älteren die „oberste" Leitung zusprach, versprach um so weniger ersprießliches Wirken, da die Charaktere der beiden Brüder sehr verschieden waren. Albrecht III. geriet nach der stillen, bedächtigen Art seines gleichnamigen Vaters, ohne natürlich bei seiner Jugend dessen überlegene Regierungsweisheit zu besitzen. Leopold III. aber war ein unruhiger, ehrgeiziger, zu Ränken und Gewalttat gleich bereiter Charakter.

Im Anfange unterwarfen sich die jungen Fürsten vollkommen dem Einflusse Kaiser Karl IV. Er schlichtete den Zwist mit dem Patriarchen von Aquileja, hielt die stets begehrlich nach österreichischem Gebiet ausschauenden Wittelsbacher im Zaum und vermählte am 19. März 1366 seine Tochter Elisabeth mit Herzog Albrecht III., der seiner eigentümlichen Haartracht wegen den Beinamen „mit dem Zopfe" erhielt. Gleich darauf erschien der Kaiser in Wien, wo er die feierliche Belehnung der Herzoge vollzog und alle ihre bisherigen Rechte bestätigte. Obwohl Herzog Albrecht in Wien, Leopold aber, wenn er nicht auf einem seiner Züge war, in Innsbruck residierte, erwies sich doch bald ein weiteres Zusammenwirken unmöglich, woran gewiß nur Leopolds unverträgliches, von verzehrendem Ehrgeiz erfülltes Wesen, aber auch die stete Geldnot, in welche er durch maßlose Verschwendung und törichte Rüstungen geriet, die Schuld trugen. Im Jahre 1373, in dem Albrecht III. seine erste Gattin Elisabeth verlor, schritt man zu dem verhängnisvollen Auskunftsmittel, ganz gegen den wohlerwogenen Sinn des Hausgesetzes, vorderhand auf die Dauer von zwei Jahren eine Teilung der Regierungsgewalt in Bezug auf die Besetzung der Ämter und der Einkünfte eintreten zu lassen. Damit war aber nur eine neue Quelle von Streitigkeiten gegeben, so daß schon zwei Jahre später ein neues Übereinkommen und 1379 endlich die förmliche Trennung des Besitzes beschlossen wurde. Herzog Albrecht III. behielt Ober- und Niederösterreich, jedoch ohne Wiener-Neustadt, an Herzog Leopold fielen alle übrigen Länder, wobei sie sich jedoch im Falle der Kinderlosigkeit gegenseitig das Recht der Erbfolge vorbehielten. Dieser letzte am 23. September 1379 zu Neuburg in Steier-

mark abgeschlossene Vertrag, durch welchen das Haus Habsburg zuerst in zwei Linien gespalten wurde, hatte die schlimmsten Folgen; in ihm wurzeln alle jene Zerwürfnisse zwischen den Fürsten, durch welche deren Macht gelähmt, das Gedeihen der Länder auf das tiefste geschädigt und eine lange Periode politischer Zerrüttung und Rechtlosigkeit eingeleitet wurde.

Durch die unruhige Politik und die Verschwendung **Leopold III.** waren die unter den unmittelbaren Vorfahren so blühenden Finanzen Österreichs in kläglichen Verfall geraten. Schon 1370 waren die Einkünfte der Länder an ein „Konsortium", dem der reiche Nikolsburger Schloßherr **Hans von Liechtenstein**, der Landherr **Reinhard von Wehingen**, der Münzmeister **Hans von Tirna** und die Wiener Bürger **Niklas Steiner** und **Christof Syrfeyer** angehörten, insoweit verpfändet, daß den beiden Herzogen nur ein Betrag von 17.000 Pfund Wiener Pfennigen verblieb. Die Notwendigkeit von Steuererhöhungen lag also vor, aber diese wurden sehr schwer empfunden, da der Wohlstand der Bevölkerung durch Mißwachs und hohe Preise geschädigt wurde, wozu sich in Wien auch noch gewohnheitsmäßig geübte Umgehungen des Niederlagsrechtes durch die fremden Kaufleute gesellten.

Das älteste Siegel der Wiener Universität.
(S. 333.)

Die im Interesse Wiens dagegen ergriffenen Mittel können kaum glücklich gewählt genannt werden, sie erwiesen sich auch unzulänglich. Die Verschuldung der Bürger und der Stadtgemeinde war eine sehr große und natürlich spielten die Juden als Gläubiger die erste Rolle. Um mindestens diese befriedigen zu können, hob der Stadtrat im Jahre 1375 eine besonders hoch bemessene Steuer ein und als auch diese nicht ausreichte, übernahm Herzog **Albrecht** für drei Jahre die Verzinsung der Gemeindeschulden und traf die Einführung, daß in Zukunft die der Stadt zufließende Abgabe von Wein und anderen Handelsgütern auch von den bisher befreiten Ständen, dem Klerus, Adel und den zum Hof gehörigen Personen entrichtet werden mußte.

Wie es gerechtfertigt war, ging der Herzog gegen die Juden mit großer Strenge vor, wenn ihnen Unredlichkeiten und gesetzwidrige Übervorteilungen nachgewiesen wurden. Er tat dies auch im eigenen Interesse, denn er mußte oft genug, wenn Ebbe in den Kassen war, zu ihnen seine Zuflucht nehmen und schützte sich durch diese abschreckenden Maßregeln davor, selbst benachteiligt zu werden.

Wie er aber überhaupt in religiöser Beziehung sehr übertriebenen Neigungen folgte und gewisse Nächte ganz mit Andachtsübungen zubrachte oder zeitweilig das Leben eines Kartäusers führte, ist er auch von konfessioneller Härte nicht freizusprechen. Als wieder eine den Waldensern ähnliche und gleich diesen eigentlich sehr harmlose Sekte in Österreich auftauchte, ließ er deren Anhänger mit großer Strenge verfolgen. Im Jahre 1370 verfiel er gar auf die absurde

Idee, alle Juden zur Annahme des Christentums zu zwingen, wozu natürlich alle Mittel der Gewalt, Bestechung und Überredung angewendet wurden. Doch soll es nur bei zweien, einem Mann und einem Mädchen, gelungen sein, sie zur Taufe zu bewegen. Der erstere bereute jedoch seinen Schritt bald und wurde, da er wieder zu seinem alten Glauben zurückkehrte, auf Befehl des Herzogs verbrannt. Das bekehrte Mädchen aber nahm er unter seinen besonderen Schutz und verheiratete es nebst Beigabe einer reichen Aussteuer an seinen Koch.

Mit dieser religiösen Unduldsamkeit hängt auch wohl seine Teilnahme an einer sogenannten „Preußenfahrt" zusammen, die auch jetzt noch, da die Kreuzzüge in das heilige Land doch als zu bedenklich außer Übung gekommen waren, als ein besonders verdienstliches und ziemlich ungefährliches Werk galten. Auch Herzog Leopold III. hatte 1370 an einer solchen Fahrt teilgenommen, die ein Chronist sehr richtig als „Verheerungszüge" statt als Bekehrungszüge benennt.

Kollegium im Mittelalter. (S. 334.)

Für Herzog Albrecht III. war es vielleicht verdienstlicher, daß er einen solchen Zug antrat, da er sich kurze Zeit vorher, am 13. März 1375, mit der schönen Beatrix von Hohenzollern zum zweiten Male vermählt hatte. Auch diese Hochzeit konnte nur mit Hindernissen vollzogen werden, denn Albrecht von Winkel, Bischof von Passau, der zur Trauung nach Wien reiste, wurde in der Nähe von St. Pölten von zwei wegelagernden steierischen Adelsherren, Otto und Heinrich von Ehrenfels, überfallen, gefangen genommen und auf die Feste Hammerstein in Steiermark geschleppt. Man sollte meinen, daß bei solchen Anzeichen von Rechtlosigkeit im eigenen Lande Gelegenheit zu rühmlichen Taten gewesen wäre.

An der Spitze von fast 100 Rittern und 2000 Knechten zog Herzog Albrecht im Frühjahr 1377 aus, um sich dem Kriegsheer anzuschließen. Der Spruchdichter Peter Suchenwirt, der den Zug mitmachte, hat uns eine anschauliche Schilderung davon geliefert. In den schlesischen und westpreußischen Städten unterhielt man sich vortrefflich und tat der glänzenden Gastfreundschaft des deutschen Ordens alle Ehre an. Dann ging es an die Ausführung der ritterlichen Taten, die nach Suchenwirts Bericht nur in abscheulichen Grausamkeiten bestanden, wie der Überrumplung einer harmlosen Hochzeitsgesellschaft in einem Dorf, das man anzündete, nachdem sechzig der Teilnehmer erschlagen wurden.

Auf Grund solcher Heldentaten erhielt Albrecht III. selbst den Ritterschlag, den er gleich an eine große Zahl jugendlicher Teilnehmer am Kreuzzug

weiter gab. Als er im Herbst wieder heim kam, erfreute ihn die Nachricht, daß seine Gattin Beatrix ihn mit einem Söhnlein beschenkt habe. In seinem Lieblingsschlosse „Lachsenburg" (Laxenburg) sah er Beatrix und das nach dem Vater getaufte Söhnlein, erst im November 1377 hielt er seinen Einzug zu Wien.

Obwohl man ziemlich allgemein annimmt, daß der Beiname „mit dem Zopfe" von seiner eigenen Haartracht abzuleiten ist und er auch auf einzelnen Porträten mit einem über die Schulter fallenden Zopf abgebildet ist, gibt es doch noch eine andere Erklärung, wie denn auch Herzog Albrecht III. auf ganz authentischen Porträten ohne diesen Haarschmuck erscheint (Abb. S. 340). Angeblich soll er zu Ehren seiner schönen Gattin Beatrix, deren herrliches blondes Haar sogar besungen wurde, einen Ritterorden „vom Zopfe" begründet haben, dessen Devise ein von einem Zopf umgebener Schwan war und der Albrechts Neigungen entsprechend, mehr einen religiösen Zweck verfolgte, als ritterlichen Übungen obgelegen zu haben scheint. Angeblich soll der Zopf der Herzogin, den sie einst ihrem Gatten widmete, noch viel später unter den Raritäten des alten Laxenburg zu sehen gewesen sein.

Eine etwas unangenehme Überraschung war es, daß der ruhe- und rastlose Herzog Leopold unter dem österreichischen Adel Verbindungen angeknüpft hatte, die sogar zu offenen Auflehnungen gegen Herzog Albrecht III. führten. Der Landmarschall Reimprecht von Wallsee schlug den Aufstand nieder und nun erfolgte die schon erwähnte Länderteilung, die sehr zu gunsten Leopolds ausfiel. Bei diesem Anlasse soll die durch ihre vorzüglich schöne gotische Architektur ausgezeichnete Denksäule zur „Spinnerin am Kreuz" bei Wiener-Neustadt (Abb. S. 344) gesetzt worden sein. Herzog Leopold ließ dieselbe „zum Danke und als ein Denkmal der so sehnlich gewünschten und glücklich vollbrachten Länderteilung zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria, als Beschützerin und Verteidigerin seiner Länder" ausführen. Erbauer derselben war Meister Michael Weinwurm, welchem Österreich noch andere schöne Baudenkmale verdankt.

Ihm übergab Herzog Albrecht III. auch den Umbau seines geliebten Schlosses Laxenburg, wozu er viele vom alten Herzogsschloß am Kahlenberg entnommene Steinarbeiten und andere Kunstwerke verwenden ließ, die dann durch die Verwüstungen der Türken ihren Untergang fanden. Albrecht schuf auch die sogenannte Mönchsau, welche dem Stifte Heiligenkreuz gehört hatte, mit großen Kosten in einen geräumigen Lustgarten um, in welchem schon damals Teiche, Kanäle, Springbrunnen, Baumgruppen u. s. w. sehenswert waren; besondere Freude hatte er mit einem zierlichen Drehwerke, das auf einem viereckigen, turmartigen Gebäude mitten in einem Teiche angebracht war, und zu welchem man mittels eines hohen, gedeckten Ganges von der Burg aus gelangen konnte. Nach damaliger Sitte war die Burg ringsum mit einem Wassergraben umgeben. Auch bedachte er die von seinem Vater 1338 erbaute Schloßkapelle der heil. Maria, am Tore neben dem Teiche gelegen, reichlich und verordnete überdies in seinem letzten Willen, daß aus der Burgkapelle zu Wien alle seine Reliquien, Kleinodien und reichen Monstranzen dahingebracht werden sollten.

Obgleich aber die Zurückgezogenheit liebend, vergaß der Herzog doch die Obsorge für seine Hauptstadt nicht, ja selbst fröhliche Feste wurden in ihren Mauern gefeiert, wie jenes Turnier am Hof 1379, welches Albrecht seiner schönen Gemahlin Beatrix und anderen hohen Gästen gab und wozu der Stadtrat die Turnierschranken und Tribünen zu errichten hatte, auf welchem die Herzogin mit ihrem Hofstaate und die Bürgersfrauen mit ihren Töchtern dem Kampfspiele zusahen. Es wurde auch eifrig der Bau des Stephansdomes

fortgesetzt, und als die Einkünfte des Domkapitels unzureichend wurden und die Domherren, ihren Stellen entsagend, andere Pfründen suchten, war der Herzog 1368 bedacht, ihnen durch Überlassung der Maut zu Mauthhausen ihre Lage zu verbessern. Unter Albrecht entstand das sogenannte Bischoftor, dem Seitenteile der erzbischöflichen Residenz gegenüberliegend, dessen Bedachung mit vier schönen Türmchen geziert ist. Am Bogenschlusse im Innern des Tores befinden sich die Statuen des Herzogs Albrecht und seiner ersten Gemahlin Elisabeth. Der Herzog hält in der Rechten das Modell einer Kirche, unter dem eine Schriftrolle herabfällt; er ist begleitet von einem jugendlichen „Schildhalter"; die Herzogin hält das Zepter in der linken und eine offene Rolle in der rechten Hand; auch sie ist von einem Waffenträger begleitet. Unter Albrecht III. wurde auch der Bau des großen Turmes lebhaft gefördert.

Es ist überhaupt ein schöner Zug in seinem Charakter, daß er das Andenken seines Bruders Rudolf sehr hochhielt und dessen Schöpfungen nach Kräften förderte und erhielt. Dieses Motiv mag auch hauptsächlich bestimmend gewirkt haben, als Herzog Albrecht III. die Ausgestaltung der Universität in Angriff nahm und zu einem gedeihlichen Ende brachte, wovon später die Rede sein wird.

Am 9. Juli 1386 verlor Herzog Leopold III., der schon seit zehn Jahren mit den schweizerischen Urkantonen haderte, in der Schlacht bei Sempach nebst fast allen seinen Rittern das Leben. Es war dies, schon bevor das Schießpulver zur Anwendung kam, ein nicht zu übersehendes Anzeichen, daß die Zeit der Harnische, der Visirhelme vorüber sei, daß überhaupt das Rittertum langsam aber unabwendbar dem Untergang zuneigte.

Herzog Leopold III. hinterließ aus seiner Ehe mit Viridis Visconti vier Söhne, Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich, von welchen der älteste kaum 15 Jahre zählte, und eine Tochter Elisabeth. Im Sinne eines Familienvertrages übernahm Albrecht III. die Gesamtregierung der österreichischen Länder, ja die Neffen erklärten sogar ihre Bereitwilligkeit, nach dem Tode des Oheims, dessen Sohn die Herrschaft allein überlassen zu wollen, ein löblicher Vorsatz, der indessen, wie die Ereignisse bewiesen, nicht ganz aufrichtig gemeint war. Seiner friedlichen Denkweise entsprechend, bemühte sich Albrecht III., die von seinem Bruder nach allen Seiten angezettelten Händel, wenn auch mit Opfern, zu einem friedlichen Ende zu bringen.

Im Jahre 1394 feierte er noch die Vermählung seines einzigen Sohnes Albrecht mit Johanna von Bayern, nachdem er ein Jahr früher ein Bündnis zum Schutz der beiden Länder mit dem Herzog Ruprecht abgeschlossen hatte, das namentlich mit Rücksicht auf Böhmen nötig erschien. Das Verhältnis zu diesem Lande hatte sich seit dem Tode Karl IV. sehr getrübt, da der junge König Wenzel immer mehr dem Trunke verfiel und seine Politik zu sprunghaften Änderungen neigte. Schon war man im eigenen Lande seiner Mißregierung müde und es bildete sich ein Bund, dem Wenzels Bruder, Sigismund von Ungarn, angehörte, um der Gewaltherrschaft ein Ende zu machen und dem auch Albrecht III. beitreten sollte, als er plötzlich erkrankte und am 29. August 1395 in Laxenburg starb, nachdem er auf dem Totenbette seinen Sohn und seine Neffen im Interesse des Gesamthauses zur Aufrechthaltung der Einigkeit ermahnt hatte.

Von der Überführung seines Leichnams, der bei St. Stephan beigesetzt wurde, sagt der Chronist Hagen: „Darnach fure man in mit großer chlag herein gen Wienn. Do giengen ihm all geistleich und weltleich leut arm und reich, die dy Zeit zu Wienn waren, mit großer chlag und weynen entgegen, daz bullich war. Sie und land und leut ain rechten vatter dez Frieds hetten ver-

loren.“ Und ein anderer Nachruf sagt: „O wie gar ein gesegnetes Leben ist es doch, wenn ein Fürst so zum Heile seiner Untertanen gelebt hat, daß ihn alle mit heißen Tränen beweinen.“

Dieses Lob war nicht unberechtigt. Albrecht III. stand an Befähigung und Tatkraft weit hinter seinem Vater und Bruder zurück. Aber nach dem Maße seines Könnens hatte er stets den redlichen Willen, dem Lande und seinen Untertanen zu nützen, vor allem aber hütete er wirklich das kostbare Gut des Friedens und brachte selbst Opfer, um es zu bewahren. Verdienstlich war auch sein Bemühen, Handelsverbindungen zu knüpfen und zu pflegen. Namentlich der Verkehr mit Venedig hob sich durch die von ihm in den Jahren 1366 und 1367 getroffenen Anordnungen sehr wesentlich.

Herzog Albrecht III. (S. 338.)

Von besonderem Interesse ist es, daß schon zur Zeit Albrecht III. Projekte auftauchten, mit welchen sich die Gegenwart noch beschäftigt. Wiederholte Überschwemmungen und die steten Veränderungen des Strombettes bei jedem Hochwasser ließen nach einer Abhilfe suchen und man kam auf das Auskunftsmittel, einen „Wasserpflug“ anzuwenden, der das Geschiebe aus dem Bett entfernen sollte, also eine Art von Baggermaschine. Noch merkwürdiger erscheint es, daß schon von Karl IV. ein Antrag ausging, zwischen der Donau bei Wien und der Moldau bei Prag einen Kanal anzulegen und es sollen sogar die immens reichen Rosenberger sich angeboten haben, das zu dem Unternehmen nötige Kapital beizustellen. Die unruhigen Zeiten und die Unzulänglichkeit der technischen Hilfsmittel ließen das Projekt scheitern, an das man erst jetzt, nach mehr als einem halben Jahrtausend, wieder herantritt.

In die Regierungszeit Albrecht III. fällt auch die erste Nachricht, die wir über eine Kanalisierung der Stadt Wien besitzen. An dem Hause Brandstätte Nr. 4 befindet sich nämlich in der Höhe des ersten Stockwerkes ein Stein eingemauert, auf dem unter dem städtischen Kreuzschild zu lesen ist: „Anno domini MCCCLXXXVIII dy morig gemacht ist," — morig oder Möring bedeutet aber einen Unrats- und Abzugskanal (Abb. S. 345).

In die letzten Regierungsjahre Albrecht III. fallen auch die ersten Wettrennen in Wien, die in Verbindung mit den Jahrmärkten standen und nach dem an den ersten Sieger fallenden Preis, einem Stück Scharlachtuch, die „Scharlachrennen" genannt wurden. Diese Wettrennen, welche dann durch 150 Jahre abgehalten und zu beliebten Volksfesten wurden, fanden am Feste Christi Himmelfahrt im Mai und am Katharinentag im November statt. Es bestanden dafür besondere Regeln, die streng beobachtet wurden. Den Tag vor der Festlichkeit hatte auf der Altane der Schranne, dem Gerichtshaus am Hohen Markte, das feierliche „Berufen des Scharlachs" statt; es begab sich nämlich ein Ausrufer mit einem Trompeter dahin und kündigte das Rennen an; die zum Laufe angemeldeten Pferde wurden im Rathause aufgeschrieben und für jedes die Gebühr von einem ungarischen Gulden erlegt, sie durften aber mautfrei eingeführt werden. Außer dem Scharlachtuche für den siegenden Reiter wurde noch als zweiter Preis eine Armbrust gegeben; der letzte am Ziel anlangende Reiter erhielt ein „Spen-Saw" (Ferkel), gleichsam als Spottpreis. Nach dem Wettlaufe der Pferde fand ein Fußrennen der Männer und eines der öffentlichen Dirnen statt, wobei ein Stück Barchent den Sieger belohnte.

Das Rennen wurde auf zwei Bahnen abgehalten, auf der oberen, dem noch heute so genannten Rennweg, zwischen St. Marx und dem Wienflusse, und der unteren Bahn, welche durch die heutige Beatrix- und Ungargasse lief. In jener Zeit waren beide Rennbahnen von Weinbergen begrenzt, die bis zur Zeit der ersten Türkenbelagerung (1529) die ganze Landstraße bedeckten. Am Tage des Rennens setzte sich der Zug früh morgens von der Stadt nach St. Marx in Bewegung; voran die Stadttrompeter mit den Ausrufern, die zum Rennen bestimmten Reiter, dann Männer, Knechte und öffentliche Dirnen, welche den Wettkampf bestehen wollten. Hierauf kamen, in Reih und Glied mit ihren Fahnen, Spielleuten und Pfeifern, die jungen Bürger, teils mit Armbrusten, späterhin mit eisernen und kupfernen Handröhren bewaffnet. Nach diesen folgten die Träger der Preise, endlich der Bürgermeister im Galaharnisch und die Ratsherren mit goldenen Ehrenketten zu Pferde. Ein großer Schwarm Schaulustiger beschloß den Zug. In St. Marx wurde indessen die Stange aufgerichtet, an welcher die Preise aufgehangen wurden und das Seil gespannt, von wo aus das Rennen beginnen sollte. Bei Ankunft des Zuges nahmen Bürgermeister und Räte an den bereitstehenden Tischen Platz. Die Bürger traten in Reih und Glied, der Scharlach wurde von neuem berufen, die Bahn durch die Scharknechte des Magistrats gesäubert, und auf ein vom Bürgermeister gegebenes Zeichen begann das Rennen. Zuerst fand der Wettkampf der Reiter, dann das Fußrennen der Männer und Knechte und schließlich jenes der Dirnen statt. Während des Rennens wurden unter den Zusehern hohe Wetten eingegangen, deren übermaß später sogar durch eine eigene Verordnung eingestellt werden mußte (1435). Nach Verteilung der Preise bewegte sich der Zug in der gleichen Ordnung nach der Stadt zurück, wo in des Bürgermeisters Haus Erfrischungen gereicht wurden, anfangs einfach aus Brot und Wein, später aber in einem splendiden Mahle bestehend. Die Landesherren selbst nahmen an dieser Festlichkeit teil. (Abb. S. 348.)

Die Ausgestaltung der Wiener Universität unter Herzog Albrecht III.

Erst im Jahre 1383 kam von außen der Anstoß, um Herzog Albrecht III. die Möglichkeit zur Ausführung seines Lieblingswunsches zu geben, der darin bestand, der verkümmerten Schöpfung seines Bruders neues Leben einzuhauchen und ihr jene Bedeutung zu geben, welche Rudolf IV. für sie gewünscht hatte. Kaiser Karl IV. war tot und von seinem Nachfolger, König Wenzel dem Faulen, war in wissenschaftlichen Dingen keine Einflußnahme zu besorgen. Vorbereitende Schritte ergaben, daß auch Papst Urban keine Einwendung gegen die Angliederung einer theologischen Fakultät erheben werde. Der Zufall aber, der so oft sehr unlöbliche Dinge begünstigt, tat in diesem Falle das beste zum Gelingen eines so großen Werkes. An der Pariser Universität waren nämlich infolge der päpstlichen Doppelwahlen theologische Streitigkeiten ausgebrochen, die zum Austritt einer ganzen Reihe ausgezeichneter Lehrer führten, an deren Spitze der berühmte Meister Heinrich von Langenstein stand, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit.

Herzog Albrecht III. versicherte sich sofort der Dienste dieses trefflichen Mannes und berief ihn nach Wien, um ihm die Durchführung der Reorganisierung der Universität zu übertragen. Durch Heinrich von Langensteins Vermittlung wurden noch andere ausgezeichnete Männer für Wien gewonnen, wie Heinrich von Oyta, Gerhard von Kalker, Heinrich von Oldendorp, Konrad von Schiderstadt, sowie für die gleichfalls jetzt in Aussicht genommene medizinische Fakultät die Ärzte Johann Galilei aus Breslau, Hermann Lurz aus Nürnberg und Hermann von Treysa aus Hessen.

In der neuen, am 20. Februar 1384 auch vom Papst bestätigten Studienordnung waren zwar die Grundlagen der Rudolfinischen Bestimmungen festgehalten, in wesentlichen Punkten traten aber Änderungen ein. Vor allem erhielt der Rektor eine freiere Stellung, die enge Verbindung mit der Propstei von St. Stephan wurde gelockert, obwohl der Propst zugleich Universitätskanzler blieb. Die gleiche Tendenz sprach sich darin aus, daß bei Einteilung der Studierenden nicht die Diözesansprengel, sondern die Nationalität in Betracht kam, wodurch der deutsche Charakter mehr betont wurde; es gab danach Abteilungen für die österreichische, rheinische, sächsische und ungarische „Nation“. Die Wahl des Rektors stand noch immer den Prokuratoren der „Nationen“ zu, neu war aber die Bestimmung, daß er keinem Mönchsorden angehören und nur der „artistischen Fakultät“ entnommen werden durfte, die ungefähr der heutigen philosophischen Fakultät entspricht. Zu seinen Rechten gehörte die Universitätsgerichtsbarkeit, doch konnte er sich für bürgerliche oder solche Streitigkeiten, welche nicht Studenten, sondern Bedienstete oder nur solche Personen betrafen, welche durch ihr Gewerbe zur Universität gehörten, einen Unterrichter bestellen. Es waren dies die sogenannten „akademischen Bürger“, worunter aber nicht, wie heute die Studenten, sondern die dem Gewerbe der Bücherschreiber und Büchermaler, der Buchhändler und Buchbinder zugehörigen Personen, die Apotheker und Bader, endlich die Instrumentenmacher verstanden wurden. An die Spitze jeder Fakultät trat ein halbjährig zu wählender Dekan. Bei öffentlichen Umzügen und Leichenbegängnissen hatte der Rektor mit den Magistern und Studierenden zu erscheinen. Zu jeder in Wien zu errichtenden gelehrten Schule war die Zustimmung des Rektors erforderlich.

Um wahrscheinlichen Einwendungen der Gemeinde vorzubeugen, sah man von einer besonderen Universitätsstadt ab. Doch hatte der Herzog schon im Febr[illegible] 1384 drei Häuser am Dominikanerplatz angekauft, wozu im nächsten

Jahre noch ein viertes kam, das jedoch, um Raum zu schaffen, niedergerissen wurde. Die ersten drei Häuser ließ er auf seine Kosten vollkommen einrichten und übergab sie als unwiderrufliches Eigentum der Universität, um darin Kollegien und Wohnungen für zwölf Magister der freien Künste und für zwei Doktoren der Theologie zu schaffen. Auch für eine Kapelle zum häuslichen Gottesdienst und für einen Platz, um den Studierenden einen vom Straßenverkehr ungestörten Spaziergang zu sichern, war Vorsorge getroffen.

Dieses Kollegium nahm den Raum des alten Universitätsgebäudes (des früheren Jesuitenklosters) und der alten Universitätsbibliothek (jetzt Postsparkasse) ein. Die beigegebene Ansicht (S. 349) zeigt die älteste Universität, an welcher noch die Entstehung aus drei Einzelbauten kenntlich ist. Sie stammt aus einem mit Miniaturen versehenen Kodex der Hofbibliothek, der im Auftrag Herzog Albrecht III. hergestellt, das „Rationale divinorum officiorum" des Guglielmus Durandus enthält.

Die inneren Einrichtungen, sowie die Disziplinarvorschriften konnten die Universitätsbehörden selbst beschließen, ohne daß der Herzog oder die Regierung darauf einen Einfluß genommen hätte. In den Jahren 1385 bis 1389 wurden die allgemeinen, sowie die Statuten der einzelnen Fakultäten ausgearbeitet, wobei die Einrichtungen der Pariser Universität als Muster dienten, wie es dann auch meist bei der Gründung deutscher Universitäten der Fall war.

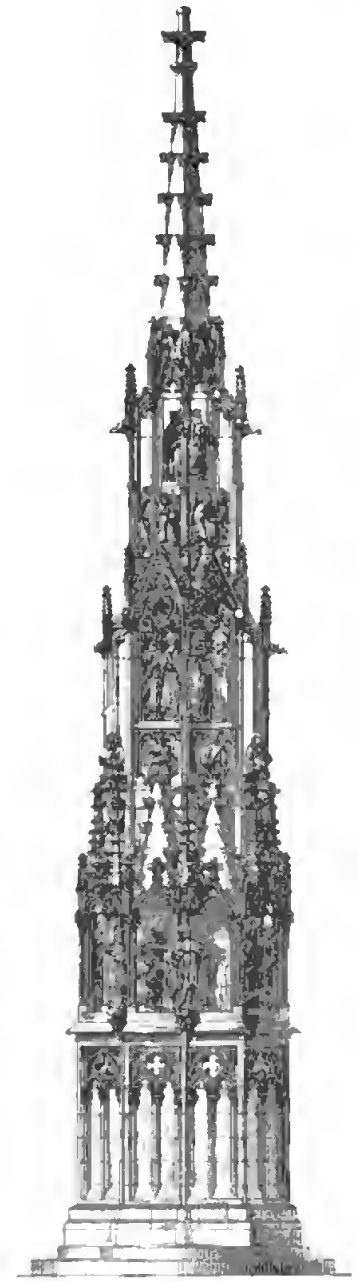
Die zur Universität im engeren Sinne zählenden Personen gliederten sich in die Scholaren (Schüler), Baccalaurien, Lizentiaten, Magister und Doktoren, über welchen allen die gewählten Dekane und der Kanzler standen. Das Haupt des ganzen Körpers war aber der Rektor, dem auch die Beamten, wie der Notarius, Syndikus, Unterrichter und die Pedelle unterstanden, sowie die oben erwähnten „akademischen Bürger".

Bei der Aufnahme eines Scholaren wurde eine bestimmte Vorbildung nicht gefordert, doch mußte er der lateinischen Sprache so weit mächtig sein, um den Vorträgen mit Nutzen folgen zu können. Bevor ein Scholar einer bestimmten Fakultät angehörte, hieß er beanus (Gelbschnabel), womit gewisse Pflichten gegen die älteren Studenten verbunden waren. Erst die „Fuchstaufe", die mit einem Festmahl schloß, machte den Neuling zum wirklichen Scholaren, für den eine besondere Kleidung vorgeschrieben war. Sie bestand aus einem bis zu den Knöcheln reichenden dunklen Rock, der mit einem Gürtel zusammengehalten wurde und einer gugelartigen Mütze oder Kapuze. Das Tragen von Waffen war in der Regel verboten, doch wurde dieses Verbot, wie auch die Kleiderordnung selten beachtet. Der niederste akademische Grad war der eines Baccalaureus, dann kam der des Lizentiaten, doch waren zum Aufsteigen in einen höheren Grad stets ziemlich strenge Prüfungen zu bestehen. Wer Magister war, erwarb das Recht, selbst Vorträge zu halten.

Wer im gewöhnlichen Alter von 15 bis 18 Jahren als Scholar eintrat, wurde stets der artistischen Fakultät zugeteilt, die in einem zweijährigen Kurs die alten Sprachen, Mathematik, Astronomie und Musik lehrte. Der medizinische Kurs dauerte vier bis fünf, jener der juridischen Fakultät sechs bis sieben Jahre. Im höchsten Ansehen stand das theologische Studium; hier war die tiefste Gelehrsamkeit zu gewinnen, darum mußten die Eintretenden bereits Magister der freien Künste sein.

Die von der Hochschule erlassenen Statuten bestimmten auch die den Studierenden obliegende Disziplin. Jeder wurde darin bei empfindlicher Strafe angewiesen, sich anständig nach Art der Weltgeistlichen zu kleiden und allen Putz und Aufwand in der Tracht fern zu halten. Der Besuch von Wirtshäusern, Fechtböden, Tanz- und Belustigungsorten war verboten. Streitsüch-

tigen, Sittenlosen, dem Trunke Ergebenen und Spielern war Ausschließung von der Hochschule angedroht. Jedem Universitätsangehörigen, Lehrer wie Schüler, war Verträglichkeit gegen Kollegen und überhaupt Friedfertigkeit im Handeln und Sprechen empfohlen. Reibungen zwischen den verschiedenen Fakultäten und Nationen sollten vermieden werden, auch alle Streitigkeiten mit Bürgern und Stadtsöldnern; die Dawiderhandelnden hatten Geld- und andere Strafen zu gewärtigen. Die neu auf die Hochschule kommenden „Beanen" zu beleidigen oder sie ungebührlich mit Ausgaben zu belästigen, soll nicht geduldet werden. Auch die Lehrer sollen friedfertig miteinander leben und namentlich bei öffentlichen Disputationen sich in den Grenzen des Anstandes bewegen. Der Begräbnisfeier eines Lehrers oder Würdenträgers hat die ganze Universität beizuwohnen, der eines Scholaren die Nation, der er angehörte. Jeder Dekan war in seiner halbjährigen Amtsverrichtung verpflichtet, die Sittenaufsicht über die zu seiner Fakultät Gehörigen zu führen und die Bursen und Wohnungen der Studenten einmal zu besuchen, um sich davon zu überzeugen, daß man den Disziplinarvorschriften nachkomme.



Spinnerin am Kreuz bei Wiener-Neustadt. (S. 338.)

In Bezug auf die vorerwähnten Bursen bedarf es einer längeren Auseinandersetzung, bei welcher wir allerdings auch der Zeitperiode ein wenig vorausgreifen müssen, um ein vereinigtes Bild zu schaffen. In der Nähe der Universität hatte nach und nach jede „Nation" oder „Provinz" gewisse Güter gestiftet und Häuser erbauen lassen, in welchen die Ihrigen unterhalten wurden, wenn sie arm waren, und diese armen, auf gemeinsame Kosten unterhaltenen Studenten nannte man Bursarii von dem Worte Bursa, das Tasche, Beutel, Säckel, aus welchen derartige Stipendien bezahlt wurden, bedeutet, und daraus bildete sich das deutsche Wort Bursch für Student, Burschenschaft für Studentenverbindung, und die Stiftungshäuser, in welchen sie Obdach und Verpflegung erhielten, nannte man Bursen. War es doch zu jener Zeit, wo infolge des Umstandes, daß an der Universität ein großer Teil der Vorstudien betrieben wurde, die gegenwärtig den Gymnasien zugewiesen sind, viele die Hochschule noch sehr jung, häufig im 15. und 16. Jahre, bezogen, wo sie also nicht einmal ins Jünglingsalter getreten waren, sehr notwendig, für die häusliche Überwachung der noch wenig selbständigen Jugend Sorge zu tragen. Es durften somit die Scholaren in der Regel nur in den von den Universitätsbehörden anerkannten oder beaufsichtigten Bursen oder Studentenhäusern wohnen.

Diese Bursen waren eingerichtet wie die späteren Konvikte. An der Spitze stand ein vom betreffenden Dekan eingesetzter und vom Rektor bestätigter „Conventor", gewöhnlich ein Baccalaureus, manchmal auch ein Magister, der oft auch die gemeinschaftliche Verköstigung besorgte, besonders wenn er Eigentümer des Hauses war. Der Conventor leitete nicht selten auch die häuslichen Studien und überwachte die Sitten der zur Bursa gehörigen Scholaren, er repetierte die öffentlichen Vorlesungen und hielt gewöhnlich Abends Disputationen.

Durch das Zusammenleben der Scholaren in den Bursen wurden mehrfache Zwecke erreicht; Wohnung und Unterhalt stellten sich weniger kostspielig; beides konnte für zwei bis vier Groschen wöchentlich bestritten werden, ja manche Häuser für unbemittelte Scholaren (sie hießen Coderiae, geschlossene Gesellschaften) lieferten selbst für zehn Pfennige wöchentlich Kost und Wohnung. Die Hospites (Kostgeber, Vermieter) solcher geringen Studentenhäuser waren aber keine Baccalaurien oder Magister, und es war daher für den Wiederholungsunterricht darin nicht gesorgt. Ein inniges Zusammenschließen der Bursalen oder Burschen aneinander war natürlich, sie standen bei jeder Gelegenheit zusammen wie ein Mann. Sie bildeten innerhalb der nach „Nationen" gegliederten Abteilungen der Universität wieder besondere Körper.

Der Möringstein auf der Brandstätte. (S. 341.)

Ihrer Bestimmung entsprechend waren die Bursen in der Umgebung der Universität situiert, wie aus dem beigegebenen Plan (S. 352) des Universitätsviertels ersichtlich ist, das sich schließlich doch herausbildete, obwohl man es zu vermeiden suchte.

Die älteste in Wien errichtete Burse soll jene zur „Eiche" auf der Brandstätte gewesen sein, an welche noch bis in die Neuzeit ein viel frequentiertes Gasthaus erinnerte. Doch war dies offenbar nur eine Privatburse, an welcher die zuerst eintreffenden Studenten Aufnahme fanden.

Die ältesten eigentlichen Bursen waren die Lamm- und die Rosenburse, erstere rückwärts der heutigen Universitätskirche (Bäckerstraße Nr. 15, alt 750) gelegen, letztere, welche auch den Namen Himmelsburse oder Bursa primaria führte, nächst dem Dominikanerkloster, auf dem Platze, den das heutige Barbarastift (Handelsministerium) einnimmt. Von besonderer Bedeutung war auch die Lilienburse in der Schönlaterngasse (Nr. 11, alt 681), deren Gebäude 1627 von Kardinal Peter Pazmany angekauft wurde, der darin die von ihm gegründete Lehranstalt für ungarische Kleriker unterbrachte, das „Pazmaneum", das jetzt ein neues Heim in der Waisenhausgasse im IX. Bezirk erhielt. Die Bursen, deren Zahl sich auf etwa zwölf belief, entstanden durchaus auf Grund von Stiftungen, deren Zweck auch heute noch in der den veränderten Zeitverhältnissen entsprechenden Weise erfüllt wird, indem das Kapital zu Stipendien Verwendung findet.

Nun erst, nachdem die Universität jenem hohen Gedanken entsprach, welcher Rudolf IV. vorschwebte, als er zuerst an die Gründung ging, machte sich aber auch ihr voller Einfluß auf das städtische Leben und Treiben geltend. Ein neuer und frischerer Zug brach durch, von dem die bisher im engsten Bannkreis der rein materiellen und lokalen Interessen befangenen Bürger keine Ahnung hatten. Zum ersten Male trat ihnen der Begriff der Wissenschaft als eine Macht entgegen, die weit über jenen sehr engen Kreis hinaus, der sie bis jetzt kannte

und übte, befruchtenden Einfluß gewann. Mit den Männern, die, nachdem sie in der Welt gewirkt und weitere Gesichtspunkte gewonnen hatten, nun als Lehrer in Wien einzogen und mitten unter den Bürgern lebten, eröffneten sich auch für diese Ausblicke in ganz neue Gebiete, von welchen aus sich alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens ganz anders betrachten ließen. Neue Ideen, neue Methoden des Denkens gewannen auch auf weitere Kreise einen Einfluß, man lernte über die Mauern der Stadt und die Sorge des Tages den Blick auf den großen Schauplatz allgemeiner geistiger Fragen, auf Vergangenheit und Zukunft zu richten. Aus den Hörsälen und den stillen Studierstuben der Gelehrten drang ein erfrischender und belebender Hauch durch die ganze Stadt, der schlummernde Kräfte weckte, Vorurteile zerstreute und der mannhaften Tüchtigkeit des bürgerlichen Charakters auch den Vorteil geschulter Denkweise zugesellte.

In fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens machte sich der Einfluß der Universität geltend. Sie stand bald in hohem Ansehen und wurde in Streitigkeiten aller Art selbst von den Behörden und den Fürsten um Rat und Schiedsspruch angegangen. Wiederholt griff sie entscheidend in die politischen Verhältnisse ein; sie war eine Macht, mit der man rechnen mußte und die sich durch ihre innere große Bedeutung zur Geltung brachte. Schon in den ersten Jahren nach der Ausgestaltung wirkten eine Reihe ausgezeichneter Männer an der Universität, die ihr von vorneherein einen großen wissenschaftlichen Ruhm verliehen, Schüler anzogen und auch im gewöhnlichen Leben befruchtend wirkten. Vor allem kommt da in Betracht der schon genannte Heinrich von Langenstein, ein Mann von seltener Universalität des Wissens. Ursprünglich Astronom und Mathematiker, trat er ziemlich scharf gegen den Aberwitz der Astrologie auf, welcher das menschliche Geschick mit dem unabänderlichen Lauf der Gestirne in Verbindung zu bringen suchte. Dann wendete er sich der Philosophie und Theologie zu und war einer der gesuchtesten Lehrer der Pariser Universität, die er mit vielen anderen verließ, als die rein wissenschaftliche Richtung Anfechtungen erfuhr. Auf Empfehlung des Bischofs Berthold von Freisingen, der Kanzler Albrecht III. war, nach Wien berufen, hatte Heinrich von Langenstein das Hauptverdienst an der Reorganisation der Universität, richtete die theologische Fakultät ein, an welcher er auch als Lehrer wirkte. Als die große zwischen dem Dominikaner- und Franziskanerorden schwebende Streitfrage über die Lehre von der unbefleckten Empfängnis auch an der Wiener Universität aufgeworfen wurde, nahm Heinrich von Langenstein eine kluge vermittelnde Stellung ein und bewog auch die theologische Fakultät, von einer entschiedenen Haltung abzusehen. Nebst vielen theologischen Werken, die Gelehrsamkeit und Scharfsinn beweisen, schrieb er auch ein Buch über das rechtliche Vertragsverhältnis, in dem er, entgegen der damaligen rein formalen Auffassung des römischen Rechtes, die Bedürfnisse des Lebens und der gesellschaftlichen Verhältnisse zur Geltung zu bringen suchte. Er starb 1397.

Neben ihm ragte noch unter den ersten Professoren durch Gelehrsamkeit hervor Heinrich von Oyta (gest. 1397), der zuerst in Paris, dann in Prag gelehrt hatte und von dort nach Wien kam. Er trug aristotelische Philosophie und theologische Fächer vor und war einer der gefeiertsten Kanzelredner seiner Zeit. Unter den ersten Vertretern der Rechtswissenschaft war Heinrich von Oldendorp, aus Köln gebürtig, am angesehensten, das medizinische Studium aber besaß in dem aus Padua berufenen Galeazo de Santa Sofia einen ausgezeichneten Lehrer, der als Arzt berühmt war, auf die Notwendigkeit anatomischer Kenntnisse hinwies und alle abergläubischen Kurmethoden erbittert bekämpfte. Noch unter seinem Einflusse wurden anatomische Übungen bei den Vorlesungen eingeführt. Die erste Sektion eines Leichnams wurde aber 1452

vorgenommen, wozu die Kammer am Bürgerspitalfriedhof benützt werden mußte. Erst wieder 30 Jahre später durften die Sektionen zu Unterrichtszwecken in den Hörsaal der medizinischen Fakultät verlegt werden. Auch der schroffe Gegensatz zwischen Medizin und Chirurgie, der übrigens noch lange herauf bestand, kam erst nach einem Jahrhundert zum teilweisen Ausgleich, indem auch Chirurgen zum Doktorat zugelassen wurden. Schon 1412 wurde aber der Fakultät das Recht eingeräumt, den ganzen ärztlichen Dienst zu beaufsichtigen; nur ihre Mitglieder durften als Ärzte fungieren, Kurpfuscher verfielen der kirchlichen Exkommunikation, von welcher sie sich nur durch öffentlich abgelegten Widerruf befreien konnten. Man nahm dieses Aufsichtsrecht auch so ernst, daß die Fakultät sogar in Konflikte mit geistlichen Orden kam, die ärztlichen Rat erteilten und Medikamente gaben.

Sonst nahmen noch unter den ersten Lehrern an der Universität Wien einen hervorragenden Rang ein der Dominikaner Franz von Retz, ein geborener Österreicher und ausgezeichneter Theologe, der die Universität auf dem Konzil zu Pisa vertrat und seine ganzen Einkünfte für unbemittelte Studenten verwendete; der Augustiner Johann von Retz, gleichfalls ein gelehrter Theologe und vorzüglicher Kanzelredner; der Theologe Johannes Nider von Isny, der viele mystisch-asketische Werke schrieb; der Philosoph Johannes von Meigen, der lange Senior der artistischen Fakultät war und dessen Lehrbuch „Tractatus distinctionum" eine bibliographische Kuriosität geworden ist, da es als der erste datierte Buchdruck von Wien gilt; endlich Ioannes de Gamundia, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit, der durch Aufstellung eines dauernden Kalendariums auch die historische Hilfswissenschaft der Chronologie förderte. Er wurde, da er seine ansehnliche Sammlung von Kodizes der Universität vermachte, eigentlich der Begründer einer besonderen Studienbibliothek. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt sein Beiname „de Gamundia" nicht vom reizenden Städtchen am Traunsee, sondern Schwäbisch-Gmünd in Württemberg ist sein Geburtsort.

Im ersten Jahrhundert des Bestehens der Universität nahmen noch einige Lehrer an derselben eine besonders hervorragende Stellung als Gelehrte im öffentlichen Leben ein. Nikolaus von Dinkelspihel, 1366 in Schwaben geboren, war ein sehr vielseitiger Gelehrter, da er die theologischen Fächer beherrschte, aber auch Mathematik und Philosophie vortrug. Er war auch ein Kanzelredner von Ruf und ein gewandter Geschäftsmann, der zu schwierigen Missionen in kirchlichen und weltlichen Dingen verwendet wurde. Sein Ansehen war so groß, daß man ihn die „Zierde der Universität" nannte.

Großen Ruf als Astronom und Philosoph genoß Georg von Peuerbach, der die Forschungen griechischer und arabischer Gelehrter verfolgte und durch seine Bemühungen den Almagest des Ptolomäus, das älteste und grundlegende Werk über das Weltensystem, von nachträglichen Entstellungen zu befreien, sich große wissenschaftliche Verdienste erwarb. Ihm zunächst steht als Fachgenosse Johann Müller von Königsberg, der als Regiomontanus eine wissenschaftliche Leuchte seiner Zeit war, aber besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß er seine tiefe Gelehrsamkeit gerne in den Dienst des praktischen Lebens stellte. Ist er auch nicht, wie von mancher Seite verfochten wurde, der Erfinder der Buchdruckerkunst, so schuf er doch die Prinzipien der Trigonometrie, durch welche erst eine präzise Messung größerer Flächen und Terrainaufnahmen möglich wurde, worauf die ganze Plan- und Kartenzeichnung basiert. Er war ein Vorgänger des Kopernikus, Galilei und Kepler, indem er vor diesen schon die Behauptung der Erdrotation aufstellte, worin er von seinem hochgelehrten Freund, dem Kardinal Cusanus, unterstützt wurde.

Zu den größten Zierden der Universität gehörte aber Thomas Ebendorfer, nach seinem Geburtsort am Kampfluß „von Haselbach" genannt. Er war am 10. August 1387 geboren, studierte an der Wiener Universität, der er sodann als Lehrer an der artistischen und theologischen Fakultät angehörte. Von 1419 an bekleidete er fast ununterbrochen akademische Würden und war dreimal Rektor der Universität, deren Würde und Ansehen er in schwierigen Zeiten mit Nachdruck verfocht. Für seine Bedeutung als Theologe spricht es, daß er 1431 zum Basler Konzil entsendet wurde, auf dem eine Einigung über die hussitischen Lehrsätze versucht wurde. Von viel größerer Wichtigkeit ist aber seine

Das Scharlachrennen. (S. 341.)

staatsmännische Wirksamkeit, die wir noch näher kennen lernen werden. Sein Ansehen war so groß, daß sein Rat oder sein Schiedsspruch von allen Parteien gesucht und respektiert wurden. Auch als Geschichtsschreiber steht er für seine Zeit in erster Linie. Das Chronicon Austriacon ist eine der maßgebendsten Quellen, so weit es die von ihm selbst erlebte Epoche behandelt, in welcher er auch mithandelnd wirkte. Thomas Ebendorfer, der auch nominell Pfarrer von Perchtoldsdorf war, vertrat den Kaiser Friedrich III. wiederholt auf Reichstagen und starb 1464. Ohne je Diener einer Partei zu sein, genoß er doch gerade wegen seiner Unbefangenheit als Staatsmann und Gelehrter selbst während der größten Wirren einen von niemand angetasteten Ruf.

Schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts machten sich auch an der Universität Wien die Einflüsse der humanistischen Richtung geltend, welche durch

das Zurückgreifen auf die griechischen und lateinischen Klassiker und eine freiere Beweisführung in Gegensatz zu den starren Formen der Scholastik trat. Wenn in den Zwanzigerjahren ein Lehrer es wagte, sich gegen die letztere Methode auszusprechen, weil damit der Schüler nicht für das Leben ausgerüstet und auch der Wissenschaft nichts genützt werde, so schloß man ihn noch strafweise von der Universität aus; aber diese Stimmen mehrten sich und gegen Ende des Jahrhunderts trug man der durch sie vertretenen Richtung durch eine neue Organisation der Studien Rechnung.

Die leichtfertigen Frauen und die Frauenhäuser im Mittelalter.

In die Regierungszeit Herzog Albrecht III. fallen auch die ersten Versuche, diese sehr stachlige Frage im allgemeinen Interesse einer Lösung zuzuführen. Der Zeit nach, ohne allen sachlichen Zusammenhang, wird daher dieser Abschnitt an den vorhergehenden gereiht.

Das erste Universitätsgebäude. (S. 343.)

Es wurde schon erwähnt, daß Herzog Albrecht III. im Jahre 1384 das im Beginn des Jahrhunderts entstandene Kloster bei St. Hieronymus in ein Büßerinnenhaus für jene öffentlichen Frauen verwandelte, die zu einem ehrbaren gottgefälligen Leben zurückkehren wollten. Es war das ein wohlgemeinter Versuch, der aber zu einer Zeit, wo man die „Frauenhäuser" nicht so wie allenfalls heute als lästiges aber unvermeidliches Übel ansah, sondern wo sie eine anerkannte Institution waren, kaum viel Erfolg haben konnte. Immerhin liegt darin, sowie in dem Entstehen mancher „Seelhäuser" ein Fingerzeig, daß man schon damals die Mißlichkeit der dadurch geschaffenen Zustände einsah und ihnen entgegenwirken zu müssen glaubte. Das Mittelalter war in solchen Dingen trotz ritterlichem Frauendienst und zarter Minne von viel größerer Unbefangenheit, als die spätere Zeit es sich gestattete. Es übertrug daher auch den Namen, der ursprünglich für das eigenste Gebiet der züchtig waltenden Hausfrau galt, das der Fuß eines fremden Mannes fast nie zu betreten wagte, auf den ganz entgegengesetzten Begriff und bezeichnete als „Frauenhaus" jene Stätten käuflicher Liebe, die gerade ein Anziehungspunkt für so viele Männer waren. Übrigens führten sie auch oft die Bezeichnung des „offenen" und „gemeinen", so viel wie allgemeinen Hauses und manche andere Namen, unter welchen wohl der nicht seltene eines „Jungfernhofes" am wunderlichsten gewählt ist. Auch für die Bewohnerinnen dieser Häuser gab es verschiedene Benennungen: sie hießen die „gemeinen" oder auch „fahrenden" Frauen, die „leichten" oder „gelustigen" Fräulein und sehr verbreitet war bis in die spätere Zeit der bezeichnende Name „Hübschlerinnen".

Im Mittelalter waren aber diese Frauenhäuser nicht bloß geduldet, wie man heutzutage wohl in der Erkenntnis, daß eine jede Regelung einer so regellosen Sache mißlich ist, ein Auge zudrückt und geschehen läßt, was man doch nicht hindern kann. Im Gegenteil hatten sie damals den Charakter einer anerkannten öffentlichen Institution und waren „wegen besserer Bewahrung der Ehre reiner Frauen und Jungfrauen" nicht bloß geduldet, sondern mit gewissen Vorrechten ausgestattet und in ihrem Bestande geschützt, ja beinahe könnte man sagen gefördert. Diese Häuser waren an sogenannte „Frauenwirte" gegen einen wöchentlichen Zins verpachtet, der oft ein landesherrliches Recht, eine Einkommenquelle war und von diesem fiskalischen Standpunkt aus schon den Anspruch auf Schutz verlieh. In der Tat bildeten diese Wirte sowohl wie auch die Bewohnerinnen der „Jungfernhöfe" eine Art von Zunft mit ganz bestimmten Gerechtsamen. Zu diesen gehörte es auch, daß sie von der Behörde nicht anerkannte öffentliche Häuser zerstören und nicht zur Genossenschaft gehörige „Hübschlerinnen" aus der Stadt vertreiben durften.

Im allgemeinen galt als feststehender Grundsatz, zu dem Dienste in den Frauenhäusern nur fremde, nicht aus der Stadt gebürtige Mädchen zuzulassen und den Besuch dieser Häuser den Ehemännern, Geistlichen und Juden strengstens zu verbieten. Vielleicht sah man manchmal etwas durch die Finger, was die Zulässigkeit zum Gewerbe anbelangte, war vielleicht auch an einzelnen Orten minder strenge gegen die beiden Stände, ließ aber unerbittliche Strenge immer gegen die Juden walten; ja es war der in einem Frauenhause betroffene Jude des Todes gewiß.

Der hochweise Rat sorgte auch dafür, daß die leichten Fräulein von dem Frauenwirte anständig ernährt und bei der Teilung des Erwerbes mit dem „Herrn" von diesem nicht übervorteilt würden. So bestimmte eine Stadtobrigkeit jener Tage, daß der Frauenwirt „einer jeden Frau, in seinem Hause wohnend, das Mahl um sechs Pfennige gebe und keineswegs damit steigere; auch solle er jedesmal, so man Fleisch ißt, einer jeden geben zwei Trachten von Fleisch (Suppe und Fleisch) und Rüben oder Kraut und Fleisch". Was an den Frauenwirt abzuliefern war, darüber verfügte der wohllöbliche Magistrat: „Eine jede Frau, so nachts einen Mann bei ihr hat, soll dem Wirt zum Schlafgeld geben einen Kreuzer und nicht darüber; und was ihr darüber von dem Manne zu Teil wird, das soll sie als ihren Nutzen einstreichen."

Und zu diesen beiden letzten, nicht ganz inhumanen Bestimmungen kam eine nicht so menschenfreundliche, aber gerechtfertigte Kleiderordnung, indem man darauf hielt, daß die Aushängeschilde weiblicher Feilheit recht kenntlich seien. So mußten z. B. die „gelüstigen Fräulein" an dem einen Orte einen zwei Finger breiten grünen Streifen am Schleier tragen, anderswo kurze gelbe Mäntel, die mit blauen Schnüren benäht waren, an dritter Stelle rote Mützen, an der vierten grüne Röcke u. s. w. Manchesmal lag hinter dieser Kleiderordnung sogar etwas mehr als die Absicht, die „Fräulein" kenntlich zu machen. Waren die ehr- und tugendsamen Bürgerfrauen im Begriffe, eine ausschweifende, luxuriöse Mode in Schwung zu bringen, die den Männern weniger gefällig erschien, oder vielleicht zu viele Auslagen machte, so brachte die fürsorgliche Obrigkeit die kaum begonnene Mode rasch außer Gebrauch, indem sie selbe als die „Tracht" der Buhldirnen bestimmte.

Gab es in irgend einer großen Stadt des In- und Auslandes ein Ereignis, das einen Zusammenfluß von Fremden im Gefolge hatte, so fanden sich dabei auch die fahrenden Frauen aus allen Weltgegenden in großen Scharen ein.

So wissen wir, daß sich in Konstanz während des Konzils, das von 1414 bis 1418 währte, auch 200 solcher Dirnen einfanden, von welchen eine vom

Glück und der Gunst der Konzilsbesucher besonders Bevorzugte die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 800 Goldgulden heimgebracht haben soll.

Es herrschten aber solche Zustände überall und Wien machte natürlich keine Ausnahme. Fast scheint es sogar, als wenn es auch in dieser Beziehung doch etwas besser geworden sei; wenn auch nicht gerade in bezug auf die Moral selbst, so doch hinsichtlich der Formen, in welcher man sie umgeht. Wenn nur die Hälfte von dem richtig ist, was der allerdings stets nergelnde Aeneas Sylvius über die sittlichen Zustände Wiens im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts sagt, so ist es nur durch eine außergewöhnliche Langmut des Himmels zu erklären, daß es nicht vom Schicksal Sodomas und Gomorrhas erreicht wurde. Er erzählt uns, daß viele Bürger Weinstuben besitzen, wo sie für warme Räume und leichte Dirnen sorgen, auch umsonst Speisen geben, damit mehr getrunken werde, weil sie den Aufwand durch ein geringeres Maß beim Getränke wieder hereinbringen. Das Volk sorge nur für seinen Leib und was es die Woche durch mit schwerer Arbeit erworben, wird alles am Feiertage verzehrt und vertan. „Guter Dirnen," heißt es in einer gleichzeitigen Übersetzung des lateinischen Textes, „ist ain große Schaar," aber auch die Frauen haben selten Genügen an einem Mann und wenn die Edlen in das Haus eines Bürgers kommen, so haben die Weiber heimlich mit jenen zu reden und tragen Wein auf, die Männer aber gehen aus dem Haus, „wichende den edlen". Auch die Töchter nahmen Herrenbesuche an, ohne Wissen ihrer Väter, und die Witwen nehmen schon während des Klagejahres einen Mann u. s. w.

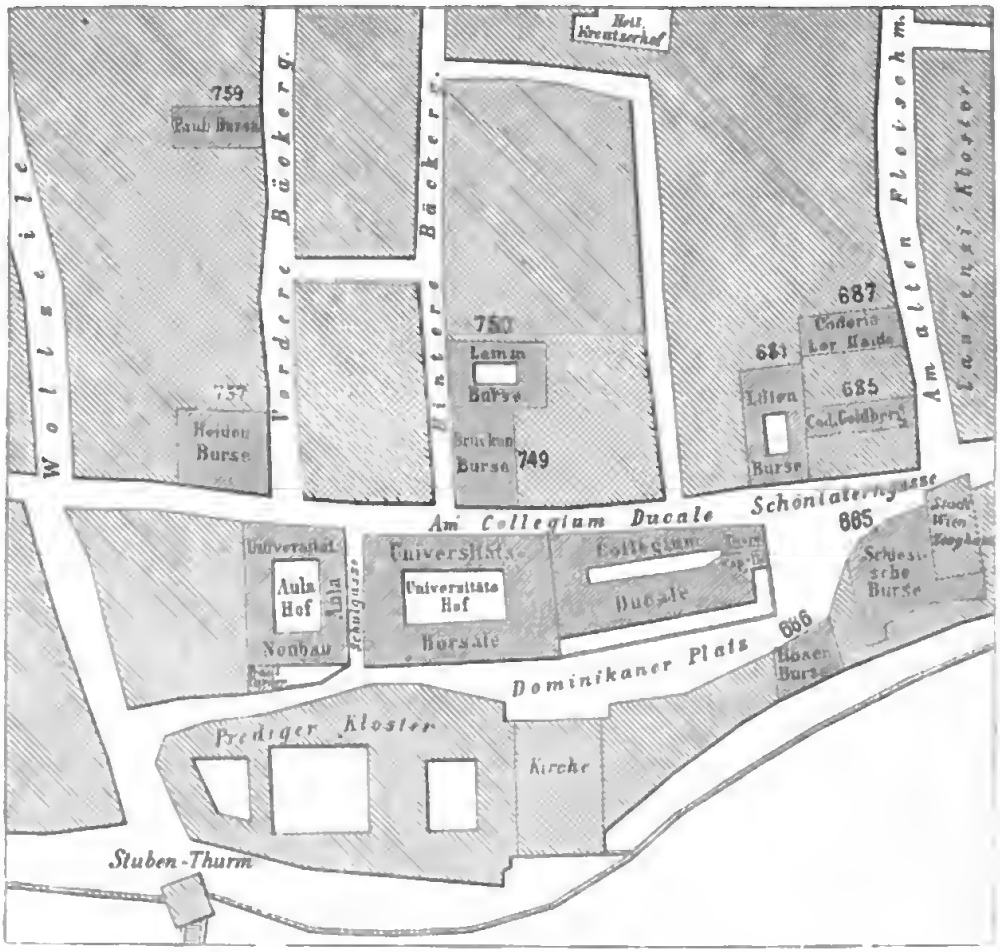
Nun ist wohl zu erwägen, daß Aeneas Sylvius durchaus keinen Anspruch auf unbedingte Glaubwürdigkeit hat. Als Geheimschreiber Kaiser Friedrich III., der wiederholt in argem Zwist mit der Stadt lag, haßt er die Wiener und schildert sie so schwarz als möglich. Aber wir wissen auch aus anderen Quellen, daß die sittlichen Zustände wirklich sehr im Argen lagen, und schon die Tatsache, daß sich die Behörden so oft mit derartigen Dingen befassen mußten, ist ein Beweis, daß sie auffälliger im öffentlichen und privaten Leben sich geltend machten, als es selbst jener Zeit zulässig erschien.

Schon in den Verordnungen Rudolfs von Habsburg werden die „gemainen Frouwen" erwähnt; in einem dann von Albrecht II. in seiner Handfeste übernommenen Punkt heißt es: „Wir tun auch dehain gebot von den gemainen Frouwen, wan ez wer unwirdig und unzeitlich daz man sew (sie) in die pant der Ee beslüzze. Doch wollen wir, daz si nieman an schulde laidig (ohne ihr Verschulden schädige), swer si aber laidigt, den soll der Richter puezzen (strafen)." Es wird ihnen also doch schon, wie es auch billig ist, ein Schutz zugewendet, von dem das Stadtrecht Leopold VI. noch nichts weiß, welches bestimmt, daß die an einer gemeinen Frau begangene Gewalt nicht strafbar sei. Große Strenge bewies Albrecht I., der allerdings selbst ganz tadellos lebte; er verordnete, daß Bürgerssöhne, welche durch ihren Umgang mit gemeinen Frauen Ärgernis erregen, in den Kärntnerturm zu setzen sind. Auch Rudolf IV. wies den Stadtrichter im Jahre 1361 strenge an, von den Straßen der Stadt und der Vorstädte jeden öffentlichen Unfug und Ärgernis erregendes Treiben fernzuhalten.

Über die Beschwerde der Bürger, daß es in den Winkel- und Kellerschenken arg zugehe, weil sich dort liederliche Dirnen aufhalten, wodurch die Männer zu „Ehebrechern, Spielern, Luderern, Buhlen und Bösewichtern" gemacht werden, so daß sie fast Weiber und Kinder verkaufen, erließ der Stadtrat 1403 ein strenges Verbot, daß in keiner Taferne oder Keller die Dirnen mit jemand um Geld spielen, auch nicht im Hause, sondern nur vor diesem sitzen dürfen. Auch in den Satzungen der meisten Zünfte wird den Meistern oder Gehilfen

unterſagt, ſolche „freie“ Frauen zu ehelichen, und geſchieht es doch, ſo erfolgt die Ausſchließung aus der Zunft. Als beſonderes Abzeichen mußten ſie bei öffentlichem Erſcheinen ein gelbes Band auf der Achſel tragen, um ſie von den „ehrbaren und frommen“ Frauen zu unterſcheiden.

Im Gegenſatze zu dieſen oft ſehr ſtrengen Anſichten iſt es nun wunderlich, daß man den „Hübſchlerinnen“ bei manchen feierlichen Anläſſen tatſächlich öffentliche Funktionen übertrug. Sie mußten bei Einzügen und Empfängen großer Herren Blumenſträuße verteilen, wofür ſie dann vom Rat bewirtet

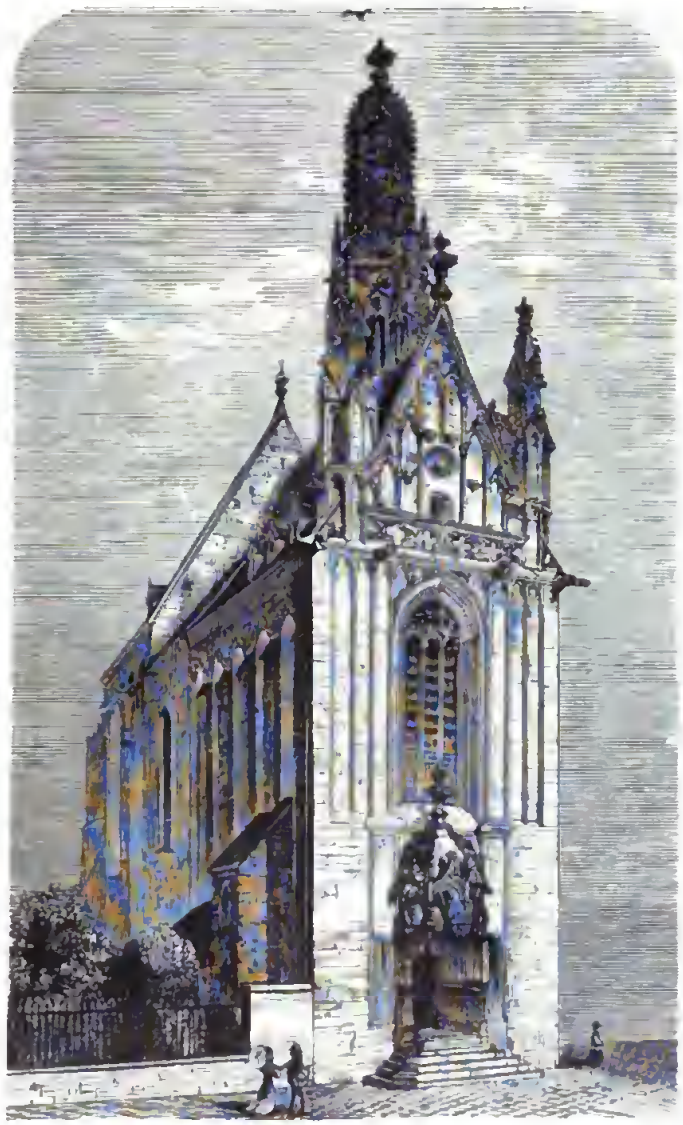


Plan des Studentenquartiers. (S. 345.)

wurden; auch die Herrichtung und Inſtandhaltung der Wohnungen durchreiſender großer Herren fiel ihnen zu. Ebenſo hatten ſie das Recht, bei den Wettrennen mitzulaufen, wobei ein beſonderer Preis, meiſt ein Stück Barchent, für ſie ausgeſetzt war. So lange die „Johannes- oder Sonnwendfeuer“ am 24. Juni noch üblich waren, mußten die „Hübſchlerinnen“ um den auf einem freien Platz angezündeten Holzſtoß ihre Tänze aufführen. Dabei erſchienen auch Bürgermeiſter und Räte, die, nachdem ſie das Feuer umritten und den Tänzen zugeſehen hatten, Bier verteilen ließen.

In Wien beſtanden drei eigentliche Frauenhäuſer. Zwei davon waren vor dem Widmerthor gelegen, das vordere und das hintere, beide an der Stelle, welche heute

etwa das Theater an der Wien und die Laimgrubengasse einnimmt, und die eben von jenen Anstalten damals den Namen „Frauenfleck“ führte. Das hintere Frauenhaus war im fünfzehnten Jahrhundert Eigen der Stadt und zahlte den Stadtschergen wöchentlich eine nach der Anzahl der Mädchen berechnete Abgabe, nur in der „Antlaß-“(Kar-)Woche nicht, in welcher das Haus „den Sünden



Kirche Maria Stiegen. (S. 355.)

nicht geöffnet“ werden durfte. Das dritte Frauenhaus bestand in der Stadt im Tiefen Graben; es entstand, als jene beiden bei der Belagerung von 1529 zerstört wurden, verschwand jedoch bald wieder. Damit sind jedoch nur die gewissermaßen gesetzlich statuierten Frauenhäuser genannt; es ist ganz zweifellos, daß es gleichzeitig mit diesen und auch nach deren Verschwinden ähnliche Privatunternehmungen gab. Daß man aber trotz der gewissermaßen offiziellen Stellung der öffentlichen Frauenhäuser doch ein richtiges Empfinden für das Mißliche

der ganzen Sache hatte, wird dadurch bewiesen, daß man den vom „Frauenwirt“ zu entrichtenden Pachtzins, der drei bis fünf Schillinge wöchentlich betrug, zur Verbesserung der Einkünfte des — Henkers und der Schergen verwendete.

Herzog Albrecht IV.

Beim Tode seines Vaters erst 18 Jahre alt, aber schon seit einem Jahre verheiratet, brachte Albrecht IV. zwar den besten Willen, aber weder Neigung noch Eignung zur Regierung mit. Von einer bis zum Mystizismus gehenden Frömmigkeit, erklärte er selbst, es seien seine glücklichsten Zeiten, wenn er bei den Kartäusern in Mauerbach leben, deren kirchliche Übungen mitmachen könne. Auch zu mechanischen Künsten zeigte er große Neigung, er soll sich mit Architektur befaßt haben und verstand auch allerlei Dinge zu drechseln und zu tischlern, ja sogar die Anfertigung musikalischer Instrumente.

Trotzdem machte er, auf den alten Hausprivilegien fußend, Anspruch auf die Alleinherrschaft in den österreichischen Ländern. Aber es fand sich, daß die Privilegien auch noch eine andere Auslegung zuließen. Herzog Wilhelm, der älteste Sohn Leopold III., behauptete nämlich, daß die Regierung dem ältesten Prinzen des ganzen Hauses, also ihm selbst zukomme, ohne Beschränkung auf die direkte Linie. Nach dem Wortlaut der Urkunden war die Frage in der Tat zweifelhaft, obwohl die Wahrscheinlichkeit für Albrecht IV. sprach. Es brach darüber ein erbitterter Streit zwischen den Vettern aus, der leicht hätte zu einem förmlichen Bürgerkriege führen können. In der Bevölkerung nahm man lebhaft Partei für oder gegen einen der beiden Fürsten, was zum Teil wenigstens durch deren Charakter erklärt wird. Der Adel stand fast durchaus auf Seite Albrecht IV., von dem man kein energisches Auftreten gegen die noch immer nicht ruhenden Ansprüche auf eine schrankenlose Selbständigkeit der Landherren erwartete. Auch die reichen und maßgebenden Personen in Wien, besonders die Erbbürger, standen für Albrecht IV. ein, wesentlich aus lobenswerter Dankbarkeit für das gemeinnützige Walten seiner Vorfahren, während man von Herzog Wilhelm vielleicht fürchtete, er habe etwas von der hochfahrenden und unruhigen Art seines Vaters ererbt.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung trat aber ganz entschieden für Herzog Wilhelm ein. Dieser führte nicht umsonst den ehrenden Beinamen des „Freundlichen“. Seine Leutseligkeit im Verkehr mit jedermann gewann ihm die Herzen; trotzdem besaß er auch jene Energie, die nun einmal dem Träger der Regierung nötig ist, welche man aber nicht ohne Grund Albrecht IV. nicht zutraute. Dieser verbarg sich in Laxenburg oder in einem Kloster, um übertriebenen Andachtsübungen oder seinen Passionen zu obliegen, während Herzog Wilhelm in Wien lebte, Sinn und Verständnis für die Beschwerden der Bevölkerung zeigte und in seinem bürgerlichen Kämmerer Lorenz einen trefflichen Berater besaß, der im Volke großes Ansehen hatte.

Übrigens wurde die Parteistellung der weniger bemittelten Bürger und Handwerker auch noch durch andere Motive beeinflußt. In Wien machte sich mehr und mehr der Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern geltend, zwischen den alten Erbbürgergeschlechtern, welche die Regierung der Stadt wie ein Recht in Anspruch nahmen, und den aufstrebenden Klassen der kleinen Bürger und Handwerker, auf deren Schultern die größere Last von Pflichten lag, die nun aber auch ein gewisses Maß von Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten verlangten. Fast in allen deutschen Städten stoßen wir an der Neige des Mittelalters auf diesen Kampf, der oft durch Jahrhunderte währte und gewaltsame

Formen annahm, von welchen Wien, wo die Entscheidung schließlich doch in fürstlicher Macht lag, zum Glück verschont blieb.

Es waren also alle Elemente zu einer tiefgehenden Spaltung in der Bevölkerung selbst gegeben, die noch gefährlicher erschien, da die Rechtslage wirklich so unklar war, daß selbst die Universität es ablehnte, ein Gutachten über das Vormundschaftsrecht des Herzogs abzugeben.

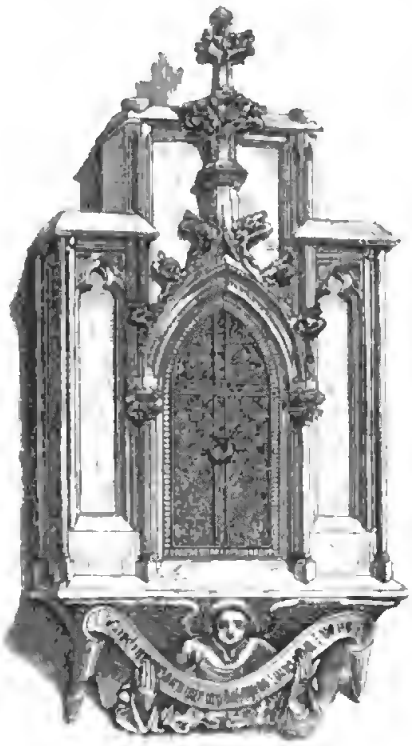
Zum Glück war der Charakter Albrecht IV. nicht darnach, um standhaft auf einem bestrittenen Recht zu beharren oder ohne äußerste Not in einen Konflikt einzutreten. Nachdem die erste Empfindlichkeit überwunden war, willigte er in einen Vertrag, der unter Vermittlung einflußreicher Ratgeber am 22. November 1395 zu Hollenburg abgeschlossen wurde. Man kam überein, daß die oberste Regierung der Gesamtlande den drei Vettern Albrecht IV., Wilhelm und Leopold IV. gemeinsam zukomme, ebenso die Bestellung der obersten Würdenträger im Lande und am Hofe. Der Hausschatz an Bargeld und Kleinodien sollte geteilt werden, auch an den Einkünften hatten alle drei Herzoge die gleichen Ansprüche. Ein besonderer Punkt bestimmte, daß in Ausführung einer schon von Albrecht III. getroffenen Verfügung 800 Pfund Pfennige aus den Einnahmen der Maut zu Ips der Universität zufließen und auch der Neubau der Kirchen Maria am Gestade, der Minoriten und Augustiner aus den gemeinsamen Einnahmen bestritten werden solle.

Wie es bei den Charakteranlagen natürlich war, blieb der Anteil des Herzogs Albrecht IV. fast nur ein nomineller. Ein Vertrag, den Herzog Wilhelm 1396 mit seinem Bruder Leopold IV. über die Teilung der Verwaltung schloß, machte dies vollends klar; er wies dem letzteren Tirol und die Etschlande, sowie die Besitzungen in Südwestdeutschland zu, dem Herzog Wilhelm aber Steiermark, Kärnten, Krain und die südlichen Besitzungen. Die nicht genannten Länder Ober- und Niederösterreich hätten also Albrecht IV. vorbehalten bleiben sollen, aber auch sie regierte eigentlich Herzog Wilhelm, und zwar, wie sofort zugestanden werden muß, zum Vorteil des Landes und der Stadt Wien. Er besaß einen scharfen Blick für die Erfordernisse der Lage und der Zeit, besaß aber auch den entschlossenen Willen, das durchzuführen, was er für notwendig hielt.

Sein eigenstes Werk ist jener von allen drei Herzogen erlassene Brief vom 24. Februar 1396, durch welchen die Verwaltung der Stadt auf eine neue zeitgemäße Basis gestellt wurde. Er machte der bisherigen Alleinherrschaft der Patriziergeschlechter ein Ende und öffnete auch den geringeren Bürgern und den Handwerkern den Eintritt in den Ratssaal. Dadurch wurden Wien die stürmischen Bewegungen erspart, durch welche in anderen deutschen Städten eine solche Gleichstellung erzwungen werden mußte. Der Brief der Herzoge bestimmt, daß Bürgermeister und Rat jährlich erneuert und ihre Wahl von der ganzen Gemeinde vollzogen werde. Um nach Möglichkeit die Bildung von Koterien zu hindern, durften in Zukunft nicht mehr Brüder und Vettern, nicht Schwäger und Eidame im Rat beisammensitzen und dieser mußte aus allen Klassen gemischt sein, nicht nur bloß aus reichen und Erbbürgern, oder nur aus Kaufleuten und Handwerkern bestehen. Damit war die starre Herrschaft der Erbbürger — wie die bevorzugten Geschlechter Wiens hießen — gebrochen, und allmählich bereitete sich, fast ganz ohne blutige und heftige Auftritte, eine Verschmelzung der Parteien vor.

Der unter den drei Herzogen getroffenen Vereinbarung entsprechend, wurde noch 1396 der Um- und Neubau der Kirche zu Maria am Gestade (Maria Stiegen) begonnen, wodurch Wien eines seiner herrlichsten Baudenkmale erhielt (Abb. S. 353). Der in verhältnismäßig kurzer Zeit — bis zum Jahre 1412 —

durchgeführte Bau ist besonders durch die zierliche Durchbildung einzelner Detailformen interessant. Von ganz eigenartiger Schönheit ist die schmale Hauptfaçade mit dem reich ausgestatteten Giebel und dem von einem schwebenden Baldachin überdachten Hauptportal, eine Konstruktion, die sich ähnlich auch beim Seiteneingang wiederholt. Besonders aber der mit zierlichstem Maßwerk umkleidete Turm ist von vorzüglicher Schönheit und bildet mit seinem kuppelartig durchbrochenen Helm, der an einen sich schließenden Blumenkelch erinnert, eine der merkwürdigsten Schöpfungen aus der Blütezeit der Gotik. Am Bau von Maria Stiegen wirkten nur Wiener Baumeister mit, wie der schon als Schöpfer der Neustädter Denksäule genannte Michael Weinwurm, Ulrich der Breitenfelder, Konrad der Rampersdorfer, Ulrich Entzenfelder und Benedikt Kölbl, welch letzterer den herrlichen Turm ausführte.



Sakramenthäuschen bei Maria Stiegen. (S. 357.)

Jener Konrad der Rampersdorfer, der dann eine bedeutende politische Rolle spielte, kommt zuerst urkundlich als „Parlyr" (Polier) bei St. Stephan und dann als „Pawmeister" vor, als welcher er 1390 von Margret Monschein eine „Ziegelwerchstatt" kauft, in welcher 1408 die Dachziegel für St. Stephan hergestellt wurden. Die Ziegelerzeugung, bekanntlich schon von den Römern auf dem Wiener Boden schwunghaft betrieben, ist ein sehr altes Wiener Gewerbe. Schon in einer Passauer Urkunde von 1261 heißt es: „vinea quam habet zyegelmaister" (ein Weingarten im Besitze des Ziegelmeisters) und der große Brand vom 16. April 1264 „kam aus ainem zieglstadl in der Laimgruben", doch ist, da auch die Singerstraße und der Kienmarkt verheert wurden, damit wohl nicht die spätere Vorstadt Laimgrube, sondern eine der Ziegeleien auf dem Terrain des heutigen Schwarzenberggartens gemeint. Ähnliche Namen, die auch ein Beweis der schwunghaft betriebenen Ziegelerzeugung sind, kommen sehr häufig vor. Im Gültenbuch des Schottenstiftes werden im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts noch zwei Örtlichkeiten als „in der Laimgrube" bezeichnet, wovon eine in der Nähe des Schottentores, die zweite „auf der obernewystiffts contra Gvmpendorff" lag. Auch die Bezeichnung „Ziegelofengasse" kommt öfters vor; so hieß auch im Volksmund früher der untere Teil der jetzigen Wallgasse nächst der Gumpendorferstraße „Ziegelofengasse" oder „im Ziegelofen". In späterer Zeit finden wir Ziegelwerke auf der Wieden, am Hundsturm und Magdalenengrund, auf der Laimgrube, bei St. Ulrich und Spittelberg, am Strozzischen und Michelbeuerngrund bis hinab zum rechten Kanalufer.

Noch 1425 schreibt Barbara von Cilli, die Gattin Kaiser Sigismunds, an den damaligen Bürgermeister Hans Scharfenberger: „Vnd darumb pitt wir mit Flaiß, das du uns czalen maister den czigelprenner solst bestellen, vnd wie du uns die dingen magst nach der gewanheit, als sie die zu wienn prennen."

Im Inneren der Maria Stiegenkirche, das sich durch seine schönen Verhältnisse und die reiche architektonische Ausgestaltung auszeichnet, befinden sich in den Chorfenstern Glasgemälde mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, die zu den frühesten Erzeugnissen dieser Kunst gehören. Ein vorzüglich schönes Werk gotischer Kleinkunst ist das links vom Hochaltar angebrachte Sakramenthäuschen, das nach dem Spruchband der als Konsole dienenden Engelsfigur („Ecce panis Angelorum factus Viatorum vere" — siehe das Brot der Engel, welches in Wahrheit die Speise der Erdenpilger ist) als Himmelspforte gedacht ist. Besonders die Ornamentik der Bronzetür ist von überraschend reicher Erfindung (Abb. S. 356).

Im Jahre 1396 drängte sich Wien das erstemal das Nahen einer Gefahr auf, die dann zweimal furchtbare Bedrängnisse über die Stadt verhing. Man hatte längere Zeit dem Einbruch der Osmanen in Europa wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Als sie aber gegen Ende des Jahrhunderts sogar die Grenzen Ungarns bedrohten, sah man die Notwendigkeit einer Abwehr ein, zu welcher der päpstliche Stuhl schon lange vergebens mahnte. Unter dem ominösen Namen eines „Kreuzzuges" entschloß man sich zur Aufstellung eines Heeres, zu dem viele Fürsten dem zunächst bedrohten König Sigismund von Ungarn, dem Bruder Wenzel des Faulen von Böhmen, Zuzug versprachen. Man setzte sich nichts Geringeres vor, als die gänzliche Vertreibung der Osmanen unter ihrem kriegstüchtigen Sultan Bajazet vom europäischen Boden. Wien war zum Sammelplatz des Heeres bestimmt, das 100.000 Mann zählen sollte, jedoch nicht auf mehr als 60.000 kam. Neben Deutschen und Ungarn waren am zahlreichsten die Franzosen, deren Scharen von berühmten Kriegshelden, wie dem Connetable Philipp von Artois, dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund, dem Grafen Johann dem Unerschrockenen von Nevers, dem Marschall Boucicault u. s. w. geführt wurden. Von hier aus setzte sich im Sommer das Hilfsheer in Marsch, um sich mit den Ungarn zu vereinigen und auch siebzig mit Wein und Mehl beladene Schiffe folgten von Wien ab, um die Verpflegung sicherzustellen. Doch der alte Unstern aller Kreuzzüge haftete auch an diesem Unternehmen. Das Erbübel der Zwistigkeiten, wohl auch die ungenügende Führung des Königs Sigismund, dem zum Feldherrn so ziemlich alles fehlte, verschuldeten ein klägliches Mißlingen. Als es bei Nikopolis am 28. September 1396 zur Schlacht kam, zerriß ein verfrühter Angriff der Franzosen die Schlachtordnung, eine furchtbare Niederlage, die Tausenden das Leben kostete und das ganze Kreuzheer auseinandersprengte, war die Folge. König Sigismund entging mit knapper Not der Gefangennahme und kam erst nach Monaten auf weiten Umwegen in sein Land zurück. Der so ruhmredig unternommene Zug hatte die Folge, den Türken einen Teil Ungarns wehrlos zu öffnen, so daß ihre leichten Scharen bis an die Grenzen Steiermarks streiften.

Eine indirekte Nachwirkung übte dieser verunglückte Kreuzzug auf Herzog Albrecht IV. aus. Ganz von den Geschäften zurückgezogen, versank er immer mehr in sein tatenloses Grübeln. Endlich brachte diese Gemütsrichtung Albrecht zu dem schon lange gereiften Entschlusse, trotz den Bedrängnissen der Zeit und seiner Länder, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe anzutreten. Vergeblich waren die Bitten seiner Mutter, die Vorstellungen seiner Räte, welche auf die erschöpften herzoglichen Kassen und die Gefahren der Reise gerade in dieser Zeit hinwiesen, ja selbst die dringende Abmahnung des Herzogs Wilhelm; die Fahrt ward dennoch unternommen und anfangs 1398 verließ Albrecht die Burg zur tiefen Betrübnis seiner siebzehnjährigen Gemahlin Johanna von Bayern, welche mit der kleinen zweijährigen Margareta, später Gemahlin des Herzogs Heinrich von Bayern, und dem einjährigen Herzog Albrecht V.

zurückblieb. Im Gefolge des Herzogs, der zur Bestreitung der Kosten die Stadt Hainburg verpfänden mußte, befanden sich nebst anderen Edlen Ulrich von Wallsee und ein junger Wiener Bürger, namens Zink.

Am 22. August treffen wir ihn bereits in Venedig angelangt, wo er von der „Signoria" mit großen Ehren aufgenommen wurde, aber bald mit zwei Galeeren in die See stach. Glücklich erreichte er Palästina, wo er zwar von den Sarazenen mehrfache Anfechtungen erlitt, den Nachstellungen der Feinde jedoch entrann, alle heiligen Orte besuchte, am Grabe des Erlösers in Jerusalem den Ritterschlag erwarb und wieder zu seinen Schiffen zurückeilte. Unmittelbar bei der Einschiffung hatte er die Genugtuung, das Banner Oesterreichs dort aufpflanzen zu können, wo es seine Vorfahren in ihren kühnen Ritterzügen einhergetragen hatten, und auch von den Mastspitzen seiner Schiffe wehte bei der Abreise die Hauptfahne Österreichs, mit allen Wappen gestickt. Nicht nur von den Seltenheiten, welche er aus diesem Zuge mitbrachte, und den überstandenen Fährlichkeiten, sondern auch von der Reichhaltigkeit seines gelehrten und künstlerischen Wissens erhielt er den Beinamen Mirabilia mundi, „Wunder der Welt," indes hatten wahrlich auch jene Zeitgenossen nicht unrecht, die ihn den „Geduldigen" nannten.

In Wien empfing man ihn in Anerkennung der bestandenen Fährlichkeiten mit großem Gepränge, bei welchem auch die Universität mitwirkte. Schmeichlerische Dichterlinge benützten diese sehr überflüssige Fahrt zu schwulstvollen Darstellungen, in welchen sie seine Abenteuer mit jenen des Odysseus verglichen und absurdes Zeug erzählten, daß er durch die Unterwelt bis nach Indien vorgedrungen sei und dessen Schätze gesehen, aber auch ein Land besucht habe, in dem es nur Riesen und Zwerge gebe, ein anderes, in dem die Menschen Schnäbel trugen und was solcher abgeschmackten Nachäffungen der Fabeln Plinius des jüngeren mehr sind.

Als die Universität wenige Tage nach dem feierlichen Einzug ihn noch besonders zur glücklichen Rückkehr beglückwünschen ließ, brachte sie dem Herzog bei dieser Gelegenheit auch allerlei Klagen und Bitten vor. Die dringendsten davon betrafen gewiß das meist sehr unregelmäßige Eingehen der den Universitätslehrern angewiesenen Besoldungen, ferner daß es damals noch an Wohnungen für die in großer Zahl nach Wien strömenden Scholaren gebrach, wozu noch der Übelstand kam, daß die Bürger die Mietpreise aus Gewinnsucht immer mehr in die Höhe trieben — also erste Wohnungsnot und Wohnungsteuerung in bester Form. Dazu gesellte sich der weitere Übelstand, daß bei dem engen Zusammenwohnen der Studenten und bei ihrem nächtlichen Herumschwärmen ohne feste Quartiere eine genaue Aufsicht zu führen kaum möglich war.

Noch überlegte die Regierung, durch welche Mittel den Studenten billigere und dem Bedürfnis entsprechende Quartiere zu verschaffen wären, als im Spätherbst des Jahres 1399 plötzlich in der Stadt eine pestartige Krankheit ausbrach, welche eine Menge Menschen dahinraffte, unter ihnen auch eine große Anzahl Universitätsangehöriger, Lehrer und Schüler. Die Furcht vor der ansteckenden Seuche trieb wieder von allen Ständen Tausende in die Flucht. Die Vorlesungen, welche schon begonnen hatten, wurden bald nur noch von wenigen Magistern gehalten und bloß von wenigen Schülern besucht. Gegen Ende November wurden die Hörsäle ganz geschlossen und alle Schulakte ausgesetzt. Der Rektor erließ eine Bekanntmachung, daß erst nach Aufhören der Pest die Studenten zurückgerufen und die Vorlesungen wieder eröffnet werden sollten. Dieser Stillstand in den Studien an der Wiener Universität währte noch einen ansehnlichen Teil des Jahres 1400 hindurch, bis Oktober.

In dieser Heimsuchung sollten aber die Wiener auch den Nutzen der Universität schätzen lernen. So kurz auch deren Wirken noch war, stand doch schon durch das Zuströmen tüchtigerer Ärzte weit ausreichendere und sachgemäßere Hilfe zu Gebote, als bei den früheren Epidemien. Namentlich erwarb sich der schon genannte Dekan Galeazo de St. Sofia große Verdienste.

Aber auch eine Pest anderer Art, gegen welche keine Medizinen halfen, sondern in Wahrheit nur „Blut und Eisen", bedrängte Stadt und Land. Es war dies das Raubritterwesen, das sich schon unter Albrecht III. sehr entwickelt hatte, nun aber zu einer wahren Landplage wurde. Die Ursachen waren vielfacher Art. Sie lagen in den fortwährenden Kämpfen und Fehden, welche die Adeligen der Bewirtschaftung ihrer Besitzungen entwöhnten und auch zur Verarmung eines großen Teiles der Adelsklasse beitrugen. Diese glaubte sich nun berechtigt, sich auch so zum Schaden der Allgemeinheit entschädigen zu können, wie es ja große Landherren wiederholt getan und dann doch wieder zu hohen Gnaden und Würden gekommen waren. Die „Ritter vom Stegreif" schonten auch das flache Land nicht; am schwersten aber lastete ihr Treiben auf den Städtern, gegen welche sie einen alten Haß hegten. Bei den Kaufleuten, wenn sie mit ihren Waren die Straßen zogen, beim wohlhabenden Bürger, der in Geschäften das Land bereiste, da lohnte sich das saubere Handwerk am besten, die „fettesten Gänseriche mästen sich in Wien", sagten die Strauchritter höhnend.

Unter die gefürchtetsten gehörte Ritter Hans der Lichtenecker, welcher die Bürger von Wien in offenster Weise auf den Heerstraßen plünderte und sie frech bis unter die Mauern der Stadt verfolgte. Eines Tages, am 22. Januar 1387, wagte er sich sogar beim Kärntnertor tollkühn in die Stadt hinein; er kam jedoch nur bis auf den Hohen Markt, hier griffen ihn die Fleischer an, und nach hartnäckiger Gegenwehr wurde er von einem Metzgerknechte mit einer Axt erschlagen. Überhaupt waren es die Fleischer, welche sich unter allen Zünften dadurch auszeichneten, daß sie bei Aufläufen rasch zur Hand und ihre starken Fäuste und scharfen Beile gegen Übeltäter zu gebrauchen bereit waren. Allerdings gab diese leichterregte, jähzornige Zunft dem Stadtrate zu schaffen, oft aber erwiesen sie sich bei entstehenden Tumulten als gute Hilfe zur Herstellung der Ordnung. Im allgemeinen war die Bürgerschaft Wiens eine sehr wehrhafte, wie schon in so manchem Beispiel gezeigt wurde.

Namentlich die Gegend südlich von Wien, noch mehr aber das Marchfeld waren berüchtigt und gemieden wegen des Raubritterunwesens. In der letzteren Gegend lag die Ursache in einer völligen Verwilderung des Adels, der durch Jahre in fortwährenden Grenzfehden mit den böhmischen und mährischen Nachbarn lag und nun die dadurch erworbenen Gewohnheiten auch gegen die eigenen Landbewohner kehrte. Niemand traute sich mehr auf den Straßen zu verkehren, denn hinter jedem Busch lauerten die ritterlichen Schnapphähne, Überfälle und Plünderungen von Städten und offenen Orten waren an der Tagesordnung, die Reisenden wurden geplündert und nur gegen oft recht hohe Lösegelder wieder entlassen (Bild S. 360). „Alle, die Edel sollten sein, Ritter, Knecht, Knappen und etlich Herren, gesessen auf dem Marchfeld und herauf auf dem Hausruk waren alle diepp und verräther und hatten gleichen tail mit den Pehmen."

Ein frecher Geselle war besonders der mährische Grenzräuber Johann Sokol. Einmal, während der Fronleichnamsnacht des Jahres 1407, schlich er sich durch die Wasserleitungen mit seinem Genossen Seidlitz und vielem Raubgesindel in die Stadt und Burg Laa und verheerte von hier aus Österreich bis an die Donau, ja er kam bis nach Retz und an den Bisamberg. Herzog

Leopold IV. schickte den Bischof Berthold von Freising und Grafen von Montfort mit Rittern und Reisigen gegen ihn ab, um die Stadt Laa wieder zu erobern; es wurde aber die Truppe bei einem Ausfalle vollständig geschlagen, viele Vornehme gefangen und der Herzog sah sich genötigt, dieselben nebst Laa um 50.000 Gulden von Sokol einzulösen! Auch Wien kam mit diesem Gelichter in Fehde. Ein dem Sokol nahestehender Raubritter fiel mit mehreren seiner Spießgesellen in die Hände der Wiener und wurde eingekerkert. Johann Sokol aber ließ wieder den Zügen der Wiener auflauern und als der Ratsherr Rudolf Angerfelder in seine Gewalt fiel, erzwang er die Freilassung seiner Genossen.

Herzog Wilhelm schritt mit großer Strenge gegen dieses Unwesen ein, strafte überwiesene Raubritter mit dem Tode und Beschlagnahme ihrer Burgen und schloß zu ihrer Bekämpfung Verträge mit den Nachbarfürsten. Aber das Übel war zu tief eingerostet und als die unerbittliche Strenge wieder nachließ, schoß es sofort mit neuer Kraft empor. Es ist das auch nicht Wunder zu

Strauchritter im Hinterhalte. (S. 359.)

nehmen, wenn man, wie wir sehen werden, sich der Strauchritter sogar zu politischen Zwecken bediente.

Daß es dabei überhaupt mit Treu und Glauben, mit Recht und Sicherheit sehr schlecht stand, ist natürlich. Nicht als ein in irgend einer Hinsicht beglaubigtes Faktum, sondern nur als Beweis, wie sogar die schaffende Phantasie des Volkes an diese traurigen Zustände anknüpfte, ist die im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts entstandene Sage von der „Teufelsmühle am Wienerberg" merkwürdig, die dann den Stoff zu einer viele hundertmale gegebenen gruseligen Ritterkomödie gab.

Als Lokalität wählte man um des Namens wegen wohl, der aber von einem Besitzer kam, der Teufel hieß, ein noch heute an der Reichsstraße im Gebiete der Gemeinde Siebenhirten liegendes Gehöfte, das schon früh urkundlich als des „Teuffels miel" vorkommt, zugleich aber Wirtshaus war. Ob es jemals wirklich den Schnapphähnen zum Aufenthalt diente, ist ungewiß; wahrscheinlich bot nur der unheimliche Name Anlaß zu dieser Annahme. Die darüber umlaufende Sage existiert in mehreren Lesarten: die am häufigsten vorkommende lautete dahin, daß einer der gefürchtetsten Raubritter mit dem echt ritterlichen Namen Kilian von Drachenfels in der Teufelsmühle zum Schein das Ge-

werbe eines Müllers trieb, jedoch mit seinen Spießgesellen die ganze Gegend unsicher machte. Unter den Raubgenossen zeichnete sich der Herr der Feste Rauhenstein im Helenental von Baden als getreuester Helfershelfer aus, und so häuften sie Schandtaten auf Schandtaten, welche Kilian endlich sogar durch die Ermordung seines eigenen Weibes krönte. Durch einen jungen Ritter, welcher in der Mühle einkehrte und dem ihm bestimmten Lose durch glücklichen Zufall entkam, wurde das Raubnest entdeckt, der Müller-Raubritter gefangen genommen und durch das Schwert hingerichtet; der Burgherr von Rauhenstein fand als Geächteter seinen Tod durch einen Sturz von der Hohen Wand.

Es wäre ja immerhin möglich, daß der Sage bis hierher irgend ein tatsächlicher Vorgang zugrunde liegt. Solche einsam gelegene Höfe und Schenken waren ja im Mittelalter und noch viel weiter herauf Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Tun. Die Sage spinnt jedoch die Geschichte fort; sie erzählt, daß der Geist des Hingerichteten und seines unschuldigen Weibes im Grabe keine Ruhe gefunden, daher es von da an nächtlicherweise daselbst argen Spuk gegeben habe, so daß niemand in der Nähe verweilen konnte. Um Mitternacht fingen die Räder zu gehen an, das Wasser schoß brausend hinein, gespenstige Mühlknappen mit Säcken beladen, gingen an die Arbeit, in der Mühle wurde alles lebendig, die bestaubte Kuckucksuhr ging und schlug die Viertelstunden, die Mehlsäcke tanzten herum, aus allen Fenstern und Luken der Mühle schauten Fratzengesichter mit feurigen Augen. Die Wanderer bekreuzten sich von weitem und flohen erschreckt aus der Nähe, wenngleich Punkt ein Uhr nachts, wo die Glocke in Siebenhirten schlug, der ganze Spuk ein Ende hatte und alles so still und tot wie früher war. Die vorüberziehenden Kohlenbrenner, Handwerksburschen ꝛc. hörten das gespenstige Treiben und so verbreitete sich die Nachricht, daß der hingerichtete Müller-Raubritter mit dem Teufel um Mitternacht in der Mühle Mehl mahle. Ihre Pferde, wenn sie des Nachts dahin kamen, konnten sie nicht von der Stelle bringen, wenn sie nicht gar, scheu gemacht, durchgingen und den Wagen in eine der Gruben des Wienerberges warfen. Von da an soll die Mühle erst den Namen „Teufelsmühle“ erhalten haben. Hier fand die Sage nur Erwähnung, weil sie immerhin eine Illustration für die damaligen Zustände liefert und weil sie später eine gewisse Rolle in der Theatergeschichte Wiens spielte.

Basrelief am Salzturm. (S. 362.)

Übrigens wechseln solche Volksüberlieferungen oft ihre Formen und schlingen stets neue Fäden in ihr Gewebe. So wurden auch in die ursprüngliche Sage von der Teufelsmühle andere Züge gebracht. Es gab nämlich, allerdings etwas später, in der Gegend um Baden einen ritterlichen Schnapphahn, namens Hans Aufschring, der wegen seiner Roheit und riesenhaften Stärke berüchtigt war. Alle Versuche, seiner habhaft zu werden, mißlangen, bis er endlich

durch die List einer klugen Magd angeblich in der Teufelsmühle mittels eines Schlaftrunkes betäubt und samt seinen Genossen in die Hände der Wiener Söldner geliefert wurde. An diese Lesart erinnert der vor wenigen Jahren auf der Wiedner Hauptstraße an der Mündung der Mayerhofgasse errichtete Brunnen vom Bildhauer Wagner, welcher die Sage von der Teufelsmühle behandelt, seltsam genug aber nach dem Stifter „Engelbrunnen" benannt wird.

Ein ereignisreicher Moment war es, als am 9. August 1402 König Sigismund von Ungarn in Wien anlangte, seinen Bruder Wenzel von Böhmen als Gefangenen mit sich führend, welchen er den Herzogen Albrecht und Wilhelm zur Verwahrung übergab. Die Herzoge waren der schon von Albrecht III. eingeschlagenen Politik treu geblieben und hielten um so fester an König Sigismund, als sich Wenzel inzwischen durch seine Trunksucht und gewalttätige Regierung die allgemeine Verachtung zugezogen hatte. Als es daher mit diesem schon so weit gekommen war, daß er zeitweilig tatsächlich regierungsunfähig war, bemächtigte sich König Sigismund seiner Person und brachte ihn nach Wien. Es zeigte dieser Schritt von dem großen Vertrauen des ungarischen Königs, und die Herzoge waren durch die wichtigsten Erwartungen an ihn geknüpft, welche sich auch sofort nach dessen Ankunft verwirklichten. Es wurde nämlich am 16. August zwischen dem Könige und den Herzogen ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich Sigismund verpflichtete, im Falle er keine männlichen Erben erhielte, einen der österreichischen Herzoge mit Zustimmung der Stände zum Nachfolger auf den Thron Ungarns zu ernennen. Schon wenige Wochen danach, am 14. September, erfolgte die Zustimmung der ungarischen Stände zu Preßburg, und zwar zu Gunsten Albrechts IV., drei Tage darauf, am 17., erklärte König Sigismund in feierlicher Versammlung der Großen seines Reiches den Herzog zu seinem lebenslänglichen Stellvertreter in Ungarn für den Fall seiner Abwesenheit und zum Vormunde seiner Kinder, wenn er mit Tod abginge.

Da hatten denn die Herzoge guten Grund, den ihnen anvertrauten Gefangenen wohl zu hüten. Derselbe blieb bis zum Februar 1403 in der Hofburg, dann aber wurde ihm das dem Herzoge Wilhelm gehörige Jagdhaus auf dem Kienmarkt (nachmaliges Salzamt, Ruprechtsstiege Nr. 4, alt 468, dann Ruprechtsplatz Nr. 1 und Salzgasse Nr. 7, alt 460), das unter der Bezeichnung „Praghaus" noch heute bekannt ist, angewiesen. Der Name dieses Gebäudes, das durch König Wenzels Gefangenschaft in der Geschichte Wiens berühmt wurde, wird auf verschiedene Art erklärt, worunter am unrichtigsten ist, daß die Gefangenschaft des „Herrn aus Prag" daran Ursache gewesen; nicht minder hat dasselbe nie dem aus Böhmen eingewanderten Geschlechte der Herren von Prag, Freiherren von Windhaag, Sachsenegg und Weitra gehört. Das Haus war, bevor es im Jahre 1397 Herzog Wilhelm kaufte, Eigentum des Münzmeisters Hans von Tirna, welcher hier die sogenannten Wiener Pfennige prägte, und erhielt so mit Recht die Bezeichnung Präghaus, d. i. Münzprägstätte. An dem zum Präghaus gehörigen Salzturm befand sich eine schöne Skulptur mit zwei Schildhaltern und den österreichischen Bindenschildern (Bild S. 361), die offenbar aus der Zeit stammten, wo Herzog Wilhelm Besitzer des Praghauses war. Vielleicht ist der stark bewurzelte Baum, welcher die Schilder umschlingt, eine Allegorie auf die gemeinsame Herrschaft der drei Herzoge.

Fünfzehn Monate lang saß König Wenzel (Bild S. 365) in Wien gefangen, und Herzog Wilhelm besuchte ihn täglich „aus Artigkeit gegen die königliche Würde", wie er sagte, wahrscheinlich aber auch, um sich von der sicheren Verwahrung des Gefangenen zu überzeugen. Indessen gelang es König

Wenzel, der schon einmal aus einer Haft in Prag ausgebrochen war, auch in Wien seine Hüter zu täuschen. Sonntag den 11. November 1403 gelang es ihm mit Hilfe des Johanniterritters Zahusch, den angebauten Stall zu durchbrechen und in einer Verkleidung aus der Stadt zu reiten, bei Stadlau die Donau zu übersetzen, worauf er im Geleite von Hans von Liechtenstein, der ihn mit fünfzig Rittern erwartete, über Nikolsburg nach Prag zurückeilte. Nach einer romantisch zugestutzten Annahme wußte der König sich die Hilfe des Wiener Fischers Hans Grundel zu sichern, der ihm ein seidenes Seil zusteckte, an dem sich Wenzel herabließ, um dann von Grundels Schiff nach Stadlau geführt zu werden. Sehr wahrscheinlich ist es, daß Herzog Wilhelm von der Flucht wußte und sie sogar begünstigte, weil er darüber erbittert war, daß König Sigismund die ungarischen Stände zur Bevorzugung Herzog Albrechts zu bestimmen wußte.

Als Sigismund die Entweichung seines Bruders erfuhr, legte er alle Schuld den Herzogen bei und warf sogar den Verdacht auf sie, mit Wenzel in einen Bund getreten zu sein; es gelang ihnen jedoch, ihre Unschuld zu beweisen, und sie versprachen sogar volle Unterstützung für den Fall, als es zwischen den beiden Brüdern zum Kampfe käme. Dazu war freilich bei den durch die bereits erwähnten Elementarunfälle hervorgerufenen schlechten Zeitverhältnissen die ungünstigste Gelegenheit. Dessenungeachtet sahen sich die Herzoge genötigt, gegen die in Böhmen aufsteigenden Wetter tatkräftig zu verfahren. War ja König Wenzel von vielen, die sich unter seiner wüsten Regierung wohler befunden hatten als unter der nachfolgenden des strengen Sigismund, mit Jubel empfangen worden; ferner hatten ihn seine Unfälle Mäßigung gelehrt, und er traf recht zweckmäßige Anordnungen, stellte den Landfrieden her u. s. w. Gegen Sigismund aber rüstete er kräftig und die österreichischen Herzoge mochten sich als dessen Anhänger um so weniger Gutes gewärtigen, als des Böhmenkönigs Heerführer, der wilde Hynek von Kunstadt, genannt „der dürre Teufel", und Johann von Lamberg seit einiger Zeit Einfälle in Österreich unternahmen und daselbst gar übel hausten. Der Erstere hatte sich in Znaim festgesetzt und verbreitete durch seine Raubzüge größten Schrecken, weshalb sich Sigismund und der mit 16.000 Mann ihm zu Hilfe eilende Herzog Albrecht dahin wendeten. Vergeblich wurde die Stadt durch sechs Wochen bestürmt; der tapfere Gegner wußte die Belagerungsmaschinen der Feinde in Brand zu stecken und durch Ausfälle die Truppen zu ermüden. Die Sommerhitze rief überdies eine Seuche im Lager hervor, von welcher auch die beiden Fürsten Sigismund und Albrecht ergriffen wurden.

Bevor Albrecht gegen Znaim gezogen, fällte er noch am 21. März 1404 einen Schiedsspruch bezüglich der Streitigkeiten, welche zwischen seinen Vettern Wilhelm und Ernst einesteils und Leopold und Friedrich andernteils obwalteten, und zwar wegen Verwaltung der ihnen zugeteilten Länder. In diesem Spruche wird auch gelegentlich erwähnt, daß beide Herzoge, Albrecht und Wilhelm, in jener Zeit gemeinschaftlich in der Burg wohnten. Aber es war durch diese Urkunde der innere Friede des Hauses ebensowenig hergestellt wie durch eine Reihe früherer Vereinbarungen, denn immer und immer wieder brachen neue Zwistigkeiten unter den Herzogen aus. Dies mag wohl auch einen Hauptgrund abgegeben haben, daß Herzog Albrecht anfangs Juli 1404 in Begleitung seines Vetters Ernst des Eisernen mit einem Heere nach Mähren zog, um die Friedensstörer zu züchtigen.

Er sollte aber Wien lebend nicht mehr sehen, denn während König Sigismund genas, geriet Albrecht in die Hände eines unwissenden Arztes, der den von der Lagerruhr Ergriffenen nach gewöhnlichen Anschauungen für vergiftet hielt und, wie

es die ärztliche Praxis jener Tage vorschrieb, bei den Füßen aufhing. Er erholte sich nicht mehr, sondern wurde, schon vollends entkräftet, nicht nach Wien, das er nur als Sieger wieder betreten wollte, sondern nach Klosterneuburg gebracht, wo er Sonntag den 14. September 1404 im 27. Lebensjahre starb. Der berühmte Chronist Thomas Ebendorfer von Haselbach, damals ein Knabe, sah ihn auf der Durchreise in Haselbach und erzählte später, wie sich der geschwächte Herzog aufgerichtet und sein Volk bedauert habe, über das er, bei dem Kindesalter seines überlebenden Sohnes, viel Unheil hereinbrechen sah. Seine Leiche ward später in der Stephanskirche beigesetzt. Die Kartäuser in Mauerbach widmeten ihm in ihrem Totenbuch eine trauernde Erinnerung.

Nach Albrecht IV. Tod übernahm Herzog Wilhelm die vormundschaftliche Regierung für dessen siebenjährigen Sohn Albrecht V. Wenn auch im Laufe seiner bisherigen Herrschaft sich die anfänglichen Sympathien etwas abgekühlt hatten, so besaß Herzog Wilhelm noch immer großen Anhang unter der Bevölkerung. Auch er hatte mit neuen Steuerforderungen herantreten müssen, aber man wußte, daß das Geld meist zur Bekämpfung der adeligen Räuber verwendet wurde und zahlte willig, wenn auch seufzend. Aber auch seine persönlichen Eigenschaften, die ihm den Namen „Wilhelm der Freundliche" einbrachten, nicht am wenigsten aber die romantische Geschichte seiner Jugendliebe machten ihn beliebt und interessant. (Bild S. 368.)

Herzog Wilhelm, der seine erste Braut, die schöne Prinzessin Hedwig, eine Tochter Ludwig des Großen von Ungarn und die spätere Ahnfrau des Jagellonenstammes auf dem polnischen Thron, die er aufgeben mußte, lange nicht vergessen konnte, vermählte sich erst spät mit Johanna von Durazzo, einer Tochter König Karl III. von Neapel, der als Sprosse des Hauses Anjou Ansprüche auf den ungarischen Thron machte. Es war also eine politische Heirat, welche Herzog Wilhelm schloß, durch welche er den zwischen ihm und König Sigismund herrschenden Gegensatz markieren wollte.

Noch auffälliger geschah dies, als der Herzog 1405 ein Bündnis mit seinem früheren Gefangenen, dem König Wenzel, und mit dem Markgrafen Prokop von Mähren schloß, dessen Spitze sich nur gegen Sigismund richten konnte. Noch einmal gelang eine Vermittlung, aber ein Krieg wäre doch kaum für die Dauer zu vermeiden gewesen, wenn nicht die Hand des großen Friedensstifters Tod eingegriffen hätte. Am 15. Juli 1406 überschlug sich in Wien bei einem Ritt durch die Stadt das Pferd und Herzog Wilhelm verlor dabei das Leben.

Es wird bei dem Trauerfalle ein interessantes tatsächliches Ereignis erzählt. Als Herzog Wilhelm in der Burg aufgebahrt lag, waren ein junger Löwe und ein junger Hund, die er selbst aufgezogen hatte, nur von seiner Hand die Speisen nahmen, ihm allenthalben zur Seite gingen und stets in seinem Zimmer schliefen, von dem Sarge ihres Herrn nicht wegzubringen; beide legten sich unter die Tragbahre, und erst als man die Leiche hinwegtrug, gelang es, beide durch das plötzliche Schließen einer Tür abzusperren. Aber die treuen Tiere verharrten in ihrer Trauer, sie nahmen keinerlei Nahrung mehr zu sich und verendeten aus Gram über den Verlust nach mehreren Tagen. Hier ist nur zu bemerken, daß der sogenannte „Löwe" ein von der Republik Venedig im Jahre 1402 dem Herzoge geschenkter Leopard gewesen, der allerdings von ganz besonderer Schönheit war; einen zweiten erhielt Albrecht IV. Die das Geschenk charakterisierende Bezeichnung leoneulus spricht dies deutlich aus, und so entstand leicht die Verwechslung in der Benennung eines für Wien damals so seltenen Tieres. Ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß man es in diesem Falle mit einem Gepard zu tun hatte, welches leopardenähnliche Tier von orientalischen Fürsten vollkommen gezähmt zur Jagd verwendet wird.

Die Vormundschaftsregierung und der Bürgerkrieg.

Ein schlimmeres Ereignis, als der frühe Tod des Herzogs Wilhelm hätte die österreichischen Länder kaum treffen können. Vollkommen ratlos stand man vor der Frage, wer nun die Vormundschaft über den erst neunjährigen Sohn Albrecht IV. übernehmen solle. Es war ja kein Geheimnis, daß dessen Oheime, die Brüder Wilhelms, die Herzoge Leopold (IV.), Ernst und Friedrich (IV.) sich spinnefeind waren, eine gemeinsame Regierung aller Länder also von vorneherein nicht in Aussicht genommen werden konnte.

Unter solchen Umständen war es sehr verdienstlich, daß die Stände von Österreich unter und ob der Enns die Angelegenheit in die Hand nahmen. Unter

König Wenzel der Faule. (S. 362.)

dem Vorsitze der Bischöfe von Passau und Freisingen traten sie im August 1406 zusammen und einigten sich zu der Erklärung, daß sie nach wie vor den Sohn Albrecht IV., den unmündigen Herzog Albrecht V., als zur Nachfolge berufen ansehen, und am 10. August huldigten ihm in der Burg zu Wien die Stände gemeinsam, die bei diesem Anlasse zuerst als korporative Vertretung des ganzen Landes auftraten. Sie nahmen auch für sich das Recht in Anspruch, alles vorzukehren, was bezüglich der Regierung bis zur Volljährigkeit Albrecht V. nötig wäre.

Dieses entschlossene Auftreten verhütete wenigstens, daß der Streit um die Vormundschaft schon jetzt unter den drei feindlichen Brüdern entbrenne, wovon besonders Leopold IV., der „Dicke" oder der „Stolze" genannt, und Ernst „der Eiserne" erbitterte Gegner waren.

Aber auch die Stände scheuten sich, die stachlige Frage der Vormundschaft zu entscheiden, obwohl darin gerade der Kernpunkt der Situation lag. Man

setzte eine Teilung des ganzen Landbesitzes in der Weise fest, daß Steiermark mit der Residenz Graz, die übrigen südlichen Länder mit der Residenz Laibach und Tirol samt dem Etschland mit der Residenz Innsbruck je einem der drei Herzoge zufallen solle. Österreich wurde stillschweigend Herzog Albrecht V. zugewiesen, wer aber hier die Regierung im Beginne führen solle, das erklärten die Stände für eine nach den Hausgesetzen zu entscheidende Sache, wahrscheinlich waren sie aber darüber selbst nicht klar oder sie wollten es mit keinem der Herzoge verderben.

Wesentlich vereinfacht schien auch diese Frage, als Herzog Leopold IV. mitteilte, daß sein Bruder Ernst damit einverstanden sei, wenn er allein die Vormundschaft übernehme, worauf sie ihm von den Ständen unter der Bedingung übergeben wurde, daß seine Gewalt nur dauern solle, bis Albrecht V. das vierzehnte Jahr erreiche. Ob Herzog Ernsts Verzicht auf die Mitvormundschaft je ernst gemeint war, ist sehr zweifelhaft, mit Sicherheit ist anzunehmen, daß jene allgemein verbreiteten Gerüchte, welche dem Herzog Leopold die Absicht zuschrieben, seinen Mündel ganz aus der Herrschaft zu verdrängen, einen tatsächlichen Grund für sich hatten. Herzog Leopold IV. erwies sich als ein verschlagener und gewalttätiger Charakter, der in der Wahl der Mittel sehr wenig Skrupel kannte.

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht sein Vorgehen gegen die brandschatzenden Raubritter, die er ohne Bedenken zu seinen Helfern wählte. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts besaß die Feste Rauheneck im Helenental ein aus Bayern stammender Ritter Reimprecht von Wallsee, der „viel Gewappnete" hielt. Unter seinen Leuten soll auch ein Italiener, namens Eusebi, gewesen sein, ein kunstfertiger Plattner, der nach „welscher Art" arbeitete, den Eisenguß und das Formen in Lehm verstand und schöne Verzierungen an seinen Arbeiten anzubringen wußte, von welchen letzteren sich längere Zeit einzelne Stücke in Heiligenkreuz erhalten haben sollen. Diesem Reimprecht von Wallsee soll nun, wie Thomas Ebendorfer in seinem Chronicon berichtet, Herzog Leopold ungnädig gesinnt gewesen sein und er beauftragte daher den berüchtigten auf der Burg Mödling hausenden Raubritter Stickelberg, Rauheneck zu nehmen, was diesem auch gelang, um dann von dieser Feste aus die ganze Gegend zu bedrängen. Ebenso bezeichnend ist Leopold IV. Verhalten, als ein anderer Mordbrenner Johann Laun 1418 die Feste Rauhenstein überfällt, ausplündert und den Burgvogt Johann Tollers ermordet. Statt energisch gegen den Wüterich einzuschreiten, übergibt ihm Herzog Leopold IV. unter dem Vorwand, ihn „von seinem Treiben abzubringen", als Pfand die Herrschaft Pitten. Natürlich trieb Laun es noch ärger, so daß die Wiener genötigt waren, ihm eine bedeutende Summe als Schongeld für ihre Warensendungen zu zahlen.

Daß ein solches Vorgehen geradezu vernichtend auf die öffentlichen Zustände wirkte und einen Anreiz zu jeder Gewalttat bildete, ist sehr erklärlich. Zum wundern wäre es gewesen, wenn der Pöbel nicht aus solchen Beispielen die ihm zusagenden Nutzanwendungen gezogen hätte. Als im Jahre 1406 in der Judenstadt Feuer ausbrach, das erst nach drei Tagen gedämpft werden konnte, benützten dies Übelwollende, um das tolle Gerücht zu verbreiten, die Juden hätten es gelegt, und sie wären gesonnen, die ganze Stadt in Asche zu legen. Der Pöbel rottete sich zusammen und plünderte nicht nur die brennenden, sondern auch die vom Brande verschonten Judenhäuser. Drei Tage lang hielten sich die Verfolgten in Kellern versteckt, um nicht einem allgemeinen Blutbade sich auszusetzen. Der Stadtrat befahl zwar die Zurückstellung des Geraubten, doch niemand leistete Folge.

Endlich nahmen aber die Gerüchte über die gewalttätigen Absichten Herzog Leopold IV. solchen Umfang an, daß sich auch die Landstände länger der

Gefahr nicht verschließen konnten. Doch begann das Jahr 1407 scheinbar unter friedlichen Anzeichen. Vielleicht um den Argwohn gegen sich zu beschwichtigen, ergriff Herzog Leopold IV. selbst die Gelegenheit, um im Januar mit den Landständen von Österreich einen allgemeinen Landfrieden zu schließen, durch welchen eine Lanzen- und Schützenmiliz, also die erste Bürgerwehr, von 600 Mann aufgestellt wurde zur Verfolgung und Unterdrückung aller Privatfehden sowohl, als des von außen begünstigten Unwesens der Räuber, namentlich in den nördlichen Teilen des Herzogtums. Aber man traute dem Herzog nicht mehr; die Stände wendeten sich im Sommer an Ernst den Eisernen, er möge die Rechte Albrecht V., der auch sein Mündel war, in seine Hut nehmen.

Natürlich war Herzog Ernst zu einer solchen Einmengung, die in der Tat dringend nötig schien, sofort bereit. Im Herbst traf er in Wien ein, um mit dem Bruder ernste Rücksprache zu nehmen. Leopold wich aber der Begegnung aus; er nahm seinen Aufenthalt in Wiener-Neustadt, wo er ein Heer sammelte, nur sein Berater, Bischof Berthold von Freisingen, blieb in der Feste Enzersdorf, um Wien näher zu sein. Diesem Mann schrieb man es hauptsächlich zu, wenn der Herzog zu so schlimmen Maßregeln griff.

Durch Leopolds Verhalten war das Signal zu einem Bürgerkrieg der schlimmsten Art gegeben. In der Bevölkerung hatte Leopold wenig Anhang. Man konnte ihm seine Begünstigung der Strauchritter nicht vergessen, auch seine willkürlichen Steuereintreibungen, über die er sich weigerte, den Ständen Rechnung abzulegen, hatten gegen ihn eingenommen. Es ist bezeichnend, daß zu ihm hauptsächlich nur die herabgekommenen Ritter hielten, die durch ihn Gelegenheit zu Raubzügen erhofften; die begüterten Landherren, der reiche Klerus und alles, was ein Interesse an Ordnung und Ruhe hatte, stand auf Seite Ernsts, für welchen sich nach einigem Zögern auch die Universität aussprach.

Kaum in Wien angekommen, nahm Ernst der Eiserne die vormundschaftliche Gewalt an sich. Leopold antwortete darauf mit einer Art von Fehdeansage gegen seinen Bruder und Wien, warb Söldner und verschmähte selbst nicht das höchst unwürdige Mittel, sich mit den mährischen Räuberhäuptlingen zu verbinden, deren einer, der bereits bekannte Johann Sokol, bis über die Donau streifte und nur durch ein Aufgebot des edlen Anhängers des rechtmäßigen Landesfürsten, Friedrich von Wallsee, wieder verscheucht werden konnte. Herzog Leopold stachelte ferner seinen Anhang in der Stadt, welcher größtenteils aus den Handwerkern und niederen Klassen bestand, zur Erhebung auf; indessen griff der Stadtrat mit Kraft ein, ließ die Rädelsführer ergreifen und am 5. Januar 1408 mehrere Handwerker: den Krämer Wolfgang vom Lichtensteg, den Schneider Hermann, dann einen Gürtler, einen Riemer und einen Waffenschmied am Hohen Markt enthaupten.

Es standen sich, wie im ganzen Lande, auch in Wien zwei Parteien schroff gegenüber. Der ganze Stadtrat, die Geistlichkeit, die Universität mit den Studenten und die reicheren Bürger hielten am Rechte Albrecht V. fest und anerkannten Herzog Ernst als dessen Beschützer.

Die Masse aber fand an Herzog Leopold Gefallen, der dazwischen trat, als die städtischen Behörden energisch die Rückstellung der bei den Plünderungen der Judenhäuser geraubten Güter verlangte und sich überhaupt von vorneherein in schroffen Gegensatz zum Stadtrat gestellt hatte.

Zu Ende des Jahres 1408 standen sich die Brüder gegenüber: Ernst mit seinem Heere in Klosterneuburg, Leopold in Korneuburg. Er hatte den Krieg am linken Ufer der Donau zu führen und den Räuber Sokol in Dienst genommen, der ihm Korneuburg hielt und mit einem Wall umschlossen hatte

Die das ganze Land bedrückende Not führte endlich zu Unterhandlungen. Man vereinbarte am 14. Januar 1408 einen Waffenstillstand und eine Zusammenkunft der beiden Brüder in Wien, um zu einer gütlichen Auseinandersetzung zu kommen. Höhnisch meinten die Gegner des Stadtrates, wenn die großen Herren sich so rasch vertrügen, wäre es acht Tage früher nicht nötig gewesen, ein paar arme Schelme, die nichts Schlimmeres getan, als daß sie Partei ergriffen hätten, am Leben zu strafen. Man wird auch nicht umhin können, diese Strenge für einen Fehler zu halten, der sich noch am Stadtrat und seinen einflußreichsten Mitgliedern bitter rächen sollte.

Bürgermeister war damals Konrad Vorlauf, ein sehr einflußreicher Mann von durchaus ehrenhafter, aber bis zur Härte gehenden Starrheit

Herzog Wilhelm der Freundliche. (S. 364.)

der Gesinnung. Er bekleidete seine Würde mit kurzen Unterbrechungen schon seit 1404. Stadtrichter war Albrecht Zetter, das damals sehr schwierige Amt des Judenrichters bekleidete Hans Rock. Die einflußreichsten Mitglieder des Stadtrates waren nebst dem letztgenannten noch Konrad der Rampersdorfer, Paul Würfel, Rudolf Angerfelder, Andreas vom Petersfreithof, Paul Wagendrüssel u. s. w.

Doch die Verhandlungen in Wien führten zu keinem Ergebnis. Herzog Leopold IV. stellte, wieder unter dem unseligen Einfluß seines ränkevollen Kanzlers, Forderungen, von welchen er wissen mußte, daß sie unerfüllbar seien. So verlangte er, daß ein Stück der Stadtmauer niedergelegt und die bisher übliche Einrichtung zum Sperren der Straßen mit Holzbalken beseitigt werde. Darauf konnte der Stadtrat in so unruhigen Zeiten, wo beutelustige Feinde von außen lauerten und auch innere Unruhen drohten, auf keinen Fall eingehen. Die Verhandlungen zerschlugen sich, obwohl sie mehrere Wochen währten

und bei der Trennung war der gegenseitige Groll ärger als früher. Ob die tückische Ermordung Friedrich von Wallsees, der als Hofmeister des Herzogs Ernst eine wichtige Rolle spielte und stets warm für Albrecht V. eintrat, wirklich auf Wunsch oder doch mit Wissen Leopolds geschah, ist nicht klargestellt, aber schon, daß man ihn einer solchen Tat fähig hielt, ist sehr bezeichnend.

Hinrichtung des Bürgermeisters Vorlauf. (S. 371.)

Nach kurzer Abwesenheit in Graz kehrte Herzog Ernst wieder nach Wien zurück. Auf der Reise versagte man ihm in Wiener-Neustadt, wo Leopold weilte, den Eintritt und die Nachtherberge. Dagegen wurde er in Wien mit Freuden begrüßt, wo sich sofort alle Anhänger Albrecht V. um ihn scharten.

Herzog Leopold IV. übte aber noch immer alle Regierungsgewalt aus. Er legte auch, um seiner Geldnot abzuhelfen, eine sehr hohe außerordentliche Steuer auf, die im ganzen Lande, namentlich aber in Wien, auf Widerstand stieß. Darüber, sowie über die Hinrichtung seiner Anhänger kam es zu Ver-

handlungen mit dem Stadtrat von Wien, die zuerst in Neustadt ohne Resultat verliefen, auf Befehl des Herzogs Leopold aber in St. Pölten fortgeführt werden sollten. Dort fanden sich nebst dem Bürgermeister Vorlauf noch die Ratsherren Rock, Poll, Angerfelder, Untermhimmel, Schädnitzer, Dorfner und Flußhart ein. Der sehr einflußreiche Rampersdorfer war in Wien geblieben, um das Stadtregiment zu führen. Die mehrtägigen Verhandlungen scheiterten wieder, wohl an dem hochfahrenden Wesen des Herzogs, und am 8. April 1408 traten die Wiener Herren die Heimreise an. Zwischen Purkersdorf und Gablitz lauerten ihnen aber die Ritter Burkhard der Truchseß, von Laun, von Grünau, sämtlich Anhänger Leopold IV., auf. Beim Überfall kam es zu einem Kampfe, in dem Flußhart das Leben verlor, die übrigen aber gefangen genommen wurden. Man brachte den Bürgermeister und die Stadträte zuerst auf die Feste Kogel bei Sieghartskirchen, dann nach Kreuzenstein und Thernberg. Wenn es sich auch angeblich bei diesem Überfall um eine Forderung des Ritters von Laun an die Stadt handelte, so ist doch kaum zu zweifeln, daß diese empörende Gewalttat die Billigung Leopold IV. fand. Sonst wäre es doch seine Pflicht gewesen, einen so eklatanten Bruch des von ihm selbst befürworteten Landfriedens nicht ungesühnt zu lassen. Aber er griff in keiner Weise ein; erst im Sommer erhielten die gefangenen Wiener gegen ein Lösegeld von 2000 Pfund Pfennigen ihre Freiheit. Am 20. Juni 1408 sahen sie die Stadt wieder.

In Wien hatten sich die Verhältnisse während ihrer Abwesenheit sehr zu Ungunsten verändert. Man war zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben zur Einhebung einer neuen Steuer auf den Wein genötigt gewesen, die natürlich von der Masse der Bevölkerung, welche keine eigenen Weingärten besaß, durch eine Preiserhöhung des Getränkes hereingebracht wurde. Das vermehrte die Unzufriedenheit der niederen Volksklassen, deren Lage tatsächlich eine sehr schwierige war. Seit Jahren hatte man wieder zum verderblichen Auskunftsmittel der Münzverschlechterung gegriffen und so unterwertiges Geld in Umlauf gebracht, daß die fremden Kaufleute die Annahme verweigerten und nur Tauschgeschäfte gegen andere Waren eingingen. Unter den Handwerkern glimmte auch noch immer der Groll wegen der Hinrichtung ihrer Genossen, für welche man Vorlauf und seine Anhänger verantwortlich machte, denen man auch nachsagte, sie hätten von den Juden gegen Wucherzinsen Geld geborgt, um sich zu befreien und zu dessen Tilgung sei nun die besonders verhaßte neue Weinsteuer eingeführt worden.

Sofort nach der Rückkehr des Bürgermeisters und der Räte wurde die Stimmung im Volke immer erregter. In einer heftigen Beschwerdeschrift verlangte man die Entfernung der Verhaßten aus ihren Ämtern, wozu Herzog Leopold sofort bereit war. Er und sein Kanzler Bischof Berthold von Freising sahen ja in den Machthabern von Wien persönliche Feinde, die zu beseitigen jede Gelegenheit eifrig benützt wurde. So von oben begünstigt, schritt die Masse zu neuen Forderungen; um dem blinden Haß genug zu tun, verlangte man strenge Bestrafung jener, welche die Hinrichtung der fünf Männer im Beginne des Jahres veranlaßt hatten.

Auch damit erklärte sich der Herzog sofort einverstanden. Am 7. Juli 1408 erfolgte die Verhaftung des abgesetzten Bürgermeisters Konrad Vorlauf, dann der Räte Hans Rock, Konrad Rampersdorfer, Rudolf Angerfelder und Moßbrunner, sowie der Bürger Stichl und Schrul. Sie wurden in den Kärntnerturm gebracht und ohne ordentliches Gerichtsverfahren erfolgte am 11. Juni die Verurteilung der drei erstgenannten zum Tode. Bitten um Gnade, die von allen Seiten kamen, wies der Herzog zurück; er wollte sich der drei

Männer, die er als starre Gegner seiner Pläne kannte, um jeden Preis entledigen — den übrigen Gefangenen wurde huldvoll gestattet, sich gegen hohes Lösegeld zu befreien.

Am gleichen Tage noch erfolgte auf dem Schweinmarkt, dem heutigen Lobkowitzplatz, die Hinrichtung von Vorlauf, Rock und Rampersdorfer. Thomas Ebendorfer, der damals schon in Wien studierte, berichtet in anschaulicher Weise über den schauerlichen Vorgang.

Der Scharfrichter wollte mit Rampersdorfer, dem Ältesten, beginnen; aber da trat der Bürgermeister Vorlauf, ein stattlicher schöner Mann, vor und sprach mit lauter Stimme: „Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verdienen durch bloße Treue zu Albrecht, unserem rechten Herrn. Auch jetzt soll mein Name wahr bleiben durch die Tat. Euer Bürgermeister soll Euer Vorläufer sein im Tode wie im Leben!“ — Damit bot er seinen Hals dar. Aber der Scharfrichter bebte, auf den verehrten Bürgermeister das Schwert zu zücken. Da wendete sich Vorlauf zu ihm und sprach: „Zage nicht und tue Dein Amt. Ich verzeihe Dir diesen Streich, den ich unschuldig leide, doch tue ihn herzhaft!“ (Bild S. 369.)

Ebenso mannhaft und mit dem Bewußtsein, nur dem Rechte gedient zu haben, starben Rock und Rampersdorfer.

Die Leichen blieben auf dem Blutgerüste bis zum Abend, dann wurden sie von ihren Angehörigen auf dem Stephansfreithofe nahe bei dem neuen Turme in einer Grube beerdigt, später jedoch ihre Leichen in die Stephanskirche zur Gruft gebracht und auf der Erde vor den Stufen, die zum herrlichen Grabmale des Kaisers Friedrich III. führen, der rotmarmorene, mit messingenen Wappen und Buchstaben geschmückte Grabstein zu deren Andenken eingefügt. Die lateinische Grabschrift darauf lautet: „Stehe, weine — klage — seufze, sterblicher Mensch — lese — lerne — was die Arbeit und der Glaube, was die Herrlichkeit der Welt, was die Hoffnung — Kinder — Reichtümer, was die Ehre nützt und gibt. Siehe, unter diesem kleinen Steine liegen drei Bürger begraben: Konrad Vorlauf, Kunz Rampersdorfer und Hans Rock. — Denn sie waren ausgezeichnet und unter allen in dieser Stadt die Ersten, durch ihre Ämter berühmt, und haben in Tugend und Ehren und wohlverdient gelebt. Das Schicksal jedoch ist ein trügerisches Rad; ein einziger Tag kostete ihnen das Leben. So wie sie die Liebe im Bürgerbunde verband, so wollte auch jeder zuerst seinen Hals dem verhängnisvollen Schwerte hinstrecken, welchen unglücklichen Vortritt demnach Vorlauf dennoch behauptete; 1408, acht Tage nach dem Feste der heiligen Margareta.“ Dieser Stein wurde in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vom ersten Bischof von Wien, dem Grafen Leopold von Spaur errichtet. Die Wappen der drei Männer, die ihre Bürgertreue mit dem Tode büßten, bringt die Abbildung S. 304.

Es ist aber in der Stephanskirche noch ein zweiter Denkstein Vorlaufs zu sehen. In dem rückwärtigen Teile der Kirche auf der ersten Säule nächst der Eligiuskapelle und gegenüber dem Eingange beim Grabmale von Neidhard Fuchs (Singertor) steht, in zwei Drittelhöhe der Säule, eine Madonna vom Schutze aus Stein gehauen. Zu deren Füßen und am Mantel derselben knien rechts: der unglückliche Bürgermeister Konrad Vorlauf, angetan mit dem pelzverbrämten Oberkleide, einen Rosenkranz in den gefalteten Händen, vor ihm der Hut liegend und sein Wappen: ein laufendes Roß. Hinter ihm stehen sein Namenspatron, der Bischof Konrad, und ein zweiter Heiliger mit einer Krone, oberhalb derselben befinden sich drei Engelsköpfe. Links kniet Frau Katharina

Vorlauf, Jakob des Süßen Tochter, mit dem gefalteten Mantel und ebenfalls einen Rosenkranz in den Händen; hinter ihr die beiden Töchter Vorlaufs und oberhalb derselben wieder drei Engelsköpfe. Dieses Erinnerungszeichen ließ wahrscheinlich Frau Katharina Vorlauf, welche 1449 noch am Leben war, errichten.

Wenn der Haß der Menge, wie es in Zeiten wirtschaftlicher Bedrängnis gerne geschieht, auch vom Neid gegen den Reichtum beeinflußt war, so zeigte sich das ganz unberechtigt. Mit Ausnahme von Rampersdorfer besaß keiner der drei Männer ein nennenswertes Vermögen, ja Konrad Vorlauf hinterließ sogar Schulden, die durch Verpfändung eines am Krotenbach gelegenen Weingartens gedeckt werden mußten. Unmittelbar nach der Exekution rief das Volk am Hof den Hermann Pergamenista, gewiß einen seiner Führer, zum Bürgermeister aus. Doch scheint diese Wahl nicht Anerkennung gefunden zu haben, denn urkundlich erscheint als Nachfolger Vorlaufs Hans der Veltsperger, der bisher in den Wirren keine Rolle gespielt hatte und auch noch 1409 als Bürgermeister erscheint.

Die blutige Gewalttat war das Signal zum neuerlichen Aufflammen des Bürgerkrieges. Wer nicht zum Anhang des Herzogs Leopold gehörte, hatte nur die härteste Verdammung für die ganz rechtswidrige Verurteilung der drei Männer. Nicht am wenigsten entrüstet war Herzog Ernst über den ganzen Vorgang. Er hatte nach einem kurz vorher in Krems mit Leopold IV. getroffenen Übereinkommen das Recht, daß alle wichtigen Angelegenheiten während der vormundschaftlichen Regierung nur „im brüderlichen Einvernehmen" mit ihm entschieden werden sollten. Mit Recht fühlte er sich daher persönlich beleidigt durch den ganzen Vorgang. Seine Aufforderung an den neuen Bürgermeister und Rat, ihm über den Verlauf der ganzen Angelegenheit zu berichten, namentlich auf Grund welchen Verschuldens Vorlauf, Rock und Rampersdorfer hingerichtet worden seien und ob der Stadtrat daran Anteil gehabt habe, blieb unbeantwortet. Er zog daher mit Unterstützung Reimprechts von Wallsee Truppen zusammen, mit welchen er den Krieg begann. Dieser wurde aber, ohne daß es zu einem Zusammenstoß der Gegner oder gar zu einem entscheidenden Treffen gekommen wäre, wieder nur auf Kosten des Landes geführt. Man verwüstete gegenseitig die Besitzungen des Gegners, wobei man es nicht allzu genau nahm, wenn auch Hab und Gut ganz Unbeteiligter in Flammen aufging. Bei dieser Kampfweise war zudem Herzog Leopold entschieden im Vorteile. Da er im Lande fast allen Anhang verloren hatte, berief er ungarische und böhmische Söldner, sowie den berüchtigten Bandenführer Sokol, die nun, um sich bezahlt zu machen, in der entsetzlichsten Weise hausten, plünderten und brandschatzten.

Wien, das unter diesen Zuständen furchtbar litt, scheint in jener leidensvollen Zeit ganz unter dem Einfluß der Partei des Herzogs Leopold IV. gestanden zu sein. In der nächsten Umgebung wütete eine grimmige Fehde zwischen dem Ritter Stuchs von Trautmannsdorf, der zu Herzog Ernst hielt, und dem von Scharfeneck, der einer der eifrigsten Anhänger Leopolds war. Obwohl gerade der letztere wie ein Unhold wütete und das Marchfeld fast in eine Wüste verwandelte, zogen doch 900 Wiener, welchen sich auch der Unruhestifter Berthold von Freising anschloß, vor die dem Trautmannsdorf verpfändete Stadt Bruck an der Leitha, die mit leichter Mühe eingenommen wurde. Einen Teil der Gefangenen brachte man nach Wien und hing sie kurzweg auf. Auch des Ritters von Laun, der bei der Gefangennahme der Ratsherren mit tätig gewesen, bediente sich Leopold IV. wieder und scheint mit ihm so bindende Abmachungen eingegangen zu sein, daß die Forderungen Launs später anerkannt werden mußten.

Endlich wurden die jammervollen Zustände des Landes unerträglich. Unter Vermittlung des Bischofs Ulrich von Trient, der infolge eines Konfliktes mit dem Herzog Friedrich von Tirol, der den ominösen Namen des „Friedel mit der leeren Tasche" führte, in Wien als Verbannter lebte, traten wieder die Landstände zusammen. Man einigte sich zur Einsetzung eines Schiedsgerichtes, das aus Landständen bestehen sollte und an dessen Spitze man den König Sigismund von Ungarn berief, der stets als Gönner Albrecht V. galt, wie er ja auch ein Freund des Vaters war.

Nach langem Zögern wurde dieser Vorschlag von beiden Teilen angenommen, worauf sich Leopold IV. nach Neustadt, Ernst nach Ebenfurt zurückzog. Eine der Bedingungen, daß der erstere den Ränkeschmied Berthold von Wichingen aus seinem Dienste entlassen müsse, wurde erfüllt und dieser Unselige, dessen Ratschlägen man alle Schuld beimaß, mußte Wien den Rücken kehren.

Am 13. März 1409 verkündete König Sigismund in Ofen den Schiedsspruch, der von sehr zweifelhaftem Wert war, weil er bei beiden Herzogen Eigenschaften voraussetzte, von derem gründlichen Nichtvorhandensein besonders Leopold IV. überzeugende Beweise geliefert hatte. Es wurde dem Herzog Ernst die Mitvormundschaft eingeräumt, die ja ohnehin schon zu Recht bestand. Die Stände sollten beiden huldigen und die Kosten der Vormundschaft aus den Landesmitteln tragen. Herzog Albrecht V. bekam einen besonderen Hofstaat, dem Herzog Leopold aber wurde die Rechnungslegung über die bisher eingehobenen Steuern aufgetragen. Endlich sollten alle gegenseitig weggenommenen Besitzungen rückgestellt und niemand wegen seiner Teilnahme an den Unruhen weiter verfolgt werden.

Bei diesem Anlasse fand endlich auch die Teilung des Familienschatzes statt, von welchem die Herzoge Albrecht V., Leopold IV., Ernst und Friedrich je ein Viertel bekamen. König Sigismund erneuerte aber auch, da sowohl Wenzel von Böhmen, wie Jobst von Mähren kinderlos waren und auch er selbst keinen männlichen Erben besaß, den Vertrag, nach welchem diese Länder im Falle des Aussterbens der Luxemburger an Herzog Albrecht V. fallen sollten.

Wenn nun eine Art politischer Ruhezeit eintrat, deren Dauer allerdings niemand verbürgen konnte, so wurde Wien 1410 von einem Wiederausbruch der Pest heimgesucht. Sie trat im August mit solcher Heftigkeit auf, daß gleich im Beginn oft 80 und mehr Leichen zur Beerdigung kamen und es bald an Plätzen dazu fehlte. Nachdem an tausend Studenten der Seuche erlegen waren, schloß man die Vorlesungen und Burse, so daß die Universität verlassen stand. Dadurch trat ein so fühlbarer Ärztemangel ein, daß der Weizen der Quacksalber und Kurpfuscher wieder blühte. Es nützte auch wenig, daß man gegen sie mit Strafen vorging, einzelne exkommunizierte oder daß der Erzbischof von Salzburg sogar den Bannstrahl über alle Quacksalber verhing. Bei dem Mangel an anderen Ärzten fanden jene doch Zulauf und eine so reiche Ernte, daß sie sich über manche Unbequemlichkeit hinwegsetzen konnten.

Unter den Opfern der Pest war auch ein Mann, dessen Tod bei niemand Bedauern erweckte — Bischof Berthold von Wichingen, der am 7. September 1410 in Klosterneuburg der Pest erlag. Er war von glänzender, wissenschaftlicher Begabung, wie er denn auch schon zeitlich Propst zu St. Stephan und Kanzler der Universität wurde. Von maßlosem Ehrgeiz und einer widerlichen Gemütshärte beeinflußt, war er dann die Seele aller Gewaltmaßregeln Leopold IV. und genoß seiner Ränke wegen einen so schlimmen Ruf, daß der Bischof Georg von Passau ihn exkommunizierte, das Domkapitel von Salzburg

aber trotz der päpstlichen Ernennung zum Erzbischof ihm die Anerkennung versagte. Auf der Deckplatte seines Grabmals in der Freisingerkapelle des Stiftes Klosterneuburg ist er aber doch im vollen erzbischöflichen Ornat dargestellt.

Den jungen Herzog hatte man, um ihn nicht der Gefahr einer Ansteckung auszusetzen, nach der prächtigen Feste Starhemberg im Piestingtale gebracht, die wiederholt in der Geschichte des Landes eine bedeutungsvolle Rolle spielte. Unter den Ständen scheint man aber auf die Bereitwilligkeit der beiden Herzoge, dem Vertrage des Jahres 1406 gemäß, mit vollendetem 14. Lebensjahr Albrecht V. aus der Vormundschaft zu entlassen, kein rechtes Vertrauen geschenkt zu haben. Besonders bei Leopold IV. durfte man daran zweifeln, da ihm, dem stets Geldbedürftigen, dadurch eine reiche Einnahmsquelle zu versiegen drohte.

Im Einverständnis mit den Ständen, wenn nicht in deren Auftrag, begaben sich Reimprecht von Wallsee und Leopold von Eckartsau mit einer Anzahl gewappneter Reiter nach Starhemberg, von wo sie unter dem Vorwand eines Spazierrittes den jungen Herzog entführten. Obgleich noch nicht 14 Jahre alt, war Albrecht V. schon groß und kräftig. Auch sein Geist war unter den Einwirkungen einer traurigen Jugend früh entwickelt, so daß er die Beweggründe seiner treu ergebenen Freunde vollkommen begriff und sich willig ihrer Führung überließ. Sie brachten ihn auf sicheren Wegen über die Donau und nach Eggenburg, wo die rasch versammelten Stände sofort seine Einsetzung in die Regierung beschlossen und die beiden Vormünder davon verständigten. Herzog Ernst schien sich mit guter Miene in das Geschehene zu fügen, Leopold IV. geriet aber in die rasendste Wut und nach seiner gewohnten Weise traf er sofort Anstalten zum gewaltsamen Widerstand, indem er dem in seinem Sold stehenden Raubgesindel den Auftrag zu neuen Verheerungszügen gab, die besonders gegen Wien gerichtet werden sollten, in dem die Partei Albrecht V. wieder zur Herrschaft gekommen war. Zum Wohl des Landes und der Stadt blieb ihm keine Zeit zur Ausführung dieser Pläne; am 3. Juni 1411 erlag der jähzornige und sehr beleibte Herr einem Schlaganfall. Keine Träne wurde ihm im ganzen Lande nachgeweint und als sein Leichnam in Wien eintraf, um in der Herzogsgruft bei St. Stephan beigesetzt zu werden, blieben die Straßen leer, selbst jene, die vor wenigen Tagen zu seiner Partei gehalten hatten, blieben fern. Es war ja nicht Liebe zu ihm gewesen, was sie an ihn kettete, sondern Haß gegen andere und der niedrigste Eigennutz.

Auf die Nachricht vom Tode Leopold IV. geleiteten die Stände den jungen Herzog nach Wien. Mit Enthusiasmus begrüßte ihn, als er am 6. Juni 1411 seinen feierlichen Einzug hielt, das Volk. Ein Geschichtsschreiber jener Tage meldet: „Er wurde mit Jubel empfangen wie ein Engel vom Himmel. Der Klerus zog ihm entgegen an der Spitze des Volkes und alle riefen: Der Ersehnte kommt, den wir in trüben Zeiten erwarteten! Die Glocken der Stadt wurden geläutet, Feste und Gastmähler veranstaltet, und der Höchste wurde gepriesen, denn er hatte sie von großer Gefahr errettet."

In allen Gemütern zitterte noch die Erinnerung an eine Periode furchtbarer Greuel nach neben der Hoffnung auf eine nun anbrechende bessere Zeit. Auch an Festgepränge fehlte es nicht. Die Glocken aller Kirchen klangen zusammen, schmetternde Musik tönte durch die Straßen und von den Türmen und Häusern flatterten die Fahnen. Am Stadttor überreichte Bürgermeister Albrecht der Zetter dem mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern einreitenden jungen Herzog die Schlüssel der Stadt. Am Tore von St. Stephan, wohin er sich sofort nach gutem alten Gebrauch begab, erwarteten ihn der Propst mit den Chorherren und eine Deputation der Universität. Hier hielt der Theologiepro-

Empfang Herzog Albrecht V. in Wien.

fessor und Franziskanermönch Franziskus von Retz eine Ansprache, deren Schwulst in einer gezwungenen Ableitung der Worte: Allgerecht und Allen recht aus dem Namen Albrecht gipfelte. So ward dem jungen Herzog schon am ersten Tage seiner Herrschaft das gefährliche Gift der Schmeichelei in betäubenden Weihrauchwolken vorgedampft. Daß er sich dadurch nicht verblenden ließ, ist einer der triftigsten Beweise der inneren Tüchtigkeit, deren er im Verlaufe seiner Regierung noch so viele gab.

Herzog Albrecht V.

Im Jahre 1410 hatte König Sigismund an Stelle seines abgesetzten Bruders Wenzel durch die Wahl der Kurfürsten die Berufung auf den deutschen Thron erhalten. Für den jungen Herzog von Österreich war dies ein großer Glücksfall; denn so schwankend und unzuverlässig auch sonst die Politik Sigismunds (Bild S. 376) sein mochte, in seiner Fürsorge für Albrecht V. blieb er immer gleich und er konnte diesem in seiner neuen Würde einen kräftigen Rückhalt bieten.

Dazu bot sich sehr bald Gelegenheit. Herzog Ernst schien, nachdem er Rücksprache mit seinem Bruder Friedrich von Tirol genommen, seine anfängliche passive Haltung zu bereuen. Er erhob nebst Friedrich Protest gegen den Regierungsantritt Albrechts und verlangte, daß dieser um zwei Jahre verschoben werden solle. Der „eiserne Ernst" zeigte sogar nicht wenig Lust, die schlimmen Wege seines Bruders Leopold zu gehen, denn er bot von Himberg aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, Wegelagerer gegen Wien auf, die allerlei Schaden anrichteten, Viehtransporte abfingen und die Pferde der Bürger von der Weide und Tränke davon trieben. Reimprecht von Wallsee, der von den Ständen zum Oberstthofmeister des jungen Herzogs bestellt war, vertrieb jedoch mit seinen Söldnern diese Banden rasch.

Es war ein kluger Schritt des Königs Sigismund, daß er zu rechter Zeit eingriff, um diesen Wirren ein Ende zu machen, bevor sie weitere Kreise ergriffen. Von beiden Teilen als Schiedsrichter anerkannt, verkündete er am 30. Oktober 1411 in Nürnberg seinen Spruch dahin, daß Albrecht V. als volljährig anzuerkennen sei, „da der himmlische Schöpfer ihm in seinem Alter genug redliche Vernunft und Sinne verliehen habe", des Landes Notdurft auch seine Regierung verlange und nach gemeinem Landrecht in Österreich ein Vater seines Sohnes Alter nicht über diese Zeit verschieben möge. Einen weiteren Beweis seiner freundlichen Gesinnung für Albrecht V. gab Sigismund aber besonders dadurch, daß er ihn mit seiner damals noch nicht dreijährigen Tochter Elisabeth verlobte, wodurch dem Haus Habsburg der Heimfall von Ungarn und Böhmen in ganz nahe Aussicht gestellt wurde.

Solcherart schien die Stellung Herzog Albrecht V. gefestet, obwohl sich erst nach Jahren zwischen ihm und seinen Oheimen Ernst und Friedrich ein wirklich herzliches Verhältnis herstellte. Schon die Dankbarkeit wies ihn an, in der äußeren Politik im großen und ganzen den Bahnen des Königs Sigismund zu folgen, obwohl er es mit frühreifer Bedächtigkeit sorgfältig vermied, sich so weit in dessen oft recht abenteuerliche Unternehmungen verflechten zu lassen, daß darunter etwa der Frieden des Landes gelitten hätte, dessen es nach so vielen unruhigen Jahren dringend bedurfte. In dieser Hinsicht, wie auch in bezug auf die innere Verwaltung besaß er in dem allzeit getreuen Reimprecht von Wallsee, sowie in den auf Vorschlag der Stände berufenen Räten Bischof Georg von Passau, Pilgrim von Buchheim und Berthold von

Mangen, und in dem Kanzler Andreas Plank, der ihm als früherer Erzieher besonders nahestand, vortreffliche Berater.

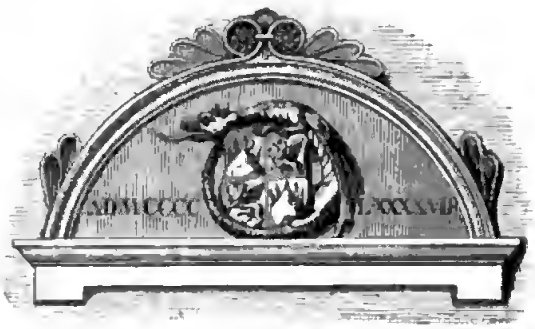
Die Wiederherstellung geordneter Rechtszustände war seine erste Sorge. Gegen das Fehderecht und jede Art von Selbsthilfe trat er energisch auf; im Jahre 1415 führte er einen allgemeinen Landfrieden ein, der mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhalten wurde. Des Schutzes von oben beraubt, verschwand das Raubgesindel in kürzester Zeit und wenn man vor wenigen Jahren kaum unter den Toren von Wien vor Überfällen geschützt war, herrschte jetzt im ganzen Lande eine solche Sicherheit, daß man nach des Chronisten Worten „Gold in den offenen Händen durch ganz Österreich tragen konnte, ohne etwas von Räubern befürchten zu müssen".

Kaiser Sigismund. (S. 375.)

Ganz unberührt sollte auch Wien nicht von der großen Glaubensbewegung bleiben, die von Prag ausgehend, sich von der anfänglich rein religiösen Basis zu einer der furchtbarsten sozialen Revolutionen ausgestaltete. Schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatten die auf eine Kirchenreform und Reinigung der Dogmen abzielenden Lehren des englischen Reformators Wiclif Vertreter an der Prager Universität gefunden. Unter der Führung des gelehrten aber fanatischen Magisters Johannes Huß nahm die ganze Bewegung bald auch einen nationalen Charakter an, der sich besonders gegen den bis jetzt vorherrschenden Einfluß der Deutschen auf die Prager Universität richtete. Durch die ewigen Reibungen verstimmt, verließen viele Lehrer und Studenten Prag, um sich nach Wien zu wenden. Dadurch wurde zwar die Universität von Wien mächtig gehoben, aber man warf nun auch hier schon theologische Streitfragen auf, ja durch einen von Augsburg kommenden Prediger wurde die Reform-

bewegung bis in die bürgerlichen Kreise getragen. Als im Jahre 1410 des Magisters Huß begeistertster Schüler und Freund Hieronymus von Prag nach Wien kam, fand er schon eine kleine Gemeinde vor, die sich zu den von Huß erweiterten und zu einem System zusammengefaßten Lehren Wiclifs bekannte.

Die Handhabung der geistlichen Gerichtsbarkeit lag damals in den Händen des passauischen Offizials. Dieser schritt sofort mit großer Energie ein, ließ Hieronymus verhaften und gab ihm erst, als er einwilligte, seine Irrtümer abzuschwören, die Freiheit wieder. Als jedoch Hieronymus, ohne sein Versprechen zu erfüllen, nach Mähren floh, kehrte sich der Zorn des Offizials, dessen Name Andreas Grillenberger war, gegen die ansäßigen Bekenner der neuen Lehre. Eine große Anzahl davon wurde eingekerkert, darunter auch ein angesehener Bürger Hans Gießer. Vergebens bot dieser den Widerruf an, wenn man ihn mit Gründen widerlege, auch eine Verwendung des Stadtrates blieb vergeblich, ja als die Universität über eine Anfrage der Gemeinde erklärte, daß Gießer zum Widerruf zuzulassen und dann in Freiheit zu setzen sei, bedrohte der Offizial sogar diese Anstalt mit der Exkommunikation. Der Unerbittliche wollte ein Exempel statuieren, es mußte also im Herbst 1411 Hans Gießer den Feuertod erleiden.



Der Drachenorden im Federlhof. (S. 379.)

Dadurch wurde in Wien selbst die ganze Bewegung unterdrückt; indirekt aber griff sie in ihrer unerwarteten Ausgestaltung doch auch von Böhmen herüber. Die bekannten Vorgänge in Prag, welche den von Ziska geführten Hussitismus zum Herrn des Landes machten, zogen am 16. August dem König Wenzel einen tötlichen Schlaganfall zu, durch welchen König Sigismund auf den böhmischen Thron berufen wurde. Er hielt es für seine erste Regentenpflicht, die hussitische Ketzerei auszurotten, die sich in der Tat nicht mehr bloß gegen den alten Glauben, sondern auch gegen das Königtum, gegen alle Grundlagen des Staates und der bestehenden Rechtsordnung richtete. Dabei konnte er der Unterstützung Herzog Albrechts V. sicher sein, der stets eine kirchliche Richtung einhielt. Mit großer Strenge wurde gegen alle Personen vorgegangen, die sich zur neuen Lehre bekannten oder sie gar verbreiteten, sogar Klostervisitationen nahm man vor, um nach Spuren wiclifitischer oder hussitischer Schriften zu forschen. Die Vertreter des Herzogs und der Universität auf den Konzilien zu Pisa und Konstanz erhielten die strikte Weisung, den streng katholischen Standpunkt zu vertreten, der für Albrecht V. schon deshalb der allein mögliche war, weil ein Sieg des Hussitismus natürlich seine schon für sicher gehaltene Anwartschaft auf den böhmischen Thron vernichtet hätte.

Im Jahre 1418 erging ein neuerlicher Befehl, alle aus Böhmen und Mähren kommenden Personen beider Geschlechter, die sich vermummt, in geistlicher und weltlicher Tracht im Lande herumtreiben, sorgfältig zu überwachen und bei dem geringsten Anzeichen, daß sie der Ketzerei in irgend einer Weise dienen, sofort dem geistlichen oder weltlichen Gerichte zu übergeben.

Als nun die Hussiten unter der genialen Führung Ziskas, der nebst den Schweizern am schlagendsten die Unfähigkeit der ritterlichen Kampfweise

bewies, im Felde die glänzendsten Siege erfochten und sich so gefürchtet machten, daß die gegen sie aufgebotenen „Kreuzheere" schon beim hussitischen Kriegsruf schmählich Reißaus nahmen, rückte die Gefahr eines Hussiteneinbruches auch Österreich näher. Im Jahre 1421 ließ Albrecht V., wie eine Klosterchronik berichtet, „alle menschenpildt, edl und unedl beschreiben, die manen, welche unter 16 jar war und welicher under 70 jar war und alle waffen und harnisch mußt man überall im land gehn hoff geschrieben senden, das that er als ob in die hussiten angriffen, damit er in widerstand thuen khund und möcht". Auch die finanzielle Hilfe zu einem Kriegszug betrieb man eifrig; Prälaten und Landherren mußten steuern und auch die Weinberge belegte man mit einer besonderen Kriegsumlage. Zur Sicherung der Brücke am rechten Donauarm führte man eine Befestigung auf, die nach einem bei den Hussiten üblichen Ausdruck den Namen „Tabor" bekam, der dann auf die ganze Gegend überging und auch die Wälle und Türme verstärkte man, um gegen einen Überfall gesichert zu sein.

In der Tat rückte die Gefahr stets näher, denn nach Ziskas Tode (1424) wurde die hussitische Kriegführung vollkommen offensiv, indem sie die Grenzen Böhmens überschritt. Wiederholt drangen die Taboriten unter Prokop dem Großen in Niederösterreich ein, wo sie alles verheerten und verbrannten, Retz, Zwettl und Altenburg in Schutt legten und einmal sogar bis knapp vor Wien vordrangen und bei Jedlesee ein Lager aufschlugen. Nur die Unmöglichkeit, die Donau zu überschreiten, rettete damals Wien vor ihrem Ansturm (1428).

Von der Stadt aufgenommene Söldner waren bei dem Heer Albrechts, mit dem er im Jahre 1425 nach Mähren rückte und 1426 stellte sich der Bürgermeister Hans Scharfenberger selbst an die Spitze eines Aufgebotes von 300 Reitern, welche der Herzog für das Lager vor Laa verlangte. Auch vor Iglau kamen die Wiener Stadtsöldner zur Verwendung.

Im Jahre 1426 berief Kaiser Sigismund eine Fürstenversammlung nach Wien, auf welcher die Maßregeln zur Unterdrückung des Hussitismus beraten werden sollten. Der trotz seiner Jahre noch immer sehr lebenslustige und bewegliche Fürst, der gerne mit schönen Frauen verkehrte und auch ein Tänzlein mitmachte, war ein häufiger und auch vom Volke gern gesehener Gast in der Hofburg zu Wien, seit er am 19. April 1426 seine Tochter dem Herzog Albrecht V. vermählt hatte. Viel Ersprießliches scheint übrigens auch bei dieser Versammlung im Jahre 1426 nicht herausgekommen zu sein. Den Reichs- oder Kreuzheeren fehlte es an innerem Halt, an Zuversicht in sich und die Führer. Sie waren oft sehr köpfereich, stoben aber meist auseinander, ohne nur zum Kampf zu kommen.

Trotz seiner persönlichen Tüchtigkeit war auch Herzog Albrecht in seiner Kriegführung nicht sehr glücklich. Es war, als ob der Schrecken des hussitischen Namens jede Widerstandskraft lähme. Nur der letzte seiner Kriegszüge, wo innere Zwistigkeiten schon in den hussitischen Heeren deren Zusammenhalt lockerten, führte zu einem Erfolg. Er brachte den in das Waldviertel eingebrochenen Scharen Prokops des Kleinen mehrere entscheidende Niederlagen bei, welche sie über die Grenzen scheuchten. Durch die inneren Streitigkeiten brach dann der Hussitismus zusammen, der durch fast ein Vierteljahrhundert Böhmen und viele der Nachbarstaaten zu „Tränenländern" gemacht hatte.

Mit dem Hussitismus hing auch ein von Albrecht V. gegründeter „Adlerorden" zusammen, der den Zweck hatte, den christlichen Glauben rein zu erhalten und zu befestigen. Jeder Ordensgenosse war verpflichtet, im Notfalle eine bestimmte Hilfe zu leisten. Das Ordenszeichen bestand aus einem von einer Hand gehaltenen Reif, in dessen Mitte sich ein gekrönter Adler und ein Spruchband mit der Ordensdevise „Tue Recht und scheue Niemand" befand. Man

findet Abbildungen des Ordenszeichens auf ritterlichen Grabmälern aus jener Zeit, so auf jenem des vielverdienten Marschalls Reimprecht von Wallsee in Säusenstein und des Ritters Georg Porkheim zu Schönberg. Solche Orden hatten aber einen wesentlich anderen Charakter als die heutigen, sie waren nicht sowohl Anerkennungszeichen für erworbene Verdienste, wie eine Erinnerung an gemeinsame Verpflichtungen, die allen Trägern des Abzeichens oblagen. Eine ganz gleiche Bewandtnis hat es mit dem angeblich von Kaiser Sigismund 1418 gegründeten Drachenorden, der einen ähnlichen Zweck wie der Adlerorden Albrecht V. verfolgte, nach anderen Nachrichten aber schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts bestanden haben soll. Das Ordensbild, der geflügelte Drache, ist dann als Zierfigur in mehrere Wappen übergegangen, so auf jenes der Edlen von Edlasberg, das in einer hübschen Skulptur am alten Federlhof (Lugeck Nr. 3, alt 768; Bild S. 377) zu sehen war.

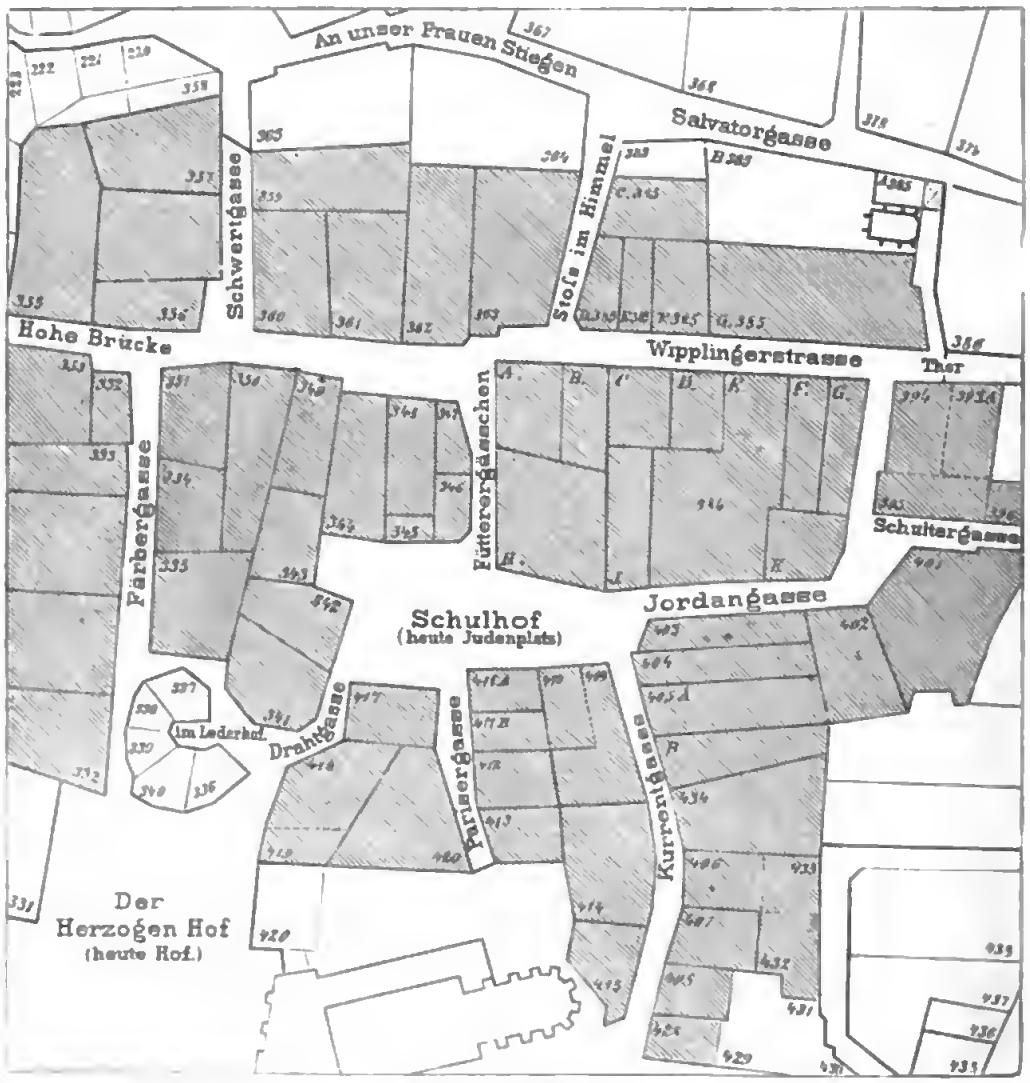
Die Verfolgung und Austreibung der Juden im Jahre 1421.

Der langwierige Verlauf des Hussitenkrieges hatte in den Volksmassen den religiösen Fanatismus wieder entfacht, der sich dann, wie schon wiederholt, bei einer geringfügigen Gelegenheit gegen jene kehrte, die stets ein Gegenstand der Abneigung und des Hasses waren — gegen die Juden.

Die Duldsamkeit der Babenberger Fürsten hatte schon lange vor der steigenden Abneigung des Volkes einer strengeren Auffassung weichen müssen und nach den Unruhen des Jahres 1349 bestimmte Albrecht II., daß sie wieder in einem genau umgrenzten Teil der Stadt — der Judenstadt oder dem „Ghetto" — wohnen sollten. Er wurde dazu bestimmt, weil er in einer solchen Absonderung einen Schutz der Juden sah. Übrigens war die Wiener Judenstadt nicht so wie in anderen Orten durch besondere Mauern abgeschlossen, also eigentlich eine Stadt in der Stadt; wohl aber durften die von Juden bewohnten Häuser nur Ausgänge gegen die ihnen eingeräumten Gassen haben und die letzteren waren gegen die übrige Stadt mit Toren abgeschlossen — das System der Absonderung war also immerhin strenge durchgeführt.

Da diese Judenstadt nach der Katastrophe des Jahres 1421 verschwand und eigentlich auch nie mehr wieder erstand, ist es gewiß nicht uninteressant, näher darauf einzugehen. Sie bestand aus den Gassen und Häusern zu beiden Seiten der Wipplingerstraße und rings um den Judenplatz. Dieser führte von der in einer Ecke desselben gelegenen Schule, die im Hause Nr. 9, alt 344, war, den Namen Schulhof. Das, was heute „Schulhof" heißt, rückwärts der Kirche am Hof, war damals der Friedhof des Karmeliterklosters und dieser reichte mit seiner Einfriedung bis an die Judenstadt. Von der Hohen Brücke aus begann die Judenstadt in der Wipplingerstraße beim zweiten Hause rechts und links, während die beiden Häuser zunächst der Brücke, sowie überhaupt alle Häuser längs des Tiefen Grabens keine Judenhäuser waren. In der Wipplingerstraße selbst reichte die Judenstadt bis zur Grenze des heutigen alten Rathauses. Auf dessen Grund und Boden standen zum größten Teile Judenhäuser. Die Judenstadt umfaßte auch die Seitengassen der Wipplingerstraße, wie das Färbergäßchen, die Schwertgasse, das Fütterergäßchen, Schultergasse, den Stoß-im-Himmel, die Schwertgasse mit Ausnahme der letzten Eckhäuser gegen die Salvatorgasse, dann die Jordangasse. Zur Judenstadt gehörte ferner der heutige Judenplatz samt den in ihn einmündenden Gassen, wie: Kurrentgasse, Parisergasse und Drahtgasse. Der „Ledererhof", nämlich jener Häuserkomplex, der sich zwischen der Draht- und Färbergasse befindet, gehörte nicht mehr zur Judenstadt. (Bild S. 380.)

Die Straßen der Judenstadt hatten keinerlei besondere Namen und von der heutigen Wipplingerstraße führte nur der kleine Teil außerhalb der Judenstadt und nächst dem Hohen Markte den alten Namen der Wiltwerkerstraße. An den Eingängen der Judengassen gab es urkundlich Tore bei der Hohen Brücke, vom Hohen Markt aus in der Wiltwerkerstraße, beim Stoß-im-Himmel und am Eingange der Färbergasse, indes wohl auch noch in mehreren anderen



Plan der Judenstadt.

Gassen, wie am Ausgange der Schwertgasse, in der Schultergasse und an der Mündung der Parisergasse auf den Karmeliter-Friedhof, heutigen Schulhof. Die Juden betrachteten jedoch diese Absperrung nicht als Zwang oder Schande, vielmehr als Vorteil.

Die furchtbare Katastrophe des Jahres 1421 erfolgte ganz in der gleichen Weise, wie jene von 1349. Eine wahrscheinlich ganz erfundene oder doch entstellte Tatsache, die auf ihrem Weg durch Hunderte von Mäulern in einer ganz bestimmten Richtung zugestutzt wurde, glich dem Pulverfunken, der die über-

ladene Mine zur Explosion brachte. Auch die Ursachen dieser fast allgemeinen Erbitterung gegen die Juden waren stets die gleichen und es kann niemand, der die Verhältnisse unbefangen studiert, beikommen, die wirtschaftlichen Beschwerden gegen die Juden ganz unbegründet zu nennen. Sie oblagen in der weitaus überwiegenden Zahl dem Geldhandel und wußten die durch ihre Darleihen gegebene Macht nicht nur zur Auferlegung von Wucherzinsen, sondern in manch anderer Art unangenehm fühlbar zu machen.

Eine andere Beschwerde, die stets wieder erhoben und gegen die Juden ausgenützt wurde, ist nicht ganz so begründet. Sie betraf die Art der Besteuerung. Die von den Landesfürsten auferlegte Judensteuer, die eine Art Regal, – ein Privateinkommen der Herzoge bildete — war ein Ganzes, d. h. eine bestimmte Summe wurde als Judensteuer auferlegt und mußte von der Judengemeinde gezahlt werden. Daß deren Betrag nie zu gering bemessen wurde, ist bei der steten Geldbedrängnis einzelner Fürsten ganz gewiß. Dabei ist gar keine Rücksicht auf die verschiedenen Zwangsanleihen genommen, die in kritischen Zeiten bei den reichen Juden gemacht wurden, ohne daß auch nur die Absicht einer Wiedererstattung bestand. Auf welche Weise die Judengemeinde unter sich diese Steuer aufbrachte, war dem Herzog gleichgiltig und konnte es auch allen anderen Leuten sein. Es bestanden wohl vom Herzog bestellte Vertrauensmänner, welche darüber zu wachen hatten, daß kein Jude über die Billigkeit hinaus zur Steuer herangezogen werde; bei dem den Juden in jenen schweren Zeiten innewohnenden Gemeinsinn dürften aber solche Fälle selten vorgekommen sein und dann genügte ein Eid des über sein Vermögen Belasteten, um ihm eine Ermäßigung zu erwirken. Tatsächlich gab es unter den ärmeren Juden welche, die keine oder nur eine sehr geringe Steuer zahlten, was dann durch höhere Leistungen der Vermöglichen ersetzt werden mußte. Gerade diese Fälle waren aber dem Volke ein Dorn im Auge, sie sahen darin eine ungebührliche Begünstigung der Juden und da nach einem geflügelten Wort „beim Steuerzahlen alle Gemütlichkeit aufhört", vermehrte dieses Verhältnis den allgemeinen Haß gegen die Juden.

Die günstigere wirtschaftliche Lage der Juden, die aber mit großen Gefahren verknüpft war und der notorisch von ihnen betriebene Wucher, das waren die Gründe des Hasses, der dann durch oft ganz zufällige Ursachen zur vollen Höhe entfacht wurde. Wenn man nun nach jenen Ursachen forscht, so stößt man auf die Tatsache, daß von Zeit zu Zeit immer wieder Gerüchte in Umlauf gesetzt wurden, um den religiösen Fanatismus der Massen aufzuhetzen. Wenn man bedenkt, daß sogar in jener Zeit, wo geistliche und weltliche Gerichte gewiß nicht geneigt waren, die Juden zu schützen, auch nicht in einem Falle die tatsächliche Begründung eines solchen Gerüchtes möglich war, so muß man zu der Ansicht kommen, daß man es entweder mit Erfindungen oder doch mit Entstellungen zu tun habe. In einsichtsvollen Kreisen scheint man das auch gewußt zu haben. Als es sich im Jahre 1406 darum handelte, für die Vormünder des jungen Herzogs gewisse allgemeine Regierungsgrundsätze aufzustellen, machten die Landstände es den Herzogen zur Pflicht, die Juden bei ihren althergebrachten Rechten zu schützen und nicht zu dulden, daß sie in irgend einer Weise bedrängt oder mit ungewöhnlichen Anforderungen belegt werden. In den Landständen spielten aber die maßgebende Rolle die großen Landherren, namentlich die Prälaten und die Vertreter der geistlichen Besitzer; von beiden wird man aber wohl keine einseitige Parteinahme für die Juden voraussetzen dürfen und von den letzteren auch nicht, daß sie diesen etwa verschuldet waren.

In den Massen aber lebte der alte Haß fort; man schob den Juden die ganze Schuld an der wirtschaftlichen Notlage zu, was doch nur insoferne richtig

war, als sie tatsächlich durch den Wucher der Juden noch verschärft wurde. Daß dieser stets fortglimmende Haß zur verheerenden Flamme werde, dafür sorgten die von Zeit zu Zeit kolportierten Gerüchte über von den Juden begangene rituelle Verbrechen. Im Jahre 1411 sollte angeblich wieder ein Jude im Markte Weiten im Viertel ober dem Manhartsberg eine Hostie geraubt, sie in einem Handschuh verborgen, dann aber, bevor ein Unfug damit verübt werden konnte, auf dem Wege wieder verloren haben. Die genauesten Nachforschungen ergaben kein tatsächliches Resultat, die Erinnerung an die angebliche jüdische Schandtat wurde aber in der Bevölkerung dadurch wach erhalten, daß die Propstin der Chorfrauen von St. Jakob an der Stelle, wo der Handschuh mit der Hostie gefunden wurde, eine Kapelle erbauen ließ.

Im März 1420 hieß es plötzlich, es hätten die Juden drei christliche Knaben erschlagen, um deren Blut für die nächste Passahfeier (das jüdische Osterfest) zu gebrauchen; die Wahrheit jedoch war, daß die drei Knaben auf das Donaueis gegangen waren, welches unter ihnen brach, und sie ertranken. Bald darauf hieß es, die Meßnerin der St. Laurenzkirche in Enns hätte aus dem Speisekelche mehrere Hostien gestohlen und sie an den dort ansäßigen reichen Juden Israel verkauft, der dann in Gemeinschaft mit seinen Glaubensgenossen frevelhaften Spott mit denselben getrieben habe. Herzog Albrecht, über einen solchen an dem heiligsten Altarssakramente verübten Frevel aufs höchste empört, befahl sämtliche in dieser Angelegenheit beschuldigte Juden nach Wien zu bringen, und die Meßnerin, welche noch immer standhaft leugnete, ohne weiteres der Folter zu unterwerfen. Den ersten Grad hielt die Unglückliche tapfer aus, als sich aber die Martern verdoppelten, legte sie ein Geständnis ab, das allerdings in vielseitiger Weise vollkommen sich widersprechende Dinge enthielt. Nun erließ unterm 24. Mai 1420 der Herzog den Befehl, daß sämtliche Juden in Österreich in das Gefängnis zu werfen seien; in den Kerkern wurden Frauen von ihren Gatten, Kinder von ihren Eltern getrennt; die Güter der vermögenden Juden wurden eingezogen, die armen Juden aus dem Lande verwiesen; den Gefangenen wurde aber auch noch überdies bekannt gemacht, es hinge „lediglich von dem Willen des Kaisers ab, ob nicht alle Juden durch Feuer ausgerottet werden sollen". Da wurden denn alle von panischem Schrecken ergriffen; manche benützten die Besuche der katholischen Geistlichen, um durch das Begehren der Taufe sich das Leben zu retten, viele aber entleibten sich selbst samt ihren Angehörigen durch Ausschneiden der Adern, Erdrosseln mit Riemen, Stricken u. dgl. Das Weib des reichen Israel erwürgte sich in der Diebsschergenstube mit ihrem eigenen Schleier, ein Tullner Jude stieß sich den Dolch ins Herz, viele Jüdinnen zu Mödling und Perchtoldsdorf öffneten ihren Kindern die Adern und erdrosselten sich dann selbst, um ihren Männern ein heroisches Beispiel zu geben. Die weitaus größte Anzahl der Juden blieb jedoch unter all den Schrecknissen ihrem Glauben getreu und wartete standhaft das Ende ab, mochte sich dasselbe auch gestalten wie immer.

Endlich kam der erschreckliche Gerichtstag; die ärmeren Juden wurden über die Grenze gejagt, die reichen, welche man nebstbei des Wuchers beschuldigte, vor das Rathaus geführt und ihnen der richterliche Ausspruch, welcher auf Feuertod lautete, öffentlich vor allem Volke verlesen und am 12. März 1421 das Urteil vollzogen. Die fürchterliche Hinrichtung fand auf der sogenannten „Gänseweide", einer Wiese nahe der Vorstadt Erdberg, an der heutigen Weißgärber-Lände nahe der Franzensbrücke, statt. Eine große Anzahl unglücklicher Juden beiderlei Geschlechtes, darunter auch die Meßnerin von Enns, mußte die riesigen Scheiterhaufen besteigen und fand da unter dem stürmischen Gejauchze der zahlreichen Volksmenge den Tod. Die Asche der Gerichteten wurde dann

in die Donau gestreut. Zugleich erließ Herzog Albrecht den Befehl, daß künftighin kein Jude in Österreich weilen dürfe; er zog ferner deren zurückgelassenen Besitz für die Staatskassen ein, die Synagoge wurde niedergerissen und die Steine derselben zum Baue der Universität verwendet; die Häuser der Juden wurden verkauft oder verschenkt. Den Grund des Judenfriedhofes, vor der Stadt zwischen dem Kärntner- und Widmer-(Burg)-Tore gelegen, erhielt das Dorotheerstift, welches den Platz verbaute und die Grabsteine zu den Häuserbauten der nahen Vorstadt abgab; daher kam es auch, daß später in Gumpendorf einzelne Steine gefunden wurden, welche zu den bereits erwähnten Fabeln uralter Ansiedlungen der Juden in Wien Anlaß gaben.

Noch heute bewahrt der Judenplatz in der innern Stadt an einem seiner Häuser ein Denkmal an die entsetzliche Hinrichtung, und zwar ist dies ein ungemein schön gearbeitetes Relief, vorstellend die Taufe Christi im Jordan durch den heiligen Johannes im Beisein eines Engels. (Bild S. 384.) Das Kunstwerk ist an dem Hause Nr. 2 (alt 404) angebracht, welches den Hausschild „zum großen Jordan" führt; die bei dem Relief befindliche ungemein schwülstige Inschrift lautet:

Flumine Jordani terguntur labe malisque
Corpora: Cum cedit quod latet omne nephas.
Sic flamma assurgens totam furibunda per Urbem 1421.
Hebraeum purgat crimina saeva canum.
Deucalioneis mundus purgatus ab Undis
Sicque iterum penas Igne furiente luet.

(Zu deutlich: Durch den Jordanfluß werden die Körper von Seuche und Übeln gereinigt: da weicht alles Sündhafte, das verborgen ist. So erhebt sich der Ingrimm wütend durch die ganze Stadt 1421 und sühnt die furchtbaren Verbrechen der Hebräerhunde. Die Welt ist nun gereinigt durch die Deukalionischen — allgemeinen Überschwemmungs- — Fluten und wird so wiederum durch das wütende Feuer die Strafe büßen.)

In wirtschaftlicher Beziehung ist es sehr fraglich, ob Wien einen nachhaltigen Nutzen aus der Vertreibung der Juden zog, die übrigens nicht allzu lange aufrecht erhalten blieb. Dagegen war es ein nicht zu bestreitender Vorteil für die bauliche Anlage der Stadt und für den Verkehr, daß ein vollkommen abgeschlossener Rayon, der mitten in den anderen Gassen einen Fremdkörper bildete, endlich verschwand.

Herzog Albrecht V. Wirken für Wien.

Wie alle bedeutenden und pflichtbewußten Regenten besaß auch Albrecht V. die Begabung, über den großen politischen Angelegenheiten, welche das Schicksal des ganzen Reiches beeinflußten, nicht die kleinen Sorgen des Tages zu vernachlässigen. Mitten unter den oft so bedrohlichen Wirren der Hussitenkriege fand er noch Zeit und Sammlung, um sich mit scheinbar kleinlichen Fragen zu befassen, die doch von großer Bedeutung für Wien waren.

Einen wesentlichen Fortschritt machte unter seiner Regierung der Bau des St. Stephansdomes. Die Seitenmauern des Langhauses wurden vollendet und auch mit der sehr schwierigen Einwölbung begonnen, die erst 1446 zum Abschluß kam. Vor allem aber förderte man den Bau des südlichen Hochturmes so fleißig, daß am 3. Oktober 1433 die Aufsetzung des Turmknopfes unter großen Feierlichkeiten geschah. Unter Leitung des Meisters Wenzel von Klosterneuburg begann gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts dessen Bau: noch im Jahre 1404 erscheint Wenzel als Baumeister, an dessen Seite aber auch Ulrich Helbling genannt wird. Nach diesem wirkte am Turmbau von 1405

bis 1429 Peter von Prachatitz und endlich Hans von Prachatitz, unter dem das großartige Werk der wie eine Nadel zum Himmel aufstrebenden imposanten und doch so zierlich erscheinenden Turmmasse zur Vollendung kam. Doch scheinen die späteren Architekten nicht ganz entsprochen zu haben. Denn Thomas Ebendorfer macht in seinem Chronicon die unwirsche Bemerkung, daß „die Nachfolger Wenzels den hohen Verstand des ersten Meisters nicht begreifen konnten". In wie weit dieser Vorwurf begründet ist, läßt sich kaum mehr nachweisen, man muß aber auf mehrfache Änderungen und Abweichungen von den ursprünglichen Plänen Wenzels von Klosterneuburg schließen, welche wahrscheinlich die Detailformen betrafen.

Basrelief „Taufe Christi" am Judenplatz. (S. 383.)

Nach Hans von Prachatitz kam die Leitung des Baues an Hans Puchsbaum, der das Langhaus vollendete und den nördlichen Turm begann. Er wirkte bis 1454 und war ein sehr tüchtiger Meister, dessen Name so bekannt wurde, daß er sogar in der Lokalsage eine Rolle spielte. Man erzählte von ihm, daß er schon als ganz junger Mann den Posten eines „Palyrs" unter Hans von Prachatitz versah, der sehr viel Geld und außerdem, wie das in empfindsamen Geschichten stets das Los der Väter ist, großen Hochmut und eine bildschöne Tochter besaß. Natürlich verliebten sich die jungen Leute, als aber Hans Puchsbaum in allen Züchten um die Hand der liebreizenden Marie

anhielt, schnauzte ihn der protzige Prachatitzer ganz gehörig an. Und weil es damals gerade allerlei Verdruß mit dem großen Werk gab und man „hohenorts“ auch den Bau des zweiten Turmes, der bis heute unausgebaut ist, gefördert zu sehen wünschte, meinte Herr Hans von Prachatitz höhnisch, er werde seinem jungen Polier die Hand seiner Tochter sofort geben, wenn dieser in Jahresfrist den zweiten Turm der Vollendung zuführe.

Das schien nun eine blanke Unmöglichkeit. Hans Puchsbaum ließ daher den Kopf so tief hängen, wie nur je ein vom hartherzigen Vater abgewiesener Werber es getan. In solchen mißlichen Situationen, die heute damit enden, daß die jungen Leute durchgehen oder — was entschieden klüger ist — sich beiderseits um eine andere Partie umsehen, bot sich in den guten alten Zeiten meist der Teufel in Person als Helfer in der Liebesnot an. Natürlich nicht

Der Weinausrufer. (S. 389.)

umsonst, denn ohne einer notariell beglaubigten Seelenverschreibung ging es nie ab. Satanas nahte sich auch dem verzweifelnden „Palyr“ mit solchen Anträgen; er verpflichtete sich, zur Vollendung des Turmes in der angegebenen Frist seine Hilfe zu leihen und gar keine Ansprüche dafür zu stellen, nur wenn der verliebte Hans in oder auf dem Bau den Namen Gottes, der heiligen Jungfrau oder eines anderen Heiligen ausspreche, erbat sich Satan als billige Erkenntlichkeit für seine Mühewaltung die Seele Puchsbaums aus. Bei einiger Vorsicht genoß letzterer alle Vorteile dieses gewiß generösen Vertrages, ohne selbst irgend eine Gefahr zu laufen. Aber Liebende sind stets unvorsichtig.

Als Hans Puchsbaum einst Abends auf dem Gerüste stand und die unerklärlich raschen Fortschritte des Baues mit einem aus froher Hoffnung und sanftem Grauen gemischten Gefühle betrachtete, schritt unten seine Angebetete über den stillen Stephansfreithof. Schon lange hatte er sie nicht gesehen und gesprochen, die Sehnsucht übermannte ihn und mit dem lauten Ruf: „Maria!“ streckte er die Arme nach ihr aus.

Flugs tauchte aber neben ihm Satanas auf, um sein gutes Recht in Anspruch zu nehmen. Er packte den verliebten Toren, um ihn in die Tiefe zu schleudern, mit der ihm zugefallenen Seele aber zur Hölle zu fahren. Kritischen Geistern scheint der ganze Vorgang doch etwas unwahrscheinlich gewesen zu sein und sie erklärten ihn so, daß Hans von Prachatitz auf die künstlerischen Erfolge Puchsbaums eifersüchtig gewesen sei und eigenhändig den Gehilfen vom Turm gestürzt, die Tat aber dann dem allgemeinen Sündenbock, dem Teufel, zugeschrieben habe. Aber auch diese natürliche Erklärung ist nicht stichhältig, denn Hans Puchsbaum starb lange nach Prachatitz im Jahre 1454, damals 64 Jahre alt. Es bleibt also nichts über, als die sonst recht erbauliche Sage ganz in das ihr zukommende Gebiet zu verweisen. Mit dem armen Puchsbaum wird überhaupt viel Unfug getrieben. Er ist ebensowenig vom Teufel geholt worden, als er die herrliche Kanzel der Stephanskirche geschaffen hat, wie manchmal zu lesen ist. Dieses Meisterwerk ist mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode entstanden (1546), wie seinerzeit berichtet werden soll. Natürlich wird daher auch das am Kanzelfuß angebrachte Brustbild aus Stein, das dem am Orgelfuß befindlichen ganz entspricht, irrtümlich für jenes des Meisters Puchsbaum ausgegeben.

In das Jahr 1421 fällt die Vollendung des schon erwähnten Chorherrenstiftes zu St. Dorothea, das anfänglich nur von fünf aus dem Stifte zu Dürnstein kommenden Konventualen besetzt war, aber einen sehr bedeutenden Umfang gehabt haben muß. Der Besitz des Dorotheastiftes reichte bis zum Schweinsmarkt (Lobkowitzplatz) und 1424 gestattete Herzog Albrecht V. sogar, daß ein schmales, von der heutigen Dorotheer- zur Spiegelgasse führendes Gäßchen, das von den zwischen den Häusern gespannten Bögen den Namen „zu den sieben Schwibbögen" führte, in das Terrain des Stiftes einbezogen wurde, um dessen Ruhe zu sichern.

Im Jahre 1415 wurde von Elisabeth Warthenauer die Annakirche erbaut. Schon unter Friedrich dem Schönen hatte eine fromme Frau ihr Haus in der Pippinger-(heutige Anna-)Gasse Pilgrimen eingeräumt und ihnen dabei ein Kirchlein zu St. Anna erbaut; das Pilgrimhaus wurde durch die Maroldiger- und Maulberghöfe vergrößert, behielt aber auch nach dem neuen Kirchenbaue seine Bestimmung als Pilgrimhaus. Im Jahre 1416 legte Herzog Albrecht V. auch die letzte Hand an den Bau der Kirche St. Michael, indem er den oberen Teil des Presbyteriums, wo jetzt der Hochaltar sich befindet, zubauen ließ. Bischof Georg von Passau weihte die Kirche ein, welche bei dieser Gelegenheit kostbar verzierte Reliquien zum Geschenke erhielt. Etwas später entstand das merkwürdige Basrelief „Christus am Ölberg", das neben dem Kircheneingang vom Michaelerhaus aus angebracht ist. Es ist ein höchst charakteristisches figurenreiches Werk des Wiener Meisters Hans Huber.

Herzog Albrecht V. führte endlich auch die schon lange dringliche Reorganisation des Schottenklosters durch, deren Ursachen schon kurz berichtet wurden. Das Stift hatte nämlich noch immer an der ursprünglichen Norm festgehalten und nur geborene Schotten und Irländer als Mitglieder aufgenommen. Diese aber gaben sich nicht die Mühe, die Landessprache zu erlernen, und dies entfremdete sie völlig dem Volke. Dazu kam noch, daß die Klosterwirtschaft eine so schlechte war, daß selbst die Glocken im Turme verpfändet wurden. Da riß endlich die Geduld des Herzogs; er erwirkte vom Papste Martin V. den Befehl, daß auch Glieder anderer Nationen, besonders Österreicher, im Kloster aufgenommen werden sollten, und setzte, bis wieder taugliche Konventmitglieder vorhanden wären, Minoriten zur Ausübung des Gottesdienstes dahin. Aber da übernahmen sich die Schotten soweit, daß sie diese Geistlichen mit bewaffneter

Hand vertrieben. Nun stellte ihnen Albrecht kategorisch die Wahl, ob sie sich entweder der neuen Ordnung fügen, oder das Kloster ganz verlassen wollten, und da wählten die schottischen Mönche das letztere. Im Jahre 1418 zogen sie in ihr Stammkloster nach Regensburg ab und ihre Stelle wurde von den deutschen Benediktinern eingenommen, deren neuer Abt, der gelehrte Nikolaus von Respitz, das Kloster zu einer neuen glänzenden Ära erhob. Er bekleidete diese Würde bis zu seinem Sterbetage (8. August 1428) und verdient den ihm gegebenen Beinamen als „zweiter Stifter der Abtei". Er löste die verpfändeten Güter ein, stellte die beschädigten Gebäude her und brachte Ordnung in das zerrüttete Ordenshaus. Die Gelehrsamkeit hatte übrigens auch unter den schottischen oder besser gesagt irischen Mönchen immer eine Pflegestätte im Schottenstifte gefunden. Namentlich der letzte Abt vor der Reorganisation, Thomas II., wird in dieser Hinsicht gerühmt. Unter ihm entstand 1410 eine öffentliche Musikschule, für welche auch ein eigener Chormeister bestellt wurde. Sein wissenschaftliches Ansehen war so groß, daß er trotz der mißlichen Verhältnisse des Klosters zum Visitator und Kommissarius der Universität Wien ernannt wurde.

Das Verhältnis der Universität zu den Bürgern und den städtischen Behörden war im Verlauf der Jahre wiederholt ein sehr gespanntes. Die Klagen über das Treiben der Studenten wurden immer häufiger und erbitterter. Man warf ihnen vor, daß sie Zechgelage veranstalteten, nach denselben lärmend die Straßen durchziehen, andere Wandler beleidigen, sich aber namentlich gegen die Frauen und Töchter der Bürger mit „unziemlicher Vertraulichkeit" benehmen. Diese Übel traten besonders stark hervor, als der steigende Ruf der Universität auch viele Studenten aus fremden Ländern nach Wien lockte; diese waren meist vermögend, wohnten auch nicht in den Bursen, standen also unter weniger Aufsicht. Übrigens werden auch die Angehörigen der Bursen mehrmals unter den Unruhestiftern genannt. Das ausdrückliche Verbot des Waffentragens war fast ganz in Vergessenheit gekommen und da in jenen Zeiten auch der Bürger nicht ohne Wehr öffentlich erschien, kam es leicht zu blutigen Zusammenstößen. Die Erbitterung der Bürger wird sehr erklärlich, wenn man erwägt, daß die Stadtbehörden gar keine Macht hatten, um gegen die offenbarsten Ausschreitungen der Studenten vorzugehen; diese unterstanden allein dem Gericht und Urteil des Rektors, der sich meist geneigt zeigte, ihre Streiche zu entschuldigen oder doch sehr glimpflich aufzufassen.

In den Jahren 1410 und 1416 wurden die Disziplinarvorschriften der Universität neuerlich in Erinnerung gebracht und verschärft. Namentlich das Verbot des Waffentragens erhielt man auf besonderen Befehl Albrecht V. unbedingt aufrecht, freilich mit sehr wenig Erfolg. Um im Falle von Streitigkeiten zwischen Studenten und Bürgern oder Handwerkern vollkommene Unparteilichkeit zu verbürgen, setzte der Herzog einen besonderen Unterrichter dafür ein. Aber alle diese Maßregeln fruchteten wenig. Am 24. Juni 1422 kam es zu einem Tumult zwischen Handwerkern und Studenten, wobei mehrere der letzteren verwundet wurden, einer darunter war ein Bürgerssohn. Als der Vater des letzteren, namens Permann, als Kläger vor den Stadtrat trat, kam die den Studenten feindliche Stimmung zum Durchbruch, man beschloß, vom Herzog die Schließung der Universität zu erbitten. Immer höher stieg die Erbitterung auf beiden Seiten. Die Stadt verwandelte sich in ein Feldlager. In der Nähe der Universität sammelten sich bewaffnet die Studenten und ihre Anhänger, auf der Brandstätte traten die vom Bürgermeister Ulrich Gundlach eingerufenen Bürger und Söldner zusammen. Erst als der Herzog mit einem stattlichen Gefolge persönlich Ruhe gebot, zog die Gefahr eines furchtbaren Kampfes innerhalb der Stadt

vorüber. Der Universitätsrichter, dem nachgewiesen wurde, daß er in einigen Fällen Parteilichkeit geübt, wurde gefangen gesetzt und mit einer Geldstrafe belegt.

Ein Beweis dafür, daß Albrecht V. trotz seiner Jugend auch unter den Fürsten seiner Zeit für die kluge Politik, der er in jeder Beziehung nachhing, volle Anerkennung fand, liegt in den zahlreichen Besuchen, die er empfing. Die Anwesenheit des Herzogs von Bayern im Jahre 1415 führte zu einem Bündnis, das diesen verpflichtete, während drei Jahren dem Herzog Albrecht gegen jeden feindlichen Angriff mit „hundert Spießen guten Volkes bis auf 20 Meilen außer Landes" beizustehen. Hatte dieser Besuch vornehmlich einen politischen Zweck, so wurden alle Hilfsmittel höfischen Prunkes aufgeboten, als im gleichen Jahre Kaiser Sigismund seine zweite Gattin Barbara, eine Tochter des mächtigen Grafen von Cilli, an den Wiener Hof brachte. Das Geschlecht der Grafen von Cilli war an der Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu einer Bedeutung emporgestiegen, die sich nur mit jener einzelner englischer Barone in den Kriegen der roten und weißen Rose vergleichen läßt. Sie besaßen auch an der Stelle des heutigen Amalienhofes am Franzensplatz einen festen Wohnsitz, der fast so ansehnlich war, wie die gegenüber liegende Herzogsburg. Unter den damals veranstalteten Festen wird wegen seiner Pracht besonders ein Turnier gerühmt, nach welchem die Kaiserin Barbara, eine der gefeiertsten Schönheiten ihrer Zeit, den ersten Preis an den Sieger, einen Ritter Heinrich von Heidenreichsdürren, selbst verlieh.

Auch im Jahre 1419 weilte das kaiserliche Paar, vom Konzil zu Konstanz kommend, durch volle zwei Wochen in Wien. Von Passau an war die Donau zur Reise benützt worden. Herzog Albrecht empfing den Kaiser und seine Gemahlin in Nußdorf, in Döbling erwartete der Stadtrat die hohen Gäste, vor dem Schottentore standen der Klerus und die Abgesandten der Universität zur Begrüßung. Neben den Verabredungen über die Vermählung Albrechts mit der Kaisertochter Elisabeth blieb noch Zeit zu allerlei Vergnügungen, welchen Sigismund mit besonderem Eifer nachhing. Auch in diesen ernsten Zeiten, wo die Hussitengefahr zur vollen Höhe emporwuchs, verließen Sigismund Lebenslust und Vergnügungssucht nicht. Treffend schilderte er sich einst selbst dem Papst Eugen gegenüber: „Drei Dinge gibt es, heiliger Vater, in welchen wir nicht übereinstimmen und drei, in welchen wir uns gleichen. Du schläfst in den Morgen hinein, ich stehe bei Tagesanbruch auf, du trinkst Wasser, ich nur Wein, du fliehst die Weiber, ich renne ihnen nach. Darin aber gleichen wir uns, daß du die Kirchenschätze vergeudest und ich auch kein Geld im Sack behalten kann, daß du schlechte Hände hast, mich aber die Füße verlassen, daß du die Kirche zugrunde richtest, ich aber das Reich."

In die Jahre 1420 und 1421 fielen wichtige Verfügungen Albrecht V. in bezug auf das zivilrechtliche Verfahren in Wien: so wurde das Erbrecht verwaister Kinder und das Vormundschaftswesen vollkommen geregelt, auch das Erbrecht zwischen den Gatten in eine feste Form gebracht. Wiederholt erließ der Herzog Verfügungen in bezug auf den Weinbau und Weinhandel. Es war dies ein Haupterwerbszweig der Wiener Bürger und auch für die Regierung von Wichtigkeit als ergiebige Steuerquelle. Schon die früheren Fürsten wendeten dem Weinbau ihre besondere Fürsorge zu. Albrecht V. ging aber, da immer mehr Weingärten angelegt wurden, sogar so weit, das Neuanpflanzen von Reben zu verbieten, um einen weiteren Preisfall des Weines zu verhindern. Schon 1403 war übrigens der Weinausschank geregelt worden. Jeder Bürger oder Weingartenbesitzer konnte seine eigene Fechsung selbst ausschenken oder den in jedem Stadtviertel bestellten Weinmeister damit betrauen. Auch besondere Aus-

rufer bestanden, die mächtige Rebenlaubbüschel auf Stangen durch die Straßen trugen und verkündeten, in welchen Häusern öffentlicher Ausschank sei, wobei ein anderer aus einem Fäßlein knapp bemessene Proben verkosten ließ, die nach ausgiebigeren Schlucken lüstern machen sollten (Bild S. 385). Doch kamen bald so viele Klagen über das Treiben in diesen Weinschenken, da dadurch jedes ehrbaren Mannes Haus zum öffentlichen Frauenhaus werde „do man puben und pubin und pulen hayt", daß der Ausschank durch die Weinmeister ganz verboten wurde und auch sonst strenge Bestimmungen getroffen wurden, niemand „weder im pret noch aufm bret" spielen und auch kein Imbiß gereicht werden dürfe. Später stellte man das Institut der Weinmeister wiederholt wieder her, um es, wenn sich die Klagen mehrten, für kurze Zeit aufzuheben. Im Jahre 1429 setzte der Stadtrat fest, daß dem Weinmeister von jedem durch ihn ausgeschenkten Fuder Wein ein Pfund Pfennige zukomme, wofür er aber Tische und Trinkgeschirre beistellen mußte. Vom Verbot, Speisen zu reichen, muß man auch abgekommen sein, denn die gleiche Verordnung bestimmt, daß der Brotabschneider vom Weinmeister entlohnt werde, der Besitzer des Weines aber von jedem Fuder dem Koch 40 und dem Weinabträger 12 Pfennige zu bezahlen habe. Musik und Spiel war Abends unbedingt verboten, 1441 schuf man aber die Weinmeister neuerdings ab und es wurde jedermann der Ausschank auf „Fruhstuck" gestattet, ausgenommen an Sonntagen vor dem Hochamt und an hohen Feiertagen.

Kaiser Albrecht II. (S. 395.)

Selbst die Geistlichkeit, in deren Gebaren sich die Regierung sonst nur sehr selten mengte, war bezüglich des Weinausschankes nicht unbehindert und es gab darüber mehrmals Konflikte mit dem Stadtrat. Albrecht V. bestimmte endlich 1422, daß der von den Weinbergen der Klöster und der frommen Stiftungen gefechste Wein ungehindert ausgeschenkt werden könne, jedoch war kein Ausrufen und kein Verabreichen von Speisen gestattet. Wurden jedoch aus den Pfründenerträgnissen Weinberge zugekauft, so war zum Ausschank dieses Erträgnisses die Erlaubnis des Stadtrates nötig und der Wein mußte versteuert werden. Das gleiche galt, wenn fremde Geistliche in der Stadt Wein ausschenken wollten. Übrigens war auch den Klöstern nur der Ausschank des auf Wiener Gebiet gewachsenen Weines freigegeben, für die Einfuhr fremder Weine bedurften sie einer Erlaubnis und es war ihnen nur ein gewisses Quantum gestattet.

Welche Bedeutung der Wein in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts für Wien hatte, geht auch aus der schon mehrmals erwähnten Beschreibung von

Wien hervor. die vom Kanzler Aeneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II. stammt. Er sagt darüber: „Die Weinkeller sind also weit und tief, daß man spricht, die Stadt sei nicht minder unter als über der Erde gebaut. Es ist nicht glaublich zu sagen, in welch großer Menge der Wein in Wien eingeführt und daselbst getrunken wird.“ Nicht ohne Grund bringt der strenge Beurteiler damit folgendes im Zusammenhang: „Späne (Raufereien) und Aufläufe sind ohne Ende in der Stadt; jetzt die Handwerker wider die Studenten, jetzt die Hofleute wider die Handwerker, dann diese unter sich, so daß kaum ein heiliger Tag vergeht ohne Totschlag. Und es ist niemand da, der einen solchen Aufruhr entscheidet, weder Bürgermeister noch Fürst tragen Fürsorge, wie es doch bei solchen bösen Dingen nötig wäre.“

In weniger galliger Weise schildert uns später der gemütliche Schulmeister Wolfgang Schmelzl die Bedeutung des Weines für Wien. Nachdem er im Allgemeinen bemerkt:

„Die Burger gemainiklch man vnd Fraw
Sich neren von dem weingartpaw,
Ein seliger Wucher, der Gott ziert,
Was aus der erdt genommen wirdt,“

fährt er fort:

„Zu lesen Zeit
Wird zu sehen ein ander gesträpl
Mit fueren, tragen vnd gezäpl!
Wer vor Martini nit ein fuert
Darnach in solches nit geduert.
Auff ain tag auß. diser Stat Wienn
Secht jr vil tausent leser außgen.
Das lesen vier wochen werdt,
Täglich tausent fünfhundert pferdt,
Dreyhundert wägen muß man han,
Die offt ein tag drey fuer thun
Vnd bringen zusammen disen wain,
Last das ein schöne weinwachs sein!
Das muß man im jar vier mal
Mit hawen, vmarbeiten vberal,
On andre arbeit die man sol
Zu weingarten verrichten wol,
Als anziehen, vor kalte windn,
Schneiden, rebnclaubn, jeden, pinden,
Abgipfeln, steckenziehen, gruebn,
Zum lesen darff man vil döser puebn,
Die lesen, mosteln, butlentragn,
Ein Furman mit roß vnd wagn
Der den Maisch fuert haim zu hauß,
Erst pressen presser most darauß,
Die pinder müssen auch do sein,
Glaubt mir, er gstet vil zpringen ein,
Lesens, abbringens in kheller,
Bhabt mir doch ainen nit ein heller,
Als gelt das mir im ganzen jar
Kaussen auß wein vnd ander war.“

Ein „Brief“ Herzog Albrecht V. an den Bürgermeister Konrad Hölzler aus dem Jahr 1430 beweist aber, daß dem Wein schon sehr früh im Gerstentrank ein mächtiger Rivale erstand. Es heißt da: „Wir haben vernommen, wie das maniger in dem purkfried gesessen, offenleich pier schenkhen, das vns nicht gevällt, wan darauß der Stat vnd vnsern burgern, die weinwachs habent, großer schad geen mag. Empfelchen wir dir ernstleich, das du das vndersteest (abstellest) vnd vnderschaffest (verbietest), daz das hiefür nicht mehr geschehe.

Welch aber darin nicht gehorsam sein vnd dawider pier offenleich schenkhen wolten, daz du dich desselben piers vnderwindest (es mit Beschlag belegst)."

Bier zum Hausgebrauch und für das Gesinde muß schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in Wien gebraut worden sein, denn es kommt der Hopfen schon unter den der Burgmaut unterliegenden Gegenständen vor. Sowohl die Erzeugung wie der Ausschank von Bier unterlagen lange Zeit gar keiner Beschränkung und es verlautet auch nichts von einer Besteuerung, es mag also beides von keiner Bedeutung gewesen sein. Auch daß fremdes Bier nach Wien eingeführt worden wäre, ist durch nichts nachzuweisen. Die erste behördliche Maßnahme in Bezug auf das Bier stammt aus dem Jahre 1340, wo verordnet wird, daß allabendlich mit einer auf dem nördlichen Heidenturm hängenden Glocke das Zeichen gegeben werde zum Einstellen des Bierausschankes.

Nachgerade mußte sich aber doch der Bierkonsum so vermehrt haben, daß er als Konkurrenz für den Wein fühlbar wurde; auf wiederholte Klagen des Stadtrates hob man also das freie Brau- und Ausschankrecht gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf, wovon jedoch das zum Hausgebrauch bestimmte Bier nicht betroffen wurde. Das Recht, zum öffentlichen Ausschank bestimmtes Bier herzustellen, stand nun nur dem Landesfürsten zu, der es aber verpachtete. Im Jahre 1416 bestand ein herzogliches Brauhaus mit Ausschank und Garten in der Weidengasse vor dem Widmertor (Burgtor). Dessen Besitzer war Hans Zink, wahrscheinlich derselbe, der Albrecht IV. auf seiner abenteuerlichen Wallfahrt in das heilige Land begleitet hatte; er bekleidete das Amt eines herzoglichen Anwaltes im Stadtrat. Daß es trotzdem nicht an Winkelschenken fehlte, wo man Bier erhielt, beweist der strenge Erlaß Albrecht V. aus dem Jahre 1430. Zwei Jahre später erwarb das Bürgerspital die Berechtigung, Bier zu brauen und auszuschenken.

Auch die Handelsverhältnisse erforderten mehrmals das Einschreiten des Herzogs. Die Wiener Bürger sahen nicht ohne Grund in dem wiederholt verbrieften Niederlagsrecht eine wertvolle Grundlage des Wohlstandes; ebenso natürlich war es aber auch, daß die fremden Kaufleute jede Möglichkeit benützten, um eine so lästige Beschränkung des freien Verkehres zu umgehen. Das war nun eine Quelle fortwährender Zwistigkeiten und beide Teile überliefen die herzogliche Kammer mit Klagen und Beschwerden. Albrecht V. ließ daher 1417 sämtliche fremden Kaufleute, die schon damals den noch lange üblichen Namen der „Niederläger" führten, auf das Rathaus berufen, wo ihnen die zu Recht bestehenden Privilegien Wiens, soweit sie auf den Handelsverkehr Bezug hatten, vorgelesen und deren genaue Beobachtung eingeschärft wurde. Doch scheint dieser feierliche Akt nicht viel gefruchtet zu haben, denn nach einiger Zeit erhoben die Wiener Bürger sogar gegen die Beamten des Herzogs den Vorwurf, daß diese nicht streng genug an den Handelsprivilegien der Stadt festhielten. Man gab diesen aber auch eine Ausdehnung und Auslegung von Seite der Bürger, welche ganz ungerechtfertigt war. Über das Begehren, daß alle fremden Kaufleute ihre Waren nur an Wiener Bürger verkaufen sollten, entspann sich ein langwieriger schriftlicher Prozeß, der indessen nicht zu gunsten der Wiener entschieden wurde, da sich Albrecht V. für Festhaltung des Niederlagsrechtes in dem alten, verbrieften Umfang entschied, aber auch die den Kaufleuten einzelner fremder Städte eingeräumten Zugeständnisse nicht antasten ließ.

Von Wichtigkeit war die am 23. Juni 1432 von Albrecht V. erlassene Ordnung für die Kaufleute und Krämer in Wien. Sie bestimmte nicht allein, welche Waren sie führen, sondern auch in welchen Mengen sie dieselben verkaufen durften. Nur Gegenstände, die in dem nicht mehr erhaltenen Register fehlten, konnten sie nach ihrem Belieben nach Maß oder Gewicht verkaufen.

Samt und Seide durften nur stückweise oder nach der Elle verkauft werden, rohe Leinwand war den „Leinwathern" vorbehalten, wogegen diese wieder keine gefärbte oder gebleichte Leinwand führen durften. Den Krämern war direkter Verkehr mit Venedig verboten, sie mußten ihren Bedarf aus zweiter Hand beziehen; Konfekte und Droguerien von dort durften auch die Kaufleute nur für ihren Hausbedarf mitbringen, da diese Artikel den Apothekern zufielen. Die Gemeinde unterhielt ein Waghaus, das aber durch die von den Kaufleuten und Krämern gewählten Wägemeister und Unterkäufel verwaltet wurde. Doch schon drei Jahre später wurden die meisten dieser drückenden Beschränkungen gemildert oder ganz aufgehoben. Auch die Krämer durften direkten Verkehr mit Venedig unterhalten, den Kaufleuten wurde der Verkauf von gewogenen Waren bis zu mindestens einem Pfund und auch bei den teuersten Stoffen bis zu einer Elle herab gestattet. Nur Öl und Wachs durften bloß in Viertelzentnern verkauft werden, um die „Öhlerer" und „Wachsler" nicht zu schädigen.

Mit besonderer Strenge wurde der Vorkauf verfolgt. In einem Befehl des Herzogs von 1433, welcher dieses Verbot erneuerte, wurde bestimmt, daß niemand mehr Getreide kaufen dürfe, als für seines Hauses Gebrauch nötig sei. Über den Verkauf von Lebensmitteln bestanden im Interesse einer geordneten Approvisionierung besondere Vorschriften, die aber sonderbarerweise gerade auf diesem Gebiete den ständischen Feudalstaat schroff zum Ausdruck brachten. Der Beginn des Verkaufes wurde auf jedem Marktplatz durch Ausstecken einer Fahne angezeigt. Zuerst wurden die Bürger zum Einkauf zugelassen, dann kamen die Dienstleute und Zugehörigen des Klerus und das Hofgesinde an die Reihe, bis endlich jedermann zum Einkauf gelangte. Die Einwohner von Wien, welche Viktualien auf den Markt brachten, erhielten abgesonderte Stände angewiesen, die Fremden aber durften nur in Gasthäusern Unterkunft nehmen, wo ihre Waren der Kontrolle des Unterkäufels und des Beschauers unterzogen werden konnten. Durch diese Anordnungen Albrecht V. wurden auch die Befugnisse und die Wichtigkeit des Hansgrafenamtes bedeutend erhöht, das zwar schon im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstand, aber erst langsam sich so weit ausbildete, daß dessen Inhaber, der vom Stadtrat vorgeschlagene, vom Landesfürsten aber bestätigte „Hansgraf", nicht allein Richter in allen Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten, Niederlägern und Krämern war, sondern überhaupt die Einhaltung aller Handelsvorschriften, der polizeilichen Gebote auf den Märkten und auch die Sicherheit der fremden Händler zu überwachen hatte.

Herzog Albrecht V. als König und Kaiser.

Nach gänzlicher Beilegung der Hussitenwirren kam im Jahre 1435 Kaiser Sigismund wieder nach Wien. Er war auf der Reise nach Prag, um dort, obwohl er eigentlich schon seit 16 Jahren König von Böhmen war, die Huldigung des Landes entgegen zu nehmen und die Herrschaft auch tatsächlich anzutreten. In seiner Begleitung befand sich auch König Twartko III. von Bosnien, der die abendländischen Höfe besuchte, um nochmals Hilfe gegen die stets brennender werdende Türkengefahr zu suchen.

Der Empfang war diesmal besonders feierlich und die Bürger von Wien, die manche Handelsbegünstigung vom Kaiser erhalten hatten, taten einen tiefen Griff in den Stadtsäckel. Der ganze Stadtrat mit den angesehensten Bürgern und deren schöngeputzten Frauen zogen dem Kaiser entgegen, der unter einem kostbaren, mit Gold durchwirkten und eigens für diesen Zweck hergestellten Bal-

dahin zum Dome von St. Stephan und dann in die Hofburg ritt. Mit den Geschenken, die der Stadtrat für den Kaiser bestimmt hatte, klappte es nicht recht, denn die zu diesem Zwecke bestellten vier goldenen Pokale waren noch nicht fertig und mußten vorderhand durch solche ersetzt werden, die der Herzog aus seiner Schatzkammer darlieh. Die Bürgersfrauen aber brachten dem Kaiser vier „Hefftl", das waren Spangen zum Schließen der Oberkleider, im Werte von 43 Pfund Pfennigen, dem König von Bosnien ein solches „Hefftl", 9 Pfund wert, nebst kostbaren Stoffen, Goldstickereien u. s. w. dar. Der König von Bosnien, der wahrscheinlich nicht in der Herzogsburg wohnte, erhielt aber auch noch von der Stadt ein Fuder Wein und den Hafer für seine Pferde. Wie gewöhnlich war es auch diesmal mit den Finanzen des Kaisers sehr schlimm bestellt; um in Prag, das noch immer nicht recht beruhigt war, mit Glanz und Nachdruck auftreten zu können, borgte er sich von der Stadt Wien 7000 Pfund Pfennige aus gegen Verpfändung seines mitgebrachten Schatzes an Silbergefäßen, der in „ain truhen und ain Kisten" verpackt im Rathausturm verwahrt wurde. Das hinderte aber den alternden Kaiser gar nicht, sich durch 7 Tage in Wien zu ergötzen und sowohl bei den Festen in der Burg, bei welchen auch die Bürgerinnen „gen Hof gewesen sein", als auch in den Häusern reicher Wiener, wo man ihm zu Ehren Tanz und Schmaus abhielt, seinen Mann zu stellen. Bei einer der Hoffestlichkeiten, wo der Stadtrat Wein an die zudrängende Menge austeilen ließ, kam es auch zu einem Unglück, über das die Chronik erzählt: „da ertruckt der Per ain Diern". Vielleicht hielt man im Zwinger des Burggrabens, wie das noch viel später üblich war, Bären und die Arme wurde im Gedränge hinabgestoßen, um unter den ungeschlachten Umarmungen des Meisters Petz ihr junges Leben zu verlieren.

Katzensteighaus. (S. 398.)

Im nächsten Jahre kam es wieder zu Zwistigkeiten im herzoglichen Hause. Am 10. Juni 1423 war zu Bruck an der Mur plötzlich Herzog Ernst der Eiserne gestorben, aus dessen Ehe mit der schönen Cimburga von Massovien zwei unmündige Söhne, die Herzoge Friedrich V. und Albrecht VI. vorhanden waren. Auch in diesem Falle war es wieder die leidige Vormundschaftsfrage, die Anlaß zu bösem Streit gab; im Sinne der Hausgesetze trat Friedrich IV. von Tirol die Regierung von Steiermark, Kärnten, Krain und der anderen südlichen Länder an; er aber, dessen „leere Tasche" sich schon lange in eine volle verwandelt hatte, wollte die Vormundschaft noch nicht aufgeben, als 1431 Friedrich V. und dann auch dessen Bruder Albrecht volljährig wurden. Erst 1436, nach langem Streite, mußte sich Friedrich IV. dazu be-

quemen, einem Schiedsspruche Albrecht V. weichend, dem dieser mit Waffengewalt Nachdruck zu geben entschlossen war, die Länder der steierischen Linie seinen Neffen zu übergeben, die nun wieder ihrerseits einen Teilungsvertrag abschlossen, der in der Folge Ursache neuer Wirren wurde.

Während eines Aufenthaltes in Znaim erkrankte Kaiser Sigismund. Er war in der letzten Zeit in Prag eifrig bemüht gewesen, die sogenannten „Kompaktaten" vollends in das Reine zu bringen. Es war dies eine Vereinbarung mit den böhmischen Ständen, in wie weit die hussitische Lehre öffentlich zur Geltung kommen sollte. Auch Herzog Albrecht V. nahm an diesen Verhandlungen teil, da der Kaiser zugleich den Zweck verfolgte, dessen Nachfolge in Böhmen sicherzustellen. In diesem Bestreben fand er eine nicht ungefährliche Gegnerin an der eigenen Gattin, Barbara von Cilli. Ihr war der Gatte ihrer Stieftochter Elisabeth sehr gleichgiltig, doch hegte sie sehr hochfliegende Pläne für die eigene Person, denn sie, die schon 45 Jahre zählte, gedachte den bedeutend jüngeren Wladislaw von Polen nach dem Tode Sigismunds zu heiraten und dann aus Böhmen, Polen und Ungarn ein gewaltiges Reich zu schaffen. Während dieser Abwesenheit des Herzogs Albrecht V. brachte dessen Gattin Elisabeth ein Töchterlein zur Welt; die Wiener widmeten ihr ein „Kindbettgeschenk" von 32 Goldgulden, in jener Zeit gar keine so geringe Summe, dem neugeborenen Prinzeßchen aber spendeten sie ein „guldin Hefftel" im Werte von 10 Gulden. Als sich im Herbst wieder die Pest einstellte, welche diesmal nicht so viele Menschen ergriff, aber sehr bösartig war, da fast alle Erkrankten starben, schrieb Herzog Albrecht eigens nach Wien, man solle das Läuten des Sterbeglöckchens — des sogenannten „Zügenglöckleins" — unterlassen, „damit den Leuten davon nicht Furcht oder Grauen auferstehe, die ihnen eine Ursache ihres Ablebens möchte sein."

Katzensteigtor. (S. 398.)

Auf die erste Kunde von der Erkrankung des Kaisers eilte Herzog Albrecht nach Znaim, von seiner Gattin Elisabeth begleitet, die erst aus den Wochen kam. Noch auf dem Todtenbette bewies Sigismund seine Fürsorge gegen den Liebling Albrecht, indem er die in seiner Umgebung befindlichen Herren dringend mahnte, für die Nachfolge desselben auf den Thronen von Ungarn und Böhmen zu wirken, denn nur dadurch sei den Ländern Friede und Macht gesichert.

Am 9. Dezember 1436 starb Kaiser Sigismund in den Armen des Herzogs Albrecht V. und seiner Tochter Elisabeth, der letzte Sprosse des Hauses Luxemburg, das sich so rasch zu gewaltiger Höhe emporgeschwungen hatte, aber ebenso schnell wieder erlosch. In Ungarn stieß die Anerkennung Albrecht V. als König auf keine Schwierigkeiten. Schon am 1. Januar 1438 fand in Stuhlweißenburg die feierliche Krönung statt, wozu sich auch eine besonders geladene

Abordnung des Stadtrates von Wien einfand. Ihre Mitglieder, Bürgermeister Hans Steger, die Stadträte Konrad Hölzler, Hans Würfel und Stephan Wirsing, wurden bei dem großen Ritterschlag, den Albrecht nach der Krönung vollzog, der gleichen Ehre gewürdigt. Man empfand das in Wien wie eine der ganzen Stadt widerfahrene Ehre. In allen Kirchen wurden Festgottesdienste abgehalten und feierliche Umzüge mit den „Heiltümern" (Reliquien) veranstaltet; am Abend brannten auf den Plätzen Freudenfeuer und auch der hohe Turm von St. Stephan war beleuchtet. Mit besonderem Glanz vollzog sich der Einzug des von Ungarn rückkehrenden Königs; ein neuer Baldachin von Goldstoff kam zur Verwendung und als Geschenk widmete die Gemeinde 300 Goldgulden.

Kaum war Albrecht nach Wien rückgekehrt, als die Nachricht von seiner am 18. März erfolgten Berufung auf den deutschen Kaiserthron eintraf. Nicht leicht entschloß sich Albrecht zur Annahme dieser Würde; er nahm es mit der Erfüllung übernommener Pflichten sehr ernst und fürchtete, daß deren gehäufte Last zu schwer sein könnte. Erst nachdem die Stände Ungarns zustimmten und sowohl das Baseler Konzil wie die Kurfürsten durch besondere Gesandte ihn dringend ersuchten, nahm Albrecht nun als römisch-deutscher Kaiser der Zweite seines Namens (Bild S. 389), die Wahl mittels einer feierlichen Erklärung in der St. Stephanskirche an. Wieder gab es große Festlichkeiten, mit welchen die Wiener die erfreuliche Tatsache feierten, daß sich die Kaiserkrone nach mehr als einem Jahrhunderte wieder auf das Haupt eines habsburgischen Fürsten senkte. Die städtischen Behörden und die reichsten Bürger hielten, von Trompetern begleitet, einen Umritt durch die Stadt und auf allen Plätzen loderten, vom Volke umjubelt, gewaltige Holzstöße als Freudenfeuer.

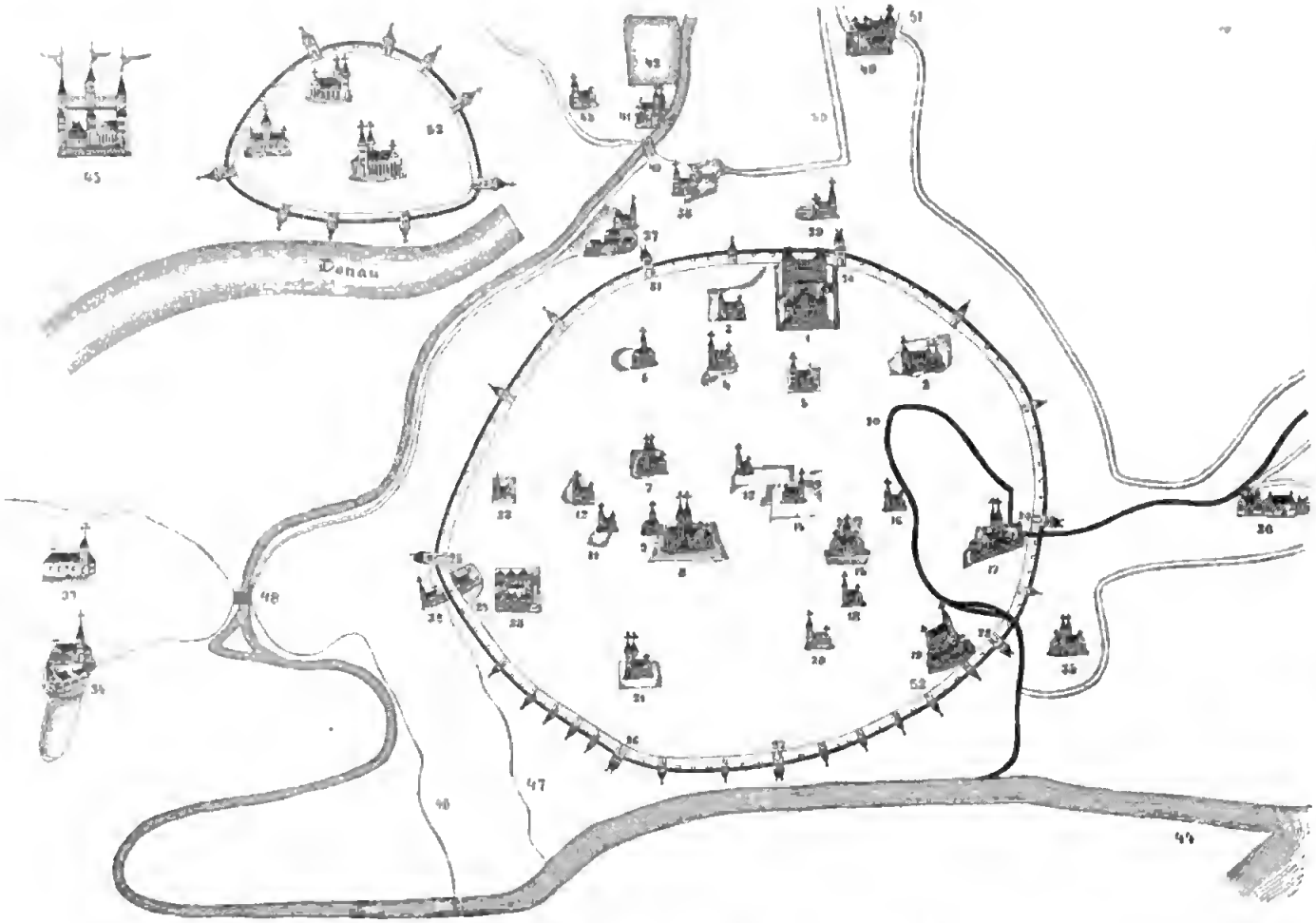
Nicht ganz so glatt wickelten sich die Angelegenheiten in Böhmen ab, wo die noch immer sehr einflußreiche, dem Hussitismus zuneigende Partei der „Utraquisten" einer Wahl Albrechts sehr abgeneigt war und darin durch die Ränke der Kaiserin-Witwe bestärkt wurde. Die Bezeichnung Utraquisten stammte daher, weil sie nach einem ihrer Glaubenssätze das heilige Abendmahl „sub utraque specie" in beiden Gestalten verlangten, wie schon das Fahnenzeichen der ersten Hussiten, der Kelch, andeutete. Indessen entschied sich die Mehrzahl der Stände doch für Albrecht, eine Abordnung führte ihn von Iglau nach Prag, wo am 29. Juli 1438 die Krönung unter großer Prachtentfaltung im Veitsdome vor sich ging. Ein Beweis des herzlichen Einvernehmens war es, daß Albrecht II. sofort nach der Krönung ein Schreiben an den Stadtrat richtete, das diesen von den Vorgängen in Kenntnis setzte.

Wieder ließ man es an öffentlichen Festlichkeiten nicht fehlen, wie aus einer Aufschreibung zu entnehmen ist über das „Ausgeben auf die löbliche Freud, so die Herren von Wien gehabt habent mit Freudenfeuern und herrlichen Prozessen von der Erwelung wegen unsern gnedigsten Herrn". Da gab es ein Hochamt mit Tedeum, einen feierlichen Umzug mit Fahnen und Musik, Beleuchtung der Stadt- und Kirchentürme, Freudenfeuer und zum Schluß ein stattliches Bankett.

Aber unangefochten blieb die Krone von Böhmen für Albrecht II. nicht. Jene extremen Utraquisten, die im Mai 1438 zu Melnik den Prinzen Kasimir von Polen zum König erklärt hatten, griffen zu den Waffen, unterstützt von einem polnischen Hilfskorps, das aber keine Lorbeeren sammelte. Der Krieg war kurz und endete mit einer kläglichen Niederlage der Aufständischen; desto langwieriger zogen sich die Friedensunterhandlungen in Breslau hin, da dabei die sehr schwierigen religiösen Fragen wieder aufgerollt wurden. Aus dieser Zeit hat sich ein Zug erhalten, der bezeichnend für Albrechts Charakter ist. Während Krieg und Unterhandlung seine Kraft in Anspruch nahmen, fand er 1438

Erklärung des Planes.

1. Burg.
2. Minoriten.
3. St. Augustin.
4. St. Klara.
5. St. Michael.
6. Johanniter.
7. Himmelpfortkloster.
8. St. Stephan.
9. Deutsches Haus.
10. Alserbach.
11. St. Nikola (Singerstraße).
12. St. Hieronymus.
13. St. Georg.
14. St. Peter.
15. Karmeliter.
16. St. Pankraz.
17. Schotten.
18. Salvatorkapelle.
19. Maria Stiegen.
20. St. Ruprecht.
21. St. Lorenz.
22. St. Jakob.
23. Universität.
24. Dominikaner.
25. Stubentor.
26. Rotenturm.
27. Salzturm.
28. Werdertor.
29. Schottentor.
30. Widmertor.
31. Kärntnertor.
32. St. Wolfgang.
33. St. Nikola (Landstraße).
34. Unsere liebe Frau (Landstr.)
35. St. Johann.
36. St. Maria Magdalena.
37. Heiligengeist-Spital.
38. St. Koloman.
39. St. Martin.
40. St. Theobald.
41. Heiliger Geist.
42. St. Anton.
43. Paradies (Wieden).
44. Donau.
45. Preßburger Schloß
46. u. 47. Straßenzüge.
48. Stubenbrücke.
49. Wienbrücke.
50. Rotgasse.
51. Mariahilferstraße.
52. Passauerhof.
53. Stadt Preßburg.



Stadtplan aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. (S. 399.)

von Breslau aus noch Zeit, den Stadtrat zu mahnen, daß man die wegen schwerer Verbrechen im Kärntnerturm Sitzenden menschlich behandeln, ihnen gesunde Nahrung und im Falle der Erkrankung auch Wein reichen solle.

Kaum waren die böhmischen Angelegenheiten halbwegs beigelegt, als eine noch dringendere Gefahr Albrecht nach Ungarn rief. Sultan Murad II., der auch Serbien zu unterjochen strebte, war in Siebenbürgen eingefallen. Langsam nur und mangelhaft gerüstet trafen die ungarischen Aufgebote ein; auf die Nachrichten von den türkischen Verheerungen setzte sich Albrecht aber doch in Marsch. Doch als er bei Tüderev die Donau überschreiten wollte, um den Feind anzugreifen, erfuhr er die Beschämung, daß die ungarischen Scharen mit dem Schreckensruf: „Farkas kiältani!" auseinanderstoben. Von Zorn und Schmerz erfüllt, trat Albrecht den Rückzug an, um sich ein neues, verläßlicheres Heer zu bilden. Doch weder sein von den Anstrengungen des letzten Jahres erschöpfter Körper, noch die gebeugte Seele besaßen mehr die nötige Spannkraft, um dem im Heere wütenden Lagerfieber zu widerstehen. Nach Österreich zurück trieb ihn sein Sehnen. „Seh' ich nur Wien wieder, so werd' ich sogleich gesund!" soll er wiederholt gerufen haben. Doch sein heißer Wunsch kam nicht zur Erfüllung. Im Lager zu Neßmély bei Gran packte ihn die Krankheit mit tödlicher Gewalt.

Hier traf er, von der Sorge um seine Gattin, die gesegneten Leibes war, um seine Kinder und um seine Länder gepeinigt, eine testamentarische Bestimmung, nach welcher für den Fall der Geburt eines Sohnes Friedrich V. von Steiermark oder sonst der Älteste des Hauses Habsburg im Vereine mit der Kaiserin Elisabeth und neun aus allen Ländern gewählten Ratgebern die Regierung führen solle. Im Falle der Geburt einer Tochter bestimmte er Friedrich V. als seinen Nachfolger, dem er dringend riet, vor allem an dem Zusammenhang Österreichs mit Ungarn und Böhmen festzuhalten.

Am 27. Oktober 1439 schloß er die Augen für immer. Er hatte bestimmt, daß man „seine Person gen Wien führen und zu St. Stephan bei seinen Vorvordern legen und beerdigen solle nach königlichen Ehren und Würden". Auch dieser Wunsch kam nicht zur Erfüllung; er wurde im Dome zu Stuhlweißenburg beigesetzt, neben ihm fand auch drei Jahre später seine trostlose Witwe ihre Ruhestätte. Doch sind die Grabmäler in den Türkenzeiten verwüstet worden, so daß man nicht mehr bestimmen kann, wo sie lagen.

Die Nachricht vom Tode Albrecht II. traf Wien wie ein Donnerschlag. Mitten aus der Freude über das glänzende Emporsteigen des Fürstenhauses, das eine ruhmvolle sichere Zukunft erwarten ließ, sah man sich wieder banger Ungewißheit gegenüber. Am 28. Oktober hielt man bei St. Stephan eine großartige Leichenfeier; ein Teil der dabei zur Dekoration verwendeten Wappenschilder befindet sich noch jetzt im städtischen Waffenmuseum.

Selten wurden einem Fürsten in solcher Einmütigkeit ehrende Nachrufe zu teil, wie dies bei Albrecht II. Tode der Fall war. „Seit Christi Geburt," schreibt der Chronist Eberhard Windeck, „ist kein König von Edlen und Unedlen, Reichen und Armen so betrauert worden." Auch jene, die aus nationalen oder konfessionellen Gründen in Gegnerschaft zu ihm standen, priesen seinen Charakter. Daß er „von sanften Sitten und milder Rede der Seinen zugänglich war", rühmt der ungarische Annalist Thuroczy; „er war gut, wenn er auch ein Deutscher war," schreibt der verbissene czechische Chronist Bartoschek, „und war dabei kühn und doch mildherzig." Eine Beurteilung aus der Neuzeit sagt aber von Albrecht II.: „Sorgfältig erzogen, ehrte und unterstützte er Wissenschaften und gemeinnützige Kenntnisse; von ungemeiner Wißbegierde beseelt, umfaßte er alles, was ein Fürst zu verstehen braucht; mit großem Überblick in den Geschäften paarte er eine mit den Hindernissen steigende Energie des Handelns.

Außerdem zeichnete er sich durch Sittenreinheit, Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe aus. Hatte er auch in seinem Äußeren wenig Gewinnendes und stets die Haltung eines Mannes, der weiß, daß er das Schwert an der Seite führt, ohne dem man ihn nie erblickte, so sah er doch ebenso offen darein, als er sprach, ohne schön gewundene Worte und aufgestutzte Ränke zu kennen. Die Liebe seiner Untertanen nannte er „seine beste Leibwache", sein Lieblingsspruch aber war: „Ein Freund ist des Lebens bestes Gut!" Auch der sein Bild entstellende Zug konfessioneller Unduldsamkeit entsprang wohl mehr aus politischen Rücksichten und machte mit den Jahren der Reife einer milderen Denkweise Raum."

Bevor der Gang der Ereignisse weiter verfolgt wird, ist es wohl an der Zeit, zurückschauend den Zustand Wiens in der Zeit Albrecht II. im großen und ganzen zu betrachten.

Die bauliche Entwicklung Wiens von Ottokar II. bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Durch die in das letzte Drittel des dreizehnten Jahrhunderts fallende vierte Erweiterung Wiens hatte die Innere Stadt jenen Umfang erreicht, welcher dann mit wenigen Abweichungen, die mit der Ausgestaltung der Festungswerke zusammenhingen, bis zur gänzlichen Beseitigung der Wälle feststehend blieb. Natürlich blieben aber die verschiedenen Phasen des bürgerlichen Lebens der Stadt doch auch nicht ohne Einfluß auf die bauliche Entwicklung innerhalb und außerhalb jenes durch die Umwallung gezogenen Kreises. Verheerende Seuchen, andauernder Notstand und bürgerliche Unruhen verursachten wohl Rückschläge, im großen und ganzen aber stieg die Zahl der Bevölkerung stetig und dieser Umstand mußte sich auch in der baulichen Konfiguration zum Ausdruck bringen. Die Verbauung innerhalb der Mauern sparte immer mehr mit dem Raum, Gärten und freie Plätze verschwanden, insoferne sie nicht in festen Händen waren, die Häuser wurden höher und rückten immer mehr zusammen, so daß Licht und Luft kaum mehr Zutritt fanden. Nur sehr wenige Teile des heutigen Wien vermögen noch von diesen Zuständen einen Begriff zu geben und bald wird jede Erinnerung daran unter den planmäßigen Regulierungen verschwunden sein. In anschaulicher Weise zeigen die Ansichten (Bilder S. 393, 394) des Katzensteiges und des dort bestandenen Tores solche Winkel des ältesten Wien. Der „Katzensteig" lag auf dem Terrain der heutigen Seitenstettengasse, die ohnehin noch schmal genug ist, nahm jedoch nur deren halbe Breite ein und führte ziemlich steil aufwärts.

Diesen Terrainschwierigkeiten mag wohl der Name entstammen, denn die Virtuosität der Katzen im Passieren halsbrecherischer Pfade ist ja anerkannt. Übrigens können auch die das schmale Gäßchen überspannenden Bögen den Anlaß zur Bezeichnung gegeben haben, wie man ja im Mittelalter auch die treppenartig abgestuften Giebelmauern „Katzensteige" nannte, weil sie für kühne Katerjünglinge auf ihren nächtlichen Liebesgängen wie geschaffen erschienen. Von den hohen altersgrauen Häusern eingeschlossen mochte der Katzensteig mehr wie eine düstere Felsenschlucht ausgesehen haben. Übrigens kann es noch, allerdings sehr alte Leute geben, die sich seiner erinnern, denn er verschwand erst 1825, als durch den Umbau des Dempfingerhofes (Nr. 4, israelitischer Tempel) die Seitenstettengasse ihre heutige Gestalt erhielt. Auch das Tor am Katzensteig, ein Überrest der alten Stadtumwallung, bevor sie hinab an den Donaukanal verlegt wurde, kam damals zum Abbruch. Mit seinem massigen Quaderbogen und der

Zinnenbekrönung mag es recht malerisch ausgesehen haben, aber moderner Verkehr kann sich in solcher Umgebung doch nicht entwickeln.

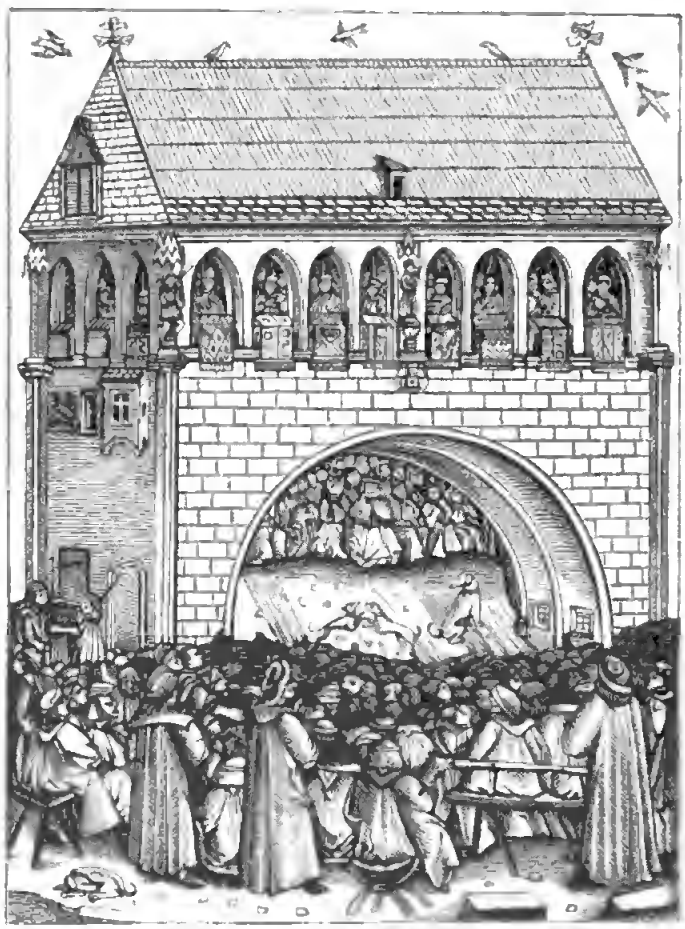
Ein zweiter Behelf, um die steigende Bevölkerung aufzunehmen, war in den Ansiedlungen außer den Wällen gegeben. Sie entstanden teilweise sehr früh, hatten aber keinen recht stabilen Charakter, da sie jedem Angriff schutzlos preisgegeben waren und durch äußere Feinde oder plündernde Strauchritter wiederholt großen Schaden erlitten. Der Platzmangel zwang aber doch immer zu neuen Ansiedlungen, die sich besonders in der Richtung der wichtigeren Straßenzüge stets rasch entwickelten.

Für die innere Stadt hat sich aus der Zeit Herzog Albrecht V. ein höchst wichtiges Dokument erhalten, das allerdings nach den heutigen Ansprüchen der Kartographie kaum den Namen eines Planes verdient. Das Blatt dürfte in den Jahren 1438 bis 1455 entstanden sein; es wurde in Bamberg aufgefunden, kam dann in den Besitz des verstorbenen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Theodor von Karajan, der ein eifriger Sammler von Alt-Wiener Erinnerungen war und nach dessen Tod in das städtische Museum. Wenn auch, wie schon gesagt, der Maßstab einer trigonometrisch richtigen Aufnahme durchaus nicht angelegt werden kann, so ist der Plan doch von hohem Interesse, denn er ist tatsächlich für Wien der älteste unangefochtene und stimmt mit den bekannten geschichtlichen Daten vollkommen überein. (Bild S. 396.)

Mit dem vorliegenden Plane sind uns nahezu genaue Aufschlüsse geboten über den Umfang und die Befestigung der Stadt, über die um und in derselben befindlichen Gewässer, über die zahlreichen in und zunächst der Stadt befindlichen Stätten der Gottesverehrung und die vielen zur Pflege von Armen und Kranken errichteten Anstalten.

Vor allem sehen wir Wien als eine mit fast kreisrundem Umfange sich ausdehnende und von einem mächtigen Mauergürtel umschlossene Stadt, auf jenem spitzen Winkel liegend, der durch die Vereinigung des Wienflusses mit dem Donauarme gebildet wird. Wir sehen sofort, daß ein in die Donau mündendes Gewässer in starken Krümmungen einen erheblichen Teil der heutigen inneren Stadt durchzieht (Nr 10); der gegenwärtig bestehende „Tiefe Graben", durch welchen schon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Wasser ablief, mit der über ihn hinwegführenden bereits 1405 urkundlich erwähnten Hohen Brücke ist unzweifelhaft das Rinnsal dieses auf dem Plane eingezeichneten Gewässers. Dasselbe gelangte zunächst des Schottenklosters (Nr. 17) in die Stadt, nahm seine Richtung längs der Herrengasse bis zum Landhause und gelangte von da durch die Strauchgasse in den Tiefen Graben. Wir haben es hier zweifellos mit dem Alserbache zu tun, allerdings nur mit einem Arm desselben, der zur Deckung des Wasserbedarfes der Stadt, insbesondere wegen der mannigfaltigen in ihrem Betriebe an ein fließendes Wasser gebundenen Beschäftigungen innerhalb der Mauern des damaligen Wien, beiläufig seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts künstlich in das alte Rinnsal des nicht reichlich und stetig genug Wasser führenden Ottakringer-Baches geleitet wurde. Letzterer floß von dem gleichnamigen Orte in fast gerader Linie in die Stadt hinein und durch sie der Donau zu. Dergestalt besteht ein Unterschied zwischen jenem hier in Rede stehenden Arm der Als, welcher durch die alte Alserstraße (zwischen dem Abhange der heutigen Alsergasse und der Währingergasse) offenbar künstlich in die Stadt geleitet war, und zwischen der träge dahinfließenden und deshalb siechen Als, die weiter nördlich in die Donau mündet. Der durch die Stadt laufende Alsarm ergoß sich, nachdem er unterhalb der Kirche Maria am Gestade (Nr. 19) die Stadt verließ, nächst St. Johannes im oberen Werd heutigen Roßau (Nr. 35) in die Donau.

Bevor wir bei Betrachtung der auf dem Plane eingezeichneten Gebäude die eigentliche Stadt betreten, beschäftigen wir uns mit den Vorstädten. Zunächst dem Stubentore (Nr. 25) erblicken wir außerhalb der Ringmauer die St. Wolfgangskapelle in der Schefflstraße (Nr. 32), erbaut 1417 bis 1428; bei derselben befand sich eine eigene Bruderschaft, welche sich mit der Pflege kranker Studenten beschäftigte. Auch die sogenannte steinerne Wienbrücke nächst dem Stubentor ist auf dem Plane ersichtlich (Nr. 48). Der Bau der Brücke von Stein wurde 1397 begonnen und 1404 vollendet; viele Privatbeiträge und letztwillige Verfügungen lieferten die notwendigen Geldmittel.



Der Heiltumstuhl. (S. 403.)

Jenseits der Wien, welche hier eine Insel bildet, zeigt sich die Kirche zu St. Nikolaus (Nr. 33) und eine größere Gebäudegruppe, das Kloster Unserer lieben Frau (Nr. 34). Erstere Kirche war die Pfarrkirche der nach dem Namen dieses Heiligen benannten Vorstadt, welche später samt dem Frauenkloster mit einer gemeinschaftlichen Mauer umgeben wurde. Dieselbe lag damals auf der Stelle der 1782 abgebrochenen, auf der Anhöhe befindlich gewesenen Gottesackerkirche, auf jenem gegenwärtig freien Platze vor der Façade der Pfarrkirche zu St. Sebastian und Rochus in der Hauptstraße des Bezirkes Landstraße. Das Kloster zu Unserer lieben Frau, das 1529 von den Türken zerstört wurde, hat schon Erwähnung gefunden.

Am jenseitigen Wienufer erblicken wir zwei Kirchen- und Klostergruppen: St. Anton (Nr. 42) und zum Heiligen Geist (Nr. 41). Ersteres Kloster lag rechts vor dem Freihause, letzteres am Naschmarkte nahe der heutigen Bärenmühle, hart am Wienufer, zunächst der von der St. Antonskirche zur Wienbrücke führenden Straße. Beide frommen Stiftungen erreichten mit der Türkenbelagerung 1529 ihr Ende. Oberhalb des Heiligengeist-Klosters zeigt sich ein viereckiger Raum, das Paradeyſs (Paradies, Nr. 43); es wird bereits 1373 urkundlich erwähnt und war entweder ein Erholungsort, ein Ziergarten für Klostergeistliche, oder eine große Halle bei der Kirche, welche Orte damals ebenfalls „Paradies" genannt wurden. Es ist ja sehr erklärlich, daß man Örtlichkeiten, die durch Lage und Annehmlichkeit ausgezeichnet waren, diesen Namen gab. Noch jetzt heißt eine hübsche Waldpartie links von der nach Weidling führenden Straße das „Paradies" und auch bei Neulengbach kommt diese Bezeichnung vor.

Die nächst des Heiligengeist-Klosters befindliche große Brücke (Nr. 49) führte vom Kärntnertor her über die Wien. Dieselbe war ganz gleich mit jener steinernen Wienbrücke außerhalb des Stubentores, wurde aber 1851 abgebrochen.

Weiter abwärts am linken Wienufer zeigt sich eine Häusergruppe samt Kirche, das alte Bürgerspital zum heiligen Geist (Nr. 37), vor dem Kärtnertore zu Ehren der heiligen Jungfrau und aller Heiligen geweiht; der Stiftung wird schon 1257 urkundlich Erwähnung getan, sie befand sich ungefähr auf dem Terrain der heutigen Lothringerstraße und des Karlsplatzes. Diesem Spitale gegenüber und der Brücke zunächst, aber mehr rechts gelegen, zeigt sich die Kirche zu St. Koloman (Nr. 38) mit ihrem Friedhofe.

Denksäule an der Wien. (S. 406.)

Vor der Burg (Nr. 1) zeigt sich die Kirche St. Martin mit dem Spitale (Nr. 39), die beide schon Erwähnung fanden. Das Spital stand links außerhalb des Burgtors in der Nähe der heutigen Ringstraße.

Weiterhin erblicken wir eine kleine Häusergruppe, Kirche und Spital St. Theobald (Nr. 40), gestiftet 1349. Es lag in der Nähe des heutigen sogenannten Karmeliterklosters auf der Laimgrube, oberhalb der „Bettlerstiege", dem schon 1400 erwähnten „Bettelpühel" (Bettlerhügel) vor dem Widmertor.

Vor dem Schottentor, zunächst der Als, zeigt sich das bereits 1234 urkundlich erwähnte Kloster der Cistercienser-Nonnen zu St. Maria Magdalena (Nr. 36); es ging ebenfalls 1529 zugrunde. Endlich treffen wir noch die Kapelle St. Johann vor dem Werdertor (Nr. 35), bei welcher 1327 ein Siechenspital gegründet worden.

Wenden wir uns nun nach dem Innern der Stadt, deren Umfang schon damals fast demjenigen gleich war, den Wien hatte, als vor mehr als vierzig Jahren der enge Steingürtel der Festungswälle fiel. Auf dem Plan bildet sie in ihrem Umfange einen länglichrunden Kreis, durch eine niedrige Mauer gekennzeichnet, welche stellenweise durch Türme verstärkt ist. Indessen war es in Wirklichkeit nicht eine einfache Mauer, sondern vielmehr ein doppelter, von einem Wallgraben geschützter Mauergürtel. Die Türme waren meistens von rechteckiger Grundform, hohe massive Gebäude mit Steildächern; sie dienten teils als Verteidigungswerke, teils führte durch sie die Straße in die zunächst der Stadt gelegenen Vorstädte und weiter hinaus; bisweilen waren diese Türme noch durch Ecktürme beschützt und zur ausgiebigen Verteidigung eingerichtet.

Beginnen wir die Wanderungen im Innern bei dem Schottentore, so liegt zuerst links das Schottenkloster (Nr. 17). Den Alserbach an seiner Krümmung nächst dem Landhause überschreitend, kommen wir zum Kloster der Minoriten (minderen Brüder, Nr. 2). Es erscheint ferner die Burg (Nr. 1), hart an der Stadtmauer und dem Widmertor (Nr. 30) gelegen, als viereckiges, mit Ecktürmen versehenes Gebäude. Ein fünfter höherer Turm ist in der Mitte der Front gegen die Stadt erbaut. Die Burg ist mit einem Graben umgeben, über welchen auf zwei entgegengesetzten Seiten je eine Brücke führt. Von dem alten, durch Herzog Leopold dem Glorreichen anfangs des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführten Bau, dem jetzigen Schweizerhof, erhielten sich noch unter den wiederholten Um- und Zubauten späterer Zeiten die Mauern der Türme und Hauptgebäude, obgleich versteckt und unkenntbar. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden kleinere Zubauten gemacht; eine durchgreifende Umgestaltung erfolgte erst unter Kaiser Friedrich III.

Auf dem Plane zeigt sich als zweite der drei um die Burg herum erbauten kirchlichen Gebäude und als eines der ältesten Wiens die Kirche zu St. Michael (Nr. 5); sie ist eigentümlich dargestellt, wie sie damals bereits wirklich war, als sie nach mehrmaligem Brandunglücke (1275, 1319, 1327) durch die Unterstützung Herzog Albrechts V. in ihrer Wiederherstellung vollendet und 1416 neuerlich geweiht wurde.

Als dritte und gegen Süden der Burg gelegene kirchliche Stätte zeigt sich Kloster und Kirche St. Augustin (Nr. 3); weiterhin das Frauenkloster St. Klara (Nr. 4); das Gebäude der Ritter vom Johanniterorden in der Kärntnerstraße (Nr. 6); das Kloster zur Himmelspforte (Nr. 7); das Kloster der Cistercienserinnen St. Nikola in der Singerstraße (Nr. 11); das geistliche Haus bei St. Hieronymus, heute Franziskanerkloster (Nr. 12). Nahe der Stadtmauer gegen das Stubentor zeigt sich das Frauenkloster St. Jakob auf der Hülben in der Riemerstraße und der Jakobergasse (Nr. 22); Kirche und Kloster des Predigerordens, Dominikanerplatz (Nr. 24).

Eine ziemlich große Häusergruppe von viereckiger Form, in eigentümlicher Weise, gleichsam wie in einem viereckigen Rahmen dargestellt, bildet die zunächst des Dominikanerklosters gelegene Hochschule oder Universität (Nr. 23); nahe dabei lag das Frauenkloster zu St. Lorenz (Nr. 21) auf dem alten Fleischmarkt; wir erblicken weiterhin die Deutsch-Ordenskapelle oder das „Deutsche Haus“ in der Singerstraße (Nr. 9); hart daran ist die in einem großen, ein Viereck bildenden Friedhof erbaute zweitürmige St. Stephanskirche (Nr. 8) eingezeichnet. Auf dem Plane sehen wir zunächst der Kirche ebenfalls auf dem Friedhofe, welcher durch vier Tore abgeschlossen wurde, ein kleines Kapellchen, die gotische Maria-Magdalenenkapelle, welche 1338 auf eine andere viel ältere, dem heiligen Virgilius geweihte Kapelle, die schon im dreizehnten Jahrhundert als Karner bestand, aufgesetzt worden. Der nächstfolgende Bau ist das Kirchlein

St. Jörg oder St. Georg am Graben (Nr. 13), welches sich im sogenannten Freisingerhofe befand und beim Umbau desselben in den nunmehrigen Trattnerhof (1773) verschwand.

Zunächst dem Graben steht die St. Peterskirche (Nr. 14); es ist ersichtlich die St. Ruprechtskirche (Nr. 20); die Kapelle im Rathaus, St. Otto und Heimo, heutige Salvatorkirche (Nr. 18); hart an der Stadtmauer sehen wir die Kirche zu Unserer lieben Frau oder Maria-Stiegen. (Nr. 19).

Die etwas tiefer unter der Kirche befindliche größere Häusergruppe stellt den Passauer-Hof vor (Nr. 52). Wir sehen die Kirche der weißen Brüder oder Karmeliter am Hof (Nr. 15), die sich schon 1360 in Wien vor dem Werdertore angesiedelt hatten, 1386 den Münzhof samt Kapelle auf dem Hof erhielten. Endlich erblicken wir die uralte Kapelle St. Pankraz am Hof, an der Stelle des heutigen Nuntiaturgebäudes (Nr. 16), welche aber um 1570 abgetragen wurde.

Noch erübrigt uns, von den Stadttoren zu sprechen, welche auf dem Plane ersichtlich gemacht wurden; es sind deren fünf an der Zahl: Widmertor (30), Schottentor (Nr. 29), Werdertor (Nr. 28), Stubentor (Nr. 25), Kärntnertor (Nr. 31); ferner zwei Türme: Salzturm (Nr. 27), Rotenturm (Nr. 26). Meistens waren die Stadttore massive turmartige Gebäude wie das Schottentor und Werdertor oder sie wurden durch einen an ihrer Seite aufgepflanzten Turm verteidigt, wie das Kärntnertor. Sehr ungleich zeigt sich die Verteilung der Türme nach den einzelnen Seiten der Stadt; mit ihren Abständen ist dasselbe der Fall. Die meisten derartigen Verteidigungswerke befinden sich an der Wasserseite. Die Reihenfolge aller der eingezeichneten Türme war folgende: zwischen dem Schotten- und Widmertor stand kein größeres Werk, zwischen dem Widmer- und Kärntnertor ein Turm, zwischen diesem und dem Stubentor außer dem unmittelbar neben dem Tor befindlichen mächtigen Turm keine besondere Anlage, vom Stubentor angefangen reihen sich aneinander: der Piberturm, der Angelbekenturm, der Hasner- oder Krotenturm; sodann folgte der Roteturm samt Tor, der Fachturm, der Salzturm mit seiner Durchfahrt, ein Turm gegen das Fleckhaus, der Meister Petreimsturm, der Werdertorturm, der Turm auf der Goldschmieden, der Durchgang-, der Ferber- oder Würfelsturm, der Turm im Haunoldsgarten, der Elendturm an der Ecke und der Judenturm, welcher nahe dem ebenfalls einen Turm bildenden Schottentor stand.

Auf dem Plan kommt auch eines der interessantesten Bauwerke des alten Wien vor, der sogenannte Heiltumstuhl, welcher vom Meßnerhaus bis zu jenem Haus der Brandstätte, in dem die Chorherren und Kapläne ihre Wohnungen hatten, einen mächtigen Bogen spannte und 1386 erbaut wurde. Das eine und einzige Stockwerk hatte beiderseits acht kleinere und gegen die Schmalseite drei größere spitzbogige Fenster, aus denen man jährlich in der Oktav der Kirchweihe die im Heiltumstuhl aufbewahrten Reliquien dem andächtigen Volke zeigte, nachdem man sie früher in feierlicher Prozession um die Kirche herumgetragen hatte. Es hat sich aus dem Jahre 1502 ein von dem berühmten Buchdrucker Hans Winterburg herausgegebenes Buch in wenigen, höchst seltenen Exemplaren erhalten, das nebst vielen Abbildungen der Reliquiengefäße auch eine Abbildung des Heiltumstuhls in Holzschnitt bringt, wovon wir (S. 400) eine verkleinerte Kopie geben. Im Jahre 1700 ließ Kaiser Leopold I. den Heiltumstuhl als ein die Kommunikation der Straße zu sehr beengendes Bauwerk abreißen und die Reliquien in die Schatzkammer übertragen, wo sie sich noch heute befinden. Nur ein Bruchstück war stehen geblieben, nämlich jener

Teil, welcher mit der Wohnung des Meßners und des Bahrausleihers zusammenhing, aber auch dieser Rest verschwand im Jahre 1792.

Eine Eigentümlichkeit des Planes von Wien, mit dem wir uns befaßt haben, ist das räumliche Nebeneinander von verhältnismäßig weit auseinanderliegenden Orten, in diesem Falle Wien und Preßburg. Es entspricht das der naiven Auffassung unserer Vorfahren, ist aber in diesem Falle von Bedeutung für die Zeitbestimmung, da die Beifügung des Preßburger Schlosses schließen läßt, daß der Plan in die Zeit nach Erwählung Albrecht V. zum König von Ungarn, also jedenfalls nach 1438 fällt.

Was nun die Ansiedlungen vor den Toren betrifft, so darf man sich keine geschlossenen, zusammenhängenden Vorstädte darunter denken, wie sie später einen weiten Kranz um den umwallten Kern der Inneren Stadt bildeten. Nach und nach hatten sich um einzelne Gehöfte oder längs den Hauptverkehrswegen Ansiedlungen gebildet, zwischen welchen aber weite Partien unverbauten Landes sich erstreckten. Auf dem späteren Vorstadtterrain lagen damals auch außerhalb des Burgfriedens ganz selbständige Dörfer, die erst dann im Verlaufe der Zeit einbezogen wurden.

Vor dem Stubentor lag links zwischen der Wien und dem Wallgraben die Schefsstraße (Schifferstraße) längs des Donaukanales mit Holzhöfen und Landungsplätzen. Später siedelten sich hier die Weißgärber mit ihrer Hantierung an; sie gaben der entstehenden Vorstadt den Namen. Vom Stubentor aus führte schon im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die steinerne Brücke mit einem Fahr- und Gehweg über die Wien; es ist dies die älteste Brücke Wiens, die sich dann verbreitert bis in unsere Zeit erhielt. Von hier kam man gerade aus zur „Unteren" und „Oberen Landstraße" und zur „Niklas-Vorstadt", welche sich um die alte Niklaskirche dort ausdehnte, wo heute der Marktplatz eine Erweiterung der Hauptstraße bildet. Diese Kirche hieß im Volksmund „St. Niklas im Weg", weil sie in der Mitte der viel frequentierten Reichsstraße nach Ungarn stand. Noch viel später, wo man doch schon die Anforderungen des Verkehres hätte beachten sollen, stellte man Kirchenbauten in ähnlicher störender Weise mitten in eine Straße, z. B. jene zu St. Florian in der Matzleinsdorferstraße. Links davon gegen den Donaukanal zu lag das landesfürstliche Erdpurch (Erdberg) mit einem herzoglichen Schloß, das zeitweise als Wohnsitz der fürstlichen Frauen diente. Noch weiter südlich lag Rottendorf, das aber schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts mit Erdberg zusammenwuchs. Den Rennweg bildete eine breite Straße, zu deren beiden Seiten aber nur einzelne Gehöfte lagen.

Die nächsten geschlossenen Ansiedlungen treffen wir nun erst vor dem Kärntnertor und zwar am linken Wienufer den Komplex des Bürgerspitals, am rechten, etwa am heutigen Obstmarkt, das Heiligengeist-Spital. Die dort in den Jahren 1400 bis 1402 an Stelle einer hölzernen erbaute Steinbrücke war ein mächtiges Bauwerk, dessen Anlage auf den tückischen Charakter der Wien als Gebirgswasser schließen läßt. Auf der ursprünglichen Anlage von zwölf Bogen ruhte ein Fahr- und ein Gehweg. Infolge der Flußregulierungen wurde später die Anzahl der Bogen auf sieben reduziert. Die Brücke selbst war mit Steinbildern geziert, die bereits längst vor der Abtragung derselben (1850) von dort verschwunden waren. So enthält das Testamentsbuch der Stadt Wien die Bestimmung von Frau Anna, Kunrads des Leitners Wittib, daß man „unsers Herrn Angst auf der Kernerprugk mit gemel und zier fassen und bekleiden soll".

Das Mutter-Gottes-Bild, das eine kleine gotische Säule auf der Brücke zierte, verschwand von derselben, da die Säule selbst dem Einsturze drohte; es stand dann später in einer Nische des nahe dabei erbauten Marktwächter-

hauses. Es hieß das „Bäckerkreuz“; der Grund dieser Bezeichnung erhellt aus der noch heute auf einer Marmorplatte eingegrabenen Inschrift: „Diese Bildnuß ware vormals in der Kreuzsaulen, welche im Jahr 1414 ein löbliches Handwerk deren Bäcken in Wien zur Ehre Gottes und seiner lieben Mutter auf der steinernen Brücken hat errichten lassen, gestanden. Und ist im Jahr 1772 auf Allerhöchsten Befehl an dieses Ort übersetzt worden. Renovirt 1860 durch die Innung der bürgerlichen Bäcker.“ Die Rückseite trug die bekannten und noch heutigen Tages auf vielen Denksäulen ersichtlichen Verse, die im Jahre

„Unter den Nadlern“; d. i. Naglergasse, vom Hof aus gesehen. (S. 408.)

1598 nach der Wiedereroberung Raabs durch Graf Adolf Schwarzenberg auf Befehl Kaiser Rudolfs II. eingemeißelt wurden:

O Christ, wann du dies Kreuz siehst an,
So sag Gott Dank in den Fürgang,
Wegen der edlen Vestung Rab,
Die uns der Türk hat drungen ab.
Im September 94 wieder.
Aber im 98. Jahr
Im Martii wieder einnehmen lahn (lassen)
Sey Lob, Ehr und Preis im höchsten Thron.

Am linken Wienufer stand hier auch noch eine andere gotische Denksäule, die sehr alt gewesen sein dürfte, über deren Ursprung und Bedeutung aber nichts

bekannt ist. Sie verschwand erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. (Bild S. 401.)

Ziemlich dicht verbaut war die Gegend links von der Brücke am rechten Wienufer, also auf dem Terrain der Technischen Hochschule. Hier lagen die Neulucke und Rosenlucke, die Weidenstraße mit dem herzoglichen, dann dem Bürgerspital verpachteten Brauhaus, das „Schwabengäßlein", die Kumpflucken und die schon sehr früh genannte Paniklgasse (heutige Paniglgasse). Woher dieser Name stammt, ist trotz vielfacher Hypothesen nicht klargestellt. Im siebzehnten Jahrhundert soll hier ein Bürger „Panigl" seßhaft gewesen sein, doch ist dadurch die drei Jahrhunderte früher vorkommende Pannikenoder Paniklgasse nicht erklärt. Dies trifft auch bei der sprachlich ganz unstatthaften Ableitung von „Beinhügel" zu, auf den man bei Auflassung des links bei der Karlskirche gelegenen Armen-Sünder-Gottesackers gestoßen sein soll. Alle diese Ansiedlungen reichten aber nach Süden nur bis zur heutigen Paulanerkirche und Schleifmühlgasse. Hinter dem Heiligengeistspital lag eine Gegend „im Paradies" genannt; dahinter bildete die Wien eine Insel mit einem landesfürstlichen Garten, der 1456 in den Besitz der Grafen Schaumburg kam und später die Herrschaft Konradswerd auf dem Terrain des heutigen Freihauses bildete. Längs der Hauptstraße, die schon 1342 als strata communis (allgemeine oder Gemeindestraße) bezeichnet wird, lag zuerst das Spital zum Klagbaum, dann reihten sich außerhalb des Burgfriedens liegende Dörfer und Herrschaften aneinander, wie Matzleins- oder Metzleinsdorf, Reinprechtsdorf, Bernhardstal, links die Wirtschaftshöfe der Grafen Schaumburg, des Laurenzer- und Nikolausklosters, die dann später zum Mittelpunkt von Vorstädten wurden. Nahe der Wien lag das schon erwähnte Schloß Margareten und südwestlich davon erscheint um 1470 die „Hunczmühle", wo später eine landesfürstliche Besitzung Hundsturm entstand.

Eine andere ziemlich geschlossene Ansiedlung hatte sich vor dem Widmertore längs der Straße nach Westen, der heutigen Mariahilferstraße, entwickelt; das St. Martinsspital, das Kloster von St. Theobald, besonders aber die zahlreichen links von der Straße liegenden Ziegeleien waren natürliche Kristallisationspunkte. Einzelne Örtlichkeiten hießen die Neu-, Brunn-, Fuß-, Ofen- und Katerlucken, das Lederеck, die Kremserstraße u. s. w. Zwischen der Straße und der Wien lag die Besitzung der Herren von Gumpendorf mit einem Dorf, das schon 1400 eine selbständige Pfarre erhielt. Rechts von der heutigen Mariahilferstraße kam zunächst das schon wiederholt genannte Zeismannsbrunn mit der Ulrichskirche, dann erinnern große Grundkomplexe, wie Oberes Neustift, im Lerchenfeld u. s. w. an Bezeichnungen, die noch heute bestehen. Der Tradition nach sollen in der Gegend der heutigen Neudeggergasse die Herren von Neudegg einen großen Besitz mit Schloß ihr Eigen genannt haben; eigentümlicherweise ist aber bis jetzt eine urkundliche Bestätigung nicht erbringlich gewesen.

Vor dem Schottentor und längs des rechten Kanalufers dehnte sich die vierte große Gruppe der vorstädtischen Ansiedlungen aus. Unmittelbar von dem Schottentor aus lief schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts die dicht bebaute Alserstraße und rechts zweigte in der Richtung der heutigen Währinger- und Nußdorferstraße die Neuburgerstraße ab, die nach Klosterneuburg führte. Am unteren Alslauf lag das Dorf St. Johann an der Als, später Siechenals am Thury genannt, am oberen Lauf des Baches kommen auch schon sehr früh die Orte Hernals und Dornbach, jenseits des Höhenzuges Währing vor. Links und rechts der heutigen Währingerstraße waren meist geistliche Besitzungen; so jene des Stiftes Michelbeuern, des Frauenklosters zur Himmelspforte, die dann selbständige Vorstadtgemeinden bildeten.

Die unmittelbar an den Donaukanal grenzenden Stadtgebiete waren durch den ganz ungeregelten Lauf des Flusses in Inseln getrennt, was sich schon in den Namen „Oberer Werd“ für den an das rechte Ufer gelehnten Teil des IX. Bezirkes und „Unterer Werd“ für die Leopoldstadt ausdrückt. Unmittelbar vor dem Werdertor lag die Werdervorstadt mit dem Augustinerkloster und Spital St. Johann. Weiter flußaufwärts reihte sich, nur durch einen schmalen, dann verschütteten Donauarm getrennt, die Roßau an, wo schon 1368 ein besonderer Judenfriedhof genannt wird. Die Hauptbevölkerung der Werdervorstadt bestand aus den Donaufischern, die besondere Gerechtsame und Satzungen hatten; auch große Holzlegestätten müssen sich schon in alter Zeit hier befunden haben und am Anfang der Hahngasse befand sich die älteste Richtstätte für Malefikanten des weltlichen Gerichtes. Altlichtenwerd, das spätere Liechtental, war schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Besitzung des Heinrich von Liechtenstein.

Obwohl der Untere Werd — die heutige Leopoldstadt — für den Verkehr von großer Wichtigkeit war, da nur hier die nach Norden führenden Straßen ziehen konnten, entwickelten sich doch, mit Ausnahme des linken Kanalufers gegenüber der Stadt, sehr lange keine Ansiedlungen. Der in viele Arme gespaltene Lauf des Stromes veränderte sich bei jedem Hochwasser und verursachte häufige Überschwemmungen, die festen Niederlassungen nicht günstig sein konnten. Dichtbewachsene Auen bildeten prächtige Wildgehege, von welchen schon Hans der Enenkel rühmt:

„Da stunden doch päume on zal
in dem werde uberall
darinn daz wilt hat guten mach
vil maniges man da laufen sach.“

Für den Verkehr über den Strom gab es lange Zeit nur Überfuhren, von welchen ständige bei Stadlau, dem Werdertor und bei Nußdorf bestanden. Auch für die Übergänge der Heere zu den großen Schlachten im Marchfeld und den häufigen Kriegszügen gegen Böhmen mußte man sich damals der zeitraubenden Überschiffung bedienen. Erst im Jahre 1439 begann der Bau hölzerner Donaubrücken und im gleichen Jahre noch erließ Albrecht II. einen besonderen Brief über den Brückenzoll, der in mancher Hinsicht interessant ist. Darin heißt es, es habe der Herzog mit seinen Bürgern beraten und beschlossen, auf ihre und seine Kosten Brücken zu bauen, „soviel deren von Wien über alle Donau bis an das enthalbige Gestade“. Doch soll kein Brückenzwang ausgeübt werden, sondern jedermann sich der alten Überfuhren bedienen können. Ein schwerer ausländischer Wagen soll von jedem Roß oder Ochsen 7 Pfennige Brückengeld zahlen, ein inländischer gefaßter (beladener) Wagen 5, leere Wagen ohne Unterschied 2 Pfennige von jedem Zugtier. Jeder Reiter oder jedes ledige Pferd zahlt 2, ein Fußgeher 1 Pfennig, für Ochsen und Kühe sind 2 Pfennige vom Haupt, für kleineres Vieh, das über die Brücke getrieben wird, als Kälber, Schweine, Schafe, Ziegen, von 4 Stücken je 1 Pfennig zu zahlen. Eine Jungfrau Braut zahlt für ihre Person 12 Pfennige, eine Wittib Braut 24, die Armen gar nichts, außer jedem der beiden Brückenwächter ein Kränzlein und je einen Helbling. Die Brücke zunächst von der Stadt in den Werd (die jetzige Leopoldstädter Insel) ist frei, die jenseits derselben Wohnenden geben jährlich jeden Quatember von jedem Haus 4 Pfennige, wofür sie unbeirrt bei Tag und Nacht über die Brücke gehen können. Wer Rosse oder sonstiges Vieh bloß in den Werd auf die Weide treibt, zahlt nur 1 Pfennig für je 4 Stück, und die im Hause zur täglichen Nahrung der Bürger stehenden Kühe geben nur die Hälfte des Zolles.

Ursprünglich waren die zum Burgfrieden gehörigen vorstädtischen Ansiedlungen nur mit Zäunen umfangen, wie es im Mittelalter auch bei Dörfern in manchen deutschen Gauen der Fall war. Später legte man außen herum auch einen Graben an und schloß die Zugänge mit Brücken und hölzernen Toren ab. Bald genügten aber solche Sicherungsmaßregeln nicht mehr; die Art der Kriegführung, die in reine Mordbrennerzüge ausartete, das Treiben der Raubritter und die Ereignisse des Bürgerkrieges machten ausgiebigere Schutzbauten nötig. Doch wurden diese erst nach 1450 in größerem Umfange in Angriff genommen.

In der Inneren Stadt besaßen gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schon die meisten Gassen und Plätze feststehende Benennungen, welche sich bis in unsere Zeit fortpflanzten. Weitaus die meisten Straßenbezeichnungen stammen von der örtlichen Lage und von den dort betriebenen Geschäften her. Namen wie „Am Bergel" (ursprünglich hieß es aber dort „auf der Schütt", was soviel wie angeschwemmtes Land bedeutete), „Am Gestade", „Tiefer Graben" u. s. w. erklären sich selbst. Die Grünangergasse hat ihren Namen zu einer Zeit erhalten, wo ein „grüner Anger" inmitten der Stadt schon eine große Seltenheit war; übrigens hieß die unweit davon gelegene Domgasse früher gleichfalls „Am Anger". Die Kumpfgasse leitet man von dem alten deutschen Worte Gumpe oder Gumpfe her, das eine Vertiefung im Boden, eine nasse Mulde bedeutete.

Der Engel mit dem Stadtwappen. (S. 414.)

An die dort betriebenen Gewerbe erinnern die Tuchlauben, die Wollzeile, die Bogner-, Spenglergasse, die Seilerstätte (früher Seilerspinnstätte) und Seilergasse, die Münzerstraße (jetzt Bauernmarkt), die Bäckerstraße, die Naglergasse (welche zuerst nach der alten Kapelle „hinter St. Pankraz" und seit 1400 „unter den Nadlern" hieß) (Bild S. 405), die Riemerstraße, das jetzt in ein dezentes „Auwinkel" verwandelte „Sauwinkel", das seinem Namen in mehrfacher Beziehung entsprach, da es wegen der Unsauberkeit berüchtigt war und sich dort das Schweineschlachthaus befand, die Kramergasse (um 1350 „Hutsteppergäßlein" genannt), die Krugerstraße (in strata amphorarum), auch die heutige Griechengasse hieß um 1350 inter figulos (unter den Hafnern), was dann auf den Hafnersteig überging.

Nach den dort verhandelten Waren wurden benannt der „alte Fleischmarkt (in antiquo foro carnium schon 1285), der Bauernmarkt (wo die Landleute ihre Bodenerzeugnisse feil boten), der Haarhof oder Haarmarkt (wo der Sitz des Flachshandels war), der Kienmarkt (am Ruprechtsplatz, hier verkaufte man die früher sehr wichtigen Kienspäne, die von der ärmeren Klasse auch als Beleuchtungsmittel verwendet wurden), der Kohlmarkt (zuerst „Widmarkt" und erst um 1300 in foro carbonum genannt), die Kohlmessergasse (wo die Kleinhändler mit Holzkohle ihren Sitz hatten), der Salzgries (wo die Salzschiffe landeten und die Salzer ihre Niederlagen hatten), der „Schweinmarkt" (heute Lobkowitzplatz), der Roßmarkt am Stock-im-Eisen-Platz u. s. w.

Jene Ortsbezeichnungen, die an Kirchen oder kirchliche Stiftungen erinnern, bedürfen keiner Erklärung. Spärlich sind in der inneren Stadt die

Straßennamen, welche schon zur Zeit ihrer Entstehung nach alten Wiener Bürgergeschlechtern genannt wurden. Hierher gehört allenfalls der „Stoß im Himmel", die Singerstraße (angeblich von dem Wiener Bürger Siniger oder Seniger, kommt aber auch um 1320 als platea cantorum, als Sängerstraße vor und könnte daher auch nach den hier wohnenden Sängern von St. Stephan genannt sein); ebenso ist die Ableitung der Schenkenstraße von dem Adelsgeschlecht der Schenken von Hausbach sehr zweifelhaft, denn die heutige Schenkenstraße hieß um 1300 Mentlerstraße, nach dem besonderen Zweig der Kleidermacher, den Mentlern, die heutige Bankgasse kommt aber schon vor 1290 als strata pincernarum vor, woraus sich schließen ließe, daß hier das herzogliche Kellergesinde mit seinem Chef, dem „Schenken", den Sitz hatte.

Die Weihburggasse, schon 1267 als „in der Weichenburg" vorkommend, wird von der alten fortifikatorischen Bezeichnung „Weichhaus" abgeleitet, wor-

Marienrelief in der Singerstraße. (S. 414.)

unter ein Turm oder ein vorspringendes Werk an den Mauern einer Stadt verstanden wurde. Eigentümlich ist aber doch, daß von einer solchen Befestigung in jener Gegend gar keine andere Kunde erhalten blieb. Auch die Erklärung der Teinfaltstraße ist etwas kompliziert; der Name soll von einem dort bestandenen Domvogtshaus (1302 Tuenvoits-, dann Tumvoit- und Tunvaltstraße) in Zusammenziehung mit „Steinfeld", der alten Bezeichnung der Freiung, entstanden sein, die ihrerseits den Namen vom Asylrechte des Schottenstiftes hat. Übrigens hatte nur der untere Teil der Freiung vor der Schottenkirche die Bezeichnung „Steinfeld", der obere, zwischen der Renngasse und Strauchgasse, hieß „auf dem Mist", ein Name, der sich ganz von selbst erklärt, wenn man bedenkt, daß früher durch die Strauchgasse das Gerinne des Alserbaches ging, das als Ablagerungsstätte benützt wurde. Der heutige „Heidenschuß" führte den Namen „am Kiel"; dieses Wort bedeutete stets einen runden Hohlraum und dürfte daher als Ortsbezeichnung von einer hier befindlichen teilweisen Einwölbung des Alserbaches stammen. Der spätere Name „Heidenschuß — in der ältesten Form „do der Haiden scheußt gegen den Kiel über" —

kommt schon 1442 vor, worin ein klarer Beweis liegt, daß der Name nicht von einer Episode aus der Belagerung des Jahres 1529 stammen kann. Das Haus gehörte in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einem Bürger Heinrich Haiden und hieß das Haidenhaus schon lange vor 1529. Die Wallnerstraße hieß ursprünglich „Wallichgasse" von dem alten Worte „walch" oder „wallisch", woraus sich später „wällisch" für fremd und speziell italienisch herausbildete. In der alten Wallichgasse hatten aber die fremden Fuhrleute und Händler ihre Herbergen und gaben auch der Gasse den Namen. In ähnlicher Weise erklärt man die Bezeichnung „Im Elend" für einen Teil des Salzgries, von dem mittelhochdeutschen Worte „aliland", das fremd bedeutet, weil hier angeblich eine vom Schottenkloster für englische und schottische Reisende bestimmte Herberge war. Unanfechtbar ist aber diese Ableitung nicht und es ist doch fraglich, ob der Name nicht mit der Armut der Bewohner dieser sehr winkeligen und düsteren Gegend zusammenhängt. Übrigens gab es auch am Schulhof Nr. 8 ein Haus, das „zum Elend" hieß.

Aeneas Sylvius entwirft uns um 1450 ein Bild von Wien, bei dem er freundlichere Lichter aufsetzt, als wenn er über dessen Bewohner spricht.

„Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritte, aber sie hat weitläufige Vorstädte, die gleichfalls ein mächtiger Wall und Graben einschließt. Der Graben der Stadt ist breit, der Wall sehr hoch, die Mauer dick und erhaben, mit vielen Türmen und Bollwerken zur Verteidigung trefflich."

„Der Bürger Häuser sind hoch und geräumig, wohl geziert, gut und fest gebaut, ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die sie Stuben nennen und heizen, denn der Winter ist sehr rauh. Überall sind Fenster von Glas und Türen und Gitter meist von Eisen; die Vögel singen in den Stuben und man erblickt zahlreiches und köstliches Gerät. Den Rossen und jeglicher Gattung Zugvieh öffnen sie weite Ställe. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, sie sind mit Geschmack und Pracht verziert, meist von innen und außen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meist von Schindeln, wenige mit Ziegeln gedeckt. Wo du zu einem Bürger gehst, meinst du in eines Fürsten Haus zu treten. Die Häuser der Prälaten und des hohen Adels sind frei und der Stadtmagistrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller sind so tief und weit, daß das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdisches und ein unterirdisches Wien. Die Straßen und Gassen sind mit hartem Gestein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht."

„Dem Herrn des Himmels und seinen Heiligen sind herrliche Kirchen gebaut, aus gehauenen Steinen, groß und hell und mit herrlichen Säulenordnungen, vielen und kostbaren Reliquien, mit Gold, Silber und Edelgestein, reichem Kleinod und Kirchengerät. Die Geistlichkeit ist reich gestiftet. Der Propst bei St. Stephan untersteht dem Heiligen Stuhle unmittelbar. Die Stadt ist im Passauer Sprengel, aber die Tochter ist größer als die Mutter. Viele Häuser der Stadt haben eigene Kirchen, Kapellen und Priester. Es sind vier Bettelorden da, aber sie sind vom Betteln weit entfernt. Die Schotten und die regulierten Chorherren St. Augustins (St. Dorothea) gelten für reich. Es sind auch Nonnenklöster da und gottgeweihte Jungfrauen, auch ein Kloster zu St. Hieronymus. In dieses werden Frauenspersonen (Büßerinnen) aufgenommen, die vom Sündenleben sich zu Gott wenden wollen."

Ein Vierteljahrhundert später berichtet der gelehrte Anton de Bonfinis, der Biograph des Königs Mathias Corvinus, über Wien: „Es gehört wohl zu den schönsten Städten der Barbaren" (für den hochgebildeten Italiener der Renaissance wohnten jenseits der Alpen „Barbaren"), „obgleich viele sie an Größe übertreffen. Sie liegt halbzirkelrund an der Donau und gleich als wollte

dieſes mächtige Waſſer der Stadt größere Zierde gewähren, bildet es Inſeln, darinnen viel herrliche Gärten, mit Fruchtbäumen beſetzt, die Bürger erluſtigen und die Jugend zur Freude, zu Mahlzeiten und zu Tänzen einladen. Die Stadtmauer hat über 2000 Schritte im Umfange und iſt von innen und außen mit Schanzen und Bollwerken befeſtigt, damit das grobe Geſchütz nicht ſo leicht ſchaden könne. Rings um den Wall iſt ein ſchöner Spaziergang; auch gewahrt man dort viel herrliche Türme, deren einige aus gehauenen Quaderſteinen viereckig, andere aus gebrannten Ziegeln rund aufgeführt ſind und deren Fenſter mit Gittern, die Eingänge aber mit eiſernen Türen verſehen ſind. Die Schußlöcher ſtehen 30 Fuß hoch und faſſen jedes Geſchütz. Die Gräben können leicht und ſchnell mit Waſſer gefüllt werden. Neben den Stadttoren ſtehen viereckige Türme, die ſelbſt den heftigſten Angriff aushalten. Die Stadt liegt, einem Palaſt ähnlich, im Mittelpunkt der ſie umgebenden Vorſtädte, deren mehrere an Schönheit mit ihr wetteifern. Betritt man das Innere der Stadt, ſo glaubt man nur zwiſchen den mannigfaltigen Gebäuden einer Königsburg zu wandeln. Überall zeigt ſich an den wohlgebauten Wohnungen Sehenswertes. Der ſchauluſtige Fremde gelangt hier faſt gar nicht weiter."

„Jedes Haus hat einen Vor- und Hinterhof, im Innern weite Säle, aber auch wohlverwahrte Winterſtuben; denn von dem nahen Gebirge wehen immer rauhe Winde. Die Gaſtſtuben ſind gut eingerichtet und ſchön getäfelt und ſind ſtatt der „Sommerlauben" (Fenſterniſchen) mit Öfen verſehen. Alle Fenſter haben Glastafeln, welche mit Eiſenſtäben gegen die Diebe beſchirmt ſind. Unter der Erde gibt es tiefe weite Keller und geheime Räume für die Vorräte. Die Gewölbe über der Erde ſind den Niederlagen, Apotheken und Kramläden gewidmet. Verſchwenderiſch zeigt ſich die Pracht in Fenſtern und Spiegeln, ja ſie übertrifft jene der Alten. In den Sälen und Sommerſtuben hält man viele Singvögel, ſo daß der, welcher durch die Straßen ziehet, wohl vermeinet, mitten in einem grünen luſtigen Wald zu ſein. Auf den Marktplätzen, Gaſſen und Querſtraßen iſt überall ein reges Leben. Die Kirchen und Stifte ſind mit großen Koſten auferbauet, insbeſondere der St. Stephansdom und Unſer-Frauen Kirche (Maria Stiegen), wo alles, worauf nur immer der Blick fällt, Bewunderung erregt. Der Stephansturm überragt die ganze Stadt und all ihr Gebiet. Der Dom ſelbſt iſt achteckig (?), oben wie eine Pyramide zugeſpitzt, unten aber breit, einem Apfel (?) zu vergleichen. Die Bilder und Kunſtwerke aus Stein dieſes Domes ſind wohl nirgends ſchöner anzutreffen. Die Klöſter der Mönche und Nonnen mehren die Herrlichkeit der Stadt. So du das Schottenkloſter mit der Kirche und die Paläſte der Fürſten beſchaueſt, wirſt du beteuern, daß der Römer Hoffart auf die Nordländer gekommen ſei. Vor den letzten Kriegen wurden in Wien, Kinder nicht mitgerechnet, 50.000 Seelen und 7000 Studenten gezählet. Neben dem inneren Rat, welcher aus 18 Perſonen beſtehet, ſind zwei Obrigkeiten, der Stadtſchultheiß, der die Streithändel des Volkes ſchlichtet und Bürgermeiſter genannt wird und der Stadtrichter, welcher den Blutbann über die Verbrecher ausübt. Außer dieſen ſind keine anderen Obrigkeiten als der Einnehmer des Umgeldes vom verkauften Weine. Jeder mag in ſeinem Hauſe Gaſtwirt ſein ohne Unehre; ja jener gilt insbeſondere für reich und adelig, dem alles dazu Nötige auf eigenem Grund und Boden wächſt, denn das Land hat vortrefflichen Weinbau und das Volk trinkt ihn gerne, vermehrt ſich fleißig und liebt über alles die Genüſſe des Lebens. Daher übt an den Feiertagen der Wein bei ſelben ſolch eine blinde Macht aus, daß Zank und Schlägereien dabei nichts Ungewöhnliches ſind, ſo daß es nicht geraten iſt, weder bei Nacht noch Tag unbewehrt umherzugehen. Das von dem Handwerker im Verlauf des Jahres mit Mühe und Arbeit ſauer Verdiente wird in der Faſtnacht in jubelnder Luſt durch-

gebracht und hat nun einmal der Wein die Köpfe erhitzt, so beginnt bald der Streit zwischen Hofleuten und Handwerkern, Bürgern und Studenten und niemand vermag dann sie zur Ruhe zu bringen. Die Menge und der beständige Wechsel der Fremden ist so groß, daß sich kaum die Leute der nächsten Nachbarschaft kennen. Daher sind auch wenig alte Familien vorhanden, aber eine große Anzahl von Kaufleuten. Wenn sie alt werden, heiraten sie meistens die schönsten und jüngsten Mädchen, die bald Witwen werden und dann ihre Liebhaber ehelichen. Die Eheleute können nach Belieben durch Schenkung oder Testament einander betreuen, es sei dies erworbenes oder ererbtes Gut. Es gilt für keinen Wucher, auf Pfänder auszuleihen. Das Kriminalgericht verfährt sehr grausam. Die zum Feuertod Verurteilten legt man lebendig auf den Scheiter-

Basrelief im Mariazellerhof. (S. 415.)

haufen, so daß sie nur langsam ein Raub der Flammen werden. Das beim Dieb gefundene gestohlene Gut fällt dem Stadtrichter zu. Es wird hier außerordentlich viel Geld verdient, allein alles geht schnell wieder drauf, auf die Tafel, auf Putz und schöne Bauten. Die Weiber handeln gleich wie die Männer und besuchen ungescheut die Marktplätze. Wiens ganze Umgebung ist ein ungeheurer herrlicher Garten, mit schönen Rebenhügeln und Obstbäumen geschmückt, an welchen anmutige Vorberge mit den freundlichsten Landhäusern liegen, die jeden Genuß des Lebens gewähren. Die nahen Bergesabhänge ergötzen das Auge des Wanderers unbeschreiblich durch die Menge von Burgen und Edelsitzen, von Dörfern und Meiereien. Der Freundlichkeit und Abwechslung wegen würde man aber leicht die Gegend zwischen Wien und Neustadt, um welche sich eine weite Ebene ausbreitet, jeder anderen vorziehen. Ja, wäre Friede im Lande, möchte man lieber in Österreich als in Italien wohnen; aber der ist von hier entflohen."

Auch diese Schilderung Bonfins, wenn sie auch unleugbar viele charakteristische Züge enthält, ist nicht ganz wörtlich zu nehmen. Zum Teil ist sie durch das Bestreben des schöngeistigen Höflings beeinflußt, die zeitweilige Residenz seines Fürsten im glänzendsten Licht erscheinen zu lassen, anderseits fehlt ihm aber gerade in dieser Eigenschaft die Fähigkeit, das bürgerliche Leben unbefangen zu erfassen und zu beurteilen. In dieser Hinsicht ist aber Bonfin auch offenbar bis auf die Gleichartigkeit des Ausdruckes von Aeneas Sylvius beeinflußt.

Bezüglich der bürgerlichen Wohnstätten machen alle diese Beschreibungen die Ausnahme zur Regel. Wenn wir die spärlich vorhandenen authentischen Quellen und auch die ältesten Ansichten zu Rate ziehen, geht daraus hervor, daß die große Mehrzahl der Bürgerhäuser diesen enthusiastischen Schilderungen weder nach Umfang noch Ausstattung entsprochen hat. Weit herauf in das vierzehnte Jahrhundert waren die meisten Häuser noch Fachwerkbauten; erst die wiederholten verheerenden Feuersbrünste schufen da Wandel. Von einzelnen Wohnsitzen reicher und mächtiger Bürgergeschlechter, wie es jene der Heimo, Tirna, Teschler u. s. w. gewesen sein mögen, die abgeschlossenen Edelsitzen mitten in der Stadt glichen, darf man durchaus nicht auf den allgemeinen Typus der Häuser Wiens schließen. Nur wenige Bürgerhäuser, selbst auf öffentlichen Plätzen, hatten mehr als drei oder vier Fenster Breite, dagegen allerdings meist eine beträchtliche Tiefe, so daß besondere Hinterhäuser entstehen, die oft durch offene Galerien mit dem Vorderbau verbunden sind. Ein Stockwerk ist die Regel, bei zweistöckigen Häusern fällt das Obergeschoß meist in den Giebel des hohen Steildaches, der manchmal treppenartig abgestuft ist. Die Häuser der Handelsleute hatten oft im Erdgeschoß offene Bogengänge, sogenannte „Lauben", die das Auslegen der Waren und den Verkehr auch bei schlechtem Wetter gestatteten. Übrigens gehörten solche Lauben nicht immer zum Hause, sondern sie waren auch manchmal nur vorgebaut und hatten einen eigenen Besitzer. Eine noch bestehende sehr belebte Straße des I. Bezirkes hat von den Lauben der dort seßhaften Tuchhändler bis heute ihren Namen und die „Laubenherren" besaßen eigene Vorrechte.

Ziemlich früh übten auch die Anfänge der Baupolizei einen gewissen Einfluß aus. Das alte Landrecht gestattete keinen höheren Bau als von zwei Stockwerken. Albrecht III. erlaubte 1369 den Adeligen darüber hinaus noch drei Ellen, was zur Anlage turmartiger Aufbauten benützt wurde, und später fielen alle Beschränkungen bezüglich der Höhe mit Ausnahme der Bauten vor den Wällen, die keine solche Höhe erhalten durften, daß dadurch ein Überblicken oder Bestreichen der Befestigungen mit Geschossen möglich gewesen wäre. Eine gute Vorstellung vom baulichen Aussehen Wiens in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gibt die dem Klosterneuburger Stammbaum entnommene Ansicht Wiens gegen das Rotenturmtor vom Jahre 1483, die in einem der nächsten Abschnitte enthalten sein wird.

Ob die Bemalung der Häuser so häufig war, wie Aeneas Sylvius es annimmt, darf bezweifelt werden. Dagegen scheinen viele Häuser mit Skulpturen geschmückt gewesen zu sein, von welchen leider nicht viele auf uns gekommen sind. Einzelne davon, wie die Statue des „Winter" am Eckhause der Tuchlauben und das Relief am ehemaligen Praghaus wurden schon erwähnt, ebenso jenes am Judenplatz. Sehr bekannt ist der ursprünglich am sogenannten „Taschnerhaus" (Lichtensteg Nr. 4), jetzt an der Ecke des alten Rathauses in der Wipplingerstraße angebrachte Engel mit den Wappen des Landes Österreich und dem Kreuzschild der Stadt Wien, die durch eine Kette verbunden sind. Da das Haus am Lichtensteg um 1425 im Besitze des bei Albrecht V. sehr

beliebten Bürgermeisters Konrad Hölzler war, so ist es wahrscheinlich, daß die Skulptur von diesem stammt und eine Allegorie auf die innige Verbindung der Stadt Wien mit Österreich sein soll. Auf jeden Fall war es ein Irrtum, einige Zeit diesen Engel als das eigentliche Stadtwappen anzusehen (Bild S. 408). Ein merkwürdiges Basrelief befindet sich auch am Hause Nr. 4 der Singerstraße, das den Schild „zum grünen Lindwurm", später einfach zum „Drachen" führte. Es stellt die heil. Maria mit dem Kindlein auf der Mondsichel sitzend, von einem Strahlenkranz umgeben und von zwei Engeln gekrönt vor; im anderen Feld zeigt sich ein ziemlich plump ausgefallener Lindwurm. Leider ist die Inschrift des Spruchbandes nicht mehr lesbar, doch dürfte die Skulptur aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stammen. (Bild S. 409.)

Hier ist auch der mit hübscher Skulpturarbeit ausgestattete Erker am Hause Nr. 3 Steyrerhof zu nennen. Er stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, enthält vier Bürgerwappen und sieht man in der Mitte unter einer Krone den Buchstaben M., begleitet vorne von I. und rückwärts von P. Dieselben beziehen sich wohl auf die Namen der Hausbesitzer, Eheleute Jörg und Margaret Prewes (1476). Die Schrift auf einem über das ganze Relief sich windenden Spruchbande ist leider nicht mehr zu entziffern, da der Stein stellenweise stark verwittert ist. Er war früher wahrscheinlich über dem Eingangstore des Gebäudes angebracht.

An die vom alten „Regensburgerhof" auch auf den neuen Prachtbau übergegangenen zwei Steinbrustbilder, die als Tragsteine der runden Erker dienten, knüpft sich eine Erzählung, deren tatsächliche Begründung sich allerdings nicht mehr erweisen läßt. Die beiden Brustbilder stellen einen Mann und eine Frau vor, die aufmerksam in die Ferne zu spähen scheinen. Es soll dies der einstige Besitzer des Hauses Niklas Teschler und seine Gattin sein, dessen Reichtum sprichwörtlich in Wien war und der auch 1443 bis 1445 die Würde eines Bürgermeisters bekleidete. Der Sohn des Paares gab sich einem ungebundenen Lebenswandel hin und zog dann, den Eltern sein Erbteil abtrotzend, voll Abenteuerlust in die weite Welt. Als er nun durch Jahre nicht heimkehrte, ließen die betrübten Eltern die Steinbilder an den Erkern anbringen, um den vielleicht doch noch, wenn auch erst nach ihrem Tode wiederkehrenden Sohn die Überzeugung zu geben, daß sie nie aufgehört hatten, voll Liebe und Sehnsucht nach ihm „auszulugen". Darin läge eine Art Erklärung des Namens „Lugeck", mit welcher es sich allerdings nicht vereinen ließe, wenn die Annahme richtig ist, daß dieser von den hier bestandenen, eine Ecke bildenden „Lauben" komme und ursprünglich „Lubeneck" geheißen habe.

Die weitaus schönste Steinskulptur aus dem fünfzehnten Jahrhundert befindet sich aber im „Klein-Mariazeller-Hof", Johannesgasse 6. Das im Hofraum angebrachte figurenreiche Basrelief zeigte die gekrönte heil. Jungfrau mit dem Christuskind auf dem Schoß, in der rechten Hand eine offene Schriftrolle haltend. Diese Gruppe überwölbt ein besonders zierlicher gotischer Baldachin. Die aus zwölf Figuren gebildete Gruppe zur Rechten Mariens ist lebhaft bewegt. Die Hauptfigur der Gruppe ist jene des knienden Hausbesitzers Stephan von Hohenberg, bekleidet mit einem langen faltenreichen Mantel, das Haupt bedeckt mit einer eigentümlich geformten Mütze, die bis zum Genicke reicht und meist von Personen getragen wurde, welche in Verbindung mit der Universität standen. Ein kleiner Schild mit dem Panther (das Hohenbergsche Wappen) zu den Füßen der Figur macht deren Bedeutung unzweifelhaft. Zur Verewigung des von diesem Stephan von Hohenberg im Jahre 1482 der Abtei Klein-Mariazell (bei Altenmarkt, V. U. W. W.) freiwillig gemachten Geschenkes mit diesem Hause hielt die besagte Figur dessen Modell in den aufgehobenen

Händen und bietet es der Mutter Gottes als Weihgeschenk. Hinter der Figur des Hohenberger steht jene seines Namenspatrons, des heiligen Stephan, im Diakonkleide, das Symbol seines Märtyrertodes in der linken Hand tragend. Die übrigen Figuren dieser rechtsseitigen Gruppe sind zweifelsohne teils Bewaffnete, teils Landvolk. Das kleine verkrüppelte Figürchen, ganz unten in der Ecke, den Arm um ein Reh schlingend, stellt mit seinem fratzenhaften Äußeren einen Zwerg vor, diese beliebte in der Umgebung vornehmer Personen zu jener Zeit niemals fehlende Erscheinung.

Die Gruppe zur Linken besteht ebenfalls aus zwölf Figuren, lauter Mönchen und Nonnen in dem weiten Klosterkleid. Vorne kniet Abt Johann von Mariazell unbedeckten Hauptes; von dem Pastorale in seiner Hand ist nur mehr der Rest eines Schweißtuches übrig. Zu des Abtes Füßen befindet sich ein Schild mit dem Stiftswappen, eine Flachshechel vorstellend. Leider sind auch die an dieser Skulptur angebrachten Spruchbänder durch Verwitterung unlesbar. (Bild S. 412.)

Wir haben bei diesem Anlasse schon wiederholt die Sitte erwähnt, die Häuser mit Schildern zu bezeichnen. Im Beginn mag damit auch der Zweck leichterer Orientierung verbunden gewesen sein; aber später benützte man lokale Ereignisse, deren Bedeutung in Ernst und Scherz schon lange vergessen ist, während das Hausschild noch bis in unsere Zeit erhalten blieb, ohne daß sich eine Erklärung für die oft recht wunderliche Bezeichnung finden ließe.

Dies gilt z. B. von den ehemaligen Hausschildern, „wo der Hahn in den Spiegel schaut" (Eisgrübl Nr. 4), „wo die Kuh am Brett spielt" (Bäckerstraße Nr. 16), „wo die Gans beschlagen wird" (Himmelpfortgasse Nr. 3) u. s. w. Daß das Hausschild: „wo der Wolf den Gänsen predigt" (Wallnerstraße Nr. 17) eine Satire aus dem Beginn der Reformationszeit sein soll, kann nicht angenommen werden, da es schon 1419 vorkommt; es mußte also, wenn schon ein Spott auf religiöse Zustände angenommen wird, die hussitische Bewegung gemeint sein, was immerhin möglich ist.

Das noch heute erhaltene Freskobild stammt aber aus späterer Zeit und ist wohl öfter erneuert worden. (Bild S. 416.)

Ein Haus, dessen Schild zu den bekanntesten in ganz Wien gehört, das sogenannte „Basiliskenhaus" Nr. 7 (alt 678) in der Schönlaterngasse, ist in der jüngsten Zeit auch einem Umbau unterzogen worden. Noch bis zu einer der letzten Renovierungen war unter der unförmlichen, in einer Nische angebrachten Steinfigur die, einem Hahn ähnelte, folgende Inschrift zu lesen: „Anno Domini MCCXII ward erweldt Kayser Friedrich II. Unter seynem Regiment ist von einem Hann entsprungen ain Basilisc, welcher obstehender Figur gleich; und ist der Brunnen voll angeschütt worden mit Erden, darinnen selbiges Thier gefunden worden ist; ohne zweyffel, weil es seyner giftigen aygenschaft, vill menschen gestorben und verdorben seynd. Renovirt Anno 1577 durch den Hauß-Herrn Hannß Spannring, Buchhändler."

Über die ursprüngliche Geschichte des Basiliskenhauses erzählt uns aber der Wiener Forscher Wolfgang Laz Folgendes: Den 26. Juni 1212 entstand großes Geschrei und Lärmen in und um das Haus eines Bäckers in dem Stadtteile, den man dazumal unterm Tempelhof zu nennen pflegte. Das Haus aber war zum roten Kreuz genannt, und versammelte sich vor demselben auf darin erhobenes grausames Geschrei und Klagen eine große Menge Volkes, ungeduldig und vorwitzig, was wohl der Lärmen zu bedeuten haben möge, und was für ein Unglück da vorgegangen sei. Da kam auch endlich der Stadtrichter Herr Jakob von der Hülben geritten und forschte mit seinen Knechten, ob jemand ungebührlicherweise Gewalt geschehen oder der Stadtbann durch leidigen Friedens-

bruch verletzt worden sei. Die Sache verhielt sich aber folgender Gestalt. Eine Magd des genannten Bäckers sollte in der Frühe aus dem im Hofe stehenden Ziehbrunnen Wasser schöpfen. Dieselbe kam aber mit leerem Kruge und großem Geheule zurück, meldend, es sei ein greulicher Gestank aus dem Brunnen hervorgegangen, der sie fast betäubet und ihr das Schöpfen verleidet, habe auch aus demselben wundersam geglitzert und geleuchtet, so daß sie für Schrecken und Angst fast des Todes verkommen.

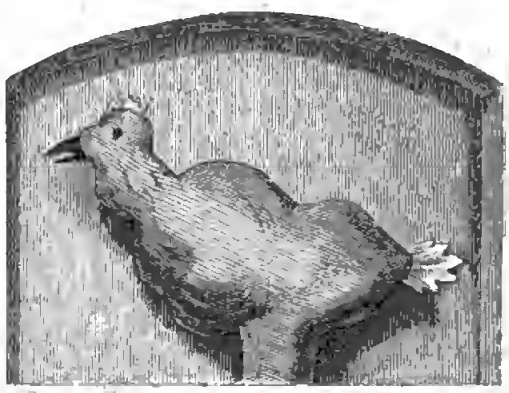
Alsbald unterwand sich ein beherzter Bäckerjung, das seltsame Phänomen näher zu untersuchen, ließ sich wohl an ein Seil binden und mit angezündeter Pechfackel in den Brunnen hinablassen; erhob jedoch plötzlich ein entsetzliches Geschrei und wurde für tot auf das schleunigste wieder aus dem Brunnen

Hausschild: Wo der Wolf den Gänsen predigt. (S. 415.)

herfürgezogen. Nachdem man ihn mit allerlei Arcana gelabt und er wiederum etwas zum Leben zurückgekommen, sagte er mit bebender Stimme aus, wie daß er ein gräßliches Tier im Brunnen gesehen habe, fast in Gestalt eines großen Hahnes, aber greulich anzusehen, mit vielzackigem Schuppenschweife, plumpen, warzigen Füßen, wundersam glühenden Augen und ein Krönlein auf dem Haupte. Schien ihm fast, als sei das Tier aus einem Hahn, einer Kröte und einer Schlange zusammengesetzt und hätte er sein Leben so was Abscheuliches und Abschreckendes nicht gesehen. Schloß auch alsbald die Augen und schrie um Hilfe, denn ihm wollte bedünken, als ob ihm durch den giftigen Blick des Untiers das Blut in den Adern zu erstarren beginne und hätte er sonder Zweifel jämmerlich dahinsterben müssen, wenn man ihn nicht schnell zurückgezogen, denn auch der widerliche Gestank habe ihm die Brust beengt und den Atem verlegt.

Jedermänniglich verwunderte sich baß über die wundersame Mär, begehrte auch niemand weiter, seinen Vorwitz zu büßen und wußte aber nicht, was von dieser Begebenheit zu halten und was bei so gestalten Sachen anzufangen. Da trat hervor Herr Heinrich Pollitzer, der Weltweisheit Doktor, ein geschickter Medikus und in der Kenntnis von den natürlichen Dingen wohl erfahren, der erklärte den Leuten, daß solch ein greuliches Tier Basilisk genannt sei, und wie dasselbe wunderbarerweise aus einem Ei entstünde, das ein Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet habe. Wie endlich der alte berühmte Naturforscher Plinius der Ältere schon ein solches Tier beschrieben, wie sein Blick so giftig sei, daß jedes Menschenkind davor ersterben müsse, und wie es endlich auf keine andere Art zu ertöten sei, als wenn man ihm eine polierte Metalltafel vorhalte, darinnen er, sein eigenes Bild erblickend, vor dessen Scheußlichkeit sich so sehr entsetze, daß er vor Wut und Ingrimm zerplatze.

Nachdem man sich noch eine Weile bestens beraten, wurden nach der Anleitung Herrn Heinrichs allgemach große Steine und viel Erden in den Brunnen geworfen, auf daß das Untier dadurch erdrückt und ertötet werde. Zuletzt ward besagter Brunnen bis auf den Rand mit Erden und Steinen angefüllet, so daß kein fürderes Unheil geschehen mochte. Stiegen aber während der Arbeit so böse und gefährliche Dünste aus dem Brunnen, daß einige Arbeiter plötzlich erkrankten und jämmerlich dahinstarben, wie auch der ermeldete Bäckenjung in ein paar Tagen darauf vor Entsetzen und Grausen des Todes verblichen.



Steinbild des „Basilisken".

So weit die Sage vom Basiliskenhaus, an welche ein unförmliches Steingebilde, dem ein Kamm und ein Schweif aus Metall angesetzt war, durch all die Jahrhunderte her erinnerte. Man darf es den biederen Wienern aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nicht verübeln, wenn sie steif und fest an den Basilisken und seine erschrecklichen Eigenschaften glaubten. Tat doch Dr. Wolfgang Laz mehr als dreihundert Jahre später desgleichen, obwohl oder vielleicht weil er ein grundgelehrter Mann und als Arzt auch ein Naturkundiger war. Erscheinen doch in dem seltenen Werke des Jonstonus „Historia naturalis", das gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien und seiner prächtigen Kupfertafeln wegen geschätzt ist, noch Greif, Vampyr, Einhorn und Basilisk neben den anderen Tieren. Erst der modernen Wissenschaft war es vorbehalten, das Rätsel zu lösen und zwar war es der berühmte Geologe Prof. Dr. Eduard Sueß, der nach genauer Untersuchung des Steinbildes zu folgenden Schlüssen kam: „Der Kongerien-Tegel enthält häufig flache Sphaeroide (abgeplattete Rundkörper) aus blauem Sandstein, die sich sogar zu größeren unregelmäßigen Platten vereinigen. Der Basilisk ist ein solches Aggregat von

Sandstein-Sphaeroiden, wie sie namentlich beim Arsenal und sonst nicht selten vorkommen. Man wird im Jahre 1212 einen tiefen Brunnen gegraben und die Tegelgrenze erreicht haben, wobei man auf eine solche Platte stieß. Als man sie hob, kam Wasser zum Vorschein, das ein Stickgas mit sich emporriß, wie es bei Tegelmassen oft der Fall ist." So erklärt sich das Erschrecken und Übelbefinden des im Brunnenschacht Befindlichen, wobei es unentschieden bleiben muß, ob er dann absichtlich seine Erlebnisse da „unten, wo es fürchterlich ist" märchenhaft aufputzte, oder seine von Angst und abergläubischem Wust erregte Phantasie ihn wirklich glauben ließ, den totbringenden Basilisk gesehen zu haben. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich dem oben erwähnten Hausschild „wo der Hahn in den Spiegel schaut" eine ähnliche, aber in ihren Details vergessene Sage zu grunde liegt.

Die Verwaltung Wiens im fünfzehnten Jahrhundert.

Aus der Zeit Herzog Albrecht V. hat sich eine Zusammenstellung erhalten, welche zeigt, wie gegliedert schon damals das öffentliche Recht Wiens war, gegen die ersten knappen, nur wenige Materien kurz berührenden Handfesten der Babenberger. Die einzelnen Abschnitte lauten: „Wie man sich vor Gericht halten soll; — von den Gerichtstagen; — von Geldklage und Bürgschaft; — vom Pfand und persönlicher Haft; — von der Rechnungslegung; — von auswärtigen Schulden; — von Frauen, die kaufen und verkaufen (hier wird bestimmt, daß Frauen wegen Schulden nicht verhaftet werden können, und setzen sie kein Pfand ein, so kann sich der Gläubiger nur auf ihre Treue verlassen und sich mit Gott beraten, wie er zu seinem Gut gelange; ist der Mann außer Landes, so kann man Frau, Kinder und Verwandte wegen der Schulden nicht belästigen); — vom Haus- und Hofzins; — von Dienstboten und Tagwerkern; — vom Häuserkauf und Zubau; — von Feuersbrunst; — vom Spielen im Wirtshaus; — vom Spiel um Wein oder zu „losen", so viel wie „wetten"; — vom Spiel auf der Straße; — vom Verkauf der Feldfrüchte; — vom Roßtausch (beim Roßverkauf ist eine Reufrist von drei Tagen gesetzt); — vom Gewandkaufen (der Kauf ist unwiderruflich, sobald der Gewandschneider das Zeug, wollen oder leinen, abgeschnitten hat); — vom Verkauf geraubter Rinder und Pferde; — von Dieben und Räubern; — vom Weingartenkauf; — von der Bürgschaft; — vom Getreidekauf; — vom Heiratsgut; — von der Ehe; — von Kindern und Enkeln; — von den Stiefkindern; — vom fahrenden Gute; — von der Zeugenschaft; — vom Weingartenrechte; — vom Zehent; — vom Bergrecht; — von Verpfändung der Häuser und Weingärten; — von tragbaren Pfändern; — von der Einfriedigung der Häuser und Grundstücke und deren Verletzung; — von den Zwischenmauern, Dachrinnen und Rinnsalen auf der Gasse (Streitigkeiten hierüber entscheidet der Richter mit Zuziehung der Nachbarn; jeder mag auf seinem Eigen „zymern", d. i. bauen, so hoch er will, es sei denn ein Haus, durch das ein Schaden geschehen kann, als Raubhäuser und solche Häuser, die vor einer Stadt außerhalb der Stadttore gelegen sind, welche Häuser nicht bis zur Höhe der Stadtmauer aufgeführt werden durften, um dem Feinde bei einer Belagerung nicht eine ihm vorteilhafte Stellung zu bieten); — von den Judenpfändern; — vom Pferdeausleihen; — von den Schulden der Geistlichen (diese sollen vor dem weltlichen Richter verhandelt und der Geistliche kann gepfändet werden); — von den Schulden der Studenten (dieselben kommen ebenfalls dem ordentlichen, nicht dem Universitätsgerichte zur Entscheidung zu); — von den Schulden der Mönche und Nonnen (sie verantworten sich nur vor

dem Abt oder der Äbtissin; der Kläger aber darf mit Hilfe des weltlichen Gerichtes auf die Klostergüter Beschlag legen); — von den Schulden der Edelleute (man kann ihr Gut pfänden, aber ihre Person darf nicht angetastet werden); — von den schädlichen Leuten; — vom Donau-Recht (die Anwohner der Donau haben das Recht, einen Geächteten über das Wasser zu führen, doch sind sie verbunden, seinen Verfolgern ein Gleiches zu tun).

Die städtischen Vertretungskörper hatten allmählich eine ziemlich reiche Gliederung angenommen und ihr Wirkungskreis ist nicht immer klar zu bestimmen. Der schon im Leopoldinischen Stadtrecht vorgesehene „Stadtrat" wechselte bezüglich der Zahl seiner Mitglieder und auch hinsichtlich der Wahltermine mehrmals. Seit 1396 fand die Wahl des „inneren Rates," wie er nun hieß, alljährlich am Simon- und Judastag (28. Oktober), später am St. Thomastag (28. Dezember) statt und an den gleichen Terminen wurde auch der Bürgermeister gewählt. Kurze Zeit, aber nur bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, bestand auch ein äußerer Rat, der 40 Mitglieder, also doppelt so viel als der innere zählte, seine Befugnisse sind aber nicht bekannt. Dagegen bestanden die „Genannten" seit dem Leopoldinischen Stadtrechte von 1221 ununterbrochen fort. Ursprünglich aus 100 Mitgliedern bestehend, die nur als Gerichtszeugen bei Käufen und anderen Besitzveränderungen zu dienen hatten, wurde ihre Zahl später auf 200 erhöht und sie „zu gemainer stat handlungen und geschefften" herangezogen, wodurch ihr Wirkungskreis wesentlich erhöht wurde und sie einen oft ausschlaggebenden politischen Einfluß erhielten. Eine im Rathausturm befindliche Glocke, die „Ratsglocke" berief den inneren Rat ein, der sich ordnungsgemäß wenigstens einmal in der Woche versammeln sollte. Eine andere Glocke forderte zum Zusammentritt der „Genannten" auf und die Sturmglocke von St. Stephan wendete sich in Zeiten der Gefahr an alle Bürger.

Unter den Beamten der Stadt stand der Notarius oder Stadtschreiber am höchsten; er bezog 32 Pfund Pfennige Besoldung und kleinere Beisteuern für Holz, Fastenfische und Opfergeld, nebst 15 Küfeln Salz. Die gleichen Bezüge hatten die vier Steuerherren, welchen die Einhebung der Steuern oblag. Bedeutend besser war besoldet der Stadtbüchsenmeister, welcher 78 Pfund Pfennige und 15 Pfund für ein Hofgewand bezog. Gute erfahrene Büchsenmeister waren im Beginne des Geschützwesens sehr gesucht und selten, so daß Fürsten und Städte wetteiferten, sich die Dienste eines solchen zu sichern. Außerdem wurden noch von der Stadt besoldet der Studentenrichter, während der Stadtrichter als landesfürstlicher Beamter ebenso wie der Anwalt nur auf Opfergeld von 1 Pfund Pfennige für sich und ebenso viel für ihre Frauen, 2 Pfund für Fastenfische und 15 Küfel Salz erhielten. Die Aufsicht über die Straßen führte ein von der Stadt bestellter Überleger. Zur Kontrolle über die Weineinfuhr bestimmte die Gemeinde acht Genannte, deren Zahl zur Zeit der Weinlese bedeutend erhöht wurde, nebst einer Anzahl von Überreutern, welchen die Funktion der heutigen Weinhirten zufiel. Auch zwei Trompeter standen im Dienst der Gemeinde, welche außer einem kleinen Gehalt 5 Pfund für ein Hofgewand erhielten; dann gab es noch im städtischen Sold einen „Mistrichter", einen Gefangenaufseher, einen „Züchtiger", einen „Sterzenmeister" und 64 Söldner. Der Schulmeister bei St. Stephan erhielt 32 Pfund, jeder der drei Meister an der Bürgerschule 16 Pfund, der Organist 8 Pfund von der Stadt. Bis in das letzte Viertel des vierzehnten Jahrhunderts bezog der Bürgermeister nur 10 Pfund Pfennige, später 32 Pfund, außerdem aber für ein Hofgewand 16 Gulden, für Fastenfische 4 Pfund, für sich und seine Frau Opfergeld je 2 Pfund, 30 Küfel Salz. Die Ratsherren

hatten Anspruch auf 8 Gulden für ein Hofgewand, Opfergeld und für Fastenfische, nebst 15 Kübel Salz, doch wurden später alle Naturalbezüge in Geld umgewandelt. Nur jene zwei Räte, die als Kämmerer für die finanzielle Gebarung und für das Sicherheitswesen verantwortlich waren, bezogen den ungewöhnlich hohen Jahresgehalt von 52 Pfund Pfennigen.

Auch das Gerichtswesen war infolge der vielen Sondergerichte ein ziemlich kompliziertes. Außer dem Stadtgerichte übte noch der Landmarschall in Fällen des Landfriedensbruches oder bei Klagen gegen den Adel das Richteramt aus; über landesfürstliche Beamte und Diener urteilte das Hofgericht, über Geistliche das Passauische, über Angehörige der Universität deren besonderes Gericht; die flamändischen Färber, die Münzer (Hausgenossen) und später auch die Goldschmiede unterstanden dem Gericht des Münzmeisters, endlich gab es bis 1421 noch einen besonderen Judenrichter und in Streitigkeiten über Handels- und Gewerbssachen entschied der Hansgraf, der vom Herzog bestellt wurde.

Das Stadtgericht hatte seinen Sitz ursprünglich in einem Hause an Stelle des Fischhofes am Hohen Markt, später auf dem gleichen Platz im Gebäude der Bürgerschranne (Nr. 5, alt 545). Hier hielt der Stadtrichter mit zwölf Beisitzern seine Gerichtstage in Zivil- und Kriminalfällen ab. Ging es um Leib und Leben, so verkündete der Stadtrichter von dem noch bis um 1850 bestandenen Vorbau aus, der eine Statue der Themis trug, feierlich das Urteil. Die Bürgerschranne war einstöckig, von einem mächtigen Giebel überragt, im Erdgeschoß lag ein Laubengang, über diesem eine Altane, zu der eine Freitreppe hinaufführte. Vor dem Gebäude standen der Pranger und die Gerichtssäule, die durch die Wage der Themis bezeichnet war.

Die hier beigegebene Abbildung (Seite 424) zeigt die Stadt-Schranne mit ihrer Häuserumgebung, welche einer weiteren Erörterung unterzogen werden muß. Das mit der Nummer 1 versehene Gebäude ist die Schranne mit dem verhängnisvollen Balkon; 2. das sogenannte „Leinwandhaus“ (heute Nr. 4, alt 544); dasselbe gehörte dem Bürgerspital und war eine Art Börse der Leinwandhändler, welche bei Antritt ihres Geschäftes dahin eine Abgabe zahlen mußten, wogegen sie die Bewilligung erhielten, im Leinwandhause ihre Waren feil zu bieten. Es bildete die Ecke eines schmalen Gäßchens, 3. das Linnengassel genannt, heute als Vorlaufgasse dem Andenken des wackeren Bürgermeisters gewidmet und vom Hohen Markt in die Landskrongasse führend. 4. Dieses Haus trug das Schild „zum silbernen Hänslein“, später zum „Breiten Stein“.

Da der Hohe Markt, als ältester Marktplatz Wiens, von jeher seinen Vorrang unter allen Verkaufsplätzen behauptete, war er nicht nur der belebteste Platz, sondern auf ihm vereinigte sich eine große Anzahl von verschiedenartigsten, zu Erwerbszwecken dienenden Gebäuden. So sehen wir: 5. das Schrem- (Kram-) Haus, schon 1391 so genannt; 6. das Krechsen-Haus, bei welchem elf „Chremen“ (Verkaufsstände) bestanden und welches daher seinen Namen führt, weil es der Aufbewahrungsort der „Krechsen“ (Kraxen, Tragkörbe für Marktware) gewesen. 7. Haus, genannt der Turm, und zwar von der eigentümlichen Gestalt seines Eckgiebels. 8. bildete eine kleine Erhöhung des Platzes, welche der Hühnerbühel (Hügel, auf welchem der Hühnerverkauf statt hatte) hieß. Es ist aber nicht richtig, wenn vermeint wird, als wäre hier der Hohe Markt durch das alte Stadttor „am Weinberg“ zu schließen gewesen. Zu dieser Meinung veranlaßte wohl nur der Umstand, daß bis in die neueste Zeit an der Ecke des Hauses mit der Nummer 2 (Salvatorgasse, alt 447) die Tuchhandlung „zum Weinberg“ sich befand. Das Tor aber, welches in einer Auf-

zeichnung vom Jahre 1458 erwähnt wird, ist jenes am Katzensteige, und der Zusatz bedeutet „bei dem Weinberger“ (dem Hausbesitzer), folglich eine Person und nicht einen Ort. 9. Das enge Gäßchen, wo man ebenfalls Federvieh feil hielt, trug den Namen Hühnergäßchen. 10. Das Schmer-Haus, auch Schmergrübel genannt, erhielt den Namen von dem Schmalzhandel, der da getrieben wurde, 11. deutet den Platz an, wo die frühere Schranne gestanden. 12. Hier stand das Ziegelhaus, woselbst der Verkauf von Backsteinen statt hatte. 13. Das Riemhaus; hier wurden Riemerwaren feilgeboten. Schon 1382 kommt in den Stadtbüchern an derselben Stelle der Verkauf einer „Tischstatt“, also eines sogenannten „Verkaufsstandes“ eines Riemers vor. 14. hier lag der „Silberbühel“, dessen Benennung nicht so sehr von dem Umstande herrühren mag, daß etwa daselbst die Wechsler ihre Tische hatten, sondern viel eher von einem der Hausgenossenschaft der herzoglichen Münzer zugehörigen Hause. Schon im Jahre 1350 genehmigte Herzog Albrecht II. ausdrücklich, daß während der Fasten die Fischer in Wien das Recht haben sollen, einen Hausenwagen am „ober Tail des münserhauses an den wentchremen“ und einen „innerhalb des münsertor“ aufzustellen. Wenngleich nun damals sich die Hauptmünze am Hof befand, so mußte nach dem Umstande, daß der Silberbühel gegen den Fischhof zu lag, wie daß auch die Münzerstraße (Bauernmarkt) ihren Namen von dem dort befindlichen Münzerhause erhielt, auch auf dem Hohen Markt ein derlei Münzergenossenschaftshaus bestanden haben.

Die ganze linke Seite des Hohen Marktes, von der Judengasse gegen die Krebsgasse, hieß „unterm Wentchremen (Gewandkram). Nach der Meinung Einiger soll diese Benennung ihre Erklärung in dem Schiedsspruche des Herzog Albrecht V. finden, den er im Jahre 1432 zwischen den Kaufleuten und Krämern tat, wo es heißt: „Wenn so die Kaufleut in ire Gewelbe alle die klain Ding verkauffen, die vormals die Wendkremer und die am Lichtensteg hinein verkaufft und gehandelt“; daraus will man die Überzeugung schöpfen, es wären unter „Wendchremen“ die heutigen Nürnberger-Handlungen verstanden gewesen. Dem ist aber nicht so. „Das Wand“ hieß im Altdeutschen ein Gewebe, besonders ein wollenes Gewebe, und man bezeichnete derartig auch die daraus bereiteten Kleidungsstücke, daher auch die Benennung Gewand, Leinwand. Es mögen daher diese „Wandkrämer“ viel eher mit den heutigen „Pfaidlern“ identisch sein und den ganzen kleinen Kram dieser, wie Joppchen, Strümpfe, Bänder u. dgl., auf dem Lager gehabt haben. Schon 1633 heißt diese Gegend: „genannt unter den Wendchremen“, ein Zeichen, daß diese Art Krambuden damals in der Wirklichkeit nicht mehr dort standen. Im Jahre 1790 in der Gewähr des an Stelle von zwölf kleinen Häusern erbauten, nun Sina'schen Gebäudes (heute Nr. 8 und 9, alt 510 bis 512) kommt diese Ortsbezeichnung zum letzten Male vor. Diese Stelle ist auf dem Bilde mit 15 bezeichnet.

Nummer 16 bezeichnet den oberen Teil des Hohen Marktes, er hieß „unter den Scherläden oder Scherlauben“, von den Tuchscherern und Tuchhändlern, welche daselbst auch ihre „Grüblein“ und Gewandkeller hatten. Er lief parallel mit den Tuchlauben. 17 ist das rückwärtige der beiden aneinander gebauten freistehenden Häuschen, der städtische Fischbrunnen, aus welchem die Fischverkäufer das Wasser holten und hierfür eine Abgabe zu zahlen hatten. Der Platz hierzu war bis in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts mit einer besonderen Mauer umgeben, welche erst 1616 samt den alten auf dem Platze stehenden Lindenbäumen weggeräumt wurde. Zum Behufe des für den Fischmarkt nötigen Wassers bestand das freistehende Brunnenhaus mit einem Pumpbrunnen. Nach der Verlegung des Fischmarktes wurde dasselbe zur Wachstube benützt für jene, die als Nachtwächter die Stunden abzurufen und die

Nachtschwärmer und Tumultuanten einzuführen hatten. Es bestand bis 1801, wo es zum Behufe der freien Aussicht von dem Besitzer des gegenüberliegenden Hauses angekauft und abgerissen wurde.

Das vordere Häuschen (18) war der bereits erwähnte Narrenkotter; ein öffentliches Gefängnis, das durch Eisenstäbe Einblick in sein Inneres gewährte, und in welches jene gesperrt wurden, welche von der Scharwache nächtlich vagierend und rumorend angetroffen wurden, aber auch Gotteslästerer, Flucher und schamlose Dirnen. Das Volk sammelte sich dann vor dem Gitter und „narrte" (verspottete) die Eingesperrten, daher der Name, welcher etwa ein „Pranger zum Jux des Volkes" genannt werden kann.

Nummer 19 zeigt die mit einer Mauer eingefriedete Stelle, wo die zwei stattlichen Linden standen, d. i. den Alten Fischmarkt auf dem Hohen Markte, an welchen noch der „Fischhof" (Häuserkomplex 1 bis 10, alt 332 bis 335, 338, 339, 351 und 352) erinnert. An gleicher Stelle bestand auch der „Kreußen-" (Krebsen-) Markt. Nummer 20 ist die Stelle, wo die Häringer (Häringhändler) und Ganster (Gänseverkäufer) ihre Ware feil hatten. 21 und 22 bezeichnen die Tuchlauben, die uralte Verkaufsstelle des wichtigen Gewerbes der Tuchmacher. Man unterschied die „kurzen Tuchlauben", von der Schranne bis zur Landskrongasse, und die „langen", von da an bis zum Schönbrunnerplätzchen hin. — 23. Der Pranger, von welchem bereits die Rede war, mit seinem Halseisen für kleinere Vergehen, aber auch die Stätte, an welcher die Exekutionen der hochnotpeinlichen Justiz mit allen Schauerlichkeiten vor sich gingen, wie: das Abschneiden der Ohren und Zunge, Aufschlitzen der Nase, Abhauen der Finger oder Hände der Meineidigen und Kirchenräuber, Zwicken der Körperseiten der Verurteilten mit glühenden Zangen, das Brandmarken auf Stirn und Wangen u. s. w. Hier wurden auch die zuerkannten Rutenstreiche aufgezählt und wer verhalten war, „Urfehde" zu schwören und aller Rache gegen die Allgemeinheit oder bestimmte Personen zu entsagen, legte diesen Eid hier öffentlich und unter freiem Himmel ab.

Wie schon das oben Gesagte beweist, war die Strafrechtspflege von einer wahrhaft abstoßenden Härte. Und doch wurden hier noch nicht alle Strafen aufgezählt. In älteren Zeiten kam auch das „Augenausprechen" oder Blenden vor, für Ketzerei das Verbrennen, für Weiber das Ersäufen, das meist an der mittleren Donaubrücke vollzogen wurde. Erschwerungen der Todesstrafe waren das Rädern, wobei der Henker ein schweres mit Eisenkamm besetztes Rad auf den Körper des Verurteilten niederfallen ließ, von oben nach abwärts, die leichtere Form, weil so der Tod rascher eintrat, von unten nach aufwärts, wodurch die Marter sehr verlängert wurde. Nach der Exekution pflanzte man an einem Pfahl das Rad senkrecht auf und flocht die zerschmetterten Glieder des Toten zwischen die Speichen. Auch das Vierteilen — entweder nach vorausgegangener Enthauptung oder auch bei lebendigem Leibe kam zur Anwendung. Man hing dann die vier Teile des Körpers an den Stadttoren oder an belebten Punkten zum abschreckenden Exempel auf.

Der Vollzieher dieser furchtbaren Strafen war auch in Wien, wie sonst überall im Mittelalter ein gemiedener, von dem Grauen und der Mißachtung der Übrigen verfolgter Mensch; er stand in der Reihe der „Unehrlichen" obenan. Der Nachrichter, auch Freimann, Züchtiger oder Scherg genannt, bezog in Wien zuerst keinen fixen Lohn. Nebst den Einkünften, die er aus dem Pacht der Frauenhäuser bezog, war er darauf angewiesen, bei Justifikationen durch Einsammeln unter den Zuschauern etwas hereinzubringen, eine sehr unsichere Einnahmsquelle, die nur in Fällen, wo das Volk gegen den Verbrecher erbittert war, etwas abwarf. Im Gegenteile kehrte sich die Volkswut leicht gegen den Schergen, wenn er sein greuliches Amt nach der Ansicht des Pöbels schlecht

versah. Noch 1501 wurde ein Henker auf dem Richtplatz vom Pöbel erschlagen, weil der erste Schwerthieb mißlang und die Qual des armen Sünders dadurch verlängert wurde. Erst von 1450 an bezog der Züchtiger von der Gemeinde einen festen Lohn von 40 Pfennigen in der Woche, wozu noch im Falle von Justifikationen gewisse Gebühren kamen. Auch wurde ihm und seinem „Gesindel", das auch den Fang herrenloser Hunde und das Wegschaffen gefallener Tiere besorgte, ein besonderes Gebäude, „das Schergenhaus", angewiesen. Das älteste befand sich um 1420 in der Himmelpfortgasse, wo sich auch die Untersuchungsgefängnisse des Stadtgerichtes befanden und das daher das „Diebsschergenhaus" genannt wurde; denn die schwereren Verbrecher wurden meist im Kärntnerturm verwahrt und auch das Peyrertor enthielt Gefängnisse. Um 1440 wurde auch das „Frauenhaus im Tiefen Graben" von der Gemeinde für solche Zwecke angekauft und für leichtere Fälle bestimmt, woher das Haus auch den Namen „Bettlerkotter" erhielt. Es diente (Nr. 137, alt 175) bis zum Jahre 1783 ähnlichen Zwecken. Ein drittes Schergenhaus befand sich endlich um 1445 in der Wipplingerstraße und 1488 kommt auch ein Gefängnis am Alten Fleischmarkt vor, das aber nur vorübergehend benützt worden zu sein scheint.

Sehr früh stellen sich schon die Klagen wegen Überhandnehmen des Bettels ein, so daß die Gemeinde einen besonderen Beamten, den Sterzenmeister, besoldete, für welchen 1443 eine vom Kaiser genehmigte Ordnung festgesetzt wurde. „Sterzen" heißt so viel als Herumstreichen, Vagabundieren, die Sterzenmeister, als deren erster ein „Hans Weidenperger" erscheint, hatten also überhaupt alles fahrende Volk zu beaufsichtigen. Es war ihm aber auch die Strafgewalt über alle fremden und einheimischen Bettler eingeräumt, die er mit Holzbrecheln, das waren Hölzer, in welche die Hände gesteckt werden mußten, zu den Kirchen oder Friedhöfen stellen, aber auch mit Stockstreichen strafen konnte. Wer sich beim Sterzenmeister meldete und unverschuldete Not nachweisen konnte, erhielt das um den Hals zu tragende Bettlerabzeichen und einen bestimmten Platz an Kirchenpforten, wo die Bettler sich schweigend verhalten und nur durch Geberden das Mitleid anrufen durften. (Bild 425.)

Das Singen war nur den in den Straßen herumziehenden Bettlern gestattet, sie durften auch nur in Häuser eintreten, wenn der Besitzer es gestattete. Wer aber ein Bettlerzeichen trug, mußte nachweisen, daß er die christlichen Gebete kenne und mindestens einmal im Jahre zur Beichte und Kommunion gehe. Strenge bestraft wurde die Schaustellung falscher Krankheiten oder Wunden, das Betteln unter dem Vorgeben der Schwangerschaft oder mit geborgten Kindern, „die entlohnt oder verzinst" wurden. Auch das Verkaufen oder Verleihen des Bettlerzeichens stand unter schwerer Strafe.

Ein Hauptquartier des Wiener Bettlertums war schon sehr früh jene Gegend der späteren Vorstädte Laimgrube und Windmühle, wo sich noch heute im Volksmunde der Name „Bettlerstiege" (Königsklostergasse) erhalten hat und die jetzt einer vollständigen Umgestaltung entgegen geht. Schon im Jahre 1400 erscheint diese sehr hoch liegende Gegend als der „Bettelpühel" (Bettelhügel). Zu jener Zeit war dieses Stiegengäßchen der Sammelplatz der zudringlichsten und verschmitztesten Klasse der Wiener Bettler, und man kann sagen, daß diese After-Innung hier ihre Hauptzeche aufgestellt hatte, wie auch das noch heute dort befindliche Wirtshaus (mit der Nummer 2, alt 3) ihre Herberge abgab. Solche Herbergen sollen sich in der ganzen Umgebung, namentlich in der „Kotlucke", einem Teil der jetzigen Gumpendorferstraße, der dann auch Kotgasse hieß, befunden haben.

Besondere Schwierigkeiten für die Handhabung der Gerichtsbarkeit und Polizei entstanden dadurch, daß ein großer Teil der damaligen Vorstädte ganz

anderen Gerichten unterstand, als die Stadt. Nur der Blutbann erstreckte sich auf zwei Stunden im Umkreis, im übrigen war der geistliche oder weltliche Grundbesitzer zugleich Gerichtsherr und in den selbständigen Dörfern oder Markgemeinschaften waren noch die alten deutschen Gerichtstage in Übung, die „Banntaidinge", von Taiding, Tageding, was so viel hieß, wie Gerichtstag für einen bestimmten Umkreis oder Bann. Sie fanden zwei- oder dreimal im Jahre an bestimmten Tagen statt, unter Teilnahme aller eigenberechtigten Inwohner, die eine besondere „Herdstatt", einen eigenen „Herd" besaßen. Solche Banntaidinge wurden unter streng vorgeschriebenen Normen abgehalten, in welchen noch das alte deutsche Volksrecht lebendig war, während in die fürstlichen und städtischen Gerichte schon der streng logisch entwickelte Formalismus und die Spitzfindigkeiten des römischen Rechtes Eingang gefunden hatten. Schon einzelne Abschnitte der oben mitgeteilten Zusammenstellung von Rechtsmaterien

Der Hohe Markt mit der Schranne. (S. 420.)

aus der Zeit Albrecht V. beweisen das fortschreitende Eindringen des römischen Rechtes, während die „Banntaidinge" als Nachklang des alten Volksrechtes nur nach dem Rechtsbewußtsein und dem Gebrauch des Volkes ihre Urteile schöpften. Solche Urteile und Feststellungen — „Weistümer" — sind uns erhalten von den Banntaidingen in Erdberg, im Oberen und Unteren Werd (Roßau und Leopoldstadt), in Matzleinsdorf, Meidling und Simmering, in Weinhaus und Währing. Die ältesten „Weistümer" stammen aus dem vierzehnten Jahrhundert, sie betreffen die Roßau, das alte „Fischerdörfel", von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an werden sie selten. Unter dem Namen der „Weistümer" verstand man die Niederschriften der vom Banntaiding gefällten Urteile oder der in Besitzstreitigkeiten vorgenommenen Feststellungen, weil durch sie in kommenden Fällen das Recht gewiesen wurde und es hieß auch jenes alte und erfahrene Mitglied, das gewissermaßen als Anwalt des geltenden Volksrechtes fungierte, der „Weiser". Vorsitzender des Banntaidings ist der von der Gemeinde oder Markgenossenschaft gewählte Richter, dessen Bestätigung, wenn der Grund zur Gemeinde Wien gehörte, dem Bürgermeister,

sonst aber den Grundherren zustand. Diesen mußten auch die „Weistümer" vorgelegt werden, wobei stets am Schluß die „gnädig lieben Herren" gebeten wurden, die Gemeinde bei ihren Rechten zu erhalten, wie es „von Alters Herkommen ist" und nach ihrer Weisheit Änderung zu schaffen, wenn ein Unrecht geschehen sein sollte.

Als Beiräte dienten dem Richter zwei von der Gemeinde bestellte und ein von der Herrschaft ernannter Beisitzer, einen vierten konnte der Richter aus den Gemeindeinsassen berufen. Das waren die „Vierer," welchen die Aufsicht über die Ortspolizei, Flur- und Wegerecht zufiel. Von großer Wichtigkeit wurde aber ihr Amt, weil sie als Bewahrer und Verkünder aller gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen den Grundherrschaften und den Untertanen galten. Das ganze Verfahren vor dem Banntaiding ging nach althergebrachten Formen vor sich, die etwas Feierliches an sich hatten; jede Rede und Gegenrede war an

Bettler vor den Kirchentüren Wiens. (S. 423.)

bestimmte Wendungen gebunden, die strenge gebraucht wurden. So richtete beim Beginn der „Weiser" an den Richter die Frage: „Herr Richter, seid Ihr gesessen, als zu einem Banntaiding gehört und wie es von Alters Herkommen ist als des Eigens und der Herrschaft Rechten? Sprechet den Hausgenossen und Nachbarn zu, ob es Banntaidingszeit sei" und erst wenn der Richter dies bejahte, begann die Verhandlung. Es wäre sehr kleinlich, solche Förmlichkeiten zu belächeln; das ganze Verfahren wurzelte im lebendigen Rechtsbewußtsein des Volkes und verlieh dem Einzelnen ein Gefühl der Verantwortlichkeit und des Eigenrechtes, das durch die vielgestaltigen Formen moderner Autonomie mit ihrem Gefolge von endlosen und darum nicht ausgeübten Wahlplackereien kaum ersetzt wird.

Nur wer einen „eigenen Rauch", d. h. einen eigenen Herd hat, kann am Banntaiding teilnehmen, die Knechte oder wer nur zu Miete wohnt, ist davon ausgeschlossen. Die ersteren allein haben Anspruch auf die Bezeichnung der „Ehrbaren", wodurch der Seßhaftigkeit ein höherer gesellschaftlicher Rang ein-

geräumt wird. Im Falle eines Besitzwechsels an Grund oder Haus war den Ortsgenossen manchmal ausdrücklich ein Einspruchsrecht vorbehalten, ob der neue Käufer ihnen genehm sei. In den „Weistümern" und Rechtsordnungen heißt es: „Der Richter soll die Gemein fragen und anhören, ob ihnen, wer sich einkaufen will, auch gefällt als Nachbar, und ist es so, soll er auch als Grundholde recht sein der Herrschaft." Auf ihr Hausrecht hielten die Bewohner dieser damaligen Dörfer in der Umgebung von Wien so gut, als dessen stolze Bürger; „es soll ein jeder Hauswirt mit all seinem Hausgesind, so er in seinem Haus hat, Fried und Sicherheit haben", fordert ein „Weistum" des Dörfchens Weinhaus. Will ein „ehrbarer Mann" sein ererbtes Gut an Haus und Grund verpfänden oder verkaufen, so kann dies die Herrschaft nicht verbieten, „ausgenommen daß behaust Gut den Juden nicht versetzt werde". So hatte fast jedes dieser kleinen Gemeinwesen seine besonderen Rechtsnormen, wodurch allerdings Verkehr und Rechtsprechung sehr behindert wurden. Auch von gegenseitiger Rechtshilfe in Kriminalfällen war kaum die Rede. In den an die Donau grenzenden Gemeinden ist kein Schiffer strafbar, wenn er einen wegen Gewalttat verfolgten Verbrecher über dessen Bitte auf der Donau an das andere Ufer bringt, nur darf er das gleiche auch den Verfolgern nicht verweigern. Wird ein wegen Todschlag oder Diebstahl Beinzichtigter in der Gemarkung eines Dorfes bei Wien ergriffen, so ist er durch drei Tage festzuhalten und während dieser Frist über Verlangen dem Stadtrichter auszuliefern. Ist keine Frage nach ihm geschehen, so führt man ihn an einen bestimmten Ort, wo er mit einem Faden festgebunden wird; weiter ihn festzuhalten oder zu beaufsichtigen, liegt keine Pflicht vor. Man kennt noch einzelne solcher Orte, die meist an der Grenze der Gemarkung gelegen waren: in Hernals lag er diesseits „des Baches hinab bei den zwei Steinen," in Währing am Feldrain gegen die Stadt „am luckichten Stein", der sich noch bis heute im Hofraum des Hauses Nr. 33 der Schulgasse erhalten hat; die Meidlinger aber führten einen solchen fremden Übeltäter hinab in das Bett der Wien und stellten es ihm frei, das Weite zu suchen. Die lokalen Eigentümlichkeiten der einzelnen kleinen Rechtsgebiete bringen sich so zum Ausdruck; darum befassen sich die „Weistümer" solcher Ortschaften, wo der Weinbau im Flor ist, mit den Rechtsverhältnissen der Weingärten, aber auch damit, wer für den Schaden aufzukommen hat, wenn es bei einem „Leutgeber" zu Unruhen und blutigen „Spänen" kommt.

Von einer eigentlichen Sanitätspflege war trotz der wiederholten furchtbaren Seuchen auch in Wien kaum die Rede. Eigentliche öffentliche Spitäler gab es nicht; was von solchen Anstalten bestand, wurde durch Stiftungen unterhalten und war ganz unzulänglich. Ehren-Schmälzl macht freilich später in seiner panegyrischen Weise auch über die sanitären Vorkehrungen Wiens ein großes Aufhebens, wenn er sagt:

„Noch yber das vnd anders auch
Ist hie in sterbslauffen gebrauch.
Jedem wirt geschickt ein General
Die gasse zu saubern vberall,
Abwaschen, kheren ettlich tag
Wöchlich. das General vermag.
Auch sechst in den gassen vnd ringen
Ettlich hundert Fewer prinnen
Von kranwitholtz, weyrauch darzu,
Damit der lufft sich raynigen thu.
Vil arzt seind bstellt, was solchs betrifft,
Ein armer mensch wird krank, vergifft,
Müssen sie heimsuchen, bschawen.
Nachmals das niemd an ym ein grawen

Gewinnen mug, werd inficiert,
Wird er gehn sanct Johans gefürt,
Vor dem Schottenthor gelegen.
Gar fleyssig leſt man in do pflegen,
Ist nit, wie mancher plodert her,
Diß volck so vnbarmhertzig wer,
Ein armes mensch liesen verderbn,
Offenlich auff der gassn sterbn,
Wiewol des armen Volcks on zal
Auß allen Landen vberall
Täglich zukaufft, das nit alls khan
Vnderkhomen vnd herberg han."

Wenn man auch nicht einen modernen Maßstab anlegen will, so lassen doch einige Wendungen in Schmälzls Darstellung, die übrigens auch für eine etwas spätere Periode gilt, doch vermuten, daß die öffentliche Sanitätspflege auch damals nicht ohne Anfechtung blieb. In einzelnen Dingen legte man die bessernde Hand an, im ganzen hinderte aber schon der tiefe Stand der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ein erfolgreiches Eingreifen, man müßte denn in den öffentlichen „Krannewitt-Feuern" eine prophylaktische Maßregel erkennen wollen.

Herzog Albrecht V. erließ 1416 eine besondere Ordnung für die Apotheker. Deren Einrichtung und unmittelbare Überwachung stand der medizinischen Fakultät zu und die Apotheker gehörten zu jenen Bürgern, welche der Universität unterstanden. Schon 1405 war beschlossen worden, daß ohne besondere Erlaubnis keine Apotheke errichtet werden dürfe, und daß die mit Bewilligung der Fakultät bestehenden alljährlich durch den Dekan und zwei medizinische Doktoren untersucht, und daß starke Arzneien nur nach der genauen Vorschrift der Doktoren der Fakultät bereitet werden sollen, und zwar von den Apothekern selbst, welche zur Ausübung der Kunst bestätigt befunden und dazu ermächtigt worden; bald darauf wurde verboten, daß die Apotheker selbständig ohne ärztliche Vorschrift Arzneien verabreichten, dieselben willkürlich taxierten oder überhaupt sich mit Ausübung ärztlicher Praxis befaßten; die Dawiderhandelnden sollten dem Stadtrate zur Bestrafung angezeigt werden. Wenige Jahre später (1412) wurden Bestimmungen in Bezug auf den Gifthandel getroffen; es war nur den Apothekern gestattet, Gifte oder andere der Gesundheit leicht schädliche Substanzen zu verkaufen; zugleich aber wurden dieselben strenge angewiesen, bei der Ausgabe starker Arzneien mit aller Aufmerksamkeit und Vorsicht zu Werke zu gehen; sie wurden dabei für jedes Unglück, das etwa aus ihrer Nachlässigkeit entstünde, verantwortlich gemacht. Übrigens hatten die alten Apotheker nicht ganz jenen Charakter, wie unsere jetzigen. Sie führten auch andere Waren, wie Gewürze, Spezereien und venetianisches Konfekt, in dessen Handel sie besonders geschützt wurden.

Nicht viel Erbauliches ist von den Ärzten des fünfzehnten Jahrhunderts zu berichten. Die Klage über ihre unfruchtbaren Zänkereien, über den gegenseitigen Brotneid, aber auch über ihre übertriebenen Anforderungen wird öfters laut. Einer der tüchtigsten Ärzte jener Zeit, Dr. Steber, der zugleich Dekan der medizinischen Universität in Wien war, fällt das harte Urteil: „Die doctores medicinae sind ohne Kenntnisse, aber reich an Eitelkeit und Streitsucht." Wiederholt kamen Klagen an den Stadtrat über die hohen Forderungen der Ärzte, daß sie unter zwei Goldgulden keinen Kranken besuchen wollen und 24 Pfennige für das „Beschauen des Wassers" verlangen.

In einer Beziehung war man allerdings im späteren Mittelalter unserer Zeit voraus, es war dies in betreff der Bäder. Während öfteres Baden jetzt

noch immer als eine Art von Luxus gilt, sah man es vom dreizehnten Jahrhundert ab als eines der wichtigsten Mittel der Gesundheitspflege an. Viel Einfluß hatten in dieser Beziehung gewiß jene Hautkrankheiten, wie Aussatz und Lepra, die im Gefolge der Kreuzzüge in unsere Gegenden kamen. Zu ihrer Heilung sah man ganz richtig häufiges Baden als besonders dienlich an, nur mögen bei den damaligen mangelhaften Einrichtungen gerade die öffentlichen Bäder auch zur Verbreitung des Ansteckungsstoffes beigetragen haben.

Seit dieser Zeit wurde das Baden ein Bedürfnis aller Stände. Vornehme und Reiche besaßen besondere Badestuben in ihren Häusern. Es war das oberste Gebot der damals noch viel umfänglicher geübten Gastfreundschaft, dem Ankömmling ein Bad anzubieten. Einige Zeit war es Sitte, daß nach der Trauung die ganze Hochzeitsgesellschaft ein öffentliches Bad besuchte; doch suchte man diesen Brauch soviel als möglich einzuschränken, so daß er bald wieder verschwand. Wie es besonders verdienstlich galt, sich noch über das kirchliche Fastengebot hinaus des Fleisches zu enthalten, sah man auch einen Akt der Selbstkasteiung darin, sich das Baden zu versagen. Bei vielen Innungen war es üblich, den Gehilfen auch noch außer dem bedungenen Wochenlohn den „Badegroschen" zu reichen. Den ärmeren Klassen oder den Wanderern ein Bad zu ermöglichen, war im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert eine Art der öffentlichen Mildtätigkeit, welcher viele Stiftungen entsprangen und die auch von Klöstern und geistlichen Korporationen geübt wurde.

Von dem Komfort und der Reinlichkeit, welche man heute in öffentlichen Badeanstalten beansprucht, war allerdings in jener Zeit keine Rede. Soviel wir davon wissen, bestanden die gewöhnlichen „Badstuben" nur aus zwei feuchten niederen Kammern, von welchen eine für die Männer, die andere für Frauen bestimmt war. Im dreizehnten Jahrhundert war nämlich das Zusammenbaden beider Geschlechter strenge verboten; später scheint es fast zur Regel geworden zu sein, denn die rasch aufeinanderfolgenden Verbote beweisen deren Erfolglosigkeit. Am Samstag jeder Woche bliesen die Badeknechte in das Horn und zogen mit „klingenden Pfannen" durch die Straßen, um das Volk zum Baden aufzufordern, und mit ihnen trieben sich scharenweise die „fahrenden Weiber" herum, die in den Badestuben dann Einkehr hielten. So waren denn auch die Besitzer solcher Stuben, nämlich die Bader, wegen ihres Handwerks verrufen, und ein Geschichtsschreiber nennt ganz trocken die Badstube ein „Freß-, Sauf- und Luderhaus". Darin liegt wohl auch der Grund, daß die Bader, auch balneatores, Stübner oder Stubner genannt, obwohl sie eine besondere Zeche oder Innung bildeten, doch als „unehrlich" angesehen wurden. Wenzel der Faule soll zwar als römischer König die Bader „ehrlich" gemacht haben, weil er mit einem der Zunft einen Becher Wein leerte, im Volksbewußtsein blieb es aber immer ein anrüchiges Gewerbe, mit dem sich kein Bürger oder ehrbarer Mann befassen mochte.

Das anfängliche Geschäft der Bader war nur die Handhabung des „Zwagens", worunter das Waschen von Leib und Kopf verstanden wurde; dann aber kam auch dazu das Scheren der Bart- und Kopfhaare, das Aderlassen und Schröpfen, und dies ist der Ursprung der volkstümlichen Benennung „Bader" für die Wundärzte. Im Jahre 1421 erhielten die Wiener Bader ihre erste geschriebene Ordnung; nach derselben durften sie ihr Gesinde, das sind Stubenheizer, Holzträger, Bademägde, Badewärter (diese im Volksmunde schon sehr früh „Badwaschel" geheißen) nur zu zwei Zeiten im Jahre, Ostern und Michaeli, dingen; sie waren ihrem Zechmeister vollen Gehorsam schuldig, hatten die strengste Verpflichtung, die Diebe, welche sie in einer Badstube auf der Tat ertappten, dem Stadtrichter zu überliefern, und geschah dies im Dienstverhältnisse, so konnte der

Täter, wenn ihn auch der Richter frei ließ, nicht mehr im Handwerke geduldet werden

Im Jahre 1429 gebot der Stadtrat den Badern, sich ausreichend mit Brennholz zu versehen, die Vorräte jedoch außerhalb der Stadt „an einem Ende" (entlegenen Ort) aufzubewahren, und in ihren Stuben nicht mehr Holz zu führen, als für einen Monat nötig war. Weiterhin wurde der Bader verpflichtet, bei Ausbruch eines Feuers mit dem Gesinde sofort beim ersten Glockenschlag auf die Brandstätte zu eilen und Wasser mit eigens bestimmten „Schäffern" herbeizutragen. Später mußten auch jene Bader, die das Meisterrecht erhielten, je ein Pfund Pfennige in die Zechlade zahlen, „darum harnasch (Harnische) zu bestellen sind, also daz die Stadt, wenn es noth würde, damit desterpas (desto besser) dienen (verteidigen) mögen".

Was die Orte anbelangt, in welchen Badestuben lagen, ist da vorzüglich die Gegend des Stubentores zu nennen, das auch daher seinen Namen führt; schon sehr früh gab es da eine Straße inter balneatores (unter den Badern) genannt. Doch kommen auch Bäder in der Rotgasse, am Hafnersteig, auf der Hohen Brücke, in der Himmelpfortgasse u. s. w. vor.

Sonst befanden sich noch Bäder in den verschiedenen Vorstädten, besonders vor dem Schottentor im oberen Werd (Roßau); als ältestes erscheint das „Kaiserbad" (unterhalb der Augartenbrücke am Franz Josefs-Quai), das bis zum Bau der Stadtbahn bestand. Die Cistercienserinnen zu St. Maria Magdalena an der Schottenpoint hatten ihr eigenes Bad im Kloster, sie mögen indessen gerne auch die öffentlichen Badestuben besucht haben, denn als Leonhard, Prior der Kartause Mauerbach, Eberhard, Offizial des Passauer Hofes, und der Schottenprior Johann 1434 in das Kloster gesandt wurden, dasselbe zu visitieren, befahlen sie, „daß eine jede Jungfrau, die aus dem Kloster von vernünftigen Sachen etwas zu schaffen hat, ungeweilt sich nimmer sehen noch finden laß. Daß auch keine aus dem Kloster gen Bad gehen soll; aber in dem Kloster soll man das Bad zu Zeiten nach Notdurft heizen, und sollen darin und aus gehen, als das Kloster-Jungfrauen ziemlich ist und wohl ansteht. Item in Gegenwärtlichkeit der Mannen sollen sie ihre Augen nicht in Unschämigkeit hin- und herwerfen und sollen dabei ihne halten, als der Gottesdienerinnen wohl ziemlich ist. Es soll auch Keine zu der Porten an Urlaub gehen, noch mit Fremden an Urlaub daselbst reden. Item die Tür, die da geht aus dem Freithof in den Kreuzgang, soll man vermauern, und soll vermauert bleiben, weil sie zu jungfräulicher Bewahrung nicht eine fügleiche Tür ist."

Daß man das Baden als Genuß und Mittel zum Wohlbehagen betrachtete, beweist das sehr alte schalkhafte Sprüchlein:

„Wittu ein Tag fröhlich sein,
Geh in's Bad.
Wiltu ein Wochen fröhtich sein,
Laß zur Ader.
Wiltu ein Monat fröhtich sein,
Schtacht ein Schwein.
Wiltu ein Jahr fröhlich sein,
Nimm ein jung Weib."

Aber wie alle löblichen Dinge wurde auch das Baden mißbraucht, so daß die Badestuben förmlich in Verruf kamen. Sie wurden zu Zechereien, Zusammenkünften und förmlichen Orgien benützt; namentlich das gemeinschaftliche Baden war direkt anstößig, so daß sich nicht nur strenge Vermahnungen der Behörden damit befaßten, sondern auch von der Kanzel herab mit Recht dagegen gewettert wurde. Ob beide Maßregeln, so wohlgemeint sie auch sein mochten,

viel genützt haben, darf man wohl bezweifeln. Erst als die Mode, die Geschmacksrichtung sich änderte und das Baden wieder aus dem allgemeinen Bedürfnis zu einem seltenen Genuß oder Luxus wurde, verschwand mit den Badehäusern auch deren Mißbrauch.

Das städtische Kriegswesen Wiens bis zum fünfzehnten Jahrhundert.

Seit der Entwicklung des Lehenswesens oblag die Pflicht, ja beinahe das Recht des Kriegsdienstes allein dem Lehensadel — eine schwere Last, welcher er aber allein seine Bedeutung und Macht im mittelalterlichen Staate verdankte. In einer solchen Heeresverfassung, die ganz auf dem Kriegsadel beruhte, war kein Raum für die Städtebürger, obwohl König Heinrich I. den Versuch machte, auch die Wehrmacht der Städte zu organisieren, indem er jeden neunten Mann seines Lehensgefolges zwang, sich in einer Stadt anzusiedeln. Als sich aber bald der wirtschaftliche und politische Gegensatz zwischen dem Lehensadel und dem aufstrebenden Bürgertum der Städte geltend machte, standen die letzteren ganz außer dem Rahmen der mittelalterlichen Kriegsverfassung. Gerade darin aber lag ein Zwang auch für die besondere Wehrfähigkeit der Städte, aus eigener Kraft vorzusorgen, denn von einer eigentlichen Gemeinsamkeit der Interessen Aller war damals selbst in einem geschlossenen Staatsgebiete kaum die Rede.

Insoweit die Wehrhaftigkeit der Städte den Fürsten nötig erschien, wahrten sie sich auch das Recht der Einflußnahme. Zur Verbesserung und Erhaltung der Wälle, zur Anschaffung von Waffen und Kriegsgeräte durften mit Zustimmung der Landesfürsten besondere Steuern ausgeschrieben werden. Der Babenberger Herzog Leopold V. verwendete einen Teil des Lösegeldes für Richard Löwenherz für die Ausbesserung der Umwallung von Wien und einiger anderer Städte. Auch in den von Leopold VI. verliehenen Stadtrechten sind schon Bestimmungen über das städtische Kriegswesen enthalten. In jenem von Enns wird die Stadt ermahnt, sich nach Kräften zu rüsten, dagegen aber das bezeichnende Versprechen gegeben, von der Stadt weder Pferde noch Waffen für das landesfürstliche Heer zu verlangen.

Das Wiener Stadtrecht von 1221 überträgt ausdrücklich den Bürgern die Bewachung der Stadt, worunter aber auch die Aufrechthaltung der inneren Ruhe und Ordnung verstanden wird. Jedem wehrfähigen Bürger war die Pflicht auferlegt, sich Rüstung und Waffen anzuschaffen, die in seiner Verwahrung blieben. Doch durfte, mit Ausnahme von „Kriegsläufften" oder feierlichen Anlässen nur ein kurzes, stumpfes Messer getragen werden; lange und spitze, sogenannte Stechmesser, waren verboten und nach 1340 war Jeder, der mit einem solchen in der Stadt betreten wurde, mit der Strafe bedroht, daß ihm mit der verbotenen Waffe die Hand durchstoßen wurde. Kein Fremder durfte mit gespannter Armbrust in die Stadt kommen.

Zum Waffendienst wurden anfänglich nur die Bürger der Stadt zugelassen. Als sich nun später unter den Bürgern selbst Rangsunterschiede herausbildeten und durch das Aufwärtsstreben der Handwerker auch diese wehrfähig wurden, trat auch in dieser Hinsicht eine gewisse Klassifizierung ein, die in der Hauptsache auf dem Vermögen beruhte. Die reichen und vornehmen Erbbürger oder Patriziergeschlechter dienten als Reiter, weil sie die dazu erforderliche kostspieligere Ausrüstung beschaffen konnten. Ihnen schlossen sich später die innerhalb des Burgfriedens seßhaften Adeligen an und später erwarben viele Städtebürger die Ritterwürde. War in Kriegszeiten in deren Reihen kein dazu taug-

licher Mann, so nahmen die Städte auch besonders kriegserfahrene fremde Ritter in Sold, die dann als Hauptleute der städtischen Aufgebote fungierten.

Wer die Ausrüstung von „Roß und Mann" nicht erschwingen konnte oder zu einer Zunft gehörte, mußte als Fußgänger dienen, was als weniger ehrenhaft galt. Der Kern der städtischen Wehrmacht bestand aber stets aus diesem Fußvolk, wie es schon durch die Hauptverwendung bei Verteidigung der heimischen Wälle geboten war und solch städtisches Fußvolk entschied später auch manchen blutigen Strauß im freien Feld. Die Hauptbewaffnung bestand aus Spießen und Lanzen; von den „Glefen" (Glavea, Degen) haben die zu Fuß dienenden Städter den Namen der Glefenbürger im Gegensatz zu den Comes stabuli, den zu Pferde Dienenden, erhalten. Letztere Bezeichnung hat sich dann bei der Artillerie auf die „Konstabels" fortgepflanzt. Ein verhältnismäßig großer Teil des Fußvolkes war mit Bogen und Armbrust bewaffnet. Auch Streitwägen kommen im Besitz der Städte vor; besonders war dies in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall, indem man das Beispiel der Hussiten nachahmte, deren überraschende kriegerische Erfolge unter Ziska hauptsächlich auf dem genialen taktischen Gebrauch beruhte, welchen er von den Streitwägen zu machen wußte. Man trug den Städten sogar die Beistellung solcher auf und nannte ziemlich wunderlich jene Leichtbewaffneten, die als Besetzung dienten, „Wagenreiter", „de rittent je sechste uf eine wagen" heißt es in der Straßburger Chronik.

Der Zweck der städtischen Wehrmacht war und blieb aber in der Hauptsache der Schutz der Stadt selbst und ihres Gebietes. Ausdrückliche Anerkennung fand dieser Grundsatz im Privilegium Kaiser Friedrich II., aus dem fast wörtlich die Bestimmung in den Freiheitsbrief Rudolf I. von 1278 übergegangen ist: „Darüber, so gepieten wir von uberfluzzigen gnaden, daz niemant erlaubt sei die vorgenannten purger zu notten ze dhainen dienst auzzevaren fürbazze denne des tages, und sei pei liechten tag von iren haeusern auzvarent daz sie denne pei dem sunnenschein wieder gelazzen were heimzevarn." Es war dies also eine sehr bedingte Wehrpflicht, die sich nach dem Stand der Sonne richtete. Herzog Albrecht I. vernichtete nach dem Konflikt mit der Stadt Wien auch dieses Privilegium, das nicht mehr auflebte.

Der Sicherung der Stadt nach innen und außen diente auch die Viertel-Einteilung, die schon 1331 erwähnt wird. „Oberster Hauptmann" der Bürgerwehr war meist der Bürgermeister selbst; unter ihm standen die „Obersten Hauptleute" der einzelnen Stadtviertel und diesen waren wieder untergeordnet die Hauptleute der Tore und Gassen. Es bestand also eine bestimmte Gliederung in Abteilungen, welche immerhin an Stelle einer feststehenden taktischen Formation treten konnte. Im Jahre 1442 wird darüber verordnet: „Item daz yeds tor besunder seinen haubtman haben sol und yeds tor ain gelögkl und yede gassen ain Haubtman und yeds viertail seinen haubtman. Item von den zwain trumettern, als vor verlassen ist, die hat die stat aufgenomen." Und in einer „Ordnung" des Jahres 1460 heißt es: „Item die obgenannten haubtleut sullen selbs yeder in sainem viertail ordnen und in ander haubtleut und rotmaister seczen, die dann gehorsam sein sollen, wann em sy die ervordernt, yeder in sainem viertail und under die törr." Am 9. März 1442 beschließt der Stadtrat in einer besonderen Sitzung: „Item ob icht ain geschrai in der stat wirdt oder sich erhub, wan man die groß glogken leutt, daz dann menigclich kommen sol. Die in Stubenviertail sitzent, an dem platz am Lugegk, die im Kernerviertail sitzent, an dem Newenmarkt, die im Widmerviertail sitzent, an dem Graben und die im Schottenviertail sitzent an dem Judenplatz. Und was dann die obristen haubleut yeds viertails mit in schaffen, das sy des gehorsam seyen.

— Item es sol auch in yedem haus beschaut werden feuerstet, harnasch, weerspies und wer das nicht hat, der sol darum trachten, das er es hab. — Item es sol auch ain yeder, der es vormag, ros, knecht und was zur weer gehört, haben in seinem haus. Ob es zu schulden kumbt, das er damit berait sey. — Item die stat im Rathaus haben sol 1000 tartschen und 1000 spiess. — Item das auch ain yeder hauswirt oder innman für sich und sain dienstvolkch, der nicht armbst (Armbrust) noch puchsen vermag, tartschen und spiess haben sol, zu yeder person ein schefflier oder ain eysenhut." Ein Inventar vom Jahre 1444 weist im Besitze der Stadt auf: 250 Tartschen, rot, grau und schwarz, alte Setztartschen, 31½ neue „pretter" zu Tartschen, 100 neue „spiess", „spiess mit

Das Antwerk, ein mittelalterliches Belagerungsgerät. (S. 434.)

panieren, 200 neue swarz eysenhut, 36 armbst und 98 kupfrein und eisrein handtpuchsen."

Ähnlich wie in Wien war aber das Wehrwesen überhaupt in den Städten eingerichtet; so erließ Herzog Leopold III. 1377 an die Linzer den Auftrag Harnische und Waffen in den Stand zu setzen und sich mit Lebensmitteln zu versehen, „daz ir ew mit harnasch und anderen Dingen zu wehr richtet, und kost und speis in der Statt bestellt, als ihr maist mugt (könnt)," damit sie dem Aufruf des Landeshauptmanns Heinrich von Wallsee sofort nachzukommen vermögen. In den Zeiten der Hussitenkriege ergingen wiederholte Aufträge an die Stadt Wien, ein bestimmtes Aufgebot zu stellen, so 1426 300 Reiter und in das Lager von Iglau zog Bürgermeister Scharfenberger selbst an der Spitze der Stadtsöldner, um dort durch zwei Monate Dienste zu tun.

Denn ſchon im vierzehnten Jahrhundert machte ſich die Umwandlung der perſönlichen Wehrpflicht der allgemeinen Aufgebote in geworbene Söldnerheere auch im ſtädtiſchen Wehrweſen geltend. Schon eine Stadtrechnung aus dem Jahre 1368 weiſt Ausgaben für Söldner nach, die anfänglich aus dem nächſtliegenden Menſchenmaterial, den nicht in Wien heimatberechtigten Handwerkern genommen wurden. Doch blieb daneben noch immer formell die Wehrverpflichtung der Bürger aufrecht und noch 1438, als wegen der Thronnachfolge in Böhmen ein Einfall der Polen drohte, mahnte Albrecht II. „bei ſchwerſter ſtraff mit Wehr, Harniſch und anderer nothdurfft bereit zu ſein". Doch traten auch ſchon

Städtiſche Kriegsleute aus dem fünfzehnten Jahrhundert. (S. 435.)

oft Barleiſtungen an die Stelle des bewaffneten Zuzuges der Städte; im Jahre 1427 mußten die Städte Krems und Stein 80 vollkommen gerüſtete Männer ſtellen und unterhalten, vier Jahre ſpäter begnügte ſich Herzog Albrecht mit einem Barzuſchuß von 300 Pfund Pfennigen.

Die perſönliche Wehrpflicht der Bürger kam dann in der Folge nur mehr zur Anwendung, wenn es ſich um kriegeriſche Unternehmungen von lokaler Bedeutung handelte, wie ſie für Wien in den häufigen Expeditionen gegen die Strauchritter der Umgebung gegeben waren. Aber auch dazu verwendete man meiſt Söldner, die aber von kriegstüchtigen Bürgern befehligt wurden. Eine taktiſche Gemeinſamkeit der ſtädtiſchen Kontingente mit anderen Truppen fand aber nie ſtatt, ſondern ſie fochten allein unter ihren eigenen Anführern. Auch wenn

einzelne kampfesfrohe Bürger mitzogen, schloſſen sie sich an kein ritterliches Aufgebot an, sondern sie blieben dann im Gefolge des fürstlichen Feldherrn, wie dies schon bei den Wiener Bürgern Preussel unter Friedrich dem Streitbaren der Fall war.

Wie schon erwähnt, sicherten sich aber die Städte auch gerne die Dienste kriegserfahrener Söldnerführer und sie scheinen dabei auf die sittliche Qualifikation ebensowenig Gewicht gelegt zu haben, als manche Fürsten, die ganz ohne Skrupel Strauchritter und Mordbrenner in ihren Sold nahmen, wie es bei den Herzogen Leopold IV. und Wilhelm der Fall war. In Ratsprotokollen von Wien um 1440 finden sich die Notizen: „Item von des Philippko wegen, der vil kuntschaft und gelegenheit der veint hat und ein tetiger gesell und versucht ist, das man dem an verziehen (ohne Verzug) schreiben und hervordern sol. Und ob er sich herziehen und mit dreien pherden ain gleichen und zimlichen jarsold nemen wolt, so sol man in aufnehmen und halten." — „Item von des Ebser wegen ist beredt, daß man dem auch an verziehen schreiben und bitten sol, das er sich hier zu dem rat füge; ob sy im uberkommen mochten, das er der stat hie haubtman sein wolt umb ain gleichs gelt, das der stat zu geben sey und auf etlich person und pherd, das der rat mit im ainig mag werden, so sol er zu ainem hauptman der stat werden aufgenommen auf ain jar, wan sy gut vertrauen zu im haben, nachdem und er sich vor gegen den veindten gehalten und zu zurichtung der stat wol wiss zu raten."

Je mehr an die Stelle der persönlichen Ableistung der Wehrpflicht durch die Städtebewohner die Verwendung geworbener Söldner trat, desto drückender wurde diese Last für die Stadtkassen; man mußte zu fortwährenden Steuererhöhungen schreiten, um diese Auslagen bestreiten zu können. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts betrug der wöchentliche Sold für einen geworbenen Knecht einen halben Gulden, ein für jene Zeit sehr ansehnlicher Betrag, der ungefähr auf das Zehnfache dem heutigen Geldwert nach zu veranschlagen ist. Dabei mußten aber Ausrüstung und Verpflegung außerdem von der Stadt bestritten werden und es waren für die kriegserfahrenen Leute, wie die Rottmeister, welche acht bis zehn Söldner unter sich hatten, und für die Hauptleute bedeutend höhere Bezüge zu bezahlen. Wurde doch 1444 sogar eine Art von Militäringenieur für die Stadt Wien aufgenommen, ein „Kriegskundiger", der „eine Prob zu Wagenburgen auf Pergament entworfen und gemalt und eine andere Form zum Steigen" hergestellt hatte. Die Kriegsmaschinen des Mittelalters waren, besonders vor allgemeiner Einführung der Geschütze, sehr komplizierte Instrumente. Namentlich die Wurfmaschinen oder Antwerke (Bild S. 432), mit welchen große Steinmassen, aber auch Fässer mit Unrat, Eiser u. s. w. nach belagerten Orten geschleudert wurden, waren ganz gewaltige Maschinen, die auch eine zahlreiche Bedienung erforderten. Noch 1423 erscheint ein Meister Heinrich Abenberger als des Herzog Albrecht V. Antwerkmeister, obwohl früher und gleichzeitig auch schon „Buchsenmeister" genannt werden, so 1402 Hans Stallecker, „des Herzogs Buchsenmaister", 1411 Meister Hans von Brünn, der ein Haus in der Kärntnerstraße besaß, 1422 Meister Ulrich Geyer, 1427 Meister Hans von Zybarn, dann 1436 „des Kayſers (Sigismund) Puchsenmeister Nikolaus", der gleichfalls ein Haus „am Eck geen Kernertor uber" hatte.

Im Jahre 1458 wurden auf Befehl Herzog Albrecht VI. von der Stadt Wien 5184 Mann mit 300 Pferden und 18 Rottmeistern auf eine Zeit von 5 Wochen bis nahezu ein halbes Jahr geworben, dann wieder 1582 Fußknechte mit 158 Gewappneten auf 6 Wochen und 1300 Fußknechte mit 147 Pferden auf 4 Wochen. Solche Lasten mußten endlich unerschwinglich werden. Es darf

daher nicht wundernehmen, wenn der Rat von Wien beim Ausbruch des Zwistes mit Kaiser Friedrich III. 1462 diesen ziemlich spitz daran erinnerte, „es sey ein yeder landesfürst schuldig, die seinen vor gewalt und unrecht", mit seiner eigenen Macht zu schützen. Übrigens wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß unter der steigenden Ausdehnung des Söldnerwesens die Wehrfähigkeit der Bürger ganz geschwunden wäre. Nicht bloß die „ritterlichen" Bürgergeschlechter pflegten die Kenntnis der Waffenführung, es war dies überhaupt der Fall und anläßlich des Überfalles auf die von St. Pölten heimkehrenden Räte wird in der Chronik besonders berichtet, daß Herr Vorlauf „in den Waffen gewandt und erfahren gewesen". Der Begriff der Waffenfähigkeit fiel im Mittelalter überhaupt mit dem der Mannhaftigkeit zusammen und einen streitbaren Sinn, der gern Schlag mit Schlag vergilt, noch lieber aber einen solchen gibt statt aushält, haben die Wiener noch sehr oft im Laufe der späteren Jahrhunderte bewiesen. Es galt auch stets noch als Ehrenpflicht der Patriziergeschlechter, eine ordentliche Kriegsrüstung zu besitzen und aus dem 1424 errichteten Nachlaßinventar des „Jorig Angerfelder" geht hervor, daß er „ain roßgelider mitsambt dem vechtsattel und darzu einen herwagen mit seiner zugeherung und auch was zu den herhütten (Zelten) gehört", sein Eigen nannte.

Aber auch die gewöhnlichen Bürger hielten darauf, das, was zur einfachen Ausrüstung gehörte, zu besitzen, wie Schwert und Spieß, Panzer, Harnisch mit Haube, Arm- und Beinschienen, auch Bogen oder Armbrust. Für jene Handwerker, welche sich keine eigene Rüstung schaffen konnten, traten oft auch die Zünfte ein; in den Innungsvorschriften der Bader und Krämer heißt es, daß jeder Geselle, bevor er Meister werde, ein Pfund Pfennige in die Zunftlade zu zahlen habe, „darum sie zu gemainer Stadt Nutzen auf ihrem Handwerk desto eher Harnische anschaffen und so gemainer Stadt Wien, wenn es Not tut, desto eher dienen können".

Im allgemeinen war die Ausrüstung des städtischen Kriegsvolkes ganz gleich dem überhaupt in jeder Periode üblichen Brauch (Bild S. 433). Natürlich hielten auch die vornehmen und reichen Bürger, besonders aber die Führer der städtischen Aufgebote, auf eine glänzende, ja selbst luxuriöse Ausrüstung. So schildert man uns den Bürgermeister Niklas Teschler, als er 1452 eine Schar von 1000 Wienern gegen die Ungarn führte, daß er einen schwarzen mit Silber gezäumten Hengst mit weißroter Decke geritten habe; vor ihm sei ein Reiter mit dem Stadtpanier gezogen, das eine Länge von sechs Ellen Taffet hatte.

Aufschreibungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert lassen darauf schließen, daß die Wiener, so mannhaft sie auch streiten mochten, doch gerne die Entbehrungen des Kriegslebens von sich fern hielten und nichts von jenen Annehmlichkeiten des Daseins entbehren mochten, welche zu Hause Küche und Keller boten. In liebevoller Fürsorge sendete der Rat von Wien den zur Niederbrechung von Raubburgen ausgezogenen Gemeindeangehörigen nicht bloß besondere Fastenspeisen, wie gesalzene Fische und Käse, nach, sondern auch allerhand angenehme „Überflüssigkeiten", wie Wildbret, Gewürze, Mandeln, Feigen, „Weinber" und gute Tropfen, wie Reinfal und Malvasier.

Immer mag wohl die Verpflegung nicht so reichlich gewesen sein; auch die Wiener werden auf manchem Kriegszug zum alten Auskunftsmittel gegriffen haben, den knurrenden Magen durch ein Engerschnallen des Riemens zu beruhigen. Denn von dem ersten bekannten Zug des Wiener Aufgebotes, der 1299 der Zerstörung des Raubschlosses Rauheneck galt, bis zu jenem im Jahre 1487, der im Auftrage des Königs Mathias Corvinus die Wiener Söldner bis an die steirische Grenze führte, hatten sie ihre Waffen gar oft in das Feld

getragen. Namentlich im fünfzehnten Jahrhundert mehrten sich die Kriegszüge, so daß oft in ein Jahr drei und noch mehr fielen.

Die städtischen Behörden richteten auch ihr Augenmerk darauf, den Bürgern Gelegenheit zur Übung im Waffengebrauch zu geben. Am Faschingdienstag fand unter Aufsicht des Stadtrates ein „Bürgerstechen" auf der Brandstätte statt, das den ritterlichen Kampfspielen nachgebildet war und in erster Linie den Zweck verfolgte, die jungen Bürger zur Übung im Waffengebrauch anzueifern. Das letzte solche Bürgerturnier dürfte im Jahre 1444 gewesen sein.

Um den Bürgern von Klosterneuburg seine Anerkennung für ihre Treue auszudrücken, ließ Herzog Albrecht I. schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts dort einen Schießstand einrichten, damit man sich im Armbrust- und Bogenschießen üben könne. In Wien kommen Bürgerschießstätten erst 1444 im Oberen Werd (Roßau) und 1449 vor dem Kärntnertor vor, an welche sich dann gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auch solche bei anderen Stadttoren reihten. Wiederholt veranstaltete der Stadtrat für die Bürger Wettschießen, die mit nicht unansehnlichen Gewinsten ausgestattet waren, da die Stadtrechnung von 1457 einen Aufwand von mehr als 300 Pfund Pfennigen für Schießen aufweist. Weit herauf bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wird man sich hier nur der Armbrust bedient haben, da ja der allgemeinere Gebrauch der Handfeuerwaffen viel später fällt, als jener der Verwendung des Pulvers für die Geschütze. Im Jahre 1441 kommt schon eine herzogliche Pulverkammer bei den Augustinern vor und 1469 wird eine der Gemeinde gehörige Pulverstampfe zwischen dem Werdertor und Judenturm erwähnt. Eine Schützenordnung Kaiser Max I. vom Jahre 1506 für die Stadt Steyer bestimmt noch, daß „ein Sonntag die Buchsenschützen und jedesmal über vierzehn Tag hernach die mit der Armbrust schießen mögen".

Zuerst befanden sich die zur Ausrüstung der unvermögenden Handwerker, der Gesellen und später der Söldner bestimmten Waffen in einer am Rathaus befindlichen Harnisch- und Waffenkammer. Ein eigentliches „Zeughaus" entstand erst 1442 am Fleischmarkt, in welchem Jahre der an Stelle des heutigen Postgebäudes gestandene städtische Getreidekasten zu diesem Zweck bestimmt wurde. Schon der Name „Zeughaus" deutet an, daß dort ursprünglich nur die im Besitze der Stadt befindlichen Geschütze verwahrt wurden, da man unter „Zeug" nur diese verstand, wie es ja auch aus noch heute üblichen militärischen Bezeichnungen hervorgeht. Erst 1562 entstand dann das städtische Zeughaus am Hof, das auch schon Schaustücke an merkwürdigen Waffen und Rüstungen enthielt und eine eigentliche Waffensammlung war.

Übrigens besaß die Stadt Wien schon sehr früh eine ziemlich große Zahl verschiedenartiger Geschütze. Ein Inventar von 1445 weist aus: „Ruphrein Puchsen: Viertailpuchsen 2, klain ruphrein puchsen auf rädlein 9, Puchsen, neu gefaßt 7, Hagkenpuchsen (die zu den Handfeuerwaffen gehörten) 5. — Eisin: Puchsen alt, 4, Viertailpuchsen 1, große alte puchsen 1, alt Hagkenpuchsen 3, alte puchsen an stil, in lad gefast 18." Im gleichen Jahre werden als neu gegossen angeführt: „ain stainpuchsen, zwo klain stainpuchsen und ain terraspuchsen." Von einem „Stuck" aus städtischem Besitz wird gerühmt: „scheust drei kugeln mit eim zuntloch."

Man darf aber natürlich an diese „Puchsen" nicht den Maßstab des modernen Geschützwesens anlegen, in dessen Dienst sich eine ganze Reihe exakter Wissenschaften stellen. Die ersten Geschütze waren unbehilfliche Maschinen, die nicht selten der eigenen Bedienungsmannschaft gefährlicher wurden als dem Gegner; schon ihrer Schwerfälligkeit willen fanden sie anfänglich fast nur als Positionsgeschütze bei Belagerungen Verwendung. Im besten Falle beruhte der

Guß und die Verwendung des einzelnen Geschützes auf der größeren oder geringeren Erfahrung des Gießers oder Büchsenmeisters. Von einem feststehenden System in Bezug auf Kaliber und Rohrlänge der Geschütze war noch im fünfzehnten Jahrhundert keine Rede.

Natürlich war unter solchen Verhältnissen ein Mann sehr gesucht, der durch persönliches Geschick wenigstens teilweise ersetzte, was an der wissenschaftlichen Durchbildung der Artilleristik im allgemeinen noch fehlte. Tüchtige Büchsenmeister waren sehr gesucht, erhielten einen bedeutenden Sold und nahmen eine besonders geachtete Stellung ein. Sie besaßen auch zahlreiche Vorrechte; so fiel ihnen nach Bezwingung einer Festung ein Monatssold zu, dienten sie aber selbst in einer belagerten Stadt, so gebührte ihnen sogar nach abgeschlagenem Sturm ein Jahressold. Der Feldprofoß und seine „Stöckelknechte" hatten keine Gewalt über ihn, ja erreichte ein Übeltäter im Lager das Geschütz, daß er die Hand darauf legen konnte, erwarb er dadurch eine dreitägige „Freiung". Auch bei Teilung der Beute hatte er besondere Privilegien; dem Büchsenmeister fielen nach Einnahme einer Stadt die Glocken, das größte Geschütz, die Rüstungen im Zeughaus und die angeschlagenen Pulverfässer zu. Es war also ein sehr einträgliches Gewerbe, Büchsenmeister zu sein und es ist nicht zu wundern, daß wir mehrere als Hausbesitzer in Wien treffen. (Bild S. 440.)

In einem Ratsprotokoll von Wien aus dem Jahre 1442 heißt es: „Item, als man vorgeredt hat, das man ainen ordentlichen guten puchsenmaister haben sol ... darauf haben meine herrn Thoman von Passau zu ainem Puchsenmaister aufgenommen;" von 1444 bis 1462 war dieser dann, näher bezeichnet als Thomas Krenn, in städtischem Dienst. In den Jahren 1438 und 1441 kommt auch ein „Maister Hans der Gießer" als Lieferant für „Zeug" an die Stadt Wien vor.

Auch solange die Bürger allein den Wehrdienst in der Stadt verrichteten, oblag ihnen die Besetzung der Wälle und der Stadttürme und zur Nachtzeit ein Patrouillendienst, der auch auf die Ansiedlungen vor den Toren ausgedehnt wurde. Zu diesem Zweck wurden diese 1444 auch in die Vierteleinteilung einbezogen und die vor den Toren gelegenen wurden „Jung-Viertel" im Gegensatz zu den „Alt-Vierteln" der Inneren Stadt benannt. Eine besondere Stellung nahmen bis 1361 die Zünfte der Bogner und Pfeilschnitzer (Kurbauner) ein, welchen um ihrer größeren Verwendbarkeit willen der Dienst auf den Wällen und Stadtmauern übertragen war, wogegen sie bis zum genannten Jahr das Recht der Steuerbefreiung besaßen.

Auch das Einschreiten bei Feuersbrünsten oblag den Mannschaften jedes Viertels, die sich bei Feuerallarm sogleich auf ihren Sammelplätzen einzufinden hatten. Einzelne Bestimmungen finden sich schon im Leopoldinischen Stadtrecht 1221, eine eigentliche Feuerlöschordnung erschien aber erst 1453.

Den Torwachen, zu deren Versehung aber gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auch schon teilweise Söldner herangezogen wurden, oblag auch die Unterstützung der an den Stadttoren oder an den Brücken postierten Mautner und auch ein Teil der besonders wichtigen Fremdenpolizei. Sowohl während der Kreuzzüge, als später um der Raubritter willen, die häufig durch Späher die Gelegenheit zu Überfällen auf Warenzüge auskundschaften ließen oder während der Hussitenkriege und der bürgerlichen Kämpfe war eine aufmerksame Beobachtung der Stadttore sehr geraten, um eine Ansammlung verdächtiger Elemente hintanzuhalten. Die Tore wurden von besonders bestellten Bürgern gesperrt und zwar im Winter zu sehr früher Stunde, ein Einlaß war aber dann für jedermann ohne Ausnahme untersagt. Auch der Fremde, der in der Stadt übernachten wollte, bedurfte dazu eines besonderen Erlaubnisscheines, der vom Bürgermeister selbst ausgefertigt sein mußte.

Im fünfzehnten Jahrhundert ergehen wiederholte scharfe Mahnungen des Inneren Rates, daß die Torwachen „gartende Kriegsleute“ (umherziehende Söldner, die in keinem Dienst standen und vom Bettel lebten), „Herrendiener und sonstig leichtfertiges Volk nicht in die Stadt einlassen sollen, welche sich in den Trinkstuben außer der Stadt überweinen und sodann in gemainer Stadt selbst gefährliche Rumorhändel anfangen“.

Die Vormundschaftsregierung Kaiser Friedrich III.

Eine kurze Periode stetiger Entwicklung und innerer Ruhe war Wien und den österreichischen Ländern unter Herzog Albrecht V. gegönnt worden. Nach seinem plötzlichen Tode lagerte wieder bange Sorge auf allen Gemütern. Nicht ohne Grund, denn man stand vor schwankenden Verhältnissen, neue Männer traten in den Vordergrund, von welchen man wenig, fast nichts wußte, und mit gutem Grund fürchtete man, daß der alte unselige Streit um die Herrschaft wieder erwachen werde.

Scheinbar war zwar durch das Testament Albrechts für alle Fälle vorgesorgt. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß keiner der Nächstbeteiligten ganz damit zufrieden war. Herzog Friedrich V., ein Sohn Ernst des Eisernen, war, trotzdem er erst 24 Jahre zählte, der älteste des Regentenhauses, da am 24. Juli 1439 auch Herzog Friedrich IV. von Tirol „mit der leeren Tasche“ gestorben war. Im Sinne des Hausgesetzes machte nun Friedrich V. Anspruch auf die Alleinvormundschaft des noch nicht geborenen Sohnes Albrecht V., wie er tatsächlich auch schon für Sigismund, den unmündigen Sohn Friedrich IV., die Regierung in Tirol angetreten hatte.

Damit war aber die Kaiserin-Witwe Elisabeth nicht einverstanden, da ihr im Testamente eine Art von Mitvormundschaft zugedacht war und sie auch eine Abneigung gegen Friedrich V. hatte, dessen jüngeren Bruder Albrecht VI. sie mit der Vormundschaft betraut sehen wollte. Zu allem Unglück waren auch die Charaktere der beiden Brüder vollkommen verschieden. Friedrich V. war schon als junger Mann bedächtig, zaudernd und sparsam, im Sinne jener Zeit fast ein Gelehrter zu nennen, aber nur zu unfruchtbaren Grübeleien geneigt, ohne allen kriegerischen Sinn, langsam im Entschluß, aber dann zäh an dem einmal gefaßten festhaltend. In seinem jüngeren Bruder Herzog Albrecht VI. lebte dagegen etwas vom Wesen des Oheims Leopold IV.; wie dieser war Albrecht hochfahrend, bedenkenlos, eine rasch zugreifende Natur, die stets bereit war, jeden Knoten mit dem Schwert zu zerhauen, dabei in Geldsachen von einer grenzenlosen Leichtfertigkeit, so daß er den Beinamen „der Verschwender“ mit gutem Fug erhielt.

Auf die erste Kunde vom Tode Albrecht II. war Friedrich nach Wien geeilt, wo sofort im November 1439 die Stände zusammentraten. Es gab lange Verhandlungen bei geschlossenen Türen, die sogar den Gleichmut des in Perchtoldsdorf harrenden Herzogs zu erschöpfen drohten. Endlich entschloß man sich aber doch dazu, im Falle das zu erwartende Kind ein Knabe sein sollte, Friedrich V. als Vormund unter dem Beirat von zwölf aus den Ständen zu wählenden Männern anzuerkennen und ihm, falls ein Mädchen geboren würde, die Nachfolge in Österreich einzuräumen. Es entsprach dieser Beschluß in mehreren Punkten dem Testamente Albrecht II. nicht. Doch setzte man sich darüber hinweg, wohl aus Haß gegen den einflußreichen Berater des Verstorbenen, den Hubmeister (ungefähr soviel als Finanzminister) Ulrich von Eitzing, der als Emporkömmling und wegen seines herrischen Wesens soviele Gegner hatte,

daß Albrecht II. ihn durch eine besondere Testamentsklausel im vorhinein gegen Anfeindungen zu schützen suchte.

Friedrich V. nahm den Beschluß der Stände an, kam am 2. Dezember 1439 nach Wien, feierlich empfangen von dem Rat und der Universität. Doch schlug er seinen Wohnsitz in Neustadt auf, wo er am 9. Februar die Kunde erhielt, daß er eine Woche früher von den in Frankfurt versammelten Kurfürsten zum römischen König gewählt worden. Es war wohl die Angst vor der stets drängender auftretenden Türkengefahr, der entgegenzutreten er als tatsächlicher Regent der ganzen habsburgischen Länder zuerst berufen war, was die Wahl auf ihn lenkte. Nur zögernd entschloß er sich zur Annahme und erst als sein Bruder Albrecht VI. offen als sein Gegner auftrat, erklärte er am 11. April 1440 zu Neustadt sich bereit, der Wahl zu entsprechen, wie berichtet wird, „mit aller Zierheit", so dazu gehört. Interesse für die deutschen Angelegenheiten war es nicht, was ihn dabei bestimmte, sondern die Hoffnung, in der neuen Würde eine Stütze in den stets schwieriger werdenden Verhältnissen der österreichischen Länder zu finden.

In Ungarn wie in Böhmen wollten einflußreiche Parteien überhaupt nichts von einer Fortdauer der habsburgischen Herrschaft wissen. Im ersteren Lande begünstigte ein großer Teil der Stände, an deren Spitze der gefeierte Nationalheld Johann Hunyady stand, die Wahl des sechzehnjährigen Polenkönigs Wladislaw, dem die schon im 30. Lebensjahre stehende Witwe Albrecht II. die Hand reichen sollte. Ebenso gab es in Böhmen eine Partei, welche den Ständen die freie Königswahl zu wahren strebte.

Schweren Herzens stimmte Elisabeth den Absichten Hunyadys zu, ließ aber, da sie einen Gewaltstreich fürchtete, noch im Februar 1440 die Reichskrone von Vissegrad durch ihre kühne und verschlagene Kammerfrau Helene Kottaner, die eine geborne Wienerin war, nach Komorn bringen, um die etwa geplante vorzeitige Krönung Wladislaws zum König von Ungarn unmöglich zu machen. Am 22. Februar, dem Tag, an dem das kostbare Nationalkleinod der Stephanskrone in Komorn ankam, gab Königin Elisabeth bei offenen Türen, um jeden Verdacht einer Unterschiebung unmöglich zu machen, einem Knaben das Leben, der in der Taufe den Namen Ladislaus erhielt, zu dem später der Zusatz „Posthumus", der Nachgeborne, üblich wurde.

Nun glaubte Elisabeth ihre Stellung gefestet; sie widerrief sofort ihre nur bedingungsweise gegebene Zustimmung zur Vermählung mit Wladislaw und eilte vom mächtigen und herrschsüchtigen Grafen Ulrich von Cilli geleitet, nach Stuhlweißenburg, um am 15. Mai 1440 den kaum drei Monate alten Prinzen Ladislaus mit der entwendeten Krone zum König von Ungarn krönen zu lassen. An stürmischem Widerspruch fehlte es aber nicht. Ein großer Teil der Stände hielt an der Wahl Wladislaws fest, dieser selbst kam nach Ungarn und ließ sich am 27. Juli 1440 in Ofen in Ermanglung der echten Stephanskrone mit einer von dessen Grab stammenden krönen und es kam zu einem erbitterten Bürgerkrieg, in dem Graf Ulrich von Cilli und der berühmte Söldnerführer Jiskra von Brandeis mit Glück für die Sache Elisabeths und des kleinen Ladislaus stritten. Blieb die Thronnachfolge des letzteren auch in Böhmen durch die Partei der Utraquisten unter Georg von Podiebrad nicht unangefochten, so kam es doch, da die großen Adelsgeschlechter unter Führung der mächtigen Rosenberger dafür eintraten, zu keinem offenen Kampf.

Dagegen mußte die Kaiserin-Witwe Elisabeth auch ihre Pläne in Österreich durchkreuzt sehen. Von Komorn aus hatte sie am 10. April 1440 den Ständen angezeigt, daß sie den Herzog Albrecht VI. „als nächsten Blutsverwandten" zum Vormund ihres Sohnes bestelle. Die Stände hielten aber an der

Vormundschaft Friedrichs fest, der nun als römischer König der III. oder wenn man Friedrich den Schönen mitzählt, der aber nur den leeren Titel und nie die faktische Herrschaft führte, der IV. genannt wurde. In der Tat widersprach die Bestellung Albrecht VI. sowohl dem Hausgesetze, das dem „ältesten" Prinzen die Vormundschaft zusprach, als auch dem Testamente Kaiser Albrecht II. Elisabeth mußte sich daher, da ihre geringen Machtmittel durch den Krieg in Ungarn gebunden waren, fügen. Am 23. August 1440 schloß sie mit Friedrich III. zu Hainburg einen Vertrag, in welchem sie diesen als Vormund ihres Sohnes unter der Bedingungan erkannte, daß er getreulich für die Erziehung und Aufrechthaltung seiner Rechte sorge. Auch die ungarische Krone übergab sie der Obhut Friedrichs.

Städtischer Büchsenmeister. (S. 437.)

In Wien hielten die maßgebenden Kreise, wie der Rat und die Universität, gleichfalls an dem Rechte Friedrichs auf die Vormundschaft fest. In der Bevölkerung muß es aber auch schon eine dem Herzog Albrecht VI. günstige Strömung gegeben haben und man bringt dies mit der kleinlichen Handlungsweise Friedrich III. in Verbindung, der sich die für den Krieg in Ungarn gemachten Darleihen von Elisabeth durch politische Zugeständnisse bezahlen ließ. Hätte sich die Volksstimmung nicht langsam von Friedrich abgekehrt, so wäre es nicht zu erklären, daß 1441 Predigten gehalten werden konnten, die so voll scharfer Ausfälle gegen ihn waren, daß er mit der Sperrung des Dominikanerklosters drohte, dem der Prediger angehörte.

Wahrscheinlich der Wunsch, Friedrich III. zu einem energischeren Eintreten für die Rechte seines Mündels in Ungarn zu bewegen, führte die Kaiserin-Witwe Elisabeth im Jahre 1441 nach Wien. Graf Ulrich von Cilli war in die Gefangenschaft von Polen gefallen und erkaufte sich seine Freiheit durch einen Separatfrieden, ein schwerer Schlag für die Sache Elisabeths, die nun nur mehr von dem in seiner Treue unerschütterlichen Jiskra von Brandeis verfochten wurde.

Über den Aufenthalt Elisabeths in Wien sind uns mehrfach Einzelheiten erhalten geblieben, die auch in kulturgeschichtlicher Beziehung Interesse haben. Sie nahm in Wien ihre Wohnung bei dem Bürger Heinrich Haiden, in dem bekannten Haus „am Haidenschuß", das an Stelle des heutigen Palais Montenuovo an der Ecke der Stranchgasse stand. Vor ihrer Ankunft schrieb sie an diesen: „Wir haben vernomben, wie Du ein luftigs und ein wolgelegen

Haus hast, das vor Uns wohl fuglich wär zu einer Herberg, und begehren wir, Du wellest Dich und das Haus darzu schicken, das wir darin Gestell (Ställe) und Herberig haben mögen." Ihren Haushalt besorgte der Bürger Lukas Hilber, und es haben sich ausführliche Aufschreibungen über den Aufenthalt der Kaiserin in Wien erhalten; sie wechselte Briefe mit Hilber über ihre Leibesbedürfnisse und ersuchte den Rat, ihr von Zeit zu Zeit „etliche Lägel" Malvasier zu Tischwein mautfrei durch einen Schiffmeister zuführen zu lassen. Aus der Rechnung, welche später der kaiserliche Kämmerer Hans Ungnad über die für die Kaiserin-Witwe ausgelegten Gelder legte, lassen sich manche interessante Einzelheiten über deren Hofstaat entnehmen. Sie langte zu Pferde

Kaiser Friedrich III. (S. 446.)

in Wien an mit fünf Hoffräulein: der Rorerin, Härtlin, Semain, Michelspekin und Zwergin. Für diese kaufte der Kämmerer blaues Tuch zu „Reitröckchen", weißes Tuch und Zeug zu Mänteln und Gugeln an. Die Kaiserin-Witwe selbst erhielt Damast, Zendal (Halbseidenstoff), Tafft, verschiedenes „Leyneins" (Leinwand) zu „Pfaiten" (Hemden), „Leylachen" (Bettüchern), Tischtüchern, Badtüchern; dann weißes, blaues und schwarzes Tuch zur Kleidung. Auch hatte sie einen „gulden Wagen", für welchen eine „Wagendeck mit Zotten" (Fransen) angeschafft wurde und einen Kammerwagen.

Durch diesen Aufenthalt in Wien geriet Elisabeth nur noch tiefer in die Schuld bei Friedrich III., dessen finanzielle Verhältnisse selbst nicht die glänzendsten waren. Dies verbitterte noch das gegenseitige Verhältnis, das nie auf der Basis des Vertrauens ruhte. Elisabeth näherte sich wieder dem Herzog

Albrecht VI., der nun von dem ehrgeizigen Eitzing beraten, sich mit dem Grafen Cilli verbündete und in Krain den Krieg gegen den Bruder begann. Eitzing aber drang auf Bezahlung seiner Guthaben, die sich über 12.000 Pfund Pfennige beliefen. Friedrich begütigte den ungestümen Gläubiger durch Verpfändung mehrerer Herrschaften und des „Umgeldes" und schloß in Neustadt ein Übereinkommen mit seinem Bruder und dem Grafen Cilli, das den Frieden wiederherstellte. Nur gegen Elisabeth, welche mit Unterstützung der habsburgischen Partei in Ungarn die Freilassung des Thronerben Ladislaus und die Rückstellung der Krone verlangte, blieb Friedrich hart. Er verweigerte beides, bevor nicht seine Guthaben beglichen seien, eine Bedingung, die unerfüllbar war und in der Tat unedel erschien, so daß sie auf weite Kreise schlimmen Eindruck machte. Erbittert verließ Elisabeth Wien, erlag aber schon am 19. Dezember 1442 in Ofen den Nachwehen der letzten an Kränkungen und Aufregungen so reichen Jahre. An „Herzweh" sei sie gestorben, heißt es in gleichzeitigen Berichten, doch munkelte man auch von einer Vergiftung, die aber ganz zwecklos gewesen wäre, da ihre Person niemand im Wege stand. Ihre getreue Kammerfrau Helene Kottaner, deren Mut und Schlauheit sich bei Entführung der Krone von Ungarn so glänzend bewährt hatte, kommt noch 1451 in Wien als Besitzerin des Hauses Kurrentgasse Nr. 2 (alt 428) vor.

Unter päpstlichem Einfluß kam es im Jahre 1443 zu einem Friedensschluß zwischen Friedrich III. und König Wladislaw von Polen, um diesem freie Hand bei Abwehr der Türken zu lassen. Die Schlacht bei Varna am 10. November 1444 endete aber mit einer vernichtenden Niederlage der Ungarn. Auch Wladislaw verlor das Leben und nun endete sich mit einem Schlage die Situation in Ungarn. Man einigte sich dahin, die Thronrechte des unmündigen Ladislaus anzuerkennen, für welchen eine aus den Ständen gewählte Regentschaft das Ruder bis zur erreichten Volljährigkeit führen sollte. Aber man verlangte die Auslieferung und nochmalige Krönung von Ladislaus, was aber Friedrich III. abermals verweigerte, wofür wohl kein anderer Grund zu entdecken ist, als weil er fürchten mochte, dann auch die Führung der Vormundschaft in Österreich nicht mehr lange behaupten zu können. Schon begannen an der Grenze wieder die Feindseligkeiten, als am 30. September 1445 eine köpfereiche Gesandtschaft der ungarischen Stände unter Führung des Kardinal-Erzbischofs von Gran Dionys Szécsy und des Feldhauptmanns Nikolaus Ujlaky in Wien erschien. Sie trat mit orientalischem Gepränge auf, 24 vergoldete Kutschen und 500 bewaffnete Reiter waren im Zuge, dem Friedrich III. selbst mit seinem tirolischen Mündel Herzog Sigismund entgegenritt. Mit echt magyarischer Selbstüberhebung verschmähte es Ujlaky aber, dem höheren Range gebührend Rechnung zu tragen und bei der Begrüßung vom Pferd zu steigen und so begannen die Unterhandlungen schon unter einem schlimmen Vorzeichen. Sie blieben auch erfolglos, da Friedrich III. darauf beharrte, die Krone nur gegen Bezahlung der an Elisabeth geliehenen Summen und gegen Verpfändung von Preßburg auszufolgen. Eine Einladung, den in Laxenburg untergebrachten Ladislaus zu besuchen, lehnte Ujlaky mit den bedeutungsvollen Worten ab: „Noch weiß ich nicht, wer mein König sein wird, und bevor ich das nicht weiß, werde ich den Knaben nicht begrüßen," ein verständlicher Hinweis darauf, daß der egoistische Starrsinn Friedrichs sehr leicht für die Rechte des Mündels gefährlich werden konnte.

Das Vorgehen Friedrich III. äußerte bald seine Wirkung. Die Stände Ungarns hielten zwar dem Anschein nach an dem Thronrechte des königlichen Knaben fest, ernannten aber am 5. Juni 1446 den Grafen Johann Hunyady, der nach seinem Wappenbild den Beinamen „Corvinus" (Rabe) führte, zum

Gubernator Ungarns. Wohl erhielt er den Auftrag, die Auslieferung des Mündels von Friedrich III. mit Waffengewalt zu erzwingen, aber es war vorauszusehen, daß der herrschsüchtige Mann es damit nicht eilig haben werde, um sein eigenes Regiment länger behaupten zu können.

Ähnlich war der Verlauf der Dinge in Böhmen. Auch dort stieß das Thronrecht von Ladislaus auf keine prinzipielle Gegnerschaft, aber man begehrte dessen Freilassung, die Friedrich hartnäckig verweigerte. So fiel auch hier die tatsächliche Herrschaft in die Hände des in jeder Beziehung tüchtigen Utraquistenführers Georg von Podiebrad, dessen Anhang besonders im Volke sehr groß war.

In Wien hatte unterdessen die Mißstimmung mit der Regierung Friedrich III. immer weitere Kreise ergriffen. Nicht mit Unrecht klagte man darüber, daß die Zwistigkeiten mit Ungarn und Böhmen, die doch das Land eigentlich gar nichts angingen, an dem steigenden Steuerdruck und der ewigen Unruhe die Schuld trugen, ohne daß doch der rechtmäßige Landesherr — damit meinte man den kleinen Ladislaus — einen „erklecklichen Nutz" davon habe. Bei jeder Gelegenheit brachte man eine ganze Liste von Beschwerden vor, die in der Mehrzahl nicht unberechtigt genannt werden konnten. Noch war das Land aus der Regierungszeit Kaiser Albrecht II. mit einer Schuld von 300.000 Goldgulden belastet; aber damals herrschte Ruhe, Handel und Wandel waren sicher und gediehen. Jetzt aber stiegen die Anforderungen immer mehr, doch es herrschte im ganzen Lande eine Unsicherheit, wie im Beginne des Jahrhunderts. Als der offene Kampf zwischen König Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht VI. im Jahre 1442 drohte, hatten diese, sowie der Graf von Cilli, Ulrich von Eitzing und andere größere Landherren Söldner geworben, die man dann einfach entließ, ohne ihre Soldrückstände zu bezahlen. Daraus entwickelten sich im ganzen Lande wahrhaft heillose Zustände. Die zuchtlosen Kriegsknechte blieben in Rotten beisammen, zogen kreuz und quer, plünderten und brannten ohne Unterschied, so daß kein Edelsitz, kein Kloster und selbst größere Orte nicht sicher waren. Nicht wenige der ohnehin verschuldeten Adeligen sahen nun den vollkommenen Ruin vor sich und machten gemeinsame Sache mit dem Raubgesindel, an dessen Spitze sie traten und dem sie ihre Burgen als Stützpunkte einräumten. Aus den letzten Resten einstiger hussitischer Scharen, an welche sich dienstlose Söldner und verzweifeltes Gesindel aller Art schlossen, bildeten die früheren Hauptleute Ludwenko und Pankraz von Galicz ein förmliches Heer, mit dem sie das Marchfeld beherrschten und daraus eine Art von Raubstaat machten. Sie ließen sich einen Eid der Treue schwören, erteilten Lehen, hoben Steuern und Zölle ein, vor allem aber bekriegten und plünderten sie das ganze übrige Land und brachten allen Verkehr zum Stocken. Und dieser schmachvolle Zustand dauerte fünf Jahre, bis sich König Friedrich III. zu einer Abwehr aufraffte. Auch jetzt noch beschränkte er sich darauf, von der Stadt Wien und den Ständen Geldmittel und Mannschaften zur Bekämpfung des Übels zu verlangen. Unter ziemlich durchsichtigen Ausreden und Berufungen auf das Unvermögen wich man seinen Forderungen aus und nun griff Friedrich III. zu dem demütigenden Auskunftsmittel, durch den Grafen von Cilli in Unterhandlungen mit Pankraz zu treten, dem er für Einstellung seiner Raubzüge 4000 Goldgulden zusicherte.

Unzweifelhaft waren die finanziellen Kräfte Wiens vollkommen erschöpft, denn seit 1441 war kein Jahr vergangen, in dem man nicht wiederholt Geldzuschüsse oder die Stellung von ausgerüsteten Söldnern gefordert hätte. Zudem versiegten die Haupteinnahmsquellen oft gänzlich, da der Handel zum Stocken kam, ja man unterließ oft sogar die Pflege der entfernteren Weingärten aus

Sorge vor den Freibeutern. Indessen hätte man sich, sowie zur Zeit der Hussitenkriege, gewiß zu den äußersten Opfern bereit finden lassen, wenn nicht von Jahr zu Jahr die persönliche Mißstimmung der Bevölkerung gegen Friedrich III. überhand genommen hätte. Man fühlte es als ungewohnte Zurücksetzung, daß er fast stets in Neustadt weilte und sich in Wien nur für kurze Zeit zeigte, wenn er Ansprüche zu stellen hatte.

Doch vermied man es noch immer sorgfältig, gegen den Träger der vormundschaftlichen Regierungsgewalt Stellung zu nehmen. Als Hunyady nach seiner Bestellung zum Gubernator Ungarns den Rat von Wien aufforderte, Abgesandte nach Ofen zu schicken, um über eine Beilegung der Wirren und Auslieferung des jungen Ladislaus zu verhandeln, antwortete der Bürgermeister Haringseer ganz korrekt, daß dies nicht Sache der Stadt Wien allein sei, die nur gemeinsam mit den österreichischen Ständen vorgehen wolle. Auch das ungarische Begehren, man möge wenigstens dem König Friedrich III. alle Hilfe versagen, wurde abgelehnt, jedoch gemeinsam mit den Ständen eine Vermittlung angetragen. Auf diese Bereitwilligkeit verwies man aber auch Friedrich, als er Waffenhilfe gegen die Ungarn verlangte, welche man erst leisten wollte, wenn die Unterhandlungen erfolglos blieben. Vielleicht war es nur dieser klugen Haltung zu danken, daß es 1447 zu einem Friedensschluß zwischen Ungarn und dem König Friedrich III. kam.

Ganz im Gegenteil zu Albrecht II., der auch in schwerer Zeit das naheliegende Notwendige nicht übersah, hing Friedrich III. fernliegenden Problemen nach, wenn die unmittelbare Gegenwart seine volle Aufmerksamkeit verdient hätte. So plante er einen Zug nach Rom, um sich vom Papst die Kaiserkrone aufsetzen und die Trauung mit der Prinzessin Eleonore von Portugal vollziehen zu lassen, während sich die Verhältnisse in Österreich endlich bis zum Bruch zuspitzten.

Geschickt wußte der rastlose Ulrich von Eitzing die allgemeine Unzufriedenheit mit Friedrich III. für seine Zwecke zu benützen. In seinem Hause zu Wien liefen alle Fäden zusammen, die er, der entschlossene Gegner Friedrichs, dazu benützen wollte, um diesen in einem Netz zu verwickeln, das ihm die Vormundschaft kosten sollte. Auf die Mündigkeitserklärung des Königs Ladislaus richteten sich alle Wünsche, mindestens wollte man, daß dieser aus der strengen Überwachung des Vormundes befreit und nach Wien gebracht werde. Diese Machenschaften blieben Friedrich nicht unbekannt; aber ganz in der Idee seiner Romfahrt befangen, nahm er die Anzeichen leichter, als sie es verdienten und gedachte allen Anschlägen am einfachsten vorzubeugen, wenn er Ladislaus auf die Reise nach Rom mitnehme.

Als diese Absicht bekannt wurde, stieg die Aufregung nicht bloß unter den Ständen, sondern auch im Volk. Obwohl die Stände sich weigerten, seine Vorschläge bezüglich Einsetzung einer Regierung während seiner Abwesenheit in Beratung zu ziehen, ernannte er doch ihm treu ergebene Männer, wie die beiden Grafen von Schaumburg, Georg von Puchheim, Rüdiger von Starhemberg, Sigmund von Ebersdorf und den Bürgermeister Konrad Hölzler als Verweser der Regierung während seiner Romfahrt. Nun trat Eitzing, der einer großen Anhängerschaft sicher war und auch mit Ulrich von Cilli Verbindungen angeknüpft hatte, offener auf. In Mailberg bewog er im Oktober 1451 fast ein halbes Hundert einflußreicher Ständemitglieder zu einer Erklärung, welche die Einsetzung der Regentschaft und die Entfernung des jungen Landesfürsten als dem Recht widersprechend erklärte. In wenigen Tagen hingen diesem Dokument an 250 Ständemitglieder, darunter viele geistliche Stifte, ihre Siegel an und durch besondere Abgesandte wurden auch die Städte zum Bei-

tritte eingeladen, aber auch König Friedrich selbst von den Ansichten der Stände in Kenntnis gesetzt. Nachdem er versucht hatte, Eitzing durch Zusicherung neuer Würden auf seine Seite zu ziehen, verschanzte sich König Friedrich hinter der mattherzigen Ausrede, er könne Ladislaus nicht nach Wien ziehen lassen, ohne die Ungarn und Böhmen zu beleidigen. Nur dazu raffte er sich auf, den Städten die Teilnahme an dem von Eitzing und seinem Anhang einberufenen Landtag zu verbieten, sonst wies er die Mahnungen seiner Räte ab, die Romreise aufzugeben, um der Ständeverschwörung mit Kraft begegnen zu können und trat Ende Dezember 1451 seine Krönungs- und Brautfahrt an.

Anfangs schien es, als ob der Rat von Wien der Sache Friedrichs treu bleiben wolle und die Regierungsverweser hatten, darauf gestützt, die Absicht, den Landtag mit Gewalt zu hindern. Aber Friedrichs Anhang schmolz immer mehr zusammen, die Handwerker und ein Teil der Bürger gehörten zu seinen erbitterten Gegnern, die nur von einer Änderung der Herrschaft eine Besserung erwarteten. Dem fast einmütigen Druck der öffentlichen Meinung konnte auch der Rat von Wien nicht widerstehen; am 17. Dezember faßte er, durch die Beiziehung der „Genannten" verstärkt, den Beschluß, Friedrich den Gehorsam zu kündigen und zu verlangen, daß Ladislaus unter Regentschaft der Stände die Herrschaft antrete.

In diesen Tagen feierte Eitzing seine Triumphe. Er war nicht bloß ein kühler und verschlagener politischer Rechner, der es verstand, seine Pläne kühn in Taten umzusetzen; er besaß auch die Kunst, mit Virtuosität auf die Stimmung der Massen einzuwirken. Als er mit seinem stattlichen Anhang in das von den Regierungsverwesern schleunigst verlassene Wien einritt, wurde er vom Volke mit Jubel begrüßt und als „der weiseste und tapferste Patriot" gepriesen. Mit freigebiger Hand ließ er die Leute bewirten und versammelte sie dann, als sie in der richtigen Stimmung waren, auf dem Hof, um hier eine feurige Anklagerede gegen Friedrich III. zu halten, dessen Vernachlässigung des gemeinen Wohles er in den grellsten Farben schilderte. Dann warf er ihm Pflichtwidrigkeit in der Führung seines vormundschaftlichen Amtes vor, da er die Erziehung und Pflege seiner Mündel vernachlässigt, deren Rechte verschachert habe. Tieferen Eindruck noch als diese flammenden Worte Eitzings machte es, als die ältere Schwester Elisabeth in Trauerkleidern neben den Redner trat und mit von Tränen erstickter Stimme die baldige Erlösung ihres Bruders Ladislaus erflehte. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Vorgänge wurde Eitzing zum „obersten Lenker aller Landesangelegenheiten" bestellt, wobei ihm zwölf aus den Ständen gewählte „Verweser" beigegeben wurden, welchen auch die Entscheidung über Krieg und Frieden eingeräumt war und denen man sogar die Burg übergab.

Noch im Dezember 1451 erhielt Friedrich III. in Knittelfeld Kunde von den Vorgängen in Wien, worauf er sofort antwortete, daß er die Aufkündigung des Gehorsams nicht annehme, sondern sich dessen versehe, daß der Rat ihm die Treue bewahren werde. Tiefer schien er die Nachricht von der Besetzung der Burg zu empfinden, denn er drückte in einem neuerlichen Schreiben sein unwilliges Befremden darüber aus, daß man seine Burg nicht verschont habe und machte den Rat dafür verantwortlich, daß mit den Schlüsseln kein Mißbrauch getrieben werde, die Gewölbe und Schatzkammern alle unversehrt blieben. Ziemlich spitz erwiderte der Rat, an dessen Spitze statt Konrad Hölzler Oswald Reichholf getreten war, folgendes: „Thun eur kuniglich gnaden zu wissen, das wir uns der burg mit besaczung noch in ander wis nicht underwunden haben; wie aber mit unsers gnädigsten erbherrn kunic Laslaun burg hie zu Wien gehandelt sei, das werden seiner gnaden oberster hauptmann und die verweser

seines landes Österreich von den vier partheien der ständ darzu gegeben, eur kuniclich gnaden underweisung thun."

Trotzdem die Auflehnung gegen seine Gewalt bald ganz allgemein wurde, sich mit Ausnahme von Neustadt alle Städte anschlossen, unter Cillis Vermittlung Bündnisse mit den Ungarn und Böhmen angeknüpft wurden, setzte doch Friedrich III. ruhig seine Reise fort, ließ sich in Rom am 15. März 1452 mit der hochgesinnten Eleonore von Portugal trauen und empfing vier Tage später die ersehnte Kaiserkrone (Bild S. 441). Erst im Juni kam er wieder in Bruck an der Mur an, nachdem fast jeder Tag der Rückreise ihm Absagebriefe gebracht hatte. Auch jetzt noch widerstand er den Mahnungen seiner Räte zu ernstem Einschreiten, denn er hoffte volle Wirkung von der päpstlichen Bulle, die alle mit dem Banne bedrohte, welche sich gegen seine von Gott eingesetzte und vom Papst anerkannte Gewalt auflehnen würden.

Die ganze Bewegung war unterdessen weit über den ursprünglichen Rahmen hinausgewachsen. Schon hatte man sich dahin geeinigt, in allen unter Albrecht II. vereinigten Ländern bis zur Großjährigkeit des Thronerben die Regierungsgewalt den Ständen zu übertragen, es war also ein Vorstoß des ständischen Staates gegen die fürstliche Macht, wie sie dann noch oft vorkamen, bis ersterer unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges zusammenbrach. Pflanzte man doch sogar auf dem Stephansturm Fahnen von Österreich, Ungarn, Böhmen und Mähren auf, um die vorläufige Zusammenfassung der vier sonst in der Verwaltung getrennten Länder anzudeuten.

Am 29. Juni erhielt Kaiser Friedrich III. in Wiener-Neustadt nochmals eine Art Ultimatum des Stadtrates von Wien und der Stände, die er durch einen Herold erwidern ließ, der in Wien erschien, um Eitzing und den Stadtrat vor sein kaiserliches Gericht zu fordern wegen gebrochener Untertanentreue. Verstärkt sollte die Wirkung dieser Botschaft werden durch die gleichzeitig von einem Notarius vollzogene Verkündigung des Bannes gegen die Widersacher des Kaisers. Aber die gewünschte Wirkung blieb aus. Den Herold bewirtete man bestens und schickte ihn mit einem seidenen Prunkgewand und Goldmünzen beschenkt, nach Neustadt zurück. Den armen Notarius warf man ins Gefängnis, die Bannbulle wurde zur Begutachtung der Universität überwiesen und als diese sie verwarf, „weil sie etwas dem Wohle des Volkes Zuwiderlaufendes" enthalte, schlug man eine Gegenschrift an die Stephanskirche an, welche die Entscheidung eines Konzils verlangte. Übrigens fand die Bulle fast nirgends Anerkennung; der Erzbischof von Salzburg verbot ihre Kundmachung, andere Domkapitel, wie jenes von Passau, legten sie mit mehr oder weniger Achtung ad acta.

Nun blieb dem Kaiser doch nichts über, als Ernst zu machen und er ließ Söldner anwerben, die in ziemlicher Stärke unter Führung Rüdigers von Starhemberg am linken Donauufer gegen Wien vorrückten und vor der großen Donaubrücke lagerten. Zur Verteidigung stand hier ein von Heinrich von Rosenberg befehligtes böhmisches Hilfskorps bereit, das im Unteren Werd (Leopoldstadt) lagerte. Es gab manchen harten Strauß, von welchen einer solch bedenkliche Wendung nahm, daß man einen Sieg Starhembergs und eine Besetzung der Stadt durch die kaiserlichen Söldner befürchtete. Die Angst in der Stadt stieg auf das höchste, denn man fürchtete die Rache des Kaisers, die Wut der Söldner. Aus den Vorstädten flüchtete alles mit Hab und Gut in die Stadt, die Kirchen waren voll von Betern, welche den Schutz des Himmels anriefen.

Die Gefahr ging vorüber. Ulrich von Eitzing kannte aber den leichtbeweglichen Sinn der Menge zu gut, um nicht zu fürchten, daß der wieder-

holte Druck einer solchen Lage einen verhängnisvollen Umschlag in der Volksgunst verursachen könnte. Um vorzubeugen, faßte Eitzing einen raschen und kühnen Entschluß. Ohne auf die von Hunyady zugesagten Hilfstruppen zu warten, deren Eintreffen sehr zweifelhaft war, da Hunyady sogar aus alter Rivalität gegen den Grafen von Cilli mit dem Kaiser Verbindungen angeknüpft hatte, verständigte sich Eitzing mit Ulrich von Cilli. Sie vereinigten ihre Truppen und rückten mit etwa 20.000 Mann, unter welchen sich auch 600 vom Bürgermeister Teschler geführte Wiener befanden, blitzschnell vor das ganz ungeschützte Neustadt, wo man an einen solchen Angriff nie gedacht hatte.

Der Versuch einer Vermittlung durch bayerische und brandenburgische Sendlinge wurde abgelehnt, am 27. August war die Stadt von allen Seiten umschlossen und sofort begannen die schweren „Puchsen" das Feuer gegen die Wälle. Schon der nächste Tag brachte einen Hauptsturm, in dessen Verlauf die Belagerer zugleich mit den weichenden Verteidigern beim Wienertor eindrangen. Da warf sich auf der Zugbrücke der wegen seiner riesigen Leibeskraft bekannte steirische Ritter Andreas Baumkirchner den Stürmenden entgegen und wehrte, obwohl aus dreizehn Wunden blutend, die Stürmenden mit so wuchtigen Hieben zurück, daß sie einen Moment wichen und dadurch die Möglichkeit gaben, das schwere Fallgitter unmittelbar hinter Baumkirchner zu senken. (Bild S. 448.)

Noch einmal war der Kaiser einer Gefangennahme entronnen, es war jedoch kein Zweifel, daß Neustadt gegen entschlossene wiederholte Angriffe nicht haltbar war. Friedrich III. war selbst aller kriegerischen Neigungen und Fähigkeiten bar, er knüpfte daher noch am 28. August durch Vermittlung der Kirchenfürsten von Salzburg, Freisingen und Regensburg Unterhandlungen mit den Belagerern an. Diese gestanden eine eintägige Waffenruhe zu, welche dazu benützt wurde, die erbeuteten kaiserlichen Geschütze nach Wien zu schaffen, wo sie unter Trompetenschall und von Herolden begleitet, in die Stadt gebracht wurden. Die Unterhandlungen, sowie auch eine vom Kaiser verlangte geheime Zusammenkunft mit Ulrich von Cilli ergaben kein Resultat und die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Fortgang. Da gelang es dem Markgrafen Karl von Baden, einem Neffen des Kaisers, diesen von der Unmöglichkeit weiteren Widerstandes zu überzeugen und in neuen Verhandlungen endlich einen Frieden zu schließen. Nach demselben sollte die Belagerung sofort eingestellt und drei Tage später Ladislaus aus der Vormundschaft entlassen und dem Grafen Ulrich von Cilli übergeben werden. Für den 10. November desselben Jahres erfolgte die Einberufung einer von den ungarischen, böhmischen, mährischen Ständen zu beschickenden Versammlung, welche über die Erziehung und den Aufenthalt des nun zwölfjährigen Ladislaus, sowie über die weitere Verwaltung seiner Länder beschließen sollte. Unmittelbar nach Abschluß des Friedens erschien Kaiser Friedrich III. vor dem Tore, wo er mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen wurde und den Handschlag zur Bekräftigung der Abmachungen mit Ulrich von Cilli tauschte.

Schon jetzt trat zwischen diesem und Eitzing ein Zwiespalt zu Tage. Beide waren ehrgeizig und herrschsüchtig, sie verfolgten aber auch, obwohl zur Zeit Bundesgenossen, ganz verschiedene politische Ziele. Eitzing strebte eine ständische Oligarchie an, in deren Rahmen er sich selbst die leitende Rolle zudachte; Ulrich von Cilli war aber eine Gewaltnatur, deren Wesen sich schon im Wahlspruch: „Das Schwert ist das Recht!" ausdrückte. Er war eigentlich ein Vertreter absoluter Fürstengewalt, natürlich mit den Hintergedanken, daß deren Träger sich von ihm lenken lasse oder um sich selbst eine solche zu schaffen.

Am 4. September wurde, wie vereinbart, Ladislaus dem Grafen Ulrich übergeben. Er brachte den Schützling zuerst nach der Feste Perchtoldsdorf, wo

er sofort ein Bad für ihn bereiten ließ, in das er den jungen Fürsten mit den höhnischen Worten nötigte: „er möge nur alles „Steirische" herunterwaschen." Um von vorneherein den überwiegenden Einfluß auf Ladislaus zu gewinnen, hatte er in den Neustädter Frieden die Bestimmung aufnehmen lassen, daß Ladislaus nicht vor dem 11. November nach Wien gebracht werden solle. Damit war aber Eitzing nicht einverstanden, der es überhaupt bitter empfand, daß er trotz seiner Würde als oberster Landeshauptmann bisher eine nebensächliche Rolle bei den Verhandlungen gespielt und man nicht ihm den jungen Fürsten übergeben hatte. Er bestand darauf, daß Ladislaus sofort nach Wien geführt werden solle und

Andreas Baumkirchner wehrt vor Neustadt die Ungarn ab. (S. 447.)

fand bei den anderen Ständen soviel Unterstützung, daß der Graf von Cilli nachgab, gewiß weniger aus Fügsamkeit, als weil er gedachte, sich vielleicht noch vor dem Zusammentritt der Notabeln-Versammlung durch einen kühnen Streich in den Besitz der Regierungsgewalt setzen zu können. Es wurde daher der 13. September 1452 für den Einzug des jungen Ladislaus in die Residenz seines Vaters Albrecht II. bestimmt.

Wien unter der Vormundschaftsregierung Friedrich III.

Zwölf Jahre hatte bisher die Herrschaft Friedrich III. über Wien gedauert, aber nur einen geringen Teil dieser Zeit brachte er darin zu. Einem Mann von seinen Neigungen mochte anfangs das ruhigere Neustadt besser zusagen, als die große geräuschvolle Stadt, in welcher er naturgemäß mehr in

den Strom des öffentlichen Lebens gezogen wurde und nicht so ungehindert seinen alchymistischen und anderen Grübeleien nachhängen konnte.

Bald aber machten sich auch politische Gegensätze geltend, die dem Kaiser den Aufenthalt in Wien verleideten; hielt er sich hier auf, so hatte man stets nur Klagen für ihn und über ihn, seine steten Geldforderungen stießen auf immer offeneren Widerstand und er konnte sich bald selbst nicht darüber täuschen, daß seine Beliebtheit bei der Wiener Bevölkerung im raschen Schwinden sei. Sogar mit der Universität kam Friedrich III., obwohl ihm Sinn für wissenschaftliches Streben nicht abgesprochen werden konnte, zu keinem rechten Einvernehmen,

Kurrendknaben. (S. 452.)

woran allerdings auch die in seine erste Regierungsperiode fallenden ärgerlichen Zwiste und Tumulte mit der Bevölkerung beitragen mochten. So vorsichtig die gelehrten Herren auch ihre Gutachten stilisieren mochten, war doch damals die Stellung der Universität eine so ausschlaggebende, daß auch in politischen Dingen eine Parteinahme nicht immer zu vermeiden war und dann fiel sie nicht nach den Wünschen des Kaisers aus.

Gerade in der ersten Zeit seiner vormundschaftlichen Regierung war Friedrich III. wiederholt genötigt, sich mit den Angelegenheiten der Universität zu befassen. So wurde schon im Jahre 1440 ein eigentümlicher Fall seiner Entscheidung unterbreitet. Anatomische Demonstrationen wurden bisher nur sehr selten vorgenommen, weil es schwierig war, für solche menschliche Leichname zu bekommen. Fast ausschließlich sah man sich auf jene von Justifizierten angewiesen,

aber auch nur in dem Falle, wenn die Angehörigen keinen Anspruch auf den Körper machten, um ihn „ehrlich“ begraben zu lassen. Im März des genannten Jahres gelangte nun Dr. Johann Aigel, ein tüchtiger Gelehrter, der besonders auf die Notwendigkeit anatomischer Studien hinwies, in den Besitz des Körpers eines wegen Diebstahls gehenkten Vagabunden. Als er jedoch zur Sektion schreiten wollte, bemerkte er Spuren des Lebens und seinen Bemühungen gelang es, den Schelm wieder zum Bewußtsein zu bringen. Nun gab es einen großen Streit zwischen der Universität und dem Stadtrichter, dieser wollte nicht auf das Recht verzichten, den Übeltäter gehenkt zu wissen, die Universität berief sich aber auf ihr Asylrecht. Im letzteren Sinne entschied auch Friedrich III. mit der launigen Begründung, daß es eine Unbill wäre, für einen Diebstahl zweimal gehenkt zu werden. Wenige Jahre darauf bekam das Asylrecht der Universität nochmals praktische Bedeutung. Einer zum Feuertod verurteilten Frauensperson, die einen Kindesmord begangen hatte, gelang es während des Zuges zur Richtstätte zu entspringen und ein zur Universität gehöriges Haus zu erreichen. Auch sie wurde der Strafe ledig, jedoch durch den Schergen aus Wien gewiesen.

Eine Verfügung Friedrich III. aus dem Jahre 1446 ist bezeichnend für die Stellung der Schule zu St. Stephan zur Universität. Der Bürgermeister Haringseer und der Stadtrichter Schuchler verordnen, daß der oberste Meister der Schule, wie auch die drei ihm beigegebenen Meister täglich im Lektorium, dem Vortragszimmer, Vorlesungen und Disputationen halten sollen, „wie es auch auf der Universität geschieht“. Auch sollen sie den allwöchentlich am Freitag an der Universität abzuhaltenden öffentlichen Disputationen beiwohnen. Zu Lehrern an der Bürgerschule von St. Stephan sollen nur solche Studenten aus der von Meister Albrecht, Pfarrer in Gars, der zugleich gesuchter Arzt war, errichteten Burse in der Kärntnerstraße genommen werden, welche das Baccalaureat gemacht hatten. Fast ließe sich aus diesen Verfügungen schließen, daß man der Stephansschule eine Stellung neben der Universität wahren wollte, indem man ihr Funktionen einräumte, die eigentlich nur der „Hohen Schule“ zukamen. Es schrieb sich auch der Vorsteher „Rektor der alten Schule von St. Stephan“ und erst von 1500 an wieder „Rektor der Bürgerschule“. Daß das Verhältnis des Rates von Wien zur Universität um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein sehr gespanntes war, werden wir nebst den Ursachen sofort erfahren.

Am 13. August 1450 fand in feierlicher Weise die Grundsteinlegung zum zweiten nördlichen Turm von St. Stephan statt, der dann nicht bis zur Vollendung gedieh. Der Wiener Historiograph Cuspinianus, von dem noch öfter die Sprache sein wird, erzählt im Zusammenhang mit der Grundsteinlegung bei St. Stephan aus dem Jahre 1450: „Es wuchsen in Wien so saure Trauben, daß die meisten Bürgersleute von Wien den gekelterten Wein in die offenen Gassen ausschütteten, weil sie ihn der Herbheit wegen nicht zu trinken vermochten. Diesen Wein nannte man den Reifbeißer, weil der Reif die Trauben verdorben oder nach anderen, weil der Wein die Dauben und Reifen der Fässer mit seiner Schärfe zerbissen hätte. Da ließ König Friedrich III. ein Gebot ausgehen, daß niemand so die Gabe Gottes vergießen sollte und wer den Wein nicht trinken möge, habe ihn auf den Stephansfreithof zu führen. Damals war es, daß Meister Puchsbaum den Grund gelegt zum zweiten Turm und da wurde der Mörtel mit Wein gefeuchtet und der Kalk mit Wein gelöscht.“

Die Wiener Chronik erzählt noch von anderen solchen Fehljahren in der Weinfechsung. Im Jahre 1257 kam ein nasser Winter so früh, daß man die Trauben aus dem Schnee ausgraben mußte und der Most nur zu Essig wurde; 1302 und 1321 gab es einen faul riechenden rötlichen Wein, von dem „allerlay

Gebreste entstunde", 1378, 1419 und 1453 herrschten Krankheiten der Rebenstöcke. Dagegen kommt auch erfreuliche Kunde von besonders gesegneten Weinjahren, die freilich auch nicht ohne schlimme Folgen blieben. Besonders gerühmt wird die Fechsung von 1202 und 1313 war ein so reiches Lesen, daß es für die geringeren Sorten an Geschirr fehlte und man „ein Faß Wein für ein Weinfaß" erhielt. Auch 1442 war ein sehr gesegnetes Jahr und 1499 gab es solchen Überfluß, daß man aus Pfosten kistenartige Behälter zusammenschlug, die man „Weinstuben" nannte. Die Maß guten Weines kostete einen halben Pfennig und heißt es „die Menschen übernambeten sich solchergestalt, daß gar viele darob an bösen Schlagflüssen verstarben". Trotzdem waren das dann die „lustigen Jar", aus welchen das alte Liedlein stammt:

„In Österreich und Steyer
Sind wachsen fert (voriges Jahr) und heuer
Gesund und gute Wein,
So die Leute lustig machen,
Daß sie singen, springen, lachen,
Tag und Nacht fröhlich sein."

Im Jahre 1450 erfolgte auch die Wiederherstellung des im Vorjahr am 14. Oktober durch ein Unwetter zerstörten „Hornwerkes" am linken Heidenturm des Stephansturmes. Es war dies eine große, mit Blasbälgen versehene Pfeife, mit welcher Abends das Zeichen gegeben wurde, daß sich niemand ohne beleuchtete Laterne auf der Straße zeigen durfte, also ein Vorläufer der „Nebelhörner". Das Unwetter vom 14. Oktober 1449 tötete Menschen und Vieh, ein Blitzstrahl schlug auch in den Turm und zündete, wobei das Hornwerk in Flammen aufging, das dann der berühmte Orgelbauer Erhart 1450 wieder erbaute.

Einen sehr breiten Raum nahmen in der Wiener Lokalchronik der nächsten Jahre die Studententumulte ein. Schon unter der Regierung Herzog Albrecht V. kam es zu erbitterten Zusammenstößen der Scholaren mit den Handwerkern und Bürgern, welchen auch durch die stets erneuerten und verschärften Disziplinargebote nicht ganz Einhalt getan werden konnte. Das Verbot des Waffentragens, des Nachtschwärmens, der Fastnachtszüge, wobei sich die Studenten oft Ärgernis erregender Vermummungen bedienten, sie wurden immer von neuem eingeschärft, ohne viel zu fruchten. Erst als Albrecht V. bessernd in die etwas zu nachsichtige Praxis des Universitätsgerichtes eingriff, herrschte einige Zeit Ruhe. Aber Albrecht V. erkannte wohl, daß die Schuld auf beiden Seiten lag und wies den Stadtrat an, mit aller Strenge dafür zu sorgen, daß auch die Bürger, Handwerker und Gesellen sich aller Beleidigungen und Hänseleien gegen die Lehrer und Scholaren der Universität enthielten. Ein Verbot des Waffentragens, wie für die Studenten, auch für Bürger und Handwerker zu erlassen, wie die Universität vorschlug, war allerdings nach den damaligen Zeitverhältnissen und Anschauungen nicht möglich. Man mußte so oft an die Wehrhaftigkeit der Stadtbevölkerung Ansprüche stellen, daß es sonderbar und ganz vergeblich gewesen wäre, ihr das Recht des Waffentragens zu entziehen.

Es gab übrigens auch innerhalb der Universität und unter den Scholaren Tumulte und blutige Zusammenstöße. Der Keim dazu lag oft in der Trennung nach Nationalitäten, wodurch Eifersüchteleien und Reibungen gepflegt wurden. Als die Herzoge von Ober- und Niederbayern 1424 in einer Fehde gegeneinander lagen, sonderten sich auch die bayerischen Studenten in Wien in zwei Parteien, zwischen welchen es ganz ernste Händel gab. Im gleichen Jahre machte sich ein aus Ungarn stammender Baccalaureus der artistischen Fakultät, Johann von Ofen, unter den Scholaren anderer Nationalität wegen seiner Händelsucht und Roheit so gefürchtet, daß er endlich vom Universitätsgericht zur Rechen-

schaft gezogen und dann wegen Auflehnung gegen den Rektor ausgewiesen wurde. Aber er war aus einem reichen und angesehenen Hause; es fanden sich also in Kaiser Sigismund und im Erzbischof von Gran mächtige Fürsprecher. Doch gestattete man ihm nur gegen Neubezahlung aller Taxen und ein ausdrückliches Friedensversprechen die Fortsetzung seiner Studien.

Bald nach dem Tode Kaiser Albrecht II. verschlimmerten sich die Verhältnisse wieder sehr. Die politischen Zustände, welchen sich auch die Universitätsbehörden und Lehrer nicht ganz entziehen konnten, übten auch ihren Einfluß auf die Studierenden. Zeiten öffentlicher Rechtlosigkeit wirken immer in unheilvoller Weise auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zurück und wenn schrankenlose Gewalt sich an Stelle eines allgemein giltigen Gesetzes drängt, verliert dieses seine Heiligkeit und jeder glaubt seiner entbunden zu sein.

Zudem war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Frequenz der Universität Wien auf eine ansehnliche Höhe gestiegen. Man zählte in der Regel 5000, in manchen Jahren aber bis zu 7000 Scholaren. Davon konnte nur ein Bruchteil in den Bursen untergebracht werden; die meisten wohnten ohne jeder Überwachung zerstreut in Stadt und Vorstädten. Dazu kamen über 150 Lehrer, die sich in Lizentiaten, Magister und Doktoren gliederten und nahezu 500 Baccalaureaten, die weiter studierten, aber zur Unterstützung der Lehrer und als Repetenten tätig waren.

Der größte Zufluß der Studenten kam meist aus Oberdeutschland, aus Bayern und Schwaben, aber auch aus den Rheingegenden; ferner aus Ungarn, weniger aus Böhmen und anderen slavischen Ländern. Zahlreich besuchte der deutsche, besonders der österreichische Adel die Universität Wien; es finden sich unter den Studierenden von damals Mitglieder aus den höheren Adelsfamilien, wie der Liechtenstein, Starhemberg, Stubenberg, Schaumburg, Pappenheim, Hohenlohe, Schlick u. a. m. Unter den Theologen befanden sich selbst Würdenträger, Äbte, Prälaten und Bischöfe, oder solche, die später sich als Kirchenfürsten auszeichneten.

Ein großer Übelstand lag auch in der Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse der Studenten. Neben der Minderzahl, die über reiche Geldmittel gebot, stand eine Menge armer Schlucker, die nur in größter Dürftigkeit und unter Entbehrungen aller Art ihre Studien vollstrecken konnten. Zum Teil waren sie auf die Unterstützungen ihrer reicheren Kollegen angewiesen, die sich dann ein förmliches Gefolge bildeten, das stets bereit war, für sie einzutreten; viele waren aber tatsächlich auf eine Art des Bettels angewiesen, wodurch das Ansehen der Universität und ihrer Scholaren in den Augen des Volkes sehr herabgesetzt wurde. Mittellose Anfänger ergriffen fast ausnahmslos als Erwerbsmittel das „Kurrendsingen", das schließlich auch nichts als Bettel war, obwohl es als akademische Sitte keine Schande brachte und auch vom Sterzenmeister nicht gehindert werden durfte. Es bestand darin, daß die oft noch in den Knabenjahren stehenden mittellosen Scholaren von Haus zu Haus zogen und in den Höfen oder wo man sie zuließ, auch in Wohnungen, die Kirchengebete und Litaneien absangen, wofür man sie bewirtete und auch kleine Geldgaben reichte. (Bild S. 449.) Das vielberufene „goldene Wiener Herz" verleugnete sich auch gegen die „Kurrendknaben" nicht; man beschenkte sie anfangs sehr reichlich. Als aber die Spannung zwischen den Bürgern und Studenten wuchs und man in einzelnen Fällen erfuhr, daß die Kurrendknaben bei ihren Umzügen auch andere Zwecke verfolgten und entweder selbst Liebschaften anknüpften oder Botendienste für die reicheren Studenten verrichteten, schlug die Stimmung allgemach um, man ließ sie nicht mehr zu oder verjagte sie aus den Häusern, womit ein weiterer Anlaß zu Konflikten und gegenseitiger Erbitterung gegeben war.

Die Aufgabe der Universitätsbehörden war solchen Zuständen gegenüber eine sehr schwierige und kaum erfüllbare. Sie hätten in einer so streit- und raufluſtigen Zeit ungewöhnlicher Mittel des Ansehens und der Macht bedurft, um eine so große Menge von jungen Leuten aus den verschiedensten Ständen in den gehörigen Schranken der Gesetzlichkeit, Ordnung und Mäßigung zu erhalten; namentlich war der Korporationsgeist, welcher damals alle die verschiedenen Stände durchdrang, ein Anreiz, nicht bloß jeden Angriff von außen abzuwehren, sondern ihn auch durch Wiedervergeltung zu rächen. Es darf dabei allerdings nicht verschwiegen werden, daß auch die Studenten vielerlei Angriffen und Mißhandlungen der Bürger, besonders der raufluſtigen Handwerker und der Stadtsöldner ausgesetzt waren; zudem war es damals eine ganz ordnungslose und gewalttätige Zeit, wo nicht selten bloß die Selbsthilfe zum Rechte führte. So waren denn manchmal die Magister und Universitätsbeamten, die Dekane, ja sogar der Rektor allerlei Insulten der Bürger ausgesetzt; auch der Stadtrat bekümmerte sich bei den blutigen Kämpfen zwischen den Studenten und Bürgern wenig um die Privilegien der Universität und ihre besondere Gerichtsbarkeit.

Einer der schlimmsten Exzesse fiel schon in das Jahr 1443. Lustige Studiosi hatten sich beim Wein in einem vorstädtischen Garten vergnügt und waren gegen Abend im Begriffe, über eine Holzbrücke in die Stadt zurückzukehren, als sie einen vornehmen adeligen Herrn zu Pferde und von ansehnlichem Gefolge begleitet, begegneten. Der schmale Weg brachte sie ganz in die Nähe des Edelmannes, und es reizte ohne Zweifel der Mutwille die Studenten, einen Streit anzufangen. Einer von ihnen streifte mit seinem Schwerte, das er an der Seite hängen hatte, wie zufällig das Pferd des Edelmannes und machte es dadurch scheu, so daß es denselben aus dem Sattel und auf den Boden warf. Dem schallenden Gelächter der Studenten folgte sogleich der Ruf zum Kampf von seiten des Gefolges des Edelmannes, der seine Leute zum Angriff auf die Studenten anfeuerte, auch den Seinigen Befehl gab, auf die kleine Schar der Studenten einzuhauen. Diese griffen ebenfalls schleunig zu den Waffen und erhielten auf ihre Hilferufe eine Verstärkung von einer Anzahl ihrer Mitschüler. Nun entspann sich auf der Brücke ein förmliches Gefecht, in dem auch Bürger die Partei des adeligen Herrn ergriffen. Nach kurzem Kampfe waren die Studenten von ihren besser bewaffneten Gegnern überwunden; ein Student war erschlagen, ein anderer auf den Tod verwundet, mehrere kampfunfähig gemacht, und nur einigen wenigen gelang es, bei einbrechender Nacht dem ungleichen Gefechte zu entrinnen.

Rektor Johann Größl von Tittmaning hatte kaum von dem Vorgefallenen vernommen, als er mit den vier Dekanen zu den Regierungsvorständen eilte, und da Friedrich III. nicht in Wien anwesend war, von diesen Genugtuung wegen des Friedensbruches forderte. Anfänglich wollten die landesfürstlichen Räte das Verfahren des Edelmannes in Schutz nehmen und entschuldigen, aber der Rektor bestand auf dessen Bestrafung. Er beklagte sich in freimütiger Rede über die vielfachen Verletzungen der Universitätsrechte und Privilegien, seitdem König Albrecht II. mit Tod abgegangen, und fügte die drohenden Worte bei, daß, wenn die Regierung nicht die Angehörigen der Hochschule gegen brutale Gewalt und Mißhandlungen des Pöbels zu schützen vermöge, dann für die Lehrer nichts übrig bliebe, als die Auflösung der Universität auszusprechen und sich in andere Länder zu begeben, wo die Wissenschaften und jene, welche ihnen oblagen, mehr Schutz und Anerkennung fänden. Betroffen durch diese Worte, forderten die Räte zunächst zu einer ruhigeren Haltung auf und versprachen, sich bei der bevorstehenden Rückkehr Friedrichs Mühe zu geben, der Universität eine ehrenvolle Genugtuung zu verschaffen. Sie trafen auch für den

Augenblick energische Anstalten zum Schutz der Universitätsangehörigen und zur Abwehr jeglicher Gewalt gegen dieselben; später (1445) wurde auch bei den weiteren Verhandlungen in der Sache dem Verlangen der Hochschule entsprochen und ihr vom König Friedrich ein Konservator oder „Erhalter" der Privilegien bewilligt; es konnte aber bei der Erregtheit der Gemüter der Friede nicht lange dauern.

So kamen denn ununterbrochen Reibungen zwischen Studenten und Bürgern vor, und je mehr Schutz die Universität bei der Regierung fand, desto erbitterter wurde die Stimmung der Bürger gegen sie, und ihr Sinn war desto entschlossener darauf gerichtet, sich selbst Hilfe zu verschaffen, ohne irgend Rücksicht auf die Universitätsprivilegien zu nehmen. Eines Tages hatte sich ein Schüler der Theologie etwas Ordnungswidriges erlaubt; sogleich ließ ihn der Stadtrichter Georg Schuchler ergreifen und in den Kerker werfen. Trotz der wiederholten Reklamationen des Rektors und des Konsistoriums gab er ihn nicht frei. In dieser Willkür des Stadtrichters sah die Universität ein doppeltes Vergehen, eine Mißachtung ihrer Privilegien und einen Eingriff in die geistliche Freiheit, da es sich um die Bestrafung eines Klerikers handelte; daher sprach sie kraft ihres vom Papste erhaltenen Rechtes die Exkommunikation über den Stadtrichter aus und erklärte, daß kein Mitglied der Hochschule bei der nächsten öffentlichen Fronleichnamsprozession erscheinen dürfe, wenn der Stadtrichter nicht von seinem Amte entfernt und der eingekerkerte Student nicht sogleich seiner Haft entlassen werde. Dieses entschiedene Auftreten wirkte und brachte das Stadtgericht zur Nachgiebigkeit.

Aber der Sturm war nur für den Augenblick beschwichtigt, eine friedlichere Stimmung wollte sich nicht einstellen, im Gegenteile steigerten sich täglich der Haß und die Erbitterung. Es gab da zwei förmlich geschiedene feindliche Lager; in dem einen befanden sich die Studenten mit ihren Lehrern, in dem anderen die Bürger mit dem Stadtrat; die Regierung tat fast gar nichts, um diese unnatürlichen und unleidlichen Zustände, welche endlich zu den blutigsten Kämpfen führen mußten, zu beseitigen oder zu ändern. Die Universitätsbehörde hingegen bot alles auf, mit Strenge die Disziplinargesetze aufrecht zu erhalten; so wurde im Jahre 1449 von den 43 Baccalarien, welche die „Licentia", die Erlaubnis zu Vorträgen, nachsuchten, ein großer Teil wegen Exzessen und Disziplinarvergehen abgewiesen. Endlich hielten sich die Bürger nicht mehr zurück; sie begannen in wahrhaft roher Weise den Kampf gegen die Universität, als ihnen eine Maßregel des Herrschers glauben machte, daß er gegen die Hochschule eine Abneigung hege und eine Demütigung derselben nicht ungern sehen, oder doch mindestens nicht besonders schwer ahnden werde.

In der Tat lagen die Dinge so. Während Friedrich für König Ladislaus im Herzogtum Österreich die Regierung führte, war die Universität ängstlich darauf bedacht, ihrem eigentlichen Landesherrn die Treue zu bewahren und dem Vormunde und Regenten keine größeren Rechte einzuräumen, als ihm seiner Stellung nach zukamen. Da es aber Friedrichs Streben war, sich die Herrschaft möglichst ausgedehnt und für lange Zeit zu sichern, mußte er natürlich die Haltung der Universität unliebsam vermerken.

Es war im Jahre 1451, als der Kaiser auf Anklage von Bürgern zwei Magister und einen Scholaren verhaften und sie in städtischer Bewachung halten ließ. Es war dies unbestritten eine Verletzung der Universitätsprivilegien und man klagte laut und überall, daß den Rechten, welche von den Stiftern der Universität erteilt, und den Privilegien, welche von den Päpsten zugestanden worden, entgegengehandelt werde. Man suspendirte die Vorlesungen und überreichte dem Kaiser eine Schrift, angefüllt mit vielen Beschwerden; Friedrich

Der Studententumult von 1451.

gab auch den Bescheid, daß er diese Sache mit seinen Räten überlegen und Sorge dafür tragen wolle, daß die Hochschule weder an ihrer Ehre gekränkt, noch an ihrer Würde Schaden und Abbruch erleide; nur solle man die gewohnten Beschäftigungen mit den Wissenschaften wieder vornehmen und nach wenigen Tagen zum Empfang der weiteren Entscheidung zu ihm sich begeben. So hatte es den Anschein, als würde die Sache gütlich beigelegt werden.

Aber ein solcher Ausgang war nicht nach dem Sinne der Bürgerschaft; diese wollte die der Universität ungünstige Stimmung des Monarchen benützen und reizte deshalb ihre Gegner durch Angriffe und Schmähungen. Sobald sich nur ein Scholar öffentlich zeigte, war er den gröbsten Insulten der Bürger ausgesetzt; ja man erlaubte sich selbst gegen die Magister und die Universitätswürdenträger tätliche Beleidigungen. Aus diesem Grunde sandte der damalige Rektor Jodokus Gartner den artistischen Dekan Johann Huber von Freistadt in Begleitung der Prokuratoren der vier Nationen zum österreichischen Landmarschall, um hinsichtlich der Beilegung der täglich zunehmenden Reibereien zwischen den Bürgern und Studenten die zweckmäßigsten Mittel zu finden.

Ehe jedoch diese Deputation das Haus des Landmarschalls erreicht hatte, fand sie sich auf der Straße von einer bewaffneten Bürgerschar überfallen; den Prokuratoren gelang es zwar, sich durch die Flucht den gröbsten Insulten zu entziehen; aber der Dekan, der mit männlichem Mute einen Scholaren, der ihn begleitete, gegen die Schläge der anstürmenden Menge schützen wollte, sah sich bald selbst nicht nur allen Mißhandlungen ausgesetzt, sondern schwebte noch überdies in größter Lebensgefahr, denn es drangen die aufgeregten Scharen rücksichtslos und mit aller Erbitterung auf ihn ein. Man warf ihn zu Boden, schlug und stach ihn, trat ihn mit Füßen und würde ihn unzweifelhaft ermordet haben, wenn nicht einige besonnene Bürger, die an der Tonsur einen Geistlichen erkannten, die Folgen eines solchen Schrittes sich gegenwärtig gehalten und alles aufgeboten hätten, den Halbtoten in ein benachbartes Haus zu retten und ihm daselbst ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen.

Auf die Kunde dieses Vorfalles versammelte sich ohne Zögern die Universität; eine Deputation mit dem Professor Thomas Ebendorfer an der Spitze begab sich zu Friedrich, um zu erklären, daß die eingestellten Vorlesungen erst dann wieder eröffnet würden, wenn durch einen Ausspruch des Monarchen die Bürger wegen des Frevels bestraft worden und der Friede wieder hergestellt sei. Friedrich ließ die Deputation nicht vor sich, und so brachte sie ihre Beschwerden und ihr Anliegen den kaiserlichen Räten vor. Am Schlusse der Auseinandersetzungen drohte der Sprecher, wenn man der Hochschule nicht mehr Sicherheit und Schutz gewähre, bliebe ihr nichts übrig, als in einem allgemeinen Auszug der Lehrer und Studenten Wien zu verlassen und somit die Universität aufzulösen.

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; es suchten die Räte durch Versprechungen zu besänftigen und brachten es endlich dahin, daß ein Ausschuß von sieben Mitgliedern eingesetzt wurde, wozu der Kaiser drei und die Hochschule vier zu bezeichnen hatte, um am folgenden Tage bei dem Domprobst von St. Stephan, Grafen Albrecht von Schaumburg, der erst 21 Jahr alt, aber seiner Gelehrsamkeit wegen sehr angesehen war, als Kanzler der Universität die Friedensartikel zu beraten und darüber zu beschließen.

Ein solcher Ausgang der Sache war den Bürgern keineswegs genehm; sie wußten leider den Wert einer Universität für ihre Stadt wenig zu schätzen, und so machte die Drohung einer Auflösung der Hochschule keinerlei Eindruck. Im Gegenteile ergriffen sie jede Gelegenheit, um den Streit von neuem zu entfachen und die Stadt nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Noch an demselben Tage war

zwischen einem Studenten und einem Bürger außerhalb der Stadt eine Streitigkeit entstanden, die von Scheltworten bald zu Tätlichkeiten überging, wobei der Bürger schwer verwundet ward. Kaum hatte sich die Kunde von dem neuen Streithandel in der Stadt verbreitet, so war daselbst alles in Bewegung. Die Bürger und ihre Gesellen stürzten bewaffnet auf die Straßen; eine Anzahl durcheilte zu Pferde die Stadt, die Bürgerschaft zum Kampfe gegen die Universität aufstachelnd. Die Bürger wurden von einer wahren Kampfeswut ergriffen.

Capistrans Predigt. (S. 458.)

Um einen blutigen Zusammenstoß mit ihnen zu verhindern, hatte der Rektor sogleich auf die erste Nachricht von dem Tumulte die strengsten Befehle erlassen, alle Burse und Studentenhäuser zu schließen, und dabei das Verbot hinzugefügt, daß kein Scholar sich öffentlich zeige.

Daher fanden die Bürger, als sie sich dem Studentenviertel näherten, nirgends einen von ihren verhaßten Gegnern. So waren sie in bewaffneten Scharen bis in die Riemerstraße gekommen, wo sich eine Burse befand. Aus dieser wurde, wie aus einer Festung, von den Studenten mit Pfeilen geschossen und mit Wurfspießen und Steinen geworfen, wodurch mehrere der vorüberziehenden [illegible]ger verwundet wurden. Jetzt konnte diese nichts mehr von der äußersten

Gewalt zurückhalten; sie stürmten die Burse, und nachdem die Tür erbrochen war, ergriffen sie von den Insassen, welche nicht zeitig über die Nachbardächer geflohen waren, sieben Studenten, welche im Triumph vor den Stadtrichter Erasmus Ponheimer geschleppt wurden, um dort gerichtet zu werden.

Der Stadtrichter wollte oder konnte nicht der blutgierigen Menge Widerstand leisten; er fällte den Ausspruch, daß die „Friedensstörer", wie die Gefangenen genannt wurden, sofort vom Leben zum Tode gebracht werden sollten; und wirklich stand schon der Henker bereit, um das Urteil unverweilt zu vollstrecken. Glücklicherweise kamen noch im rechten Momente einige besonnenere Stadträte und ein Herr von Neutperg hinzu, welche die blutige und törichte Übereilung zu verhindern strebten; sie erlangten die Verschiebung der Hinrichtung auf den folgenden Tag.

Einstweilen sollten die zum Tode Verurteilten in das Verbrecherverließ am Kärntnertor geworfen werden, wo auch noch mehrere mittlerweile in den Straßen aufgebrachte Studenten sich in Haft befanden. Während der Nacht legte sich die allzu große Aufregung; auch bewirkten die Vorstellungen verständiger Männer bei dem Stadtrat und dem Stadtrichter ein Einlenken. Am nächsten Morgen, zeitlich früh, begab sich der Stadtrichter zu den eingekerkerten Studenten, ließ sie in sein Haus bringen, bewirtete sie und hielt sie vorerst noch in anständiger Bewachung.

Mittlerweile wurde in der Aula eine Universitätsversammlung gehalten, zu welcher man auch einige niederösterreichische Stände in außerordentlicher Weise beizog; es wurden hier die verschiedenen Beschwerdepunkte besprochen und der Beschluß gefaßt, sie in einer besonderen Schrift zusammengestellt dem Kaiser zu überreichen und damit das dringende Ansuchen um sofortigen wirksamen Schutz gegen derartige Gewalttätigkeiten von Seiten der Bürgerschaft zu verbinden. Es wurden die folgenden Maßregeln als zu ergreifen nötig bezeichnet, um die Ruhe aufrecht zu erhalten: Die Bürger sollten nicht, wie gewöhnlich der Fall, mit Dolchen und langen Messern auftreten dürfen. Der Kaiser möge ein Verbot erlassen gegen die Appellationen der Scholaren von dem Universitätsgerichte an den römischen Stuhl. Alle in den städtischen Gefängnissen befindlichen Studenten wären sofort ihrer Haft zu entlassen und zum Urteil an den Rektor auszuliefern.

Aber die Hochschule erlangte nur diesen letzteren Punkt; es wollte der Kaiser die Bürger nicht wegen ihrer Exzesse bestrafen, da sie einesteils nicht allein die Schuldigen waren, anderenteils jedoch auch, weil er sie beim guten Willen für seine eigenen Angelegenheiten zu erhalten suchte. Und so wurde als einziges Resultat eine Art Waffenstillstand erlangt. Beide Parteien sollten sich friedlich gegeneinander verhalten; der Kaiser behielt sich die Entscheidung vor, er wich jedoch absichtlich aus, dieselbe zu geben.

Die nun folgenden stürmischen Zeiten drängten solche doch kleinliche Streitigkeiten in den Hintergrund. Ganz ausgeglichen war aber der Gegensatz zwischen dem Bürgertum und der Studentenschaft nicht, der sich stets in kleineren Reibungen zum Ausdruck brachte. Erst mehr als 50 Jahre später führte er abermals zu gewaltsamen Ausbrüchen, die der stets lebendige Wortwitz der Wiener den „lateinischen Krieg" benannte, über den an seinem Orte zu berichten ist.

Ein Ereignis von mehr als lokaler Bedeutung war die Anwesenheit des Franziskanermönches Johann von Capistran, der durch seinen glühenden Glaubenseifer und seine hinreißende Beredsamkeit fast die gleiche tiefgehende Wirkung übte, wie vierhundert Jahre früher der Kreuzzugsprediger Peter von Amiens.

Er war am 24. Juli 1386 zu Capistrano unweit Aquila im Königreich Neapel geboren und erhielt später, als sein Name in ganz Europa gefeiert

wurde, die Bezeichnung nach seinem Geburtsort. Bald nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand galt er als einer der vorzüglichsten Kanzelredner und als die Türkengefahr immer drängender wurde, machte er es sich zur Aufgabe, die gesamte Christenheit zu kräftiger Abwehr zu erwecken. Von Papst Nikolaus nach Deutschland gesendet, kam Johann von Capistran 1451 auch nach Neustadt, wo er von den Königen Friedrich III. und Ladislaus mit besonderen Ehren empfangen wurde, da ersterer ihn auch zur vollkommenen Ausrottung der hussitischen Lehrsätze zu verwenden wünschte.

Durch Vermittlung des Kanzlers Friedrichs III., des gelehrten Aeneas Sylvius, ließ sich Johann von Capistran auch zu einem Besuch von Wien bestimmen, wo er am 6. Juni 1451 im unscheinbaren Ordensgewand nach mühsamer Fußwanderung eintraf, aber einen Empfang fand, der sehr im Gegensatz mit seiner äußeren Erscheinung stand. Diesem kleinen greisenhaften Männchen, das nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, ging ein stattlicher Zug, an dessen Spitze der Stadtrat und die Universität standen, bis zum Kärntnertor entgegen, um es ehrfurchtsvoll zu begrüßen und in das Kloster der Minoriten bei der Burg zu begleiten.

Johann von Capistran weilte vier Wochen, also bis zum 4. Juli in Wien und predigte fast täglich entweder bei den Karmelitern, den „weißen Brüdern" am Hof oder von einer freistehenden Kanzel am Stephansfreithof, aber immer unter freiem Himmel, da keine Kirche genügte, den Andrang der Zuhörer aufzunehmen. Der gewaltige Eindruck seiner feurigen Reden läßt sich, da er nur lateinisch sprach, kaum anders erklären, als durch die ziemlich allgemeine Verbreitung der lateinischen Sprache in den Kreisen des Adels und des Bürgerstandes. Darum wird uns auch berichtet, daß eines Tages fünfzig adelige Jünglinge, darunter ein Jugendgespiele des Königs Ladislaus, Junker von Wolfstein, unter dem Eindruck einer seiner Predigten in den Franziskanerorden getreten seien. Um aber seine Worte auch den „Ungelehrten" verständlich zu machen, wurden seine Reden sofort Absatz für Absatz in das Deutsche übertragen. Doch war es unvermeidlich, daß dabei viel von der Wucht und Glut des Ausdruckes verloren ging; es ist also wohl glaubhaft, was übereinstimmend die Zeitgenossen berichten, daß sein mächtiges Organ, die Kraft des Vortrages und seine echt neapolitanisch lebendige und gemeinfaßliche Geberdensprache auch jene fortriß, die seine Worte nicht verstanden. Namentlich eine seiner Predigten, in welcher er mit flammenden Worten gegen den „Spiel- und Welttand, gegen Putzsucht und leeres Flitterwesen, alle Schlafferei und Spurlerei (Leichtfertigkeit) und alle solche Leib, Geist und Glück zerstörende Firlefanzerei, überhaupt gegen das heillose Pfauentum des Luxus", vor allem aber gegen das Laster des Spieles wetterte, soll von tiefer Wirkung gewesen sein. Noch bevor er ganz geendet hatte, eilten Männer und Frauen nach Hause, um in schweren Päcken die Putzstücke und kostbaren Kleidungsstücke, aber auch Würfel- und Brettspiele herbeizuschleppen, die zu einem Haufen aufgeschlichtet und verbrannt wurden. Und es gab, wie eine Chronik berichtet, „ein grawsamen ploben (blauen) rauch und gestalt und dar vor weiset er sanct Bernardin heiligthum Sein weiß Tuch und sein Paretel und macht pey 100 menschen gesunt an Lemung und an gesicht". Die Abbildung S. 456 stellt diese Szene nach einem seltenen Blatte des berühmten Malers und Holzschneiders Hans Schäuffelin dar.

Capistrans Auftreten in Wien war auch Anlaß, daß das von Herzog Albrecht II. gegründete Kloster zu St. Theobald auf der Laimgrube dem Franziskanerorden eingeräumt wurde, wogegen die bisher dort seßhaften Nonnen aus dem Orden der Clarisserinnen in ein Haus (Nr. 6, alt 364) in der Salvatorgasse versetzt wurden. Von Wien begab sich Johann von Capistran

nach Mähren und dann nach Deutschland, wo er überall mit großem Erfolg predigte, nur sein eigentlicher Zweck, ein gewaltiges Kreuzheer gegen die Türken aufzubringen, wollte nicht recht gelingen, obwohl die Gefahr eine unmittelbare war. Aber die Zeiten waren andere geworden, weder Fürsten noch Volk ließen sich mehr so ganz von einer Idee begeistern. Mit einem kleinen, ziemlich bunt aussehenden Heer kam er endlich nach Ungarn, wo er mehr durch die Macht seiner Persönlichkeit wirkte, als durch die kriegerischen Leistungen seiner Begleiter. Wie ein echter Glaubensheld nahm er 1455 als Genosse Hunyadys an der Verteidigung Belgrads teil. Er starb von der Lagerpest ergriffen zu Illok in Ungarn am 23. Oktober 1455. Seine Heiligsprechung erfolgte erst 1669.

Ein allbekanntes Erinnerungszeichen an die Anwesenheit des heil. Johann von Capistran in Wien ist die an der Außenseite des nördlichen Chores angebrachte steinerne Kanzel. Die ursprüngliche, welche frei auf dem Stephansfreithof stand, diente eigentlich zu den damals üblichen Leichenpredigten. Nach der Abreise des gefeierten Predigers stellte man sie an die Wand und entfernte aus Pietät, damit niemand sie mehr besteigen könne, die steinernen Treppen. Im Jahre 1738 wurde sie so baufällig, daß der Franziskanerorden das jetzige Denkmal mit der Figur des Heiligen errichten ließ, wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß mindestens der Kanzelfuß von der ursprünglichen Kanzel stammt. (Bild S. 464.)

Im Jahre 1457 entstand auch eines der bekanntesten Wahrzeichen von Wien, die schöne gotische Denksäule auf der Höhe des Wienerberges, die unter dem Namen der „Spinnerin am Kreuz" bekannt ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand schon viel früher hier ein ähnliches Denkmal, das als Bezeichnung der Burgfriedensgrenzen diente, aber 1446 beim Einfall der Ungarn zugrunde ging. In den Stadtrechnungen der Jahre 1451 und 1452 sind die Ausgaben eingestellt für „ein news Stainains kreucz ob Meurling" (Meidling) und eine Post lautet: „Item Maister Hannsen Puchspaum für sein lon 9 Pfund III Sch., item maister Lorentzen sein parsir für seine mue und erbait III Pf. VI Sch.", woraus hervorgeht, daß diese Säule, deren zierliche Konstruktion allerdings einen tüchtigen Künstler vermuten läßt, ein Werk des am Nordturm tätigen Baumeisters Puchsbaum ist. (Bild S. 465.)

Das schöne Bauwerk, das durch die zweimaligen Invasionen der Türken, durch den Einfall der Bocskai'schen Scharen im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, aber auch durch Wind und Wetter Schaden erlitt, wurde wiederholten Restaurierungen unterzogen, wobei es unter den verschiedensten Bezeichnungen vorkommt, als „das new kreutz," „das groß kreuz," „die Marterseull am Wienerberg" u. s. w.; 1710 und 1720 wird es zum ersten Mal als „Spinnkreuz", dann als „Spinnerkreuz", „Spinnerinkreuz", von 1804 ab aber als „Spinnerin am Kreuz" bezeichnet.

Die Erklärung dieses seltsamen Namens ist auf vielfache Weise versucht worden, ohne daß eine Lösung vollkommen einwandfrei wäre. Ganz ohne geschichtlichen Wert und nur als Beitrag zur Wiener Lokalsage zu betrachten, sind jene Erzählungen, welche den Namen auf eine weibliche „Spinnerin" zurückführen. Die am meisten verbreitete möge hier Platz finden.

Ein Ritter war mit Herzog Leopold dem Glorreichen ins heilige Land gezogen. Da gelobte seine Gattin, wenn er wohlbehalten heimkehre, zur Ehre Gottes ein Kreuz errichten zu lassen und die Kosten durch Spinnen zu verdienen. Drei Jahre gingen vorüber, doch der Ritter kam nicht; keine Nachricht von ihm brachte der harrenden Gattin Trost. In der Zeit aber hatte sich ihr Gespinste so ansehnlich vermehrt, daß sie beschloß, statt des einfachen Kreuzes eine größere zierliche Denksäule zu errichten. Bereits fehlte nur ein Rocken noch,

um die Kosten für das Denkmal und den Künstler zu bestreiten; eben hatte sie den letzten Rocken angelegt und begann von neuem emsig zu spinnen, als Trompeten ertönten, die Scharen der Kreuzfahrer heranzogen und der Ritter aus ihrer Mitte auf mutigem Rosse hervorsprengte, vom Sattel herab und in die Arme seiner Gattin eilte. Alsbald machten die Glücklichen Anstalt zur Erfüllung ihres Gelübdes und errichteten die Säule an der Spitze des Wienerberges, welche nach der Getreuen die Bezeichnung „Spinnerin am Kreuz" erhielt.

Natürlich ist diese und manche andere Erklärung nicht ernst zu nehmen; eher ist dies mit zwei solchen Versuchen der Fall. Auf älteren Abbildungen zeigt die Denksäule statt der später angebrachten steinernen Kreuzrose zwei gekreuzte Eisenstäbe, die von unten gesehen in der Tat Ähnlichkeit mit Spinnenbeinen haben konnten. Im Wiener Dialekte wird aber statt Spinne „Spinnerin" gesagt, woraus sich ziemlich ungezwungen der Name „Spinnerin am Kreuz" für die ganze Denksäule entwickelt haben konnte. Eine zweite nicht ganz zu verwerfende Ableitung beruht darauf, daß der heil. Krispinus, bekanntlich der Patron der ehrsamen Schusterzunft, auch mit dem Schutz der Grenzen betraut ist. Da nun die Denksäule am Wienerberg ursprünglich gewiß die Grenzen des Burgfriedens bezeichnete (im Stadtrechte von 1221 heißt es: „Ez sol auch der purkfried gen an daz ziel, da der stat gerichte hin get"), so ist es möglich, daß sie den Namen Krispinussäule, vielleicht auch in ihrer ersten Form ein Bild des Heiligen hatte, woraus sich später in mundartlicher Bequemlichkeit das „Spinekreuz," „Spinnerkreuz" u. s. w. bis zur „Spinnerin am Kreuz" entwickelte.

Für Wien erhielt die Umgebung dieses Denkmals später einen etwas unheimlichen Anstrich. Wie in den ältesten Zeiten wurde auf die Höhe, wo die Säule steht, aber auf die andere Straßenseite, die öffentliche Richtstätte verlegt, wo sie auch blieb, bis die neue Strafprozeßordnung die Justifikationen in einen abgeschlossenen Raum verwies und dadurch dieses grause Schauspiel vergeltender Gerechtigkeit vor sensationslüsterner Neugierde verbarg.

König Ladislaus, der letzte Sprosse des Hauptstammes der Habsburger.

Nur die Stimmung der ganzen Bevölkerung drückte sich in den Chroniken aus, wenn sie den 13. September 1452, an welchem Ladislaus seinen Einzug in Wien hielt, einen „Freudentag für das ganze Land Österreich" nannten. „Vor allen aber schätzten sich die Wiener glücklich und taten gar stolz darob, da sie wacker mitgetan, sich den rechten Landesherrn mit den Waffen zu erobern." Die vielgebrauchte Redensart, daß „ganz Wien auf den Beinen" war, entsprach vielleicht nie so der Wirklichkeit als an jenem Tage, wo der zwölfjährige Ladislaus von Perchtoldsdorf gegen Wien ritt, um seinen Einzug zu halten.

Man hatte die Straßen geschmückt, wie am Fronleichnamstag. Laubgewinde und bunte Guirlanden waren gespannt, an den Häusern hingen Kränze und Teppiche, von den Kirchtürmen, den Stadttoren und Wällen flatterten die Fahnen, in den Straßen aber drängte sich eine geschmückte und freudig erregte Menge, über deren Summen und Rufen der feierliche Klang der Kirchenglocken dahin schwebte, weit hinaus als erster Willkommsgruß für den ersehnten Erben eines Vaters, dessen treues fürstliches Walten noch immer unvergessen war.

In glänzendem Zuge ritt alles, was Ansehen und Bedeutung hatte, hinaus zur Grenze des Burgfriedens auf den Wienerberg, um den Ankommenden zu begrüßen und in die Stadt zu geleiten. Die Landverweser mit Ulrich von [illegible] an der Spitze, Bürgermeister Teschler mit dem Stadtrat und der

ganzen Schar der „Genannten", die Geistlichkeit in ihren reichen Ornaten, der Rektor der Universität mit den Dekanen und dem ganzen Lehrkörper im würdevollen Gelehrtenhabit, sie zogen hinaus, um den Knaben zu empfangen, von dem alle den Anbruch einer besseren Zeit erwarteten.

Noch imposanter entwickelte sich dann der Zug, als er mit dem Ersehnten gegen Wien zu ging. 2000 Mägdlein und Knaben mit Fähnlein in den österreichischen, ungarischen, böhmischen und mährischen Farben eröffneten ihn. Dann folgten 24 Studenten mit den kostbarsten Reliquien — den „Heiltümern" — des Domschatzes, prächtig gekleidete Herolde, berittene Trompeter, lange Reihen Bürger und Handwerker im besten Waffenschmuck, den sie besaßen und wie bunte schillernde Libellen gaukelten um den Zug die „gemeinen Frauen" Wiens in lockerer und lockender Tracht, aber kenntlich durch die von der Achsel flatternden gelben Bänder. Endlich durften auch sie sich nach düsteren Jahrgs ihres alten Vorrechtes erfreuen, indem sie auf den Weg des jungen Königs Blumen streuten und Sträuße unter der Menge verteilten.

Brausende Jubelrufe schallten Ladislaus entgegen, der an der Seite des gewaltigen, düster blickenden Grafen von Cilli und umgeben von den Landesverwesern unter einem prachtvollen Baldachin von Goldstoff ritt, in den schwarze Adler gewebt waren. So ging es herein über die heutige Wiedner Hauptstraße und an dem im Bau begriffenen neuen Bollwerk vorüber, das dann den Namen des jungen Königs erhielt. Immer dichter wurde die Menge, immer lauter die Zurufe; man warf die Mützen in die Höhe und drängte sich heran, um ihn nur ja recht genau zu sehen, sein Gewand, ja nur sein Roß berühren zu können. Vornehme Fräulein scheuten kein Drängen und Stoßen und schlüpften zwischen den Pferden durch, um die Hand des königlichen Knaben für einen Augenblick an die Lippen drücken zu können. Durch die Kärntnerstraße ging der Zug zum Stephansdom und von dort nach abgehaltenem Hochamt und Tedeum auf den Hohen Markt, wo Ladislaus kurze Rast hielt und von der Bürgerschranne aus dem Tanz der „Hübschlerinnen" zusah. Dann ging es weiter über Tuchlauben und Kohlmarkt in die Burg, wo ihn die Schwester Elisabeth, „die viel Tränen um ihn vergossen, weil sie nie mehr geglaubt, ihn zu sehen", mit Jubel empfing, der Stadtrat aber seine kostbaren Geschenke, silberne und vergoldete Gefäße im Wert von mehr als 200 Pfund Pfennigen, darbrachte. Sie waren, sowie der Baldachin schon seit Jahren für diesen Tag vorbereitet gewesen. Einige Tage gab es festliche Gelage, Ritterspiele und zur Ergötzung des jungen Fürsten hatte man sogar im Burggraben einen Tiergarten angelegt, in dem er der Hirschjagd obliegen konnte.

Doch für seine Berater, in deren erster Reihe der Graf von Cilli und Ulrich von Eitzing standen, kamen die Tage ernster Arbeit rasch heran. Nach und nach stellten sich die Abgesandten aus Ungarn und Böhmen ein. Die feurigen Ungarn jubelten Ladislaus begeistert zu, als er auf die Ansprache ihres Führers, des Gubernators Hunyady erwiderte: „Ich bin ein Ungar, ich werde zu euch kommen und bei euch bleiben." So fand sich eine gar stattliche Versammlung zusammen, darunter als Schiedsrichter die Herzoge Ludwig und Otto von Bayern, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, die Bischöfe von Regensburg, Freisingen und Eichstädt, und noch gar viel andere hohe Herren, als sollte des Sprüchleins Wahrheit bewiesen werden, daß allzuviele Köche der Speise Wohlgeschmack verderben.

Kaiser Friedrich III. hatte als seinen Vertreter den Kanzler Aeneas Sylvius Piccolomini gesendet, den wir bisher nur als Verfasser einer nicht eben von günstiger oder auch nur unparteiischer Gesinnung für Wien zeigenden Beschreibung der Stadt kennen. Er war am 18. Oktober 1405 zu Cortignano,

einem kleinen Städtchen bei Siena geboren, weshalb er oft als der „Sieneſe" bezeichnet wird. Als Sohn eines alten, aber herabgekommenen Geſchlechtes mußte er ſich ſelbſt emporzuhelfen trachten, wozu ihm das Geſchick einen gewandten, anſchlägigen und von keinen Skrupeln beengten Verſtand, ein ziemlich bewegtes und durchaus nicht fleckenloſes Leben, das ihn ſogar zum Verfaſſer zweier ſehr unzüchtiger Romane werden ließ, aber ein aalglattes Benehmen, großes Wiſſen und Erfahrung mit auf den Weg gab. Er wurde erſt im reiferen Alter Geiſtlicher, wußte ſich aber raſch reiche Pfründen und einflußreiche Stellen zu ſichern, ſpielte auf dem Basler Konzil eine Rolle, kam dann in Dienſte Friedrich III., dem er durch ſeine Spitzfindigkeit aus mancher unangenehmen Lage half. Mit 40 Jahren war er ſchon Biſchof von Trieſt, erhielt dann auch das Bistum Siena, wurde 1456 Kardinal und 1458 beſtieg er unter dem Namen Pius II. den päpſtlichen Stuhl. Er ſchrieb auch ſpäter, nachdem er die Leichtfertigkeiten der Jugend verleugnete, ernſtere Werke, darunter eine Geſchichte Friedrich III., die aber ſchon ſeiner eigenen Stellung nach nicht als unparteiiſche Quelle angeſehen werden kann.

Nur langſam kam man zu einer Einigung, da in jedem Lande beſondere Verhältniſſe zu berückſichtigen waren und Aeneas Sylvius ſeinem kaiſerlichen Herrn am beſten zu dienen wußte, wenn er unerfüllbare Anſprüche ſtellte und die Entſcheidung möglichſt hinausſchob. Endlich drehten ſich die ganzen Verhandlungen nur um die vom Kaiſer als Pfandbeſitz beanſpruchten Güter und um die Entſchädigungsbeträge, die er beanſpruchte, ein widriges Feilſchen, das es rechtfertigte, wenn man ihn als den „Mann mit dem kleinen Herzen" kennzeichnete. Sein heißeſtes Streben, die Fortdauer der Vormundſchaft, erreichte Friedrich III. nicht, denn davon wollte niemand etwas wiſſen. Doch markierte er ſeine Anſprüche auf den öſterreichiſchen Beſitz dadurch, daß er am 6. Januar 1453, zurückgreifend auf die unterſchobenen Privilegien Herzog Rudolf IV., ſich und ſeinen Nachfolgern den Titel eines Erzherzogs von Öſterreich beilegte, der ſeitdem für die Prinzen des Hauſes Habsburg üblich iſt.

Nach kurzem Aufenthalt in Preßburg und Brünn, wo Ladislaus überall mit ähnlichem Enthuſiasmus wie in Wien aufgenommen wurde, kehrte er im Sommer 1453 wieder in letztere Stadt zurück. Es geſchah das gegen den Rat des Grafen von Cilli, der ſich dem jungen König unentbehrlich zu machen ſuchte und ihn gerne von Wien ferngehalten hätte, um ihn beſſer zu beherrſchen. Es iſt ganz zweifellos, daß er zu dieſem Zweck geradezu verwerfliche Mittel anwendete; hierzu gehört es vor allem, daß er dem noch im Alter der Entwicklung ſtehenden Ladislaus den Weg zu Genüſſen ebnete, die ein gewiſſenhafter Berater und Diener um jeden Preis hätte fern halten müſſen.

Als die Rückkehr nach Wien nicht mehr verhindert werden konnte, ließ der Graf den nächſt der Burg gelegenen „Cillierhof", an Stelle des heutigen Amalienhofes, für ſich herrichten, um ſtets in möglichſter Nähe des jungen Königs zu ſein. Doch gerade dadurch beſchwor er das Verhängnis herauf. Denn ſein hochfahrendes Weſen und ſein Bemühen, den Schwerpunkt der Macht nach Ungarn zu verlegen, ſchuf ihm unter den Ständen und den Bürgern erbitterte Feinde; ſeine trotzige Herrſchſucht und ſein Übermut wurden endlich auch Ladislaus unerträglich, ſo daß er ſeinen Gegnern Gehör ſchenkte.

Wieder bewies ſich Ulrich von Eitzing als Meiſter der politiſchen Intrigue, wie als Mann entſchloſſener Tat. Noch war es Cillis gebieteriſchem Weſen gelungen, die Entfernung Eitzings aus dem Rate des jungen Königs durchzuſetzen, der am 18. September 1453 in Korneuburg zuſammentretende Landtag bot aber Gelegenheit zur Vergeltung, die ein Mann wie Eitzing unbenützt vorübergehen ließ. Graf Cilli hatte Ladislaus dahin begleitet

und kam auch mit dem König in die Sitzung, obwohl er nicht Mitglied der Stände war. Sofort erhob sich Eitzing und verlangte seine Entfernung aus dem Saale, da er nicht einmal im Lande geboren sei und nicht hören dürfe, was die Stände mit ihrem Landesfürsten geheim zu verhandeln hätten. Alle Mitglieder stimmten zu und da sich Ladislaus nicht, wie Cilli wohl erwartet hatte, zu seinen Gunsten verwendete, blieb nichts über, als sich mit grollendem Herzen zu fügen. Nun brach aber im Saale der Sturm gegen ihn los; von allen Seiten kamen die Angriffe gegen ihn; seine Herrschsucht, sein Übermut, der selbst vor der Person des Königs nicht Halt mache, seine Sittenlosigkeit, die Ärgernis im Volke errege, alle Fehler des Gefürchteten und Gehaßten wurden in den grellsten Farben dargestellt. Mit dürren Worten erklärte Eitzing, daß das weitere Verbleiben des Grafen von Cilli an der Seite des Königs diesem selbst gefährlich werden müsse. „Wenn du dem Grafen noch länger die Regierung überläßt," schloß Eitzing seine leidenschaftliche aber klug berechnete Rede, „so werden die Österreicher gezwungen sein, das zu hassen, was sie so innig liebten, deine Majestät zu verwünschen, denn die Natur fordert nicht, daß wir diejenigen lieben sollen, von welchen wir Böses empfangen."

Ladislaus war zu jung, um in solcher Lage einen eigenen Weg suchen und finden zu können. Er sagte die Entfernung Cillis zu und übertrug die Leitung der Angelegenheit dem Eitzing. Um jeden Argwohn des Grafen zu beseitigen, wurde er nun wieder zugelassen und ihm mitgeteilt, daß die Stände die Kosten für die Reise nach Prag bewilligt hätten. Cilli drängte dazu, sie gleich anzutreten, Ladislaus bestand aber darauf, nochmals nach Wien und erst von dort aus nach Prag zu gehen. Er war selbst begierig, sich des herrschsüchtigen Mentors entledigen zu können.

Sofort nach der Ankunft in Wien traf Eitzing seine Vorbereitungen. Er zog den Bürgermeister Teschler in das Vertrauen und dieser bot in der Nacht des 27. September tausend bewaffnete Bürger auf, mit welchen er die Burg und die nahe Augustinerkirche besetzte. Am frühen Morgen des 28. September kam Ulrich von Cilli schon in die Burg; er hatte Nachricht von dem ungewöhnlichen Treiben erhalten und glaubte nach seiner Weise der Gefahr durch Kühnheit am besten begegnen zu können. Aber man versagte ihm, wie schon früher seinem Vertrauten Lamberg, den Zutritt zum König. Da übermannte den jähzornigen Mann die Wut und er versuchte die Tür des Schlafgemaches mit Fußtritten zu sprengen. Doch sie öffnete sich nun und Eitzing trat ihm entgegen, der ihm kühl erklärte, der König bedürfe seiner nicht mehr, er habe daher sofort das Hoflager und das Land zu verlassen.

Der Graf hatte bereits seine volle Fassung gewonnen. Ohne Eitzing einer Antwort zu würdigen, wendete er sich an Ladislaus, der sich, von den Räten umgeben, im Hintergrund des Zimmers aufhielt. Mit Würde rief er dem König in das Gedächtnis, welche Dienste er ihm geleistet und daß er hoffe, diese seien nicht darum geschehen, um ihn jetzt dem Haß seiner Feinde zu opfern. Es war vergebens; aus Ladislaus Munde selbst mußte er vernehmen, daß Eitzings Worte königlicher Befehl seien. Mit wildem Groll mußte sich der Gewaltige fügen, als er aber die Burg verließ, traf ihn noch Schlimmeres. In dichten Scharen wartete das aufgehetzte Volk und empfing ihn mit schmähenden Zurufen und einem Steinhagel. Zum Glück war der Markgraf von Brandenburg mit einer Anzahl Bewaffneter zur Hand, unter deren Schutz er vor tätlichen Angriffen sicher die Stadt verlassen konnte.

Im nächsten November trat in Krems ein neuer Landtag zusammen, der vollkommen unter Eitzings Einfluß stand. Dieser setzte auch den Beschluß durch, daß die Regentschaft bis zum 20. Jahr des König[illegible] Mitgliedern

der Stände unter Vorsitz des Eitzing geführt werden solle, eine Maßregel, durch welche dieser endlich das Ziel seines Ehrgeizes erreichte, Ladislaus aber beleidigt wurde. Von Eitzing und Hunyady begleitet, brach er nun nach Prag auf, wo am 28. Oktober im Veitsdom die Krönung stattfand. Die eigentliche Macht lag aber auch in Böhmen in den Händen eines anderen, in jenen des Georg von Podiebrad, der dem König Beschlüsse zu Gunsten der Utraquisten abzwang, die diesem bei seiner streng katholischen Gesinnung ein Greuel waren. Inmitten all der von Ehrgeiz und Herrschsucht gesponnenen Ränke lernte aber der Jüngling rasch die Kunst der Verstellung.

Capistrans Kanzel. (S. 459.)

Als König Ladislaus nach fast anderthalbjährigem Aufenthalt in Prag am 6. Februar 1455 nach Wien zurückkam, fand er eine ganz veränderte Situation vor. Das herrische Gebaren Eitzings hatte ihm nicht bloß Gegner unter den Ständen geschaffen, auch die Volksgunst kehrte sich von dem früher vergötterten Liebling ab. Graf Ulrich von Cilli, der darauf brannte, sich an Eitzing zu rächen, nützte sofort diese Lage der Dinge aus. An der Spitze von 1000 wohlgerüsteten Reitern erschien er vor den Toren Wiens und ließ Ladislaus um eine Unterredung ersuchen. Dieser, um sich die Unterstützung des mächtigen Mannes in den ungarischen Angelegenheiten zu sichern, sagte zu und begab sich, begleitet vom Bürgermeister Konrad Hölzler zu dem Harrenden, um ihn zu begrüßen. Eitzing wußte diese Zeichen zu deuten und verließ sofort Wien, um einem gewaltsamen Sturz vorbeugend, seine Güter aufzusuchen.

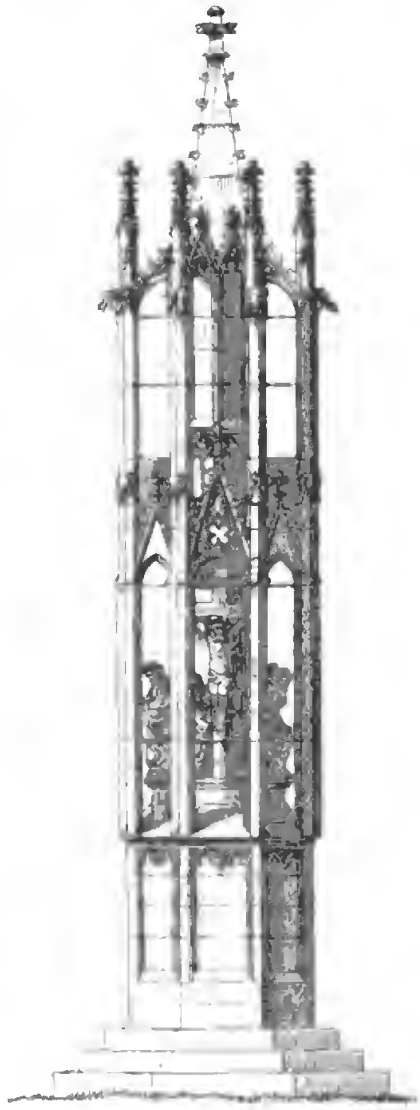
Der Tod des alten Helden Corvin rückte die Wahl eines neuen Gubernators in den Vordergrund. Ladislaus, der wieder ganz im Bann des Grafen von Cilli stand, wollte diesen in die einflußreiche Würde einsetzen, die Ungarn wünschten in der überwiegenden Mehrzahl den älteren Sohn Hunyadys, Ladislaus Corvin. Mit einem für den Türkenkrieg geworbenen Heer rückten Ladislaus und Ulrich von Cilli nach Ungarn, wo in Futak im Spätherbst der Ständetag zusammentrat. Ein Übereinkommen, daß Cilli Gubernator werden, den Ladislaus Corvin aber an Sohnesstatt annehmen sollte, war von keiner Seite ernst gemeint. Als man in Belgrad wieder zusammentrat, kam ein sorgfältig vorbereiteter Plan zur Ausführung. Ein absichtlich herbeigeführter Wortwechsel zwischen dem Grafen von Cilli und Ladislaus Corvinus führte zu einer gräßlichen Meuchelszene, die jenem, dem letzten seines mächtigen Hauses, das Leben kostete.

Wieder bewies sich Ladislaus als Meister der Verstellung. Er schien den Mord zu billigen und sagte kühl, „es sei dem Grafen sein Recht geschehen". In Wahrheit dachte er anders und meinte zu einem seiner Vertrauten: „Er

füge sich nur der Notwendigkeit, das ruhig zu tragen, was er jetzt nicht ändern könne." Nicht ohne Sorge um das eigene Leben trachtete er nach Ofen zu kommen, wo er in Jiskra von Brandeis einen treu ergebenen Freund wußte. Hier ließ er die Maske fallen; Ladislaus und sein jüngerer Bruder Mathias Corvin wurden verhaftet, ersterer ohne rechtliches Urteil am 16. März 1457 enthauptet, den jüngeren Corvin führte man nach Österreich als Gefangenen mit sich.

In Wien fand Ladislaus, als er am 4. Juni seinen Einzug hielt, nicht mehr den gleichen Empfang wie früher. Man fühlte sich durch das ewige Intriguenspiel und die blutigen Greuel abgestoßen und sah sich in der Hoffnung auf eine Periode ruhiger Entwicklung getäuscht. Der frühere Bürgermeister Konrad Hölzler, von Ladislaus zum Hubmeister ernannt und mit besonderem Vertrauen beehrt, suchte Ladislaus in Wien zurückzuhalten und verbreitete das Gerücht, daß die Partei der Corviniden in Ungarn und jene des Georg von Podiebrad Pläne schmiedeten, welche auf die Entthronung des Königs abzielten, ja sogar dessen Leben gefährdeten.

Sofort machte Georg von Podiebrad, dessen Charakter in der Tat eines solches Verbrechens nicht fähig war, sich nach Wien auf. Im August 1457 erschien er mit einem recht ansehnlichen Gefolge und in Begleitung seines alten Freundes Ulrich von Eitzing. Doch betraten sie aus Vorsicht die Stadt nicht, sondern erbaten eine Zusammenkunft an der Donaubrücke. Ladislaus kam mit seinem Oheim Herzog Albrecht von Österreich und den Herzogen Ludwig und Otto von Bayern nach Korneuburg, wo man sich versöhnte und die Bestimmung traf, daß die geplante Vermählung des Königs mit der Prinzessin Margarete von Frankreich in Prag vollzogen werde.



Spinnerin am Kreuz bei Wien. (S. 459.)

Das war aber nicht nach dem Sinne der österreichischen Stände und des Hubmeisters Hölzler, der sich großsprecherisch vernehmen ließ, „nicht Ladislaus, sondern er regiere in Österreich". Aber auch die Tage seiner Macht waren gezählt. Zwar ging er noch als Begleiter des Königs Ladislaus im Herbst 1457 mit nach Prag, als er sich aber weigerte, die nötigen Summen für die glänzende Ausrüstung der Gesandtschaft zu beschaffen, welche in Paris um die Hand der Prinzessin werben sollte, erfolgte unter dem Einfluß der böhmischen Räte seine Einkerkerung, „da er seiner Pflicht nicht nachgekommen, wo es am meisten vonnöten gewesen und seinen Herrn in unerwartete Verlegenheit gesetzet, also ein Beleidiger königlicher Majestät sei".

Mit den bei Hölzler gefundenen Summen und einem reichlichen Zuschuß der böhmischen Stände wurde nun die Gesandtschaft prunkvoll ausgestattet, die in vergoldeten Wägen und von 700 gewappneten Reitern begleitet die weite Reise nach Frankreich antrat.

In Wien griff über alle diese Vorkommnisse eine sehr gereizte Stimmung um sich. Der noch immer an seinem früheren Bürgermeister festhaltende Rat sprach einen offenen Tadel über dessen Maßregelung aus. Ende Oktober ging eine zweite Gesandtschaft von Prag ab, welcher auch der wieder zu Gnaden aufgenommene Ulrich von Eitzing angehörte, um Kaiser Friedrich III. zur Vermählung seines früheren Mündels einzuladen. Man erwartete gewiß nicht, daß Friedrich III., dessen Bequemlichkeit ihn an seine getreue Neustadt fesselte, der Einladung entsprechen werde, aber die Gesandtschaft hatte auch noch eine andere Aufgabe. Am 28. Oktober erschien sie in Wien, um im königlichen Auftrag den Bürgermeister Teschler seiner Funktion zu entheben und den Stadtrat aufzulösen, ein nackter Gewaltstreich, der noch schlimmer gemacht wurde, als man zwei Tage später einen willkürlich zusammengesetzten Rat berief.

Das früher so innige Verhältnis der Stadt zu dem jungen König erhielt dadurch einen argen Stoß. Wahrscheinlich wäre es zu schlimmen Zerwürfnissen gediehen, wenn nicht die Hand des Schicksals eingegriffen hätte. Ahnungsvolle Gemüter hatten schon lange den Eintritt schrecklicher Ereignisse befürchtet. Zwei Kometen, diese alten Unglücksboten, drohten am Himmel. In der zweiten Novemberwoche wurden aber die Löwen im königlichen Tiergarten zu Prag so wild und vollführten ein so gräßliches Gebrüll, daß man es in ganz Prag hörte. „Und dann geschah es Sonntags nach St. Elisabeth (20. November)", erzählt eine Chronik, „daß König Ladislaus in der Burg von St. Wenzel ein Kind des Herrn Zdenek von Sternberg aus der Taufe hob mit Herrn Georg dem Verweser und anderen Gevattern. Und als es Abend ward, begab sich der König aus der Burg nach Prag und alsbald empfand er Kopfschmerzen. Des folgenden Tages brachen bei ihm zwei Beulen aus und er verheimlichte sie aus Scham, befahl jedoch, die Ärzte zu holen. Einer untersuchte seine Hand und sagte: „König, es ist keine Gefahr;" aber ein anderer sprach, indem er die Hand länger an sich hielt: „König, du bist sehr krank!" Die schlimmere Diagnose blieb im Recht, denn das Leiden griff rasch um sich und am 23. November 1457 tat Ladislaus den letzten Atemzug. Er war nicht ganz 18 Jahre alt und mit ihm starb die männliche Hauptlinie des Habsburgerstammes aus. (Bild S. 472.)

Sofort nach seinem Tode tauchte der Verdacht einer Vergiftung auf. Man beschuldigte sogar direkt Georg von Podiebrad und seine Gattin Johanna von Rozmital des Verbrechens. Ein Beweis dafür ist nie erbracht worden und es dürfte die Beschuldigung auch grundlos sein, obwohl sie besonders in Wien allgemeinen Glauben fand und aus Abneigung gegen die Böhmen so öffentlich ausgesprochen wurde, daß ein besonderes Verbot dagegen erlassen werden mußte.

Von Wichtigkeit ist die in die Regierungszeit des Königs Ladislaus fallende Ausgestaltung der Befestigung der Vorstädte. Der Anlaß dazu war durch die inneren Verhältnisse und die allgemeine Rechtsunsicherheit im Lande gegeben, aber gewiß haben auch die ersten Nachrichten über das Näherrücken der Türkengefahr diese Arbeiten beschleunigt. Sie wurden schon 1446 in Angriff genommen, da aber die Gemeinde aus Mangel an Mitteln den Bau nicht recht fördern konnte, wies König Ladislaus 1453 zu diesem Zweck das Erträgnis der Maut von Stadlau an. Im allgemeinen beschränkte man sich aber darauf, die früheren Zäune durch starke Pallisadenreihen zu ersetzen, die durch Gräben geschützt und mit Brustwehren zur Verteidigung eingerichtet waren. Nur an den Zugängen, wo Wege in das Stadtgebiet führten, errichtete man stärkere hölzerne

Bollwerke. Doch war der fortifikatorische Wert dieser Bauten ein sehr geringer; wiederholt kamen Nachrichten vor, daß heftigere Winde großen Schaden an den Schutzwerken der Vorstädte getan und es spricht auch nicht für deren Stärke, daß die Ausbesserungen einen ständigen Posten in den Stadtrechnungen bildeten.

Nur an besonders wichtigen Punkten, wo bedeutende, naturgemäß auch von den Feinden benützte Verkehrsstraßen lagen, schritt man zur Ausführung eigentlicher Verteidigungswerke. Sollten sie tatsächlich Nutzen haben, so mußten sie schon mit Rücksicht auf den überhand nehmenden Gebrauch großer Geschütze aus festem Material gemauert, die Form von haltbaren Forts mit Bastionen und starken Türmen haben. Von besonderer Wichtigkeit und daher auch sehr widerstandsfähig ausgestattet war das Werk bei St. Niklas auf der Höhe der Landstraße, das die Route nach Ungarn deckte und in den Kämpfen der nächsten Zeit eine wichtige Rolle spielte. Unmittelbar bei der Stubentorbrücke deckte noch ein zweites Werk diesen Straßenzug.

Sehr ausgedehnt waren die Befestigungswerke, welche gegen Süden die vorstädtischen Ansiedlungen vor dem Kärntnertor deckten. Die eine Flanke bildete ein am Terrain des Hauses „zum roten Rössel" vor der Paulanerkirche stehendes Werk, von dem Wall und Graben nach rechts bis zum Hause Nr. 20 der Wiedner Hauptstraße liefen, wo der Neue oder Laslaturm (Ladislausturm) stand, ein gewaltiger Bau mit hohem Steildach und vier spitzigen Ecktürmchen, der den Zugang zur Stadt bildete und in den Jahren 1452 bis 1461 entstand. Nach rechts lief dann die Fortifikationslinie längs der Schleifmühlgasse gegen das rechte Wienufer, an das sich das kleinere Bollwerk lehnte, das von der St. Antonskirche des Heiligengeistspitales den Namen hatte. Links von der Bastion beim Rösselhause zog sich die Befestigungslinie durch die heutige Gußhausstraße, um auch hier an das Wienufer anzuschließen. Auch hier war die steinerne Brücke über die Wien durch ein besonderes Werk am rechten Ufer gedeckt.

Durch die dominierende Lage von Wichtigkeit war das 1450 bis 1452 entstandene Bollwerk bei St. Theobald auf der Höhe der heutigen Pfarrkirche zu St. Josef auf der Mariahilferstraße. Am sogenannten Neudeck stand vor dem Widmertor ein gemauertes Werk und der St. Georgsturm deckte am Beginn der Alserstraße den Zugang von Nordwesten. An der Donauseite dürften mit Ausnahme der aus der Zeit des Hussitenschreckens stammenden sehr unzulänglichen Befestigungen „am Tabor" keine Werke bestanden haben, da sich im Notfalle rasch Verhaue anlegen ließen und die Brücken an sich günstige Verteidigungspunkte boten.

Von besonderem Interesse ist der in die Zeit des Königs Ladislaus fallende erste Versuch einer Donauregulierung. Der häufig etwas unbändige Strom war damals eben im Begriff, sich ein neues Bett in mehr nördlicher Richtung gegen das Marchfeld zu wühlen, worüber der Rat von Wien sehr erbost war, da nicht allein der Wert der eben erst vollendeten Brücken sehr fraglich wurde, sondern der Wasserverkehr für Wien fast allen Nutzen verlor, je weiter der Strom von der Stadt abrückte. Nun hielt sich damals öfters Herzog Sigismund von Tirol in Wien auf, der im Gegensatz zu seinem Vater, dem Friedrich „mit der leeren Tasche", den Beinamen „des Reichen" hatte. Als nun Herzog Sigismund von den Kümmernissen der Wiener erfuhr, ließ er den Mathematiker und Wasserbaumeister Kaspar Hartneid kommen, den er in Augsburg kennen gelernt und schon zur Anlage von Wasserwerken bei seinen Schlössern benützt hatte. Meister Hartneid, der 1425 zu Donaustauf geboren war, kam nach Wien, besah sich die Situation und vermaß sich, die Donau derart zu regulieren, daß der große Strom an der Mündung des Döblingbaches in den Kanal gelenkt und dann unmittelbar an der Stadtmauer vorbei-

fließen solle, so daß die größten Schiffe, die von Ulm kommenden „Hohenauer", knapp an die Stadt fahren und landen möchten.

Er legte dem Rat darüber sauber gezeichnete Pläne und ein ausführliches Projekt vor, das den weisen und gestrengen Herren der Stadt um so besser gefiel, je weniger sie davon verstanden. Und da sich Meister Kaspar Hartneid mit „Leib und Leben" für die Ausführung verbürgte, ging man auf seine Vorschläge ein. Aber es zeigte sich gar bald, daß doch ein Unterschied war zwischen den zierlichen Wasserkünsten in fürstlichen Gärten, die er bis jetzt gebaut, und der Bändigung eines gewaltigen Stromes, der in unwirscher Laune in einer Stunde vernichtete, was mit Mühe und Kosten in langen Wochen geschaffen worden. Schon die ersten Vorarbeiten kosteten 800 Pfund Pfennige; aber nur zu bald war es klar, daß das Projekt unausführbar war, da die aufgeführten Sperrwerke nicht vermochten, den Strom in die gewünschte Richtung zu zwingen. Sie wirkten sogar schädlich, da sie Stauungen und Überschwemmungen verursachten und daher mit neuen Kosten weggeräumt werden mußten.

Das war eine bittere Nuß für den Stadtrat und weil doch immer einer für die Sünden aller büßen muß, ließ man den vorschnellen Projektanten fassen und in den Kärntnerturm werfen, nicht üble Lust zeigend, ihm in der Tat an Kopf und Leben zu gehen, die er so voreilig für das Gelingen seines Projektes eingesetzt hatte. Da legte sich jedoch Herzog Sigismund in das Mittel und nach drei Monaten harter Haft entließ man den armen Teufel unter der Bedingung, daß er „Urphede" schwöre und sich weder an der Stadt noch ihren Bewohnern jemals rächen wolle. Er erlangte im Beginn des Jahres 1462 seine Freiheit und ging nach Schwaben zurück, wo er 1475 als „Wasserkünstler" des Bischofs von Fulda starb.

Von seinen Entwürfen hat sich leider nichts erhalten, es ist also kein Urteil über ihre Ausführbarkeit möglich. Wahrscheinlich schwebte ihm jene Richtung des Stromlaufes vor, wie er im zehnten und elften Jahrhundert unter den ersten Babenbergern bestand. Damals hatte die Donau ihr Bett knapp an der Höhe, auf welcher Heiligenstadt und Döbling liegen, trat bei der Nußdorferlinie in das Stadtgebiet, um am sogenannten „Ochsenberg" (der heutigen Berggasse) vorüber, über den Salzgries, die Adlergasse und die spätere Vorstadt Weißgärber den Lauf zu nehmen. In der Hauptsache wäre dann sein Projekt dahin gegangen, den Kanal wieder zum Hauptbett der Donau zu machen, was er ja auch ursprünglich war. Unausführbar könnte man es also nicht nennen, obwohl die Überschwemmungen dann für Wien noch häufiger und viel gefährlicher aufgetreten sein dürften. Begreiflich ist indessen die Ungeduld des Rates, der ein Werk, dessen Gelingen so prahlerisch verkündet wurde, immer länger hinausgeschoben und immer neue Summen verschlingen sah, ohne daß ein greifbares Resultat sich zeigte. Übrigens tauchte die Frage der Donauregulierung wiederholt auf. Schon im Jahre 1472 lag wieder das Projekt eines Meisters Merten vor, der „die Tunaw herin in den Graben wolt kert haben". Doch fehlte es noch an technischer Durchbildung und auch die Zeiten waren zu unruhig für so weitaussehende Unternehmungen.

Die zweite Regierungszeit Kaiser Friedrich III.

Nirgends verursachte die Nachricht vom Tode des jungen Königs Ladislaus mehr Bestürzung, als in Wien, wenn sich auch nachgerade die begeisterte Anhänglichkeit an dessen Person merklich abgekühlt hatte. Daß durch dessen Tod aller Wahrscheinlichkeit nach die kaum geknüpfte Verbindung mit Ungarn

und Böhmen wieder gelöst wurde, empfand man nicht sehr schmerzlich, denn der längere Aufenthalt des Herrschers in diesen Ländern, namentlich in Böhmen, war immer mit Mißvergnügen beobachtet worden. Aber Ladislaus bot doch die Gewähr einer ruhigen Periode, während man ohne Zweifel jetzt wieder vor bitteren Streitigkeiten um die landesfürstliche Gewalt mit ihrem Gefolge von Kampf, Verwüstungen und Rechtlosigkeit stand. Daß aber darunter Wien am meisten zu leiden hatte, da es das ergiebigste Steuerobjekt war, nach dessen Besitz jeder der Anspruchswerber um die höchste Gewalt am gierigsten trachtete, das hatte man in einer traurigen Vergangenheit zur Genüge empfunden.

Über alle anderen Länder war schon im Jahre 1450 ein Vertrag geschlossen worden, nach welchem Friedrich III. Steiermark, Kärnten, Krain und die übrigen südlichen Besitzungen, dem Herzog Sigismund Tirol, dem Herzog Albrecht VI. aber die Vorlande zur Verwaltung zugefallen waren, vorbehaltlich der Einheitlichkeit des ganzen Besitzes im habsburgischen Stamme. Nur Nieder- und Oberösterreich waren jetzt nach dem Tode des Königs Ladislaus gewissermaßen herrenloses Gut, um das unfehlbar der alte Streit entbrennen würde.

Der Stadtrat erkannte sofort die Gefahren der Lage und traf darnach seine Maßregeln. Es wurden 200 Söldner angeworben, die Wachen an den Stadttoren verstärkt und die Sturmglocke unter besondere Obhut gestellt, damit nicht deren unnötiges Läuten die Aufregung in der Bevölkerung noch vermehre. Auch mit dem Rektor setzte man sich ins Einvernehmen, um ein gemeinsames Vorgehen der Universität mit der Stadt zu erzielen, vor allem aber besetzte man die Burg und hielt sie unter scharfer Bewachung.

Sofort nach dem Tode des Königs Ladislaus erschien Herzog Albrecht VI. auf dem Rathause, um seine Ansprüche persönlich zu vertreten. Er brauchte viel schöne Worte, nannte Wien „das Herz des Landes Österreich", gestand aber doch zu, daß auch der Kaiser und Herzog Sigismund rechtliche Ansprüche zu stellen hätten. Mit kluger Zurückhaltung erwiderte man ihm, daß der Rat in dieser Sache keine Gewalt habe und wollte man etwas unternehmen, wozu Recht und Macht fehlten, so könnte dem Herzog daraus eher ein Schaden als ein Dienst erwachsen. Die „höchste begier" der Stadt Wien sei eine friedliche Einigung der Fürsten.

Damit sah es aber sehr schlecht aus, denn wenn man bei Herzog Sigismund Neigung zu einer friedlichen Einigung voraussetzen durfte, forderte doch Kaiser Friedrich III. in einem Schreiben vom 5. Dezember 1457 Land und Stadt auf, ihm allein, als dem rechtmäßigen Herrn, gehorsam zu sein. Im Volke war offenbar die Stimmung für den Kaiser sehr ungünstig, denn man spottete und höhnte ihn öffentlich so arg, daß er den Stadtrat schriftlich auffordern mußte, ihn und seine Gattin „vor Schimpf und Unglimpf" zu schützen.

Die Stände schrieben einen Landtag aus, vereinbarten aber mit der Stadt Wien und der Universität eine vollkommen passive Haltung. Zur Verwaltung des Landes bestellte man eine Regentschaft, in welche nebst Ulrich von Eitzing die Grafen von Schaumburg und Maidberg und ein Herr von Wallsee berufen wurden. Im Mai 1458 trafen die drei Anspruchswerber in Wien ein. Etwas bange mochte dem Kaiser doch werden, als er, von den Herzogen Sigismund und Albrecht VI. empfangen, durch die langen Reihen der zu beiden Seiten der Straße aufgestellten Söldner des letzteren seinen Einzug halten mußte. In der Tat soll sich ein Hauptmann erboten haben, sich der Person Friedrich III. zu bemächtigen, aber die bezeichnende Antwort von Albrecht VI. erhalten haben: „Die vollbrachte Tat hätte ich vielleicht verziehen, aber anbefehlen kann ich eine solche Schändlichkeit nicht."

Um ihre vollkommene Unparteilichkeit zu beweisen, verweigerte die Stadt allen drei Fürsten den Einlaß in die Burg; der Kaiser nahm also Herberge

bei dem Bürger Peter Straßer, Herzog Albrecht im Praghaus am Kienmarkt, das seit Herzog Wilhelm dem landesfürstlichen Besitz zugehörte, Sigismund aber bei dem reichen Lorenz Hayden auf der Freiung. Der Kaiser nahm das geduldig hin, die Herzoge aber erboften sich sehr über den „Bürgerhochmut" und schwuren, daß sie noch am gleichen Abend ihre Mahlzeit in der Burg halten wollten. Doch der vorbereitete Anschlag mißlang vollkommen; man fand die Burg verschlossen und wohl bewacht. Um aber nicht vor dem eigenen Gefolge lächerlich zu werden, weil sie den leichtfertigen Schwur nicht einhalten konnten, mußten sich die Herzoge an den Stadtrat wenden, der unter der Bedingung, daß sie ganz ohne Gefolge kämen, die Einnahme eines Nachtmahls in der Burg gestattete. Übrigens war Herzog Albrecht bemüht, sich die Sympathien der Wiener zu sichern; er schickte sogar einen Teil seiner Söldner zur Bekämpfung des gefährlichen Strauchritters Ludwenko ab, der durch sein Treiben die Stadt arg schädigte.

Bis in den Hochsommer hinein zogen sich die Verhandlungen resultatlos fort, obwohl Herzog Sigismund seine Ansprüche aufgab. Aber gerade die beiden Brüder stießen am heftigsten zusammen und es besserte auch die Situation nicht, als die Stadt gegen das Gelöbnis friedlich miteinander zu leben, die Burg freigab. Man teilte den Schatz, aber auch die einzelnen Räumlichkeiten wurden streng für jeden der drei Fürsten abgeteilt. Doch der ärgerliche Zank dauerte fort und wurde noch erbitterter, als Herzog Albrecht VI. sich durch einen Gewaltakt der Person Ulrichs von Eitzing bemächtigte, in dem er einen Widersacher seiner Interessen vermutete. Nun brach aber Georg von Podiebrad, der durch die Stände von Böhmen zum König erhoben war, wie Mathias Corvinus in Ungarn, mit einem Heer in Österreich ein, das unter furchtbaren Verwüstungen bis Wien vordrang. Erst als bei einer persönlichen Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König von Böhmen ein Bündnis geschlossen wurde, zeigte sich Albrecht gefügiger. Er lieferte Eitzing aus und nahm am 22. August 1458 unter Vermittlung der Stände einen Teilungsvertrag an, der ihm Oberösterreich zusprach, während Niederösterreich mit Wien, um das sich zuletzt der Streit allein gedreht hatte, dem Kaiser verblieb.

So schien Ruhe geschaffen, die alten Gegensätze aber blieben. Im ganzen Lande und in der Masse der Bevölkerung sah man der Regierung Kaiser Friedrich III. mit offenem Mißtrauen entgegen, denn er hatte aus der Zeit seiner Vormundschaft kein gutes Andenken hinterlassen, man traute ihm nicht die Kraft zu, in so verworrenen Verhältnissen Ordnung zu schaffen, dagegen fürchtete man nicht mit Unrecht, durch seine Pläne auf Ungarn neuen empfindlichen Belastungen ausgesetzt zu werden. Diese scheute man aber am meisten, denn die Verhältnisse verschlechterten sich immer mehr. Noch im Jahre 1458 stellte ein Bericht des Stadtrates dem Kaiser die Lage der Stadt in den schwärzesten Farben dar. Man wies auf die drückenden Steuern, die horrenden Preise der Lebensmittel hin und führte bittere Klage über die eingerissene Münzverschlechterung, die soweit gehe, daß das Volk und die Söldner mit Spott die ganz wertlosen Münzen, die man höhnend „Schinderlinge" nannte, zurückwiesen, das ungarische und italienische Geld aber ein hohes Agio erhielt. Ein am 2. August 1460 gemachter Versuch, eine Besserung durch Ausgabe neuer vollwertiger Münze zu schaffen, verschlechterte die Situation noch, da man die alte nicht einzog, also der Münzwucher noch gefördert wurde.

Äußerlich schien das Verhältnis des Hofes zur Bevölkerung ein ganz ungetrübtes zu sein und besonders die Kaiserin Eleonore erfreute sich einer gewissen Beliebtheit. Sie übte eine vom Herzen kommende Mildtätigkeit, ver[illegible]te öfters, wenn die grilligen Launen des Gatten zu Konflikten zu führen

drohten und trat in Verkehr mit den Bürgern, von welchen sich Friedrich III., ganz in seine unfruchtbaren wissenschaftlichen Spielereien und ausschweifenden politischen Pläne versenkt, vollkommen abschloß. Aus dem Jahre 1458 wissen wir, daß die Kaiserin zu einem Tanz der Bürgersfrauen im Hause des angesehenen Apothekers Vinzenz Hagkenberg auf dem Graben erschien, das auch zwei Jahre früher Ladislaus Posthumus wiederholt bei Fastnachtstänzen besucht hatte. Auch sonst hielt die Kaiserin oft „ein tancz mit den Bürgern" und erwarb sich dadurch große Beliebtheit, die auch später nicht ganz versagte. Als sie 1467 in Baden weilte, um das sogenannte „Wildbad" (das jetzige „Frauenbad") zu benützen, sendete der Stadtrat wiederholt Leckerbissen und recht ausgiebige Zuschüsse für die kaiserliche Tafel. In den Stadtrechnungen heißt es: „ad 1467 Unserer gnedigsten Frau der Kaiserin gen Paden visch, Confekt, Rephüner, pirchhüner, Gibis (Kiebitze) 13 Pf, item 1467 den Knechten von den vier Ochsen, die gemaine Stadt der Kaiserin geschenkt hat, gen Paden zu treiben 23 denn." Mit dem Namen „Wildbad" bezeichnete man damals die natürlichen Quellen im Gegensatz zu jenen Bädern, in welchen künstlich erwärmtes Wasser benützt wurde.

Auf den Landtagen zu Stockerau im Jahre 1459 und im nächsten Jahre zu Göllersdorf kam es zu schlimmen Klagen über die Regierung, die dem zunehmenden Elend gegenüber die Hände in den Schoß lege. Bitteren Tadel fand es, daß der Kaiser, obwohl beständig in Geldnöten und unvermögend, die Söldnerführer, die ihm gedient hatten, zu befriedigen, an einen Krieg gegen Ungarn denke, wo doch im Lande selbst knapp vor den Toren der Stadt Rechtlosigkeit und Gewalttat herrsche. Einer dieser Gläubiger des Kaisers, ein Ritter und Söldnerführer Konrad (auch Gamareth) Fronauer, dem Friedrich III. das verpfändete Schloß Ort nicht ausfolgen ließ, setzte sich mit Gewalt in dessen Besitz und übte mit zuchtlosen geworbenen Söldnern eine Schreckensherrschaft über das ganze Marchfeld und einen Teil des Wienerwaldes. Er machte die Straßen unsicher und plünderte die Warenzüge, besetzte aber auch die Donau und erhob Zölle von den Schiffen, schrieb Steuern und Brandschatzungen aus, wie der Landesfürst oder ein Eroberer. Nicht bloß „gartende" Söldner, die in Scharen das Land durchzogen, sondern auch verarmte raublustige Adelige traten in seine Dienste und seine Macht wuchs so, daß Herzog Albrecht in Voraussicht eines neuen Zusammenstoßes mit seinem Bruder ein förmliches Bündnis mit Fronauer schloß.

Auch die Stadt Wien erhob, wenn auch in gemäßigterer Weise als die Stände, Klagen bei dem Kaiser. In einer Eingabe vom 6. März 1459 stellte sie die trostlose wirtschaftliche Lage vor, wie sie durch die allgemeinen Verhältnisse und die steigenden Anforderungen des Kaisers verursacht wurde. Im Jahre 1458 hatte man, um diesen zu genügen, 15.000 Pfund Pfennige aufnehmen müssen, so daß die Schulden der Stadt auf über 40.000 Pfund anschwollen. Trotzdem begehrte der Kaiser im März 1459 von Wien 300 Reiter und 500 Mann Fußvolk zum Krieg gegen Ungarn.

Unumwunden erklärte der Rat, solche Lasten seien nicht länger zu ertragen, da die Verarmung unter den Bürgern und Handwerkern zunehme, ein Drittel der Stadt aber steuerfrei sei und alle reicheren Leute Wien verließen, um ruhigere und billigere Orte aufzusuchen. Die Zufuhren stockten durch die Unsicherheit des Landes, niemand wolle Geschäfte machen wegen der schlechten Münze, die fremden Kaufleute mieden das Land und die Stadt, neue Weinberge würden nicht angelegt und alte aufgelassen, weil der vom Kaiser auferlegte Ausfuhrszoll den Absatz unmöglich mache und so arg sei die Teuerung in Wien geworden, daß sogar viele Studenten die Universität verließen und vier

Digitized by Google

Burſen ganz leer ſtünden, weil die Scholaren den Unterhalt nicht mehr erſchwingen können.

Während aber die Stände auf den ungnädigen Beſcheid des Kaiſers auf ihre Beſchwerden ſofort Verbindungen nach allen Seiten anknüpften, darunter auch mit Herzog Albrecht VI., die keinen anderen Zweck haben konnten, als

Ladislaus Poſthumus. (S. 466.)

die Beſeitigung der Herrſchaft Friedrich III., hielt die Stadt Wien an deſſen vertragsmäßigen Rechten feſt. Denn auch das Verhältnis zwiſchen dem Kaiſer und Herzog Albrecht, nie ein brüderliches, war wieder ſehr geſpannt.

Gegenſeitiger Mißmut und Mißtrauen trübten aber doch auch ſchon das Verhältnis des Kaiſers zur Stadt. Am 28. April 1460 erſchienen in feierlicher Aufwartung Bürgermeiſter und Rat mit den Genannten vor Friedrich III., um von ihm die Beſtätigung der Stadtprivilegien zu erbitten und die triſte Lage zu beſprechen. Doch die Erwiderung war gereizt, vor allem forderte der Kaiſer

eine Erneuerung des Untertaneneides. Das machte die Bürger stutzig und als Friedrich sogar drohende Worte gebrauchte, drängte alles sehr unzeremoniell aus dem Gemach hinaus. Während die Bürger vor der Kirche St. Michael noch erregt diese Vorgänge besprachen, tauchte das ganz unbegründete Gerücht auf, in der Burg und im Cillierhof seien kaiserliche Söldner zu einem Gewaltstreich gegen den Stadtrat zusammengezogen. Die ganze Stadt geriet in Aufregung, man dachte an bewaffneten Widerstand und doch war kein Anlaß dazu, wohl aber der Vorgang von symptomatischer Bedeutung.

Der ungnädige Empfang, welchen der Stadtrat gefunden hatte, stand mit keiner bösen Absicht in Verbindung, er war, wie dies bei Friedrich III. nicht selten der Fall war, nur einer augenblicklichen üblen Laune entsprungen. In der Tat bestätigte er am 5. Juli 1460 in der besonders feierlichen Form einer goldenen Bulle alle Privilegien und Freiheiten, welche die Stadt Wien von seinen Vorfahren erhalten hatte; auch das Mautrecht bei Stadlau, sowie die Ermächtigung, Getreidekasten zu errichten, räumte er der Stadt bei diesem Anlasse ein.

Bald darauf begab sich der Kaiser nach Graz, um sich mit den Unternehmungen gegen Ungarn zu beschäftigen, die Gattin und den am 23. März 1459 geborenen Thronerben Maximilian in Wien zurücklassend. Und doch wäre seine Anwesenheit in Wien viel nötiger gewesen. Denn nach einigem Schwanken hatte sich Herzog Albrecht VI. neuerdings entschlossen, gegen den Bruder die Waffen zu ergreifen. Am 9. Juli 1461 traf ein Schreiben von ihm an den Rat ein, das sein baldiges Eintreffen an der Spitze eines Heeres ankündigte, sonst aber von den schönsten Phrasen überfloß, indem er nochmals Wien „das Herz aller Fürsten Österreichs" nannte, das er von einem Bedrücker befreien und mit den Segnungen des Friedens und Wohlstandes beglücken wolle. Vorsichtig drückte der Stadtrat seine Befriedigung aus, den Herzog begrüßen zu können, unter der Voraussetzung, daß er sich mit seinem Bruder versöhnt habe und in Frieden leben wolle.

Fest entschlossen, an der Treue gegen den Kaiser festzuhalten, erging an diesen die dringende Bitte, nach Wien zu kommen, um den Schutz der Stadt und der Seinen selbst wahrnehmen zu können, da ein Angriff des Herzogs zu besorgen sei. Doch Friedrich III., wieder im vollen Bann jener apathischen Tatenscheue, die ein Charaktermerkmal an ihm war, begnügte sich damit, die Treue der Stadt mit hohem Lob zu bedenken und es als besonderen Beweis seiner Gnade und seines Vertrauens zu erklären, daß er Frau und Kind ihrem Schutz anvertraue.

Wien erwies sich dieser Aufgabe würdig und gewachsen. Als die Kaiserin Eleonore aus Sorge um das Söhnchen Bedenken äußerte, ob Wien in der Lage sei, einem Angriff ihres Schwagers zu widerstehen, veranstaltete Bürgermeister Prenner zu ihrer Beruhigung eine Art von Truppenschau. Er ließ durch die Alarmglocke die bewaffnete Bürgerschaft zusammenberufen und führte die stattlichen Scharen durch die Burg, um der mit dem kleinen Max am Fenster weilenden hohen Frau die Zahl und den Mut ihrer Verteidiger zu zeigen. Indessen hatte auch der Kaiser einen Teil seiner Truppen unter Führung des noch immer rüstigen alten Feldhauptmannes Jiskra von Brandeis und des tapferen Baumkirchner nach Wien gesendet.

Herzog Albrecht hielt Wort. Am 2. August 1461 stand er schon im unteren Wiental und schickte sich an, östlich gegen den Wienerberg vorzurücken. In der Stadt bereitete man sich zum Widerstand vor. Am Morgen des 3. August berief die Allarmglocke die Bürger und Handwerker ein; Kaiserin Eleonore zog selbst zu Pferde mit hinaus, um die zu nehmende Aufstellung an den äußeren Bollwerken zu besichtigen. Die Streitkräfte Wiens erhielten durch die

mittlerweile eingelangten und bei St. Theobald auf der Höhe der Laimgrube lagernden Söldner Jiskras und Baumkirchners eine sehr willkommene Verstärkung.

Herzog Albrecht schlug bei Inzersdorf sein Lager auf, um Unterhandlungen mit dem Stadtrat einzuleiten, damit dieser ihm, dem „gnädig gesinnten Herrn", Einlaß in die Stadt gewähre. Doch die mannhafte Antwort lautete, daß Wien „keinen anderen Herrn hätte, als den Kaiser". Aber es fehlte in Wien auch nicht an einer Gegenpartei, die Albrecht aufforderte, nur zu kommen, „man werde zu ihm stehen aus allen Kräften".

Darauf bauend, begann der Herzog am Morgen des 12. August wieder den Angriff auf die Vorstädte. Mit leichter Mühe überschritt er den Wallgraben und erstürmte durch einen umfassenden Angriff das Bollwerk, den Turm und das Kloster bei St. Niklas auf der Landstraße. Im ersten Anlaufe drangen dann mit den weichenden Städtern die Scharen Albrechts bis zur Stubenbrücke vor. Hier aber kam der Kampf zum Stehen. Die in letzter Stunde noch ververstärkten Verschanzungen an der Brücke waren von Bürgern und Söldnern unter Führung des Bürgermeisters Christian Prenner besetzt, die von dem Erscheinen der Kaiserin angefeuert, einen nachhaltigen Widerstand leisteten. Ja, man setzte sogar an der Scheffstraße eine Abteilung auf das rechte Wienufer über, die den Angreifern in den Rücken fiel. Nach mehrstündigem Kampf sah Albrecht ein, daß er den Eingang in die Stadt nicht forcieren könne, er zog sich daher nach Schwechat zurück, um die zugesagten Verstärkungen aus Ungarn zu erwarten.

Über Aufforderung des Kardinals Bessarion trug nun König Georg von Böhmen seine Vermittlung an, die formell zu einer bis zum nächsten Sommer währenden Waffenruhe führte. Tatsächlich wurde sie von keinem der Streitteile ernst genommen und auch weder Stadt noch Land hatten einen Vorteil davon. Man wollte die Soldscharen nicht entlassen, bezahlte sie aber auch nicht, es war also nicht zu wundern, wenn sie sich auf andere Art schadlos hielten. Die Berichte über das Treiben dieser Banden sind geradezu entsetzlich; das ganze Land seufzte darunter, Wien war fast von jedem Verkehr abgeschlossen, die Dörfer und Märkte verödeten, die Felder blieben brach, der Wein wurde vielfach nicht gekeltert, eine dumpfe Verzweiflung erfaßte das Volk, dessen persönliche Freiheit nicht einmal sicher war, da die Söldner Weiber und Kinder zusammenfingen, um sie zu „schätzen" und nur gegen Lösegeld frei gaben oder förmlich verkauften.

Unter diesen Umständen war es doch ein etwas magerer Trost, daß Kaiser Friedrich III. am 24. September 1461 von Leoben aus der Stadt Wien in einem besonderen Diplom seine Anerkennung für die „treuen und ausgiebigen Dienste" aussprach, die sie ihm gegen seinen „hartnäckigen Widersacher" geleistet und ihr ein neues Wappen mit dem zweiköpfigen Adler des deutschen Reiches verlieh, eine wehmütige Erinnerung an die glänzende Vorzeit als freie Reichsstadt. (Bild S. 480.) Zugleich wies der Kaiser seine Kanzlei an, die Stadt Wien in den Zuschriften durch die ehrende Titulatur der „ehrsamen, weisen, besonders lieben und getreuen" auszuzeichnen.

Keinesfalls waren solche Maßregeln geeignet, die Stellung seiner Partei gegenüber der murrenden Bevölkerung zu stärken. Im Gegenteil darf man annehmen, daß der Anhang des Herzogs Albrecht an Zahl und Macht mit jedem Tage zunahm, worauf auch die vom flachen Lande kommenden Vorwürfe nicht ohne Einfluß blieben, daß das ganze Elend nur von dem starrsinnigen Festhalten Wiens an dem Kaiser stamme, der sich „anders benehme, als es einem regierenden Fürsten gebühre". Tatsächlich trug das Verhalten des Kaisers am

meisten dazu bei, daß der Abfall in den Reihen seiner Anhänger reißend um sich griff. Nicht allein, daß die dringenden Bitten des Stadtrates, er möge doch nach Wien kommen, auf taube Ohren stießen, beging er auch den Mißgriff, auch die eben noch bestätigten Satzungen der Stadt gröblich zu verletzen. Da zu befürchten war, daß die gesetzliche Neuwahl des Rates auf Anhänger Albrechts fallen werde, ordnete der Kaiser am 6. Dezember an, daß man diese Wahl zu unterlassen und der im Amt befindliche Bürgermeister samt dem Rat weiter zu funktionieren habe. Auch dem Drängen der Stände nach Einberufung des Landtages setzte er den gleichen passiven Widerstand entgegen, weil er wußte, daß darin seine Gegner in der Mehrzahl seien, und die Stände beschlossen daher aus eigener Machtvollkommenheit im Juli 1462 in Wien zusammenzutreten, um durch ein Übereinkommen zwischen den Brüdern dem Lande endlich den Frieden zu sichern.

In dieser Situation trat ein Mann in den Vordergrund, der zu den charakteristischen Erscheinungen dieser Zeit gehörte, in welcher Ehre und Recht nichts galten, Skrupellosigkeit und Gesinnungswechsel allein den Erfolg verbürgten, Gewalt und Wortbruch kaum mehr als Makel galten. Es war dies Wolfgang Holzer, der sehr vermögliche Sohn eines Bäckers in Wien, der mehrere Häuser besaß, darunter jenes Stock-im-Eisenplatz Nr. 5 an der Ecke der Seilergasse. Sehr parteiisch gefärbte Berichte, namentlich jene des Reimdichters Michel Behaim haben sein Bild in jeder Beziehung zu verunstalten und zu verdunkeln gesucht, indem sie einen ganz rohen, gewalttätigen Gesellen aus ihm machten, der eines Ochsenhändlers Sohn und selbst Ochsenhändler, ohne Bildung und höhere Begabung war. All das ist unrichtig und zu weitgehend. Holzer kann nicht ohne eine seiner Zeit entsprechende Bildung und auch nicht ohne natürliche Begabung gewesen sein; er kam früh in Verkehr mit Eitzing, von dem er den schrankenlosen Ehrgeiz und eine packende, für die Massen berechnete Beredsamkeit annahm, bekleidete wiederholt das Amt eines Münzmeisters und war seit 1453 auch mehrmals Mitglied des Stadtrates, ohne besonders hervorzutreten. Daß er ketzerischen Ansichten anhing, dürfte auch eine der Erfindungen Michel Behaims sein, der ihm vorwirft, mordsüchtiger als Kain, wütender als Nero, grimmiger als Pharao zu sein und von ihm singt:

„Es was ein arger loter, der
geheissen was schussel spüler,
der sich dan Wolffgang Holtzer nant,
ains peken sun, ist mir pekant,
ain ubler schnöder letzer,
ain ketzer aller ketzer."

Holzer scheint mit der Findigkeit aller ehrgeizigen Demagogen die richtige Witterung für den Umschlag in der Gesinnung der Massen zu gunsten des Herzogs Albrecht VI. gehabt zu haben und scharte bald um sich einen Kreis von Männern, die aus den verschiedensten Ursachen gegen den Kaiser und das herrschende Stadtregiment erbittert waren. An geistiger Bedeutung stand darunter wohl am höchsten Magister Hans Kirchheim, ein tüchtiger und sehr beliebter Arzt, der vom Stadtrichter 1454 in Haft genommen wurde wegen Schuldklagen, was allerdings gegen sein Vorrecht als Mitglied der Universität verstieß. Michel Behaim nennt ihn einen „groben und hochmütigen Gaul", was insoferne zutreffen dürfte, als dieser Mann der Wissenschaft flink mit dem Schwert und zu jedem Gewaltschritt bereit war. Übrigens scheint er ein starrsinniger und ehrlicher Eiferer gewesen zu sein, weit entfernt von der feilen Gesinnung, die den widerlichsten Zug in Holzers Charakter bildet.

Als sich die Stände im Sommer 1462 ohne kaiserliche Einberufung in Wien versammelten, knüpfte der vom Bürgermeister Prenner beherrschte Stadtrat

seine Zustimmung an ein Gelöbnis, daß nichts zum Schaden des Kaisers und der Stadt Wien unternommen werden solle. Das erbitterte die Stände, die darin eine ungehörige Einmengung, eine Beschränkung ihrer Rechte sahen. Man warf dem Stadtrat feige Unterwürfigkeit vor, obwohl er doch nicht mehr dem Gesetze nach, sondern nur mehr auf Geheiß des Kaisers amtiere. Dieser Vorwurf war begründet und wirkte wie ein in das offene Pulverfaß fallender Funke, denn erst vor kurzer Zeit hatte sogar der nicht mehr zu Recht bestehende Stadtrat auf Wunsch des Kaisers eine neue Steuer ausgeschrieben.

Am 19. August 1462 drang Magister Kirchheim in ritterlicher Rüstung an der Spitze bewaffneter Anhänger in das Rathaus ein. Bürgermeister Prenner, der Münzmeister Niklas Teschler und Oswald Reichholf, beide frühere Bürgermeister, wurden nebst drei anderen Stadträten gefangen genommen, die Absetzung der bisherigen Funktionäre ausgesprochen und von den schon vorbereiteten „Genannten", die zur Partei des Herzogs Albrecht gehörten und vertrauten Anhängern ein neuer Stadtrat gewählt, an dessen Spitze Wolfgang Holzer als Bürgermeister trat. Auch mehrere einflußreiche Bürger, deren Anhänglichkeit an den Kaiser bekannt war, warf man in den Kerker. Am schlimmsten war es, daß man unter dem Vorwand, die Wehrhaftigkeit der Stadt zu erhöhen, 400 Söldner des Herzogs Albrecht einließ und ihnen sogar die Bewachung der Burg übertrug.

Zwei Tage später erschien Kaiser Friedrich III. mit 4000 Gewappneten auf der Höhe von St. Marx. Die bedrohlichen Nachrichten aus Wien hatten ihn zu diesem Zuge bestimmt, die Sorge um Frau und Kind den sonst so Lässigen zu besonderer Eile getrieben. In Wien war man vollkommen überrascht, aber sofort zum Widerstand entschlossen. Man verweigerte dem Kaiser, für dessen Recht gerade vor einem Jahre die Wiener an der gleichen Stelle gefochten hatten, den Übergang über die Stubenbrücke und auch die Wälle zeigten sich von Bewaffneten besetzt.

Bevor es zum Kampf kam, legten sich die Stände in das Mittel. Eine Abordnung derselben, der sich auch Vertrauensmänner der Stadt mit Magister Kirchheim anschlossen, begab sich in das Lager des Kaisers. Froh, jedes entschlossenen Handelns enthoben zu sein, empfing Friedrich III. die Deputation sehr freundlich, schüttelte jedem einzelnen die Hand, versicherte, daß niemand etwas zu fürchten habe, „denn seine Begleiter seien der Friede und die Gnade", und er hoffe, man werde ihm die langentbehrte Umarmung der Gattin und des Sohnes nicht verwehren.

Doch man traute den schönen Worten nicht und erst als der Kaiser den vermittelnden Ständen eine volle Verzeihung und unverbrüchliche Aufrechthaltung der Stadtrechte zugesichert hatte, öffnete man ihm die Tore, während gleichzeitig Albrechts Söldner die Burg räumten. Wie der Nachfolger des Aeneas Sylvius im Kanzleramte, der Pfarrer von Mödling, Johann Hinderbach, uns erzählt, empfand die Kaiserin Eleonore die schwächliche Handlungsweise des Gatten tief. In Tränen ausbrechend, sprach sie im Beisein des Kaisers zu ihrem kleinen Söhnlein: „Portugals Könige zeigen sich gnädig den Demütigen, den Überwundenen; dem hartnäckigen und stolzen Missetäter schmeicheln sie nicht. Wüßte ich, mein Sohn, du würdest handeln wie dein Vater, so müßte ich bedauern, dich für einen Thron geboren zu haben."

Ganz so ernst gemeint war aber auch das zugesicherte Vergessen nicht. Am 7. September 1462 wurden die Genannten in die Burg berufen, um mit Umgehung des am 19. August gewählten Stadtrates diesen und einen neuen Bürgermeister zu wählen. In der Überzeugung, die Mehrheit zu besitzen, erhoben auch die Anhänger Holzers keinen Widerspruch. Unter dem persön-

lichen Einfluß des Kaisers, von Furcht und anderen Argumenten beeinflußt, fiel aber die Mehrheit der Stimmen auf Sebastian Ziegelhauser, der dem Kaiser genehm war.

Nun erst gab es arges Geschrei über die Ungesetzlichkeit des ganzen Vorganges; man wühlte die Massen auf, häufte Schmähungen auf Ziegelhauser, der angeblich von unehelicher Geburt sei, dem Bürgermeister und Rat wurde der Gehorsam versagt und es drohte der Ausbruch einer offenen Revolte, welcher Ziegelhauser durch Niederlegung seiner Stelle vorbeugte. Am 19. September fand auf dem Rathaus eine neue Wahl statt, die wieder zu Gunsten Wolfgang Holzers ausfiel.

Nach allen früheren Vorgängen war ein gedeihliches Zusammenwirken dieses Mannes mit dem Kaiser kaum zu denken. Daß aber so rasch und so gründlich ein Bruch eintrat, mußte sich doch Friedrich III. selbst zuschreiben. Abgesandte des Stadtrates, welche um Entlassung und Ablohnung der Söldner baten, da diese wieder greulich in der Umgegend hausten, die Weinberge verwüsteten, Herden und Zugvieh forttrieben, selbst wehrlose Bürger abfingen und mordeten, wurden sehr ungnädig empfangen. In der Hauptsache erfolgte der lakonische Bescheid, daß die kaiserlichen Kassen leer wären und wenn die Stadt der geschilderten Übel ledig sein wolle, möge sie selbst das zur Bezahlung der Söldner erforderliche Geld herbeischaffen.

Diese Zumutung wurde als Hohn empfunden und fand schroffe Ablehnung. Zu allem Überfluß machte Friedrich III. aber wieder einen ganz unnötigen Eingriff in die Gerechtsame der Stadt. Als der Stadtrichter einem der Wegelagerer, der einer ehrbaren Frau Gewalt angetan hatte und gefangen wurde, den Prozeß machte und ihn, wie es gesetzlich war, zum Tode verurteilte, erhob der Kaiser Einsprache und entzog der Stadt das altverbriefte Recht des Blutbannes.

Das brachte den Becher zum Überlaufen. Ohne Zweifel wirkte Holzer, die Unhaltbarkeit der Situation erkennend, auch seinerseits dahin, daß es zum offenen Bruche kam. Der ganz unter seinem Einfluß stehende Stadtrat richtete am 1. Oktober einen förmlichen Fehdebrief an den Kaiser, der diesem den Gehorsam und die weitere Bezahlung der Steuern verweigerte und die Stadt ihres Eides gegen ihn entbunden erklärte.

Holzer dachte auch an kein Einlenken mehr, sondern er benützte seinen schrankenlosen Einfluß auf die unteren Volksklassen, um bis zum Äußersten zu gehen. Mit flammenden Worten rief er sie zum Angriff auf und ließ Waffen verteilen. Während sich die tosende Menge gegen die Burg drängte, ließ er dem Kaiser die Aufforderung zugehen, die Burg zu räumen, doch könnten die Kaiserin und ihr Sohn darin wohnen bleiben. Ohne Bedenken wies Friedrich III. die freche Zumutung mit dem Beisatze ab, daß er „gemeinsam mit diesen Beiden den Tod oder die Rache erwarten wolle".

Nun war Holzers erste Maßregel die Verhaftung notorischer Anhänger des Kaisers, vor allem des tapferen Hauptmannes Ulrich von Grafeneck und des Domprobstes Ulrich Riederer von Freising. Es war dies ein unkluger Schritt, denn viele, die sich sonst neutral verhalten hätten, flüchteten nun mit kostbarem Gut in die Burg und führten dieser Verteidiger und Hilfsmittel zu. Schon am 1. Oktober umlagerten 10.000 auf die verschiedenste Weise bewaffnete Leute, meist Handwerker, Gehilfen, Dienstleute, aber auch viel Gesindel die Burg, deren alte Mauern nun rasch in Verteidigungszustand gesetzt wurden und eine ernste Probe ihrer Wehrhaftigkeit bestehen sollten. Am 2. Oktober 1462 begann diese denkwürdige Belagerung, über welche uns in Michel Behaims „Buch von den Wienern" eine überaus lebendige Beschreibung erhalten ist. Doch sollen vorerst diesem merkwürdigen Mann selbst einige Worte gewidmet werden.

Michel Behaim ist eine der interessantesten Erscheinungen seiner Zeit. Halb Sänger, halb Kriegsmann, ein Mann von Weltkenntnis und scharfer Beobachtungsgabe, der aber leidenschaftlich Partei nimmt und dabei oft ungerecht wird, wie er z. B. die Wiener mit zu viel Bitterkeit beurteilt, für die Schwächen Friedrich III., die doch auch alle diese traurigen Vorgänge mitverschuldeten, gar keine Augen hat. Am 27. September 1416 als der Sohn eines Webers zu Sulzbach in Schwaben geboren, war er zum Gewerbe des Vaters bestimmt, aber dasselbe sagte dem lebhaften Sinne des Jünglings keineswegs zu. Er ergriff das Waffenhandwerk und durchzog im Dienste verschiedener Herren Deutschland, das damals eben von Fehden zerklüftet war. Zugleich übte er seine Kunst und sang bei den Gastmählern Lieder zur Laute, die er selbst in einfacher Weise verfaßte. Im Jahre 1455 kam Behaim nach Österreich, zuerst im Dienste Herzog Albrechts VI., dann des Königs Ladislaus Posthumus, den er auf seinem Zuge nach Ungarn begleitete und zu Belgrad ein Zeuge des blutigen Ausgangs Ulrichs von Cilli wurde. Endlich trat er 1459 in die Dienste des Kaisers Friedrich über, welchem er fortan getreu anhing, sich „des Kaisers Knecht, teutscher Poet und Tichter" nannte und dessen Schicksale teilte.

Nach Behaims Darstellung begann die Belagerung am 2. Oktober mit der Errichtung einer Schanze außerhalb des Widmertores. „Der in der Burg befindliche Viertelmeister Pebringer hatte kaum von diesem Beginnen Nachricht erhalten, so ließ er sogleich alle Schutzwehren und Wälle besetzen, während der Zeugmeister Zirkendorfer unter fortwährendem Kugel- und Pfeilregen der Feinde mit mehreren Tollkühnen, worunter auch Behaim war, kopfüber auf einer Leiter den Turm im Zwinger hinaufstieg, der zur Brücke neben dem Widmertore führte, wo man dann Pechkränze auswarf, um in die Ferne zu sehen und brennende Pfeile abschoß zur Entzündung der Schanzkörbe. Die Wiener, zur Nachtstunde auf solche Gegenwehr nicht gefaßt, zogen sich für diesmal zurück. Doch schon nächsten Tages wiederholten sie nach allen Richtungen hin den Angriff. Vorzüglich litten dabei die Gemächer der Kaiserin, die sich sonach wegen drohender Gefahr in ein Kämmerlein hinter der Burgkapelle flüchten mußte.

Am 5. Oktober rückten die Wiener in dreifacher Reihe gegen die Burg und in der Stadt verübten die Aufrührer eine schonungslose Plünderung in den Häusern der kaiserlich Gesinnten. Später wurde der „Jungfrauenturm", der zunächst der Burgkapelle lag, hart bedrängt, zahllos wie Schneeflocken fielen Pfeile, Kugeln, Stabschlingen und Steine dahin. Von den ersteren waren viele vergiftet und zur Verschlimmerung der Wunden hohl geschliffen oder kurz geschiftet."

Am 6. Oktober überreichte der Krämer Hollerpeck im Auftrage des Stadtrates nochmals die förmliche Absage vor dem Widmertor und nun begann die Belagerung erst mit voller Kraft. An allen Ausgängen der gegen die Burg führenden Straßen wurden Erdwerke und Barrikaden aus Fässern und Sandsäcken errichtet, hinter welchen die Belagerer gedeckt nach der Burg schießen konnten. „Die Hakenbüchsen ungerechnet waren 66 Steingeschütze gegen die Burg gerichtet und die größten Mörser schossen drei Zentner schwere Steine. Aber auch die Belagerten übten reichlich das Vergeltungsrecht. Sie schossen brennende Pfeile auf die vielen Schindeldächer der Stadt und setzten so manche Häuser in Brand; auch waren bisher von ihnen 84 wirksame Steinschüsse getan worden, die immer regsame Tätigkeit der zahlreichen Hakenbüchsen und Handgewehre ungerechnet: wie denn schon eigentlich Zirkendorfer, Jörg Hell, Pesniker, Vertschge und andere aus Kurzweil mordeten."

Ganz ohne echt „Wienerische Kurzweil" ging es in der Tat auch bei diesen blutigen Szenen nicht ab. Behaim erzählt uns, daß die Wiener, so oft

sie einen guten Schuß gemacht hatten, mit Trompeten und Pauken einen Tusch blasen ließen und vor Freude und Hohn jubelten. Trat Ruhe ein, so begann man sich auf beiden Seiten zu ergötzen „mit süßer sanfter Melodie lieblich Jubilieren". Ein Wiener namens Pfirter sang von einem Bollwerk weg ein spottendes Minnelied und trug den Geschossen auf, die zarten Jungfräulein in der Burg zu grüßen. Aber der Schütze Hans Rottinger schoß einen Pfeil nach ihm und schrie hinüber: „Nimm das, es ist der Gruß, den ich dir schenke, die schönste Jungfrau aus der Kaiserin Zimmern schickt ihn dir!" Pfirter aber, obwohl schwer verwundet, schrie mit echt wienerischer Laune zurück: „Ei! Dank dir der Teufel für solchen Gruß. Sind euerer Jungfräulein Grüße so ungeschlacht, so hab' ich ihrer bald genug."

Dazwischen gab es aber auch Stürme, wobei die Wiener die Mauern mit Leitern zu ersteigen suchten, stets aber von den Verteidigern mit Spießen, Schwertern und Hacken wieder in den Graben hinab geworfen wurden. (Bild S. 481.) Auf alle Arten ging man gegen die Burg vor, sogar Minen wurden gegraben, worüber Behaim erzählt:

„Reht als dy grutschen vnd mauerwerff
machten sy lacher, grub vnd kerff
an allen enden vmb die uest."

Besonders erbittert ist Behaim darüber, daß sich die Arbeiten der Belagerer auch gegen die Brunnen der Burg richten:

„zu der uest was gelegt ain prunn
den uerriet diser pube
daz man vns den abgrube . . . . . .
ab der pfister (Bäcker) zum prunnen
uil schuss wurden begunnen.
Den prunnen heteus gern uerschütt
vnd auch dy pfisterei zerrüt."

Mit der Zeit stellte sich aber ein schlimmer Geselle in der Burg ein — der Mangel. Es war nahezu ein halbes Tausend Menschen in ihren Mauern versammelt, über 200 Adelige, kaiserlich gesinnte Bürger, Hofgesinde, Geistliche, 20 Fräulein aus dem Gefolge der Kaiserin, endlich auch ein Trupp von Söldnern. Diese Menge von Menschen riß große Lücken in den Proviant, wenn man auch in den letzten Tagen fleißig zugeschleppt hatte. Behaim beteuert, daß endlich auch auf den kaiserlichen Tisch nur mehr schwarzes grobes Brot und trockene Hülsenfrüchte kamen. Darüber wurde der kleine Prinz Max ungeberdig und meinte, so schlechtes Essen wäre gut genug für die Feinde, diesen möge man es reichen. Er aber lief zur Mutter und verlangte nach einem Krametsvogel. Weinend entgegnete sie ihm, niemand könne sagen, wie lange sie noch Brot zu essen haben würden. Von dieser Not des kleinen Prinzen soll ein Schneider des Hofes, der in der Stadt zurückgeblieben war, vernommen haben. Da faßte er Mut, kaufte Geflügel und andere gute Speisen, die er um den Leib band und damit zur Nachtzeit in den Graben sprang, von wo man ihn mit einem Seil hinaufzog. Michel Behaim erzählt auch von einem Magister Thomas Siebenbürger, der Geflügel und Wildbret für Max in die Burg schwärzte. Auf das Andringen des Grafen Schaumberg soll auch Holzer erlaubt haben, daß Eier, weißes Mehl und Milch zum Brei für das „junge Blut von Österreich" in die Burg kommen durften. Denn die Not stieg so hoch, daß man Hunde, Ratzen und die Geier aus dem Burggraben aufaß.

Als die Belagerung schon vier Wochen währte, ohne daß der Widerstand erlahmte, wendete man sich an Herzog Albrecht um Rat und Unterstützung,

der natürlich sofort zu beidem bereit war und zwei seiner großen Geschütze den Wienern zur Verfügung stellte. Das erpreßte Michel Behaim, der sonst Albrecht, seinen früheren Herrn, gerne schont, doch die von tiefem Gefühl durchzitterten Worte:

„Ai! wie maht er die schmerczen
tragen an seinem herczen,
das er wider sein eigen plut
und flaisch also tobet und wut!
welt er seins pruder kaiser mit
der sach haben geschonet nit,
noch seines pruders weibes,
des tugentlichen laides,
da moht er doch des iungen pluots,
des hohen und auch edlen guots,
seins pruder kinds geschonet han!
ich kunt aber da nit verstan,
daz keins schonens da were,
es was alz nit gevere.
kaiser, kaiserin, daz kindlein
und die li den iunchralin rein
sah man in diesen noten stan,
maht man sie all verderbet han,
daz wer alles geschehen,
als ich das gleich was sehen."

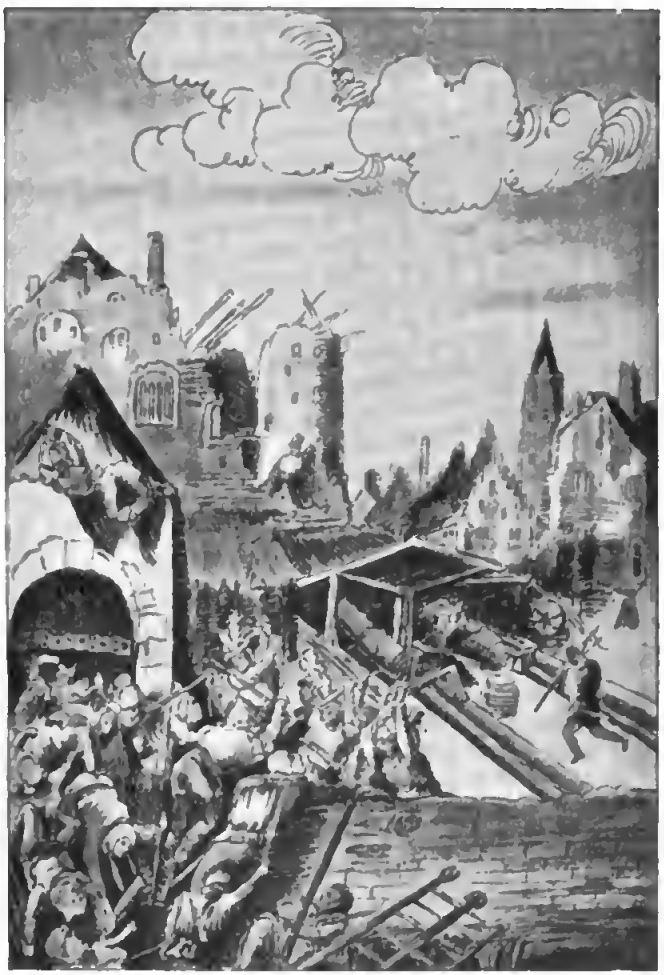
Neues Wiener Stadtwappen. (S. 474.)

Doch auch das Wirken der großen „Buchsen" des Herzogs Albrecht vermochte weder den Mut der Belagerten, noch die Mauern der Burg zu erschüttern. Unabläßige Wachsamkeit und tapferer Sinn machten alle Anschläge und das tägliche Anstürmen der Wiener vergeblich. Der Kaiser sogar zeigte eine ihm ganz ungewohnte Regsamkeit, er legte selbst Hand an bei Bedienung der Geschütze und überwachte die Bereitung des Pulvers. Unterdessen war auch die Lage in der Stadt durchaus keine sorgenlose. Man wußte, daß der getreue Baumkirchner nach Prag geeilt sei, um Hilfe vom König Georg zu erbitten. Nach einem Gewaltritt von drei Tagen, auf dem er, wie die Chroniken sehr übertrieben erzählen, 30 Pferde zu Tode geritten haben soll, kam Baumkirchner in Prag an. Sofort war Georg von Podiebrad bereit, für Friedrich III. einzuschreiten, da er hoffte, dessen Fürsprache bei dem Papste in den utraquistischen Streitigkeiten zu erlangen. 2000 Mann unter seinem tüchtigen Sohn Viktorin gingen sofort ab, das Hauptheer sammelte sich bei Znaim, von wo es unter Georgs eigenem Befehl am 11. November ausbrechen sollte.

All das wußte man in Wien ganz gut, man verdoppelte daher die Anstrengungen, um die Burg noch vor dem Eintreffen der böhmischen Hilfe zu bezwingen. Aber es mochte auch schon viele geben, die noch zu Holzers Anhang hielten, aber doch sein Handeln mißbilligten und einen schlimmen Ausgang fürchteten. Nur die urteilslose Masse hielt noch unerschütterlich an ihm fest, der sie mit seiner aufreizenden Beredsamkeit und gelegentlichen Plünderungsszenen in den Häusern von kaiserlichen Anhängern bei guter Laune hielt. Alle ruhiger Denkenden zogen sich, wenn sie auch ausgesprochene Gegner Friedrich III.

waren, wie der gelehrte Thomas Ebendorfer von Haselbach, von Holzers Sache zurück, der eine Art von Gewaltherrschaft in der Stadt führte, weder Recht und Gesetz, noch Leben und Eigentum schonte. „Wer früher Knecht, war nun Herr, wer früher kein Hemd besaß, ging nun in Zobel und Marder umher," heißt es von dieser wüsten Zeit.

Auch die militärische Lage wurde bedenklich. Seit 20. Oktober hatte Herzog Albrecht VI. wieder das Praghaus bezogen, wir hören aber nicht, daß er



Belagerung der Burg durch die Wiener. (S. 479.)

direkten Einfluß auf den Kampf genommen hätte. Draußen auf den Anhöhen aber lagerten im weiten Bogen die sich mit jedem Tag verstärkenden kaiserlichen Söldnerscharen unter den tüchtigen Führern Baumkirchner und Weißbriach. In der zweiten Novemberwoche kam Prinz Viktorin mit dem böhmischen Vortrab an; man wagte nun am 19. November 1462 einen Sturm auf die Vorstädte, der allerdings abgeschlagen wurde, aber den Wienern doch die Bedenklichkeit ihrer Lage klar machte, wenn erst das böhmische Hauptheer zur Stelle war. Schon am nächsten Tage stand dieses bei Korneuburg, über 20.000 Mann stark, ohne Frage eine Macht, welcher die Wiener nicht gewachsen waren.

König Georg verleugnete aber auch diesmal den Ruf eines geriebenen Diplomaten nicht. Er wollte dem Kaiser einen Dienst erweisen, sich aber auch Herzog Albrecht zum Freund machen. Obwohl ein anerkannt tüchtiger Krieger, verschmähte er doch billige Lorbeeren und leitete Unterhandlungen ein. An der Spitze eines schlagfertigen Heeres fiel ihm naturgemäß die Rolle eines Schiedsrichters zu. Seine Gewandtheit brachte am 2. Dezember einen Frieden zu stande, nach welchem Herzog Albrecht für acht Jahre die Regierung von Niederösterreich und Wien gegen Leistung eines Jahreszinses von 4000 Goldgulden und Rückgabe der eroberten Schlösser an den Kaiser erhalten sollte.

Holzer und sein Anhang hatten bei diesen Verhandlungen eine sehr nebensächliche Rolle gespielt; sie waren auch mit dem Ausgang nicht zufrieden, der doch wieder die verhaßte und nun auch gefürchtete Herrschaft des Kaisers in Aussicht stellte. Als Herzog Albrecht von der Kanzel am Stephansfreithof persönlich dem Volk die Bedingungen des abgeschlossenen Friedens verkündete, gab es viele mißmutige Gesichter und auch einiges Murren machte sich hörbar.

Am 4. Dezember am frühen Morgen ritt Prinz Viktorin mit einem stattlichen Gefolge in Wien ein, um der aus der Burg befreiten kaiserlichen Familie und den ausdauernden Mitkämpfern sicheres Geleite zu geben. Es war dies eine weise Vorsicht, denn die in den Straßen angesammelten wüsten Anhänger Holzers konnten es nicht unterlassen, ihrer rohen Spottsucht offenen Ausdruck zu geben. Auf der Höhe von St. Theobald trennte sich der Kaiser von Frau und Kind, die nach diesen qualvollen Wochen unter dem Schutze des Ritters Baumkirchner in Neustadt Ruhe und Erholung suchten. Er selbst zog mit Prinz Viktorin nach Korneuburg zu einer Zusammenkunft mit dem König Georg, den er mit Dankesbezeugungen und Anerbieten seiner guten Dienste überschüttete. Auch jene Städte, die ihm treu geblieben waren, wie Korneuburg, Krems und Stein, erhielten Beweise seiner Gnade; er verlieh ihnen das Recht, den Doppeladler im Wappen zu führen und das Niederlagsrecht in jenem Umfange, wie es bisher die Wiener besaßen, obwohl es sehr fraglich erschien, ob ihm dazu im Sinne des eben abgeschlossenen Vertrages das Recht zustand. Dagegen blieb er trotz König Georgs Vermittlung gegen seinen Bruder unversöhnlich, was man nach den ausgestandenen Schreckenswochen begreiflich finden muß. Herzog Albrecht fand sich gleichfalls in Korneuburg ein; bei einer vom König von Böhmen veranstalteten Zusammenkunft ging Albrecht rasch auf den Kaiser zu und beugte das Knie vor ihm. Doch Friedrich wendete das Antlitz weg und blieb gegen alle Bitten um Gehör unzugänglich.

Das waren schlimme Anzeichen für die Geltung eines Vertrages, an welchen sich im Herzen keiner von den beiden Brüdern gebunden hielt. Am 26. Dezember 1462 leisteten die Bürger von Wien dem Herzog Albrecht in der noch ganz wüst aussehenden und teilweise in Trümmern liegenden Burg den Treueid und für den nächsten Januar berief er die Stände nach Wien. Fast schien es, als wolle er die bei der Verkündigung des Friedens ausgesprochenen schönen Absichten, „auf den Säulen der Freiheit und des Rechtes seine landesherrliche Macht aufzurichten, Friede und Ordnung herzustellen und die gekränkten Rechte des Adels und der Bürger schützen zu wollen", auch wirklich ausführen.

Doch blieb es auch diesmal nur bei den Worten, die Ereignisse gingen den alten unheilvollen Weg der Untreue und Gewalttat. Erbittert durch das schroffe Benehmen seines Bruders verweigerte Albrecht die vertragsmäßig ihm obliegende Räumung der eroberten Schlösser. Das war ein willkommener Vorwand für den Kaiser, sich auch seinerseits von dem verhaßten Vertrag loszusagen. Er zog aus Groll gegen Wien seine Söldner nicht zurück, die sofort in der alten schlimmen Weise in der Umgebung hausten, mengte sich aber in

jeder Weise wieder in die Regierung des Landes ein, indem er den Ständen den Besuch des Landtages untersagte und sogar eine Steuer auf die Einkünfte der Geistlichen und der Dienstmannen ausschrieb. Die Mehrzahl der Stände kümmerte sich nicht um das Verbot und die Steuer floß nicht ein, aber die Tatsachen an sich waren genug, um auf Albrechts Charakter, der immer mehr zu Willkür und Mißtrauen neigte, den schlimmsten Eindruck zu machen. Nun griff der Kaiser zu den äußersten Waffen; er erklärte seinen Bruder und die Stadt Wien in die Reichsacht und gleichzeitig verhing sein alter Vertrauter, der nun auf dem päpstlichen Thron saß, Papst Pius II., den Bann über den Herzog und alle, die an der Belagerung Wiens teilgenommen hatten. Zwar fehlte es dem Kaiser an der Macht, diesen Maßregeln Nachdruck zu geben und es fand sich auch niemand mehr, der den Vollstrecker machte. Aber wirkungslos blieben sie auf die große Masse doch nicht, da die Geistlichkeit es sich nicht nehmen ließ, die Bannbulle von den Kanzeln zu verkünden, obwohl die Universität, von Thomas Ebendorfer beeinflußt, ihr die Rechtsgiltigkeit abgesprochen hatte und gegen die Veröffentlichung protestierte.

Herzog Albrecht VI., der sich immer mehr seiner Neigung zu Trinkgelagen überließ, glaubte sich überall von Feinden und Verrätern umgeben. Einflüsterungen sehr zweifelhafter Berater folgend, ließ der Herzog eine Anzahl angesehener Bürger, wie die früheren Bürgermeister Niklas Teschler, Oswald Reichholf und mehrere andere verhaften, weil sie angeblich an einer Verschwörung mitschuldig waren, die darauf abzielte, ihn zu vergiften und Wien, „dieses Schacherloch" an allen vier Ecken anzuzünden, um es wieder dem Kaiser in die Hände zu spielen. Die Beschuldigten forderten die strengste Untersuchung, welche der Herzog mit dem Bedeuten zusagte, „er sei kein Blutvergießer, wer sich aber gegen ihn vergehe, solle streng gestraft werden, denn sein Leben sei ihm so lieb, wie den Bürgern das ihre". Erst nach einem Monat, als sich die ganze Anklage als eine haltlose Verleumdung herausstellte, wurden die Verhafteten über Verwendung des Stadtrates wieder in Freiheit gesetzt.

Bürgermeister Holzer war ein aufmerksamer Beobachter der Verhältnisse. Ihm, der durch skrupellose Benützung der Massen emporgekommen war, entgingen jene leisen Anzeichen nicht, welche andeuteten, daß sich die Volksgunst immer mehr und mehr von Albrecht VI. abwendete. Auch sein maßloser Ehrgeiz sprach dabei mit, denn er spielte bei weitem nicht jene machtvolle Rolle, die ihm vorgeschwebt. Selbst seine Habsucht soll nicht ohne Einfluß geblieben sein, denn er fürchtete, daß der Herzog in seinen steten Geldnöten auch nach dem von ihm zusammengerafften Reichtum greifen werde, der nach allerdings nicht erwiesenen Behauptungen von Holzers Anklägern besonders aus dem während der Belagerung konfiszierten Vermögen der Anhänger des Kaisers bestanden haben soll.

Wie es immer sein mag und wie man auch immer die bisherige Laufbahn dieses Mannes beurteilen mag, ist der nun mit kühlem Blute überlegte Verrat an dem Herzog Albrecht, der ihm volles Vertrauen schenkte und ihn mit Gunstbezeugungen überhäufte, doch gewiß der widerlichste Zug in seinem Charakterbild.

In der festen Überzeugung, daß die Stellung des Herzogs Albrecht erschüttert und auf die Länge nicht haltbar sei, war es nur mehr Holzers Sorge, die eigene Person und den eigenen Besitz zu sichern. Vorsichtig näherte er sich der kaiserlichen Partei, wo er sofort Entgegenkommen fand. Nach glaubwürdigen Zeugnissen mithandelnder Personen soll durch Vermittlung des Preßburger Propstes Georg ein förmlicher Vertrag mit Holzer geschlossen worden sein, in welchem sich dieser verpflichtete, Wien an den Kaiser zu übergeben und

Herzog Albrecht in dessen Haft zu liefern, wofür Holzer die Hilfe kaiserlicher Söldner, ein Betrag von 6000 Goldgulden und die Belehnung mit Eisenstadt für Lebensdauer zugesagt wurde.

Der weitere Verlauf der Dinge bestätigt die Richtigkeit dieser schmählichen Abmachungen. In der Karfreitagnacht, am 8. April 1463, schritt Holzer zur Ausführung seines sorgfältig vorbereiteten Verrates. Er versammelte die angesehenen Räte, die Genannten und andere Männer, deren er sicher zu sein glaubte, in seinem Hause am Stock-im-Eisenplatz, wo er ihnen auseinandersetzte, daß der Herzog Gewalt gegen die Stadt plane, in jedes Bürgerhaus 20 Söldner legen wolle, wodurch es so weit käme, daß jeder Bürger einen Strick um den Hals fühlen müsse, bis der Sold der Mannschaften des Herzogs gezahlt sei.

Mittlerweile verlangten auch jene Mitglieder des Rates Einlaß, deren Holzer nicht sicher war, darunter Magister Kirchheim und der Stadtrichter Schönperger. Holzer ließ sie in ein besonderes Gemach führen und eröffnete ihnen seine Pläne, die aber entschieden bekämpft wurden, worauf er sie, um sie vom Volk abzuschließen, in ein finsteres Gewölbe seines Hauses bringen ließ. Nun kehrte Holzer zu den anderen zurück, um hier sein falsches Spiel fortzusetzen. Er legte dar, daß Gelegenheit sei, 400 erprobte deutsche Reiter anzuwerben, die zum Schutz der Stadt einige Zeit unentgeltlich dienen wollten und mit deren Hilfe Holzer hoffe, einen dauernden Frieden zwischen dem Kaiser und dem Herzog zu erzwingen. Der Vorschlag erschien allen annehmbar, nur wurde die Bedingung gestellt, daß auch der Herzog und die ganze Gemeinde dem Einmarsch dieser Söldner zustimmen sollten. Daraus hätte Holzer sehen können, daß sein Einfluß durchaus nicht so schrankenlos sei, als er selbst annahm; aber er konnte, da alle Abmachungen schon für den nächsten Morgen getroffen waren, nicht mehr zurück und erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden, wobei er heuchlerisch beisetzte, er wolle die Stadt dem Herzog erhalten, auch wenn dieser keinen Pfennig mehr in der Tasche hätte. Mit dem Gelöbnis vorläufiger Verschwiegenheit trennte man sich beim grauenden Morgen.

Wenige Stunden später erschienen vor dem Stubentor 100 kaiserliche Söldner, die von den Hauptleuten Ritter Augustin Oberheymer, Georg Hall und einigen böhmischen und polnischen Edlen geführt, durch Holzers Einschreiten Einlaß erhielten. Sie nahmen auf dem Hof Aufstellung, ohne daß das sie umdrängende Volk sich die Ursache ihrer Anwesenheit erklären konnte. Als aber um 10 Uhr vormittags weitere 400 Gewappnete einritten, erkannte man sie an den Feldzeichen als kaiserliche Söldner und nun erfaßte ungeheure Aufregung die ganze Stadt. Holzer mag wohl vor den letzten Konsequenzen bange geworden sein, denn statt sofort entschlossen mit der Truppe auf die Burg loszugehen, verlor er kostbare Zeit damit, die Aufregung der Menge am Hof zu beschwichtigen.

Nun war die Kunde von den Vorgängen auch schon zum Herzog gedrungen. Er schickte drei seiner Räte auf Kundschaft und als diese ihm von dem wahrscheinlichen Verrat Holzers berichteten, ritt er mit stattlichem Gefolge selbst auf den Hof, wo er Holzer zur Rede stellte. „Diese Söldner sind bestimmt zum Nutzen Euer Gnaden und zum Schirm der Stadt," beteuerte Holzer; „sie sind keine Feinde Euer Gnaden." „Wer solche Farben trägt, war stets mein Feind!" gab der Herzog ergrimmt zurück und ritt davon, durch einen seiner Leute den Befehl zurücklassend, die Söldner hätten sofort die Stadt zu verlassen und Holzer zum Herzog zu kommen.

Doch nun zeigte sich, daß der Verräter die Stimmung des Volkes falsch beurteilt hatte und die Geneigtheit zum Abfall vom Herzog noch nicht so weit vorgeschritten war, wie er vermutete. Als die Masse aus den Vorgängen den

wahren Sachverhalt zu ahnen begann, fing man zu murren an, Spottrufe gegen Holzer wurden laut, man schalt ihn „Judas“ und „Verräter“.

Noch einmal glaubte er den Sturm beschwören zu können. Dem Herzog sendete er die Post, dieser möge nur ruhig speisen, sobald die Söldner aus der Stadt seien, werde er kommen und alles aufklären. Indessen waren auch die Hauptleute bedenklich geworden. Holzer führte sie, stets umdrängt vom scheltenden Volk auf den Hohen Markt, wo er sie nochmals Aufstellung nehmen ließ. Wieder verpaßte er die Möglichkeit eines ungefährdeten Rückzuges.

Der Herzog hatte, jetzt vom Verrat des Mannes, dem er so fest vertraute, überzeugt, energische Maßregeln ergriffen. Er ließ bei den Schotten sein Banner aufstellen, die Sturmglocke von St. Michael läuten und in den Straßen ausrufen, es solle jeder Ehrliche ihm beistehen, Leib und Gut, Treue und Ehre zu verteidigen. Zugleich ordneten berittene Boten die Schließung der Stadttore an.

Nun traten die kaiserlichen Söldner den Rückzug an, aber schon war es zu spät. Holzer entkam noch durch das Stubentor, die Reiter aber wurden in den engen Gassen von der drängenden Menge aufgehalten und sie fanden die Stadttore schon geschlossen. Nun drang das wütende Volk auf die Reiter ein und zersprengte sie. Viele flohen gegen die Burg zu, wo sie die Pferde im Stich ließen und in den Burggraben sprangen, fünfundzwanzig wurden in den Straßen getötet und der Rest im Verlauf der nächsten Stunden gefangen genommen. Die Knechte sperrte man in den Kärntnerturm, die Adeligen kamen in der Burg in strengen Gewahrsam. Nun kehrte sich die volle Wut des Volkes gegen seine bisherigen Führer. Man stürmte und plünderte Holzers Haus, bei welcher Gelegenheit auch die am Tag vorher Eingeschlossenen ihre Freiheit erhielten.

Holzer hatte keine weitere Kunde von den Vorgängen in der Stadt und mochte noch immer auf eine günstige Wendung hoffen. Unmittelbar nach seiner Flucht war er mit einem Diener und einem treuen Anhänger auf den Kahlenberg geeilt, wo man ihnen jedoch die Aufnahme versagte, weil sie aussahen, „als ob etwas nicht recht zuging“. Nun floh Holzer weiter auf seine Besitzung Weiteneck an der Donau, die er einer Schenkung des Herzogs Albrecht verdankte. Doch trieb ihn die Neugierde wieder zurück und am 11. April fuhr er als Bauer verkleidet mit einem Schiff stromabwärts. Als er sich aber von Nußdorf aus auf Nebenwegen durch die Weingärten nach Wien schleichen wollte, wurde er nebst seinen Begleitern von Bauern angehalten, die in ihnen wegen ihres scheuen Benehmens Übeltäter vermuteten. Nach Nußdorf zurückgebracht, wurde Holzer erkannt und noch am gleichen Tag unter starker Bedeckung nach Wien eingeliefert. Tief erbittert über den an ihm geübten Verrat, ließ der Herzog seinem unbändigen Temperament und seiner Rachsucht vollen Lauf. Schon hatte man eine Anzahl von Wiener Bürgern, die entweder in Holzers Verrat verwickelt oder als eifrige Anhänger des Kaisers verdächtig waren, zur Haft gebracht. Holzer selbst, die früheren Bürgermeister Oswald Reichholf und Sebastian Ziegelhauser, die Bürger Hans Burghauser und Hans Ödnacker, der letztere ein Badersohn und erst durch Holzer emporgekommen, wurden zuerst in der Burg verwahrt, wo sie der Herzog selbst verhörte, am 14. April aber in das Schergenhaus gebracht. Andere kompromittierte Anhänger des Kaisers, wie der frühere Bürgermeister Prenner und mehrere Bürger, saßen im Hubhaus am Petersplatz, dem späteren Gebäude der Polizeidirektion, in Haft.

Herzog Albrecht überließ sich einer ihm sonst bei aller Heftigkeit fremden Grausamkeit und schien eine Genugtuung in den gefällten Bluturteilen zu finden. Am 15. April 1463 brachte man Holzer, den Ritter Augustin, Reichholf, Ziegelhauser und die zwei Bürger Hollabrunner und Burghauser auf

den Hohen Markt, wo man ihnen auf einer vor der Schranne errichteten Schandbühne den schrecklichen Urteilsspruch verkündete, der für den Ritter Augustin auf Enthauptung lautete und sofort vollzogen wurde. Die übrigen sollten auf dem Hohen Markt lebendig gevierteilt werden. Auf dringendes Fürbitten der Gemeinde und der Universität milderte der Herzog für alle mit Ausnahme Holzers, die schreckliche Strafe dahin, daß er die Enthauptung zugab, für Holzer aber, der zuletzt an die Reihe kam, mußte die Vierteilung aufrecht erhalten bleiben. Er beteuerte salbungsvoll seinen guten Willen und schloß mit den Worten: „Weiß Gott! einen solchen Tod hab' ich nicht verdient, doch es sei. Vor acht Tagen starb Gott der Herr unschuldig am Kreuze, also will ich heute gern durch seinen Willen sterben." Man erzählte, daß sich Holzer, als der Henker seinen Leib öffnete und das Herz herausriß, sich nochmals aufrichtete, um es zu betrachten, doch dürfte das nur eine Ausgeburt der von all diesen Greueln überreizten Phantasie des Volkes sein. Die Körperstücke wurden bei den Stadttoren aufgepfählt, den Kopf aber steckte man an eiserner Stange am Turm des Niklas-Bollwerkes auf, wo Holzer die Reiter einließ.

Mit raffinierter Grausamkeit verfuhr Herzog Albrecht VI. gegen die noch verhafteten Bürger. Auch sie wurden in das Schergenhaus gebracht und ihnen das Todesurteil verkündigt. In ihrer Gegenwart richtete der Henker die schauerlichen Todeswerkzeuge her, vielleicht weil man hoffte, daß die Todesfurcht einem Schwachmütigen Geständnisse entlocken werde. Erst nach einem Monat erfolgte die Begnadigung dieser Armen, die wahrscheinlich kein anderes Verschulden traf, als ihre dem Kaiser anhängliche Gesinnung. Doch mußten sie 24.000 Gulden erlegen, wodurch die meisten an den Bettelstab gebracht wurden und sich schriftlich des Verschuldens gegen den Herzog bekennen, worauf sie samt ihren Angehörigen aus Wien verwiesen wurden.

Mit erneuertem Grimm tobte nun der eigentümliche Krieg zwischen den beiden habsburgischen Brüdern fort. An allen günstigen Punkten der Umgegend, auf dem Kahlenberg, bei Fischamend, Leopoldsdorf, Rauheneck u. s. w. legten die kaiserlichen Söldner Befestigungen an, von welchen aus sie nicht nur allen Verkehr von und zur Stadt hemmten, sondern auch unaufhörliche Raubzüge unternahmen. Vergebens waren die Vermittlungsversuche der Kaiserin und ihrer Schwester, der Markgräfin von Baden; die Erbitterung zwischen den Brüdern war auf einen zu hohen Grad gestiegen, um einer gütlichen Beilegung zugänglich zu sein. Kaum konnte im Spätherbst 1463 ein Waffenstillstand vereinbart werden, der aber den Bedrückungen durch die Söldnerscharen doch kein Ende machte. Hatte doch Herzog Albrecht, als sich das Gerücht von seiner Aussöhnung mit dem Kaiser verbreitete, ausdrücklich nach Wien geschrieben, man solle dem keinen Glauben schenken, es werde nie und nimmer dazu kommen.

Um solche Gegensätze aus der Welt zu schaffen, bedurfte es des Eingreifens einer höheren Macht. Vor kurzem erst nach Wien zurückgekehrt, erkrankte Herzog Albrecht VI., der erst im 45. Jahre stand, in der Nacht des 29. November plötzlich. Es befiel ihn eine große Unruhe, die ihn von einem Lager auf das andere trieb, so daß seine Umgebung, der Ritter von Neudegg und sein treuer Diener Hans Hierzmann sich nicht zu raten wußten. Da entstand plötzlich unter dem rechten Arm des Herzogs eine schwarze Beule, die so groß und hart wie eine Nuß war. Trotzdem verbot er nach einem Arzt zu senden, weil er Unruhen in der Stadt beim Bekanntwerden seiner ernsten Erkrankung fürchtete. Erst am Morgen ließ er den Arzt Meister Michael Schrick holen, der als eifriger Anhänger des Kaisers galt und gegen den Rat seiner Umgebung, den Magister Kirchheim zu berufen, der dem Herzog mit unerschütterlicher Treue anhing. Schrick, der ein Schwager Holzers war, fand keine Gefahr

im Zustand des Herzogs und verschrieb Waschungen mit Kräuterabsuden und Bestreichen der Wunde mit Theriak. Diese Mittel wurden auf Betreiben des Kämmerers Georg von Stain, der gleichfalls verwandt mit Holzer war, trotz Einspruch des Hierzmann, von einem Apotheker bezogen, der auch zu den Anhängern der kaiserlichen Partei zählte. Endlich verschrieb Schrick auch eine purgierende Medizin; doch verschlimmerte sich der Zustand des Kranken zusehends, so daß er in der Nacht des 3. Dezember nach einem Priester verlangte. Hierzmann drang ernstlich in den Arzt, ihm zu sagen, ob Gefahr sei und wußte sich dessen bestürztes Schweigen richtig zu deuten. Sofort ließ er die Räte und Ständemitglieder berufen. Bevor jedoch jemand kam, schwand das klare Bewußtsein des Herzogs, der nichts mehr sprechen konnte, als sehr oft in klagendem Ton den Namen „Herr Jörg!" was sich allein auf den Kämmerer Georg von Stain beziehen konnte, der am Totenbette weilte und die geweihte Kerze vor das Antlitz des Sterbenden hielt. Als das Ende nahte, tat der Kämmerer wie verzweifelt, warf sich auf die Erde, weinte und raufte sich die Haare. Doch kurz nach dem Tode des Herzogs wurde der Verdacht einer Vergiftung so bestimmt gegen den Kämmerer ausgesprochen, daß die Räte und Ständemitglieder eine Untersuchung anordneten. Vor den Sachverständigen der Universität legte Meister Schrick den Verlauf der Krankheit dar und sprach selbst die Überzeugung aus, daß eine Vergiftung vorliege. Doch widerriet er eindringlich, den Leichnam öffnen zu lassen, weil daraus große Gefahr für die ganze Stadt entstehen könne. Die weisen Herren der Fakultät stimmten dem zu und die ganze Untersuchung verlief im Sand. Zu häufig tauchen in jenen rechtlosen Zeiten nach dem Tode eines Mächtigen die Gerüchte eines gewaltsamen Endes auf, als daß man ihnen ohne weiterer Prüfung Gewicht beilegen könnte. Doch der Tod des Herzogs Albrecht erfolgte unter so eigentümlichen Umständen, seine ganze Umgebung war, mit Ausnahme des treuen Hierzmann, so zweideutig und der Verlauf des ganzen Übels mit der raschen Beulenbildung erinnert so sehr an das Ende des jungen Königs Ladislaus, daß in der Tat Anlaß zu schweren Bedenken gegeben ist.

Treuherzig meint eine Chronik, nachdem sie die Gerüchte von einer Vergiftung erwähnt hat: „Aber ich fürcht leider, daß got der allmächtig über den großmütigen Fürsten einen solchen schnellen tod verhängt habe darum, weil er an den bürgern das unschuldig blut mehr durch des zeitlichen gut, denn von verschuldung wegen ließ vergießen, das täglich von dem erdreich zu gott um rache über ihn geschrien hat, denn er hat viel durstiger schwaben an seinem hof, die all genugsamlich von ihm wollten gesättigt sein und hielt ein köstlichen hof ohne vermögen". Herzog Albrecht VI. hat wiederholt sehr harte Beurteilung erfahren und in mancher seiner persönlichen Eigenschaften verdient er sie unleugbar. Vor seinem Neffen Max I. durfte sein Name nie erwähnt werden und ein moderner Historiker nennt ihn „einen fremden Tropfen im habsburgischen Blut". Mit seiner Gewalttätigkeit und Skrupellosigkeit hat er namenloses Elend über Stadt und Land gebracht; ganz das gleiche geschah aber auch durch seinen kaiserlichen Bruder, dessen tatenscheues Wesen und ewig ränkelnde Politik nicht minder verderblich wirkte, als Albrechts rücksichtsloses Handeln. Am 6. Dezember 1463 wurde er unter großem Gepränge bei St. Stephan bestattet; ein Teil der Wappenschilder im städtischen Museum stammt noch von dieser Leichenfeierlichkeit.

Sofort nach dem Tode des Herzogs rief Bürgermeister Ebner alle einflußreichen Persönlichkeiten im Rathause zusammen. Er mahnte mit eindringlichen Worten, alle Parteiungen zu vergessen und gemeinsam für das Wohl der Stadt zu wirken. Vor allem solle man alle Schmähungen unterlassen und

darum auch die Anhänger des Kaisers nicht mehr mit dem Schmähwort „Häckler" belegen, das als Unruhestifter oder Heuchler gedeutet werden kann.

Nun trat Kaiser Friedrich III. zum drittenmal die Regierung des Landes und zwar kraft eines nicht zu bestreitenden Rechtes an. Der Wiener Stadtrat erwiderte aber auf eine ziemlich gnädig lautende Botschaft des Kaisers vorsichtig, man wolle nichts unternehmen, was zu des Kaisers oder des Landes Schaden sei, es wurde aber doch auf den demnächst in Hadersdorf zusammentretenden Landtag verwiesen, den noch Herzog Albrecht ausgeschrieben hatte. Vielleicht aus diesem Grunde kam niemand von der Partei des Kaisers und auch keiner seiner Räte.

Erst im Januar 1464 fanden sich Abgesandte der Stände in Wiener-Neustadt ein, welche erklärten, „einhelliglich den genannten römischen Kaiser zu

Burg Aggstein. (S. 490.)

ihrem rechten natürlichen erbherren und landesfürsten und erboten sich unfürbasser als seine getreuen untertanen gehorsam und gewertig zu sein."

Doch blieb die Stimmung in der Stadt eine gedrückte und auch das Mißtrauen wollte nicht schwinden. Man war sich schweren Verschuldens bewußt, hatte aber auch selbst soviel Schlimmes erfahren, daß man an gegenseitiges Vertrauen kaum glauben konnte. Man empfing auch die anfangs Februar 1464 in Begleitung eines päpstlichen Legaten in Wien eintreffenden kaiserlichen Räte ziemlich kühl, folgte aber doch am 6. Februar dem Ruf zu einer Versammlung im Propsteihofe von St. Stephan. Hier verkündete Georg von Wolkersdorf, daß der Kaiser, wenn ihm der Huldigungseid geleistet werde, alle ihm und den Seinigen widerfahrenen Unbilden vergessen und neuerdings alle Rechte und Privilegien der Stadt bestätigen wolle. Der Sprecher der Bürger, Jakob Starch, bestand auf einer genauen Feststellung dieser Zusagen und erst als sie befriedigend

Digitized by Google

lauteten, verstand man sich zur Ablegung des Treueides. Am nächsten Tage fand eine feierliche Prozession nach St. Stephan statt, worauf durch den päpstlichen Legaten der Bann von der Stadt gelöst und ein allgemeiner Ablaß für alle Verschuldungen der letzten Jahre verkündigt wurde. Nach langen Jahren loderten wieder am Abend Freudenfeuer in den Straßen, weil „nun Gottlob reich und arm in seiner Trübsal getröstet worden". Doch hinterließ die furchtbare Zeit Nachwehen, die sich noch lange fühlbar machten. Eine der empfindlichsten war das Räuberunwesen, das namentlich in der Umgegend von Wien durch die entlassenen Söldner, obwohl man diese bezahlt, eine wahre Landplage wurde. Die ganze Strecke von Wien bis Neustadt befand sich in der tatsächlichen Gewalt solcher Banden, die Klöster Klein-Mariazell und Heiligenkreuz wurden geplündert, die landesherrlichen Festen von Mödling und Perchtoldsdorf bildeten Hauptsitze solcher Räuberhorden, als deren Führer sich die ehemaligen Söldnerhauptleute Nabuchodonosor Ankelreuter, der Czeche Swehla und Franz Haag gefürchtet machten.

Besonders berüchtigt war das reizende Helenental hinter Baden schon seit Jahren wegen der herrschenden Unsicherheit. Bereits 1461 hatte eine solche Bande, die den Namen der „Ungarischen Brüder" führte, Rauheneck überfallen und geplündert. Es sollen dies Überbleibsel jener berüchtigten „Schwarzen Garde" gewesen sein, die Mathias Corvinus gegen die Türken warb, wegen ihrer Zuchtlosigkeit aber auflöste und aus dem Lande jagte. Sie kratzten sogar das Gold von den Wänden der Kapellen, vernichteten alle Kunstwerke und trieben heillosen Frevel mit den Meßgewändern und heiligen Gefäßen. Als sie endlich wieder abzogen, wurden sie von einer anderen im sogenannten „Schelmenloch" bei Soos hausenden Bande angefallen und ihnen die Beute abgejagt. Diese Leute sollen sich dann in jener Steilschlucht zwischen dem Kalvarien- und Mitterberg verborgen und von dort aus durch Jahre Baden und die ganze Umgebung bedrängt haben. Man leitet den seltsamen noch heute üblichen Namen der „Putschanderlschlucht" von diesen ungarischen und slavischen Räubern her.

Aber es fehlte leider auch an deutschen adeligen Herren nicht, die das gleiche ehrlose Handwerk trieben. Einer der gefürchtetsten war Wilhelm von Puchheim, der damals Rauhenstein besaß und von dort aus die ganze Gegend plünderte. Erst als er sich am kaiserlichen Gut vergriff, ging man mit Ernst gegen ihn vor. Für den Zustand der Rechtslosigkeit, der damals herrschte, sind die folgenden Mitteilungen einer Chronik zu charakteristisch, um sie nicht mitzuteilen. Kaiserin Eleonore hatte im Jahre 1466 einer Prinzessin das Leben geschenkt und dann zur Erholung den Aufenthalt in Baden genommen. Unsere Quelle erzählt nun: „Als die roemisch Kaiserin aus den Kindlpetten was kamen, fuegt sich in gnad gen Paden vnd als Sy nu genug hat gepadt zog sy in das kloster zum heyligen kreutz vnd von dem dan wieder in die Newestatt; vnd an dem zug fuer das Geslos Rauchenstain ward in etwas guet durch her wilhelms von Puechhaim diener die dasselb gesloss einhielten, aus Irem kamerwagen genomen, daz in aber durch die diener der Kaiserin wieder abdrungen ward. Als das gelangt an die Kaiserin, die besannt pald ettlich des Kaisers hauptleut diener vnd hofgesind, vnd schuff mit In das gesloss Rauhenstain zu pelegen, das sy von Stundt taten vnd schickten auch die von Wienn zu hilff fuer das benandt gsloss ir laewtt, desgleichen wuerden anher vordert die laewtt an ettlichen enden vnder dem gezirp, vnd man macht dafuer possen vnd pracht dar in grossen Zeug von puechssen damit man das egenant gesloss eins tails zu schos; die in den haws waren, waerten sich gar vast (sehr). Doch zun lesssten war es gewunnen mit dem Stuerm vnd der pfleger mitsambt andern seinen knechten wurden gefuert in die Newestatt, daselbs sy in vencknuss wuerden gehalten, vntz (bis) die sach zwischen dem kaiser vnd dem von Puechaim gericht ward."

Denn dieser wackere Herr Wilhelm von Puchhaim hatte sich zu salvieren gewußt und trieb nun gemeinsam mit einem anderen Gesinnungsgenossen Georg Stain flott das Räuberhandwerk weiter, verlachte alle Ladung vor des Kaisers Gericht und trotzte auch der Acht. Man verhandelte mit ihm, wendete aber nie volle Macht gegen ihn an.

Einer der gefürchtetsten Raubritter war Georg Scheck vom Walde, aus einem begüterten adeligen Geschlecht und in seiner Jugend ein Günstling Herzog Albrecht V., der ihn zum Kämmerer machte und für seine treuen Dienste mit der an der Donau gelegenen Feste Aggstein belohnte, dem einstigen Besitz der Kuenringe. Er ließ „das öde Haus, das einst von Untat wegen zerbrochen worden", wieder ausbauen. Durch Albrechts Gunst erhielt er den einträglichen Posten eines Pflegers von Steyer und das Testament seines Gönners nannte ihn auch unter jenen Beiräten, die der Kaiserin Witwe in der Finanzgebarung beistehen sollten. Immer eine harte, rasch zugreifende Natur, kam er mit der Vormundschaftsregierung Friedrich III. in Zerwürfnisse und benützte die rechtlose Zeit, um von seiner schier unzugänglichen Feste Aggstein aus (Bild S. 488) das ganz Donautal durch Raubanfälle und Brandschatzungen zu belästigen. In seine Geschichte sind übrigens offenbar viele sagenhafte Züge verwoben worden. Wer in seine Gewalt fiel und nicht ein hohes Lösegeld sichern konnte, wurde auf einer kleinen Platte auf dem steil zur Donau abfallenden Fels ausgesetzt, wo den Ärmsten nur die Wahl zwischen langsamem Hungertode oder dem Sturz in die brausenden Wellen der Donau blieb. Mit grausamem Hohn soll der Scheck vom Walde, der um seines Treibens willen im Volksmund nur der „Schreckenwalder" hieß, diese Platte als sein „Rosengärtlein" bezeichnet haben. In Anlehnung an andere bekannte Stromsagen, soll dann die schöne Kan, an Härte und Grausamkeit dem Gatten gleich, auf dem Rosengärtlein in mondhellen Nächten zu sehen gewesen sein, um durch ihre Schönheit und ihren süßen Sang die Schiffer so zu betören, daß sie auf die Lenkung des Fahrzeuges vergaßen und am Felsen scheiterten, dem mit dem Tode Ringenden gellte aber das wilde Hohngelächter der schönen Kan in den Ohren.

Offenbar sagenhaft ist auch der Zug, daß ein gefangener Ritter, der auf dem Rosengärtlein ausgesetzt war, allen Lockungen Kans, die ihm Rettung verhieß, widerstanden, sich aber durch einen kühnen Sprung in den Strom in Sicherheit gebracht und dann seine Kenntnis von den Verhältnissen der Burg zur Eroberung derselben benützt habe. Nachgewiesen ist nur, daß sich die Klagen über das Treiben des Schreckenwalder, der sogar die Donau mit Ketten sperrte, so mehrten, daß 1463 kaiserliche Truppen unter dem Feldhauptmann Ulrich von Grafeneck vor Aggstein erschienen und nach langer Belagerung das gefürchtete Raubnest niederbrachen. Der Schreckenwalder soll sich zwar gerettet haben, aber in Dürftigkeit verschollen sein.

Um 1465 rief Friedrich III. die schon lange in Vergessenheit geratene St. Georgs-Ritterschaft wieder in das Leben, für welche Otto der Fröhliche vor fast anderthalb Jahrhunderten die Georgskapelle bei St. Augustin erbauen ließ. Er verwandelte diese schon erloschene Stiftung in eine Art von Ritterorden, welchem er bei St. Nikola in der Singerstraße ein Haus einräumte, an dessen Spitze er als „Meister" den Ritter Johann Siebenhierter berief. Aber auch in dieser Form wollte die St. Jörgensbruderschaft, die als Hauptzweck fortdauernde Bekämpfung der Türken hatte, nicht recht gedeihen. Kaiser Max nahm aus Pietät für den Vater nach dessen Tode die Idee wieder auf, aber auch der von ihm in eine militärische Form gebrachte St. Jörgensorden kam nur zu kurzer Blüte.

Der im Jahre 1467 ausbrechende Krieg mit Böhmen legte dem Lande schwere Opfer auf, ohne daß irgend ein Resultat zu erwarten war. Im Gegen-

teil wurde dadurch das gute Einvernehmen mit Ungarn gründlich zerstört, sobald klar wurde, daß sowohl Friedrich III. wie Mathias Corvinus nicht aus Abscheu vor der utraquistischen Ketzerei, sondern weil sie selbst nach Böhmen und Mähren lüstern waren, die Waffen ergriffen hatten. Aus der kurzen Zeit dieser Waffenbrüderschaft zwischen Friedrich III. und Mathias Corvinus soll der im Besitze der Stadtgemeinde Wiener-Neustadt befindliche prächtige Pokal, der sogenannte „Corvinusbecher" stammen, welchen angeblich König Mathias der Stadt als Anerkennung ihrer dem Kaiser bewiesenen Treue spendete. Urkundliche Beweise für diese Annahme fehlen jedoch; sie stützt sich nur darauf, daß die Wappen Österreichs und Ungarns auf einem Schild am Becher vereinigt sind. Dies würde jedoch eher jene Vermutung bestätigen, welche den Becher als eine Widmung des Königs Mathias an den Kaiser bei dem in das Jahr 1463 fallenden Friedensschluß erklären.

Der aus Silber getriebene, innen und außen vergoldete Pokal ist ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst. Er enthält auch die Monogramme der beiden Monarchen und die bekannte Devise A. E. J. O. U., auf deren Deutung Kaiser Friedrich III. selbst so viele kostbare Zeit verwendete. (Bild S. 496.)

Um sich den Beistand des nach Pius II. auf den päpstlichen Thron gelangten Paul III. in seinem Streben nach dem Besitz von Böhmen zu sichern, begab sich Friedrich III. gegen Ende des Jahres 1467 auf eine Wallfahrt nach Rom. Gegen andere Wünsche des Kaisers, die auf eine Heiligsprechung des Markgrafen Leopold und auf die Errichtung eines Bistums in Wien abzielten, bewies sich der Papst entgegenkommend, in der dem Kaiser am meisten am Herzen liegenden böhmischen Angelegenheit zeigte er sich aber aus Rücksicht für den mächtigen Mathias sehr vorsichtig.

Mit der päpstlichen Bulle vom 18. Januar 1469 erfolgte die Erhebung der Propstei von St. Stephan zu einem Bischofssitz mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß in dem neuen Sprengel die bisherige Passauische Gerichtsbarkeit aufgehoben werde. Dagegen erhob Bischof Ulrich von Passau sofort Protest und machte so große Schwierigkeiten, daß der schon für Wien ernannte Bischof Leopold Graf Spaur tatsächlich sein Amt nicht antreten konnte. Erst als Ulrich von Passau starb, veröffentlichte ein besonderer päpstlicher Legat 1480 in Wien die päpstlichen Bullen und nun konnte, da auch Graf Spaur tot war, der zwei Jahre später nach Gran berufene Bischof Johann sein Amt antreten. Das Passauische Konsistorium, das durch Jahrhunderte eine so große Macht in Wien besaß, zog sich zuerst nach Heiligenstadt zurück, ganz erlosch seine Wirksamkeit aber erst nach drei Jahrhunderten unter Kaiser Josef II.

Bei seiner Rückkehr von Rom sah sich Kaiser Friedrich III. in einen schlimmen Handel verwickelt, den ihm seine entschiedene Abneigung gegen die Bezahlung übernommener Geldverpflichtungen zuzog. So tat er es auch, als Ritter Baumkirchner seine Forderungen geltend machte, die teils auf Vorschüssen, teils auf den ihm zugesagten Belohnungen beruhten. Man verweigerte ihm unter Vorwänden deren Begleichung und nun verband sich Baumkirchner mit anderen mißvergnügten Standesherren der Steiermark, schickte dem Kaiser einen förmlichen Absagebrief, warb böhmische Söldner und knüpfte auch mit Mathias Corvinus Verbindungen an. Leider wurde auch Wien wieder in Mitleidenschaft gezogen, denn im Sommer 1469 verlangte der Kaiser zur Bekämpfung der steierischen Rebellen von der Stadt 2000 gerüstete Leute; doch erlitt sein Heer schon am 2. Juli, bevor der Zuzug der Wiener noch zur Stelle war, bei Fürstenfeld eine so entscheidende Niederlage, daß unter Vermittlung Ungarns und des päpstlichen Legaten Verhandlungen angeknüpft wurden, welche 1473 zur ausdrücklichen Anerkennung der Forderungen Baumkirchners und

zu einer vollen Amnestie für den begangenen Landfriedensbruch führte. Daß man nach einem Jahre dann unter sehr zweideutigen Umständen diesen Mann, der sich wiederholt um den Kaiser und sein Haus unvergängliche Verdienste erworben hatte, auf Grund der gleichen Anklage festnahm und sofort in Graz hinrichten ließ, ist einer der dunkelsten Punkte in der an tiefen Schatten so reichen Geschichte jener Zeit.

War auch das Verhältniß zu Mathias Corvinus mit Rücksicht auf Böhmen schon ein sehr zweifelhaftes, so hielt man doch noch am äußeren Schein friedlichen Einvernehmens fest. Im Jahre 1470 weilte der Ungarkönig wieder in Wien, wobei er in Gesellschaft des Kaisers einem Tanz bei Niklas Teschler, dem früheren Bürgermeister und einem der reichsten Männer Wiens, beiwohnte, dessen Lebensführung fast an jene der mächtigen Ausburger Patrizier erinnerte. Zu diesem besonders glanzvollen Feste steuerte auch der Stadtrat bei. Er ließ den Saal im Regensburgerhof, der ein Eigentum Teschlers war, mit „Riesengestalten," wahrscheinlich aus der deutschen Sage ausmalen, mit Wachskerzen beleuchten und alle Gemächer heizen.

Der am 22. März 1473 erfolgende Tod des Königs Georg von Podiebrad machte aber dem brüchigen Einvernehmen mit Ungarn ein völliges Ende. Der Verstorbene hatte, um seinem Lande den Frieden zu sichern, auf die Thronnachfolge seiner tüchtigen Söhne verzichtet und den Ständen den König Wladislaw von Polen empfohlen, dessen Wahl auch erfolgte. Sofort begann Mathias Corvinus, ein Schwiegersohn Georgs, den Krieg, der indessen 1475 auf Geheiß des Papstes im Angesichte der drohenden Türkengefahr durch einen dreijährigen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Kaiser Friedrich III., die Aussichtslosigkeit seiner eigenen Ansprüche wohl erkennend, begünstigte aus Eifersucht auf Mathias den König von Polen, wodurch er nicht allein Ungarn erbitterte, sondern auch neuen Anlaß zu Klagen im Deutschen Reich bot. Dort war man überhaupt sehr unzufrieden wegen der völligen Vernachlässigung, die er gegen das Reichsregiment bewies. Es kam sogar soweit, daß die Erhebung des kriegerischen und ehrgeizigen Karl des Kühnen, Herzogs von Burgund, auf den deutschen Königsthron in Aussicht genommen wurde. Mit unleugbarem Geschick wußte der Kaiser die Lage wieder zu wenden. Das Grollen im Reiche beschwichtigte er durch das Versprechen einer durchgreifenden Besserung der Reichsverfassung. Karl den Kühnen gewann er aber durch den Plan, Burgund zum Königreich zu erheben und ihm selbst die Nachfolge im Reich zu sichern. Doch sollte, da Karl keinen männlichen Erben hatte, dessen Tochter Maria, die reichste Erbin Europas, mit Max, dem Sohn Friedrich III., vermählt und dieser wieder Nachfolger des Burgunders auf dem deutschen Thron werden. Diese Vorschläge fanden Zustimmung und im November 1476 erfolgte die Kundmachung des Verlöbnisses. Wahrscheinlich aus diesem Anlaß fand wieder ein glänzendes Fest im Hause Teschlers statt, bei dem auch der siebzehnjährige Erzherzog Max erschien. Es wird besonders die reichliche Bewirtung gepriesen, wobei neben Häringen und venetianischem Konfekt auch der edle Österreicherwein und Malvasier erwähnt werden.

Im nächsten Jahre verlor Karl der Kühne im Kampf mit den Schweizern bei Nancy sein Leben, die Vermählung fand aber trotzdem am 20. August 1477 statt, durch welche das Haus Habsburg auf eine gewaltige Machthöhe gestellt wurde. Indessen hatte es den Anschein, als ob über diesen Plänen einer Ausbreitung in die Ferne das Naheliegende verloren ginge. Die schon lange zwischen Österreich und Ungarn bestehende Spannung kam im Sommer 1477 zum vollen Ausbruch, als Friedrich III. ein Bündnis mit Wladislaw von Böhmen und Polen schloß, das nur gegen Ungarn gerichtet sein konnte. Als nun der von

Mathias gehaßte Erzbischof von Gran, Johann Bekenfloer, aus Ungarn mit seinen Schätzen floh und in Wien bereitwillige Aufnahme fand, wo man sofort die Summen für die Brautfahrt des Erzherzogs Max von ihm borgte, ließ König Mathias die Maske fallen. Am 12. Juni 1477, kurz nach seiner zweiten Vermählung mit der schönen Beatrix von Neapel, erklärte er dem Kaiser den Krieg, was dieser mit einer an die ungarischen Stände gerichteten Botschaft erwiderte, in welcher er seine alten Ansprüche auf die Stephanskrone neuerdings erhob.

Die Lage des Kaisers war durchaus keine günstige. Eine Reihe mächtiger Landherren, darunter Heinrich von Liechtenstein, die Pollheim, Puchheim, Grafeneck, Ebersdorf und Andere lagen in Fehde mit ihm, wobei die kriegerischen Erfolge durchaus nicht auf seiner Seite waren. Auch der stets zu Friedrichs Gunsten aufgebotene päpstliche Bann versagte diesmal seine Wirkung, ja die Aufständischen ließen kurzweg die Priester, welche gegen sie predigten, hinrichten. Auch die vertragsmäßige Hilfe aus Böhmen versagte. Noch immer besaßen die Utraquisten großen Einfluß, es war begreiflich, daß sie von dem Bündnis mit dem Kaiser nicht erbaut waren, der stets zu ihren heftigsten Gegnern zählte. Auf vieles Drängen zog endlich König Wladislaw mit einigen tausend Mann heran. Im Angesicht von Wien, als seine Truppen von St. Niklas aus die Donau überschreiten sollten, mußte er, des eigenen Heeres nicht sicher, den Rückmarsch antreten. An der großen Donaubrücke visitierte man die in ungewöhnlich großer Menge mitgeführten Wagen und fand sie voll mit Beutestücken, zu welchen besonders die von den Böhmen geplünderten Kirchen das meiste beitragen mußten. Die versprochene Waffenhilfe stellte sich bloß als Vorwand zu einem Raubzug heraus, woran übrigens dem König Wladislaw selbst keine Schuld beizumessen ist.

König Mathias Corvinus war für den seit langem vorgesehenen Kampf trefflich gerüstet. Schon im Juli 1477 stand er auf österreichischem Boden, im August nach Eroberung von Hainburg und Bruck im Angesicht von Wien, das er sofort angreifen ließ, während ein Teil seines Heeres die Orte der Umgebung bis Tulln und St. Pölten unterwarf. Indessen reichte seine Macht doch nicht hin, um den tapferen Widerstand, den ihm Wien leistete, zu brechen oder es vollständig einzuschließen. Nicht einmal in die Vorstädte vermochte er dauernd einzudringen, und da Zufuhren möglich blieben, stiegen zwar während des viermonatlichen Kampfes die Preise in Wien beträchtlich, es trat aber kein Mangel ein, der die Übergabe erzwungen hätte.

Diesmal hatte sich der Kaiser in Neustadt nicht sicher gefühlt. Zuerst in Krems, dann immer weiter vor den Ungarn weichend, in Linz und Gmunden, schlug er sein Hoflager auf. Von dort beantwortete er die Klagen der Wiener, die ihn beschworen, Hilfe zu schaffen oder einen billigen Frieden einzugehen, da sie nicht mehr lange im stande seien, den wütenden Angriffen der Ungarn zu widerstehen, mit wortreichen Anerkennungen ihrer Treue und Tapferkeit, zum Frieden war er aber nicht geneigt. Erst als Papst Paul III. auf ihn und durch die Königin Beatrix auch auf den Ungarkönig einwirkte, kam im Dezember 1477 zu Gmunden ein Vertrag zu stande, in dem sich Friedrich III. zu einer Kriegsentschädigung und zur Anerkennung der Ansprüche des Königs auf Böhmen bereit erklärte. Aber keiner der beiden Teile nahm diesen Frieden ernst und da man dies gegenseitig wußte, bedeutete er nur eine Pause im Kampf.

Mathias Corvinus ergriff auch, als er sich der Türken durch einige Siege entledigt hatte, im Jahre 1482 sofort wieder die Waffen. Kaiser Friedrich III. konnte dies voraussehen, aber da er nie von seinen vollen Kassen zu rechter Zeit Gebrauch machen wollte, stand man dem Einfall der Ungarn wieder

ungerüstet gegenüber. Eine von Mähren aus kommende Avantgarde konnte einen Teil Niederösterreichs und Oberösterreichs bis an die bayerische Grenze plündernd und verheerend durchziehen, ohne Widerstand zu finden. Um so weniger war dies der Fall, als von Süden aus das Hauptheer einrückte. Trotz der tapferen Verteidigung von Hainburg, das erst am 30. September kapitulierte, und einiger kleinerer Erfolge der kaiserlichen Waffen konnte Mathias Corvinus doch im Herbst mit einem namhaft verstärkten Heer vor Wien erscheinen, das er durch einen Gewaltstreich zu nehmen hoffte, um sich wieder gegen die Türken wenden zu können, die den Waffenstillstand brachen, um in Ungarn einzufallen. Doch Wien widerstand, obwohl es gleichzeitig auch einen grimmigen Feind im Inneren der Stadt, eine pestartige Seuche, zu bekämpfen hatte und mit Beginn des Winters zogen die Ungarn in ihr Land zurück.

Kaiser Friedrich III. hatte den letzten bösen Herbst in Wien verlebt und die Einschließung durchgemacht. Nun zog er sich, nachdem er möglichst gut für die Verteidigungsfähigkeit der Stadt vorgesorgt hatte, nach Graz zurück. Wien war befestigt, wie noch nie vorher. Der Wall war verdoppelt, die Mauer überall verstärkt worden. Zu den schon bestehenden wurden an gefährdeten Stellen noch mehrere feste Türme ausgeführt und der 30 Fuß breite Graben konnte mit Wasser aus der Donau und dem Alserbach gefüllt werden. Auch die Vorstädte hatte man nach Möglichkeit geschützt und der nach den alten und jungen Vierteln in acht Abteilungen gegliederten waffenfähigen Bevölkerung Wiens standen kaiserliche Söldner unter erfahrenen Feldhauptleuten zur Seite.

Mit aller Wucht richtete sich sofort mit Beginn des Jahres 1483 der Angriff des Königs von Ungarn gegen Wien. Klosterneuburg war rasch genommen, nur das stark befestigte und gut verteidigte Korneuburg widerstand tapfer. Friedrich III. drang darauf, daß man von Wien aus diesem Ort zu Hilfe komme. Doch der Rat, um die Sicherheit der eigenen Stadt besorgt und eifrig mit der Verproviantierung beschäftigt, ging darauf nicht ein und forderte dagegen vom Kaiser die Bezahlung der Söldner. Darüber entspann sich ein langwieriger Schriftenwechsel, der endlich einen gereizten Ton annahm, da die vom Kaiser angewiesenen Einkünfte, wie jene des Salzamtes in Gmunden, nur sehr spärliche oder gar keine Ergebnisse lieferten. Mit Bitterkeit kam der Kaiser auf die früheren Zerwürfnisse zurück und als die Bürger vom Feinde die Schonung ihrer Weingärten erkauften, tadelte er es in harten Worten, daß sie dem Gegner Mittel zum Kriege boten. Bitten um Unterstützung ließ Friedrich III. durch ein Vierteljahr unbeantwortet und auf neues Drängen antwortete er im Februar 1484 mit Anklagen gegen das Reich und die Landstände und wollte es als Verdienst angesehen wissen, daß er durch seine Entfernung von Wien den Krieg von dort ablenken und auf seine Person ziehen wollte. Das war aber eine Täuschung, denn die Einschließung der Stadt durch die Ungarn ward immer enger, so daß sich schon der Mangel fühlbar machte. Zu einem gewaltsamen Angriff hatten aber die Gegner im Angesichte der guten Verteidigungsanstalten keine Lust. Wenn Mathias Corvinus wirklich die ihm zugeschriebenen Worte sprach, daß er zu keinem Angriff zu schreiten brauche, weil seine Bundesgenossen, die er in der Stadt habe und die Hunger und Zwietracht hießen, ihm Wien sicher in die Hände liefern würden, so kannte er die Lage ziemlich gut. Die Reste jener Partei, die sich stets gegnerisch zu Friedrich III. gestellt hatte, regten sich wieder, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl hielt man aber am entschiedenen Widerstand fest.

Im April 1484 stieg jedoch, da schon seit Monaten keine Zufuhren in die Stadt kommen konnten, die Not auf eine bedrohliche Höhe. Man verlangte daher vom Kaiser weitere Mittel zum Widerstand oder die Erlaubnis, einen

Digitized by Google

billigen Frieden mit König Mathias schließen zu dürfen. Er antwortete darauf mit Vorwürfen und der Mahnung, daß eine Übergabe der Stadt nur Schaden und Schande bringen werde.

Indessen gingen auf seine Veranlassung doch von Krems und Stein elf mit Lebensmitteln beladene Schiffe nach Wien ab. In der Karwoche 1484 waren sie ober Korneuburg, wo die Ungarn Batterien aufgeworfen hatten, um den Strom bestreichen zu können und auch Versuche machten, ihn mit einer Kette zu sperren. Mutvoll beschloß man einige der Schiffe zu opfern, um den übrigen die Straße frei zu machen. Das Unternehmen gelang. Nur eines der Schiffe ging zugrunde und man zählte auch einige Tote, am 7. Mai kamen aber die übrigen Schiffe mit ihrer kostbaren Ladung glücklich in Wien an, vom hellen Jubel der Bevölkerung empfangen. „Gelobt sei Gott! dessen Barmherzigkeit über uns ist," schreibt der Arzt Dr. Wolfgang Tichtel in das sehr inhaltsreiche Tagebuch, das er über diese Zeit der Bedrängnis führte. Nun war man wieder guten Mutes und erneuerte sogar den Treueid gegen den Kaiser, der sich sehr huldvoll zeigte und baldige Reichshilfe in Aussicht stellte.

Im Herbst 1484 dauerte die Einschließung schon ein Jahr, ohne daß irgend ein Erfolg erzielt worden wäre. Da in der Tat die Kunde von einem Entsatzheer kam, das sich unter dem Erzherzog Max sammle, beschloß Mathias Corvinus nun den Krieg energischer zu führen. Ende September ging ein Teil des ungarischen Heeres auf das linke Stromufer über, verbrannte Klosterneuburg und verwüstete die Gegend bis nach Wien herunter; am 1. Dezember erzwang er durch die furchtbarsten Drohungen die Übergabe von Korneuburg und konnte nun seine ganze Macht gegen Wien wenden.

Der strenge Winter schlug überall Eisbrücken über die Arme der Donau, um den Ungarn das Vordringen zu erleichtern. Sie errichteten sowohl bei der mittleren Donaubrücke starke Befestigungen, um sich nach rückwärts zu sichern, wie gegenüber dem Rotenturmtor zwei Batterien zur Beschießung. In weitem Bogen umspannten die ungarischen Stellungen nun die Stadt, der Donaukanal wurde durch Ketten und versenkte Steine unpassierbar gemacht und man traf so umsichtige Maßregeln, daß wirklich vier beladene Schiffe, die für Wien bestimmt waren, in die Hände der Ungarn fielen.

Nun erst bekamen die Wiener den vollen Schrecken einer Belagerung zu kosten, der durch die steten Versprechungen des Kaisers nur wenig gemildert wurde. Viel Besseres brachte außer 1000 Pfund Pfennigen und einigem Silbergeschirr zur Bezahlung des fälligen Soldes auch der Bürgermeister Stephan Een nicht zurück, der im Frühjahr 1485 dem in Linz weilenden Kaiser die verzweifelte Lage der Stadt vorstellte. Dagegen wirkte es erschreckend auf die Bevölkerung, als im April plötzlich mehrere angesehene Mitglieder der Gemeindeverwaltung, darunter der frühere Bürgermeister Laurenz Haiden und der Stadtrichter und Kämmerer Thomas Tenk verhaftet wurden. Man gab als Vorwand an, sie hätten sich in ihrer amtlichen Stellung grober Unterschleife schuldig gemacht, doch fehlte es nicht an Gerüchten, welche behaupteten, sie seien eines Einverständnisses mit dem König Mathias überwiesen worden und man habe nur einen anderen Grund angegeben, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen. Nach kurzem Prozeß wurde Tenk im Anfang Mai geköpft, Haiden aber gehenkt. Etwas Wahres mag immerhin an den in verschiedenen Formen umlaufenden Gerüchten über Verbindungen, die Mathias Corvinus im belagerten Wien besaß, gewesen sein, wenn auch die angeblichen Besuche, die er in Verkleidungen in Wien machte, vollständig in das Gebiet der Fabel gehören.

Vom Mai 1485 stieg die Not mit jedem Tage, denn die Wachsamkeit der Ungarn verhinderte seit Wochen auch die kleinste Zufuhr. Das Tagebuch

Dr. Tichtels erwähnt den 5. Mai als den ersten Tag, an dem in seinem Hause nur Pferdefleisch auf den Tisch kam; aber auch das war schon ein Leckerbissen. Die ärmeren Klassen machten schon Jagd auf Hunde und Katzen, sogar Ratten und Mäuse wurden gegessen. Brot und Mehl hatten unerschwingliche Preise, man ersetzte sie durch Kleie und gemahlene Baumrinde. Gegen Mitte Mai waren schon an 600 Menschen am Hunger zugrunde gegangen, trotzdem hatten die Ungarn, die aber nur selten angriffsweise vorgingen, sich nicht einmal in den Vorstädten festsetzen können. Aber auch die häufig versuchten Ausfälle der Belagerten hatten keinerlei Erfolg.

Corvinusbecher. (S. 491.)

Da war es nun wohl sehr verzeihlich, daß der Gedanke einer Übergabe immer von neuem auftauchte, denn es war nun klar, daß die Hoffnung auf Entsatz durch ein Reichsheer vollkommen trügerisch war. Nur die kaiserlichen Feldhauptleute Tiburtius von Zinzendorf, Kaspar von Lamberg, Bartholomäus von Starhemberg u. s. w. widersetzten sich, indem sie noch immer auf die Hilfe des Kaisers verwiesen. Gerade diese fortwährenden Vertröstungen, welchen nie auch nur der Schein einer Erfüllung folgte, erbitterten aber am meisten. Endlich gaben auch die kaiserlichen Hauptleute ihr Widerstreben auf und der berufene Vertreter des Kaisers, der Fiskal Dr. Johannes Keller, lehnte es zwar ab, seinerseits Unterhandlungen mit dem König von Ungarn anzuknüpfen, setzte aber doch vielsagend bei: „Ich kann das Verlangen der Bürger nicht mißbilligen, rate aber weder dafür noch dagegen. Ich erwarte so gut, wie der erste und der letzte die gleiche Gefahr für mein eigenes Haupt. Aber es kann keine Sünde sein, wenn man einem allgemeinen Verlangen nachgibt."

Vor allem dürfte die Erwägung maßgebend gewesen sein, daß bei längerer Dauer der mit jedem Tage fühlbarer werdenden Not Unruhen in der Stadt zu befürchten standen. Man entschloß sich, die Unterhandlungen mit dem König den Mitgliedern der Universität zu übertragen, denn es war bekannt, daß Mathias den Gelehrten gewogen sei. Zwei Dekane, der Prälat von St. Dorothea und der Karmeliterprior unterhandelten am 14. und 15. Mai mit dem König über eine Waffenruhe, die er aber nur für eine Woche zugestand, die zum Abschluß der Übergabsbedingungen benützt werden mußte. Während der Stadtrat darüber beriet, scheint man aber gleichzeitig auch schon von Seite der Gemeinde mit Mathias verhandelt zu haben, denn als die Universität nochmals ihre guten Dienste anbot, erhielt sie die spöttische Abfertigung, das sei nicht mehr nötig, der König wolle mit den Bürgern selbst in das Reine kommen, „nicht aber

mit Doktoren disputieren, denn das habe er nicht gelernt und er verstehe sich auch nicht darauf."

Am 22. Mai wurde im Niklaskloster die Beratung mit dem König gepflogen und sofort dem Kaiser über die Lage berichtet, welche eine Übergabe unabweisbar mache, wenn nicht bis zum 1. Juni ein Entsatz komme. Der am nächsten Tag mit diesem Vorbehalt abgeschlossene Vertrag war für die Stadt sehr günstig. Der König von Ungarn sagte die Bestätigung aller Rechte und Privilegien der Bürger, der Hausgenossen und Kaufleute zu, das Privateigentum solle vollkommen geschützt, die Stadt mit Einquartierungen nicht belästigt, den Juden auch weiterhin der Handel in der Stadt verboten und die Einfuhr ungarischen Weines wie bisher untersagt werden. In der nächsten Zeit solle die

Mathias Corvinus. (S. 498.)

Gemeinde mit keinen Kriegsleistungen belegt, das bei der Belagerung erbeutete Material ihr wieder ausgefolgt werden. Den kaiserlichen Beamten und Hauptleuten wurde freier Abzug mit ihrem Gute gewährt, nur das des Kaisers mußte zurückbleiben, in die Forderungen der Stadt und einzelner Bürger an den letzteren werde sich der König von Ungarn nicht einmengen. Er versprach auch, im Falle einer Aussöhnung mit dem Kaiser die Stadt Wien dessen Gnade zu empfehlen. Diese Zusage erhielt aber eine eigentümliche Beleuchtung durch die in einem besonderen Briefe gegebene Beteuerung, daß Wien niemals mehr dem Kaiser oder seinen Erben ausgeliefert werden würde.

Schon drei Tage nach Abschluß dieses Vertrages verließen die kaiserlichen Diener Wien, auch sie glaubten nicht mehr an die Möglichkeit eines Entsatzes. Die Burg übergab man dem Stadtrat, der alle Vorbereitungen zum Empfang des Königs traf.

König Mathias Corvinus in Wien.

Schon am 28. Mai kam der uneheliche Sohn des Königs von Ungarn, Herzog Johann, mit seinem Gefolge nach Wien. Er zeigte sich sehr leutselig, besuchte die Stephanskirche und das zu seiner Wohnung bestimmte Praghaus, nahm ein Bad und kehrte darauf wieder in das Lager zurück.

Am vorherbestimmten Tage, dem 1. Juni und Vorabend des Fronleichnamsfestes, hielt Mathias Corvinus selbst seinen Einzug, der darauf berechnet war, der Bevölkerung zu imponieren. Am frühen Morgen schon rückte eine kleine Armee, 8000 Fußknechte und Reiter, alle neu ausgerüstet, ernst und gemessenen Schrittes in die Stadt ein, um sofort die Wache an den Toren und auf den Wällen zu übernehmen. Gegen 10 Uhr nahte sich der König selbst, der an der steinernen Stubenbrücke vom Bürgermeister und den Ratsherren mit den Schlüsseln der Stadt, von der hohen Geistlichkeit und dem Rektor der Universität mit den anderen Vorständen der hohen Schule erwartet wurde. Ihm voraus zogen 32 Wägen, hochbepackt mit Lebensmitteln, dann kamen 2000 glänzend gewappnete Reiter, 24 Kamele, die den königlichen Schatz trugen und von 200 Fußknechten geleitet waren. 24 Bischöfe in ihren prunkvollen Ornaten und wieder 1000 besonders prächtig gerüstete Reiter ritten dem König voraus, dessen stolze von Siegesfreude strahlende Persönlichkeit durch eine von Edelsteinen und Perlen flimmernde Nationaltracht gehoben wurde. Ihm schloß sich ein glänzendes Gefolge an, in dem ungarische Magnaten, aber auch Adelsherren aus Böhmen und Mähren waren, die zur Partei des Ungarkönigs hielten. Nun schlossen sich wieder 1000 Reiter und 200 Fußknechte an, zuletzt kamen 1000 wohlgenährte, von Reitern behütete ungarische Ochsen, die nach dem Berichte eines Augenzeugen die „liebste Augenweide" der ausgehungerten Wiener waren, über welche sie alle andere Pracht des Einzuges vergaßen. Sie ließen sich auch durch einen furchtbaren Sturmwind, der sich erhob, während der König in die Stephanskirche einzog, und riesige Staubwolken aufwirbelte, nicht abhalten, jubelnd über die Proviantwägen herzufallen, welche der neue Herr ihnen preisgab. Ja sogar ein „Erdbidem", das die Häuser wanken machte, wollte man verspüren, woraus natürlich sofort allerlei gruselige Prophezeiungen entstanden.

Einige Tage später erst hielt die schöne und in den alten Sprachen wohlunterrichtete Königin Beatrix ihren Einzug, der fast ebenso glänzend war, wie jener des Königs selbst. Sie wurde vom Stadtrat und der Geistlichkeit empfangen und in die Stephanskirche geleitet, wo der gelehrte Theologe Niklas von Kreuznach eine lateinische Anrede hielt, die der König in der gleichen Sprache erwiderte.

Am 6. Juni empfing er den Bürgermeister und Stadtrat, der den Treueid leistete, nach einiger Zeit aber unter dem Einfluß des von Mathias Corvinus eingesetzten Stadtanwaltes Virgil Schrattauer aufgelöst wurde. Als eine Neuwahl wieder Stephan Een an die Spitze berief, erfolgte sofort dessen Bestätigung. Noch immer ist die Frage über den Aufenthalt des Königs Mathias Corvinus (Bild S. 497) in Wien eine vielumstrittene. In älteren Werken wird übereinstimmend angegeben, daß ihm der Aufenthalt in der Burg nicht behagt und er sich das in der Kärntnerstraße gelegene Haus des kaiserlichen Geheimschreibers Hans Waldner (Nr. 14, alt 1073), das später den Namen „Hasenhaus" führte, zu seiner Residenz ausersehen und als solche eingerichtet habe. Nun wird aber, abgesehen davon, daß andere Quellen nichts davon wissen, mit Recht darauf hingewiesen, daß kein Privathaus Wiens in der Inneren Stadt damals umfangreich genug gewesen sei, um auch nur den engeren

Einzug des Königs Mathias Corvinus in Wien.

Digitized by Google

Hofstaat eines so prunkliebenden Herrschers, wie es Mathias Corvinus nach allen Berichten war, zu beherbergen. Es ist auch kaum begreiflich, daß der Aufenthalt in der engen, dichtbebauten und verkehrsreichen Kärntnerstraße angenehmer gewesen sein sollte, als jener in der noch immer ziemlich freiliegenden Burg, die zudem den auch nicht zu unterschätzenden Vorteil der Festigkeit und leichteren Verteidigungsfähigkeit bot. Manche Anzeichen deuten darauf, daß Mathias Corvinus von der unbedingten Anhänglichkeit der Wiener nicht ganz überzeugt war, es ist also auch von diesem Gesichtspunkte aus nicht anzunehmen, daß er ein Haus als Aufenthalt wählte, das nach der örtlichen Situation und ganzen Anlage viel weniger Schutz gewährte, als die kaiserliche Burg. Es ist immerhin möglich, daß ein Teil des sehr köpfereichen Hofstaates im sogenannten „Hasenhause" untergebracht war, daß es aber als Residenz diente, ist höchst unwahrscheinlich. Den Namen desselben leitet man davon ab, daß unter Kaiser Max I. darin das „Haspann-Amt", richtiger „Hasenbann-Amt", seinen Sitz hatte, dem die Aufsicht über die Gehege und Reviere für die „Niederjagd" oblag. Daraus entwickelte sich im Volksmund die Bezeichnung „Hasenhaus", welche 1553 zum ersten Male vorkommt. Erst als es wieder im Privatbesitze war, ließ 1600 der Eigentümer, der städtische Unterkämmerer Christof Wolf, anknüpfend an den volkstümlichen Namen, die Außenseite mit komischen Jagdszenen bemalen, die erst beim Umbau des Hauses im Jahre 1748 verschwanden.

Wenn man oberflächliche Darstellungen von den Festen, den Begünstigungen der Gelehrten durch Mathias Corvinus liest, so möchte man annehmen, daß sich Wien rasch in seine Herrschaft gefunden und unter dieser sehr wohl befunden hat. In Wahrheit lagen die Dinge ganz anders. Allerdings hören wir, daß Herzog Johann, der Sohn des Königs, sich auf einem Fest beim reichen Niklas Teschler sehr gut amüsierte und mit den Bürgerfrauen tanzte. Und zwei Jahre darauf erschienen diese, wie es bezeichnend heißt, „auf Befehl Seiner Majestät" auf einem Tanzfest, das ganz bestimmt in der Burg abgehalten wurde und nicht im „Hasenhaus". Daraus dürfen aber keine Schlüsse gezogen werden. Man konnte sich in Wien an das fremdartige Wesen der ungebetenen Gäste, die sich doch ganz als Herren fühlten, nicht gewöhnen. Die besseren Sitten der hohen Herren wurden durch die maßlose echt magyarische Selbstüberhebung verdeckt; die Roheit der Söldner und niederen Leute erschien vollends unerträglich.

Der König selbst war zwar bemüht, sich die Anhänglichkeit der Bevölkerung zu sichern, aber es gelang ihm nicht. Wenn es seine Kassen erlaubten, bewies er eine offene Hand; er errichtete Stiftungen an der Universität, beförderte den Ausbau des Stephansdomes, steuerte zum Neubau der großen Donaubrücke und der Befestigungen von Wien bei. Aber damit konnte er nicht gut machen, was seine Landsleute verschuldeten, und ein begreifliches Mißtrauen, sowie eine durch den fortdauernden Krieg verursachte, oft eintretende Geldklemme nötigte ihn zu Maßregeln, die von den Wienern schwer empfunden wurden. Die schon im Übergabsvertrag vorgesehene Bestätigung der Stadtrechte verzögerte sich bis in das Jahr 1488; mit der Universität kam er in einen Streit, weil er von den Professoren einen ausdrücklichen Treueid forderte, was sie mit Rücksicht darauf, daß die Universität eine geistliche Stiftung sei, ablehnten. Ergrimmt darüber entzog er ihnen die Besoldungen und es bedurfte des päpstlichen Einschreitens, bis er ihnen wieder karge Gehalte zuerkannte. Aber auch die Hoffnung auf finanzielle Erleichterungen, auf Sicherheit und Ordnung erfüllte sich nicht, da der Krieg fortdauerte und große Mittel in Anspruch nahm. Er verlief im ganzen günstig für König Mathias, denn auch die letzten Städte, wie Krems und Neustadt, mußten sich unterwerfen. Die von Kaiser Friedrich eifrig betriebene Reichshilfe

erwies sich jetzt nicht gefährlicher als früher, um so weniger als sich die flandrischen Untertanen des 1486 zum deutschen König gewählten Erzherzogs Max sehr ungeberdig erwiesen und diesen in den Niederlanden festhielten. Von dieser Seite hatte König Mathias so wenig zu fürchten, daß er eine Fortsetzung der Eroberung nach Norden vorbereitete, um zu Mähren auch Böhmen und Schlesien zu fügen.

Im Jahre 1489 führten ihn diese Angelegenheiten nach Ofen, wo er auch seinem Sohn Johann die Thronfolge sichern wollte. Im Anfang 1490 kehrte er schon leidend nach Wien zurück, von schlimmen Ahnungen und einem nicht zu besiegenden Argwohn gegen seine nächste Umgebung gequält, der ihn oft zu heftigen Zornanfällen hinriß. Während eines lange währenden Gottesdienstes bei St. Stephan befiel ihn am 4. April ein heftiges Unwohlsein. Am Abend des gleichen Tages verlangte er frische Feigen und als sich unter den ihm gereichten einige angefaulte befanden, geriet er in solche Wut, daß ihn der Schlag rührte. Erst am zweiten Tage, dem 6. April 1490, starb er in Gegenwart der Königin Beatrix und seines Sohnes Johann im Alter von 47 Jahren. Er war ein großer Regent, als Feldherr wie als Politiker und Gönner der Wissenschaften ausgezeichnet. Aber die Fehler seiner Zeit, die skrupellose Eroberungssucht und der Mangel jedes ethischen Gehaltes in seiner nur dem momentanen Erfolg zustrebenden Politik werfen auch auf sein Bild einen schweren Schatten.

Am Tage nach seinem Tode schon erfolgte auf der Donau die Überführung seiner Leiche nach Stuhlweißenburg, wo er in der Marienkirche beigesetzt wurde. In der Stunde seines Todes soll die Donau aus ihren Ufern getreten sein und die Raben, die Wappentiere seines Hauses, flogen vom Königsschloß zu Ofen auf, um die Begräbnisstätte in Stuhlweißenburg aufzusuchen.

In Wien fand am 13. April bei St. Stephan eine große Totenfeier statt, welcher der Stadtrat und alle Zünfte beiwohnten. Am Abend dieses Tages wütete ein furchtbarer Brand in Wien, der viele Häuser in Asche legte. Zwei Jahre früher war im Hause eines der venetianischen Alchymisten, die mit der Königin Beatrix nach Wien gekommen waren, durch dessen Unvorsichtigkeit bei St. Pankraz ein Brand entstanden, der 100 Häuser verzehrte und sogar den Turm der Schottenkirche ergriff, so daß dessen Glocken einschmolzen. Auch 1489 entstand im Hause eines Bäckers am Neuen Markt ein furchtbares Feuer, das 200 Häuser verwüstete.

Am 14. April verließen die Königin und Herzog Johann mit dem ganzen Hofstaat und der Schatzkammer auf 50 Schiffen Wien; nur der königliche Feldherr Graf Stephan Zapolya blieb als Statthalter mit einer ansehnlichen Truppenmacht zurück.

Die Regierung Kaiser Maximilian I.

Da Mathias Corvinus ohne legitime männliche Erben und ohne testamentarische Verfügung starb, stand dem Hause Habsburg im Sinne eines 1462 geschlossenen Erbvertrages nun ein rechtlicher Anspruch auf die Krone Ungarns zu. Diesen jedoch geltend zu machen, fühlte sich Kaiser Friedrich III. schon zu alt und zu schwach. Wie phlegmatisch, um nicht zu sagen apathisch auch sein Temperament war, hatten doch die Wechselfälle einer fünfzigjährigen, fast nur unter Stürmen verlaufenden Regierung einen tiefen Eindruck gemacht. In den letzten Jahren war seine nur auf den Glanz und die Macht seines Hauses gerichtete Politik in vielen Richtungen erfolgreich gewesen. Er durfte die Zügel

Digitized by Google

der Regierung, die er nie mit Kraft, aber immer mit schlauer Klugheit geführt hatte, ruhig in die jüngere Hand seines Sohnes legen.

König Maximilian, der 1490 nach dem Tode seiner Gattin Maria von Burgund und nach Befestigung seiner Herrschaft in den Niederlanden nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit wieder nach Österreich kam, war in jeder Beziehung der gerade Gegensatz zu seinem Vater. Eine frohgemute Natur, dem Leben in Taten und Genuß zugekehrt, stand er dem Volke ganz anders gegenüber, als Friedrich III., der sich in der Einsamkeit am wohlsten fühlte, jeden frohen Verkehr mied, sich in spitzfindige politische Kombinationen oder unfruchtbare alchymistische und kabalistische Spielereien vertiefte.

Schon seine romantische Brautfahrt, seine Abenteuer in den Niederlanden, die Zeugnis für feste Entschlossenheit und kriegerische Tüchtigkeit ablegten, ver-

Einzug Maximilian I. in Wien. (S. 502.)

schafften Maximilian einen günstigen Ruf, der durch sein sympathisches Äußere, die Leutseligkeit seines Wesens noch vertieft und befestigt wurde.

Natürlich war seine erste Sorge die Befreiung des habsburgischen Stammlandes von der Fremdherrschaft. An der Spitze eines stattliches Heeres, dessen Kern aus den Truppen des mächtigen, von seinem Vater gegründeten „schwäbischen Bundes" bestand, rückte er in Österreich ein. Sofort griff er tätig ein; von den Ständen forderte er bewaffneten Zuzug und trat noch im Juli 1490 in Verbindung mit dem Stadtrat in Wien. Gleichzeitig trafen auch Schreiben der ungarischen Stände ein, welche unter Hinweis auf die gute Gesinnung, die der verstorbene König Mathias stets für Wien gezeigt, zum Festhalten an der Treue gegen Ungarn mahnten. Dazu war aber die Neigung sehr gering; wenn es auch eine Partei gab, welcher vor der habsburgischen Herrschaft bangte, war der Groll gegen die anmaßenden Ungarn doch zu tief, um nicht jede Möglichkeit, sich ihrer Herrschaft zu entziehen, mit Freuden zu ergreifen. Nicht ohne

Digitized by Google

Humor meinte man, es sei ja ohnehin Maximilian rechtmäßiger König von Ungarn und diesem wolle man gerne Treue halten.

In Ungarn, wo man den Schwächling Wladislaw von Böhmen auf den Thron erhob, täuschte man sich selbst nicht über die Unmöglichkeit, Österreich zu behaupten. Der Statthalter Zapolya zog mit seinen Truppen ab, nur eine Besatzung von 400 Mann zur Behauptung der Burg zurücklassend. Nun nahm man offen Partei für Maximilian. Bürgermeister Paul Keck forderte ihn auf, von der Stadt Besitz zu ergreifen, da sich Rat und Universität für den Kaiser aussprachen und seit mehr als fünf Jahren bezogen die Bürger wieder die Wachen an den Toren und auf den Wällen selbst. Am 19. August 1490 rückte Maximilian an der Spitze von 4000 Mann vom Unteren Werd (Leopoldstadt) her durch das Rotenturmtor in Wien ein. Schon seine ritterliche Erscheinung, so gänzlich unähnlich seinem unkriegerischen, stets mürrisch dreinschauenden Vater, gewann ihm rasch die Herzen der Wiener, die mannhafte Tüchtigkeit und heiteren Sinn zu allen Zeiten hoch hielten. Das neugierige scheue Begucken verwandelte sich bald in freudige Zurufe, die dem jungen König einen freundlichen Empfang in Wien bereiteten. (Bild S. 501.)

Vier Tage später fand die Eidesleistung statt und am 29. August schritt Maximilian, da die Ungarn den ihnen angebotenen freien Abzug nicht annahmen, zum Angriff auf die Burg. Von der Stadtseite aus über den Michaels-Freithof, längs des Stadtgrabens vom Kärntnerturm aus und vom Zillierhof, dem heutigen Amalienhof, rückten die Kolonnen vor, letztere von Maximilian selbst geführt. Er ließ seine Geschütze, für deren Vervollkommnung er stets bedacht war, gegen die Mauern seiner Ahnenburg donnern und leitete mehrere Stürme, wobei er leicht an der Schulter verwundet wurde. Das gefiel den Wienern gar sehr, so daß sie unaufgefordert am Kampfe teilnahmen.

Der Waffenehre war durch die tapfere Haltung des kleinen ungarischen Häufleins Genüge geschehen; man kapitulierte daher und räumte gegen freien Abzug die Burg, womit es indessen in Widerspruch steht, daß nach Dr. Tichtels Angabe 124 Ungarn im Kärntnerturm gefangen gesetzt wurden. Einen Monat später, am 29. September 1490, bestätigte König Maximilian als Lohn ihrer Haltung den Wienern alle ihre Rechte und Privilegien.

Sofort widmete er sich der Aufgabe, das Land von den Ungarn zu säubern und seine Ansprüche auf die ungarische Krone durchzusetzen. Das erstere machte keine besonderen Schwierigkeiten, dagegen scheiterte er mit seinem zweiten Unternehmen. Er nahm zwar in raschem Siegeslauf Güns und Ödenburg und sogar nach schwieriger Belagerung Stuhlweißenburg, wo sich im September 1490 Wladislaw von Böhmen die Krone aufgesetzt hatte. Hier aber gebot ihm das unvermeidliche Übel aller Söldnerheere, die Unbotmäßigkeit, ein plötzliches Halt. Streitigkeiten über die Beute und Mißvergnügen über die infolge unregelmäßiger Zuschüsse des Kaisers Friedrich stockende Soldzahlung führten zu einer Meuterei. Maximilian mußte daher den Zug nach Ofen aufgeben und den Rückmarsch zur Grenze antreten. Er konnte sich auch nicht verhehlen, daß sein Anhang im Lande kaum nennenswert, vom Reich aber keine Unterstützung zu einer gewaltsamen Eroberung Ungarns zu erwarten war. Aus Niederösterreich waren schon im Februar 1491 die Ungarn vollkommen vertrieben, die nach Dr. Tichtels Worten „so elendig wie die Frösche" aus Österreich schwanden; man schloß daher am 7. November 1491 zu Preßburg einen Frieden, der Maximilian den Titel eines Königs von Ungarn und das Erbrecht einräumte, falls Wladislaw keine ehelichen Nachkommen hinterlasse. Durch den Heimfall Tirols, das der greise Herzog Sigismund, dem sein junger stattlicher Vetter

Maximilian gar wohl gefiel, an diesen abtrat, waren endlich alle Länder des habsburgischen Besitzes in einer Hand vereinigt, deren Trennung soviel Kämpfe und Unheil verschuldet hatte. Im Jahre 1493 vermälte sich Maximilian, der seine erste heißgeliebte Gattin Maria von Burgund schon 1482 verloren hatte, mit Maria Blanca, einer Tochter des Herzogs Sforza von Mailand, die nebst einer reichen Mitgift die Möglichkeit einer Wiedergewinnung des Einflusses in Ober-Italien zu bieten schien.

Die letzten Jahre seines Lebens verdämmerte Kaiser Friedrich III. in der Burg zu Linz, ganz von den Welthändeln abgewendet, frommen Übungen und astrologischen und alchymistischen Studien obliegend. Er wurde unwirsch, wenn man ihn mit politischen Dingen behelligte, mit deren verwickelten Gängen er über ein halbes Jahrhundert beschäftigt war, und ließ niemand mehr in seine Nähe, als einige Gelehrte, die ihm beim Suchen nach der „großen Tinktur", die zur Golderzeugung nötig war und bei dem Bestreben, den Gang der irdischen Dinge aus den Sternen zu erforschen, behilflich waren. Durch seine üble Gewohnheit, die Türen mit dem Fuß zu schließen, zog er sich ein eiterndes Geschwür am rechten Bein zu, das die Kraft des im 78. Lebensjahr stehenden Greises erschöpfte. Doch überstand er noch die endlich unabweisbare Amputation, über die er scherzte, „nun seien Kaiser und Reich um einen Fuß kürzer geworden". Kaum geheilt, zog er sich durch einen schweren Diätfehler, den übermäßigen Genuß von Melonen, die Ruhr zu, die ihn am 19. August 1493 dahinraffte, nach einer Regierung von 53 Jahren, die nur zu vielfach anfechtbar war, aber durch eine glückliche Konstellation doch den Grund zur höchsten Machtblüte des Hauses Habsburg legte.

In Wien hatte man ihn fast schon vergessen und ein besonderer Anlaß, seiner freundlich zu gedenken, lag in der Tat nicht vor, denn in seine Regierungszeit fielen ein paar der furchtbarsten Prüfungen für die Stadt, an welchen allerdings deren Bürger selbst nicht ganz ohne Schuld waren. Es mögen daher sehr gemischte Gefühle gewesen sein, mit welchen sich die Wiener zu den prunkvollen Leichenfeierlichkeiten drängten, die Maximilian I. seinem Vater, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing, in Wien veranstalten ließ.

Schon seit 1467 war der von Straßburg nach Wien berufene Bildhauer Niklas Lerch mit dem Grabdenkmal beschäftigt, das sich Friedrich III. selbst errichten wollte. Doch war beim Tode des Kaisers erst der prachtvolle Deckel des Sarkophags fertig, der die lebensgroße Figur des Kaisers mit Ornat und umgeben von Wappenschildern zeigt. (Bild S. 504.) Der von Linz nach Wien überführte Leichnam wurde am 28. August in einer Gruft des südlichen Seitenchores von St. Stephan beigesetzt, wobei nur das „Hofgesinde" und die Geistlichkeit anwesend waren. Die eigentliche Bestattung fand erst am 6. Dezember statt, da sie auf Wunsch Maximilians mit ganz ungewöhnlichem Prunk und im Beisein zahlreicher fürstlicher Gäste und Abordnungen stattfinden sollte. In der Zwischenzeit wurden bei St. Stephan allein 8422 Messen für das Seelenheil des toten Kaisers gelesen.

In langem Zuge führte Maximilian I. die Trauergäste selbst in den Dom. Der Papst, die Könige von Frankreich, England, Ungarn und Sizilien, die deutschen Kurfürsten waren durch besondere Gesandte vertreten; viele deutsche Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe hatten sich persönlich eingefunden, ebenso die Vertreter der Stände aller Länder, die mit ihren Herolden und Panieren erschienen waren. Es war wohl eine der glänzendsten Versammlungen, die sich jemals im Stephansdome zusammengefunden hatte. Zuerst sang der Erzbischof von Salzburg, dann der Bischof von Veszprim das Requiem, wobei 24 Bischöfe und Prälaten in prunkvollen Ornaten assistierten. Ein Mitglied der Universität,

Digitized by Google

der Theologe Bernhard Berger, hielt die schwungvolle Trauerrede in lateinischer Sprache, worauf ein Opfergang stattfand, an dem alle Fürsten teilnahmen, die Maximilian selbst wieder in die Burg zurückgeleitete. Während der Feierlichkeit wurden in den übrigen Kirchen Wiens 662 Trauermessen gelesen.

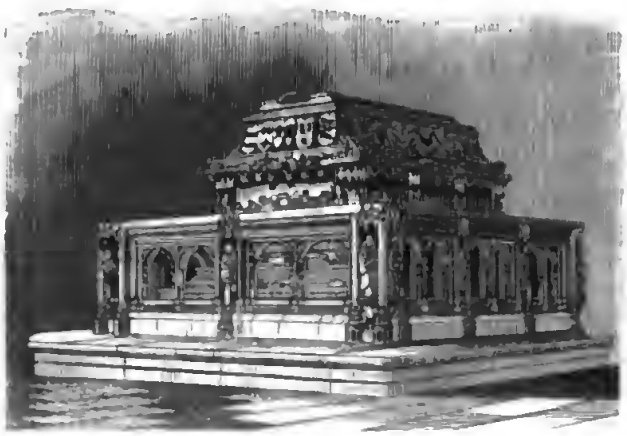
Deckel des Sarkophags Friedrich III. (S. 503.)

Meister Niklas Lerch, der aus Leyden stammte, starb im gleichen Jahre mit dem Kaiser. Das Grabmal wurde nach den von ihm stammenden Entwürfen ausgeführt und 1513 von dem Wiener Bildhauer Mathias Dichter vollendet. Es ist in rotem, weißgeädertem Salzburger Marmor ausgeführt und stellt einen mächtigen, reichgegliederten Sarkophag vor, der auf einem abgestuften Sockel steht und von einem durchbrochenen, von Figuren getragenen Geländer umgeben ist. Die Leiste des Sargdeckels ist mit Wappenschildern geschmückt, die figuralen Darstellungen an den Seiten des Sarkophags stellen die frommen Stiftungen des Kaisers vor, „deren Gebet für sein Seelenheil zum Himmel emporsteigt". Im ganzen enthält das Monument 240 Figuren, die bis in alle Einzelheiten scharf durchgebildet sind. An Reichtum der Erfindung und Sorgfalt der Ausführung der Arbeit gehört das Grabmonument Friedrich III. zu den vorzüglichsten Bildhauerarbeiten und es ist unbestritten das größte Kunstwerk, das der Stephansdom enthält. Mit Rücksicht auf das schwierig zu bearbeitende Material sind die dafür aufgewendeten Kosten von 40.000 Dukaten durchaus nicht übertrieben zu nennen.

Die Beisetzung der kaiserlichen Leiche in diesem Grabmal fand erst am 1. November 1513 statt. Im Beisein des Bischofs Georg Slatkonia, der Geistlichkeit und Universität, der Stände und des Stadtrates wurde der Sarg aus der Gruft gehoben und im Prachtwerke Meister Lerchs geborgen. Der Historiograph Johannes Cuspinianus hielt die Leichenrede und die Stadt

Wien verteilte eine aus diesem Anlaß geprägte silberne Denkmünze mit dem Bildnis Friedrich III.

In der Regierungszeit des Kaisers Maximilian trat das Haus Habsburg den großen Problemen der europäischen Politik näher. Durch die niederländischen Besitzungen und durch seine Einmengung in die italienischen Verhältnisse entwickelte sich jener Gegensatz zu Frankreich, der erst nach langer Zeit und schweren Kämpfen ausgeglichen werden konnte. Aber auch seine Würde als deutscher Kaiser faßte Maximilian I. ernster und tatkräftiger auf, als es bei seinem Vater der Fall gewesen war. Diese vielfache Tätigkeit, unterbrochen von Kriegszügen gegen Frankreich, Venedig und Mailand, hielten den Kaiser von einem andauernden Aufenthalt in Wien ab. Oft verging eine Reihe von Jahren, bevor er in dessen Mauern einkehrte. Von 1506 bis 1514 blieb er fern, nur 1514, 1515 und 1517 erschien er wiederholt. Er hielt zwar an der Zusage fest, die er in dem Brief vom 29. September 1490 gegeben, allen früheren Ungehorsam zu vergeben und auch vergessen zu wollen. Eine Vorliebe für Wien konnte er nie fassen, dazu waren doch die Eindrücke seiner traurigen Jugend noch zu lebendig. Auch fand er, in Anspruch genommen von großen Problemen der allgemeinen Politik und von seinen Plänen einer neuen Heeresverfassung, nicht Zeit, sich eingehend mit den Wünschen und Klagen der Wiener zu befassen, die es schmerzlich empfanden, daß der in den Sturmesjahren tiefgesunkene Wohlstand und die Bedeutung ihrer Stadt sich nicht wieder zur alten Höhe erheben konnte.



Grabmal Friedrich III.

Schon im Jahre 1494 legte der Stadtrat dem Kaiser eine ausführliche Schilderung der ökonomischen Notlage vor, woran sich jene Bitten schlossen, von deren Gewährung man eine Besserung erhoffte. Sie liefen in der Mehrzahl auf die Wiedereinführung der alten Niederlags- und Straßenrechte hinaus, gingen aber auch nach anderer Richtung. So verlangte man Befreiung der Bürgerhäuser von Einquartierung durch Hofgesinde und Söldner, die Einräumung von längeren Terminen für die Zahlung der Stadtschulden, die Vertreibung der nach und nach wieder seßhaft gewordenen Juden, die Ermäßigung der Landessteuern, das Verbot des Handels mit Wein, Holz, Getreide u. s. w. für den Adel, die Aufhebung der Appellationen gegen Urteile des Stadtrates und noch manches andere, was im Grunde meist nur im Interesse bestimmter Kreise, durchaus aber nicht immer in dem der Allgemeinheit lag.

Namentlich aber drehten sich alle Beschwerden um die Wiederherstellung des Niederlagsrechtes im alten Umfang. Unter Mathias Corvinus hatte man nämlich überhaupt ausländische Kaufleute zugelassen, die sich bald nicht allein auf den Großhandel beschränkten, sondern auch an kleinere Abnehmer zu billigeren Preisen verkauften, als dies natürlich der früher privilegierte ansäßige Zwischenhändler tun konnte. Zu einer gänzlichen Wiederherstellung des Niederlagsrechtes konnte sich Maximilian nicht entschließen, da dessen Nutzen für die große Menge von Konsumenten wirklich fraglich war, er aber Rücksicht

auf die treu zu ihm haltenden großen süddeutschen Reichsstädte, wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg zu nehmen hatte und eine Beschränkung des Verkehrs auch empfindliche Einbuße an den Zolleinnahmen mit sich brachte. Eine Verordnung vom 22. Januar 1515 suchte endlich einen Mittelweg einzuschlagen, indem die fremden Kaufleute zwar ausdrücklich auf den Großhandel beschränkt wurden, aber der Zwang, nur an Wiener zu verkaufen, entfiel in Zukunft, so daß die wertvollste Bestimmung des alten Niederlagsrechtes doch nicht aufrecht blieb. Dagegen war es ein großer Vorteil für den kaufmännischen Verkehr, daß die unter Friedrich III. wieder schwunghaft geübte Münzverschlechterung ein Ende hatte. Die Minderbewertung der von der Wiener Münzstätte ausgehenden Geldsorten, durch welche besonders der Handel mit Venedig und dem Orient empfindlich gestört wurde, fand unter Maximilian I. ihr Ende. An innerem Gehalt standen diese Münzen nicht zurück, wohl aber an Schönheit und Schärfe des Gepräges. Der Groschen unserer Abbildung (S. 508) zeigt den österreichischen Bindenschild und darunter das Kreuzschild der Stadt, auf der anderen Seite drei Länderwappen.

Im Jahre 1495 wurde Wien von einer Seuche heimgesucht, wovon man, wie die Chronik sagt, weder vorher noch nachher etwas verspürt hatte. Angeblich soll sie mit den Entdeckungsfahrten aus der Neuen Welt nach Spanien und von dort in das übrige Europa gekommen sein. Es scheint ein sehr lästiges und in hohem Grade ansteckendes Leiden gewesen zu sein, „maßen die damit Behafteten am ganzen Leib ausschlagen und voll böser Rauden und Schäbigkeit werden, womit Einer oft Jahr und Tag behafft gewesen, viel tausend aber seind daran gestorben. Es hulf kein einziges Mittel als das Bad und einige Unguenten (Salben), womit doch Vielen geholfen worden. Und als dieses Übel im ganzen Land graffirte, hat ein Hauersmann nächst Krems ein Brünnlein von kristallklarem Wasser in seinem Weingarten entdeckt, welches als ein treffliches Antidotum wider diese Seuche befunden worden. Es geschah daher weit und breit ein großer Zulauf von denen Leuten und das Wasser ward wie Balsam ums baare Geld verkauft. Wegen dieser Seuche seind zu Wien in der Universität die gewöhnlichen Lectiones verlassen worden und seind in diesem Jahr die Schulen alle lange Zeit gesperrt gewesen. Man nannte diese Krankheit damals die bösen Blattern oder Lemat (Lähmung) der Glieder."

Zu wundern ist es, daß nichts über den Gebrauch und die Wirkung der Quellen von Baden gegen dieses Leiden verlautet, die gewiß dienlicher waren, als das ganz verschollene Brünnlein des spekulativen Hauers von Krems. Die Quellen von Baden genossen damals schon einen großen Ruf und wenige Jahre später befaßten sich schon mit ihnen zwei allerdings heute sehr selten gewordene Druckwerke: „Wolfgangi Anemorini" (Wintperger) „De thermis badensibus et earum origine ac natura. Viennae Pannoniae 1511" und zu deutsch: „Ein Traktat der Badenfahrt durch Dr. Wolfgang Wintperger zu Krembs in Latein beschrieben und von Georg Wagner Bürger des Rats zu Stain auß Latein in Teutsch sprachen gezogen. Straßburg 1512".

Die Wehrfähigkeit seiner Länder gehörte stets zu den besonderen Sorgen Maximilians. Er griff daher auch persönlich ein und ordnete mit einem Brief vom 10. März 1509 von Mecheln aus an, daß der dritte Teil des Erlöses für die wegen Nichtbenützung der Stadt zufallenden Gründe zur Ausbesserung der Wälle und Stadttürme verwendet werden solle.

Auf den Landtagen waren schon wiederholt die Vertreter Wiens durch scharfe Betonung ihrer Wünsche und Beschwerden unbequem geworden, woraus eine gewisse Spannung zwischen ihnen und den Vertretern der Regierung entstand. Böse Vorwürfe fielen von beiden Seiten, statt eines Versuches, die Gegen-

sätze auszugleichen. Als man endlich zu dem mißlichen Mittel griff, die Wahlen zu beeinflussen, warf man den landesfürstlichen Vertretern Willkür und Bestechlichkeit vor, diese aber wiesen höhnend darauf hin, daß im Stadrat mancher sitze, der von Schulden überhäuft sei und sich vom Eigennutz leiten lasse. Im Jahre 1512 erfolgte sogar die Absetzung des Bürgermeisters Hans Süß und des Stadtrichters Plechinger unter der Anklage sträflicher Pflichtverletzung. Da sich nun herausstellte, daß diese Beschuldigung ganz unbegründet sei, stieg die Erbitterung, und der neue Stadtrichter Dr. Martin Capini, der „Siebenbürger" genannt, ein sehr kenntnisreicher aber leidenschaftlicher Mann, ließ sich so weit hinreißen, den kaiserlichen Kanzler Schneidpöck und den Rat Rottal der Bestechung zu beschuldigen, um jene die abgesetzten Funktionäre belastenden falschen Aussagen zu erlangen. Da griff Kaiser Maximilian I. durch Erlassung eines neuen Stadtrechtes in einer die Selbstverwaltung der Stadt tief schädigenden Weise ein. Die Wahl des Rates, des Bürgermeisters und der Genannten blieb zwar in diesem Brief vom 20. November 1517 unangetastet, der Regierung, also eigentlich dem kaiserlichen Kanzler, wurde aber das Recht eingeräumt zu prüfen, ob die Gewählten auch des ihnen durch die Wahl zugefallenen Amtes würdig und tauglich dazu seien. War das nicht der Fall, so konnte der Betreffende entfernt und willkürlich durch einen der Regierung genehmen Mann ersetzt werden. Auch der Stadtrichter wurde ganz dem Einfluß des Rates entzogen und ausschließlich zum landesfürstlichen Beamten gemacht. Durch diese Bestimmungen schon wurde der alten städtischen Freiheit ein Ende gemacht, denn es lag im Belieben der Regierung, das Wahlrecht der Bürger unwirksam zu machen. Noch deutlicher aber sprach eine ganz neue, früher in keinem Stadtrecht enthaltene Bestimmung, daß dem Landesherrn und seinen Nachfolgern stets das Recht zustehe, jeden einzelnen Punkt der städtischen Privilegien zu ändern oder aufzuheben. Es war dies ein offener Vorstoß der absoluten Fürstengewalt und des Bureaukratismus gegen das bisher verbriefte Recht der Selbstverwaltung. Man suchte die Ursache dieses Schrittes nicht im Willen des Kaisers, sondern im schlimmen Rat seiner Beamten, namentlich des Kanzlers Schneidpöck, gegen welchen sich ein grimmiger Haß kehrte.

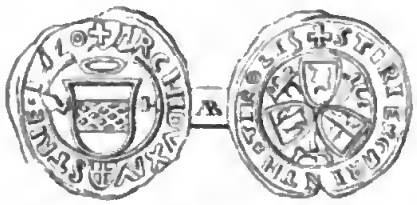
In das Jahr 1515 fiel ein Akt von der größten politischen Tragweite, der sich in Wien abspielte. Die Notwendigkeit, den türkischen Angriffen, die Pausen machten, aber nie ganz aufhörten, endlich die geschlossene Kraft der nächstbetroffenen Länder entgegenzusetzen, hatte den Kaiser schon lange beschäftigt. Nun bot sich ihm durch die Verhältnisse Ungarns und Böhmens eine politische Kombination, welche auch für Österreich von höchster Bedeutung war, da sie für die Zukunft wieder den Zusammenschluß der schon unter Kaiser Albrecht II. vereinigten Länder in Aussicht stellte.

Das dazu in Aussicht genommene Mittel war eine Doppelvermählung zwischen einem der Enkel des Kaisers, dessen Sohn Philipp der Schöne mit Johanna von Kastilien vermählt war, aber schon 1506 starb, mit Anna, der Tochter des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen, dessen Sohn Ludwig dagegen die Infantin Maria von Kastilien, gleichfalls eine Enkelin des Kaisers, heiraten sollte. Nach langen Verhandlungen, die von Seite des Kaisers der gelehrte Johannes Cuspinianus führte, erfolgte endlich in Preßburg am 20. Mai 1515 die Unterzeichnung des Vertragsentwurfes durch die Bevollmächtigten, dessen Vollziehung durch die Herrscher von Österreich, Ungarn, Böhmen und Polen in Wien geschehen sollte.

Am 10. Juli 1515 kam Kaiser Maximilian mit glänzendem Gefolge in Wien an. Er nahm seinen Aufenthalt im Schlosse Hacking, um in Wien den Einzug erst mit seinen Gästen zu halten. Von Hacking fuhr er am 15. Juli

nach dem Schloß Trautmannsdorf, in dessen Nähe am nächsten Tage die Zusammenkunft der drei Monarchen unter einem weithin sichtbaren breitästigen Baum stattfand. Der zwar erst sechzigjährige, aber schon etwas gebrechliche Wladislaw saß in einer Sänfte, Prinzessin Anna in einem vergoldeten, von sechs Schimmeln gezogenen Wagen, König Sigismund von Polen, ein Bruder Wladislaws und dessen Neffe Ludwig waren zu Pferde. Die Fürsten selbst und ihr zahlreiches Gefolge entfalteten in Kleidung, Schmuck und Waffen einen wahrhaft orientalischen Prunk. Die Goldstickereien und Edelsteine flimmerten weithin im Sonnenlicht über die Ebene, die von einer unzählbaren Volksmenge umgeben war.

Kurz nachdem die beiden Könige zur Stelle waren, verkündete rauschende Kriegsmusik das Nahen des Kaisers, der sich aus Courtoisie gegen Wladislaw auch in einer Sänfte tragen ließ, die mit Purpur ausgeschlagen und reich mit Gold geschmückt war. Ihm folgten die Herzoge von Bayern und Württemberg, viele andere deutsche Fürsten, die mächtigsten Adelsherren der österreichischen Länder und eine Schar von Rittern und Hofbediensteten. Den stattlichsten Teil des kaiserlichen Gefolges bildeten aber 5000 Gewappnete zu Roß, deren Rüstungen in der hellen Sonne glänzten, daß man die Augen schließen mußte. Die Begrüßung war eine sehr herzliche; der Kaiser reichte den Königen und den beiden Kindern die Hand und rief in lateinischer Sprache mit jener Herzlichkeit, die ihm so wohl anstand: „Dies ist ein Tag, vom Herrn gesendet. Lasset uns fröhlich sein!“ Wladislaw, vergangener schwerer Zeiten gedenkend, wo sie sich als Gegner bekämpften, brach in Tränen aus, über das Blachfeld hin aber brauste der Jubel der Zuschauer. (Bild S. 512.) Nach einer kleinen Jagd und einer gemeinsamen Mahlzeit zog sich Wladislaw in das zunächst gelegene Schloß Trautmannsdorf zurück, Sigmund von Polen wohnte in Enzersdorf, Kaiser Maximilian in Laxenburg.



Maximilian-Groschen. (S. 506.)

Am Morgen des 17. Juli trafen die Monarchen bei Schwechat zusammen, um vereint in Wien einzuziehen. Die Stadt hatte ihr bestes getan an Prachtentfaltung, die nur leider durch das ungünstige Wetter beeinflußt wurde. Sechs ritterliche Ratsherren in silbernen Harnischen zogen den Monarchen bis zur Straße nach Simmering entgegen, um sie zu begrüßen und die Geschenke der Stadt zu überreichen. Ihnen folgten 1500 Bürger und Bürgerssöhne zu Pferde, alle in Scharlach gekleidet und den Schluß machten 500 Stadtsöldner mit langen Spießen und Faustrohren, ganz gleich gekleidet, was damals beim Kriegsvolk noch eine große Seltenheit war.

An der Brücke vor dem Stubentor harrte ein zweiter Zug zur Begrüßung. Er bestand aus den Ordensgeistlichen mit den Fahnen und Kleinodien ihrer Kirchen und aus den Kindern der Stadt, die Fähnlein in den österreichischen, ungarischen und polnischen Farben schwenkten. Ihnen schloß sich der übrige Klerus, die Universität mit ihren Würdenträgern, Lehrern und Studenten und endlich über 60 Zünfte mit ihren Fahnen an.

All diese zogen nun voraus in die Stadt. Dann kamen unter fremdartiger Feldmusik die farbenprächtigen ungarischen und polnischen Reiter. Ihnen schloß sich die österreichische Ritterschaft in blinkenden Rüstungen an und 200 Trompeter und Heerpauker. Den vornehmsten Räten und Begleitern der Herrscher folgten König Sigismund und Prinz Ludwig zu Pferde, darauf der Kaiser und König Wladislaw in Sänften, alle vier umgeben von ungarischen und

polnischen Adeligen, deren Nationaltracht von Gold und Juwelen starrte. In prächtigen Karossen fuhren die Prinzessin Anna und ihre Damen und 400 prächtig gewappnete deutsche Reiter schlossen den Zug, der zu St. Stephan ging. Hier empfing Bischof Slatkonia mit der Klerisei die Monarchen; er sprach den Segen und hielt ein Tedeum, worauf alles ermüdet die Wohnungen bezog, die für den Kaiser und den König von Ungarn in der Burg, für den König von Polen im „Hasenhaus" bereitet waren.

Am 19. Juli kamen die Monarchen zu einer hochwichtigen Beratung zusammen. In eindringlichen Worten legte der Kaiser die Lage dar, welche durch die zwei „Reichsfeinde", den König von Frankreich und die Türken, so gefahrvoll gemacht werde. Namentlich zur Abwehr der letzteren mahnte er mit so beweglichen Worten, daß viele Zuhörer zu Tränen gerührt wurden. Am Abend fand in der Burg ein Tanzfest statt, an dem auch die Enkelin des Kaisers, Infantin Maria, teilnahm, die dabei den Bräutigam und die künftigen Verwandten kennen lernte.

Am dritten Tage, dem 22. Juli, fand dann im Stephansdom die Doppelvermählung statt, wobei der Kaiser die Stelle jenes seiner beiden Enkel vertrat, der zum Gatten der Prinzessin Anna bestimmt werden sollte — ob Karl oder Ferdinand, war noch gar nicht entschieden. Das Presbyterium des Mittelchores war prächtig geschmückt; hier saßen rechts die Fürsten, links die geistlichen Würdenträger. Bischof Slatkonia hielt das Hochamt, der Kaplan des Erzbischofs von Gurk, namens Bartolin, die feierliche Anrede. Nun ließ sich der Kaiser in einem Ornat, dessen Wert auf 1 Million Gulden geschätzt wurde, vom Erzbischof von Gran im Namen eines seiner Enkel mit der Prinzessin Anna trauen, worauf er ihr, da jeder der Enkel eine Königskrone zu erwarten hatte, mit einer Ansprache eine solche aufsetzte. Nun folgte die Vermählung des ungarischen Thronerben Ludwig mit der Infantin Maria. Der Ritterschlag von 200 Jünglingen und ein Tedeum schlossen die glänzende kirchliche Feier.

Nach dem Festmahl fand um 1 Uhr nachmittags am Neuen Markt ein ritterliches Stechen statt, bei dem Kaiser Maximilian selbst, die Markgrafen Kasimir und Georg von Brandenburg und andere deutsche Herren zu Ehren der beiden Damen ihre Rosse tummelten und Speere brachen.

Am gleichen Abend noch wohnten Maximilian I. und seine fürstlichen Gäste der Hochzeit seines Lieblings und treuen Dieners, des Freiherrn Sigismund von Dietrichstein bei, der damals schon Landeshauptmann von Steiermark war und wesentlichen Anteil an den Verhandlungen über die Doppelvermählung genommen hatte. Der Kaiser selbst war als Brautwerber um die Hand der schönen Barbara von Rottal aufgetreten und im Hause ihres Vaters, der Rat des Kaisers war, fand die Hochzeit statt, welche durch die Anwesenheit so vieler hoher Herrschaften erhöhten Glanz erhielt. Nicht weniger als 300 Speisen kamen auf die Tafeln und die Pracht der Gewänder, des aufgestellten Tafelgeschirres war so groß, „als habe sich der Reichtum der neuen Welt erschöpft". Unsere Abbildung zeigt die für die höchsten Herrschaften bestimmte Festtafel; sie ist nach einem gleichzeitigen Stich und für die Sitten der Zeit nicht ohne Interesse (Bild S. 513).

Einige Tage später fand auch zu Ehren dieses Paares ein prächtiges Turnier statt, an dem zwei der berühmtesten Kämpen ihrer Zeit, der Herzog Wilhelm von Bayern und Markgraf Kasimir von Brandenburg teilnahmen. Am 28. Juli trug Cuspinian den drei Herrschern die Ergebnisse der bisherigen Abmachungen vor, die in einem Schutz- und Trutzbündnis und der erneuerten Bestätigung des Erbvertrages bestanden. Vereint brachen die Herrscher am 29. Juli nach Neustadt auf, wo am 2. August durch die Beisetzung ihrer

Unterschriften der Vertrag vollzogen wurde, der gewiß eine der wichtigsten und folgenschwersten Urkunden in der ganzen Staatengeschichte Österreichs bildet. Nicht ganz ein Jahr später starb König Wladislaw und dessen Sohn Ludwig, der Gatte der Enkelin Maximilians, bestieg den Thron.

Zwei Jahre darauf, als er seinem Hause eine glänzende Zukunft eröffnet hatte, erkrankte auf einer Reise nach Tirol auch Kaiser Maximilian I. Schwer leidend kam er nach Wels, wo er am 12. Januar 1519 starb. Der Leichnam wurde von seinen Ärzten und einem ganzen Gefolge von Kirchenfürsten nach Wien gebracht, wo am 29. Januar eine prunkvolle Trauerfeier stattfand. Die Ruhestätte aber fand Maximilian nach seinem Wunsche in Wiener-Neustadt an der Seite seiner Mutter, der Kaiserin Eleonore. Aus den schon oben angeführten Ursachen hat Kaiser Maximilian keine besonders tiefgehenden Spuren seiner Regententätigkeit in Wien hinterlassen. Trotzdem ist seine Persönlichkeit auch hier heute noch im Volke eine der populärsten. Das spricht denn doch laut für seinen Wert; seine Leutseligkeit, sein tatkräftiges Eingreifen in alle Zweige des Staatslebens, seine befruchtende Tätigkeit für Wissenschaft, Kunst und viele Gewerbe, sein ritterliches Wesen haben ihm dieses Andenken gesichert und ihm, der am Schlusse des Mittelalters auch schon hellen Auges der neuen Zeit zugewendet war, den ehrenden Beinamen des „letzten Ritters" erworben. (Bild S. 516.)

Die geistige Kultur in Wien am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts.

Es wurde des Zusammenhanges wegen die Regierungszeit Kaiser Maximilian I. bis zu ihrem Ende verfolgt, obwohl sonst meistens das Mittelalter mit dem Schluß des fünfzehnten, dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts begrenzt wird. Auch dies läßt sich rechtfertigen, denn eine solche chronologische Grenzscheide prägt sich am leichtesten ein. Eigentlich ist es aber immer mißlich, solche Markungen mitten im Fluß der geschichtlichen Geschehnisse aufzurichten und das Mittelalter mit einem bestimmten Jahr oder einer einzelnen Erscheinung der Geschichte begrenzen zu wollen. Man hat den Beginn der „neuen Zeit" mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der Entdeckung Amerikas, mit dem Erwachen des „Humanismus", worunter man die Rückkehr zu den Wissensquellen des Altertums und die Abwendung von der „Scholastik" verstand, endlich mit der Reformation in Verbindung gebracht. Jede dieser Annahmen laßt sich begründen, denn jede der erwähnten historischen Tatsachen ist nicht ohne tiefen Einfluß in einer bestimmten Richtung geblieben und kann füglich als ein Markstein der geschichtlichen Entwicklung gelten. Aber erst im Zusammenhang miteinander und mit der Umgestaltung der staatlichen Zustände und des Heerwesens haben sie jene gewaltige Veränderung geschaffen, welche das Mittelalter von der „Neueren Zeit" trennt. Doch gibt es auch in der geschichtlichen Entwicklung wie in der Natur keinen Sprung; langsam bereiten sich, den Mitlebenden kaum bemerkbar, die Ereignisse vor und was aus der Perspektive der Zeit gesehen, sich scharf zu trennen scheint, ist nur in allmählichen Übergängen entstanden.

Durch nichts aber läßt sich die Grenze zwischen dem Mittelalter und der „Neueren Zeit" so scharf ziehen, als durch die geistige Bewegung, die sich in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schon geltend machte, ihren Höhepunkt aber an dessen Wende erstieg. Für Wien war die Universität noch immer der Brennpunkt des geistigen Lebens und Strebens. An ihr wurden auch die ersten Scharmützel ausgefochten zwischen der verknöcherten, am Wort und dessen sklavischer Auslegung klebenden Scholastik, die durch das ganze Mittelalter allein

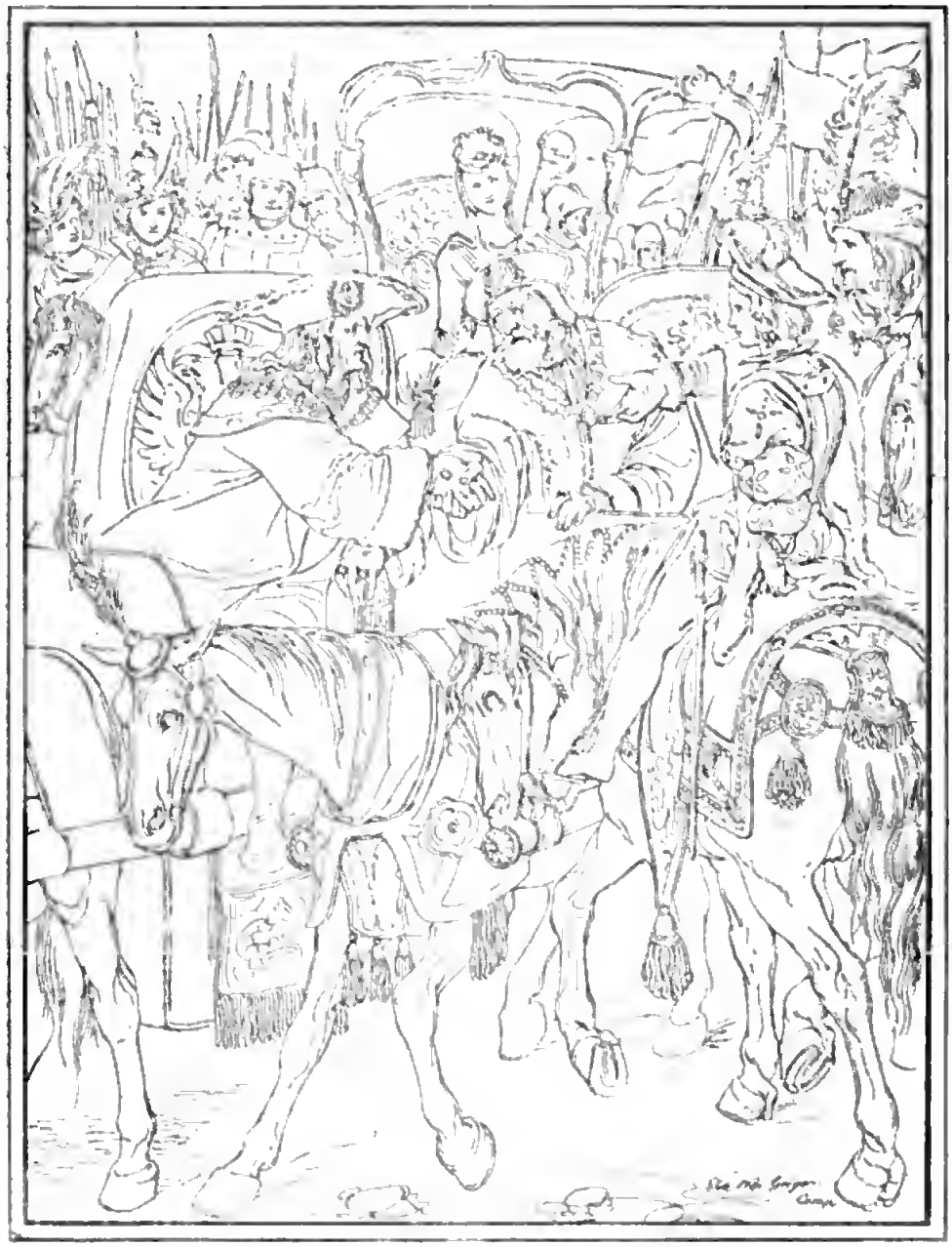
geltend blieb und der humanistischen Richtung, die sich dem Leben und seinen Erscheinungen zuwendete und sich die unvergänglichen Schätze des klassischen Altertums mit seiner universellen Denkweise wieder erschloß. Doch während an den anderen großen Mittelpunkten des geistigen Lebens der Sieg des Humanismus nach ein paar glänzenden Schlachten entschieden war, blieb es in Wien bei vereinzelten Scharmützeln, durch welche die Kraft der alten mechanischen Denkformen, die dem Bequemlichkeitsbedürfnis der Geister so sehr entsprachen, nicht gebrochen werden konnte. Die Ursache dieses Zurückbleibens lag nur in den traurigen öffentlichen Zuständen, durch welche die Universität in den politischen Streit gezerrt und ihrer eigentlichen Aufgabe, der Pflege des Unterrichtes und der Wissenschaft, mehr und mehr entfremdet wurde.

Die Vertreibung der deutschen Lehrer und Studenten aus Prag hatte im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts der Universität in Wien frisches Blut zugeführt. Eine ziemlich lebhafte Gegnerschaft der Scholastik machte sich geltend und an der artistischen (philosophischen) Fakultät bildeten sich zwei Parteien, die man bezeichnend die „Alten" und die „Jungen" nannte. Während die ersteren hartnäckig an dem geistlosen, bloß spitzfindigen Wortwissen festhielten, wollten die letzteren eine freiere Geistesrichtung anbahnen und selbständig denken lehren, wobei sie die großen Muster des Altertums zugrunde legten. Wenn wir Aeneas Sylvius, der selbst eine tüchtige humanistische Bildung aus Italien mitbrachte, glauben dürfen, so besaß um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Scholastik an der Universität in Wien noch vollkommen die Oberhand. Mit beißender Schärfe urteilt er über deren Zustände, wobei allerdings zu erinnern ist, daß er ein erbitterter politischer Gegner maßgebender Persönlichkeiten und der ganzen Universität war.

„Allhier ist auch eine hohe Schule," berichtet Aeneas Sylvius über die Universität in Wien, „für die freien Künste, die heilige Schrift und das Kirchenrecht. Sie ist erst neu gegründet und von Papst Urban VI. zugelassen worden. Die größte Zahl der Studenten kommt aus Ungarn und den oberdeutschen Landen. Ich habe da gefunden zwei berühmte Theologen von großer Erfahrung; Heinrich von Hessen, der Doktor war und in Paris studiert hat, war einer der ersten Lehrer in Wien und hat die hohe Schule eingerichtet und geleitet und auch viel Bücher geschrieben, die wohl zu bemerken sind. Auch ist hier gewesen Niklas von Dinkelsbühl, ein Schwabe, von gutem Lebenswandel und in seiner Lehre klar, dessen Predigten noch heute von den Gelehrten eifrig studiert werden. Auch ist da noch Thomas (Ebendorfer) der Haselbacher, kein untauglicher Theologus, dessen Kunst ich wohl loben möchte, wenn er nicht 22 Jahre über das erste Kapitel des Jesaias vorgetragen hätte und doch noch an das Ende nicht gekommen wäre. Der größte Fehler des hiesigen Studiums ist, daß sie zu viel Fleiß auf die Dialektik verwenden und dafür die Zeit vergeuden, ohne daß sie Früchte gäbe. Wer Magister in den freien Künsten wird, lernt sie und soll daraus geprüft sein, aber in der Rhetorik und Arithmetik haben sie keinen Fleiß, wenn sie auch etliche Verse und Episteln ohne Verstand vorbringen, die von anderen gemacht sind. Die „Oratorie und Poetrie" (Rede und Dichtkunst) ist hier ganz unbekannt; all ihr Fleiß ist ein elendes und unnützes Schwatzen und wenn auch viele sind, welche die Werke des Aristoteles und anderer Philosophen besitzen, so kennen sie dieselben doch nur aus den Erklärungen anderer."

Wenn man auch die gallige Weise des Aeneas in Anschlag bringt, muß man doch zugeben, daß seine Schilderung des geistigen Strebens an der Universität ziemlich zutreffend sein dürfte. Und die spärlichen Keime eines Aufschwunges mußten in einer Periode verkümmern, wo Unruhen und Bürgerkrieg

auch vor den Hallen der Wissenschaft nicht Halt machten, die Lehrer über politischen Streitigkeiten ihr Lehramt vernachlässigen mußten, die Studenten aber durch die Teuerung und die ewigen Händel von der Universität und aus

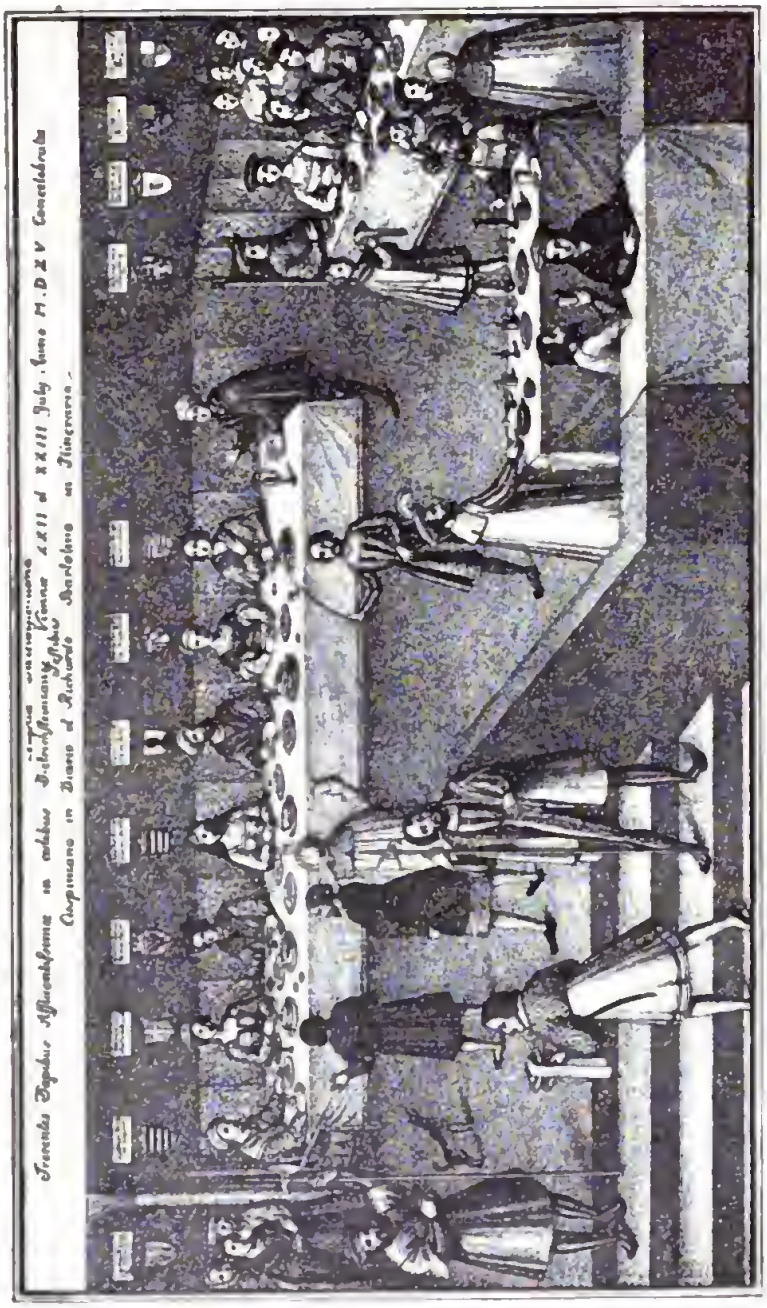


Die Zusammenkunft bei Trautmannsdorf. (S. 508.)

der Stadt vertrieben wurden. Übrigens lehrten an der Universität Wien außer den schon früher Genannten auch im fünfzehnten Jahrhundert einige Gelehrte von großer Bedeutung.

Johannes Stabius, ein geborener Wiener, war ein Mathematiker von großem Wissen; er schrieb aber auch historische Werke und Dichtungen und er-

hielt von Maximilian I. den Lorbeer des Poeten. Auch Andreas Stiborius oblag den mathematischen Fächern, trieb aber auch Theologie und Philosophie und schrieb eine große Reihe von Werken über Astronomie, Geometrie, Meta-



Dietrichstein'sche Hochzeit 1515. (S. 509.)

physik und Magie. Besonders groß war der gelehrte Ruf des Minoritenpriesters Johann Ricutius Vellini, der nach seinem Geburtsort Camerino meist Camers genannt wurde. Er war einer der gelehrtesten Philologen seiner Zeit und machte sich neben Erasmus von Rotterdam und dem berühmten Reuchlin

Digitized by Google

als Kenner und Wiedererwecker des Studiums der griechischen Sprache verdient. Joachim Vadianus (eigentlich Watt) besaß so umfassendes Wissen, daß ihn der große Johannes Scaliger den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands nannte und er unter den sogenannten „Polyhistoren" (Allwissern) vorkommt. In Wien trug er Philosophie und Medizin vor, wurde aber auch von Kaiser Maximilian I. als Poet gekrönt.

Die Mehrzahl dieser Männer wirkte aber erst in jener Glanzperiode der Wiener Universität, welche in das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und den Beginn des folgenden fiel. Sie entstand durch das persönliche Eingreifen des Kaisers Maximilian, der im Verkehr mit den hochgebildeten Patriziern von Augsburg und Nürnberg für den Humanismus gewonnen wurde und ihm auch an der Universität in Wien zum Durchbruch und Sieg verhalf.

Das entscheidendste Mittel hierzu sah er mit Recht in der Berufung ausgezeichneter Männer dieser Richtung. Vor allem ist hier zu nennen der vielseitige, als Gelehrter und Dichter gleich angesehene Konrad Celtes (eigentlich Pickel), dessen wenn auch nicht langes, so doch sehr befruchtendes Wirken in Wien eigentlich dem Humanismus an der Universität zur Blüte verhalf. Er war 1459 in Franken als Sohn eines Bauern geboren und sollte seinem Vater im Besitze folgen. Von Wissensdurst getrieben, floh er aber auf einem Floß, das Holz in die Niederlande brachte, nach Köln, um dort und später in Heidelberg unter den größten Entbehrungen durch eifriges Studium den Grund zu seiner umfassenden Gelehrsamkeit zu legen. Wie viele andere Humanisten verschmähte er lange jede bindende Stellung; auf weiten Reisen, die ihn durch ganz Deutschland und nach Italien, damals dem gelobten Lande der klassischen Studien, führten, erweiterte er seine Kenntnisse und Weltgewandtheit. Die Mittel hierzu erhielt er von Gönnern, oder er erwarb sie durch gelehrte Vorträge und durch seine Dichtungen, die ihm schon 1487 den Dichterlorbeer von Kaiser Friedrich III. eintrugen. Er schrieb, wie damals selbst die meisten Italiener, nur lateinisch, behandelte diese Sprache mit einer Grazie und Gewandtheit, daß man ihn nicht ohne Grund den „deutschen Ovid" nannte. Dieser Vergleich mag auch gewählt worden sein, weil die Dichtungen des Celtes sich meist mit der Liebe befassen und diesen Gegenstand mit einer Glut des Ausdruckes behandelten, wie sie kaum dem Dichter der „Metamorphosen" zu Gebote stand. Kurze Zeit lebte Celtes in Krakau, wo er schon der Gründer einer gelehrten Gesellschaft wurde, und in Prag, um Mathematik und Astronomie zu studieren. Einige Jahre wirkte er als Professor in Ingolstadt, wurde aber 1497 über Veranlassung seiner Freunde und Bewunderer durch ein besonderes Schreiben des Kaisers Maximilian für Wien gewonnen. Hier wirkte er nach allen Richtungen anregend. Schon 1502 entstand das mit der Universität verbundene Collegium poetarum et mathematicorum, das allenfalls an die heutigen Universitätsseminarien erinnert, in welchen besonders begabte Schüler strengeren Fachstudien und Übungen obliegen. Dieses an die „artistische Fakultät" angegliederte Kollegium zerfiel in zwei Abteilungen, für Mathematik, Physik und Astronomie und für Rhetorik und Poetik. Mittels eines besonderen Privilegiumsbriefes erhielt Celtes das Recht, den ausgezeichnetsten Scholaren des Kollegiums mit dem silbernen Lorbeerkranz zu krönen, womit zugleich der Doktorgrad an der artistischen Fakultät verbunden war. Doch darf dieser Akt nicht mit der durch den Kaiser selbst vollzogenen Dichterkrönung verwechselt werden, die 1442 Friedrich III. zuerst seinem Kanzler Aeneas Sylvius zukommen ließ.

Der so Ausgezeichnete erwarb das Recht, sich „poeta laureatus" (belorbeerter Dichter) zu nennen, die Insignien bestanden aus einem silbernen Lorbeerkranz mit dem kaiserlichen Wappen an der Stirnseite, einem besonders

geformten Barett, einem Ring und szepterartigen Stab mit dem Reichsadler. (Bild S. 517.) Unsere Abbildung zeigt unten auch das Siegel des in Wien gegründeten Collegium poetarum, das den auf einer Flöte blasenden Merkur und den schlangentötenden Apollo im Mittelfeld enthält.

Noch bedeutender für das gelehrte Leben in Wien war die gleichfalls von Celtes gegründete Literaria Sodalitas Danubiana, die „gelehrte Donaugesellschaft", die aus einer in Ofen bestehenden ähnlichen Vereinigung hervorging, 1497 aber nach Wien übertragen wurde. Als Vorbild dienten die italienischen gelehrten Gesellschaften, doch wurden diese an Wirksamkeit nicht erreicht. Schon daß die Mitglieder der Donaugesellschaft, wie auch jene der rheinischen, nicht an dem gleichen Orte lebten, hob den Zusammenhang und das Zusammenwirken auf. Den Vorsitz führte z. B. der Bischof Vitéz von Veszprim, zu den Mitgliedern gehörte Propst Augustin von Olmütz u. s. w. Mit den modernen gelehrten Akademien darf man vollends die Donaugesellschaft nicht vergleichen, denn ihr fehlte, wenn sie auch das Wohlwollen des Kaisers besaß, doch jeder offizielle Charakter und sie diente auch weniger der Wissenschaft als der Partei. Man verlas die Arbeiten der Mitglieder, holte für neue Entwürfe das Gutachten der Gesellschaft ein, musikalische Produktionen und sogar dramatische Vorstellungen wurden veranstaltet, z. B. kam bei einer Zusammenkunft in Linz 1501 das Singspiel „Ludus Dianae" (die Spiele Dianens) zur Aufführung, eine Dichtung von Celtes, bei deren Darstellung er selbst mitwirkte.

Die „gelehrte Donaugesellschaft" war eigentlich eine gesellige Vereinigung, deren Einfluß auf die wissenschaftlichen und poetischen Strebungen der Zeit aber nicht unterschätzt werden darf. Sie hatte ihren Sitz im Hause Cuspinians, Singerstraße Nr. 10 (alt 897, zum „weißen", dann „steinernen" und endlich „goldenen Rössel"), wo noch drei Inschriftsteine aus dem Jahre 1506 an sie erinnern. Conrad Celtes (Bild S. 520) war offenbar der Mittelpunkt dieses ganzen Kreises, der ihm Halt und eine gewisse Richtung gab. Denn bald nach seinem 1508 erfolgten Tod fand sowohl das Collegium poetarum sein Ende, wie auch die „Donaugesellschaft" ihre Wirksamkeit einstellte. Sein Grabdenkmal befindet sich außen an der Nordseite des Stephansdomes nächst dem unausgebauten Turm.

Eine sehr einflußreiche Rolle in der damaligen Gelehrtenwelt Wiens spielte der auch als Mitglied der Donaugesellschaft genannte Johannes Cuspinian, eigentlich Spießhammer. Er war 1473 zu Schweinfurt geboren, studierte in Wien, hielt dann Vorlesungen an der artistischen Fakultät und lenkte durch seine Dichtungen, die auch mit dem Lorbeer gekrönt wurden, die Aufmerksamkeit Maximilian I. auf sich. In dessen Dienste gezogen, fand er dann Verwendung als Gesandter und bei wichtigen Staatsakten, wie er unter anderem eine führende Rolle bei den Unterhandlungen über die Doppelheirat spielte. Auch als Geschichtsschreiber ist er bedeutend. Er starb 1529, sein Grabdenkmal befindet sich im Inneren der Stephanskirche, neben der Kreuzkapelle am Riesentor. (Abb. S. 521.) Unsere Abbildung zeigt die nach den Grabsteinen aufgenommenen Brustbilder (links) Cuspinians und (rechts) Celtes. In der Mitte befindet sich das ebenfalls nach dem Grabdenkmale aufgenommene Bildnis des Bischofs von Wien, Georg Slatkonia, der 1522 starb. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, ebenso ausgezeichneter Theologe als Dichter, der mit den Gelehrten seiner Zeit in regem Verkehr stand, auch ein opferwilliger Gönner der schönen Künste war und mehrere Bilder von Albrecht Dürer erwarb, die dann leider außer Österreich angekauft wurden. Selbst ein theoretisch und praktisch geschulter Musiker, fungierte er einige Zeit als Kapellmeister der kaiserlichen Hofkapelle und erwarb sich besondere Verdienste um die Förderung des

Kirchengesanges in Wien. Auf diese Tätigkeit deutet das Notenblatt unter dem Brustbild seines Grabdenkmales, das sich im südlichen Chor der Stephanskirche nächst dem Antonsaltar befindet.

Welchen Aufschwung der Besuch der Wiener Universität durch die Pflege der humanistischen Studien nahm, beweist der Umstand, daß im Jahre 1511 die Errichtung eines besonderen Studentenspitales notwendig wurde, um den in Wien fremden und unbemittelten Studenten die nötige Pflege zu sichern. Es entstand auf Veranlassung der Artistenfakultät und mit reichlicher Unterstützung des Doktors Georg Collimitius (eigentlich Tannstetter), der selbst einer der gefeiertsten Mediziner war, „in dem Gereut gegenüber dem Gartenparadies" vor dem Stubentor.

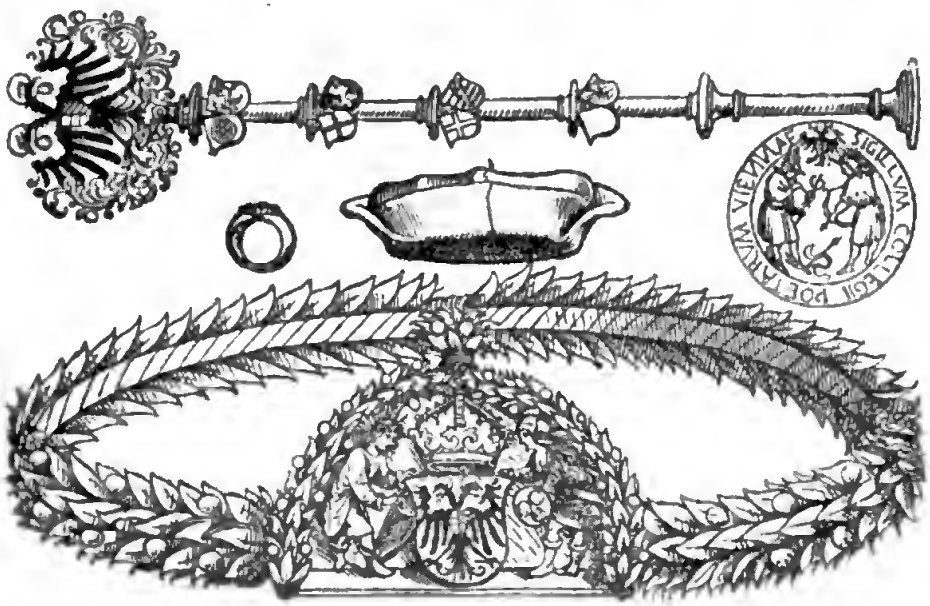
Maximilian I. (S. 510.)

Leider dauerte diese Blüte der Wiener Universität nur sehr kurze Zeit. Doch fallen die Ursachen des Niederganges schon in eine spätere Epoche. Es fehlte auch im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts nicht an Ereignissen, welche noch immer für eine Spannung zwischen Universitätskreisen und der Bevölkerung sprechen. Im Mai 1513 kam es am Neustift zwischen Studenten und einigen Weingartenbesitzern zu einem Konflikt, der in eine Schlägerei ausartete. Durch Zulauf anderer Leute wurden die Studenten so bedrängt, daß ein Magister und ein Student tot auf dem Platz blieben, ein Pedell schwer verwundet wurde. Unter dem Einfluß der städtischen Behörden, die noch immer der Universität nicht hold waren, erging ein neues scharfes Verbot gegen das Waffentragen der Studenten. Die Händel dauerten aber fort, denn nun erschien es gefahrlos, mit den Angehörigen der Universität Unfug und Spott zu treiben und sie zu beleidigen. Kleinere Exzesse waren an der Tagesordnung, im Sommer 1514 kam es aber zu argen Zusammenstößen, in welchen der Stadtrichter Hans Rinner ganz offen in ungerechter Weise gegen die Studenten Partei nahm und die Universitätsprivilegien gröblich verletzte. Fast 800 Scholaren zogen an das kaiserliche Hoflager nach Wels, um ihre Beschwerden direkt beim Kaiser vorzubringen. Maximilian I. versprach, Abhilfe zu treffen und forderte sie auf, ihre Studien in Wien wieder aufzunehmen. Aber nur ein kleiner Teil folgte dem Rat; die meisten suchten, der ewigen Händel und der Chikanen durch die bürgerlichen Behörden überdrüssig, andere Universitäten auf.

Es wurde bereits erwähnt, daß gewisse Gewerbe, wie die Bücherabschreiber, Buchbinder und Buchhändler, mit der Universität in Verbindung waren und zu den akademischen Bürgern gehörten. Vor Erfindung des Buchdruckes gab es eigene Bücherschreiber und Büchermaler, deren erstere die Schrift, die letzteren

die oft prächtig ausgeführten Initialen und Miniaturen herstellten. Für beide bestand in Wien eine besondere „Zeche" oder Zunft, von deren Erzeugnissen die Hofbibliothek noch zahlreiche Proben unter ihren Manuskripten bewahrt, da Kaiser Maximilian den Konrad Celtes damit beauftragte, die im Besitze des kaiserlichen Hauses befindlichen Codices zu sammeln und zu ordnen, eine Aufgabe, die dann an Cuspinian überging und nach Einverleibung kostbarer literarischer Schätze aus der Corvinischen Bibliothek entstand daraus die kaiserliche Hofbibliothek. Von besonderer Wichtigkeit waren auch die Händler mit Handschriften, die Vorläufer der eigentlichen Buchhändler, welche meistens eine Anzahl von Abschreibern hielten, um die meist begehrten Werke vervielfältigen zu lassen.

Das von der Universität geübte Aufsichtsrecht ging dann auch auf die Buchdruckerkunst über. Wie deren erste Anfänge überhaupt noch nicht zweifellos



Insignien der gekrönten Dichter. (S. 515.)

klargestellt sind, kann auch die erste Ausübung in Wien nicht fixiert werden. Erst verhältnismäßig spät nach der meist in das Jahr 1440 verlegten Erfindung des Buchdruckes tauchte dieser in Wien auf. Es ist dies um so mehr zu wundern, als Kaiser Friedrich ein großer Gönner der neuen Kunst war, die er der Gelehrsamkeit selbst an die Seite setzte und durch ein besonderes Wappen auszeichnete, das den kaiserlichen Adler mit den Emblemen der Schriftsetzerei und Buchdruckerei enthielt.

Wie nach vielen anderen Orten wurde höchst wahrscheinlich der Buchdruck auch nach Wien erst verpflanzt, als durch die Belagerung und Plünderung von Mainz im Jahre 1462 die Gehilfen der ersten von Gutenberg und Fust gegründeten Buchdruckerei sich zerstreuten. Es waren dies sogenannte „Wanderdrucker", die eine einfache Presse und den sehr bescheidenen Lettenvorrat mit sich führten und sich für kurze Zeit niederließen, wo sich vorübergehend Arbeit und Gewinn bot. Natürlich konnten sie sich auf die Herstellung umfangreicherer und größere Sorgfalt erfordernder Werke nicht einlassen, sondern es waren meist nur Flugblätter und kleinere Volksbücher, die aus solchen Wander-

druckereien hervorgingen. Übrigens waren auch die Verhältnisse in Wien während der Sechziger- und Siebzigerjahre durchaus nicht einladend zum Niederlassen für ein Gewerbe, das an Frieden, Wohlstand und geistige Regsamkeit gebunden war. Wohl gab es mehrere Buchdrucker an anderen Orten, die sich nach Wien benannten, so der berühmte Ulrich Han de Wiena in Rom, der dort von 1475 bis 1478 druckte, und 1476 ein Johann Wiener de Vienna, der in Vicenza tätig war, und ebendort auch Stephan Koblinger Viennensis, aber von keinem ist es nachweisbar, daß er tatsächlich auch in Wien ansässig war, obwohl sich Han in einem seiner Druckwerke sogar „civis Wienensis" (Bürger von Wien) nennt.

Die ältesten bis jetzt bekannten in Wien hergestellten Druckwerke sind von 1482 datiert. Es ist dies ein „Tractatus distinctionum Joannis Meyger", dessen Verfasser als Lehrer der artistischen Fakultät an der Wiener Universität angehörte, dann eine theologische Abhandlung des Guido de Monte Rotherii, die schon 86 Blätter umfaßt und andere kleinere Abhandlungen. Der erste ständige Buchdrucker dürfte in Wien Hans Winterburger gewesen sein, der aus der rheinischen Grafschaft Sponheim stammte. Das erste Buch, auf dem er ausdrücklich als Drucker genannt ist, stammt aus dem Jahre 1492, das letzte, das seinen Namen trägt, ist mit 1519 bezeichnet. Seine Drucke können sich nicht mit jenen von Straßburg, Leyden und einzelner italienischer Offizinen an Schärfe des Druckes und Schönheit der Lettern messen, sie sind aber sehr korrekt und beweisen, daß sie aus einer der besseren wohleingerichteten Werkstätten der ersten Zeiten des Buchdruckes stammen (Abb. S. 524). Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß Winterburger, der auch in Ofen eine Druckerei besaß und sogar Bürger dieser Stadt war, schon vor der Zeit des Königs Mathias Corvinus in Wien tätig war und als Anonymus einige oder alle der oben genannten Traktate druckte, es aber vermied, sich zu nennen, um Konflikten auszuweichen. Auf jeden Fall muß er schon vor 1492 in Wien gedruckt haben, denn es ist nach dem Stande der damaligen Technik und des Verkehres nicht wohl anzunehmen, daß eine Druckerei von der Leistungsfähigkeit, wie schon seine ersten datierten Drucke sie beweisen, ganz neu und plötzlich entstanden ist. Winterburger besaß in Wien das Haus Krugerstraße 45 (alt 1007).

Nach Winterburger erscheint Hieronymus Vietor (eigentlich Böttcher, aus Liebental in Schlesien, daher auch Doliarius und Philovallis genannt), zuerst 1509 mit ihm in Gesellschaft, ein Jahr darauf aber schon selbständig, dann aber wieder mit Johann Singriener arbeitend. Diese beiden hatten ihren Buchladen am Alten Fleischmarkt, in dem Hause (heute Nr. 16, alt 687) dem Frauenkloster zu St. Laurenz (jetzt Ärarialgebäude Nr. 19, alt 708) gegenüber.

Vietor hatte seine Kunst in der damals so berühmten Offizin in Krakau gelernt und brachte deshalb öfters das mit dem polnischen Wappen umgebene Bild des heiligen Stanislaus auf seinen Ausgaben, dann auch den großen kaiserlichen Adler mit dem erbländischen Wappen an.

Als er sich 1515 wieder von seinem Gesellschafter trennte, etablierte er sich in der Weihburggasse (heute Nr. 5 des Franziskanerplatzes, alt 920), welches Haus damals der medizinischen Fakultät gehörte. Hier arbeitete bei ihm als Korrektor der berühmte Johann Agricola aus Eisleben, der spätere Schüler Luthers und Hofprediger. Nachdem Vietor volle 21 Jahre in Wien gearbeitet hatte, übernahm er 1531 eine Druckerei in Krakau, woselbst er 1546 starb.

Von besonderer Bedeutung ist für die Buchdruckergeschichte von Wien nur noch der oben schon genannte Johann Singriener aus Ötting in Bayern,

der zuerst mit Vietor, dann aber von 1525 bis zu seinem im Jahre 1545 erfolgten Tode allein tätig und Besitzer des sogenannten „Winterhauses" unter den Tuchlauben war. Seine Bücher zeichneten sich nicht allein zuerst unter den in Wien gedruckten durch die Anwendung der Antiquaschrift aus, sondern er besaß auch griechische und sogar hebräische Lettern. Er hielt besonders auf Korrektheit seiner Ausgaben und besoldete zu diesem Zweck einen „gelehrten Schriftsetzer" namens Melchior Hertwiger.

Auch die „Buchführer", wie man die ältesten Buchhändler nannte (auch stationarii und pergamentarii), unterstanden der Universität. Sie hatten vor dem Rektor einen besonderen Eid abzulegen, daß sie ihr Gewerbe nach Recht und gewissenhaft ausüben, niemand beim Kauf oder Verkauf benachteiligen und keine Werke führen werden, die von der Universität nicht approbiert sind. Sie waren gehalten, außen an ihrem Verkaufslokal sichtbar zu machen, welche Bücher sie führen und was diese kosten. Als die ältesten Wiener Buchhändler kommen vor: Hans Hüffel, von 1491 bis 1502, Besitzer eines Hauses am Alten Fleischmarkt, Georg Walich, 1494 in der Wiltwerker-(Wipplinger-)straße, Leonhard Alantsee, von 1511 bis 1525, zuerst Bäckerstraße Nr. 5, dann mit Michael Alantsee. Brandstätte Nr. 2, Johann Metzger, von 1511 bis 1543, Bäckerstraße Nr. 11 (heute Sonnenfelsgasse 12) u. s. w.

Die berühmtesten aller dieser „Buchführer" waren die aus der Gegend von Augsburg gebürtigen Brüder Leonhard und Lukas Alantsee, welche ihren Buchladen in dem uralten Hause Ecke der Rotenturmstraße und des Stephansplatzes, Brandstätte Nr. 2, Rotenturmstraße Nr. 3 (alt 629) hatten. Sie sind die ersten und bedeutendsten Wiener Buchhändler älterer Zeit, trieben schon zu Augsburg Buchhandel, ließen sich aber um 1505 bleibend in Wien nieder, woselbst sie einen ansehnlichen und ausgebreiteten Buchhandel errichteten. Sie trieben auch auswärtige Geschäfte und reisten öfter nach Venedig, um Bücher zu kaufen. 1511 ließen sie das erste Werk zum Selbstverlag drucken; es führte den Titel: De flenda Cruce Baptistae Rhegiensis Episcopi Carmen tam elegans quam devotum etc. Ihre vollständigste Unterschrift (Firma) war: Leonhardus et Frater ejus Lucas Alantsee, Cives et Bibliopolae Viennenses, Caesarisque et rerum Casarearum Studiosissimi, hos Augustales libellos prodire volverunt in lucem, expensis suis, Imprimentibus, eos ex typis effigiantibus. Diese ausführliche Unterschrift kommt jedoch nur auf wenigen Werken vor. Übrigens ließen sie nicht nur in Wien, sondern auch in den berühmtesten Offizinen von Venedig, Basel und Straßburg drucken. Am Schlusse ihrer Ausgabe war entweder ihre Chiffre im Ringe oder ein Stock angebracht, der ein einfaches Wappen mit ihrer Chiffre enthielt, das von zwei Greifen gehalten wurde und auf welchem ein Baum stand. Das Ganze war mit schön verziertem Rande umgeben, in dem sich Genien auf rebenumwundenen Bäumen schaukelten. Das Recht zur Führung dieses Wappens, womit aber kein Adel verbunden war, stammte noch von Kaiser Maximilian I.

Der ältere Bruder, Leonhard, starb am 7. Januar 1518. Sein Grabstein befand sich auf dem Stephansfriedhofe mit der Inschrift: „Anno 1518 den 7. Tag Jenners ist gestorben der erber Lienhardt Alandtsee, Burger und Buechfuehrer zu Wienn". Dabei war sein Wappen mit einem Fische angebracht. Sein Bruder Lukas setzte das Geschäft in so großem Stil fort, daß man ihn als omnium literatorum parens (als Vater aller Wissenschaften) bezeichnete. Interessant ist es, daß er, soviel man weiß, der erste war, welcher verlangte, daß nach dem Tode sein Körper seziert würde. Der Wiener Arzt Dr. Mathias Cornax berichtet in dem schon sehr seltenen, 1550 bei Urban Alantsee verlegten Schriftchen über die Krankengeschichte einer „Mitbürgerin zu Wien" über

den Befund an der Leiche des 1522 gestorbenen Lukas Alantsee folgendes: „Es ist vielen ehrlichen noch lebendigen Leuten wissend, wie Lukas Alantsee, ein nahmhaftiger Bürger allhie zu Wienn in Gott verschieden, hat man dem nach seinem Begern und der Freundschaft willen die Brust geöffnet im Jahr des Herrn 1522 und befunden, daß das Herz mehr dann halber verfault und eiterig gewesen."

Er hinterließ einen Sohn Urban, der das Geschäft fortsetzte und mehreres bei Victor und Johann Carbo (Hans Kohl) auflegen ließ. Seiner Unterschrift war anfangs beigesetzt: ingenuus et bonae spei juvenis (begabter und

Konrad Celtes. (S. 515.)

hoffnungsvoller Jüngling), dann aber „erber (ehrbarer) Burger zu Wienn". Er besaß auch ein Haus auf dem Graben, starb 1531, wurde zu seinem Vater begraben und überließ, da er kinderlos starb, den Buchhandel seinem Stiefbruder Christof Wech, unter dem aber durch die Ungunst der Zeitverhältnisse diese erste große Verlagsbuchhandlung Wiens ihren früheren Rang nicht behaupten konnte.

Der Laden der Buchhändler Alantsee in Wien war gleich jenen der berühmten Stefan (Etienne) in Paris ein Sammelpunkt der gelehrten Welt. Das Haus, in dem er sich befand, hat bis zu seinem vor etwa 20 Jahren erfolgten Abbruch noch ganz den altertümlichen Baucharakter bewahrt. Es war

dies jenes Haus, das nach dem Gewölbschild einer Tuchhandlung „zum Primas von Ungarn" benannt wurde und an dessen Hofseite die erwähnte Tafel über die „Mörung" angebracht war. (Bild S. 525.)

Aus unscheinbaren Anfängen, wie der Buchdruck überhaupt, entwickelte sich auch das Zeitungswesen. Wie die ersten Buchdrucker in Wien offenbar mit ihrem kleinen Letternschatz durch die Welt zogen, so waren auch die ersten Zeitungen, die von hier hinausflatterten, weder an Umfang noch an Inhalt mit jenen Journalen zu vergleichen, die heute täglich in der Stärke einer mehrere Druckbogen umfassenden Broschüre erscheinen und ein fortlaufendes Repertorium der Zeitgeschichte in allen Wissenszweigen bilden. Die ersten Zeitungen waren einfach Flugschriften, die, ohne an einen bestimmten Termin des Erscheinens gebunden zu sein, besonders wichtige Zeitereignisse schilderten, ja sie dürften schon damals benützt worden sein, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Diese Meinung wird gerade durch die erste in Wien aus der Druckerei von Winterberger stammende „Zeitung" bestätigt, denn sie trägt den Titel: „Vermerkt die Hofmähr aus dem Niederland", durch welche die Wiener offenbar über die nicht immer ganz wolkenlosen Beziehungen des Königs Maximilian zu seinen niederländischen Untertanen beruhigt werden sollten. Später tauchten solche als Vorläufer der regelmäßig erscheinenden Zeitungen anzusehende Flugschriften immer häufiger auf, sie führten auch schon modern anklingende Titel, wie „Neuigkeits-Relationen" oder ähnlich, ja auch die Bezeichnung als „Zeitung" kommt schon öfter vor. Sie brachten Nachrichten aus den Vorgängen auf einem der Kriegsplätze oder absonderliche, meist sehr phantastisch zugestutzte Berichte über die Entdeckungen in der neuen Welt, häufig auch über besondere Lokalereignisse oder „fürchterliche Zeichen" am Himmel. Hierher gehört auch jene sechs Quartblätter umfassende Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten beim Begräbnis Kaiser Friedrich III., die 1493 erschien und nur in einem der Studienbibliothek in Leipzig gehörigen Exemplar erhalten geblieben ist. Im Jahre 1430 erhielt der Wiener Buchdrucker Hans Singriener die ausdrückliche Erlaubnis zur Veröffentlichung aller das „gemeine Wesen betreffenden Novitäten", doch scheint er keinen andauernden Gebrauch davon gemacht zu haben.

Die Grabsteinbilder: Celtes, Slatkonia, Spießhammer. (S. 515.)

Aber schon lauerte hinter dem kaum geborenen Zeitungswesen auch dessen bitterste Feindin — die Zensur. Schon 1573 erging mittels besonderen Hofdekretes eine scharfe Vermahnung, in welcher es heißt: „Mehrfältig sei der niederösterreichischen Regierung schon aufgetragen worden, darüber zu wachen, daß ohne kaiserlicher Majestät und der Regierung Vorwissen nichts gedruckt werde." Diese Vorschrift sei aber bisher nicht befolgt worden, woher es vorkomme, daß „gar viel, darunter bisweilen ungereimte schädliche Sachen gedruckt würden". Es sei also den Druckern zu bedeuten, künftig gar nichts, „es sei so schlecht und gemein, als es immer wolle, darunter auch Carmina (Gedichte), Orationes (Reden) und Positiones u. dgl., ohne besondere Ihre kais. Majestät und sonst Niemands Anderen Bewilligung zu drucken". Ausdrücklich wurde auch der Universität und ihren Fakultäten das bisherige Recht, eine Druckbewilligung

zu erteilen, entzogen. Und doch war auch die von dieser Seite geübte Aufsicht eine sehr strenge gewesen, die sich sogar gegen die eigenen Mitglieder kehrte und sich nicht bloß auf die Bücher, sondern auch auf Vorträge und Predigten erstreckte. Als 1510 der Pfarrer von St. Michael, ein gelehrter Mann und Lehrer an der Universität, von der Kanzel aus scharfe Angriffe gegen die Bettelorden richtete, zog man ihn zur Verantwortung, stieß ihn aus der theologischen Fakultät aus und erst durch einen eidlichen Widerruf konnte er die Wiederzulassung erwirken. Neben dem schon als berühmten Gelehrten genannten Vellinus war noch der aus Paris nach Wien berufene Dr. Johann Trapp, der viermal das Rektorat bekleidete, als Zensor der Universität tätig. Sie beanstandeten sogar die wenige Jahre nach dem Tode des Konrad Celtes von dem gelehrten Thomas Velocianus herausgegebene Sammlung der hinterlassenen Oden, wahrscheinlich wegen der allzu feurigen Anpreisungen der Liebesfreuden. Man verlangte die Entfernung aller Stellen, die Anstößiges gegen die gute Sitte oder den wahren Glauben enthalten, bevor die Drucklegung und der Verkauf des Werkes erfolge. Es ist jedoch zweifelhaft, ob das Verbot Erfolg hatte, denn eine Schule guter Sitte sind die Schriften des Celtes überhaupt nicht.

Besonderen Aufschwung nahm an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Musik in Wien. Hier ist der Einfluß Maximilian I., obwohl er sich so wenig in Wien aufhielt, nicht zu verkennen. Er war ein leidenschaftlicher Musikfreund, spielte selbst mehrere Instrumente, zu deren Verbesserung er seinen in allen künstlerischen und mechanischen Dingen gewandten Geist anstrengte. Der berühmteste Komponist und Theoretiker seiner Zeit Jaquin de Près gehörte zu seinen Hofkapellmeistern, und Cuspinian meint, die Musikmeister wüchsen am Hofe Maximilians empor, „wie die Pilze nach einem Regen". Als die gebräuchlichsten Instrumente werden genannt die Laute, Leier, Harfe und Fidel, die „Floiten, Posmen, Clarons" (Flöten, Posaunen und Klarinette), endlich die „Cornemuse", der biedere Dudelsack. So mag denn wohl Wolfgang Schmälzl im Rechte sein, wenn er um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Wien rühmt:

„Hier saynd vil sänger saiten spil,
Allerley gesellschafft, Frewden vil,
Mehr Musicos vnd Instrument
Findt man gwißlich an khainem end."

Was die bildenden Künste betrifft, sind die Nachweisungen über die Architektur und ihre Meister schon bei den einzelnen Objekten gegeben. Auch bei den Werken der Plastik kann nur darauf verwiesen werden, was über das Grabmal Friedrich III., über die Chorstühle im Stephansdom u. s. w. gesagt wurde.

Eine Malerzeche kommt schon im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts vor und in Urkunden werden schon um 1310 „Schilter" aufgeführt, die sich mit dem Bemalen der Schilder und Paniere befaßten.

Von Herzog Rudolf IV. an kommen auch schon Hofmaler vor, deren Wirkungskreis aber auch nicht viel über den obenbezeichneten hinausgegangen sein wird. Jakob Grün, Hausbesitzer am Kohlmarkt, wird 1419 zuerst als Maler eines Tafelbildes am Zwölfbotenaltar von St. Stephan genannt, Meister Simon aus der Weihenburg stellte Glasgemälde für die Michaelskirche und 1424 ein Tafelbild für den Frauenaltar von St. Stephan her. Bedeutung für die Kunstgeschichte hat aber von den Wiener Malern des fünfzehnten Jahrhunderts nur jener Meister R. F., der erst vor einiger Zeit als Rueland Fruehauf festgestellt wurde und mit dem Maler Wolfgang Rueland, der im [illegible] Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts unter den Stadträten vor[illegible]ntisch ist. Von ihm besitzt die Hofgemäldesammlung sieben Werke

(1397 bis 1403 der altdeutschen Schule), im Stifte Klosterneuburg befinden sich vier Passionsbilder dieses Künstlers und auch die Kirche in Groß-Gmain bei Salzburg hat Tafelbilder von seiner Hand. Kunsthistoriker wollen in seinen Werken Anklänge an die flandrische Schule erkennen, rühmen die korrekte Zeichnung und die verständige Anordnung der meist sehr figurenreichen Gemälde, nur das Kolorit wird als blaß und unkräftig getadelt. Als sehr geschickter Miniaturmaler aus dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts wird Meister Hans Sachs, Hofmaler Herzog Albrecht III., gerühmt, von dessen Hand die köstlichen Miniaturen des „Rationale divinorum officiorum" von Durante in der Hofbibliothek stammen, welchem das Porträt Herzog Wilhelm des Fröhlichen entnommen ist.

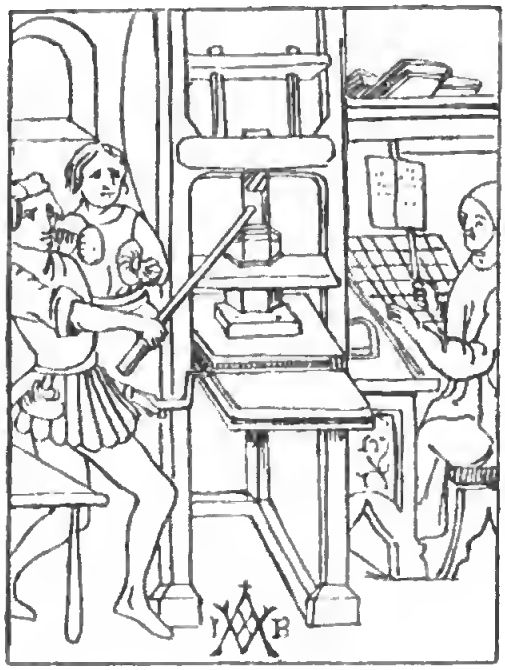
Bauliche Entwicklung und bürgerliche Verhältnisse Wiens um das Jahr 1500.

Die ganze zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war dem Entstehen größerer Bauten nicht günstig. Krieg und innere Unruhen mit ihrem unzertrennlichen Begleiter, der Geldnot, ließen keinen Gedanken an die Angriffnahme bedeutender Bauwerke aufkommen. Dazu kam aber auch, daß der gotische Stil seine Blütezeit schon überschritten hatte und die in Italien zur höchsten Vollendung gelangende, den klassischen Stil ausgestaltende Renaissance-Architektur in Wien fast gar keinen Eingang fand, so daß sie nur in wenigen kleineren Beispielen vertreten ist. Unter diesen Umständen muß man es dankend anerkennen, daß die Ausgestaltung des St. Stephansdomes von den rasch wechselnden Regierungen nach Möglichkeit gefördert wurde und wenn auch langsam und oft stockend, ihren Fortgang nahm.

Nach Hans Puchsbaum finden wir am Bau von St. Stephan beschäftigt die Meister Lorenz Spening bis 1461, Georg Pann und zuerst mit diesem gemeinsam, dann allein Simon Achleitner bis 1481, dann Leonhard Steinhauer bis 1485. Große schaffende Meister des gotischen Stiles waren noch Georg Oechsel und Anton Pilgram, der mit dem ersteren gemeinsam am Nordturm arbeitete, besonders Ausgezeichnetes aber von 1495 bis 1511 für die Detaildurchbildung des großartigen Baues schuf, dann aber infolge von Kabalen seiner Werkgenossen und ganz gegen die uralten Satzungen der Bauhütte den Platz räumen mußte. Ihm folgte bis 1520 als Baumeister Georg Hauser, der schon gemeinsam mit Pilgram am Nordturm gearbeitet hatte. Wie mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen ist, stammen von Meister Pilgram, dessen lebensvolles Bildnis am Orgelfuß und an der Kanzel angebracht ist (Bild S. 528), die beiden zierlichen Vorhallen zum Bischof- und Singertor und die Kanzel. Am Orgelfuß arbeitete er gemeinsam mit Georg Oechsel. Anton Pilgram war einer der letzten großen Meister des gotischen Stiles: wenn ihm vielleicht die Fähigkeit zum Fassen und Ausgestalten großartiger Entwürfe fehlt, wozu aber in einer Periode des Sinkens der gotischen Bauformen auch keine Gelegenheit mehr war, so behandelte er mit Virtuosität und einer unerschöpflichen Phantasie die Detailformen. Sein bedeutendstes Werk ist die am dritten nördlichen Pfeiler des Langhauses angebrachte Kanzel (Bild S. 529), eine der zierlichsten Steinkonstruktionen, die es gibt. Sowohl der Kanzelfuß, der unter verschränkten Baldachinen Heiligenstatuen zeigt, wie die im Vieleck angelegte Brüstung mit den Brustbildern der vier großen Kirchenlehrer Augustinus, Gregorius, Hieronymus und Ambrosius und die durchbrochene, mit phantastischer Ornamentik gezierte Treppe sind Meisterwerke gotischer Steinhauer-

kunst. Nur der Schalldeckel, der aber im einheitlichen Geist komponiert ist, besteht aus Holzschnitzerei. Am Fuß der Brüstung nahe der Biegung der Treppe ist das Steinbild des Künstlers, das durch die Jahreszahl 1506 und die vollkommene Übereinstimmung mit dem am Orgelfuß befindlichen Porträt wohl die Annahme, daß die Kanzel von Hans Puchsbaum stammt, auf das bündigste widerlegt.

Eine vorzügliche Arbeit ist auch der in der Katharinenkapelle unter dem Hochturm stehende Taufstein, dessen Vollendung in das Jahr 1481 fällt. Er ist aus rötlichem Marmor angefertigt und im Achteck konstruiert. Die acht Flächen des Beckenumfanges haben Basreliefs von sehr guter Arbeit, die Figuren des Heilandes und der Apostel darstellend. Der Fuß wird von den vier sitzend ausgeführten Evangelisten unterbrochen. Hier ist auch eine Inschrift, welche einen Meister Heinrich als Verfertiger des Taufbeckens nennt. (Bild S. 532.)



Buchdruckerei um 1500. (S. 518.)

Zu den vorzüglichsten Kunstarbeiten im Inneren des Domes gehören die geschnitzten Chorstühle zu beiden Seiten des Presbyteriums. Sie wurden im Jahre 1487 vollendet und sind ein Werk des Wiener Bildschnitzers Wilhelm Rollinger, der hier ansässig war und ein Haus in der Singerstraße (heute Nr. 22, alt 891) besaß. Der Entwurf und die Arbeit an diesen Chorstühlen ist so vortrefflich, daß sie auf eine hohe Durchbildung des Wiener Kunstgewerbes in jener Periode schließen lassen. Die Stühle befinden sich der Länge nach in doppelter Reihe zu beiden Seiten des durch die freistehenden Pfeiler gebildeten mittleren Teiles des Chores beim Hochaltar.

Die Durchführung dieser ausgezeichneten Arbeit beweist eine nie versiegende Phantasie, welche die stets wiederkehrende Form mit einer Fülle wechselnder Ornamente und Figuren zu umkleiden wußte. Es ist vollkommen begründet, wenn ein bekannter Kunstschriftsteller bei Besprechung dieser Chorstühle meint, es sei kaum zu sagen, wo bei dieser Arbeit „das Handwerk aufhört und die Kunst beginnt". Sie sind nur mit jenen des oberen Betchores in Heiligenkreuz zu vergleichen, deren größter Wert in den mit meisterhafter Charakteristik geschnitzten Büsten der großen Kirchenlehrer und Päpste liegt. In stilistischer Durchbildung sind aber jene von St. Stephan noch ausgezeichneter. (Bild S. 536.)

An das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa um das Jahr 1490 fällt auch die Vollendung des großen Kirchendaches bei St. Stephan. Der westliche Teil desselben von den Heidentürmen bis zu den beiden Türmen an den Kreuzschiffarmen wurde schon unter Herzog Rudolf IV. um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aufgesetzt; über den Chören entstand das Dach aber erst von 1488 an, als Jahr der Vollendung gibt eine Inschrift das Jahr 1490 an, in welchem die Verbindung beider Dachteile erfolgte. Das ältere Dach hat eine

Höhe von 33, das jüngere eine solche von 19 Metern, die Zahl der dabei verwendeten großen Stämme beträgt 2889, es liegt also eine Art von Wahrheit darin, wenn gesagt wird, ein großer Teil des Wienerwaldes befinde sich auf dem Dach des Stephansdomes. Übrigens baut sich dieser gewaltige Dachstuhl, der ein Meisterstück des Zimmergewerbes ist, in zwei Teilen über dem Kirchengewölbe auf; es gibt ein Ober- und Unterdach, die übereinander liegen, da ja

Die Brandstätte. (S. 521.)

auch die größten Stämme nicht so lang waren, um eine sichere Konstruktion für die ganze Dachhöhe zu gestatten. Die Eindeckung mit den färbigen glasierten Ziegeln wurde erst im Jahre 1831 hergestellt, bedarf aber natürlich steter Ausbesserungen und Ergänzungen.

Im Jahre 1514 traten infolge wiederholter Blitzschläge an der Spitze des Hochturmes so ernste Baugebrechen auf, daß sogar ein Einsturz drohte. Es fand daher unter Leitung des Baumeisters Georg Hauser eine teilweise Abtragung des Turmes statt. Der Neuaufbau wurde 1519 vollendet, bei welcher Gelegenheit ober der Kreuzrose Mond und Stern als Symbol des dem Him-

melsgewölbe zustrebenden Baues angebracht wurden. Es ist also eines der vielen kursierenden Märchen, daß man einen Halbmond anbringen ließ, um die Türken zur Schonung des Turmes zu vermögen. Wohl aber wurden 1552 an der Spitze des Hochturmes zwei Hirschgeweihe angebracht, welchen man die Kraft zuschrieb, den Blitz abzulenken. Sie blieben auch an ihrer Stelle bis 1810. Dagegen ließ Kaiser Leopold I. Mond und Stern 1686 abnehmen und durch ein Kreuz ersetzen, eine ziemlich halsbrecherische Arbeit, die ohne Aufstellung eines Gerüstes von dem Ziegeldeckermeister Nikolaus Ressylka aus Brunn a. G. mit seinen beiden Söhnen glücklich vollzogen wurde. Der Halbmond befindet sich noch heute im historischen Museum der Stadt Wien.

Auch über den unterirdischen Teil des St. Stephansdomes ist einiges zu sagen. Es ist dies um so nötiger, als gerade über die sogenannten „Katakomben" von St. Stephan sehr irrige und übertriebene Vorstellungen herrschen, die stets wieder gläubig nacherzählt werden, obwohl sie unzähligemale widerlegt worden sind. Gehen wir zuerst zurück auf die Entstehung der Katakomben, die gleichfalls an das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fiel. Am 24. April 1486 überließ Balthasar Berghauser, Komtur des Deutschen Ordens, dessen Haus bekanntlich die Südostecke des Stephansplatzes bildet, dem Domkapitel einen Keller, der sich unter einem Teil des Deutschen Hauses und des Stephansplatzes erstreckte. Es wurde ausdrücklich betont, daß dieser Keller zu einer neu zu erbauenden Kammer zur Leichenbestattung und Unterbringung von auf dem Stephansfreithof ausgegrabenen Totengebeinen und auch anderen „kirchlichen Notdurfften" verwendet werden solle; jedoch unter der Bedingung, daß die darüber liegenden Baulichkeiten keinen Schaden nehmen. Damit wurde auch ein schon durch lange Jahre zwischen dem Deutschen Orden, dem Domkapitel und der Gemeinde Wien schwebender Streit über die Ausdehnung des Stephansfreithofes endgiltig beigelegt. Gegen eine Leistung von 50 Pfund Pfennigen gestand der Deutsche Orden auch die Vergrößerung des Friedhofes und die Anlage eines Weges zwischen diesem und dem Deutschordenshaus zu, um eine bequemere Verbindung mit der Singerstraße zu schaffen.

Erst mit dem neuen unterirdischen Beinhause beginnt die Entstehung der sogenannten Katakomben von St. Stephan, denen man daher ganz ungerechtfertigt ein weit höheres Alter zuschreibt, auch in großer Übertreibung eine übermäßige Ausdehnung gibt. Bei dieser neuen Gruft nun ist der Anfang der, in späterer Zeit mit Benützung der Keller, die unter dem Stephansfreithof bestanden, angelegten und durch stollenmäßige Grabungen allmählich und in ziemlicher Unregelmäßigkeit erweiterten Katakomben zu suchen; dieselben nehmen jedoch nur jenen Teil des Stephansplatzes ein, der sich vom Deutschen Hause an bis an die gegen das erzbischöfliche Palais anstoßende Seite des Zwettlhofes, also über die nordöstliche Ecke des Platzes, ausdehnt. Auch unter der Kirche breiten sich diese Grüfte aus, jedoch nur unter dem Presbyterium samt Seitenchören, und unter dem Querschiffe, d. i. unter den älteren Teilen des gotischen Baues.

Die Katakomben sind meist rundbogige überwölbte Gänge, welche alle hinsichtlich ihrer Entstehung auf das sechzehnte Jahrhundert deuten; in dieses Gruftsystem wurde jedoch die von Herzog Albrecht III. zunächst unter dem Hochaltar angelegte Fürstengruft nicht einbezogen, sondern dies vielmehr absichtlich vermieden. An einer einzigen Stelle geht ein Ausläufer der Grüfte unter das Mittelschiff des Langhauses, derselbe beschränkt sich jedoch nur auf das letzte Quadrat. Es wäre möglich, daß man hier die vielleicht unter dem alten romanischen Presbyterium bestandene Krypta einbezogen hat. Verschont vor der Katakombenanlage blieb das Langhaus wohl nur deshalb, weil man, abgesehen

von der späteren Vollendung dieses Teiles der Kirche, bei dem vermutlichen Belassen der alten, dazwischen hinlaufenden Fundamente des romanischen Baues die großen Mühen scheute, welche dortige Grabungen gemacht hätten.

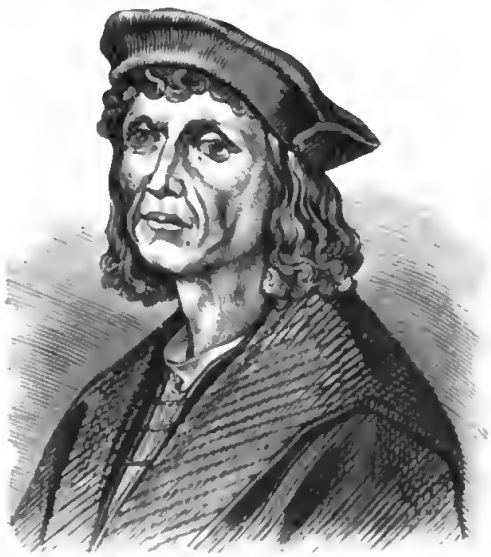
Durch diese ganz authentischen, mit den Aufnahmen der Dombauleitung übereinstimmenden Angaben sind wohl die Gerüchte über eine gewaltige Ausdehnung der Katakomben bündig widerlegt. Aber auch in anderer Beziehung herrschen, mindestens was die Gegenwart betrifft, sehr übertriebene Vorstellungen von den Schauern, die den Besucher dieser unterirdischen Räumlichkeiten erwarten. Vielleicht wirkt noch immer jener Eindruck nach, den der berühmte Dichter Adalbert Stifter bei einem in das Jahr 1844 fallenden Besuch der Katakomben empfing. Wir lassen diese Schilderung im Auszug hier folgen, wobei jedoch gleich bemerkt werden muß, daß sie in mehr als einer Beziehung einer Richtigstellung bedarf.

Wenn Stifter im Eingang bemerkt: „Nicht nur unter dem ganzen riesenhaften Bau von St. Stephan, sondern auch rückwärts hinaus unter dem ganzen Platze, ja selbst bis unter die umliegenden Häuser, wie z. B. bis unter das sogenannte Deutsche Haus, unter die Post, ist ein System von Gewölben und Gängen nach Art unserer Vorfahren äußerst fest gebaut und man weiß heutzutage noch gar nicht, wie weit sie sich erstrecken," so erfordert das eine Richtigstellung. Ohne Zweifel erzählt er hier nur wieder, was ihm die schlecht unterrichteten und nach allgemeinem Brauch solcher Leute übertreibenden Führer im Jahre 1844 berichtet haben mögen. Vom Deutschen Haus aus war der damals benützte Eingang zu den Katakomben, sonst haben diese nichts mit dessen Kellern zu tun. Um Irrtümern vorzubeugen, muß auch erläutert werden, daß mit der hier genannten „Post" nicht etwa das heutige Hauptpostamt in der Postgasse gemeint ist. Die alte „Post" befand sich in einem an den Zwettlhof grenzenden Gebäude zwischen der Wollzeile und der Schulerstraße, das um 1875 verschwand, als die Strobelgasse verbreitert wurde. Übrigens reichten die Katakomben auch nicht bis dahin, ja überhaupt auch nach dieser Richtung nicht unter die Häuser des Stephansplatzes. Doch geben wir jetzt Stifter das Wort, der uns ein mit Dichteraugen geschautes Bild des damaligen inneren Zustandes der Katakomben von St. Stephan bietet. (Wir können den Aufsatz nur auszugsweise geben, im vollen Umfang ist er in L. A. Frankls Sonntagsblättern, Jahrgang 1844, Nr. 33, enthalten.)

„Nicht von der Kirche aus, wie ich wähnte, war der Haupteingang, sondern der Führer winkte uns an ein Haus des Platzes, das einen vorspringenden Winkel bildete und Wohnparteien und Handelsgewölbe enthält; es liegt in dem Winkel schief gegen die Wohnung des Küsters, die sich im Erdgeschoß des Stephansturmes befindet. An diesem Hause sperrte er eine dunkle schwarze, sehr hohe Tür auf, an der ich wohl hundertmal vorübergegangen war und die ich immer für die zufällig zugemachte Hälfte des Tores einer Bude gehalten habe. Als wir eingetreten waren, befanden wir uns in einem schmalen Gange, der Führer machte Licht und dann ging es, nicht über eine Treppe, sondern wie über einen sanften Gang abwärts, ein schwacher Tagesschein fiel in das erste Gewölbe nur durch einen schmalen Schacht herab, der in den Hof des Deutschen Hauses mündet. Dieses Gewölbe war gleichsam eine Vorhalle und es lagen Stangen, Stroh, Bretter, Tragbahren u. dgl. in dem Winkel, alles von seltsamem veralteten Ansehen."

„Dann kamen wir in allerlei Gänge und Gewölbe, die leer waren. Nach Art unserer Voreltern sind die Gänge verhältnismäßig schmal und die Gewölbe klein und niedrig, aber das Mauerwerk stark und dicht, als wäre es aus einem einzigen riesigen Granitblock gegossen worden. Ob wir in diesen Gängen nach

Ost und West, nach Nord oder Süd gingen, konnten wir keiner erkennen, und da sie sich vielfach kreuzten und die gewölbten Zellen sich alle ähnlich sahen, so war es uns einleuchtend, daß man sich hier verirren und stundenlang herumsuchen könne, ohne einen Ausweg zu finden. Endlich kamen die ersten Bewohner dieser stillen finsteren Stadt, nämlich wie Holz aufgeschichtet, viele Klafter lang und hoch, lauter Knochen von Armen und Füßen. In gewissen Abständen, gleichsam symmetrisch geordnet, stecken zwischen ihnen die Köpfe, aber auch auf der Erde liegen bereits Trümmer herum und der weiche Tritt läßt merken, daß man auf Moder gehe. Wir ließen das Licht unserer Kerzen und Fackeln längs des großen Knochenstoßes hingleiten und beleuchteten bald diese, bald jene Partie und das fahle verwitterte Grau dieser uralten Gebeine erglühte düsterrot in dem Scheine unserer Lichter, die demungeachtet trotz der anscheinenden Kleinheit dieser Räume nicht bis zu den oberen Rändern dringen konnten, so daß der Schein in unheimliche geheimnisvolle Schatten überlief, die hoch oben und seitwärts in den Ecken saßen und glotzten. Wenn wir einer Wand nahe kamen, so erglänzte das Gestein in allerlei kleinen Flimmern, wahrscheinlich die schönen Flimmertäfelchen des Granits. Auf dem Fußboden war dichter Moder, hie und da ein Splitter und der Fuß streifte zuweilen an einen Lappen von einst kostbarem und schimmerndem Seidenstoff."



Anton Pilgram. (S. 523.)

„Wir gingen weiter in einem Kreuzgang, an einem viereckigen machtvoll großen Pfeiler stand ein Sarg, ein einziger in diesem Gewölbe, als wäre er von seinem Orte absichtlich hierher gebracht, eröffnet worden und dann stehen gelassen, denn wirklich lag sein Deckel nebenan und zwischen den Brettern, die vom Alter geschwärzt und nur mehr lose zusammenhängend waren, lag der einstige Bewohner dieses gezimmerten Hauses, eine Frau — das Antlitz und der Körper ist wunderbar erhalten, in diese verschlossenen Räume muß die Verwesung nicht haben eindringen können, so daß die organischen Gebilde bloß vertrockneten, aber nicht zerstört wurden — die Züge des Gesichts sind erkennbar."

„Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltar der Kirche," sagte der Führer und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. „Wir waren zufällig in dem Augenblick alle stille und da hörten wir deutlich in langen schweren Tönen die Orgel aus der Kirche herunter tönen." (Es ist auch das ein Irrtum, denn unter dem Hochaltare befindet sich ein Teil der Fürstengruft, die von den Katakomben aus gar nicht zugänglich ist.)

„Wir kamen nun wieder in eine neue Halle und wie ich um die Ecke des Pfeilerbogens komme und vor mich hinleuchte, erschrak ich heftig. Ein großer Mann lehnte starr an der Mauer, zu seinen Füßen saß ein anderer zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet und den Kopf über die Schulter seitwärts gesunken, eine Frau in sich gebückt und eingesunken, gleichfalls mit gefalteten Händen, kauerte im Winkel und an den Wänden lehnten und saßen oder lagen andere, lauter Mumien — aber erschrecklich deutlich waren die

Gesichts- und Körperformen, als wären sie erst gestern hierher gestellt worden, denn aus einer mir unbekannten Ursache war hier keine Verwesung eingetreten, sondern die Haut war sanft getrocknet und anzufühlen wie weiches Leder, auch das Zellgewebe des Fleisches war eingetrocknet und füllte die Haut wie eingestampfte Sägespäne, so daß die Muskeln selbst elastisch blieben. Es war ein seltsamer gespenstiger Anblick in dieser Halle. Ein Berg von Moder stieg gegen die Gewölbdecke empor und seltsam ist es, die Körper sind geblieben und die Gewänder sind fast alle zerstäubt und vermodert, nur wo sie durch den Schutt gesichert waren, haben sich ganze Lappen erhalten und waren sogar erkennbar, meistens Leinenzeug und Seide, welche letztere ganz besonders fest und stark gearbeitet war."

Diese Halle dürfte es gewesen sein, welche der Aquarellaufnahme zugrunde lag, nach welcher das Bild (S. 538) entstand. Die Aufnahme erfolgte um 1860 durch den bekannten Zeichner Emil Hütter. Ein Beweis dafür, wie geschäftig die Tradition mit solchen Dingen ihr Spiel treibt, liegt darin, daß der auch von Stifter erwähnte, aufrecht an der Wand stehende Leichnam, dessen Größe allerdings auffällig war, mit verschiedenen Personen identifiziert wurde. Bald sollte es der „große Schwede" sein, der 1639 wegen Verrates am Hohen Markt enthauptete Oberst Kirchbaum, womit es indessen nicht stimmt, daß der Leichnam seinen Kopf an der richtigen Stelle trägt, aber auch als den „schönen Kämmerer" Ferdinand Leopold Graf Hallweil bezeichnete man ihn, wahrscheinlich wegen der Überreste von Spitzen und Samt, die sich an der Mumie erhalten hatten. Aber dieser Kavalier, der 1696 wegen einer Spielschuld vom portugiesischen Gesandten Marquis d'Aronches ermordet wurde, hat seine Ruhestätte in der Karmeliterkirche in der Taborstraße gefunden, wo sein Grabstein zu sehen ist.

Kanzel von St. Stephan. (S. 523.)

„Immer weiter, immer größer und verwickelter entfaltet sich diese Stadt der Grüfte, immer neue Tote waren zu treffen; Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von Moder, dann kommen wieder Knochen, dann leere Gewölbe und Gänge — und wie weit sich dies alles hin erstreckt, weiß man bis jetzt noch gar nicht mit Gewißheit; denn in manchem Gemache sieht man einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, daß er etwas trage, oder daß man hindurch gehe, sowie durch den, durch welchen wir gekommen waren; aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer ausgefüllt, so daß die Vermutung entsteht, daß hinter ihm ein Gewölbe sei, das man zugemauert hatte, als es voll Toter war. Und wirklich traten wir jetzt an eine Stelle, wo man eine Schlußmauer durchbrochen hatte und siehe! aus der Bresche ragte eine Anzahl Särge hervor.

In die Stille unserer Betrachtungen tönte jetzt das Wort eines Führers: „Es wird hier, wenn einmal alles ausgegraben und gelüftet sein wird, noch viel weitläufiger und lüftiger herumzugehen sein als jetzt, denn auch der Boden, auf dem wir in diesem Augenblicke wandeln, ist höchst wahrscheinlich wieder

Digitized by Google

nur die Decke von anderen Gewölben, die unter uns befindlich sind." Wirklich war es uns schon öfter, wo wir nicht weichen Moderboden unter den Füßen hatten, vorgekommen, als gingen wir über harte, sanft gewölbte Stellen hinweg. Und als der Führer die obigen Worte gesagt hatte, verließen wir die traurige Bresche und gelangten nun in der Tat in ein Gemach, dessen Fußboden durchbrochen war und siehe! es war unten wieder eine solche Halle, wie die, in der wir standen; eine Leiter führte durch die aufgebrochene Stelle in dieselbe und zwei von uns stiegen hinunter. Das Gewölbe schien niedriger, wahrscheinlich nur des gehäuften Schuttes wegen. Gegen die Wände hin und in den Winkeln war wegen Moder und dicker Finsternis, in der unsere Lichter ordentlich ohnmächtig waren, nichts deutlich zu sehen, aber unser Führer versicherte uns, es sei hier unten alles vollgestopft mit Toten."

Auch diese vielverbreitete Annahme, daß die Katakomben ein oder gar mehrere Stockwerke tief seien, ist unbegründet. Bei den genauen Untersuchungen, welche in den letzten 30 Jahren wiederholt vorgenommen wurden, stieß man nirgends nach unten auf tiefer liegende gewölbte und regelmäßige Räume. Jener Raum, von dem Stifter spricht, wird eine der Gruben gewesen sein, die man auswarf, um in den Zeiten großer Sterblichkeit, also während der Pest oder 1683, als die Ruhr wütete, Platz für die Leichen zu schaffen.

„Wir sind jetzt unter der Post," sagte einer der Führer und leuchtete im Gang weiter. Fast fing es mir an, in diesen massiven Kreuzgängen und Überwölbungen drückend zu werden. Immer Mauern, eisenfeste Steinmauern, keine Fenster, keine Öffnung. Es schien mir, als entbehrte ich der Luft selber. In dem Momente fiel ein blasser Streifen von oben herab, es war Tageslicht vom Schacht im Deutschen Haus."

Noch vor Stifter hatte in den Dreißigerjahren die damals viel gelesene englische Reisende Missis Francis Trollope die Katakomben besucht und in ihrem Buche „Vienna and the Austrians", das 1838 erschien, über das Aussehen dieser Räume mit der ganzen verbissenen Tugendboldigkeit eines englischen Blaustrumpfes geurteilt. Sie übertrieb offenbar, wenn es auch an einzelnen Kuriositätsfexen, zu welchen aber gewiß ihre Landsleute das größte Kontingent stellten, nicht gefehlt haben mag, die sich Knochen, Kleiderfetzen oder Sargspäne aneigneten. Diese Anregungen führten zuerst zu einer Beschränkung des Zutrittes und als nach 1850 die Restauration des Domes planmäßig in Angriff genommen wurde, erstreckte sich diese auch auf die Katakomben. Das malerische Chaos, das so vielen Besuchern romantisches Gruseln verursachte, wurde beseitigt, eine genaue Untersuchung stellte den Umfang dieser unterirdischen Räume endgiltig fest und einzelne Gewölbe wurden vermauert. Schon im Beginn der Siebzigerjahre war bei einem Besuche der Katakomben nur sehr wenig mehr von jenen Eindrücken zu merken, die Stifter ein Vierteljahrhundert früher empfing. Die meisten Hallen und Gänge unterschieden sich in nichts von anderen reingehaltenen unterirdischen Lokalen und nur in ein paar Räumen hatte man den Anblick von Knochenhaufen, Särgen und mumienartigen Leichnamen, um als Besucher doch auf seine Kosten zu kommen. In neuerer Zeit soll übrigens durch die Nichtbenützung der Hausbrunnen das Grundwasser sich von unten aus bemerkbar machen, wodurch die bisher eine Verwesung der ganzen Leichname hindernde Trockenheit der Luft ungünstig beeinflußt und letztere dem Zerfall zugeführt werden dürften.

Übrigens scheinen die Katakomben von St. Stephan nur in Ausnahmsfällen als eigentlicher Bestattungsort für Leichen gedient zu haben. Wohl aber machten die der steigenden Volkszahl nicht mehr entsprechenden Friedhöfe der Inneren Stadt häufigere Ausgrabungen nötig und man brachte dann, da andere

Räume nicht zur Verfügung standen, die erhaltenen Überreste in die Katakomben. Dieser Raummangel spricht sich auch darin aus, daß immer neue Teile des Stephansplatzes als „Freithof" in Verwendung genommen wurden. Er war im Mittelalter an sich viel kleiner, da zwischen der Westfront und der Brandstätte eine erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts abgebrochene Häuserreihe stand und auch vom Stock-im-Eisenplatz her sich eine das längst verschwundene „Raubergaſſel" bildende Häuserinsel vorschob. Der Stephansplatz selbst umfaßte einen an den Hauptverkehrsrouten durch Tore abgeschlossenen Raum. Das Zinnertor stand am Eingang zum Stock-im-Eisenplatz, das Hüttentor an der heutigen Kurhausgasse zwischen dem Kur- und dem Deutschen Haus, das Schulertor schloß die gleichnamige Gasse ab, das Meßnertor endlich führte in die Bischofgasse oder heutige Rotenturmstraße. Rund um die Kirche entstanden nach und nach, wo nur ein Fleckchen war, Begräbnisplätze, die so weit gegen die Häuser vorrückten, daß an einzelnen Punkten keine Verkehrswege blieben. Die größten Gräberfelder befanden sich gegen Osten und Norden; in letzterer Richtung lag vom Bischoftor bis zum unausgebauten Turm der Fürstenbühel, daran schloß sich vom Tor bis zum Hauptchor der Palmbühel und gegenüber an der Mündung der Schulerstraße lag der Studentenbühel, sämtlich Teile des Stephansfreithofes. Auch an der Südseite waren kleinere Begräbnisplätze und hier stand zwischen dem Hochturm und dem Singertor der älteste zur Aufnahme der ausgegrabenen Knochen bestimmte Karner, der später in eine Sakristei und die Domschatzkammer umgestaltet wurde. An seine Stelle trat der gegen das heutige Kurhaus gelegene neue Karner, der als Magdalenenkapelle schon Erwähnung fand und ziemlich umfangreich gewesen sein muß, da er mehrere Altäre enthielt, für welche besondere Kapläne bestellt waren. Schon im alten Karner besaß die Schreiberzeche von Wien den Virgiliusaltar, der dann samt den frommen Stiftungen in die Magdalenenkapelle übertragen wurde. Erst als auch hier kein Raum mehr war, schritt man an die Erbauung der Katakomben.

Sonst sind noch an Begräbnisplätzen im Mittelalter zu nennen: der „Freyd-hof bey Sant Ruodpert" (Ruprecht), der seit 1150 nicht mehr belegt, aber erst um 1380 beseitigt wurde; die Freithöfe bei St. Peter, bei den „minderen Brüdern" (Minoriten), bei den Predigermönchen (Dominikaner); bei St. Michael, der so ziemlich das Terrain des Michaelerplatzes einnahm, mit einer Mauer umschlossen war und die Nikolauskapelle enthielt; der Freithof bei den Augustinern, der sich am heutigen Josefsplatz erstreckte, 1460 aufgelassen und zum Burgrayon einbezogen wurde; der Freithof bei den Schotten auf dem Raum der jetzigen Freiung mit einer Kapelle zu St. Georg, die zugleich als Beinhaus diente. Der erste Friedhof, welcher nächst jenem von St. Ruprecht aus der Inneren Stadt verschwand, war der bei St. Michael, dessen Nähe an der Burg störend empfunden werden mußte. Die Umstände, unter welchen er aufgelassen wurde, fallen in eine spätere Periode.

Der erste Friedhof außer der Stadt war jener zu St. Koloman am linken Wienufer; hier befand sich bei der diesem Heiligen geweihten Kirche auch ein Beinhaus, das schon 1238 erwähnt wird. Hier kommt auch „vor dem Karntnertor" 1385 ein Judenfriedhof vor, dessen Lage aber nicht ganz genau zu bestimmen ist. Schon früher besaßen die Juden einen besonderen Begräbnisplatz auf jener durch einen später verschütteten Donauarm gebildeten Insel des Oberen Werd, aus welcher die Roßau entstand.

Über das Stadtbild, welches Wien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bot, haben wir ein zuverlässiges Zeugnis. Jenes Blatt des berühmten Babenberger Stammbaumes im Stifte Klosterneuburg, das die Todesschlacht Friedrich II. enthält, zeigt seltsamerweise als Hintergrund eine sehr genaue Ansicht

Wiens von der Donauseite aus. Sie trägt so offenbar alle Kennzeichen einer genauen Aufnahme an sich, daß sie als vollkommen authentisch anzusehen ist und erschöpfende Einblicke in die Bauweise und das Aussehen des mittelalterlichen Wien gewährt. Auf einem anderen Blatt des Stammbaumes, dem 25., das „lewpold dem kind" gewidmet ist, befindet sich als Jahr der Anfertigung 1483 angegeben, das, abgesehen von dem ganzen Zeitkolorit, auch dadurch eine Bestätigung findet, daß der unausgebaute Nordturm von St. Stephan noch nicht soweit gediehen ist, um über die niederen vorliegenden Häuser emporzuragen. (Bild S. 540.)

Am interessantesten ist wohl dieses Bild für die Befestigungswerke von Wien, die nach der Donauseite, wie schon erwähnt, eines Grabens ermangelten. In der Mitte ist das alte Rotenturmtor mit dem Mautschranken und Mauthaus ersichtlich, jenes so benannt von dem nebenan gebauten hohen Rotenturm, der auf dem Originale durchaus rot, mit lichteren und dunkleren größeren Vierecken schachbrettartig bemalt ist. Damals aber befand sich das Rotenturmtor am Ende der noch heutzutage sogenannten Rotenturmstraße, zwischen den jetzt mit den Nummern 39 (alt 480) und 26 (alt 648) bezeichneten Häuser. Die Reihe schmaler Häuser von der Kohlmessergasse und Franz Josefs-Quai, die später längs des alten Fischmarktes stand, nimmt eben jene Linie ein, in welcher der auf dem Bilde ersichtliche Teil der inneren Ringmauer der Stadtbefestigung vom Rotenturmtor bis zum sogenannten „Hochturm" auf dem Salzgries lief. Der letzte Teil der Ringmauer in ihrem Anschlusse bis zum später demolierten Fischertor war noch 1778 vorhanden.

Taufbecken in der Stephanskirche. (S. 524.)

Zwischen der inneren und äußeren Zinnenmauer lief damals ein allerdings sehr seichter Graben. Auch die Zwischenräume zwischen den einzelnen Zinnenmauern waren mit Ziegeln ausgefüllt, offenbar um gegen Pfeilschüsse mehr Deckung herzustellen. Auch die Reihe von Schanzkörben am Ufer deutet auf Maßregeln gegen einen feindlichen Angriff, wahrscheinlich gegen den ersten mißglückten der Ungarn im Jahre 1481; man ließ sie dann, da der Friede sehr problematisch war, fortbestehen und sie mögen später bei der langen Einschließung und Belagerung ihre Dienste getan haben.

Das Rotenturmtor selbst mit seiner spitzbogigen Durchfahrtshalle ist noch durchaus ungeschmückt: die vier kleineren Ecktürme, steinernen Statuen, Wappen und Inschriften erhielt es erst im Jahre 1511. Die Außenseite des Torturmes wurde damals mit einem Gemälde geziert, das fünf Wappenschilde zeigte, drei in der oberen, zwei in der unteren Reihe. Die obere erhielt als Mittelschild auf goldenem Grunde den schwarzen Doppeladler des Deutschen Reiches mit dem Bindenschilde auf der Brust, rechts den Bindenschild mit dem Herzogshute bedeckt, links das Wappen von Burgund, ebenfalls bedeckt, und in der unteren Reihe, dem städtischen Adlerschilde gegenüber, links das Kreuzesschild, beide letztere unbedeckt. An den Seiten zwei Schildhalter, geharnischte Männer, von denen der eine links die mit dem städtischen Kreuze, der andere rechts eine Fahne, mit der Binde geziert, trägt. In Banderollen waren mehrere lateinische Inschriften zu lesen. Gleichwie an der Stephanskirche nächst dem Riesentor das

Probemaß für die Wiener Elle befeſtigt war, ſo war auch hier das Probemaß für Weinſtecken angebracht. (Bild S. 541.)

Die größte Merkwürdigkeit des Tores aber war die unter demſelben aufgehangene Speckſeite. Es hing nämlich unter dem Bogen des Tores anfangs eine wirkliche, ſpäter eine aus Holz nachgemachte Speckſeite, unter welcher nachſtehende Verſe ſich befanden:

„Welche Frau ihren Mann offt raufft und ſchlagt
Und ihn mit ſolcher alten Laugen zwagt (wäſcht),
Der ſoll den Pachen (Speckſeite) laſſen henken,
Ihr iſt ein anderer Kirchtag zu ſchenken.
Welcher kommt zu dieſer Porten,
Den rath ich in getreuen Worten,
Daß er hall Fried in der Stadt,
Oder er macht ihm ſelbſt Unrath,
Daß ihn zween Knechte zum Richter weiſen
Und ſchlagen ihn in Stock und Eiſen."

Der Volksmund erzählt, daß ein wohlweiſer Rat der Stadt Wien dieſe Speckſeite an der Wölbung des Rotenturmes hinaufgehängt habe, um die Männlichkeit und Leibesſtärke der ehrſamen Bürgerſchaft zu erproben. Es ſtand jedem Ehemanne frei, den Pachen herabzuholen, nur mußte er auf Ehre und Gewiſſen ſchwören, daß er das Regiment in ſeinem Hauſe führe. Wer ſeinem Weibe untertänig war, der mußte die Speckſeite unbehoben laſſen.

Da erzählt denn ein Volksmärlein, daß ein Wiener Handſchuhmacher eines Abends im Kreiſe ſeiner Zechgenoſſen mit ſeiner oberſten Gewalt über das Hausweſen arge Renommiſterei getrieben und ſich vermeſſen habe, den Pachen herabzuholen. Man nahm ihn beim Wort, und er mußte davon die Anzeige beim Stadtrate machen, worauf der feierliche Akt in Szene geſetzt wurde. Tauſende waren herbeigeſtrömt, um die Heldentat zu bewundern; mit der Aufgeblaſenheit eines Pfaues ſetzte „Handſchuſter" Wolfgang Troexl, wie der wunderliche Held nach einer Chronik hieß, den Fuß auf die erſte Sproſſe der Leiter, um den wunderſamen Gang nach der Speckſeite zu tun — da ſpricht ſein in der Nähe befindlicher Lehrjunge zu ſeinem Kameraden: „Schade um das neue Sonntagsgewand des Meiſters; es wird von dem Pachen garſtige Fettflecke bekommen!" Der Meiſter ſtutzt, zieht zögernd den Fuß zurück und beginnt, nach einigem Nachdenken, ſein Wams auszuziehen. Der Bürgermeiſter ſtutzt gleichfalls und fragt, aus welchem Grunde dies geſchehe. „Ach, geſtrenger Herr," erwidert mit naiver Argloſigkeit der Meiſter, „wie leicht kann mein Wams Fettflecke bekommen, und wenn derlei mein Weib ſähe, ſie kratzte mir die Augen aus!" Unter nicht enden wollendem Gelächter der Wiener mußte der entlarvte Prahlhans ſein Vorhaben aufgeben. Natürlich belehrte der allgemeine Spott dieſen „Muſter-Sieman" darüber, in welch eigentümliches Licht er ſeine Manneswürde geſetzt hatte. Und da Wolfgang Schmälzl ſchmunzelnd meint:

„Iſt aber bisher kainer khemen
Der mag den Pachen herunternehmen!"

wird vielleicht doch das alte Wiener Liedchen im Rechte ſein, wenn es behauptet:

„Ja, ja, es iſt in Wien,
Wie üb'rall in der Welt,
Mit der Kourage der Männer
Ganz ſeltſam beſtellt.
Iſt Einer auch tapfer
Gegen Türk und Kalmuk,
Vor ſeiner Frau macht er
Keinen Zuck, keinen Muck."

Als die Stadtbefestigung im Jahre 1658 weiter zum Ufer der Donau hinausgerückt wurde, verlor das alte Rotenturmtor seine ursprüngliche Bedeutung als Stadttor und wurde 1776 zur Erweiterung der Passage gänzlich abgebrochen. Der rote Turm selbst, massig aufstrebend, mit einem hohen Zwickeldach und Wappenschildern an den Pfeilern, zwischen den obersten „Lueg"-Fenstern, stand weiter einwärts. Er kommt schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts urkundlich vor, wurde aber viel früher abgetragen als das Rotenturmtor.

Auf der der Befestigungsmauer nächst dem Rotenturmtor entgegengesetzten Seite zeigt sich eine unregelmäßige Reihe von Gebäuden, Scheunen u. s. w. Sie wurden wohl schon bei der drohenden Türkengefahr 1529 demoliert und durch Befestigungswerke ersetzt.

Die nächstälteste Ansicht von Wien stammt aus der seinerzeit sehr verbreiteten „Welt-Chronika" von Hartmann Schedel, die 1493 aus der bekannten Nürnberger Druckerei von Heinrich Koberger hervorging und besonders wegen der darin enthaltenen Holzschnitte von dem berühmten Zeichner, Maler und Holzschneider Bonifaz Wohlgemuth und Wilhelm Playdenwurf geschätzt ist. Sie führt den Titel: „Das Buch der Chroniken und gedächtniswürdigen Geschichten von ambegynn der Welt bis auf diese unsere Zeit" und ist in einer deutschen und lateinischen Ausgabe erschienen. Die darin enthaltene Ansicht von Wien, die in bedeutender Verkleinerung beigegeben ist (Bild S. 544), kann nun allerdings nicht den Anspruch erheben, eine getreue Wiedergabe des damaligen Stadtbildes zu sein, wie schon ein Blick auf die Terraindarstellung lehrt, die auch nach Osten beträchtliche Höhen in die unmittelbare Nähe der Stadt rückt. Nach einer Aufnahme oder guten Vorlage wurde sie aber offenbar gemacht und so gibt auch diese Ansicht eine Vorstellung vom Aussehen des mittelalterlichen Wien. Als Standpunkt für die Aufnahme ist auch in diesem Falle der Untere Werd, die Leopoldstadt, gewählt worden, wobei sich der Zeichner die malerische Lizenz gestattet hat, den Donaukanal mit Schwänen zu beleben. Daß aber das Bild nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, beweisen einige Details, wie z. B. die doppelte Zinnenmauer, die auch auf dem Klosterneuburger Bild von 1483 vorkommt. Sie führt die Bezeichnung 1 und wird durch das Rotenturmtor (2) und Werdertor (3) unterbrochen, neben dem ersteren zeigt sich ein runder Basteivorsprung mit einer Häusergruppe. Weiters ist ersichtlich der Biberturm (5), das Kloster zu St. Laurenz (6), jenes der Prediger (Dominikaner 7), der Stephansturm, jedoch ohne dem Kirchendach (8), der Turm von St. Michael (9), daneben die Burg (10), der Turm der Karmeliter am Hof (11) und die Maria-Stiegenkirche (12). Der Charakter des ganzen Stadtbildes schließt sich jenem von 1483 so ziemlich an.

Soviel sich auch gegen manchen ungerechten Vorwurf des Kanzlers Aeneas Sylvius einwenden läßt, die von ihm erwähnte Tatsache, daß es nur sehr wenige länger bestehende Bürgergeschlechter gab, ist nicht wohl zu bestreiten. Nur liegt die Erklärung ganz wo anders, als wo sie er, der Verfasser unzüchtiger Romane, suchte. Nach ihm heirateten die alten Kaufleute ihre Mägde, und wenn diese recht bald Witwen werden, reichen sie sofort den Hausknechten die Hand. Der gallige Italiener, in dessen Vaterland der Hausfreund unter der Bezeichnung Cicisbeo zu einer beinahe rechtlichen Institution gedieh, macht da die Ausnahme zur Regel.

Indessen ist es richtig, daß nur wenige derr eicheren Bürgergeschlechter sich länger als ein Jahrhundert nachweisen lassen. Doch liegen die Gründe dafür auf der Hand. Die wechselnden politischen Verhältnisse, welche die Gemeinde in schroff getrennte Parteien schied und die dadurch bedingten raschen Übergänge in den Erwerbsverhältnissen waren der Erhaltung von Patrizier-

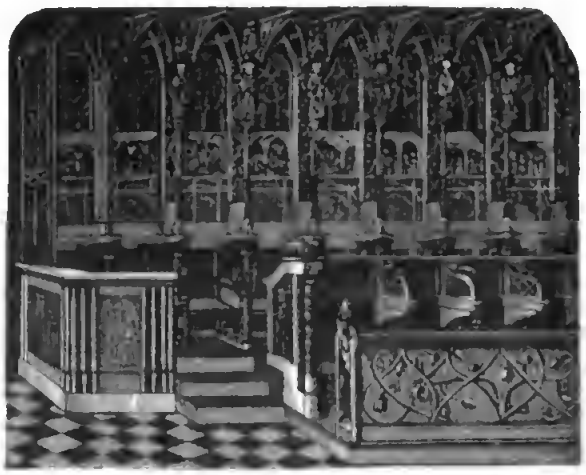
geschlechtern nicht günstig. Von einzelnen angesehenen Bürgergeschlechtern, wie jenem des Paltram vor dem Freithof, den Heimo, wissen wir, daß sie durch die politischen Verhältnisse zur Auswanderung gezwungen wurden, durch Vermögenskonfiskationen verarmten. Dies mag noch vielen weniger bedeutenden Familien geschehen sein und noch mehr verschwanden durch einen langsamen Verfall ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse. Nur von einem angesehenen Bürgergeschlechte, dem der Hutstock, läßt sich urkundlich nachweisen, daß es vom Ende des dreizehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bestand, ohne allerdings in den letzten Zeiten eine hervorragende Rolle zu spielen. Ob die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert oft vorkommenden Würfel, die wiederholt städtische Würden bekleideten und große Grundbesitzungen in der Umgegend von Wien besaßen, wirklich die Vorfahren einer noch in der jüngsten Zeit bestehenden gleichnamigen Familie waren, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Die im vierzehnten Jahrhundert sehr einflußreichen Eslarn erloschen rasch, die besonders reich begüterten Tirna lassen sich nur von 1340 bis 1478 verfolgen, in welchem Jahre der letzte des Geschlechtes, Rudolf von Tirna, starb. Eine ganze Reihe von Bürgerfamilien verschwand aber in den aufreibenden inneren Kämpfen im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Reihenfolge der Bürgermeister von Wien, soweit sich diese nach aufwärts feststellen läßt, bis zum Jahre 1519, war folgende:

Konrad von Eslarn 1287. — Konrad der Poll 1288 bis 1305. — Heinrich der Chraneſt 1306 bis 1307. — Dietrich von Kalemberg 1307. — Heinrich von der Neisse 1308. — Niklas von Eslarn 1309. — Heinrich von der Neisse 1310. — Niklas von Eslarn 1310 bis 1312. — Niklas der Poll 1313 bis 1315. — Hermann von St. Pölten 1316. — Niklas von Eslarn 1316 bis 1317. — Hermann von St. Pölten 1318. — Otto der Wülfleinsdorfer 1319 bis 1322. — Niklas der Poll 1324 bis 1326. — Stephan der Chriegler 1327 bis 1328. — Heinrich der Lange 1329 bis 1330. — Dietrich der Urbetsch 1333. — Hermann der Snätzel 1333 bis 1334. — Dietrich der Urbetsch 1336 bis 1337. — Konrad der Eslarn 1337 bis 1338. — Berchtold der Poll 1338 bis 1340. — Konrad der Wiltwerker 1340 bis 1343. — Hagen der Spilberch 1344. — Reinprecht der Zaunrüd 1345 bis 1347. — Friedrich von Tirna 1348 bis 1349. — Dietrich der Fluschart 1350 bis 1351. — Friedrich von Tirna 1352. — Heinrich der Würfel 1353. — Dietrich der Fluschart 1354. — Leopold der Polz 1355. — Heinrich der Streicher 1356 bis 1357. — Haunold der Schuchler 1357 bis 1358. — Leopold der Polz 1358 bis 1359. — Heinrich der Streicher 1360. — Haunold der Schuchler 1360 bis 1361. — Hans von Tirna 1362 bis 1364. — Friedrich der Rüschlein 1364. — Lukas der Poppinger 1365 bis 1366. — Thomas der Swemblein 1367. — Niklas der Würfel 1368 bis 1370. — Thomas der Swemblein 1370 bis 1371. — Ulrich der Rößlein 1372 bis 1373. — Hans vom Kienmarkt 1373 bis 1376. — Paul der Holzkäuffel 1376 bis 1379. — Hans vom Kienmarkt 1379 bis 1381. — Paul der Holzkäuffel 1381 bis 1386. — Michael der Geukramer 1386 bis 1395. — Paul der Holzkäuffel 1396. — Paul der Würfel 1396 bis 1397. — Jakob der Dorn 1398. — Hans der Rock 1398 bis 1399. — Paul der Holzkäuffel 1399 bis 1400. — Berchtold der Lang 1401. — Paul der Würfel 1401 bis 1402. — Haunold der Schuchler 1402 bis 1403.

Konrad der Vorlauf 1404. — Paul der Würfel 1405. — Konrad der Vorlauf 1405. — Rudolf der Angerfelder 1406. — Konrad der Vorlauf 1406 bis 1408. — Hans der Veltsberger 1408 bis 1409. — Albrecht der Zetter 1410 bis 1411. — Rudolf der Angerfelder 1412 bis 1419. — Hans Musterer 1420 bis 1421. — Ulrich Gundloch 1422. — Konrad Hölzler 1423 bis 1424.

— Hans Scharfenberger 1425 bis 1426. — Paul Würfel 1427. — Niklas Untermhimmel 1428 bis 1429. — Konrad Hölzler 1430 bis 1433. — Hans der Steger 1434 bis 1439. — Konrad Hölzler 1440. — Hans Haringseer 1440. — Konrad Hölzler 1441. — Hans Steger 1441. — Andreas Hiltebrant 1442. — Hans Steger 1443. — Hans Haringseer 1444 bis 1446. — Hans Steger 1447 bis 1449. — Konrad Hölzler 1450 bis 1451. — Oswald Reichholf 1452. — Niklas Teschler 1453. - Oswald Reichholf 1454. — Konrad Hölzler 1455. — Niklas Teschler 1456 bis 1457. — Jakob Starch 1458 bis 1460. — Christian Prenner 1461 bis 1462. — Sebastian Ziegelhauser 1462. — Wolfgang Holzer 1462 bis 1463. — Friedrich Ebner 1463. — Christian Prenner 1464. — Ulrich der Metzleinsdörfer 1464 bis 1466. — Andreas Schönpruckner



Chorstühle in der Stephanskirche. (S. 524.)

1467 bis 1473. — Hans Heinl 1473 bis 1479. — Laurenz Haiden 1479 bis 1483. — Stephan Een 1484. — Laurenz Haiden 1484. — Stephan Een 1485 bis 1486. — Leonhard Radauner 1487 bis 1489. — Stephan Een 1490. — Paul Keck 1490 bis 1493. — Friedrich Geldreich von Rabensburg 1494 bis 1496. — Paul Keck 1497 bis 1499. — Wolfgang Rieder 1500. — Paul Keck 1500. — Wolfgang Rieder 1501. — Leonhard Lakner 1502. — Wolfgang Zauner 1503. — Paul Keck 1504 bis 1507. — Sigmund Pernfueß 1507. — Wolfgang Zauner 1508. — Wolfgang Rieder 1509 bis 1510. — Hans Süß 1511. — Leonhard Pudmansdorfer 1512. — Hans Kuchler 1513. — Friedrich Piesch 1514 bis 1515. — Hans Kuchler 1515. — Hans Süß 1516. — Hans Rinner 1517. — Leonhard Pudmansdorfer 1518. — Wolfgang Kirchhofer 1519 bis 1520.

Fünftes Buch.

Wien im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege.

Die Auflehnung gegen das Testament Maximilian I.

Fern von dem Lande, das die Wiege der Macht ihres Hauses war und das sie beherrschen sollten, waren die Enkel Kaiser Maximilian I. geboren worden und aufgewachsen. Sie kannten Land und Volk nicht, und es war zu fürchten, daß sie die bisherigen in Spanien eingesogenen Anschauungen auf die ganz anders gearteten Verhältnisse in Österreich übertragen würden. Niemand wußte noch, in welcher Weise die Erbfolge geregelt werden solle, an welchen der beiden Prinzen die österreichischen Länder fallen sollten.

Darüber enthielt auch das kurz vor seinem Tod verfaßte Testament Kaiser Maximilian I. keine Bestimmung. Nur ganz im allgemeinen hieß es darin, daß die Erbländer bis zum Eintreffen der neuen „Landesfürsten" den bisherigen „Regenten und Räten" Gehorsam leisten sollten, und daß diese als Testamentsvollstrecker Änderungen in der Regierung nach ihren Belieben vornehmen können.

Gerade diese Anordnungen wurden aber mit großem Mißvergnügen aufgenommen, denn besonders in Niederösterreich war diese Regierung, an deren Spitze der „Obersthauptmann" Georg von Rottal und der Kanzler Dr. Johann Schneidböck standen, tief verhaßt. Schon beim Leben Maximilian I. war es zwischen dieser Regierung und den Ständen, sowie dem Stadtrat von Wien zu Zerwürfnissen gekommen und man schrieb ihrem Einfluß auch jene Eingriffe in die bisherige Selbstverwaltung Wiens zu, die in die letzten Regierungsjahre Maximilians fielen.

Der energische Widerstand ging indessen nicht von Wien aus, dessen Bürgermeister und Rat ohne Widerstreben den geforderten Huldigungseid leisteten. Dagegen erhob sich, als am 26. Januar 1519 der Landtag zusammentrat, eine entschlossene Opposition gegen das „alte Regiment"; ziemlich offen erklärte man das Testament als unterschoben, aber nach altem Landrecht, auch wenn es echt wäre, als unwirksam, da die Regierung beim Todesfalle des Landesfürsten bis zum Eintreffen des Erben von den Ständen zu führen, ein Huldigungseid aber erst nach Bestätigung der Landesprivilegien abzulegen sei. Dieser Widerstand, dem es nicht an einer rechtlichen Basis fehlte, war um so bedenklicher, als er sich auch in den meisten übrigen Ländern erhob und er durch Männer von großem Einfluß und unleugbarer Begabung geleitet wurde. In Niederösterreich standen an der Spitze der Landmarschall Kaspar von Wolkersdorf, der reiche Hans von Puchheim, der Burggraf Michael von Eitzing, ein Enkel des unter Friedrich III. so gewaltigen Ulrich von Eitzing, der Abt von Mauerbach und für Wien einer der angesehensten Bürger, Martin Capini oder Copinitz, nach seiner Abstammung meist Dr. Siebenbürger genannt. Er stammte aus einer um 1450 aus Hermannstadt eingewanderten Familie, die rasch zu ansehnlichem Wohlstand und zu Bedeutung kam. Schon bei der Belagerung der Burg unter Friedrich III. wird ein Magister Thomas Siebenbürger genannt der Lebensmittel für die Belagerten brachte und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war Sigmund Siebenbürger Stadtrichter. Dessen Sohn Martin schlug die Gelehrtenlaufbahn ein,

zählte zu den eifrigsten Vertretern der humanistischen Richtung und hielt als Magister Vorlesungen an der artistischen Fakultät. Noch höher stieg sein Ansehen, als er sich dem juridischen Fach zuwendete; er erwarb den Doktorgrad, wurde wiederholt zum Dekan gewählt, schwang sich auch durch sein gründliches Wissen zu einem gesuchten Rechtsanwalt auf, dessen Ansichten in Streitfällen, wie ein Mitlebender behauptet, „von Richtern und Laien gleich einem Orakel beachtet wurden". Viel trug zu diesem Ansehen auch sein bürgerlich vollkommen unantastbarer Charakter bei. Dagegen scheint er hochfahrend, ungestüm und starrköpfig gewesen zu sein, wodurch er schon seit Jahren in schroffem Konflikt zu den Regenten stand, deren Macht er nun nach dem Tode Maximilians als ungesetzlich auf das leidenschaftlichste bekämpfte.

Unter seinem Einfluß wuchs auch jene Partei in Wien, die mit der unterwürfigen Haltung des Stadtrates gegen die Regierung durchaus nicht ein-

Die Katakomben. (S. 529.)

verstanden war. Es wurden Stimmen laut, die sich gegen die „spanische Fremdherrschaft" richteten und offen sprach man davon, daß man die „armen jungen Herren wohl nie in Deutschland zu sehen bekommen und auch die deutsche Krone kein Erbstück im Hause Habsburg" bleiben werde.

Zuerst setzte die von Dr. Siebenbürger und dem früheren Bürgermeister und Stadtrichter Hans Rinner geführte städtische Opposition durch, daß bei „so bewandter kritischer Lage" der Stadtrat durch Beiziehung von 53 Genannten verstärkt werde. Bürgermeister Kirchhofer sträubte sich zuerst dagegen, gab aber dann nach und die Wahl brachte auch die vorgenannten zwei Männer in den Ratssaal, von wo sie dann auch als Vertreter Wiens in den Landtag entsendet wurden.

Als dieser am 28. Januar 1519 zusammentrat, entbrannte sofort der Kampf auf der ganzen Linie. Die von den Ständen verlangte Einsichtnahme in das Testament des verstorbenen Kaisers wurde rundweg abgelehnt, dagegen verweigerte man ebenso entschieden jede Anerkennung der Regenten und als man sich dahin einigte, die Ansicht des Stadtrates von Wien einzuholen, war nur

Digitized by Google

der Anlaß gegeben, auch die Verhältnisse der Gemeindeverwaltung zu verwirren. Nachdem der Stadtrat das Rechtsgutachten gelehrter Juristen eingeholt hatte, unter welchen Cuspinian war, sprach er sich für die Anerkennung der Regentschaft aus, der ein „Beirat" der Stände an die Seite gesetzt werden solle. Damit waren aber die Genannten nicht einverstanden, die einen starken Rückhalt in der Stimmung der Bevölkerung fanden. Sie verlangten stürmisch die Beseitigung der Regenten und taten den verhängnisvollen Schritt zur Gewaltanwendung. An der Spitze eines tosenden Volkshaufens drangen sie in das Landhaus, wo die Stände berieten, ein Fleischer wollte sogar mit blankem Schwert in den Ratssaal eindringen. Nun erst schloß sich auch der Stadtrat dem Wunsch nach einem „neuen Regiment" an, eine schwächliche Haltung, die in jeder Hinsicht schädlich war. Mit wenigen Ausnahmen, zu welchen der Bischof Georg Slatkonia gehörte, kehrte sich nun der ganze Landtag gegen die verhaßten Regenten, man jubelte der heftigen Rede des Dr. Siebenbürger zu, der den Regenten Rechtsbruch, Bestechlichkeit und Tyrannei vorwarf. In kurzer Beratung wurde eine neue Landesordnung geschaffen, die einen aus den vier Ständen zu gleichen Teilen gewählten Landesrat und eine aus je vier Ständemitgliedern bestehende Regierung in das Leben rief. Charakteristisch ist dabei die große Bedeutung, welche dem bürgerlichen Elemente eingeräumt wurde. Während es früher kaum zehn Vertreter besaß, stand es nun an Kopfzahl dem Herren-, Prälaten- und Ritterstande ganz gleich. Von den acht dem Wiener Stadtrat zufallenden Mandaten in den Landesrat kamen sechs an Anhänger der Bewegungspartei, darunter auch an Dr. Siebenbürger und Hans Rinner. Der erstere befand sich nebst Michael von Eitzing auch unter den in die Regierung Gewählten.

Diese Beschlüsse fanden begeisterte Zustimmung unter der um das Landhaus versammelten Menge. Sie tat sich aber nicht daran genug, ihren Lieblingen zuzujubeln, sondern sie wollte nach der Gewohnheit des „süßen Pöbels" auch den verhaßten „alten Regenten" auf den Leib rücken. Vielleicht war es ein Akt der Vorsicht, daß der Landeshauptmann von Wolkersdorf deren Verhaftung beantragte. Der Vorschlag wurde aber abgelehnt und die erregte Menge machte nun Miene, das Haus zu stürmen, in dem sich die „Regenten" befanden. Dabei kam es zu blutigen Zusammenstößen mit den aufgebotenen Söldnern, denn die „Regenten" waren durchaus nicht geneigt, ihrer Macht gutwillig zu entsagen. Die Details dieses Kampfes sind unbekannt, denn er wird fast ausnahmslos in den gleichzeitigen Quellen übergangen. Unbedeutend kann er aber nicht gewesen sein, denn die in den Niederlanden regierende Tante der beiden jungen Fürsten, die Erzherzogin Margarete, erwähnt in einem Belobungsschreiben an die alten Regenten, daß sie in dem „Aufruhr etlicher des Fürstentums Viele erlegt".

Schließlich ward es aber doch den Herren von Rottal, Dr. Schneidböck und den übrigen Räten in Wien zu ungemütlich, sie zogen sich nach Neustadt zurück, von wo sie einen Protest gegen ihre Absetzung nach Wien und sehr parteiisch gefärbte Berichte nach Madrid sendeten.

Die neue Regierung faßte ihre Aufgabe sehr energisch an und überschritt dabei unleugbar die ihr zustehende Grenze. Sie stellte Truppen auf, ließ sich von den neuen, nur aus ihren Anhängern gewählten Beamten den Treueid leisten, nahm alle landesfürstlichen Güter in Besitz, bediente sich bei den Urkunden nur der Siegel des Landes und der Stadt Wien, ja sie ließ sogar Münze schlagen.

Ein im März 1519 in Bruck an der Mur zusammentretender Generallandtag, an dem auch Abgeordnete aus Tirol teilnahmen, beschloß die Aufrechthaltung der ständischen Verwaltung bis zum Eintreffen der zur Erbfolge berech-

Anſicht von Wien um 1483. (S. 532.)

tigten Fürsten. An diese sollte aber eine aus Vertretern der fünf Länder bestehende Gesandtschaft abgehen, um sie zur Besitzergreifung einzuladen und die bisherige Haltung der Stände zu rechtfertigen.

Für Niederösterreich wurden Dr. Siebenbürger und Michael von Eitzing in diese Deputation gewählt, keine glückliche Wahl, denn beide waren leidenschaftliche Männer, eher geneigt, einen schon bestehenden Konflikt noch zu

Rotenturmtor. (S. 533.)

verschärfen, als ihn mit sanfter Hand beizulegen. Übrigens versäumte es auch das in Neustadt residierende „alte Regiment" nicht, die Verwirrung zu vergrößern, indem sie Mandate erließ, durch welche die öffentliche Meinung immer mehr erhitzt wurde. Ein am 10. April angeschlagenes Mandat der Neustädter, das sich sehr unliebsam über die Stände äußerte, wurde abgerissen und verhöhnt; bei einer Verhandlung im Rathaus am nächsten Tag wußte aber Michael von Eitzing, der die packende Beredsamkeit seines Großvaters besaß, die Menge so zu entflammen, daß sie sich drohend gegen den Stadtrat und alle Anhänger des „alten Regimentes" kehrte und kurz darauf sogar nach Kloster-

neuburg zog, dessen Propst auch dazu gehörte, wo sie in das Stift drang und den silbernen Sarg des heil. Leopold mit sich führte.

Im Juni 1519 trat die Gesandtschaft ihre Reise an. Schon in Treviso erwartete sie ein sehr kühles Schreiben des damals noch nicht zwanzigjährigen Königs Karl von Spanien, das ihr unter Berufung auf die zu Recht bestehende Regierung der Erbländer die Beschwerlichkeiten der Reise sich zu ersparen riet. Man ließ sich aber nicht abschrecken, sondern setzte die durch Mißhelligkeiten unter den Mitgliedern, aber auch durch feierliche Empfänge und Vergnügungen verzögerte Reise in einem so gemächlichen Tempo fort, daß erst anfangs November 1519 Barcelona erreicht wurde.

Im Schlosse Molin del rey traten am 6. November die Abgesandten vor Kaiser Karl (Bild S. 545), auf welchen unterdessen die Wahl der deutschen Kurfürsten als Reichsoberhaupt gefallen war. Da er deutsch nur sehr mangelhaft verstand, mußte die Ansprache lateinisch gehalten werden. Damit war die Wahl des Dr. Siebenbürger zum Sprecher entschieden, obwohl viele der Mitglieder einen angeseheneren, weniger heftigen und mit den höfischen Bräuchen vertrauteren Mann gewünscht hätten. Die Audienz ließ sich gut an; Karl V. empfing die Gesandtschaft gnädig, reichte jedem Mitglied die Hand, die er aber rasch zurückzog, als man sie küssen wollte.

Als aber Dr. Siebenbürger seine Rede begann, trat ein Umschlag ein, der bewies, wie begründet die gegen ihn erhobenen Bedenken waren. Nach den Berichten über diesen denkwürdigen Vorgang scheint er im Anfang befangen gewesen zu sein; er sprach den Kaiser nicht mit dem gebührenden Titel an, indem er ihn nur als „primum omnium" („den Ersten Aller") bezeichnete, „dabei hat er nicht gewußt, Maß zu halten, sich zur Unzeit gebückt und geneigt und wenn er es hätt' tun sollen, es unterlassen, sich zu neigen". Im Verlaufe der Rede riß ihn aber sein Temperament fort, er sprach rasch und heftig und schloß mit dem ganz ungehörigen Rat, daß der Kaiser entweder „die deutschen Lande behalten und seinem Bruder Spanien lassen möge oder er solle Spanien nehmen und die deutschen Besitzungen an den Bruder übergeben".

Die Rede und das ganze Auftreten Dr. Siebenbürgers machte einen einlichen Eindruck, nicht bloß auf Karl selbst und die gravitätischen Spanier einer Umgebung, sondern auch auf die meisten Mitglieder der Gesandtschaft. Vor der Hand erhielt Siebenbürger vom Kanzler Gattinara nur die verdiente Zurechtweisung, daß „die beiden fürstlichen Brüder nach der Eintracht, die sie beseele, in betreff der Regierung ihrer Länder das, was heilsam sei, selbst zu beschließen wissen würden", im übrigen werde der Gesandtschaft der kaiserliche Bescheid zugehen. Dieser lautete, als er am 25. November erfloß, ziemlich ungnädig. „Richtiger würden die Erblande gehandelt haben," heißt es in der entscheidenden Stelle, „wenn sie an die Einkünfte, Regalien und Hoheitsrechte ihrer Fürsten und Herren ohne deren Vorwissen nicht gerührt, an der vom verstorbenen Kaiser eingesetzten und in seinem Testament bestätigten Regentschaft nichts mit Eigenmacht geändert hätten. Wären auch vielleicht einige Räte strafwürdig, so hätten sich doch die Stände nicht selbst Recht schaffen sollen, wenn dies auch in bester Absicht geschehen sei. Da weder der Kaiser noch sein Bruder gleich in die Erbländer kommen könnten, so möge die Gesandtschaft der aus einigen Fürsten und anderen erfahrenen Männern bestehenden „Obersten Regierung" den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, zudem diese den Auftrag habe, die Privilegien der Länder zu bestätigen und sich daran zu halten."

Noch in Spanien selbst brach nun der Hader offen zwischen den Mitgliedern der Gesandtschaft aus. Die Vertreter der meisten Länder erklärten sich durch die Zusage der Anerkennung der Landesrechte für zufrieden gestellt, nur

Dr. Siebenbürger vertrat hartnäckig die alten Beschwerden gegen die Regentschaft, ein Standpunkt, zu dem er durch juridische Rechthaberei und persönliche Gründe bestimmt sein mochte. Nach einer rein formellen Abschiedsaudienz beim Kaiser trat man im Dezember die Rückreise an, die so rasch verlief, daß im Februar 1520 die Heimat erreicht war.

Die von Karl V. schon im Juli 1519 eingesetzte „Oberste Regierung", welcher auch der Markgraf Kasimir von Brandenburg angehörte, hatte schon vor Rückkunft der Gesandtschaft ihre Tätigkeit begonnen und in den meisten Ländern ohne Anstand die Huldigung erzielt. In Niederösterreich verzögerte sie sich bis in den Sommer, da man die alten Vorbehalte machte und auch persönliche Angelegenheiten zu ordnen waren. So hatte der Landrat das der Ernennung des Landesfürsten vorbehaltene Amt des Hansgrafen an Hans Rinner, einen der eifrigsten Anhänger des „neuen Regimentes" verliehen und dieser weigerte sich, es wieder abzugeben. Es kann nicht verschwiegen werden, daß Dr. Siebenbürger durch nicht ganz der Wahrheit entsprechende Berichte über die Vorgänge in Spanien seine Partei in Wien in einem Widerstreben bestärkte, das bei der Haltung der übrigen Länder vollkommen aussichtslos war.

Sogar die Mehrheit der niederösterreichischen Stände entschied sich zum Einlenken und leistete am 9. Juli 1520 in Klosterneuburg die Huldigung, worauf die Anerkennung der Landesprivilegien durch die „Oberste Regierung" erfolgte. Allerdings war an den Treueid der Vorbehalt geknüpft, daß man die noch immer in Neustadt seßhaften „alten Regenten" nicht anerkenne und sich zu keinem Gehorsam gegen sie verpflichte. Nur die Abgeordneten von Wien verweigerten die Huldigung, da sie nach altem Herkommen dazu nur in Wien verpflichtet seien. Man kam diesem Bedenken sofort nach. Markgraf Kasimir hielt am 11. Juli einen feierlichen Einzug in die Stadt, worauf der Stadtrat in der Burg den Eid ablegte. Die Mehrheit schloß sich der Erklärung der Stände an, nur wenige Stadträte anerkannten die Gewalt der „alten Regenten" als zu Recht bestehend.

Während Karl V. aus Anlaß seiner Krönung in Deutschland weilte, wurden im August 1520 Abgeordnete der Stände aller Erbländer nach Augsburg berufen, um eine Einigung über die Gesamtregierung zu erzielen. Wieder wichen die Vertreter Wiens und Niederösterreichs, Dr. Siebenbürger, Michael von Eitzing und ein junger gewandter Sachwalter Dr. Viktor Gamp, allen positiven Vorschlägen aus, indem sie neuerlich Anklagen gegen die Räte des „alten Regimentes" vorbrachten. Unter solchen Umständen war jede ersprießliche Tätigkeit unmöglich; man schickte die ständischen Abgeordneten mit dem Bescheid nach Haus, der Kaiser „wolle eine wahre und ansehnliche Regierung unter dem Namen Hofrat ordnen und einsetzen, von den fünf Ländern Personen dazu erwählen und sich die Obrigkeit vorbehalten".

Am 24. September 1520 fand über kaiserlichen Auftrag eine Neuwahl des Stadtrates statt. Sie fiel fast ganz zu gunsten der Opposition aus; nur sieben Mitglieder des bestandenen Rates wurden wieder gewählt. Als Bürgermeister wurde Siebenbürger an die Spitze der Gemeinde berufen. Er erschrak selbst am meisten über dieses gefährliche Vertrauen seiner Mitbürger und soll ausgerufen haben: „Gott geb', daß es nicht wahr sei, denn mein Verderben steht dran." Indessen erfolgte, obwohl Siebenbürger selbst bei der „Obersten Regierung" seine Nichtbestätigung betrieben haben soll, seine Anerkennung doch im Januar 1521, allerdings nur mit dem ominösen Beisatze im Dekret, daß unter den Gewählten Personen seien, gegen welche der Kaiser Bedenken trage. Dr. Siebenbürger blieb auch nur bis Ende 1521 im Amte und wurde dann durch den früheren Stadtschreiber Michael Guetrater ersetzt.

Unterdessen vollzog sich die unabweisbar gewordene Teilung des habsburgischen Besitzes. So wenig die spanischen Berater Karl V. auch von der Eigenart der österreichischen Länder verstanden, leuchtete ihnen doch nachgerade die Schwierigkeit ein, den östlichen Teil des habsburgischen Erbes in eine haltbare Verbindung mit Spanien und den Niederlanden zu bringen. Dagegen erschien es wichtig, die Angliederung von Ungarn und Böhmen vorzubereiten, um so einen Staat zu schaffen, der mächtig genug war, den Osmanen Halt zu gebieten, an deren Spitze 1520 in Sultan Soliman II. (Bild S. 548) ein Mann getreten war, dem die Nachwelt mit gutem Recht den Namen „des Großen" zuerkannte. Nachdem schon im November 1520 endlich entschieden wurde, daß Erzherzog Ferdinand der durch Stellvertretung schon vor mehr als fünf Jahren vollzogenen Vermählung mit der Prinzessin Anna von Ungarn durch seinen persönlichen Eintritt in die Ehe genügen sollte, überließ der Kaiser am 28. April 1521 ihm Österreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain, wozu am 22. Januar 1522 noch Tirol, die Vorlande, Görz, Friaul und Triest kamen, so daß also der ganze österreichische Besitz an Erzherzog

Ansicht von Wien 1500. (S. 534.)

Ferdinand kam, der am 27. Mai 1521 seine richtige Hochzeit mit Anna von Ungarn in Linz feierte. Eine Woche später nahm der neunzehnjährige Erzherzog in Ybbs die Huldigung entgegen, wobei es, sowie bei den anschließenden Verhandlungen in Linz zu ziemlich gereizter Aussprache kam. Der Erzherzog ließ die Vertreter Niederösterreichs heftig an, daß sie die Absicht gehabt, das Land einem fremden Fürsten in die Hand zu spielen. Darauf erwiderte gereizt Michael von Eitzing, man habe den Erzherzog übel berichtet mit solchen lügnerischen Verleumdungen, von deren Urhebern er, wenn sie sich als Männer dazu bekennen wollten, Genugtuung verlange. Der Erzherzog machte der peinlichen Szene ein Ende, indem er versprach, nach seiner Heimkehr aus den Niederlanden Gerechtigkeit zu üben.

In welchem Sinne dies die spanischen Ratgeber des Erzherzogs und die noch immer einflußreichen Mitglieder des „alten Regimentes" meinten, sollte in der Tat sofort nach der Rückkehr Ferdinands klar werden. Mit einer gewissen Absichtlichkeit mied er Wien und schlug im Juni 1522 seine Residenz in Neustadt auf. Am 16. dieses Monats wurde an der St. Stephanskirche ein Edikt angeschlagen, welches alle jene, welche am Landtage von 1519 teilgenommen hatten, also auch die Mitglieder des „alten", wie des „neuen Regi-

mentes“ für den 8. Juli 1522 vor des Erzherzogs Gericht in Wiener-Neuſtadt lud, wo er Entſcheidung treffen wolle über die „eigenmächtig eingeführten Veränderungen der Landesverwaltung“. Der Wortlaut dieſer Vorladung konnte um ſo eher Bedenken erregen, als die Verleihung der Freiherrnwürde an den Kanzler Schneidböck und die Ernennung des Herrn von Rottal zum Präſidenten der Raitkammer, die kurz vorher erfolgt waren, keinen Zweifel darüber ließen, nach welcher Seite die Gunſt des Landesfürſten ſich neige.

Indeſſen folgten ohne ſchlimme Ahnung auch die Mitglieder der ſtändiſchen Partei der Ladung, die eine zahlloſe Menſchenmenge in Wiener-Neuſtadt vereinigte. Es war bezeichnend, daß ſich jedermann beim Eintritt in das Tor unter Angabe ſeiner Parteiſtellung, d. h. ob er für die „alten Regenten“ oder für den ſtändiſchen Landesrat geſinnt ſei, in eine Liſte eintragen mußte. Am 10. Juli erfolgte auf dem Hauptplatz die Verhandlung, welcher Erzherzog Ferdinand, auf einer purpurbedeckten Bühne im vergoldeten Thronſeſſel ſitzend, präſidierte. Auf einem Tiſch vor ihm lag das Symbol ſeiner fürſtlichen Richterwürde, ein vergoldetes Schwert und neben ihm ſtand ſein Beichtvater Johann von Revellis, Dompropſt von St. Stephan und ſpäter Biſchof von Wien. Die etwas tiefer zu beiden Seiten ſitzenden Richter waren ohne Ausnahme aus Männern gewählt, die in keiner Beziehung zu den Vorgängen ſtanden, über die verhandelt werden ſollte; aber es waren meiſt Fremde, des Landes und ſeiner Verhältniſſe unkundig, ſpaniſche und niederländiſche Würdenträger, auch der Biſchof Peter von Trieſt und der Propſt Hieronymus Balbi von Preßburg. Als Wortführer der alten Regenten trat der Kanzler Schneidböck auf, die Stände vertrat Dr. Gamp. Schon bei der Verteilung der Rollen fiel dem erſteren die günſtigere Rolle zu, indem er zuerſt die Anklage erheben konnte, was in dreiſtündiger Rede geſchah, zu deren Beantwortung eine Friſt bis zum nächſten Tage eingeräumt wurde. Maßvoller als der Ankläger legte Dr. Gamp die Haltung der Stände dar, die ſtets und auch jetzt noch der Meinung waren, auf geſetzlichem Boden zu ſtehen. Drei Tage noch dauerten die Verhandlungen, die durch ſehr langatmige Erörterungen ausgefüllt wurden, in welchen es aber auch an heftigen Zuſammenſtößen nicht fehlte, die vermuten ließen, daß es hüben und drüben nicht an perſönlicher Erbitterung fehlte, durch die das Handeln mehr beeinflußt wurde, als durch das reine Rechtsbewußtſein.

Karl V. (S. 542.)

Eine volle Woche dauerten dann die Beratungen des Gerichtes, das noch eine Reihe von Zeugen vernahm, darunter auch den gewesenen Bürgermeister Kirchhofer, der in diesem Prozeß eine schwankende Haltung einnahm, wie früher in der ganzen Angelegenheit. Für den 23. Juli morgens wurde wieder eine feierliche öffentliche Sitzung durch Herolde anberaumt, in welcher im Beisein des Erzherzogs durch den Gerichtssekretär Hans Oeder das Urteil verlesen wurde. Es hatte folgenden Inhalt: „Der Erzherzog Ferdinand mit den zu diesem Gerichte beeidigten Räten und verordneten Beisitzern habe nach genauer Verhandlung für Recht erkannt, daß den von weiland Kaiser Maximilian gesetzten Regenten wohl geziemt habe, sich nach dessen Willen als treue Diener der Landesverwaltung zu unterziehen; daß dagegen die „Afterregenten" nicht Fug und Recht gehabt haben, sich zu widersetzen, das Volk aufzuwiegeln, Versammlungen zu halten, die Regierung zu entsetzen und an sich zu reißen, auf das Kammergut Hand zu legen; noch weniger aber ihnen zugestanden sei, Pfleger und Amtsleute in Eid und Pflicht zu nehmen, sich des Münzrechtes und Zeughauses zu bemeistern, über Leben und Tod zu richten, die Ausschreibungen der rechtmäßigen Regierung abzureißen und eigene Kundmachungen öffentlich anzuschlagen, weshalb sie sämtlich Rebellen, dem Landesfürsten zur gerechten Strafe anheimgefallen, außerdem ihm und den alten Regenten Ersatz schuldig seien." Der württembergische Kanzler Winkelhofer knüpfte daran die Mitteilung, daß der Erzherzog aus angestammter Milde und Freigebigkeit des Hauses Habsburg, wie sie im ganzen Deutschen Reiche und auch im Auslande gerühmt werde, dem unerfahrenen und unverständigen Volke, welches sich habe verleiten lassen, gnädige Verzeihung gewähre. „Es habe," so schloß er, „der Landesfürst allen, die nicht Haupturheber, Beweger und Händler gewesen, jedwede Strafe erlassen, in der Hoffnung, daß sie in der Zukunft klüger und treuer sich bezeigen und ihre Kinder zu treuen Gesinnungen anführen würden; dagegen aber habe er, damit ein so großes Übel nicht unbestraft bleibe, den Kammerfiskal angewiesen, gegen die Urheber und Häupter der Parteiung nach ihrem Verschulden zu verfahren."

Eine sehr begreifliche Erstarrung bemächtigte sich aller Anwesenden. So bedrohlich auch manche Erscheinungen vor und während des Prozesses sein mochten, diesen Ausgang hatte niemand erwartet. Zwei Jahre waren schon seit jenen Handlungen verstrichen, die jetzt plötzlich als todeswürdige Verbrechen bestraft werden sollten, die ehrliche Überzeugung der Verurteilten, daß sie nur die Rechte ihrer Mitbürger verteidigten, war wiederholt anerkannt worden, ja einer der Hauptbeschuldigten war, obwohl er damals schon diese jetzt verfehmten Taten begangen hatte, vom Kaiser als Bürgermeister bestätigt worden. Von einem Hochverrate konnte doch, wie schon die Gesandtschaften nach Spanien und den Niederlanden bewiesen, ernstlich keine Rede sein. Das harte Urteil stellte sich als Ausfluß der Unkenntnis der meisten Richter dar, deren Meinung ganz von einzelnen einflußreichen Mitgliedern der „alten Regentschaft" beherrscht wurde. Diese und die spanischen Berater des Erzherzogs sind verantwortlich für diesen Richterspruch, den sie dem letzteren als Gebot der staatlichen und dynastischen Sicherheit vorstellten. In der Tat schien Erzherzog Ferdinand zur Milde zu neigen, wie der Bericht eines Augenzeugen vermuten läßt. „Der Fürst blieb noch einige Zeit sitzend auf seinem königlichen Stuhle, den Leuten ins Antlitz sehend, ob die Übertreter, wie ich wenigstens vermute, in sich gehen und demütig um Verzeihung des Begangenen bitten würden. Sie aber, verhärtet oder vielmehr in ihrem Sinn verblendet, murrten in sich. Alsdann erhob sich der Fürst von seinem Throne und ging in die Burg zurück, die übrigen in ihre Herberge und das Volk verlief sich."

Digitized by Google

Nun erfolgte die Verhaftung der im Urteil nicht ausdrücklich genannten, aber schon im voraus bezeichneten Personen. Es waren dies Michael von Eitzing, Johann von Puchheim, Martin Siebenbürger, Hans Rinner, Stephan Schlagintweit, Kaspar Reutter, Sigmund Steiner, Hans Schwarz, Wolfgang Schmiedinger, die 1521 Mitglieder des Stadtrates waren und noch drei andere Wiener Bürger, von welchen es einem, namens Flaschner, gelang, aus Neustadt zu entkommen, der aber in Wien aufgegriffen und wieder zurückgebracht wurde. Es scheint noch ein Verfahren gegen die Verhafteten durchgeführt worden zu sein oder man wollte ihnen Zeit gönnen, die landesfürstliche Gnade anzurufen. Aber keinem fiel es ein, um Gnade zu bitten für ein Handeln, das sie durch Ehre und Pflicht geboten erachtet hatten.

Am Hauptplatz in Wiener-Neustadt erinnert noch heute eine durch abweichende Pflasterung ausgezeichnete runde Stelle an das hier aufgeschlagene Schafott. Am 9. August fielen hier die Häupter Eitzings und Puchheims, am 10. wurden Dr. Siebenbürger, Hans Rinner und Stephan Schlagintweit enthauptet und am nächsten Tage folgten Flaschner und der Leinwandhändler Hans Schwarz, dessen Leichnam nach der Enthauptung verbrannt werden sollte, weil er unrechtmäßig die Stelle des Münzmeisters verwaltet hatte. Doch wurde auf Fürbitte der Erzherzogin Anna von der Verbrennung des Leichnams abgesehen. Die übrigen zum Tode Verurteilten wurden begnadigt, der Rechtsanwalt der Ständepartei, Dr. Gamp, kam mit der Verbannung aus allen Erbländern davon.

Man empfand allgemein dieses harte Urteil, an das auch die Einziehung aller Güter der Hingerichteten geknüpft war, als einen Streich, der gegen die verbrieften Freiheiten des Landes und der Stadt gerichtet war. Sigmund von Herberstein, ein tadelloser Diener und Anhänger des Fürstenhauses, macht in seinem Tagebuch kein Hehl daraus, wie er über den Prozeß und seinen Ausgang denke. „Gott wolle den Seelen gnädig und barmherzig sein, nachfolgend hat man sie besungen und von dannen geführt." Über die Haltung der Bevölkerung von Wien aber berichtet er: „Als die Leichen nach Wien gebracht waren, sind sie am Alten Fleischmarkt bei St. Lorenzen über Nacht auf den Wägen gelegen. Das Volk in der Stadt ist ganz still und verzagt gewesen mit großen Trauern und Sorgen."

Anlaß dazu war in der Tat. Diese zweijährigen Wirren waren eine der Phasen des Kampfes zwischen dem ständischen Staat, der durchaus kein Ideal bürgerlicher Freiheit ist, und der absoluten Herrschergewalt. Der erstere war unterlegen, über ihn weg aber griff man nach jedem Recht der Selbstverwaltung, das Wien seit den Anfängen seines Bestehens besessen hatte. Mit Gier benützte die Bureaukratie die Gelegenheit, ihre Macht an die Stelle freien Gemeindelebens zu setzen und man ließ die Stadt büßen, was einige Bürger nicht als solche, sondern in ganz anderer politischer Stellung verschuldet haben sollten.

Schon kurz vor Beginn des denkwürdigen Prozesses war dem Stadtrat der Befehl zugegangen, den Kasten, in dem die Stadtprivilegien verwahrt wurden, nach Neustadt zu senden. Und als die Blutsentenz erflossen war, lud man sämtliche Genannten vor das Gericht des Erzherzogs, da die Klage gegen sie erhoben sei, sie hätten ihre Rechte und Freiheiten dazu mißbraucht, um dem Landesfürsten, der guten Ordnung und Polizei zu schaden.

Auch in diesem Falle stand das Urteil so fest, daß man gar nicht auf dem Erscheinen der Beklagten beharrte; am 16. August erfloß die Sentenz, daß alle bisherigen Rechte und Privilegien der Stadt aufgehoben und beseitigt seien und am 4. Oktober wurde der Stadtrat angewiesen, den Genannten kein Vorrecht mehr einzuräumen und keine Wahl mehr für sie auszuschreiben. Auch

die privilegierte Stellung der Hausgenossen wurde beseitigt und an Stelle der bisher aus den Genannten gewählten Beisitzer des Stadtgerichtes traten zwölf vom Landesfürsten bestimmte Bürger.

Damit war die ganze bisherige Stadtverfassung im innersten Lebensnerv getroffen. Es war aber nicht so leicht, eine andere Organisation rasch an die Stelle der ehrwürdigen und vom Volk mit Eifersucht behüteten bisherigen

Sultan Soliman II. (S. 544.)

Rechte zu setzen. Man ließ daher einstweilen den Stadtrat fortbestehen, ohne ihn aber durch jährliche Wahlen zu erneuern, bis die ganze Verwaltung neu gestaltet werden konnte, worauf wir am geeigneten Orte zurückkommen werden.

Am 15. August 1522 erst betrat Erzherzog Ferdinand (Abb. S. 552) mit seiner Gattin den Boden Wiens. Natürlich empfing man ihn mit allen Ehren, Bürgermeister Guetrater mit dem Stadtrat zog ihm entgegen und geleitete das junge Paar in die Burg, wo die üblichen Geschenke überreicht wurden. Die Bevölkerung aber verhielt sich scheu und ließ unter dem Eindruck

der letzten Wochen keine Spur von jenem Enthusiasmus laut werden, der sich sonst gerade in Wien bei solchen Anlässen zeigte. Jahre mußten vergehen, bevor sich zwischen dem Volk und Ferdinand jenes herzliche Verhältnis herstellte, das seine tüchtige Natur und seine von Erfahrung gezeugte Regentenweisheit verdiente, seit sie nicht mehr von einseitigen und leidenschaftlichen Beratern verdunkelt wurden.

Die Anfänge der religiösen Bewegung in Wien.

Schon lange bevor Luther im Jahre 1517 seine eigentlich nur gegen den Mißbrauch des Ablasses gerichteten 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, war das Verlangen einer kirchlichen Reform ein allgemeines. Durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert lassen sich vereinzelte Fälle verfolgen, welche die Brücke zwischen den anfänglichen rein kirchlichen Bestrebungen des Johannes Huß zu der Reformation Luthers schlugen. Auch für Wien trifft dies zu. Doch richteten sich die Angriffe meist nur gegen äußere Mißbräuche oder gegen den Verfall der kirchlichen Zucht, sie wirkten daher auch nicht tiefer. Schon um 1400 erhob der Chorherr Leonhard von St. Stephan erbitterte Angriffe gegen die Bettelorden, worin er 70 Jahre später einen Nachfolger in dem Pfarrer von St. Michael fand, der in seinen Predigten so scharf vorging, daß die Universität ihn zur Verantwortung zog und zum Widerruf zwang.

Viel bedeutsamer war es, daß gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft des Mathias Corvinus der hochangesehene Dr. Hans Kaltenmarkter, der Domherr und Offizial des Bistums Passau in Wien war, sich nicht allein in seinen Vorträgen gegen die Bettelorden kehrte, die er sehr unkirchlicher Eigenschaften beschuldigte, sondern auch die Stellung des Papstes angriff, den er unter die Entscheidungen der Konzile verwies. Das war kein einzelner unbotmäßiger Eiferer, kein unzufriedener Querkopf mehr, wie man sonst meist solche Dränger nach kirchlicher Reform klassifizierte, sondern ein gelehrter Theologe von anerkanntem Ruf, der wiederholt das Rektorat der Universität bekleidete und durch tadellosen Lebenswandel die allgemeine Achtung besaß. Die Universität zog ihn zwar zur Verantwortung und 1492 mußte er infolge eines besonderen päpstlichen Breves öffentlichen Widerruf leisten. Bezeichnend ist es aber doch, daß er 1500 wieder mit der Vertretung des Bistums Passau betraut wurde.

Im Jahre 1510 griff auch Philipp von Thurn oder Turrianis, der gleichfalls Doktor der Theologie war und als „Statthalter" des Heiligengeistordens in Wien auch die Verwaltung des Heiligengeistspitales vor dem Kärntnertor führte, in seinen Predigten den Mißbrauch des Ablasses und den übertriebenen Bilderdienst an. Er war in dieser Hinsicht ein unmittelbarer Vorgänger Luthers, wurde aber gerade durch die Folgen, die dessen Auftreten mit sich brachte, erschreckt und schwor seine „Irrlehren" vor einer Glaubenskommission ab.

Doch folgten sich immer mehr solcher Angriffe. Ein Bernardiner Mönch richtete wuchtige Hiebe in seinen Predigten gegen den Klerus überhaupt. Durch volkstümliche drastische Beredsamkeit wirkte er auf weite Volkskreise; es fehlte nicht viel, so hätten seine Zuhörer lauten Beifall gespendet, wenn er meinte, es solle jeder Geistliche ein Pferd haben, das ihn nach dem Tode so rasch als möglich zur Hölle bringe. Ein Schottenpriester lehnte sich in seinen Predigten gegen den blinden Gehorsam der Mönche auf und auch die Reliquienverehrung war der Gegenstand von Angriffen.

Digitized by Google

Natürlich wurden diese noch häufiger und heftiger, als die Reformationsbewegung in Deutschland rasch Boden und auch Anhänger in Österreich gewann und mit Hilfe des Buchdruckes die Streit- und Spottschriften große Verbreitung fanden. Zuerst nahm die Universität den Kampf mit der neuen Lehre auf, indem sie 1520 die Vernichtung ketzerischer Bücher und die Bestrafung ihrer Drucker und Verbreiter vom Stadtrat forderte. Doch dieser verhielt sich ablehnend, was sich wiederholte, als die theologische Fakultät die Verlautbarung der bekannten päpstlichen Bulle verlangte, durch welche die Mehrzahl der Thesen Luthers als ketzerisch erklärt wurde. Im Stadtrat mögen offene und geheime Anhänger der neuen Lehre gesessen sein, zu denken gibt es aber gewiß, daß sich auch Bischof Slatkonia der Erklärung anschloß, man solle nicht der landesfürstlichen Verfügung vorgreifen und sowohl die übrigen Fakultäten, wie die landesfürstlichen Behörden das übereifrige Vorgehen der Theologen mißbilligten. Erst das direkte Eingreifen des durch seine spanische Erziehung in starrem Glaubenseifer befangenen Kaisers schuf hier einen Wandel. Ein besonderes kaiserliches Edikt, das Ende 1520 erfloß, befahl die Verlautbarung der Bulle, die aber trotzdem erst Ende März erfolgte. Einige Wochen später langte ein neues Schreiben des Kaisers ein, das sich direkt gegen die neue Lehre richtete, jedem Anhänger derselben befahl, sofort die „ketzerische Sekte" zu verlassen und die Behörden anwies, alle Schriften, in welchen der „Pesthauch des Luthertums" herrsche, mit Beschlag zu belegen.

Indessen war die kirchliche Bewegung schon zu tief in das Volk gedrungen, als daß sie so leicht hätte unterdrückt werden können, zumal sie gerade durch Geistliche gefördert wurde. Die beiden Cisterciensermönche Jakob und Theobald eiferten gegen die kirchlichen Übelstände, fast aus allen Nonnenklöstern Wiens entliefen zahlreiche Schwestern, um im weltlichen Leben sofort zu Werberinnen für den neuen Glauben zu werden. Der schon genannte Joachim Vadianus, eine gelehrte Zierde der Universität, ließ eine Streitschrift erscheinen, die scharfe Kritik an den Einrichtungen der Kirche übte und schon deshalb, weil sie in deutscher Sprache geschrieben war, eine tiefgehende Wirkung hatte. Niemand wagte es aber, den Verfasser oder den Drucker Winterburger zur Verantwortung zu ziehen und auch die gegen die Ehelosigkeit der Priester gerichteten Schriften des Franziskanermönches Johann Eberling wurden eifrig gelesen und verbreitet.

Von nachhaltiger Wirkung war es, als 1521 sich der frühere Domprediger in Würzburg, Paul Speratus oder Spretter nach Wien wendete. Aus Salzburg wegen ketzerischer Predigten und seiner Heirat verbannt, trat er hier in die Universität ein, ohne daß man ihn hinderte. Als er aber in wenig taktvoller Weise im halbgeistlichen Gewande mit seiner Gattin am Arme wiederholt öffentlich erschien, griff ihn ein Prediger zu St. Peter an. Unerklärlicherweise räumte Bischof Slatkonia, dem man gewiß nicht ohne Grund eine Hinneigung zur neuen Lehre zuschrieb, ihm die Kanzel von St. Stephan ein, um dem Angreifer entgegnen zu können, allerdings mit dem Vorbehalt, daß er nicht über die Priesterehe sprechen dürfe. Natürlich kehrte sich Speratus nicht daran, und als er am 12. Januar 1522 seine Predigt hielt, zu der man sich in dichten Scharen drängte, verherrlichte er den Ehestand überhaupt und in sehr drastischer Sprache besonders jenen der Priester, wobei er zum Gaudium der Zuhörer saftige Histörchen über die verfallene Kirchenzucht vorbrachte. Aber er ging auch auf den Kern der neuen Lehre ein und legte besonders den Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben dar. Nun hielt es die theologische Fakultät für nötig, gegen einen solchen Skandal einzuschreiten. Sie ließ ihn zur Verantwortung vorladen und gab den Priestern den Auftrag, in den Predigten

die Irrlehren des Speratus zu widerlegen. Dieser folgte aber, weiteren Unannehmlichkeiten ausweichend, einer Einladung des Priors im Dominikanerkloster zu Iglau, von wo er einen fulminanten Protest gegen die nun von der Universität verhängte Exkommunikation in die Welt schickte. Dagegen wendete sich im August 1523 die theologische Universität mit einer Beschwerde über das Umsichgreifen der „Irrlehre" direkt an den in Wiener-Neustadt residierenden Erzherzog. Wiederholte kaiserliche Edikte blieben wirkungslos, denn man neigte sich auch in maßgebenden Kreisen der Ansicht zu, daß jede gegen den neuen Glauben ergriffene Maßregel auch mit Abstellung anerkannter Mißstände im kirchlichen Leben verbunden sein müsse, um Erfolg zu haben.

Eine schärfere Richtung kam zur Geltung, als nach dem Tode des schwachen und schwankenden Slatkonia (1522) der bisherige Beichtvater und Berater des Erzherzogs Ferdinand, Johann von Revellis, den bischöflichen Stuhl von Wien bestieg. Er setzte die erste Maßregelung eines abtrünnigen Priesters durch, indem der Prediger Johann Eckenberger, der sogar in der Burgkapelle ketzerische Lehren vorgebracht hatte, entfernt wurde.

Nachdem sich in Regensburg 1524 eine große Zahl von Bischöfen zu einem schärferen Vorgehen gegen das sich immer mehr ausbreitende Luthertum geeinigt hatte, folgte man auch in Wien dieser Mahnung. Es trat unter dem Vorsitz des Bischofs Revellis ein aus zwölf Beisitzern bestehendes Glaubensgericht zusammen, dem nur der ominöse Name fehlte, um es der spanischen Inquisition ganz gleich zu tun. Der Pfarrer an der Kolomanskirche im Bürgerspital, Jakob Peregrin, war durch sehr weitgehende Predigten auffällig geworden. Er bestritt, daß die Ehe ein Sakrament sei, verwarf den Heiligendienst und ging in seiner Gegnerschaft wider die Klöster soweit, zu behaupten, ein braver, fleißiger Knecht führe ein Gott wohlgefälligeres Leben, als ein Mönch. Der Bischof ließ ihn verhaften und vor Gericht stellen; das gleiche Schicksal widerfuhr dem Pfarrpriester Johann Vaesel bei St. Stephan. Beide mußten öffentlichen Widerruf leisten und wurden zu zweijährigem Gefängnis und zur Ausweisung aus Österreich und Bayern verurteilt. Daß das ganze Verfahren und also auch das geschöpfte Urteil auf keiner gesetzlichen Basis beruhte, darum kümmerte sich niemand. Noch mehr springt aber dieser Mangel in die Augen in dem Prozeß, der gleichzeitig gegen den angesehenen Wiener Bürger Kaspar Tauber durchgeführt wurde. Er huldigte sehr extremen religiösen Ansichten, die er in öffentlich auf den Plätzen gehaltenen Predigten vertrat. In mancher seiner mit mehr Eifer als Klarheit entwickelten Lehren näherte er sich den Grundsätzen der Wiedertäufer, die auch einen starken kommunistischen und anarchistischen Beigeschmack hatten. Auch er wurde zum Widerruf verhalten, den er an drei Sonntagen im Büßergewande vor der Hauptfront von St. Stephan öffentlich ablegen sollte. Da er aber statt dessen am 8. September 1524 wieder vor dem Volke seine neue Lehre predigte, wurde er verhaftet, am 10. September zum Tode verurteilt und am 17. am Gries vor dem Stubentor enthauptet, sein Leichnam aber verbrannt.

Der Hauptsitz der Wiedertäufer war in Nikolsburg, wo sie eine eigene Druckerei besaßen, von welcher aus das Land mit Flug- und Streitschriften überschwemmt wurde. Sie besaßen aber noch an vielen anderen Orten starke Gemeinden; in Melk und in Wiens nächster Nähe, in Penzing, waren sie in ziemlicher Stärke ansäßig. Ihr geistiges Haupt war der aus Friedberg in Schlesien stammende frühere Professor der Universität Ingolstadt Balthasar Hubmayr, der sich nach seiner Vertreibung aus dem Lehramt zuerst als Wanderprediger umtrieb, 1526 aber in Nikolsburg niederließ. Hier fand er zuerst den Schutz der mächtigen zum Luthertum neigenden Landherren Leon-

Digitized by Google

hard und Hans von Liechtenstein und entfaltete in Wort und Schrift eine so ausgebreitete und erfolgreiche Tätigkeit, daß man uns berichtet, „es sei fast alles Volk aus Mähren und einem großen Teile Österreichs nicht anders als wie zum delphischen Orakel hergelaufen kommen". Er war zweifellos ein Mann von großer Begabung und ein ehrlicher trotziger Eiferer, wenn auch, wie es diese meistens sind, ein unklarer Kopf, der die letzten Konsequenzen der eigenen Lehren nicht ermaß. Er strebte die Herstellung eines Bundes der „Armen und Gedrückten" an, welcher nach dem Wort Gottes Ordnung schaffen und der „Obrigkeit das Schwert nehmen solle, denn die Zeit ist gekommen, daß Gott der weltlichen Herren Schinden, Schaben, Stöcken, Plöcken, Zwingen, Dringen und andere Tyrannei nicht mehr leiden solle und daß man mit den armen Leuten nicht wie Herodes mit den unschuldigen Kindern umgehe". Die Bedenklichkeit solcher Theorien leuchtete endlich doch auch den bisherigen Schützern Hubmayrs ein, obwohl man aus Bangen vor einem Aufstand seiner Anhänger, die um Nikolsburg allein auf über 10.000 geschätzt wurden, vor einem Gewaltschritt zurückscheute. Endlich bemächtigten sich aber die Herren von Liechtenstein auf ernstes Verlangen des Erzherzogs Ferdinand doch Hubmayrs und lieferten ihn samt seiner Frau, die ihn mit Eifer in seinem Treiben unterstützte, dem passauischen geistlichen Gerichte ein. Zuerst in Greifenstein und dann im Kärntnerturm in strenger Haft gehalten, wurde er einer eingehenden Untersuchung unterzogen, die aber von den landesfürstlichen Richtern geführt wurde. Mit Gewandtheit vertrat er seine Pläne zu einer gesellschaftlichen und kirchlichen Reform, die er, so lange man ihn nicht aus der Schrift widerlege, als seine unerschütterliche Überzeugung darlegte. Zu einem Widerruf aber war er, obwohl sich die gelehrtesten Theologen mit seiner Bekehrung Mühe gaben, nicht zu bewegen, auch die nach einigen Quellen gegen ihn angewendete Folter vermochte seine Standhaftigkeit nicht zu beugen. Daß er sich erbot, die Verbreitung seiner

Erzherzog Ferdinand (I). (S. 518.)

Lehre bis zur Entscheidung eines allgemeinen Konzils zu vertagen, konnte ihn nicht retten, er wurde als „hartnäckiger Ketzer und ruchloser Aufrührer“ zum Tode verurteilt. Am 10. März 1528 fand auf der Haide bei Erdberg die Exekution statt. Da man einen Befreiungsversuch von Seite seiner auch in Wien ziemlich zahlreichen Anhänger befürchtete, fand ein starkes Söldneraufgebot statt. Überflüssig scheint diese Vorsicht nicht gewesen zu sein, denn dem traurigen Zug folgten dichte Scharen, meist aus dem niederen Volk, die offen ihre Sympathien für den Delinquenten merken ließen.

Der Wiedertäufer Balth. Hubmayr.

Seine bisherige standhafte Haltung bewahrte Hubmayr bis zum letzten Augenblick. Im Anblicke des Holzstoßes betete er mit lauter Stimme: „O mein gnädiger Gott, verleihe mir Geduld in meiner großen Marter! O mein Vater! ich sage Dir Dank, daß Du mich hinnehmen willst aus diesem Jammertal; mit Freuden begehre ich zu sterben und zu Dir zu kommen.“ Alle, die sich als seine Brüder fühlten, bat er um Verzeihung, wenn er sie beleidigt oder ihnen Ärgernis gegeben haben sollte. Noch in den letzten Momenten, als man ihn an den Pfahl fesselte, Haar und Bart mit Pulver und Harz einrieb, betete er laut fort, so daß seine Stimme noch aus Qualm und Flamme erscholl. Es war nicht zu

wundern, daß die Menge von diesem Schauspiel tief ergriffen wurde. Sofort bemächtigte sich auch die Legendenbildung des Vorganges, indem man behauptete, im Augenblick, wo Hubmayr starb, sei aus den Flammen eine weiße Taube, seine schuldlose Seele, empor zum Himmel geflogen.

Drei Tage später, am 13. März, erfolgte auch die Vollstreckung des Todesurteils gegen die Frau Hubmayrs, die ihn noch in der letzten Zeit unablässig zur Standhaftigkeit ermahnt und sich als fanatische Vertreterin seiner Grundsätze bewährt hatte. Sie wurde mit einem Stein um den Hals in die Donau gestürzt und ersäuft. (Bild S. 553.) Man ging nun mit Strenge gegen seine Anhänger vor und zog eine Menge derselben ein. Wer widerrief, erhielt die Freiheit, die Steifnackigen und Widerspenstigen aber traf der harte Richterspruch. Im März 1528 wurden noch zwei Anhänger Hubmayrs, ein Schuhmacher und ein Bauer aus Penzing, in Wien hingerichtet, ähnliche Urteile wurden in Melk, Steyr und an vielen anderen Orten vollstreckt.

Die erste türkische Invasion in Österreich 1529.

Eine furchtbare Gefahr, deren Nahen schon lange vorauszusehen war, trat nun an Wien heran. Vor ihr wichen alle Pläne, die man zur weiteren gewaltsamen Unterdrückung der neuen Glaubenslehre gefaßt haben mochte, als sehr nebensächlich zurück. Seit 1519 Soliman II. den Thron der Sultane bestiegen hatte, konnte kein Zweifel sein, daß dieser gewaltige Fürst, der nicht bloß als Krieger bedeutend war, sondern auch den Beinamen „des Gesetzgebers" seines Volkes erwarb, die weitausschauenden Eroberungspläne seiner Vorfahren wieder aufnahm. Schon sein erster Kriegszug brachte 1521 Belgrad in seinen Besitz, ohne daß man in Ungarn, wo der „königliche Knabe Ludwig" ein schwaches Regiment gegenüber den Parteiungen des Adels führte, energisch für die Erhaltung dieses wichtigen Platzes eingeschritten wäre. Obwohl durch andere Unternehmungen von einem neuen Kriegszug abgehalten, ließ Sultan Soliman doch einen großen Teil ungarischen Gebietes besetzen, ohne daß man es ihm ernstlich gewehrt hätte. Endlich brach er im Frühjahr 1526 mit einem gewaltigen Heere nach Ungarn auf, dem man infolge der zweideutigen, um nicht zu sagen verräterischen Haltung mächtiger Magnaten nur ganz unzulängliche Streitkräfte entgegenstellen konnte. Am 29. August kam es zur verhängnisvollen Schlacht bei Mohacs, die nach kaum zweistündiger Dauer mit einer vernichtenden Niederlage der Ungarn endete und dem jungen König Ludwig das Leben kostete.

Nun fiel auch Ofen und fast das ganze am rechten Donauufer gelegene Ungarn den Osmanen anheim und es war kein Zweifel mehr darüber, daß Solimans Pläne sich noch viel weiter ausdehnten. Mit dem Tage von Mohacs waren die Erbverbrüderungen des Jahres 1515 in Rechtskraft getreten. Nach ihnen ging die Herrschaft in Ungarn und Böhmen an das Haus Habsburg über. Im letzteren Lande vollzog sich der Wechsel anstandslos. Schon am 1. Dezember 1526 kam unter Entfaltung großen Gepränges die böhmische Krönungsbotschaft in Wien an und am 24. Februar des nächsten Jahres ließ sich der nunmehrige König Ferdinand I. in Prag die Wenzelskrone aufsetzen. In Ungarn gingen die Dinge nicht so glatt ab; dort hatte die sogenannte nationale Partei den reichen Grafen Johann Zapolya, dessen Zaudern den Unglückstag von Mohacs verschuldete, zum König ausgerufen und im November 1526 in Stuhlweißenburg krönen lassen.

Dem gegenüber war König Ferdinand I. sofort entschlossen, seine Ansprüche auf Ungarn mit Waffengewalt durchzusetzen. Im Sommer 1527 brach

sein Heer unter Führung des Markgrafen Kasimir in Ungarn ein und erfocht so namhafte Vorteile, daß Ferdinand schon im August im Besitze von Ofen war. Noch rascher ging es vorwärts, als der tapfere Graf Niklas Salm infolge einer Erkrankung des Markgrafen den Befehl führte und durch einen glänzenden Sieg bei Tokay das Heer Zapolyas ganz zersprengte, so daß sich die Mehrheit des Reichstages nun für Ferdinand erklärte und er am 3. November 1527 in Stulweißenburg auch zum König von Ungarn gekrönt werden konnte.

Doch war dies alles nur ein Vorspiel. Johann von Zapolya hielt seine Ansprüche aufrecht und scheute sich nicht, die Hilfe der Türken anzurufen, die Soliman II. sofort zusagte, da ihm nun Gelegenheit geboten war, aus Ungarn ein Vasallenreich zu machen, von dem aus er seine weitgehenden, die Zivilisation des ganzen Abendlandes bedrohenden Pläne in das Werk setzen konnte. Damit waren die fast 200 Jahre währenden Kriege entfesselt, die Österreich als „Vormauer der Christenheit" gegen den Türkenansturm führte. Aber auch die welthistorische Bedeutung Wiens, die ihm schon durch seine Lage zugewiesen war, kam wieder zur vollen Geltung. Jeder Eroberungszug von Ost nach West mußte an der Donau aufwärts gehen und sich entweder hier an den Mauern von Wien brechen oder über deren Trümmer weg, sich verheerend über Deutschland wälzen.

Man sollte meinen, daß diese Lage auch damals schon einleuchtend genug war. Aber man wollte weder im deutschen Reichstag, noch in den österreichischen Ländern sehen, was sich doch von selbst aufdrängte. Schon war die Glaubensbewegung so mächtig, daß der Reichstag von Speyer im April 1529 nur eine ganz unzureichende Hilfe gegen Zusage der Religionsfreiheit bewilligte, nicht besser aber erging es auf den österreichischen Landtagen. Ein widerliches Feilschen und Mäkeln begann, wo die Gefahr schon so brennend war, daß sich alles opferwillig zu deren Bekämpfung hätte zusammenschließen sollen.

Am 10. Mai 1529 brach Soliman II. siegesgewiß mit einem der prächtigsten Heere von Konstantinopel auf, das die kriegerischen Türken jemals in das Feld gestellt hatten. Es zählte 250.000 Mann ohne den köpfereichen Troß und führte 300 Geschütze, darunter solche des größten Kalibers mit sich. Nicht umsonst hatte Sultan Soliman die Kunde, daß Zapolya sich ihm unterwerfe, mit so viel Freude begrüßt, daß er dreimal die Erde küßte, denn es ebnete sich ihm dadurch ein großer Teil des Weges zu seinem laut verkündeten Ziel, die Mauern Wiens zu zerstören und den Halbmond auf den Stephansturm zu setzen.

Bei Mohacs war es, wo Soliman mit grausamer Ironie den Ungarkönig von seinen Gnaden, Johann Zapolya, empfing, der ihm mit widerlicher Selbstdemütigung huldigend die Hand küßte. Am 7. September 1529 fiel Ofen in die Gewalt der Türken und schon zwei Wochen später überschritt der Sultan bei Altenburg die österreichische Grenze mit dem Hauptheer. Diesen voraus aber waren schon 30.000 leichte Reiter (Akindschi) unter dem furchtbaren Mihal Oglu eingebrochen, die Schrecken und Verwüstung verbreiteten, die Ortschaften niederbrannten, die Einwohner töteten oder als Sklaven mitschleppten, ihre Verwüstungszüge aber über Wien hinaus nach dem ganzen Wienerwald, die Steiermark und bis nach Linz ausdehnten. Den Jammer dieser Zeiten bringt das von dem Nürnberger Zeichner und Formschneider Hans Guldenmundt stammende fliegende Blatt „Die gefangen klagen" (Bild S. 556) zu ergreifendem Ausdruck. Der beigesetzte Vers lautet:

„O Herre Gott laß dich erbarmen
Vnser Ellendt gefangen armen
Erwürgen sech wir vnsere Kinder
Genummen sind uns Schaff vnd Rinder

Haws vnde hoff ist vns verbrennt
Vnd wir gefürt in das ellendt
Weh das vns unser mutter trug
Erst müß wir ziehen in dem pflug
Vnd Gersten essen wie die Pferdt
Mit vnserm munde von der erdt
Kumm grymmer tod vnd vns erlöß
Von dem grausamen Thürcken böß."

„Die gefangen klagen." (S. 555.)

In Wien hatte man an ein so rasches Vordringen des Sultans noch immer nicht geglaubt und als nun kein Zweifel mehr war, daß sich die verheerende Woge seines Heeres in Kürze bis vor die Stadt wälzen werde, erkannte man erst, wie unzulänglich die Mittel zum Widerstand seien. Wohl hatte man schon 1526 kurz nach der Schlacht bei Mohacs die Möglichkeit einer Bedrohung Wiens in das Auge gefaßt und damals beschlossen, die äußeren zum Schutz der Vorstädte dienenden Befestigungen nicht weiter in Betracht zu ziehen, sondern vor allem an der Verstärkung der Werke um die Innere Stadt zu arbeiten. Die ersteren wären doch auf keinen Fall so auszugestalten gewesen, daß sie einem ernsten artilleristischen Angriff gegenüber hätten Widerstand leisten können. Aber auch zu einer ausgiebigen Verstärkung der eigentlichen Wälle fehlte es an Mitteln, obwohl man einen Teil der Kirchenschätze zu diesen Zwecken veräußerte, was 4000 Pfund Pfennige ergab und aus Gemeindemitteln dafür 7700 Pfund verwendet wurden. Seltsam war es, daß die Veräußerung der Kleinodien der Kirchen eine ziemlich geräuschvolle Opposition unter der Bevölkerung fand, als deren Wortführer sogar der Stadtrat auftrat, da es sich meist um fromme Widmungen der Bürger handle. Mit Recht kehrte man sich an diese Bedenken nicht, sondern verwendete die einfließenden Beträge für die Fortifikationen und zum Ankauf von Proviant. Schon im Jahre 1528 ernannte König Ferdinand einen der verdienstvollsten und erfahrensten Krieger seiner Zeit, den Grafen Niklas von Salm, zum obersten Feldhauptmann von Niederösterreich, in welcher Eigenschaft ihm auch die Leitung der Verteidigung von Wien zufiel, die in der Tat in keine würdigeren Hände gelegt werden konnte.

Doch nahmen alle Vorkehrungen, wohl in erster Linie aus Geldmangel, einen so schleppenden Gang, daß noch im Herbst 1529, als schon Osen in den

Händen der Türken war, das meiste zu tun blieb. Die Befestigung war gegen die zahlreiche und gut geschulte Artillerie der Türken noch immer eine sehr unzulängliche, die Verproviantierung für eine längere Belagerung kaum ausreichend, vor allem sah es aber mit der Besatzung um so schlechter aus, als von Mitte September ab, seit der Hofstaat nach Linz übersiedelte, eine förmliche Flucht von Wien begann, der sich leider auch viele zum Waffendienste taugliche Bürger anschlossen. Vom ganzen Stadtrat blieben nur der Bürgermeister Wolfgang Treu, der Stadtrichter Pernfuß und drei Räte, von über 3000 wehrhaften Bürgern kaum 400 in Wien zurück. Mit berechtigter Bitterkeit entgegnete der Bürgermeister auf eine Anfrage des Hofes, ob nicht in der Stadt Gold- und Silbergeschirr vorhanden sei, das zur Ausmünzung verwendet werden könnte, um der Geldnot zu steuern: „Dieses Begehren sei schon deshalb unerfüllbar, weil alle, die solche Dinge besaßen, diese und sich selbst in Sicherheit gebracht hätten."

Wie noch gegen Ende September Graf Salm nach Linz berichtete, bestand die Besatzung aus 2600 gewappneten Reitern und etwa 10.000 Fußsöldnern, wozu die nicht sehr hoch anzuschlagende wehrfähige Mannschaft der Stadt kam. In einem Kriegsrat wurde erwogen, ob man die Macht des Sultans im freien Felde oder hinter den Mauern von Wien erwarten solle. Das erstere war der riesigen Übermacht gegenüber eine aussichtslose Tollkühnheit, man entschloß sich daher zur energischen Verteidigung von Wien, zu welcher in den letzten Septembertagen noch eine namhafte Hilfskraft von etwa 6000 Mann Reichstruppen kam, die auf der Donau von dem ritterlichen Pfalzgrafen Philipp herbeigeführt wurde. Nun glaubte Salm sich der Türken solange erwehren zu können, bis die zugesagte Reichshilfe kam und er traf die letzten Vorkehrungen für die Belagerung.

Schon am 19. September erschienen die Vortruppen des türkischen Heeres im Angesicht der Mauern von Wien, nachdem in jeder der vorhergehenden Nächte der blutigrote Himmel das verheerende Wüten der osmanischen Scharen in der Umgebung angekündigt hatte.

Kurz vor dem Eintreffen der Hauptmacht Solimans zerstörte man die Vorstädte Wiens, die aus etwa 800 Häusern bestanden und sich teilweise bis an die Wälle ausdehnten. Auch das Bürgerspital und Heiligengeistspital vor dem Kärntnertor, das Martinsspital und St. Theobaldkloster vor dem Burg-(Widmer-)Tor, die Klöster bei St. Nikola auf der Landstraße und vor dem Schottentor fielen der Verwüstung anheim, wobei jedoch ein Teil des Materials zur Verstärkung der Brustwehren und zum Verrammeln der Tore verwendet wurde. Nur das Tor unter dem Salzturm blieb unvermauert, weil es zu Ausfällen bestimmt war. Zugleich legte man vom Kärntner- bis zum Stubentor einen zweiten Graben und dahinter einen Erddamm längs des Walles an; das Donauufer sicherte man durch Pallisaden und an der Schlagbrücke entstand ein starker Ravelin. Um die Schiffe der Donauflottille, die von großem Nutzen hätten sein können, aber wegen Mangel an Bemannung keine Verwendung fanden, nicht den Türken in die Hände fallen zu lassen, versenkte man sie. Die Holzdächer der Häuser wurden zur Vermeidung von Bränden abgedeckt und das Pflaster aufgerissen. Man besaß an Geschützen 72 Stück, die aber mit Ausnahme von sechs doppelten Haubitzen, drei großen Schlangen, fünf Mörsern und drei Steinbüchsen, durchaus kleineren Kalibers und eigentlich nur Feldgeschütze waren. Die ganzen Streitkräfte in der Stadt bestanden aus 21.700 Mann, wovon 2200 beritten waren.

Den Oberbefehl führte Graf Niklas Salm und nächst ihm sein Schwager, der kaiserliche Feldhauptmann Wilhelm von Roggendorf, gleichfalls ein sehr

erfahrener und tapferer Kriegsmann. Für die Zwecke der Verteidigung war die Wallinie in Abschnitte geteilt worden, für welche besondere Kommandanten bestellt waren. Pfalzgraf Philipp gebot über 14 Fähnlein Reichstruppen, denen die weite Linie vom Rotenturm über die Stubenbastei und bis zum Kärntnerturm anvertraut war. Den Mittelpunkt dieser Stellung bildete die Bastion bei den Unteren Predigern (Dominikanern), über welche es in einer gleichzeitigen Quelle heißt: „Im Gartten des Prediger-Closster sein durch die Stat-Mauern gebrochen worden 4 Schützenlöcher vnd darzue verordnet worden ain Halbschlangen vnd ain Falkhonet, darnach bey dem Chor obgemelts Closster wuert ain khatz (überhöhendes Werk) in der Hoch der Stat-Mauer gleich gemacht. Darauff stunden ain Halbschlangen vnd ain Falkhonet vnd hinumb gegen den Stubenthor auff dem Cassten (Getreidespeicher) des Closster sein vnter dem Tach gestanden zwo halbschlangen."

Nach rechts schloß sich an die Stellung des Pfalzgrafen vom Kärntnertor bis zu den Augustinern der dem tapferen Obersten Eck von Reischach unterstellte Rayon. Er hatte sechs Fähnlein Lanzknechte, etwa 3000 Mann, unter seinem Befehl. Von den Augustinern bis zum Burggarten befehligten Abel von Holneck und Hans von Purgstall die von den Ständen Steiermarks gesendeten Truppen. Die Burg selbst und von dieser bis zum Schottentor hielt der Oberst Leonhard Freiherr von Fels mit sieben Fähnlein der „alten Haufen" besetzt, die schon bewährte, altgediente Söldner waren; unter ihm kommandierte beim Schottentor der Hauptmann Maximilian Leyser. Von hier schloß sich bis zum Judenturm Reinprecht von Ebersdorf mit zwei Fähnlein von der Stadt geworbenen Söldnern und den vom Kaiser gesendeten Spaniern an, die aber später zur Verstärkung der besonders gefährdeten Stellung am Kärntnerturm herangezogen und vom Feldhauptmann Luis de Avalos befehligt wurden. Auf der letzten Strecke bis zum Anschluß an die Stellung des Pfalzgrafen beim Rotenturm stand der Hoftrabantenhauptmann Oberst Ernst von Brandenstein mit vier Fähnlein böhmischer Söldner, dann Wilhelm von Wartemberg und Hans von Hardegg mit deutschem „Reichsvolk", dem sich aber auch die wenigen in Wien kämpfenden Ungarn unter den Edelleuten Georg Hatalini, Georg Szeredi, Adam Honori und Johann Norowski anschlossen.

Außerdem befanden sich aber noch eine große Anzahl sehr namhafter, bewährter Kriegsmänner in Wien, die entweder den Grafen Salm im Kommando unterstützten oder die auf verschiedenen Alarmplätzen aufgestellten Reserven befehligten, die nach Bedarf nach den gefährdeten Punkten dirigiert wurden. Hier ist zu nennen der Oberst und Vizedom von Niederösterreich, Maximilian Beck von Leopoldsdorf, der als Proviantmeister fungierte; der Kriegsrat und Obristzeugmeister Ulrich Leyser, dem die Leitung des Geschützwesens oblag; Oberst Hanz Katzianer, ein sehr kriegskundiger Mann, der die leichte Reiterei führte; Oberst Niklas von Thurn, der Oberstzeugmeister von Oberösterreich Otto von Achterdinger und viele andere. Die wehrfähigen Wiener Bürger befehligte als Hauptmann Leonhard Hauser, auch die drei Ratsherren Sebastian Eiseler, Wolfgang Mangoldt und Sebastian Schranz nahmen an der Verteidigung teil.

Als Behörden waren in Wien verblieben der Statthalter Georg Freiherr von Puchheim, der Kanzler Niklas von Rabenhaupt und mehrere Räte. Um den Sicherheitsdienst in der Stadt und die Sanitätspflege machten sich während der Belagerung besonders verdient der Bürgermeister Wolfgang Treu und der Stadtrichter Paul Pernfuß, den sehr verantwortungsvollen und mühsamen Dienst des Fortifikationsdirektors versah der Baumeister Johann Tscherte, der in den letzten Jahren die Bauarbeiten an den Wällen geleitet hatte.

Am Tag, nachdem Graf Salm auch die Reste der abgebrochenen Vorstädte in Brand stecken ließ, am 23. September 1529, erschien Sultan Soliman selbst mit dem Kern seines Heeres, den Janitscharen, vor Wien. Vom rechten Ufer des Donaukanales bei Simmering bis zu jenem bei Heiligenstadt dehnte sich in ungeheurem Bogen das türkische Lager aus. In der Mitte eines riesigen, von Schanzen und Batterien gedeckten Raumes, der von Schwechat und Kaiserebersdorf bis an den Wienerberg und gegen Wien reichte, lag das kostbare Zelt oder eigentlich die Zeltstadt Soliman II, die von 12.000 Janitscharen und einer großen Zahl leichter Reiterei umlagert war. Es ist einigermaßen zweifelhaft, ob das Zelt Solimans wirklich, wie die Tradition behauptet, an der Stelle des späteren Lustschlosses Neugebäude lag, an das noch das heutige Munitionsdepot gegenüber dem Zentralfriedhof erinnert. Mit mehr Recht verlegt man das Zelt des Sultans weiter gegen Wien herein, etwa auf die Höhe von St. Marx.

An das Lager des Sultans schloß sich nach Westen über den Wienerberg und dann zur Wien hereinbiegend, jenes des Großveziers Ibrahim Pascha, eines besonderen Lieblings Solimans, dem er als geriebener Diplomat, als Kenner und Schätzer des Abendlandes vortreffliche Dienste leistete. Die Nachbildung eines gleichzeitigen Flugblattes von Guldenmundt (Abb. S. 560) trägt folgende Unterschrift: „Brachim Wascha der nechst des türckischen keysers Rath abconterfect."

Brachim Bascha der nechste rath
Der Keiserlichen Mayestat
In allen sachen der Thürckey
Vnd ist gewesen mit vnd bey
Als Wien die Stadt belegert wart
Vnd ist geritten auff die art
Mit aller kleydung, die er dregt
Ist er worden abconterfect."

Das Lager des Großveziers lehnte sich beim Laßlaturm an die Wien und bildete das Zentrum der türkischen Aufstellung, von dem der Hauptangriff gegen die Stadt ausging. Ein Teil des sich an den Turm anschließenden Walles wurde von den Türken zur Herstellung einer starken, mit acht Falkaunen besetzten Batterie benützt, deren Feuer namentlich dem Kärntnerturm und seiner Umgebung galt. Eine zweite Batterie warfen die Belagerer links davon und näher der Stadt beim zerstörten Heiligengeistkloster auf, unter deren Schutz sie die Wien überbrückten, um sich am linken Ufer festzusetzen, von wo sie teilweise gedeckt durch die Ruinen der zerstörten Vorstadt ihre Minengänge gegen die Stadt vortrieben. In diesen Ruinen setzten sich auch die sehr geschickten anatolischen Schützen fest, die unabläßig mit den Büchsen die Wälle bestrichen und es sehr gefährlich machten, sich auf diesen zu zeigen.

Am linken Wienufer und weit hinaus bis Penzing erstreckte sich das Lager des Paschas von Anatolien, zu dem auch eine auf der Höhe von St. Theobald postierte Batterie gehörte; auf der Höhe von St. Ulrich schlossen sich die Truppen des Chosrew Pascha von Bosnien an, vor dem gegen die Stadt zu der Beglerbeg von Rumelien mit den slavischen Hilfsvölkern lagerte. Am Sporkenbühel, dem späteren Himmelpfortgrund, standen die Truppen des Paschas von Mostar, hinter ihm bei Döbling jene des Sandschaks von Semendria. An das rechte Kanalufer lehnte sich das Korps des Wojwoden Kasym, dem auch die Nassadisten, die Schiffsbemannung, zugeteilt waren. Als Vorhut, welche die Stellung des Sultans nach der Stadtseite deckte, diente das Korps des Kutschik Pascha von Belgrad, der seine Truppen bis an die Wien beim Stubentor vorgeschoben hatte.

Noch in der Nacht nach der Ankunft des türkischen Hauptheeres unternahm Graf Salm vom Stubentor aus einen Ausfall, der aber ungünstig verlief, da man ja nicht wissen konnte, daß gerade nach dieser Richtung die erprobtesten Truppen standen und die größte Wachsamkeit geübt wurde. 500 Reiter des Grafen Hardegg unternahmen den Ausfall, wurden aber nach einem bei St. Marx bestandenen Gefecht mit Hinterlassung von drei Toten und sieben Gefangenen, unter welchen sich der Cornet Christof von Zedlitz befand, zurückgeworfen.

Ibrahim Pascha. (S. 559.)

Soliman ließ sich am nächsten Tage die Gefangenen vorführen, um sich über die Verhältnisse in Wien zu informieren. Er ergrimmte, als er erfuhr, daß König Ferdinand nicht in der Stadt sei und schwor, ihn aufzusuchen, wenn er sich auch im Herzen Deutschlands verberge. Die Niederbrennung der Vorstädte mochte ihm sehr ungelegen gewesen sein, denn er tadelte es heftig, daß man den Besitz so vieler armer Leute vernichtet habe. Als Soliman auf die Übergabe von Wien zu sprechen kam, beteuerte man ihm, daß er darauf nicht hoffen dürfe, denn die Verteidiger hätten den festen Willen, die Stadt um jeden Preis und bis zum letzten Blutstropfen zu erhalten. Am zweiten Tage entließ der Sultan fünf der Gefangenen reich beschenkt mit einer Botschaft an den Grafen Salm. Wenn man ihm die Stadt übergebe, wolle er sie verschonen und keinen Mann seines Heeres in sie einlassen, so daß Leben und Eigentum der Einwohner verschont blieben. Müsse er sie aber mit Gewalt bezwingen, so werde er keinen Stein auf dem anderen lassen und niemand verschonen. „Wie nur Ein Gott im Himmel ist," setzte der auch im Koran wohlbewanderte Sultan bei, „so dürfe auch auf Erden es nur Ein Haupt und Einen Regenten geben. Dies aber sei Er selbst und es solle sich sein Haupt nicht zur Ruhe legen, bevor er nicht die ganze Christenheit bezwungen habe."

Da Graf Salm diese Aufforderung gar keiner Antwort würdigte, trat sofort der volle Ernst der Belagerung ein. Der Kreis der Einschließung wurde noch enger gezogen und mehrere hundert Nassarenschiffe zogen im Strom eine

Digitized by Google

Linie, durch welche jeder Verkehr mit dem linken Ufer unmöglich gemacht wurde. Auch die großen Brücken, welche die Wolfsau mit beiden Ufern verbanden, wurden zerstört.

Der Hauptangriff richtete sich auf die Wallstrecke zwischen dem Augustinerkloster und dem Turm, der die Mitte der Mauer von dem Kärntner- bis zum Stubentor bezeichnete. Besonders den Kärntnerturm und seine Umgebung nahmen die Belagerer auf das Korn; hierher richtete sich ihr Geschützfeuer hauptsächlich, das besonders den Kirchtürmen und anderen ansehnlichen Gebäuden galt; aber auch mit Handbüchsen und einem Hagel von Pfeilen beschossen sie diese Gegend, so daß es nicht unbedenklich war, am Tage in der Kärntnerstraße und deren Umgegend zu gehen. Viele der Pfeile waren, „um die edle Hand zu bekunden, welche den Bogen spannte", wie ein türkischer Chronist berichtet, zierlich gemalt, mit Gold belegt und sogar mit Perlen besetzt.

Sturm auf das Kärntnertor. (S. 563.)

Am gefährlichsten aber war für die Stadt der Minenkrieg, in dem die Türken große Meisterschaft besaßen. Wie schon erwähnt, trieben sie gegen die südliche Wallfront an vierzig Stellen unterirdische Gänge gegen die Stadt, von welchen Laufgräben ausgingen, die mit Erddämmen gegen das Feuer der Belagerten gesichert, nach oben mit Brettern, über die man Mist und Erde häufte, gedeckt waren. Sie dienten dazu, die Sturmtruppen ungefährdet bis in die möglichste Nähe des Walles zu bringen, aber auch um die Minen unter die Wallmauern führen und diese in die Luft sprengen zu können, damit eine Bresche für den Sturm entstehe.

Es war ein nicht zu unterschätzender Vorteil für die Verteidiger, daß der schon ziemlich weit vorgeschrittene Herbst eine sehr kühle und nasse Witterung brachte. Sie erschwerte nicht allein die Belagerungsarbeiten, da die nasse Erde abrutschte, die Batterien und Laufgräben sich in Sümpfe verwandelten, sondern sie verursachte unter den an solche Wetterunbilden nicht gewöhnten Orientalen seuchenartige Krankheiten, die dem Belagerungsheer viele Leute kosteten. Endlich litt auch die Verpflegung, da der grundlose Zustand der Straßen die Zufuhren erschwerte.

Durch diese Umstände war aber auch den Verteidigern das System ihres Widerstandes vorgezeichnet. Sie mußten darauf bedacht sein, die Arbeiten der Türken so zu verzögern und zu behindern, daß darüber der Winter herankam, der unfehlbar den Abzug der Bedränger erzwingen mußte. Die Hoffnung auf einen Entsatz war kaum mehr aufrecht zu halten; die angekündigte „eilende" Reichshilfe hatte sich in dem Zuzug des Pfalzgrafen erschöpft und sich auch in diesem Falle wieder als eine „elende" bewiesen.

Neben der größten Wachsamkeit, um alle Anschläge der Türken zu verhindern, empfahl sich die häufige Vornahme von Ausfällen als das beste Mittel.

die türkischen Arbeiten zu behindern und ihre Truppen zu ermüden. Schon drei Tage nach dem Beginne der eigentlichen Belagerung, am 28. September, fielen drei Fähnlein Deutsche und einige Spanier vom Burgtor gegen die Stellung bei St. Theobald aus. Sie töteten an 300 Janitscharen, ließen aber auch 30 Tote und 10 Gefangene zurück. Ein Versuch der Türken, sich am gleichen Tag mit armierten Schiffen im Donaukanal gegenüber dem Werdertor festzusetzen, wurde durch das überlegene Feuer der trefflich geschulten spanischen Büchsenschützen vereitelt. Von diesem Tage an wurde aus unbekannten Gründen das Läuten aller Kirchenglocken und das Schlagen der Turmuhren in der Stadt eingestellt, nur das sogenannte Primglöckchen, das die Domherren zum Morgengebet rief, gab die Viertelstunden an.

Am 29. September suchte man nicht nur durch Geschützfeuer von den Wällen und durch die auf den Türmen untergebrachten Schützen die Belagerungsarbeiten zu stören, sondern es wurden auch durch Eck von Reischach mit 200 Fußknechten und 500 Reitern und vom Spanier Luis d'Avalos mit seinen Leuten zwei Ausfälle vom Kärntnertor aus unternommen. Am letzten Septembertag fiel zwar der die Schlagbrücke bewachende Posten von Fußknechten den Türken in die Hände, der Versuch, sich aber hier festzusetzen, um einen Angriffspunkt gegen diese schwache Seite der Umwallung zu gewinnen, mißlang. Aus Vorsicht nahm man an diesem Tage in der Stadt die vorhandene Menge der hauptsächlichsten Proviantartikel auf, um danach die Rationen bemessen zu können. In Bezug auf den Wein muß man aber wohl das richtige Ausmaß nicht gefunden haben, denn die des schweren österreichischen Weines ungewohnten Soldknechte kamen in so schwankende Stimmungen, daß schleunigst eine ausgiebige Verringerung der Tagesration eingeführt werden mußte.

Am 1. Oktober unternahmen 300 Fußknechte einen Ausfall vom Schottentor aus, der zu einem lebhaften Scharmützel führte. An diesem Tage erhielt man durch einen Überläufer Nachricht von der Lage zweier Minen, die links und rechts vom Kärntnerturm unter den Wall reichten. Auch bemerkte man Vorbereitungen zum Sturm, da die Türken kurze Leitern zum Ersteigen der Bresche und Reisigbündel zum Ausfüllen des Grabens herbeischleppten. Man traf sofort alle Maßregeln zur Abwehr; auch Gegenminen wurden gegraben, wodurch es gelang, eine schon sprengfertige Mine der Türken aufzufinden und zu verschütten. Sehr bedenklich ließ sich in jeder Beziehung der 3. Oktober an; das Feuer der Belagerer nahm so an Intensität zu, daß man es als Vorbereitung zu einem Sturm ansah und die ganze Besatzung in Bereitschaft hielt. Durch Brandkugeln gerieten das Bollwerk am Kärntnertor und die Schlagbrücke in Brand. Trotzdem unternahm eine starke Abteilung von Fußknechten einen Ausfall gegen die Widmervorstadt vom Burgtor aus, der aber unglücklich verlief. Anfänglich nahm man die von den Türken besetzte Stellung in den Ruinen des Frauenhauses unter St. Theobald, auf dem Rückzug drängten aber die Türken mit solcher Übermacht nach, daß man fürchten mußte, sie könnten gleichzeitig mit den zurückkehrenden Knechten den Eingang in die Stadt erzwingen und das Tor schloß. Dadurch fielen mehrere hundert der Söldner in die Gewalt der Türken, die ihnen sofort die Köpfe abschnitten. Der 4. und 5. Oktober verliefen unter fortdauernder Beschießung, durch welche das Bollwerk beim Kärntnertor arg mitgenommen wurde und eine neue hölzerne Brustwehr errichtet werden mußte. Mehrere beim Minengraben beschäftigte Türken krochen in den Graben und kletterten an den Mauern empor, um kleine Fähnchen in die Schußlöcher zu stecken. Die ersten Anzeichen kamen, daß der Proviant knapp war und die Rationen mußten verkleinert werden. Doch blieben die Leute guten Mutes und als Eck von Reischach eine kernige Ansprache an seine

Fußknechte hielt, erklärten sie, wacker aushalten zu wollen. Die Türken mußten aus Anzeichen auf ein von der Stadt aus geplantes großes Unternehmen geschlossen haben, denn man bemerkte von den Wällen aus, daß die türkischen Truppen den ganzen 5. Oktober in Kampfbereitschaft standen, als ob sie einen Ausfall erwarteten. Aber er war erst für den 6. bestimmt, wozu man die einzelnen Abteilungen aus allen Truppen ausloste. Vom Salzturm aus drangen 8000 Mann gegen die südlichen Stellungen der Türken vor dem Kärntner- und Burgtor vor, um die Laufgräben und Minen zu zerstören und die Janitscharen aus ihren Stellungen zu vertreiben. Der tapfere Eck von Reischach kommandierte den Ausfall und Hauptmann Sigmund Leyser sollte mit zwei Fähnlein sich gegen St. Ulrich wenden und dort die türkischen Stellungen in der Flanke und im Rücken fassen. Doch die Türken waren auf der Hut, sofort war das ganze Lager alarmiert, von allen Seiten drängten die Scharen auf das christliche Häuflein ein, das sich unter wütendem Ringen den Rückzug erzwingen mußte. Auf den Ruf eines Feiglings, daß man in Gefahr sei, umzingelt zu werden, ergriff ein Teil der Lanzknechte eine regellose Flucht, der alle Bemühungen der Hauptleute nicht ganz steuern konnten. Eck von Reischach war mitten im Kampfgewühl, wurde von mehreren Kugeln getroffen und verlor Brust- und Rückenharnisch. Hauptmann Wolf Hagen, ein alter wackerer Haudegen, der schon in Ungarn gegen die Türken gefochten, erlag der Übermacht beim Martinskloster und wurde mit mehreren Reisigen sofort geköpft; auch Hauptmann Steinpeiß und der spanische Edelmann Garcia Guzman verloren das Leben. Am gleichen Nachmittag sprengten die Türken zwei Minen, und nachdem sie durch eine heftige Kanonade die Bresche erweitert hatten, gingen sie mit wildem Geschrei zum Sturm vor. Viermal wiederholten sie ihn, aber vor der Tapferkeit der Verteidiger, die ihnen keinen Zoll der zertrümmerten Wälle überließ, mußten sie stets wieder weichen. (Abb. S. 561.)

Ein Tag lebhafter Bewegung war auch der 7. Oktober. Das türkische Feuer steckte zwei hölzerne Bollwerke in Brand und gegenüber dem Kloster von St. Klara flogen zwei Minen auf, welche größere Stücke der Mauer in Schutt legten, die sofort unter den Kugeln und Pfeilen der Belagerer mit Holzstämmen notdürftig verkleidet wurden. Man war auf einen allgemeinen Angriff gefaßt, da sich die Türken unter ihren Paschas und Agas schlachtbereit aufstellten und auch die Nassaren Miene zu einem Überschiffen des Kanales machten. Trost und Zuversicht flößte den hartbedrängten Verteidigern Wiens das in der Nacht durch einen Kundschafter in die Stadt gelangte Schreiben des König Ferdinand und des bayerischen Pfalzgrafen Friedrich ein, das zum tapferen Ausharren mahnte, da ein Entsatz nahe sei.

Am nächsten Tag verkündigte Pfalzgraf Philipp den Truppen diese Nachricht mit dem Zusatz, daß schon die Vorhut mit zwei Regimentern in Korneuburg angelangt sei und die Bestimmung habe, sich den Zugang zur Stadt zu erkämpfen, um die arg gelichteten Reihen der Belagerten zu verstärken. Auch er forderte seine Leute auf, tapfer und unverzagt ihre Pflicht zu tun und schwur, ihr Schicksal zu teilen bis zum äußersten. Auch an diesem Tage erwarteten die Türken einen größeren Ausfall, der aber nicht beabsichtigt war.

Aus der Zeit der Belagerung ist uns ein höchst merkwürdiges Andenken erhalten geblieben, das sowohl in geschichtlicher wie topographischer Beziehung von unschätzbarem Werte ist. Es ist dies eine aus sechs Blättern bestehende, in Vogelperspektive ausgeführte Rundansicht von Wien, die von dem Nürnberger Zeichner, „Formschneider und Briefmaler" Nikolaus Meldemann stammt.

Dieser Wackere begnügte sich aber nicht nur, seine Phantasie bei dem Entwurf seines Werkes in Anspruch zu nehmen. Wie wir aus seiner Eingabe

an den Nürnberger Stadtrat wissen, den er um Erlaubnis und Unterstützung seines Vorhabens bat, reiste er selbst sofort nach Beendigung der Belagerung nach Wien, um „ein recht geschaffen visierung aller geübten Handlung zu wegen zu bringen". Es dürfte wohl der wackere Meldemann während seines Weilens in Wien die Aufnahme angefertigt und die ihm über die Belagerung gemachten Angaben eingezeichnet haben. Berichtet er doch selbst, daß er nach Nürnberg zurückgekehrt, alles „auff das aller fleyssigst, auff sein eygen kosten, in ein recht ordentliche Form gebracht". Die Hauptsache ist, daß er sich, wie der Augenschein lehrt, seine Aufgabe nicht leicht gemacht und seinem Werk unzweifelhaft eine nach der Natur gemachte Aufnahme zugrunde gelegt hat. Auch die Details über die türkische Aufstellung und die Maßregeln der Verteidiger entsprechen in allem Wesentlichen den beglaubigten historischen Nachrichten. Daß die kunstsinnigen Stadtväter von Nürnberg das Unternehmen des ehrsamen „Briefmalers" mit dem für jene Zeit gar nicht unbeträchtlichen Vorschuß von 50 Gulden unterstützten, ist weiter nicht zu wundern und bereits 1530 konnte er seine „Contrafaktur" (Wiedergabe) zu „yedermans kauff und für den gemeinen man" veröffentlichen. Es ist vorauszusetzen, daß er einen sehr guten Absatz für sein Werk fand, denn so säumig sich auch die deutschen Reichsfürsten mit ihrer Hilfe zeigten, das deutsche Volk erfaßte die Bedeutung des Heldenkampfes, der da auf den Wällen von Wien ausgefochten worden, vollkommen und das Erscheinen mehrerer solcher Publikationen, von welchen manche auch spurlos verschwunden sein mögen, ist ein Beweis für das Interesse, das man dem ganzen Vorgang widmete.

Grabmal Salms. (S. 571.)

Meldemanns Holzschnittwerk gehört zu den größten bibliographischen Seltenheiten. Man kennt nur drei komplette Exemplare, deren je eines in den königlichen Sammlungen zu Berlin und Dresden sich befindet, das dritte ist aus dem Nachlaß des verstorbenen Präsidenten von Karajan für die weltberühmte Sammlung von Kunstblättern, die „Albertina", im Besitze des Erzherzogs Friedrich, erworben worden. Das historische Museum der Stadt Wien hat unter seinen auf Wien bezüglichen Bilderschätzen nur eines der sechs Meldemannschen Blätter im Original, dagegen existiert eine von dem verstorbenen

Ritter von Camesina in mustergiltiger Weise hergestellte Kopie aller sechs Blätter.

Übrigens gab Meldemann seinen Tafeln auch eine erläuternde Broschüre bei, die den Titel führt: „Ein kurtzer berecht ueber die recht warhafftig Contrafactur Türckischer Belegerung der Stat Wien." Nach der Lebendigkeit der Schilderung dürfte der Verfasser ein Augenzeuge der Belagerung gewesen sein oder aus sehr gut unterrichteten Quellen geschöpft haben. So erzählt er über die Situation vor dem Kärntnertor: „In derselben weyl seind dann die Janitschern mit büschel von weyden, weinreben, holtz etc. gemacht, bisz zu der Spitelmühle an die Wien (Heiligengeistspital) gelossen. Dieselbigen büschel ins wasser vnd pretter darauff geworffen vnd also herüber kummen. Hienach seind sie gleich in der vorstatt gewest das man jn weyter schiessens halb keinen schaden mögen thun, sich in der vorstat verlorn, das man nit gewust hat wo sie hinkummen seind vnd verstolens vnter der erden im statgraben herfür kummen, auff die mauren gestiegen vnnd gestürmt so lang bisz mans wider abgetrieben hat."

Es ist natürlich bei dem großen Umfang des Meldemannschen Holzschnittes, dessen viele Details eine Verkleinerung sehr mißlich erscheinen lassen, nur möglich, einen Ausschnitt davon wiederzugeben. Es wurde dazu der untere Teil des mittleren Blattes der oberen Reihe gewählt, welcher den wichtigsten Kampfplatz vor dem Kärntnertor umfaßt. (Bild S. 568—569.) Alle sechs Blätter bilden eine Rundansicht, deren Mitte die Innere Stadt einnimmt, die sich aber über das Terrain der späteren neun Gemeindebezirke bis zu den umgebenden Höhen erstreckt. Von einer Einzeichnung der Gassen und Häuser der inneren Stadt sah man ab, dagegen erscheinen die Ringmauer mit ihren Türmen und Toren, die Kirchen und Kapellen, sowohl in als vor der Stadt und auch die Befestigungswerke der Vorstädte mit großer topographischer Genauigkeit eingetragen. Da die Bezeichnungen beigesetzt sind, ist eine weitere Erklärung überflüssig, nur wäre die Aufmerksamkeit auf die figürlichen Darstellungen zu lenken, die mit großem Geschick gemacht sind und manches charakteristische Detail enthalten. Das ganze Werk zeigt den tüchtigen Charakter der oberdeutschen und speziell der Nürnberger Schule, aus welcher so viele ausgezeichnete Meister der Zeichenkunst und des Holzschnittes hervorgegangen sind.

Sehr wertvoll ist auch jene Folge von 16 Holzschnitten Guldenmundts, welche Persönlichkeiten des türkischen Heeres u. s. w. darstellen; diesen sind die Bilder Solimans, des Großveziers Ibrahim und das charakteristische Blatt „die gefangen klagen" entnommen. Auch diese Blätter, die einst die Stelle der späteren „Mandelbögen" vertreten haben dürften, sind von großer Seltenheit.

In der Schilderung der Belagerung fortfahrend, für deren Verständnis Meldemanns Ansicht ein wichtiger Behelf ist, kommen wir nun zum Höhepunkt derselben. Schon am 9. Oktober ging es sehr heiß zu. Links und rechts vom Kärntnertor flogen zwei mächtige Minen in die Luft, welche große Stücke des Walles in Trümmer legten. An eine Wiederherstellung war nicht zu denken, da sich das türkische Geschützfeuer mit solcher Wut auf diese Punkte richtete, daß die Breschen noch erweitert wurden. Vor den Augustinern, wo Eck von Reischach befehligte, war die Lücke im Wall so klaffend, daß 24 Mann in einer Reihe zum Sturm anlaufen konnten. Und doch war die Wirksamkeit der Mine wesentlich abgeschwächt, da es durch Entgegentreten der Belagerten gelang, noch vor der Explosion acht Fässer Pulver zu entfernen. Ein erbitterter Kampf entspann sich, als die Türken, von ihren Paschas geführt und getrieben, dreimal zum Sturm anliefen. Der greise Heid Salm selbst, Hans von Katzianer, Eck von Reischach nahmen persönlich am Kampf Anteil, der „alte Haufen" des österreichischen Fußvolkes, die kärntnerischen und spanischen Soldaten wett-

eiferten an Tapferkeit, von den erhaltenen Wällen schleuderten die Kartaunen ihre Geschoße in die dichten Reihen der Sturmkolonnen. Nach großen Verlusten mußten sich die Türken gegen Abend zurückziehen, wobei ihnen wie höhnender Triumph das Spiel der auf dem Stephansturm und bei St. Klara postierten Feldmusik nachklang. In harter Arbeit suchte man in der folgenden Nacht die Breschen wieder auszufüllen und durch mühsam errichtete Bollwerke die zerschmetterten Wälle zu ersetzen. Aber auch im Inneren der Stadt hatte man lauernde Feinde zu bekämpfen. Der Proviant fing an knapp zu werden, ein Übel, unter dem allerdings das köpfereiche Türkenheer noch viel ärger litt; aber auch der Verrat wagte sich an die tapferen Verteidiger heran. Nacheinander wurden zwei Spione entdeckt, die sich unter die Soldaten gemengt hatten, um sie zu Meutereien zu bewegen. Man knüpfte sie kurzweg auf, im Vorkommen solcher Fälle lag aber immerhin etwas Beunruhigendes.

Am 10. Oktober bemerkte man im türkischen Lager große Rührigkeit. Die Paschas mit ihrem Gefolge zogen am Morgen zum Zelte des Sultans und später ritten dessen Herolde durch die Zeltreihen und zwischen den von den Janitscharen besetzten Ruinen, um mit pomphaften Anreden den schon sinkenden Kampfesmut der Soldaten zu beleben und allen, welche bei der Erstürmung der Stadt mitwirkten, große Belohnung in Aussicht zu stellen. Dabei dauerte den ganzen Tag die Beschießung in verstärktem Maße fort, so daß die Mauern in Trümmer sanken, die Wälle zerbröckelten und kaum mehr durch Holzbollwerke verteidigungsfähig gemacht werden konnten. Da kein Zweifel über die Absicht der Türken, einen Hauptsturm zu unternehmen, bleiben konnte, ließ Graf Salm unmittelbar innerhalb der Stadtmauern einen neuen tiefen Graben ausheben, um noch einen Haltpunkt für den letzten verzweifelten Widerstand zu schaffen, falls sich die Feinde des Walles bemächtigen sollten. Gegen Abend erschien Soliman selbst in den Laufgräben, begrüßt von dem unmelodischen Geheul seiner Soldaten, die er belobte, aber auch zu neuer Anstrengung ermunterte.

Der 11. Oktober brachte wieder einen furchtbaren Kampf. Nachdem links vom Kärntnerturm eine gewaltige Mine aufgeflogen war, liefen die Türken zum Sturm an, während gleichzeitig, um die Kräfte der Verteidiger zu binden, Angriffe auf der ganzen Stadtfronte bis zum Laurenzerkloster hinab stattfanden. Doch die Abwehr unter Leitung von Wilhelm von Roggendorf und Eck von Reischach war so kräftig, daß die Türken 1000 Mann verloren, während die Verteidiger nur 30 Tote zählten. Am Morgen des nächsten Tages ließ der Sultan den Grafen Salm nochmals zur Kapitulation unter sehr günstigen Bedingungen auffordern. Er bot der Besatzung vollkommen freien Abzug an, auch die Bewohner konnten sich diesem mit all ihrer Habe anschließen. Doch auch den Zurückbleibenden sicherte er Schonung zu, da kein Mann seines Heeres den Innenraum der Stadt betreten werde.

Die Antwort lautete natürlich ablehnend und nun folgte noch am Vormittag des 12. ein grimmiger Angriff. Alle türkischen Geschütze donnerten gegen die Stadt und nachdem zwei Minen zwischen dem Kärntner- und Stubentor große Breschen in den Wall gerissen hatten, liefen die Türken wieder zum Sturm an, der aber vom deutschen Fußvolk und den Spaniern mit Bravour abgeschlagen wurde. Schon mehrten sich die Anzeichen, daß die Truppen des Sultans des verlustreichen und aussichtslosen Kampfes müde waren. Man sah anlaufende Scharen umkehren oder abbiegen, um sich zwischen den Ruinen und Weingärten zu verbergen, andere mußten von den Befehlshabern förmlich auf den Kampfplatz getrieben werden und selbst wenn man sie bis zur Mauer heranbrachte, war ihr Angriff nicht mehr so grimmig und nachhaltig wie früher. Trotzdem wurde besonders beim Kärntnerturm erbittert gekämpft. Auch die Situation der

Niklas Salm wird 1529 bei Abwehr des letzten türkischen Sturmes verwundet.

Verteidiger war schon sehr schwierig. Die Zinnen der Mauern, die Bollwerke boten keinen Schutz mehr, die mürben Wälle keinen Platz für die schweren Geschütze. Auch an deren kunstgerechter Bedienung fehlte es schon, da die meisten Büchsenmeister gefallen waren. Aber auch diesmal gelang es, die gefährdeten Stellen während der Nacht auszubessern und am nächsten Morgen konnte man schon wieder zum unliebsamen Staunen der Belagerer ein kräftiges Feuer auf deren Stellungen eröffnen.

Diesem heldenmütigen Widerstand gegenüber machte man sich im türkischen Lager mit dem Gedanken einer Aufhebung der Belagerung vertraut. Wenn auch die bisherigen Verluste unverhältnismäßig groß waren, fiel dies doch bei der Stärke des Heeres weniger in das Gewicht, als die üble Stimmung der Soldaten. Der herannahende Winter, der drückende Mangel an ausreichender Verpflegung für Menschen und Tiere, noch mehr aber die Möglichkeit von einem Entsatzheer im Rücken angegriffen zu werden, konnten den Sultan in die übelste Lage bringen. In der Nacht nach dem letzten Sturm beschloß der Sultan, noch einen Angriff zu unternehmen, dann aber die Belagerung aufzugeben. Nach den bisherigen Erfahrungen versprach er sich auch von diesem letzten Versuch keinen Erfolg; denn sofort begann die Verladung der Geschütze auf die Schiffe und am Morgen des 13. Oktober rüstete sich ein Teil des Heeres zum Abmarsch, während die Hauptmasse nochmals gegen die Wälle von Wien vorrückte.

Mit unverminderter Kraft setzten die Batterien auch noch am 13. Oktober das Feuer gegen die Wälle fort. An diesem Tage unternahm Hans von Katzianer mit den deutschen Reitern, unterstützt von den Ungarn unter Paul Bakies, einen gelungenen Ausfall aufwärts an der Donau. Oberstleutnant Magnus, der die Vorhut führte, wußte die Türken durch einen vorgetäuschten fluchtartigen Rückzug in einen Hinterhalt zu locken, wo sie viele Leute verloren.

Am 14. Oktober — dem letzten Tag dieser denkwürdigen Belagerung — fing die Kanonade schon am frühen Morgen an und an verschiedenen Stellen fanden Angriffe statt, um die Verteidiger zu ermüden und zu täuschen. Sultan Soliman selbst kam nochmals in die Laufgräben und da er die Breschen gangbar fand, ordnete er einen letzten Sturm an. In drei großen Kolonnen massierten sich die Türken, geführt vom Großvezier selbst, dem obersten Befehlshaber der Janitscharen und dem Pascha von Anatolien. Von den drei vorbereiteten Minen war jene beim Burgtor, die 26 Fässer Pulver enthielt, noch rechtzeitig entdeckt und unschädlich gemacht worden, die beiden anderen links und rechts vom Kärntnerturm flogen um die Mittagstunde mit furchtbarem Gekrache in die Luft und legten den Wall in einer Breite von 130 Metern in Trümmer. Sofort ertönte das Kampfgeschrei der vorrückenden Türken, die durch die Staub- und Rauchwolken gedeckt, anliefen. Zwei Stunden währte dieser letzte wütende Kampf, bei dem in den vordersten Reihen wieder Eck von Reischach und Graf Niklas von Salm standen. Leider traf letzteren ein von einem Schuß abgesprengter Stein so wuchtig, daß der Schenkel zerschmettert wurde.

Eine Stunde vor Mitternacht verkündete das Lärmen im Lager und das Jammern der Gefangenen, von welchen mehr als 2000 unbarmherzig hingeschlachtet wurden, den Abzug des Türkenheeres, dem die Flammen des in Brand gesteckten Lagers und der letzten Überreste der Vorstädte auf den Weg leuchteten. Die Morgensonne des 15. Oktober sah auf die vom Grimm der Türken verursachten Greuelszenen, aber auch auf den Jubel des aus furchtbarer Gefahr befreiten Wien. Von allen Kirchtürmen hallte zum ersten Male wieder Glockengeläute, vom Stephansturme herab tönten Freudenfanfaren und die Geschütze donnerten von den Wällen, während sich Befehlshaber, Würdenträger und das aufatmende Volk im Dome zu einem Dankgottesdienst versammelten.

Das Kärntner-Viertel während der Belagerung

Digitized by Google

19. Aus Meldemanns Rundansicht. (S. 565.)

Danach ſtattete Bürgermeiſter Treu dem ſchwerverwundeten Grafen Salm und den anderen Kommandanten den Dank ab für ihre heldenhafte Tätigkeit bei Erhaltung der Stadt.

Jetzt erſt konnte man ermeſſen, wie gefahrdrohend die Lage ſchon geweſen. Schwerlich hätte ſich die Stadt auch nur mehr wenige Tage halten können. Die Mauern waren auf weiten Strecken nur mehr reine Schutthaufen, der Proviant ſchon ſo zuſammengeſchmolzen, daß die Rationen kaum mehr zur Erhaltung der bis zum äußerſten angeſpannten Kräfte hinreichten. Die durch erbitterte Kämpfe, ſtrenge Arbeit bei ſpärlicher Verpflegung, Krankheiten und aufreibenden Wachdienſt erſchöpften Kriegsleute mußten in den letzten Tagen faſt ununterbrochen in Bereitſchaft gehalten werden und die Befehlshaber ſelbſt waren vom 10. Oktober an kaum mehr von ihrem Poſten gewichen. Unter ſolchen Umſtänden waren die wiederholten Bitten Salms, man möge doch den Entſatz beſchleunigen und der Stadt „eilend und eilend zu hilf, troſt und rettung kommen, und deshalb keinen augenblick in längern verzug ſtellen", nur zu wohl berechtigt. Daß trotzdem nicht einmal ein Verſuch gemacht wurde, die verzweifelte Lage der Stadt zu ändern oder wenigſtens zu erleichtern, iſt nur dadurch zu erklären, daß Pfalzgraf Friedrich das Reichsheer den Türken nicht gewachſen hielt oder daß politiſche Hintergedanken ihn abhielten, die Stellung des Königs Ferdinand zu ſtärken. Daß die Rettung Wiens in erſter Linie ganz Deutſchland zugute kam, dafür fehlte dieſen Zauderern und Ränkeſchmieden jedes Verſtändnis. Mit Recht ſchreibt ein Chroniſt jener Zeit: „Die ehrlichen, ritterlichen, treuen Leute ſind in beſonderen Ehren zu halten, insbeſondere ſind die deutſchen Lande zu großem Dank ſchuldig. Denn hätte der Türk Wien erobert, ſo wäre er noch dieſen Herbſt in die oberen deutſchen Lande gedrungen und hätte alles verbrannt und verdorben. Sein Gelöbnis, daß er drei Jahre darauf verwenden wolle, um Deutſchland ſeine Macht und Gewalt fühlen zu laſſen, würde in Erfüllung gegangen ſein."

Nur der unternehmende Katzianer mit einem Teil der Reiterei folgte den abziehenden Türken, um ſie zu beobachten. Die übrige Beſatzung bedurfte ausgiebiger Erholung; ſie hatte 1700 Mann verloren, von der wehrfähigen Bevölkerung waren 700 gefallen, ein ſehr ehrenvolles Zeugnis für die Teilnahme der letzteren an den kaum dreiwöchentlichen Kämpfen.

Die Erſchöpfung der in der Stadt zurückbleibenden Truppen hinderte aber den Ausbruch von Unruhen unter ihnen nicht. Die niederöſterreichiſchen Stände, welchen eigentlich die Soldzahlung oblag, hatten dafür nicht vorgeſorgt und ſo kam es zu Meutereien, dem Erbübel aller geworbenen Heere. Man ſuchte daher die vom Reich beigeſtellten Lanzknechtsfähnlein aus Wien zu entfernen. Als ſich zu dieſem Zwecke am 20. Oktober der zum Feldhauptmann der Reichstruppen ernannte Pfalzgraf Friedrich in Wien einfand, um das Kommando von ſeinem bei den Soldaten ſehr beliebten Neffen Philipp zu übernehmen, weigerten ſich die Knechte, Wien zu verlaſſen und erhoben auf Grund alter Privilegien Anſpruch auf die Auszahlung der zweimonatlichen Soldforderung, einen dreifachen Sturmſold und den Nachlaß des Erſatzes für die während der Belagerung bezogenen Proviantrationen. Sie rotteten ſich bei St. Klara, in der Gegend des ſpäteren Bürgerſpitalgebäudes, zuſammen, nahmen ihre Hauptleute feſt und bildeten, die Spieße nach außen richtend, einen ſogenannten „Ring". Alle gütlichen Vorſtellungen, daß es unmöglich ſei, dieſe Forderungen ganz zu erfüllen, blieben vergebens, ja die erbitterten Leute drohten ſogar, die undankbare Stadt zu plündern, für die ſie Gut und Blut eingeſetzt, ohne jetzt zum verdienten Lohn kommen zu können. Es war aber Eile nötig, denn ſchon zeigten ſich Anzeichen, daß die Bewegung auch auf die anderen Truppen, die böhmiſchen Söldner, die Kontingente aus Steiermark und Kärnten überzugreifen

beginne. Unter dem Zureden ihrer bewährten Führer und nach dem Beispiele einzelner Unterbefehlshaber erklärten die Söldner sich endlich mit einem dreimonatlichen Sold und dem Nachlaß des Proviantersatzes, für welchen die Stadt aufzukommen hatte, zufrieden.

Nach und nach stellten sich die Flüchtlinge wieder in Wien ein, darunter auch jene, deren Amt und Pflicht es geboten hätte, die Stadt in einer solchen Zeit schwerer Bedrängnis nicht zu verlassen. Auf Befehl des Königs Ferdinand unterließ man es zwar, sie zur Verantwortung zu ziehen, in den bald darauf erneuerten Stadtrat fanden sie aber doch keine Aufnahme mehr.

Schwer waren die Wunden, welche der Stadt durch diese kurze Episode geschlagen wurden. Da sich in diesem Falle gezeigt hatte, daß die bisherige Befestigung Wiens dem Fortschritt des Geschützwesens nicht mehr entsprach und einem längeren Angriff nicht gewachsen war, faßte man ernstlich eine vollkommen neue Befestigungsanlage in das Auge. Vor allem aber war es klar, daß die Vorstädte in der bisherigen Weise in unmittelbarer Nähe der Stadt nicht mehr erstehen durften. Der Neubau von stabilen Wohnsitzen wurde daher vorläufig sistiert, dagegen den Bewohnern der früheren Vorstädte Unterstützung bei der Errichtung von Notunterkünften zugewendet. Weitaus die meisten zerstörten Klöster in den Vorstädten, wie jenes zu St. Johann im Oberen Werd, St. Magdalena vor dem Schottentor, St. Martin und St. Theobald vor dem Widmertor, das Heiligengeistspital an der Wien und das Niklaskloster auf der Landstraße kamen nicht mehr zur Wiederaufrichtung. Statt des gleichfalls zerstörten Bürgerspitales vor dem Kärntnertor übergab König Ferdinand I. der Gemeinde jenen ansehnlichen Teil des Klosters zu St. Klara, in dem schon während der Belagerung die Pfründner und Kranken untergebracht waren. Daraus entstand dann jenes umfangreiche Gebäude, das bis vor 30 Jahren zwischen der Kärntnerstraße, Augustinerstraße und Lobkowitzplatz sich ausdehnte und als Bürgerspital bekannt war.

Nach mehr als halbjährigem, schmerzlichem Siechtum erlag am 4. Mai 1530 der greise Held Niklas Graf von Salm der schweren Verletzung, die er bei Abwehr des letzten Sturmes der Türken erlitten hatte. Die Dankbarkeit der fürstlichen Brüder, Kaiser Karl V. und König Ferdinand I., errichtete dem Manne, der sein Schwert mit seltenem Erfolg durch ein halbes Jahrhundert für das Herrscherhaus geführt hatte, ein würdiges Denkmal in der Kirche des Dorotheastiftes. Als dieses 1782 aufgehoben und die Kirche einem anderen Zwecke gewidmet wurde, übernahm die fürstliche Familie Salm das Denkmal in ihre Obhut und brachte es nach dem Gute Raitz in Mähren. Erst im Jahre 1879 bot die Vollendung der Votivkirche einen geeigneten Aufstellungsplatz für dieses so bedeutsame Denkmal, das eine Erinnerung an eine glanzvolle Episode aus der Geschichte Wiens bildet. Über Verwendung des Wiener Altertumsvereines und der Zentralkommission für mittelalterliche Baudenkmale gestattete Fürst Salm-Reifferscheid unter Aufrechthaltung der Eigentumsrechte seiner Familie die Übertragung des Denkmales in die Votivkirche. Es stellt einen aus lichtem, gelblich-grauem Marmor angefertigten Sarkophag vor, dessen Deckel die Figur des Grafen Niklas von Salm in voller Rüstung zeigt, wie er kniend und die Hände faltend zu einem Kreuz aufblickt, an dessen Fuß sein mit dem Ritterhelm gekröntes Wappen lehnt. Über seinem Kopf flattert ein Spruchband, das die Worte zeigt: „Tibi soli gloria" (Dein allein sei der Ruhm!), darunter preist eine Inschrift seine Verdienste und nennt die Schöpfer des Monumentes. (Abb. S. 564.)

Um die vier Seiten des Sarkophags laufen vorzüglich gearbeitete Basreliefs von Schlachtenszenen aus der kriegerischen Wirksamkeit Salms. Sie

sind auch für die Kostümkunde interessant und stellen dar: 1. Die Schlacht bei Creazzo gegen die Venetianer; 2. die Schlacht bei Tokay gegen Zapolya; 3. die Schlacht bei Pavia, in welcher Franz I. von Frankreich gefangen wurde; 4. den Entsatz von Erlau; 5. und 9. bringen Szenen aus der Belagerung von Wien, die aber für die örtliche Darstellung keine Bedeutung haben; 6. die Schlacht an der Bicocca; 7. die Besetzung Friauls; 8. die Verteidigung von Verona durch Salm und Frundsberg; 10. die Schlacht bei Szinye gegen Zapolya; 11. die Schlacht bei Murten; 12. die Einnahme von Tokay. Von großem Wert sind auch die dazwischen angebrachten, durch Porträttreue ausgezeichneten Medaillons mit den Bildnissen von Zeitgenossen: Kaiser Friedrich III., Kaiser Maximilian I., König Philipp der Schöne, Kaiser Karl V., König Ferdinand I., Herzog Sigmund von Tirol, König Ferdinand der Katholische, Georg von Frundsberg, der „Lanzknechtsvater" und der Connetable Karl von Bourbon. Das Salm-Denkmal gehört zu den besten Skulpturarbeiten der Zeit und darf durch die Präzision der Ausführung an den Friedrichs-Sarkophag in der Stephanskirche gereiht werden. Außerdem besitzt Wien noch im Waffenmuseum der Stadt Wien eine Büste Salms und vor dem Rathaus steht sein von der Elisabethbrücke hierher übertragenes Standbild vom Bildhauer Purkartshofer. Die Hofwaffensammlung bewahrt im Saal XXVII, 299, einen schönen Halbharnisch Salms mit Ätzungen und reicher Vergoldung.

Innungsbecher der Bäcker. (S. 574.)

Eine allerdings historisch unhaltbare Erinnerung an das Jahr 1529 bildet jene Reiterfigur an der Ecke des Palais Montenuovo am Heidenschuß. Nach einer lange Zeit aufrecht erhaltenen Tradition soll in diesem Hause ein Bäcker während der Belagerung sein Gewerbe ausgeübt haben. Einer seiner Gehilfen soll nun im Keller während seiner nächtlichen Arbeit verdächtiges Geräusch gehört haben, das von Minen grabenden Türken kam, zu deren Gefangennahme er

durch beherztes Entgegengraben und tapfere Haltung das beste tat, wodurch die Stadt von großer Gefahr befreit wurde. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Name des Hauses offenbar von der alten Wiener Familie der „Haiden" kommt und schon lange vor 1529 üblich war. Die Anbringung der Figur des einen Bogen abschießenden türkischen Reiters, die überhaupt zu der Minengeschichte nicht recht paßt, ist dann später in Anlehnung an den alten Namen erfolgt. Ganz unhaltbar wird diese Tradition aber dadurch, daß auf dieser Seite der Stadt, die überhaupt von Angriffen ziemlich verschont blieb, gar keine Minen getrieben wurden, am wenigsten aber in einer solchen Ausdehnung. Sie reichten nirgends über den Wall hinaus in die Stadt und es wäre dies auch ganz zwecklos gewesen, da für die Türken ja nur die Zerstörung der Befestigungen von Nutzen war, um Breschen für die Sturmangriffe zu schaffen.

Wien 1532. (S. 578.)

Nun besitzt aber die Wiener Bäckerzunft einen silbernen Becher, den sie zur Belohnung für ihre Verdienste während der Belagerung von 1529 erhalten haben soll, ohne daß Näheres über den Spender und die Zeit der Übergabe bekannt wäre. Es kann gewiß angenommen werden, daß die Bäckerzunft, die auch 1683 eine ehrenvolle Rolle spielte, sich bei der Belagerung von 1529 wacker gehalten und Verdienste gesammelt hat, sei es nun im Kampfe, beim Minengraben oder durch ihre Tätigkeit für die so wichtige Verproviantierung. Ganz gewiß wird aber die an sich unhaltbare Tradition vom „Heidenschußhaus" nur willkürlich mit diesem Becher in Verbindung gebracht, obwohl zwei seiner Gravierungen daran erinnern. Der fragliche Becher ist von ansehnlicher Größe, wiegt über 4 Kilogramm und ist eine sehr tüchtige Arbeit. Er läßt sich in 62 Teile zerlegen und zeigt am Fuß die Leichen mehrerer erschlagenen Türken und darüber als Träger der eigentlichen Schale, drei Bäcker mit den Emblemen

ihres Handwerkes und der Zunftfahne (Abb. S. 572). Am Pokal sind vier Gravierungen angebracht, welche das Innungshaus, das Haus zum „Heidenschuß", eine türkische Mine und den später üblichen Bäckeraufzug zeigen. Den Deckel des Bechers krönt ein einköpfiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Um ein abschließendes Urteil über die ganze Angelegenheit zu ermöglichen, wäre es nötig, die Zeit der Anfertigung des Bechers feststellen zu können; bis dies geschieht, wird man die darauf angebrachten Gravierungen und auch die Jahreszahl 1529 auf der Zunftfahne gegenüber den schwerwiegenden Bedenken für keine stichhältige Bestätigung der Minentradition erklären können.

Der sogenannte „Bäckeraufzug" soll nach 1529 der Bäckerinnung als besonderes Vorrecht für ihre Verdienste gestattet worden sein. Doch ist es ungewiß, wann er zuerst abgehalten wurde, aber er wiederholte sich gewiß durch mehr als zwei Jahrhunderte und fand zum letzten Male im Jahre 1809 statt. Er bestand darin, daß sich am Osterdienstag vom Innungshaus am Salzgries ein Zug in Bewegung setzte, der von dem dazu eingeladenen Bürgermilitär, früher von der Stadtguardia, begleitet wurde. Er bestand aus den Bäckergehilfen, die bei dieser Gelegenheit eine besondere Kleidung trugen, aus dunkelblauem Frack, lichtgrauen Beinkleidern, weißen Strümpfen, Dreispitz und Degen bestehend. Drei davon, die durch goldene Schärpen, bordierte und mit Federn besetzte Hüte ausgezeichnet waren, trugen den großen Becher, einen kleineren und die Zunftfahne. So zog man mit Musikbegleitung von einem Backhaus zum anderen. In jedem wurde dem Meister und der Meisterin der Ehrentrunk gereicht, während auf der Straße die Musik spielte. In früheren Zeiten soll sich der Zug sogar in die Burg verfügt haben und die „Bechergesellen" durften dem Kaiser einen Trunk anbieten. Sicher ist, daß der Schluß der Zeremonie vor dem Wohnhaus des Bürgermeisters stattfand, wo der die Zunftfahne führende Altgeselle eine stattliche Anrede hielt.

Die Ereignisse des Jahres 1529 hatten bewiesen, daß es allgemein, im Reiche und auch unter den Ständen der Erbländer, teils am Willen, teils an der Kraft fehlte, um die Mittel zu einer energischen Kriegführung gegen die Türken und zu einer Befreiung des von ihnen besetzten Teiles von Ungarn aufzubringen. Soliman forderte sogar die Räumung der noch von den Truppen des Königs Ferdinand befestigten Plätze und wies auch das demütigende Anerbieten eines Jahrestributes stolz zurück. Unter diesen Umständen war auf einen dauernden Frieden nicht zu hoffen und Ferdinand I., der 1531 mit Unterstützung seines kaiserlichen Bruders zum römischen König gewählt wurde, rüstete selbst, soweit es seine Kräfte gestatteten und ließ es auch an eindringlichen Mahnungen nicht fehlen, um die Reichsstände zu einer in ihrem eigenen Interesse gelegenen Hilfeleistung zu veranlassen. Es war etwas seltsam, daß man allseitig die Verdienste Wiens anerkannte, die es sich durch Abwendung der Türkennot um ganz Deutschland erworben hatte, aber so gar keine Lust zeigte, ihm diese ehrenvolle Aufgabe etwas zu erleichtern. Viele Schuld lag in dem unseligen religiösen Zwiespalt, der zwischen dem Kaiser und den einzelnen Reichsständen und zwischen den Fürsten untereinander eine Atmosphäre des Mißtrauens schuf, in der ein tatkräftiges Zusammenwirken zu einem gemeinsamen Zweck kaum gedeihen konnte. Erst als 1532 zu Regensburg der Kaiser auf seinen Lieblingsgedanken einer Rückkatholisierung verzichtete und ein den Forderungen der evangelischen Stände teilweise nachkommender Religionsfriede zu stande kam, ließ man sich zu allgemeinen Rüstungen gegen die Türken herbei.

Es war dazu die höchste Zeit, denn im gleichen Jahre schon war Sultan Soliman mit einem gewaltigen Heere bis Essek vorgedrungen und es war klar, daß er die Absicht hatte, damit im nächsten Sommer vor Wien zu er-

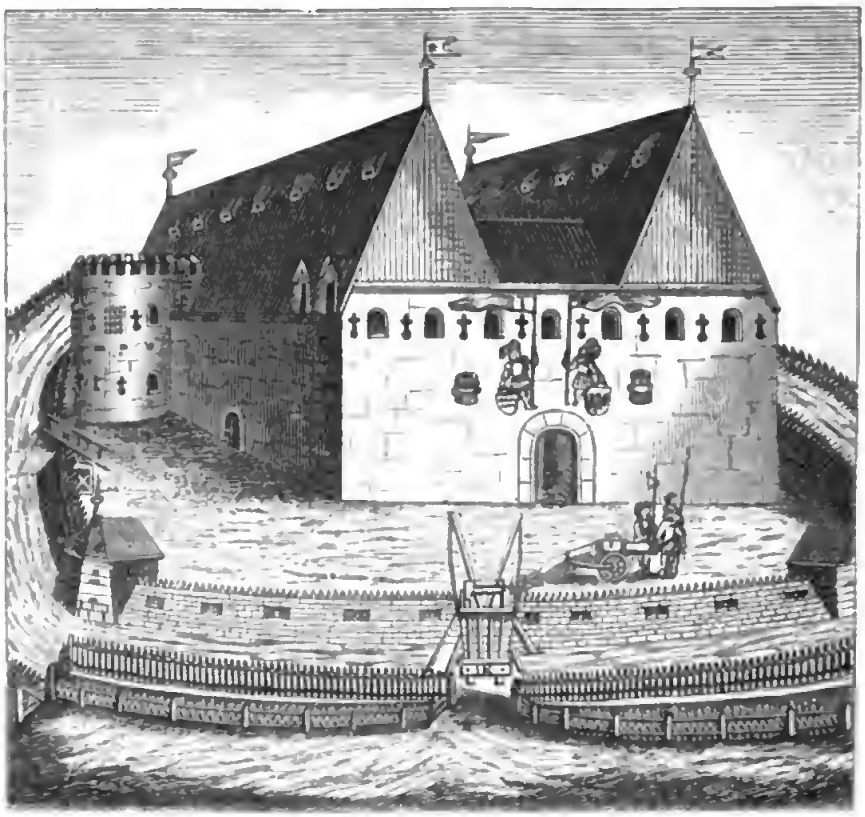
scheinen. Mit dessen Verteidigungsfähigkeit sah es aber sehr schlimm aus, da es wie so oft an den Mitteln fehlte, um die nötigen Arbeiten energisch zu betreiben. Die niederösterreichischen Stände brachten zwar etwas Geld auf, das aber kaum hinreichte, die 1529 verursachten Schäden zu bessern, die Gräben vom Schutt zu reinigen und zu vertiefen, die Breschen zu schließen, Brustwehren und Mauern wieder zu errichten; an eine Ausführung jener Verstärkungen der Werke, die eine von König Ferdinand I. eingesetzte Kommission erfahrener Kriegsbaumeister nötig erklärte, war mit diesen Mitteln nicht zu denken. Nur einiges davon kam langsam und stockend zur Ausführung, als eine Anzahl reicher süddeutscher Städte, wie Nürnberg, Augsburg, Köln, Straßburg, Aachen u. s. w. Geldbeiträge und Kriegsmaterial beisteuerten. Man nahm den Bau vorspringender Bastionen und einiger überhöhender Werke (Cavaliere oder Katzen) in Angriff und auch die vollständige Beseitigung der teilweise noch vorhandenen Ruinen der früheren Vorstädte wurde energischer betrieben.

Trotz ihrer sehr ungünstigen finanziellen Lage nahm die Stadt Wien den Bau der großen Bastion vor dem Predigerkloster (Dominikaner) auf sich, die seit jener Zeit deshalb die „Bürgerbastion" hieß und deren Besetzung und Verteidigung auch immer den städtischen Streitkräften vorbehalten blieb. Noch schlichen die Arbeiten langsam und oft stockend fort, als sich 1532 die Kunde vom neuen Kriegszug der Türken verbreitete, dessen Gewaltigkeit das Gerücht noch vielfach übertrieb. Nun griff die Regierung zu außerordentlichen Mitteln; ein Teil der geistlichen Güter wurde veräußert und verpfändet, die Kirchen und Klöster mußten Kelche und andere Kostbarkeiten abliefern, um die Mittel zum Bau der Wiener Befestigungen zu schaffen. Doch wäre es wohl zu spät gewesen, um noch Wesentliches leisten zu können, so daß man nur mit Bangen einer neuen Belagerung entgegen sah. Daß es nicht zu einer solchen kam, war nur einer Reihe von glücklichen Umständen zu danken, denn Sultan Soliman hätte bei Beschleunigung seines Marsches viel früher vor Wien stehen können, als das sich sammelnde Reichsheer zur Stelle war.

Doch die sonst so energische Kriegführung der Türken versagte diesmal. Vor dem unbedeutenden Güns, das vom tapferen Niklas Jurisšić mit einer Handvoll Leute hartnäckig verteidigt wurde, ließ sich Soliman bis in den Herbst festhalten. Dadurch war wieder die günstige Jahreszeit verpaßt, aber auch dem von Kaiser Karl V. selbst befehligten Reichsheer die Möglichkeit gegeben, in der ansehnlichen Stärke von 80.000 Mann zum Schutze von Wien zu erscheinen. Im Tullnerfeld sammelten sich die einzelnen Abteilungen, darunter auch kriegserprobte spanische Regimenter, um dann ein Lager bei Korneuburg zu beziehen. Um für alle Fälle Wien mit einer ausreichenden Besatzung zu versehen, kamen einige Fähnlein deutscher Lanzknechte in die Stadt, mit welchen man aber wieder schlimme Erfahrungen machte. Sie waren so anspruchsvoll und händelsüchtig, daß es zu blutigen Zusammenstößen mit der Bürgerschaft kam. Dem Befehl, wieder in das Lager abzurücken, widersetzten sie sich, da das Leben in Wien gemächlicher erschien, gewaltsam. Alle gütlichen Mittel, selbst die Bitten und Mahnungen des päpstlichen Legaten blieben umsonst; erst als Wilhelm von Roggendorf die ganze Bürgerschaft antreten und vor den Augen der Unbotmäßigen die Geschütze mit Kettenkugeln laden und auf sie richten ließ, fügten sie sich, worauf im Lager ein strenges Gericht über die Rädelsführer verhängt wurde.

Schon zur Aufhebung der Belagerung von Güns entschlossen, um endlich nach Wien abzurücken, erhielt Soliman II. Kunde von der Stärke des zu seinem Empfang bereit stehenden Reichsheeres. Einem Zusammenstoß im offenen Feld ausweichend, schwenkte Soliman mit seinem Hauptheer nach

Steiermark ab, um Graz zu belagern, nur 15.000 Mann jener gefürchteten leichten Reiter, die schon vor drei Jahren unter ihrem Führer Mihal Oglu so entsetzlich gehaust hatten, ließ er zurück, um noch einen Beutezug durch den Wienerwald zu unternehmen und dann seinem Heer als deckende Nachhut über den Semmering zu folgen. Doch als der wilde, aber tapfere Mihal Oglu am Ausgang des Triestingtales ankam, sah er sich in einer Falle; Pfalzgraf Friedrich im Verein mit den tüchtigsten Hauptleuten, mit dem Grafen von Lodron, dem unermüdlichen Hans von Katzianer und den berühmten Lanzknechtsführern Schärtlin von Burtenbach und Boyneburg, umklammerte ihn von allen Seiten. In einem Verzweiflungskampf fiel Mihal Oglu mit



Kaiserliches Arsenal von außen. (S. 578.)

seinen meisten Leuten, nur kleinere Abteilungen suchten, nach allen Seiten zersprengt, ihr Heil in der Flucht, wurden aber meist von den erbitterten Landleuten erschlagen. Noch heute erinnern die Namen zahlreicher Stellen in jener Gegend daran, daß sie damals der Schauplatz blutiger Vorgänge waren, so der „Türkensturz" bei Seebenstein, eine steile Felswand, über welche eine Anzahl von den Bauern verfolgter Türken den Todessprung in die Tiefe wagten, das „Türkenloch" auf einem Paß zwischen dem Triesting- und Piestingtal, das „Heißerloch" bei Ternitz, wo sich geflüchtete Bewohner der Umgegend verbargen, aber von einer Abteilung aus dem zersprengten Korps Mihal Oglus bemerkt und grausam ermordet wurden.

Durch einige Flüchtlinge, die sich retten konnten, von der Vernichtung seiner Nachhut in Kenntnis gesetzt, entschloß sich Soliman von Graz auf-

zubrechen und nach Ungarn abzuziehen. Kaiser Karl V. hielt an der Seite seines Bruders in kostbarer ungarischer Rüstung unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute aller Glocken einen feierlichen Einzug in Wien, das erste und einzige Mal, daß er diese Stadt betrat — und am 3. Oktober fand eine Musterung des prachtvollen Heeres auf der weiten Ebene am Fuße des Bisamberges statt. Der sehnliche Wunsch des Kaisers, sich mit seinem großen Gegner Soliman im Waffengang messen und die so günstige Gelegenheit zur Wiedereroberung Ungarns benützen zu können, ging nicht in Erfüllung. Denn nun zeigte es sich, von welch kleinlichen Gesichtspunkten die Reichsstände beherrscht

Kaiserliches Arsenal von innen. (S 578.)

wurden. Die Führer der deutschen Kontingente erklärten, es sei ihnen nur der Schutz Wiens, die Befreiung deutschen Bodens befohlen worden; zu einer Kriegführung in Ungarn hätten sie keinen Auftrag. Vergebens gab der Kaiser zu bedenken, wenn man diese Gelegenheit, die Türken endgiltig zu demütigen, nicht benütze, werde die gleiche Gefahr sich immer wiederholen; Pfalzgraf Friedrich weigerte sich entschieden, den Krieg gegen Zapolya zu unterstützen, mit dem das Reich nichts zu tun habe. So blieb denn der weitere Krieg den schwachen Kräften Österreichs allein überlassen; er zog sich mit Unterbrechungen noch durch Jahre hin, hatte aber in der nächsten Zeit keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf die Geschicke Wiens, zu dessen inneren Verhältnissen wir nun zurückkehren wollen.

Digitized by Google

Die bauliche Entwicklung Wiens unter Ferdinand I. und die Befestigungen.

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Türkengefahr beherrschte die fortifikatorische Frage fast allein maßgebend die bauliche Entwicklung Wiens durch Jahrzehnte. Den alten ziemlich unzulänglichen Zustand der Befestigungen zeigt noch eine aus dem Jahre 1532 stammende Ansicht der Stadt (Abb. S. 573). Sie zeigt Wien, wie die meisten alten Ansichten von der Donauseite und ist gleichfalls einem Buch entnommen, das sich mit dem Türkenkrieg befaßt. Es führt den Titel: „Warhafftige Beschreibung des andern zugs in Österreich wider den Türken gemayner Christenheit Erbfeinde vergangens fünffzehnhundert zwey und dreyssigsten jares thatlich beschehen" u. s. w. Das ziemlich große Holzschnittblatt gehört zu den größten Seltenheiten und ist nur in zwei Exemplaren bekannt. Als Verfertiger ist Martin Ostendorfer, Maler in München, genannt. Gegenstand des Bildes ist eigentlich die oben erwähnte Heerschau Karl V. über das Reichsheer auf dem Marchfeld; nur an der linken Seite erscheint an den Abhängen des Wienerwaldes eine sehr gedrängte Darstellung Wiens. Es ist schwer zu entscheiden, ob das Bild nach einer Naturaufnahme entstanden ist. Doch ist es anzunehmen, da viele Details ganz richtig und dem tatsächlichen Zustand entsprechend eingetragen sind. Wahrscheinlich hat der Zeichner eine an Ort und Stelle gemachte Skizze benützt, welcher er die Details entnahm, in das Gesamtbild kamen aber um des Effektes willen bei der Ausarbeitung auch fremdartige Züge. Auch auf diesem Blatt ist noch die doppelte Zinnenmauer zu sehen, die vom Rotenturm-, Werder- und Salztor unterbrochen wird. In der Richtung des ersteren führt die Schlagbrücke über den Donauarm, an dessen rechtem Ufer sie durch ein sehr ansehnliches Befestigungswerk gedeckt ist. Auch die schweren Fallgatter an den Toren, die auf früheren Ansichten nicht zu sehen sind, erinnern an die harten kriegerischen Zeiten der jüngsten Vergangenheit. Einzelne massive Türme, die im Hintergrund des Stadtbildes sichtbar sind, müssen den Stadtbefestigungen beim Stuben-, Kärntner- und Burgtor angehören, was darauf deuten würde, daß der Zeichner die Skizze von einem überhöhenden Standpunkte aufnahm. An der rechten Seite des Bildes nächst dem Salztor ist eine massive Baulichkeit zu sehen, die nur als das schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts genannte Arsenal zu deuten ist (Abb. S. 576—577). Es stand auf einer Insel, die durch einen schmalen Arm der Donau in der Gegend der heutigen Augartenbrücke gebildet wurde. Zu erhöhter Bedeutung kam das Arsenal erst nach 1529, von wo an es ausdrücklich als „Seestreitschiffarsenal" erwähnt wird. Es wurde auch ein eigener „Arsenaloberst", Jeronimo de Zara berufen, der aber von den Zuständen nicht sehr erbaut gewesen zu sein scheint, denn er berichtet unter anderen Klagen 1532 „massen die Gallioten (eine Art größerer Schiffe) gar erpärmlich". Er zählt als Bestand des Arsenals 28 Fahrzeuge auf, meint aber, daß man um „etwas Erkleckliches zu richten", mindestens noch 100 „Nassauerschiffe" (nach den türkischen Nassaren genannt) und 20 „Hohenauer" brauche, zu deren Bemannung 2500 Arkebusiere (Hakenschützen) gehören. Diese Wünsche werden bei der ewigen Geldklemme wohl weder dem wackeren Jeronimo de Zara, noch seinen Nachfolgern im Amte erfüllt worden sein. Das Arsenal diente auch bald als Geschütz- und Munitionsdepot, wie die Ansicht von innen erkennen läßt. Erst Ferdinand I. verlegte dann 1546 das Arsenal ganz innerhalb der Befestigungen und es entstand zwischen der Elend- und Neutorbastei das „neue Arsenal" an Stelle der älteren Wienern noch erinnerlichen Militär-Verpflegs-

bäckerei, deren Lage schon erkennen ließ, daß sich hier einst ein Wasserbecken befand, das durch einen vom Donauarm abzweigenden Kanal mit Wasser gespeist und wiederholt vergrößert wurde.

Zu der Wiener Ansicht von 1532 zurückkehrend, ist zu bemerken, daß im Gegensatz zu anderen älteren Ansichten die meisten Kirchentürme an einzelnen Details genau zu erkennen sind. An der Spitze des Hochturmes von St. Stephan zeigen sich Halbmond und Stern, am unausgebauten Turm ist das Hebewerk zum Emporziehen der Steine ersichtlich. Die charakteristische Form des viereckigen Turmes von St. Peter mit den vier flankierenden Türmchen, die von der Chorseite sichtbare Schottenkirche mit dem Vierungstürmchen, Maria-Stiegen u. s. w. sind deutlich zu erkennen. Das Terrain im Süden der Stadt ist allerdings etwas idealistisch behandelt, um der Ansicht einen abschließenden Hintergrund zu geben, aber auch hier läßt ein schlankes, einzeln stehendes Bauwerk, das nur als die Spinnerin am Kreuz gedeutet werden kann, merken, daß es dem Zeichner nicht an Lokalkunde und an Lust, sie zu verwerten, gefehlt hat. Von den Vorstädten Wiens ist sehr wenig zu sehen, was sich ganz einfach erklärt, da die Aufnahme in eine Zeit fällt, wo man die Ruinen der früheren beseitigte, mit der Neuanlage aber zögerte, weil neue Gefahr drohte und auch die Frage des als nötig erkannten Festungsrayons noch nicht gelöst war. Nur an der äußersten Rechten des Bildes ist die Ansiedlung im Oberen Werd mit der Johanneskirche und rückwärts das Magdalenakloster nahe der heutigen Währingerstraße angebracht. Entweder hatte diese Gegend 1529 weniger gelitten und wurde dann erst später aus fortifikatorischen Gründen frei gemacht, oder die Skizze des Zeichners war hier lückenhaft und er ergänzte sie nach älteren Aufnahmen und mündlichen Mitteilungen. Denn direkt erfunden hat der Mann offenbar nichts, das läßt sich sogar aus dem Beiwerk erkennen; so unterscheidet sich das hochbordige Segelschiff als Kriegsfahrzeug deutlich von den Kähnen rechts davon, die zum Warentransport dienen.

Alle Bautätigkeit konzentrierte sich auf die Befestigungen, selbst die Arbeit am Stephansdom wurde nur schleppend fortgesetzt und kam dann ganz in das Stocken. Die einzelnen Ansichten, wie sie chronologisch folgen, unterscheiden sich nur nach dem äußeren Anschein der Festungswerke, sonst zeigt sich im Inneren kein neu entstandener Turm, kein auffälligeres Bauwerk.

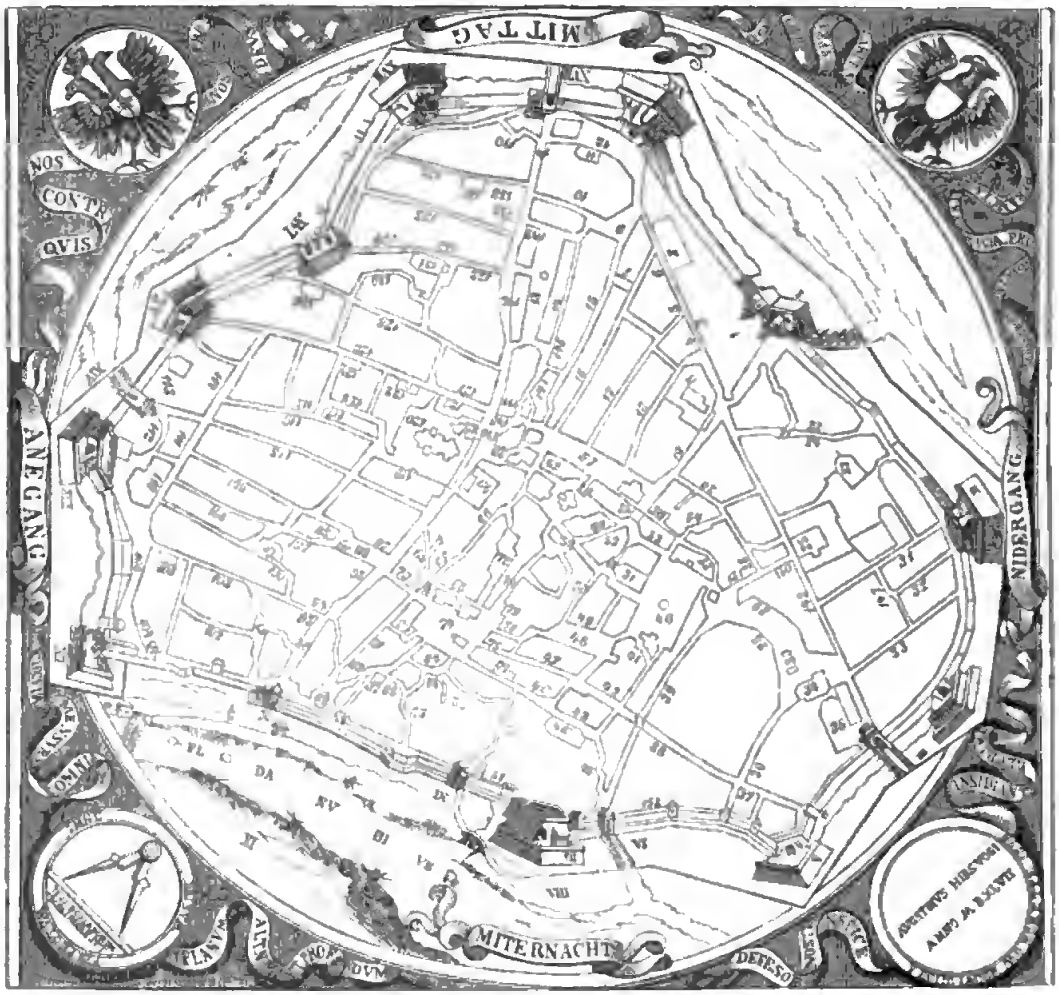
In Fluß kamen aber auch diese Arbeiten, die nach Beseitigung der ärgsten Gefahr im Jahre 1532 in das Stocken gerieten, erst wieder, als die Türken 1541 neuerdings Ofen besetzten und es zum Hauptsitz eines türkischen Paschaliks machten, also unmittelbare Grenznachbarn wurden. Dadurch drängte sich die Idee einer Grenzsicherung auf, als deren Stützpunkte nebst Komorn und Raab, auch Bruck a. d. Leitha und namentlich Wien ausersehen waren.

Zur Ausarbeitung einer genauen Aufnahme der Stadt mit den alten und den neu anzulegenden Befestigungen berief man den Nürnberger Meßkünstler Augustin Hirschvogel, der sich zu diesem Zweck in Wien ansässig machte. Die Anlage der Festungswerke aber legte man in die Hände spanischer und italienischer Kriegsbaumeister, die damals den größten Ruf in diesem Fach besaßen. Darunter waren Don Albero aus Madrid, Francesco de Pozzo aus Mailand und Dominico Illaco, der zwar in Kärnten geboren, aber in Italien ausgebildet war. Die Kosten wurden durch Beiträge der österreichischen Länder, ansehnliche Bewilligungen der deutschen Reichsstände, aber auch durch freiwillige Spenden getilgt. Zu den letzteren trugen das meiste wieder einzelne deutsche Städte bei, aber auch aus Italien flossen namhafte Beiträge ein.

Der Plan Hirschvogels ist ursprünglich auf eine Holztafel mit Tusch gezeichnet und mit Ölfarben ausgeführt. In dieser Form befindet er sich im

Besitz des historischen Museums der Stadt Wien, ebenso wie die danach von Hirschvogel selbst radierten Kupferplatten. Eine natürlich sehr verkleinerte Kopie des Planes wird hier gegeben.

Die im Original eingezeichneten Namen der einzelnen Örtlichkeiten sind in der Kopie durch Ziffern ersetzt. Es bedeutet: I. Burgbastei, II. Röm. königl. Majestät Bastei, III. Schottentor, IV. Judenturm, V. Beratschlagte (vorgeschlagene) Bastei durch Augustin Hirsfogel, VIII. Im oberen Werd (Roßau),



Hirschvogels Plan von Wien.

IX. Salztor, X. Roteturm, XI. Im unteren Werd (Leopoldstadt), XII. Biberbastei, XIII. Prediger-(Dominikaner-)Bastei, XIV. Stubentor, XV. Jakoberbastei, XVI. Im Winkel eine Katze (überhöhendes Festungswerk) inwendig der Stadt zu machen, durch Augustin Hirsfogel beratschlagt, XVII. Heiners Bastei, XVIII. Kärntnertor, XIX. Herrn Linhard Freiherrn von Fels seligen beratschlagte Bastei. Ferner: 1. Der Röm. Kön. Maj. unsers allergnädigsten Herrn Burg, 2. Augustinerkloster, 3. Augustinergasse, 4. Röm. kais. Maj. Zeughaus, 5. Graf von Salm (Haus), 6. Niederösterreichische Kanzlei (heute Dorotheergasse 20, Josefsplatz 6, alt 1156), 7. St. Dorothea, 8. St. Michael,

9. Schweinmarkt (Lobkowitzplatz), 10. Bürgerspital, 11. St. Clara, 12. Am Roßmarkt (Stock-im-Eisenplatz), 13. Neuer Markt und Mehlgrube, 14. Hinter dem Neuen Markt, 15. Hinter St. Dorothea, 10. Färbergasse, 17. Rot-(Rat-)Straße, 18. Breiden-(Bräuner-)Straße, 19. Am Kohlmarkt, 20. Walch-(Wallner-)Straße, 21. Schaufel-(Schaufler-)Gasse, 22. das neue Spital, 23. Zum innern Brüdern (Minoriten), 24. Cillyerhof (heute Amalienhof), 25. Landhaus, 26. Da der Wolf den Gänsen predigt, 27. Hinter St. Pankraz, 28. Auf dem Bühel, 29. Auf dem Mist, 30. Auf dem Steinfeld (diese drei letzteren Teile der Freiung), 31. Hintere Schenkenstraße, 32. Vordere Schenkenstraße, 33. Teinfaltstraße, 34. Schottenkirche, 35. Schottenhof, 36. Salzburger-Hof, 37. Im Elend (Pariergasse 1, Hof 16, alt 420), 38. Auf der Hohen Brücke, 39. Im Tiefen Graben, 40. An der Herzogen Hof, 41. Lederhof, 42. Unter den Ferbern, 43. Zum sieben Brunnen (Grünangergasse 6, alt 842), 44. Unser Frauen Kirche, 45. Auf Unser Frauen Stiege, 46. Rathaus, 47. Wiltwerker-(Wipplinger-)Straße, 48. Judenplatz, 49. Schulhof, 50. Judengäßchen, 51. Weiße Brüder (Karmeliter am Hof), 52. Unter den Spenglern, 53. Bognergasse, 54. Haarhof, 55. Peilertor, 56. Naglergäßchen, 57. Am Graben, 58. St. Peters-Freithof, 59. Das alte Zeughaus, 60. Das Hubhaus, 61. Bei der Hollerstaude, 62. Freisinger-Hof, 63. Unter den Goldschmieden, 64. Brandstatt, 65. Kramergasse, 66. Bauernmarkt, 67. Münzerstraße, 68. In der Landskron, 69. Taschnergäßchen, 70. Hühnergäßchen, 71. Bürgerschranne (Gerichtshaus), 72. Kammerhof, 73. Lichtensteg, 74. Hoher Markt, 75. Bilpingerstraße, 76. Schiltergäßchen, 77. St. Salvator, 78. Unter den Sattlern, 79. Tuchläden (Tuchlauben), 80. Fischerstiege, 81. Salzgries, 82. Zum blauen Hecht, 83. Rot Kros (roter Krebs), 84. Kienmarkt, 85. Zu den sieben Schwibbögen, 86. Pragerhaus, 87 St. Ruprecht, 88. Schabbenrüssel, 89. Rotgäßchen, 90. Fischhof, 91. Kochgäßchen, 92. Am Steg, 93. Zum goldenen Hirsch, 94. Zum goldenen Wolf, 95. Haarmarkt, 96. Lugeck, 97. Junker Laszla (Federlhof), 98. Regensburger-Hof, 99. Heiligenkreuzer-Hof, 100. Grashof, 101. Auf der Muster (Griechengasse), 102. Untern Hafnern, 103. Alter Fleischmarkt, 104. Im Auwinkel, 105. St. Lorenz, 106. Der Stadt Zeughaus, 107. Kölnerhof, 108. Hintere Bäckerstraße, 109. Vordere Bäckerstraße, 110. Collegium Universale, 111. Aula Universitatis, 112. Zu den Predigern, 113. St. Jakob, 114. Römer-(Riemer-)Straße, 115. Wollzeil, 116. Schulstraße, 117. Juristenschule, 118. St. Annahof, 119. Bischofshof, 120. St. Stefan, 121. St. Magdalena, 122. Deutsches Haus, 123. Blutgäßchen, 124. Parfotten (Barfüßer), 125. St. Hieronymus, 126. In der Sinniger-(Singer-)Straße, 127. Vor Zeiten untern Schlossern, 128. In der Weihenburgk (Weihburggasse), 129. Burger-Schul (Churhaus am Stephansplatz), 130. Auf der Dacken, olim (einst) auf der Hilm (heute Blumenstockgasse), 131. Himmelspforte, 132. Auf'm Steig, 133. Trabantenstraße (Traiboten-, heutige Rauhensteingasse), 134. Auf'm Rauhenstein (heutige ungarische Krone), 135. Johannesgasse, 136. Pippingerstraße (heute Annagasse), 137. St. Anna, 138 und 139. St. Johannes, 140. Krug-(Kruger-)Straße, 141. Kärntnerstraße, 142. Mehlgrube, 143 und 144. Hasenhaus (richtig Hasbannhaus), 145. Stock-im-Eisen, 146. Untern Seilern, 147. Rosengäßchen, 148. Am alten Roßmarkt, 149. Hochstraße (Herrngasse), 150. Im Strauchgäßchen, 151. Do der Heid schust (Heidenschuß), 152. Auf der Goldschmied, 153. Des Marcus Curtius Loch (auf dem Platze vor dem Regensburger-Hof am Lugeck). — Man sieht, daß sich der allergrößte Teil dieser Straßen- und Gebäudenamen bis heute erhalten hat.

Fast gleichzeitig mit Hirschvogel fertigte aber auch wahrscheinlich aus Ärger über die Bevorzugung des Nürnberger Künstlers der Wiener Bonifaz

Wolmuet, der Zechmeister der Wiener Steinmetzinnung war, unter Mitwirkung des gleichfalls einheimischen Meisters Benedikt Kölbl einen Plan von Wien an, der viel größer als jener von Hirschvogel und auch genauer in der Aufnahme ist. Doch eignet er sich eben wegen seines Umfanges nicht zu einer Reproduktion, und ohne daß eine solche zugrunde läge, hat ein näheres Eingehen auf die Details keinen Wert. Sowohl der Plan von Hirschvogel, wie jener von Wolmuet tragen die Jahreszahl 1547, doch scheint der letztere später entstanden oder vielleicht aus Rivalität zurückdatiert zu sein, da er nicht allein die 1547 bestehenden, sondern teilweise auch die erst projektierten Befestigungen enthält, über welche Wolmuet unterrichtet sein konnte, da er an dem Neubau der Umwallung und der Tore lebhaften geschäftlichen Anteil hatte. Wolmuet stammte aus Frankfurt am Main, war aber schon längere Zeit als Baumeister in Wien ansässig und auch Dombaumeister bei St. Stephan. Er erhielt „umb seines gehabten vleis mit vysirung und grundtlegung der Stat Wien" ein Geschenk von 20 Pfund Pfennigen von der Gemeinde, kommt später als „königlicher Majestät Baumeister und Bürger von Wien" vor und war Eigentümer des sogenannten Pempflingerhofes am Katzensteig, jetzt Seitenstettengasse 4 (alt 494). Ohne Zweifel hat sich Bonifaz Wolmuet viele Verdienste um Wien und dessen bauliche Ausgestaltung erworben, und so ist es immerhin sehr glaublich, daß jene alte Tradition im Rechte ist, welche das am Gehtor des bestandenen Kärntnertores angebrachte Brustbild, das im Volksmund als „Fenstergucker" bekannt war, für ein Porträt Wolmuets annahm (Bild S. 584). Da er den Bau der neuen Wallanlagen in dieser Gegend leitete und die Figur eine Papierrolle mit einem Bauriß in der Hand hielt, ist diese Annahme viel wahrscheinlicher als eine andere, nach welcher der „Fenstergucker" ein Porträt des Humanisten Kaspar Ursinus Velius sei, der wegen seiner Gelehrsamkeit selbst vom großen Erasmus von Rotterdam geschätzt wurde, viele Gedichte und auch ein historisches Werk über den Krieg in Ungarn schrieb, das eine Beschreibung von Wien enthält. Er soll das dem Kärntnertor gegenüber liegende Haus „zum roten Rössel" besessen haben und 1538 auf rätselhafte Weise spurlos verschwunden sein. Sonst schob man in jenen Zeiten ein solches Ereignis meist dem Teufel zu, bei Velius dürfte sich die Sache viel einfacher erklären, denn nach allen Berichten war seine Eheliebste ein so ausbündiger Drache, daß es als sicher angenommen wurde, er sei entweder in die Donau gegangen oder habe das Weite gesucht. In all dem läge aber keine Erklärung dafür, daß man nach einer Reihe von Jahren sein Bild am Kärntnertor angebracht hätte, die sich für den tüchtigen Wolmuet ganz ungesucht ergibt.

Augustin Hirschvogel, der 1503 zu Nürnberg geboren war, starb schon 1553 in Wien „auf der Tachen bei der Himmelpforte (heute Ballgasse Nr. 3, alt 928). Er war ein höchst vielseitiger Künstler, geschickter Geometer, Formschneider, Glasmaler und Kupferstecher. Von ihm sind auch zwei schöne Längsansichten von Wien gezeichnet und gestochen, welche 1547 entstanden sind und die Stadt von Norden und Süden zeigen. Die Hirschvogelsche Aufnahme von Norden liegt dem Blatt zugrunde, welches in der bekannten Kosmographie (Weltbeschreibung) von Sebastian Münster enthalten ist. Es ist von dem Schweizer Maler und Kupferstecher Hans Rudolf Deutsch gestochen und trägt auf einem Spruchband die Inschrift: „Anno domini 1548 vienna austriae hunc habuit situm", es ist also in einer Zeit entstanden, wo die neuen Befestigungen schon der Vollendung entgegen gingen (Bild S. 585).

Wird die Darstellung der Stadt von Osten nach Westen verfolgt, so trifft man daselbst eine Häusergruppe, wohl die Schöffvorstadt, d. i. Weißgerber (1), und als äußerste Spitze die bereits mit einem Kavalier (Außenwerk) versehene

mächtige Biberbastei (2), woran sich die alte doppelte Stadtmauer (3) unmittelbar anschließt. Weiter rückwärts ragt das hohe Dach der alten turmlosen Prediger- (Dominikaner-)Kirche (4) empor. Ein Haus demzunächst, mit dem Worte Kollegium bezeichnet, ist die Universität (5). Im weiteren Verfolg trifft man eine Menge von mit Türmen ausgezeichneten Häusern, darunter jenes mit dem Zinnen-Turm, als der „Küß-den-Pfennig" (6) bezeichnet und das bekannte, in der Verlängerung der heutigen Rotenturmstraße gelegen gewesene Boll- und Torwerk zum roten Turm (7) mit einer kleinen außer der Stadt gelegenen Häusergruppe (8). Das (im Jahre 1776 abgebrochene) Tor ist bereits mit den Ecktürmchen geschmückt. Von da führt längs des unregelmäßigen und zerklüfteten Ufers der Weg zur Schlagbrücke (9) und zu den jenseits des Donauarmes gelegenen Ansiedlungen (10). Zwischen dem Rotenturm und der Biberbastei ist die Mauer durch zwei mächtige hohe, mit Pultdächern versehene Türme — der Biberturm (11) und der Hafnerturm (12) — und jenen runden Basteivorsprung (13) verstärkt, der sich wiederholt auf den älteren Stadtansichten findet. Die Häusergruppe wird mächtig überragt von dem St. Stephansdom (14) mit seinem dunklen Dache und den bemalten Giebeln des Langhauses und der nur angedeuteten Bedachung des Presbyteriums. Außerdem sieht man noch das deutsche Haus (15), die Dreifaltigkeitskapelle im Lazenhof (16), die Ruprechtskirche (17); das hohe Gebäude mit dem massiven Turm (18) ist wohl der Berghof. In der Stadtmauer vom Rotenturm gegen Westen sieht man den mächtigen Fachturm (19), dann das mit einem kleinen Vorwerk versehene Salztor samt Turm (20), den Turm gegen das Fleckhaus, den Meister Petreinsturm; dann das Werdertor (21), ferner noch vier Türme (Turm auf der Goldschmieden, Durchgang-, Verber- oder Würfelsturm, Turm im Haunoldgarten, Elend- und Judenturm) und endlich den mächtigen Turm (22), unter dem sich das Schottentor befand. Von Kirchengebäuden sieht man die St. Peterskirche (23) mit ihrem schwerfälligen Turm, die Kirche St. Michael (24), die Kirche der weißen Brüder oder Karmeliter am Hof (25), die Kirche Unserer Frau am Gestade (26) und die große, mit Querschiff und Apsis ausgezeichnete und mit dem über der Vierung angebrachten Kuppelturm geschmückte Kirche der Schottenabtei (27). Die dieser Kirche zunächst eingezeichnete ist die Minoritenkirche (28). Außer der Stadt zeigen sich nur wenig umfangreiche Häusergruppen, darunter man das auf der Insel gelegene Zeughaus (29) erkennt.

In jeder Hinsicht von ungleich größerer Bedeutung ist die von Süden aufgenommene Ansicht aus dem Jahre 1558, die von dem trefflichen Künstler Hans Sebald Lautensack stammt. Er war um 1480 in Bamberg geboren, war in Nürnberg als Maler, Kupferstecher und Formschneider tätig, trat aber auch als Apostel einer mystischen Sekte auf, wodurch er sich mißliebig machte und deshalb nach längerem Wanderleben 1553 nach Wien zog. Hier brachte er es zu Ansehen, wurde „Röm. Khais. Majestet Antiquitet-Abkonterfeter" und starb daselbst 1563.

Das Blatt, welches die Ansicht von Wien enthält, erinnert sehr an den Mystizismus, dem Meister Lautensack zu Zeiten huldigte. Es stellt das Strafgericht Gottes über den assyrischen König Sennacherib dar, dessen Heer vor den Mauern Jerusalems durch das Schwert des Racheengels vernichtet wird — im Vordergrund zeigt sich das Lager der Assyrer, den Mittelgrund füllt das in wilder Flucht zerstäubende Heer mit dem Streitwagen Sennacheribs, darüber schwebt in einer Wolkenglorie der Racheengel. Der Hintergrund aber zeigt statt der heiligen Stadt Jerusalem eine Ansicht des zu allen Zeiten von seinen schmähsüchtigen Gegnern als so unheilig verrufenen Wien. Dadurch wird sofort klar, daß das Ganze eine Allegorie auf den türkischen Mißerfolg von 1529

sein soll. Übrigens mindert diese wunderliche Umrahmung den Wert dieses ausgezeichneten Blattes nicht, das durch Genauigkeit, Reichtum an Einzelheiten und wahrhaft künstlerische Ausführung den ersten Rang unter den älteren Ansichten Wiens einnimmt. Die Aufnahme erfolgte von der südlichen Seite, wahrscheinlich vom Wienerberg, vielleicht von der Spinnerin am Kreuz aus.

Das Bild selbst (S. 588) zeigt die ummauerte Stadt in ihrer ganzen Breite, zur Linken vom Kahlen- und Leopoldsberg (1), im Vordergrunde aber von der alten Gumpendorfer Kirche (2) abgegrenzt; zur Rechten mit der Flachgegend der heutigen Vorstadtgründe Landstraße und Weißgerber (3) über der Einmündung des Wienflusses in den Donauarm (4) abschließend. Bei diesem

Fenstergucker am alten Kärntnertor. (S. 582.)

Abbilde der Stadt Wien fällt im Vordergrund der Stadt die alte Kaiserburg (5) mit den vier vorragenden Ecktürmen auf, und da der größere Maßstab die Ausführung aller wesentlichen Einzelheiten möglich machte, so erblicken wir darin zugleich das älteste genaue Bild der alten Wiener Burg. Das vorragendste Gebäude zur Linken bildet die Minoritenkirche (6) in ihrer alten Gestalt mit der seit 1784 in das Haus Nr. 10 (alt 21) der Regierungsgasse verbauten, damals der Kirche angebauten Ludwigskapelle (7). Neben dieser ragt die Schottenkirche (8) mit ihrem einen alten Turm hervor. Zur Rechten der Burg steigt der Michaelerturm (9) mit seiner alten Knorrenzier auf der damals noch steinernen Turmspitze hoch empor; nebenan die Augustinerkirche (10), noch rings freistehend, mit dem seit dem Burgbaue am Josefsplatze verschwundenen leichten Pfeiltürmchen an der Stirnseite, und die seit 1784 abgebrochene St. Klara-

Digitized by Google

kirche (11). Nahe am alten Kärntnerturm (15) sieht man die alten Gotteshäuser der sogenannten weißen Brüder oder Karmeliter am Hof (12), Maria am Gestade (13) und St. Dorothea (14). Zur Linken vom massiven Kärntnerturm (15) ragt der Oberteil der alten Kirche St. Peter (16) hervor; rechts zeigt sich das St. Johanniskirchlein in der Kärntnerstraße (17). In der Mitte des Bildes steigt das altehrwürdige Münster von St. Stephan (18) in seinen riesigen Massen ehrfurchtgebietend empor. Auffallend ist hier, daß der eine Giebel an der südlichen Langseite bereits als verziert eingezeichnet ist, während auf der schon erwähnten Hirschvogelschen Ansicht von 1547 derselbe Giebel noch ungeschmückt erscheint, also die Ausführung dieser Ausschmückung zwischen die Jahre 1548 und 1558 fallen muß. Die alte Himmelspforte (19) und die Kirche der deutschen Herren (20) werden vom hohen Dach am Chor des Stephansdomes überragt. Die nunmehr fast bis zur Unkenntlichkeit umgestaltete Kirche der Büßerinnen zu St. Hieronymus (21), die seither abgebrochenen Kirchen von St. Laurenz (22) und St. Jakob (23), das alte Universitätskollegium, richtiger Collegium artisticum, zuerst ducale, dann archiducale (24), überragen die übrigen niederen Gebäude des Stubenviertels, und der mächtige Stadtturm am Stubentor (25) tritt vor die alte Dominikanerkirche (26) hin.

Wien um 1547. (S. 582.)

Die Umgrenzung der (heutigen inneren) Stadt zeigt bereits die zu jener Zeit schon großenteils vollendeten Bollwerke, zu deren Ausführung eben die glücklich bestandene Gefahr der ersten Türkenbelagerung dringend herausgefordert hatte. Zwischen diesen neuen Befestigungswerken aber bieten sich noch allenthalben breite Lagen der alten Ringmauer, Erdwälle und die alten Stadttürme. Die Courtinen zwischen den einzelnen Bastionen wurden erst später ausgeführt, weshalb sie auf diesem Bilde noch nicht sichtbar sind. Überaus anziehend und, weil näher gerückt, auch deutlicher ausgeführt, gestalten sich die alten Wiener Vorstädte; um so interessanter, als sie beim zweiten Türkeneinfall 1683 sämtlich niedergebrannt wurden. Ist ja doch sonst nirgendwo ein gleich treues Bild derselben auf uns gekommen! Die alte Steinbrücke (27) über den Wienfluß vor dem Stubentor, auf deren Mitte sich ein zierliches Kapellchen erhebt, bietet den letzten Anziehungspunkt zur Rechten, sowie entgegengesetzt die breitgestreckten lehmigen Abfälle mit zahlreichen Ziegelscheuern (28) in der Richtung der heutigen, damals mit vollstem Recht so genannten Kotgasse und Laimgrube. Bemerkenswert ist endlich, daß man von der alten Kirche zu St. Theobald, welche 1529 von den Türken bis auf den Grund zerstört wurde, auf dem Bilde keine Spur mehr erblickt.

Da bei den gegebenen Raumverhältnissen viele interessante Details des mit minutiösem Fleiß und großer Schärfe gezeichneten Blattes verloren gehen,

so wird noch eine wichtige Partie desselben in den Maßen des Originales beigefügt. Es ist dies eine Ansicht der Burg um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wie sie sich auf der Ansicht von Lautensack präsentiert (Bild S. 589). Noch immer macht sie mit ihren vier trotzig dreinschauenden Türmen den Eindruck der Wehrhaftigkeit, die sie schon oft genug zu beweisen hatte.

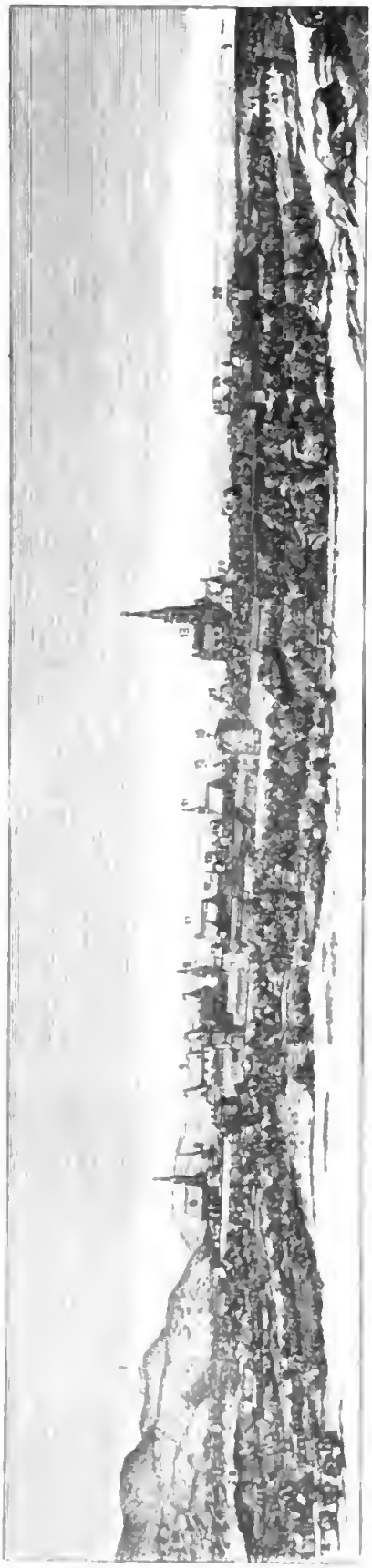
Über dem Entwerfen von Plänen und Projekten, unendlichen Beratschlagungen und Disputationen rückte der Neubau der Befestigungen nur sehr langsam fort, ja wenn einer larmoyanten Eingabe der Gemeinde aus dem Jahre 1537 zu trauen ist, so sah es trotz aller Bemühungen noch recht schlimm damit aus. Da heißt es, die Mauer beim Kärntnertor sei in einer Länge von 60 Schritten mehrfach zerrissen, beim Rotenturmtor habe das Wasser das Ufer weggerissen u. s. w., die Stadt werde für all diese Herstellungen so vielfach in Anspruch genommen, daß sie nicht mehr die Steuern und Abgaben erschwingen könne. Erst 1548 kamen die Dinge in rascheren Fluß, wahrscheinlich infolge reicherer Geldzuwendungen. Die Oberleitung der Bauten lag in den Händen des Oberbaumeisters der Stadt Hermann Schallautzer, der ein Oheim des vielseitigen Gelehrten Dr. Wolfgang Laz war. Ihm standen als Beiräte eine Reihe von ausgezeichneten, im Kriegs- und Bauwesen erfahrenen Männern zur Seite. Darunter ist zu nennen: der Feldhauptmann Leonhard von Fels, ein tüchtiger Krieger, der sich schon 1529 ausgezeichnet hatte. Er entwarf den Riß zu der schon erwähnten Bürgerbastion bei den Predigern und erwarb sich solche Verdienste um die Neubefestigung, daß schon auf dem Plan von Hirschvogel eine bei den Augustinern vorspringende Bastion nach ihm benannt ist. Sonst waren noch tätig der königliche Baumeister Sebastian Tscherte, die Baukünstler Bonifaz Wolmuet, Benedikt Kölbl, der Hofbaumeister Peter Ferrabosco, die Militäringenieure Francesco de Pozzo und Sigmund Prato.

Im Jahre 1548 schlägt Schallautzer Ferdinand I. folgenden Arbeitsplan vor: „Die Pastei beim Kärntnertor zuerst anzugreiffen, die Grundvesten zu graben, die Erde in die Stadt zu führen und einen Wall anzuschütten. Alle Erde aus den Grundvesten der Pastei außerhalb der Stadt soll in die Tiefe der Gärten und Gottesäcker geschüttet und eine Ebnung gemacht werden." So ging man Schritt für Schritt weiter, im nächsten Jahre wurde die Courtine, die gerade Wallstrecke zwischen zwei vorspringenden Bastionen, bei der Burg erhöht und verstärkt.

Ein großer Teil der Kosten mußte noch immer von der Stadt gedeckt werden. Eine Eingabe von 1551 kehrt sich gegen eine der Stadt auferlegte Leistung von 24.000 Gulden und entwirft ein geradezu klägliches Bild von der finanziellen Situation. Es heißt da: „Die Bürgerhäuser, große und kleine, sein noch über 800 in der Stadt, die beisammen in der Stadt nicht mehr als den vierten Teil occupiren würden, die andern drei Theil der Stadt sein Kirchen, Klöster, geistlich und weltlicher Herrn, vom Adel, Hof und der Universität Häuser, die befreit sind und bisher gar keine Hilfe geleistet haben. Wir müssen allein zur Bewachung der Stadt jährlich aus eigenem Säckel 6000 Gulden geben. Das Einkommen beträgt aber nur 4000, höchstens 5000 Gulden, dagegen wir dermaßen mit ordinari und extraordinari Ausgaben überhäuft sind, daß unser Ober-Stadt-Camrer ein Jahr allein 60.000 Floren Ausgaben verraitet (verrechnet). Seit 1527 sind allein auf Stadtgepew bei 300.000 Gulden ausgeben, außer anderer Unkosten. Neben dem sein die wenigen noch vorhandenen Bürgershäuser in der Stadt warlich über 200.000 Gulden Reinisch haubtguets Burgrechtsweise verpfendt, nicht minder muß ein Jeder sein Hauß, als obs mit nichts beschwärt wäre, vom Gulden Werts mit 4 und jährlich 3 Kreuzer

versteuern, dazu von hundert solichen Burgrechts jährlich bis 14 und 15 Pfund intresse geben, der viel sänfter in einem Bestandzimmer, dann in seinem eigenen Haus und Zins sitzen möchte. Die Vorfahren haben sich auch in Kriegsleuffen noch bei Kaiser Friedrichs Zeiten so in Schulden gestoßen, daß wir noch viele Jahre järlich über 34.000 Gulden verschriebene Hauptsumme auf uns genommen, die wir gar nicht abzuzalen vermögen. Vor 40 Jahren hat ein vermöglicher Bürger an Steur nicht järlich, sondern in drei Jaren einmal 4, 5 und 6 Pfund geben, jetzt aber muß er 40, 50, 60 auch 100 und noch mehr Gulden geben, das nicht lange bestehen kann. Dieser Zeit sind die beschriebenen und geschworenen Bürger nicht vill über 8000, darunter gewißlich der dritt Theil Witib, Waisen und alt unwerhafft leut, die in der Zeit der Noth wenig nutz sein khünden. Wo auch gleich 30 oder 40 vermöglicher Bürger von ihren Häusern etwas genießen, so sein doch gegen 500, die all nit soviel Vermögen, noch nutzung haben, wo dann Einer nichts hat, kann er ja nichts geben."

Diese Geldarmut, an welcher die Stadt wie der ganze Staat litt, verzögerte die Bauarbeiten, und erst nach 1560 wurden die wichtigsten Objekte vollendet. Eine Aufzählung der neu entstehenden Befestigungsteile mit den Zeitangaben aber wird zeigen, wie langsam und schleppend sich der Bau vollzog. An der Biberbastei arbeitete man von 1545 bis 1562; sie war durch eine hart an die Donau reichende, gegen die Weißgerber vorspringende kleine Schanze, das „Judenschänzel" verstärkt. Hier wurde erst 1746 ein Tor aus Verkehrsrücksichten angebracht, das Theresientor hieß. Die schon erwähnte, ganz auf Kosten der Gemeinde erbaute Bürgerbastion bei den Unteren Predigern entstand von 1545 bis 1560. Das auf den Grundfesten des alten Stubenturmes angelegte Stubentor, auch „ungarisches Tor" genannt (Bild S. 592), kam gar erst um 1600 zur Vollendung. Die daran stoßende, nur eine gerade Courtine bildende Hollerstauden-Bastei, die von 1542 bis 1546 entstand, war nach dem Hause Seilerstätte Nr. 16 (alt 957), das den Schild zur „Hollerstaude" führte, benannt; der spätere Name „Wasserkunstbastei" kam von dem bis zur Niederlegung der Basteien bestehenden Turm, in dem sich bis 1683 die Hebemaschine zur Bewässerung des kaiserlichen Lustgartens befand. Aus Beiträgen der Reichsstände wurde von 1545 bis 1555 auch die Braun- oder Jakoberbastei erbaut, die auf dem Terrain zwischen dem Gebäude der Gartenbaugesellschaft und dem Palais Coburg stand. In der Nähe der Burg kam von 1546 bis 1547 die Löwel- oder besser Löblbastei zur Ausführung, die im verhängnisvollen Jahre 1683 eine so wichtige Rolle spielte. Es ist zweifelhaft, ob dieser Wallteil den Namen sofort nach dem Entstehen nach einer naheliegenden Besitzung der angesehenen Familie Löbl erhielt oder erst später zu Ehren eines Sprossen derselben, kaiserlichen Generalfeldwachtmeisters, Kriegsrates und Obersten der Stadtguardia, Hans Christoph Löbl, der sich um die weitere Ausgestaltung der Befestigungen von Wien verdient machte und 1638 starb. Die Elendbastei, 1561 vollendet, wurde gleichfalls ganz aus Zuschüssen der Reichsstände gebaut und sollte anfänglich ein überhöhendes Werk (Kavalier) erhalten, doch wurde dessen Bau eingestellt und auf dem Fundamente führte der Hofcourier Franz Kögl ein Haus auf, das als „Köglhaus" bis in unsere Zeit bestand und als das höchste Haus Wiens galt. Die Neutor- oder Mönchbastei entstand 1558 und im gleichen Jahre erfolgte auch die Eröffnung des Neutores, das also unter den bis zur Stadterweiterung bestehenden Toren das älteste war. Der Stein am Gewölbschluß hatte die Inschrift: „Diser stain wigt 104 Centner 51 Pfund LVIII." und war als der schwerste Stein der Stadt eine Art Wahrzeichen. Die Abbildung (S. 593) zeigt das Neutor von innen, wie es bis zu der in das Jahr 1860 fallenden Demolirung aussah. Nur an wenigen Stellen waren die



Ansicht von Wien (nach Lautensack) von 1558. (S. 581.)

alten Mauern erhalten geblieben. Es war dies der Fall bei einem Teil der Hollerstaudenbastei von der Singer- bis zur Johannesgasse, dann längs des Donaukanales, wo aber von der Biber- bis zur Arsenalbastei eine hohe und starke, durch Pfeiler gestützte Mauer bis knapp an das Ufer vorgeschoben wurde. Wo die alten Wälle nicht durch gemauerte Courtinen ersetzt wurden, verstärkte man sie durch vorgelegte Erdwälle, die durch Rasen haltbarer gemacht waren. Der Graben erhielt steile Böschungen und konnte unter Wasser gesetzt werden.

So war manches vorgekehrt worden, den Fortschritten der Geschütztechnik gegenüber erschienen die Befestigungen Wiens aber noch immer sehr mangelhaft. Unablässig wiesen die militärischen Sachverständigen auf die offenkundigen Mängel hin. Nach der Thronbesteigung Sultan Selim II. erwartete man eine neue Phase kriegerischer Politik und ein Bericht, den 1577 eine militärische Kommission erstattet, welcher Erzherzog Ernst präsidierte, wies darauf hin, daß Wien kaum verteidigungsfähig sei. Jede Unternehmung der Türken, zu welcher der junge ehrgeizige Sultan nur zu viel Lust zu haben scheine, werde immer wieder Wien als das erste Ziel haben. „Und der Sultan wird dies um so sicherer tun, da er weiß, wie an manchen Orten die Befestigungen schadhaft und offen sind. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft kann er sich ganz nahe lagern und mit seinen Janitscharen bis an die Contrescarpe des Grabens legen, seine Stollen unter dem Graben eintreiben, sich gegen die Streichwehren verschanzen, auf diese Art die Bollwerke und den Graben unterminieren und da er mit Volk und Geschütz den unserigen überlegen ist, zum Sturm gelangen. Weil dieses Wien die namhafteste Stadt, wie in der Christenheit und in der Türkei geredet wird, den Feind aufhalten soll, ja der rechte Schlüssel nicht allein zu Eurer Majestät Königreichen und Ländern, sondern zum ganzen Deutschen Reich ist, so können Ihre Räte nicht anders raten, als daß Eure Majestät sich die Befestigung dieser Stadt besonders angelegen sein und keine weitere Zeit darüber verstreichen lassen."

Digitized by Google

Schon 1558 verbot ein kaiserliches Edikt, daß keine Gebäude in größerer Nähe, als 50 Klafter vom Graben ab gerechnet erbaut werden dürfen. Dadurch entstand zuerst der später noch verbreiterte Gürtel von Glacien um drei Seiten der Stadt. Später befürworteten aber die Militäringenieure eine Verstärkung der Wallinie durch vorspringende Ravelins, wodurch eine äußere Verteidigungslinie geschaffen, aber auch eine sofortige Verbreiterung des Festungsglacis nötig geworden wäre. Davor aber scheute man zurück, um die Vorstädte nicht wieder in der Entwicklung zu stören. Erst 1632, als die Gefahr eines Schwedeneinfalles drohte, griff man auf diese Vorschläge zurück, womit 1632 eine Verbreiterung des Glacis auf 120 Klafter verbunden war, die aber, wo schon Häuser bestanden, nicht so strikte eingehalten wurde.

Natürlich wirkten diese Rücksichten, welche in erster Linie den militärischen Anforderungen gezollt wurden, an sich sehr hemmend auf die Entwicklung neuer

Burg nach Lautensack. (S. 586.)

vorstädtischer Ansiedlungen. Obwohl sich schon bei den früheren Belagerungen die Schädlichkeit der bis hart an die Stadtwälle heranreichenden Vorstädte gezeigt hatte und die Erfahrungen von 1529 dies auch nur zu sehr bestätigten, bauten sich doch viele wieder in solcher Weise neue Häuser. Vom Standpunkte des Erwerbes und Verkehres war dies allerdings sehr begreiflich, denn das geschäftliche und öffentliche Leben konzentrierte sich innerhalb der Wälle, je näher man diesen sein konnte, desto bequemer und rascher wickelten sich Handel und Wandel ab. Aus der Lautensackschen Ansicht ist in der Tat zu ersehen, daß um 1550 schon wieder ganz ansehnliche Ansiedlungen in nächster Nähe der Wälle bestanden. Dem machte aber das oben erwähnte kaiserliche Verbot ein Ende, die Häuser unmittelbar vor den Toren mußten entfernt werden und später rückte man die Vorstädte nach Möglichkeit in die festgesetzten Grenzen zurück. Es war dies ohne Zweifel von Nachteil für die Seßhaftmachung von Zuzüglern und die Gemeinde erlitt durch einige Zeit Verluste an ihren Eingängen. Anderseits aber war der Anlaß gegeben zu einer wesentlichen Erweiterung ihres Grund-

Digitized by Google

eigentums und Gebietes. Durch landesfürstliche Schenkungen erwarb man große Grundparzellen und auch durch Kauf kamen ansehnliche Besitzungen an die Gemeinde, wie z. B. die Gründe des Niklasklosters auf der Landstraße, jene zu St. Theobald (die spätere Vorstadt Laimgrube), die sogenannte Vorstadt „Alt-Donau", die dann Weißgärber genannt wurde.

Gerade die Beseitigung der Reste früherer Vorstädte brachte aber die neuen zur Entwicklung. Als die „Schöffstraße" aufgelassen wurde, zogen sich die hier seßhaften Gerber und Lederer kanalabwärts nach „Alt-Donau", dem sie dann den Namen gaben; diese Vorstadt entwickelte sich sehr rasch und erhielt bald eine eigene Kapelle. Auch auf der heutigen Landstraße rückten die Bauten nur weiter von der Stadt ab und bildeten bald längs des Rennweges, der Ungargasse und der Hauptstraße ganz geschlossene Reihen. Wo früher das östliche Ende der Niklasvorstadt war, begann diese jetzt und auch hier entstand auf dem Niklasfreithof eine Kapelle.

Auf der Wieden gingen die früheren Besitzungen des Heiligengeistklosters an das Domkapitel über. Die Ansiedlungen nach 1529 folgten den noch heute bestehenden großen Straßenzügen, doch reichten sie nicht viel über die heutige Schleifmühl- und Gußhausgasse hinauf, die weiter entlegenen Teile waren fast nur mit Weingärten bedeckt, unterbrochen von einzelnen Gebäudeinseln, wie z. B. dem wiedererstandenen Spital „zum Klagbaum" auf der Hauptstraße. Ungefähr in der Höhe der Schleifmühlgasse bildete die Wien eine kleine Insel, auf welcher ein dem Hof gehöriger Lustgarten lag, der durch Schenkung an den Grafen Konrad von Starhemberg kam, woraus die spätere Besitzung Konradswerd entstand. Sehr alt war die sogenannte Schleifmühle, die auf dem Terrain des späteren altertümlichen „Ganserlhauses" an der Ecke der Schleifmühlgasse und Wienstraße (heute durchaus stattliche Neubauten, wie „Anzengruberhof" ꝛc.) stand. Schon um 1560 kommt ein Valentin Widmer als Besitzer der „Mühl in der Froschlackhen" vor, dessen Witwe 1570 den Hans Gebl heiratete, der die bisherige Mahlmühle in eine Waffenschleif- und Poliermühle verwandelte, die solches Ansehen gewann, daß sie am 21. Mai 1582 durch Rudolf II. von allen Steuern und Lasten befreit wurde und der Kaiser sie und „alles Ingesinde der landesherrlichen Kammer" als alleinige Obrigkeit in allen Belangen unterstellte. Im Besitze eines Hans Kippo bestand sie noch 1705 und Kaiser Josef I. bestätigte diesem „Unseren Stuckhauptmann" alle bisherigen Privilegien und erhob die Schleifmühle zu einem Edelsitz mit dem Namen „von Mühlfeld". Übrigens war diese ganze Gegend reich an Mühlwerken. Ein in der Höhe der heutigen Wehrgasse abzweigender Wasserlauf, an welchen noch die heutigen Straßennamen erinnern, trieb die Heumühle, Schleifmühle und Bärenmühle und vereinigte sich am Obstmarkt wieder mit der Wien.

Rasch entwickelten sich die Ansiedlungen vor dem Widmertore nach 1529. Auf dem Terrain des späteren Hauses „zum Metzen" (neben der demolierten Getreidemarktkaserne) stand ein städtisches Brauhaus, das nach der Zerstörung sofort wieder aufgebaut wurde. Schon in dem starken Bedarf an Ziegeln für die Fortifikationsbauten lag ein Grund für regen Verkehr und Besiedlung in dieser Gegend, die so reich an Ziegelwerken war. Dagegen war der gegen die Wien abfallende Teil, der im Besitze des Magdalenakirchleins bei St. Stephan war, noch ganz mit Weingärten bepflanzt und hieß im sechzehnten Jahrhundert „im Saugraben". Die spätere Vorstadt Windmühle war eine besondere Herrschaft, die durch eine Schenkung Kaiser Ferdinand I. 1562 an den Reichsherold Hans von Francolin, den Verfasser des bekannten „Turnierbuches", kam. Dagegen zersplitterte sich der große Gumpendorfer Grundkomplex; den

größten Teil besaß das Predigerkloster (Dominikaner), woran noch später die Dominikanermühle und die jetzige Dominikanergasse erinnern.

Rechts von der Mariahilferstraße erhielten sich die alten Bezeichnungen St. Ulrich, Spittelberg (auch Kroatendörfel), Neustift und Neubau, wo sich längs der heutigen Neubaugasse schon geschlossene Häuserreihen bis zur Mariahilferstraße dehnten. Was aber nördlich bis zum Gerinne des Ottakringbaches lag, war, abgesehen von einzelnen Anwesen (Neudegg, Roter Hof) fast durchaus offenes Land. Die Züge der Alserstraße und Währingerstraße waren rasch wieder besiedelt, das Terrain dazwischen aber wurde, seitdem 1540 das Lazarett und später der Kontumazhof hin verlegt wurde, gerne gemieden. Daß sich der Obere Werd zum Teil rasch wieder entwickelte, bezeugt die Ansicht von 1532, jener Teil aber gegen die heutige Nußdorfer- und Alsbachstraße wurde wieder in Weingärten verwandelt, bis 1646 ein Hofbedienter Kaiser Ferdinand III., der zugleich Ziegeleibesitzer war, die früher dem Stifte St. Dorothea gehörigen Gründe erwarb und ein Haus erbauen ließ, jetzt Liechtensteinstraße 51, an dem er die bis zum Umbau ersichtliche Inschrift anbringen ließ:

„Vor Alters hier ein Dorf Standt,
Welches Siechenals genandt,
Als Man Zelt 1529 Jahr
Von Türken Zersteret war;
An Jetzo Als Man 1646 Sagt
Johan Thury diß haus erbaut hat."

Bald entstand eine kleine dorfartige Ansiedlung, die den Namen des ersten Ansiedlers erhielt. Johann Thury muß ein ziemlich vermöglicher Mann gewesen sein, denn er vermochte 1656 dem Serviten kloster ein sehr ansehnliches Geschenk zu machen, das aus einem Haus am „Sporkenbühel" (außer der Nußdorferlinie links) mit Back- und Weinschankgerechtigkeit, einem Ziegelwerk und 12 Joch Äckern bestand. Allerdings darf man dabei nicht an die heutigen Preise für Realitäten und Gründe denken. Als Beispiel für die Wertbemessung sei auf die Schätzung hingewiesen, welche Jakob Vancho, „befreiter" Hofschneider, über sein auf dem Kohlmarkt gelegenes Wohnhaus vornehmen ließ. Es heißt da, daß „auf sein Begehren und Anhalten, dan auf Befehl eines löblichen Stadtmagistrates allhier in Wien am 24. November 1646 durch die ehrenfesten und vornehmen Herren Wolf Pramer und Martin Behr, Beide des aeußeren Rathes, nebst den dazu deputirten und geschworenen Werkleuten, die das Haus alles Fleißes besichtigt und darüber befunden und geschätzt haben, daß obenbemeldtes Haus, so drei Gaden (Stockwerke) hoch ist und ein kleines Höfel, einen Brunnen und ein kleines Kellerle in sich hat, 3151 Gulden werth sei". So stellten sich die Werte in der besten Lage der Inneren Stadt, man wird daher ermessen können, welche Preise damals für Haus und Grund in den Vorstädten galten, wo man den Besitz, wie die Folge zeigte, mit Recht für einen sehr unsicheren hielt. Das uralte Fischerdörfchen im Oberen Werd war 1529 auch der Zerstörung verfallen, entstand jedoch, wenn auch an einem anderen Ort, bald wieder und zwar jenseits des alten Donauarmes, in der späteren Roßau, wo die Gemeinde Wien und später das Bürgerspital die Grundherrlichkeit ausübte.

Die Verhältnisse im Unteren Werd hingen in erster Linie von dem mehrmals wechselnden Lauf des Stromes ab. Wo später das sogenannte Kaiserwasser war, hatte im sechzehnten Jahrhundert der Hauptstrom sein Gerinne und erst später bahnte er sich sein Bett in mehr nördlicher Richtung, die der bis zur Regulierung bestandenen entspricht. Von großer Wichtigkeit war stets für Wien der Donaukanal, dessen Abzweigung unter Nußdorf war. Beim Eintritt in das

Stadtgebiet, in der Gegend der späteren Nußdorferlinie, teilte er sich in zwei Arme, von welchen der rechte im Zuge der jetzigen Spittelauergasse lief, der linke, viel weniger breite dem Zuge des heutigen Kanallaufes folgte. Sie bildeten eine Insel, die Halterau, deren Name sich noch in dem zwischen der Heiligenstädterstraße und dem Donaukanal liegenden Terrain erhalten hat. Unterhalb der Inneren Stadt nahm der Kanal auch einen vom heutigen wesentlich abweichenden Lauf, der sich trotz aller Regulierungen noch immer in den Niveauverhältnissen erkennen läßt. Er floß viel mehr westlich als heute, in der Nähe des Invalidenhauses in der Mulde zwischen der Hauptstraße und Marxergasse, durchquerte die jetzige Rasumofskygasse und einen Teil der Erdbergstraße, wo er zwei Arme bildete, deren einer sich im sogenannten Franzosengraben noch erkennen läßt. Sie bildeten eine kleine Insel, das „Schrankenhäufel" und wendeten sich erst außerhalb des Erdbergermais wieder vereinigt dem heutigen Kanalbett zu. Der an der Terrainsenkung im III. Bezirk fließende Arm scheint schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr bestanden zu haben.

Das alte Stubentor. (S. 587.)

Der sachlichen Zusammengehörigkeit wegen erwähnen wir, wenn auch der Zeit nach etwas vorgreifend, des zweiten Versuches einer Donauregulierung, der in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts fiel. Von allen Armen der Donau war für Wien stets jener der wichtigste, der im Zuge der heutigen Spittelauergasse floß, denn nur auf ihm war es möglich, mit größeren Schiffen nahe zum Kern der Stadt zu gelangen. Der starke Bogen, welchen er nach der Trennung beschrieb und die Neigung zur Bildung von Abzweigungen ergaben aber oft einen sehr niederen Wasserstand, der wieder zur Anhäufung von Geschieben führte, welche die Schiffahrt erschwerten und oft ganz unmöglich machten. Aber diese Verhältnisse waren auch eine stete Gefahr für die Ansiedlungen im Oberen und Unteren Werd, die häufigen Überschwemmungen und Uferbrüchen auf großen Strecken ausgesetzt waren.

Ein ernster Versuch zur Regulierung der Donau, der doch auch einige praktische Ergebnisse hatte, fiel in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Der Hofmarschall des Erzherzogs Ernst, zugleich Oberstkämmerer und geheimer Rat Kaiser Rudolf II., Baron Ferdinand Albrecht von Hoyos, ein vielseitig gebildeter Mann, der große Reisen gemacht hatte, kam 1598 nach Wien und hielt sich in dieser Stadt einige Zeit auf. Bei einem längeren Aufenthalt in den Niederlanden, die als Hochschule des Wasserbaues galten, hatte er sich auch für die dortigen großartigen Anlagen von Schleusen, Wehren und Dämmen interessiert. Bald faßte er auch die Verhältnisse des Donaulaufes bei der Stadt in das Auge und entwarf ein Projekt, das zur Ausführung kam und tatsächlich den Donaukanal in jener Weise schuf, wie er in der Hauptsache noch heute besteht. Er ließ an der Mündung des Kanales mit eingerammten Pfählen und darüber gehäuften Quadern den Sporn anlegen, der Jahrhunderte überdauerte,

bis er durch Sperrschiff und Schleuse zu technischer Berühmtheit kam, gab dem Kanal mittels Durchstichen, welche die bisher nur durch wechselnde schmale Wasserläufe von der Spittelau getrennte Brigittenau ganz auf das linke Ufer verwies, eine gleichmäßige Breite, welche erst eine geregelte Schiffahrt ermöglichte. Zwar bestand schon früher eine Art Uferversicherung auf der rechten Seite, denn Kaiser Ferdinand I. befahl 1539, „die alten Leinpfade oder Treppelwege nicht zu verlassen, sondern die Hohenauerrosse und Schiffzüge über die neue Schlacht, drüben auf der Holzbrücke, herüben bei Nußdorf zu führen, daß Gehölz und Steinwerk am Ufer keinen Schaden erleide".

Ordentliche Ufer mit den für einen größeren Verkehr geeigneten Weganlagen schuf aber doch erst Hoyos. In ungeahnter Weise entwickelte sich nun der Schiffsverkehr, der für den Handel und die Verpflegung der Stadt von unschätzbarem Werte war. Nun erst belebte sich die Wasserstraße bei Wien in einer Weise, die auch der neueren Zeit durch den Einfluß der Eisenbahnen wieder fremd ist. Unaufhörlich folgten sich die Frachtschiffe, die nach Größe, Bauart und Bestimmung sehr verschiedene, oft recht seltsam klingende Namen hatten. Da gab es Kehlheimer von der oberen Donau, Schwemmer, Nebenbei, Gamsel, Plätten und Zillen; auch der alte Name „Hohenauer" kommt noch vor für die schweren Schiffe, die meist zum Gegenzug stromaufwärts verwendet wurden. Allen Donauschiffen gemeinsam war der flache Boden, der es ermöglicht, bei niederem Wasserstand ungefährdet über die häufig wechselnden Bänke von Stromgeschiebe hinweg zu kommen. Je nach der Größe und der Zahl der Bemannung gab es auch „Sechser, Siebener und Neuner". Die „Nebenbei" fuhren nicht selbständig, sondern wurden von einem größeren Schiffe geschleppt. Natürlich konnten stromaufwärts, im „Gegenzug", nur Massengüter verfrachtet werden, die einen längeren Zeitaufwand erlaubten, denn die Fahrt von Wien nach Regensburg nahm je nach dem Wasserstand sechs bis acht Wochen in Anspruch. In günstigen Zeiten waren oft bis zu 6000 Pferden bei dem Schiffszug in Verwendung, wozu ein besonders starker und kräftiger Schlag gewählt wurde. Sowohl die Schiffleute wie die Lenker der Zuggespanne, letztere die „Jodeln" genannt, bildeten eine besondere Gilde, die im Rufe einer gewissen Derbheit stand, aber auch wegen ihres gutmütigen heiteren Wesens beliebt war. Bei schönem Wetter zog nicht leicht ein Schiff vorüber, von dem nicht eines der lustigen Schifferlieder herüber klang, die einst weite Verbreitung hatten, jetzt aber wie so viele Produkte intimster Volkspoesie leider ganz vergessen sind. Die mit den Salzschiffen fahrenden Leute hatten eine Sonderstellung und hießen „Salzer", sowie die aus Oberösterreich kommenden großen Plätten mit Brennholz, die nicht im Gegenzug verwendet, sondern wie die Flöße in Wien zer-

Das Neutor beim Salzgries. (S. 587.)

schlagen wurden, ihren Namen „Trauner“ auch auf die darauf beschäftigten Leute übertrugen. Übrigens dienten viele Schiffe nicht nur zur Beförderung von Waren, sondern sie wurden auch von Reisenden aller Kategorien sehr häufig benützt, worauf wir an anderer Stelle noch zurückkommen werden.

Plätze, Straßen und Baulichkeiten Wiens um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Burg blieb weit herauf in der Ausdehnung, welche sie ursprünglich nach dem Bau unter Leopold dem Glorreichen hatte. Der beigegebene Ausschnitt aus dem trefflichen Plan von Bonifaz Wolmuet aus dem Jahre 1547 gibt einen anschaulichen Begriff über die Burg und ihre Umgebung. (Bild S. 596.) Nr. 1 zeigt das an den Ecken von Türmen unterbrochene Viereck der Burg, das nach Süden knapp an den Wall stößt und durch die vorspringende Burgbastei (2) gedeckt wird. Nach Osten und Norden bilden in einiger Entfernung Mauern geräumige Höfe, nach Westen läuft ein gleichfalls mit einer niederen Mauer umsäumter Graben, der längs der Front des Schweizerhofes sich bis heute erhalten hat. Hier war noch immer der Haupteingang in die Burg, welchen 1562 Kaiser Ferdinand mit dem prachtvollen Tor ausstattete, das um 1850 vollkommen restauriert wurde und eines der wenigen Beispiele des Renaissancestiles in Wien bildet. (Bild S. 600.) Über den Graben führte eine Zugbrücke, deren Kugeln, über welche die Ketten zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke liefen, noch heute sichtbar sind. In den rechten Burgtrakt ist die Hofkapelle eingebaut und den Raum des heutigen Josefsplatzes nimmt ein Ziergarten (4) ein, vor dem sich längs des Walles der „Althan“, eine offene Terrasse erstreckt (3). Ein anderer Garten (5) lag gegen den Michaelerplatz zu auf dem Terrain der Winterreitschule und daran schloß sich wieder ein mit Mauern umfangener Hof. Jenseits des heutigen Burgplatzes (7) lag der Cillierhof (6), der damals schon einen Bestandteil des Burgkomplexes bildete, umfangreicher war als die Burg selbst und als landesfürstliches Zeughaus diente. Bei dem Brand des Jahres 1515 schwer beschädigt, wurde der Cillierhof erst im siebzehnten Jahrhundert in der noch ziemlich unveränderten Form des heutigen Amalienhofes neu gebaut. Gleichzeitig mit diesem Bau erfolgte auch die Aufsetzung eines neuen Stockwerkes der gegen den jetzigen Franzensplatz gelegenen Front des Schweizerhofes. Etwas früher entstand die auf dem Wolmuetschen Plan noch nicht sichtbare „neue Burg“, die sogenannte Stallburg von heute, welche einige Zeit als Zeughaus diente und dann zur Residenz des Königs Maximilian II. adaptiert wurde. Gleichzeitig entstand auf dem Schweinemarkt (Lobkowitzplatz) ein Hofstallgebäude. Zwischen dem Cillierhof und den Minoriten ließ 1545 der Hofmeister der kaiserlichen Edelknaben Don Diego de Serrava ein Spital für dürftige Spanier erbauen, das Kaiser Ferdinand I. 1564 in ein Hofspital umwandelte, in dem Bedienstete des Hofes und der Regierung in Alter und Krankheit Pflege und Unterhalt finden sollten. Es war in dem rückwärts des Ballhauses stehenden Gebäude untergebracht und konnte aus seinen reichen Mitteln 80 erwachsene Personen und 20 Waisen verpflegen. Später wurde es in die jetzige Waisenhausgasse im IX. Bezirke verlegt und beim Entstehen des Waisenhauses ganz aufgelassen.

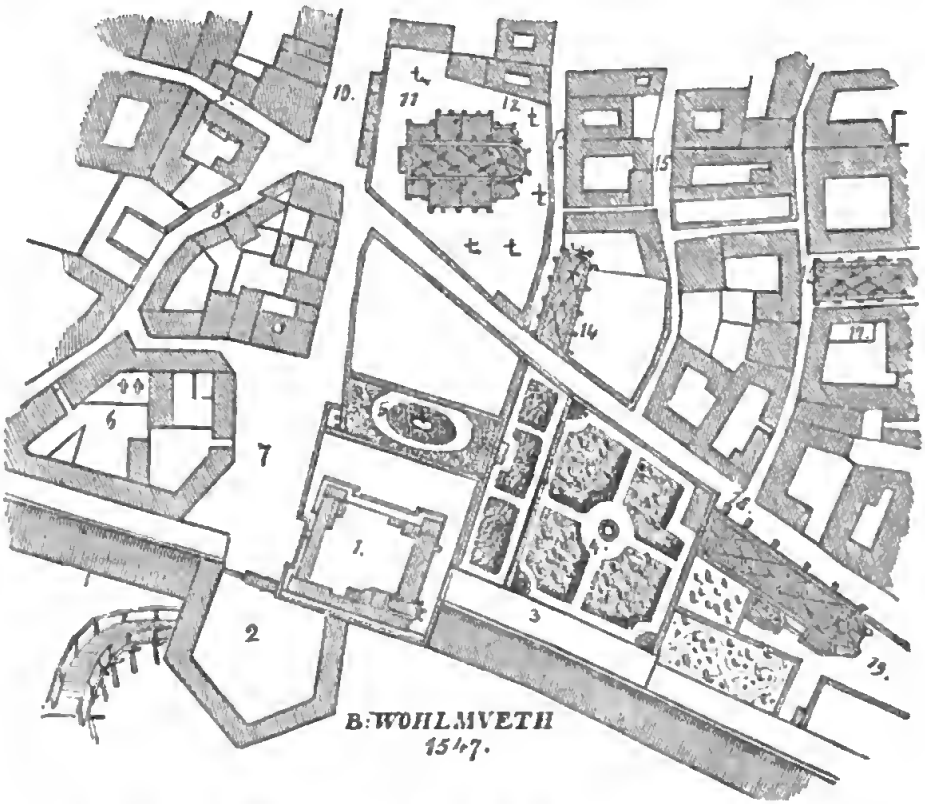
Um 1560 wurde an den rechtsseitigen Eckturm anschließend ein schmaler, drei Stockwerke hoher Trakt angebaut, der aber nur bis zur Hälfte des Burgplatzes reichte und mit dem Cillierhof durch eine Mauer verbunden wurde. An seine Stelle trat dann ein Jahrhundert später der die ganze Front des

Franzensplatzes gegen Süden abschließende Leopoldinische Trakt. Auf die Umgebung der Burg übergehend, finden wir unter 8 die Schauflergasse, 9 ist die Hoch- oder Herrengasse, die sich damals, den jetzigen Michaelerplatz durchschneidend, unter dem gleichen Namen (18) in der späteren Augustinerstraße bis zum Lobkowitzplatz erstreckte. An der Mündung des Kohlmarktes (10) schob sich schon damals jener Häuserblock vor, der erst vor kurzem beim Ausbau der prächtigen Rotunde gegen den Michaelerplatz beseitigt wurde. Um die Michaelerkirche (11) herum lag der Michaelerfriedhof (12), der mit einer Mauer umfangen war. Wie erwähnt, stellte sich schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Unzukömmlichkeit heraus, welche in der Nachbarschaft dieses Friedhofes für die Hofburg lag, so daß Kaiser Maximilian I. lebhaft für dessen Beseitigung eintrat. Sogar zu finanziellen Opfern erklärte man sich bereit; denn eine von Seite der Pfarre St. Michael an die Stephanskirche zu leistende jährliche Zahlung sollte von den landesfürstlichen Kassen übernommen werden, wenn wenigstens vorläufig die Beerdigungen auf dem Michaelerfriedhof eingestellt würden. Der Pfarrer stimmte zu, nun aber wehrte sich aus allen Kräften die Pfarrgemeinde. Erst 1509 begannen die Verhandlungen wieder, die von einem besonderen Vertrauensmanne Maximilians, dem Vicedom (Verwalter der landesfürstlichen Einkünfte) Lorenz Sauer geführt wurden. Doch alle Mittel wurden aufgeboten, um den Friedhof zu erhalten; von geistlicher und weltlicher Seite betonte man, daß an dessen Bestehen die ganze pfarrliche Wirksamkeit geknüpft sei, Abhaltung des Gottesdienstes, die Spendung der Sakramente. Wollte aber der Kaiser durchaus den Friedhof beseitigt wissen, so genügten als Ersatz 50 Gulden nicht, es müßten wenigstens 200 gezahlt werden. Ziemlich schroff erklärten sogar die Vertreter des Bistums, die ganze Angelegenheit entziehe sich dem Machtbereiche des Kaisers, nur der Papst selbst könne darüber entscheiden.

Doch auch Maximilian I. blieb beharrlich. Er erklärte sich durch seine Kommissarien, zu welchen nun nebst Sauer auch noch der berüchtigte Dr. Schneidböck gehörte, bereit, einen anderen Platz außer der Stadt für den Friedhof anzuweisen, wozu zuerst ein Terrain nächst der Wienmündung und dann ein solches bei St. Niklas auf der Landstraße vorgeschlagen wurde. Damit drang man durch, der Michaelerfriedhof blieb aber trotzdem bestehen, denn die Klagen über die Beschwerlichkeiten des Leichentransportes von der Pfarre St. Michael zu dem weitentlegenen Friedhof waren ja in der Tat nicht ganz unberechtigt. Aber erst viel später, nach mehr als einem Jahrhundert, kam es zur gänzlichen Beseitigung des Michaelerfriedhofes, der aber seit 1529 nicht mehr belegt werden durfte. Erst als 1660 der Pfarre ein günstig gelegener eigener Begräbnisplatz „oberhalb St. Theobald" in der Schöffvorstadt eingeräumt wurde, verstummte der Widerstand der Pfarrgemeinde, die sich in einer Eingabe an Maximilian zu der wunderlichen Phrase verstieg, „er wolle es doch mit dem Freythof bei St. Michael also belassen, wie es nach altem Herkommen gewesen; dafür wollen die Pfarrkinder nicht aufhören, bei Gott für des Kaisers Glück und langes Leben zu bitten". In solchen Dingen waren schon die Wiener früherer Zeiten von sehr konservativen Ansichten, gegen welche die Anforderungen des Verkehres und der Gesundheitspflege verstummen mußten. Übrigens ist der Verlauf der ganzen Affaire auch ein Beleg dafür, daß schon vor Jahrhunderten zweckmäßige Maßregeln zu den vielen guten Dingen gehörten, die sehr viel Weile beanspruchten.

Mit der Einweihung des neuen Friedhofes, der bald eine Marienkapelle erhielt, aus der später die Mariahilferkirche sich entwickelte, durch den Bischof Graf Breuner im Jahre 1660, verschwand der Michaelerfriedhof endgiltig und jener erhielt die Bezeichnung „Barnabitenfriedhof" nach dem Orden, der 1626

die Pfarre bei St. Michael erhielt, woran auch jetzt noch die „Barnabitengasse“ erinnert. Nur eine Erinnerung an den uralten „Freythof“ bei St. Michael ist noch erhalten geblieben; das ist jene bemalte Skulptur, die im Hofe des Michaelerdurchhauses links neben dem Seiteneingang in die Kirche an der Außenwand der St. Blasiuskapelle angebracht ist. Sie stellt in einer im Sinne der oberdeutschen Schule stilisierten Landschaft den betenden Christus vor, in dessen Nähe die drei Jünger schlafen, während rückwärts die gerüsteten Häscher zur Verhaftung nahen. Eine Inschrift enthält die Worte: „Hanns Hueber 1440.“ Meist nimmt man sie für den Namen des sonst ganz unbekannten, aber gewiß nicht unbegabten Meisters, wahrscheinlicher aber hat man es mit dem Gründer



Die Burg und ihre Umgebung. (Nach Bonif. Wohlmuets Plan.) (S. 594.)

des Denkmales zu tun, der damit seine Grabstätte schmückte. Auffällig ist ein an der Seite angebrachtes Wappenschild, das einen nicht mehr deutlich erkennbaren Wiederkäuer zeigt, der zwischen den Vorderpfoten einen Rosenkranz hält. Als Wappentier ist diese Darstellung nicht wohl denkbar, man hätte es also mit einer jener Ausgeburten religiösen Spottes zu tun, wie sie schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht selten waren.

Die Ziffer 13 des Wolmuetschen Planes bezeichnet die „Preidengasse“, heute Habsburgergasse; das an der Ecke gegen die Hoch- oder Herrengasse ersichtliche kirchliche Gebäude (14) ist auf dem Original des Planes als „Neue Kirche“ bezeichnet, worunter die 1288 abgetragene, 1350 aber wieder neu aufgebaute St. Nikolauskapelle verstanden ist. Das rückwärts davon stehende Gebäude ist das 1352 von einem Wallsee gestiftete Haus der Schule von

St. Michael, die erst 1620 von Ferdinand II. aufgehoben wurde, worauf man das Gebäude den Barnabiten übergab. Parallel mit der Preidengasse läuft die „Große Rosengasse", heute Bräunerstraße (15) und mit dieser die „Ferbergasse" (16), heute Dorotheergasse, nach dem Dorotheerstift (17) benannt, während die auf dem Plan nicht mehr vorkommende Spiegelgasse „hinter St. Dorothe" hieß; 19 endlich ist die Augustinerkirche.

Räumlich vollkommen unverändert blieben die meisten Plätze Wiens, dagegen berichtet uns Wolfgang Schmälzl in seinem Lobspruch von Wien manches charakteristische Detail über das rege Marktleben auf den meisten Plätzen. So erzählt er uns vom Graben:

„Ich ging von dann, kham an den Gradn,
Wo Fleyschhacker jr Fleysch fay (feil) habn.
Ein rörkast zeecht bey jn stet,
Aus der trefflich gut wasser geht.
Schawet wunder vber wunder,
Ein yeder sein fleysch hat bsunder,
Schäffen, keldren, rindren, schweinen,
Ich dat vnd fragt der maister einen,
Das er mich vnderrichten thet
Wieuil es hie Fleyschhacker het?
Er sprach: „vnser send yetz gemainiklich
Allenthalben bey siebentzig
Am Liechtensteg vnd an dem Grabn
Zu Ostern jr vil mehr fayl habn,
Ich red bey meiner trew vnd ehr
Drey hundert ochsn vnd offt noch mehr
Wochlichen werden außgewogen
Sechshundert kdelber offt darneben
Tausend schaff, auch hundert schwein
Gewänklich müssen vorhanden sein.
All Freytag bringt man auff den Grieß (Viehmarkt)
Vier tausent ochsn vnd sunst vil vichs."

Die nach einer Handzeichnung aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammende Ansicht des Neuen Marktes mit seiner Umgebung (Bild S. 601) zeigt, daß die Konfiguration dieses Platzes sich wenig änderte. Nr. 1 ist die sogenannte Mehlgrube, wo später das Hotel Munsch stand, das dem Neubau des Hotels Krantz weichen mußte; nebenan steht eines der ältesten Einkehrwirtshäuser Wiens, „zum weißen Schwan," durch zwei Rondellenvorbauten kenntlich. Nr. 2 ist der Bürgerspitalskeller, nach einem Weinausschank benannt; 3 Haus des kaiserlichen Reichs- und Erblandpostmeisters Grafen Mathias Taxis, später Palais Schwarzenberg, das nun gleichfalls schon verschwunden ist; 4 das Haus des Herrn von Chaos, das spätere die Rückfront des Bürgerspitales bildende Stiftungshaus in der Kärntnerstraße; 5 Haus des Rates Wolfgang Treu; 6 und 7 das Bürgerspital und der Bürgerspitalplatz; 8. Palais Lobkowitz; 9. der Schaumburgerhof; 10. der Altenburgerhof; 11. der Seckauerhof; 12. gräflich Kuefsteinscher Garten; 13. die Ladergasse, später Spiegelgasse; 14. das Haus der Freiherren von Schönkirchen, deren Ahnherr der vielgenannte Kanzler Dr. Schneidböck war; 15. die Hungar-, später Seilergasse; 16. das Haus der Herren von Tinti. Auf das Kloster der Kapuziner, die 1595 nach Wien kamen, zuerst aber bei den Minoriten Aufnahme fanden, kommen wir später zurück.

Um die Peterskirche herum lag noch der Friedhof, der jedoch jedenfalls vor 1640 entfernt wurde, da er auf Huefnagels Vogelperspektivansicht fehlt. Vom Petersplatz heißt es bei Schmälzl:

„Gieng hin vnd her on als gefar,
Kham auff Sanct Peters Freythoff dar . . .
Da findt ainer auch was jm gfelt,
Dreyssig wägen mit ayrn ich zelt,
Dergleichen jung vnd alte hüner,
Gans, anten, jung saist kapaunen,
Der sand ich bey acht wagen vol,
Was man zur notturfft haben soll,
Von ruben, krehn, kraut, peterfil,
Salat, das gantz jar findt man vil."

Sehr belebt muß in jener Zeit der Hof gewesen sein. Denn abgesehen davon, daß der obere Teil vor dem jetzigen Kriegsministerium von alter Zeit her schon den Fischmarkt beherbergte, herrschte auch sonst noch nach Schmätzl lebhaftes Markttreiben.

„Hundert wägen mit holtz warn do,
Mer dann hundert mit hew vnd stro,
Mit kholen zwaintzig wägen vol.
Noch gröſſer wunder ich sagen soll:
Fünfftzig Fuder krewssen ich sah!
Der Krewssenrichter zu mir sprach:
„Mein Freund, laßt euchs kein wunder sein,
Denck wohl, daß khommen seind herein
Hundert Fuder auff ein tag,
Vnd all verkaufft wordn, wie ich sag,
Glaub nit, daß souil krewssen erwischt,
Ob sunst zway Land wurden ausgefischt".

Das Amt eines „Krebsenrichters", der darauf zu achten hatte, daß nur lebende und gesunde Krebsen zum Verkauf kamen, bestand noch im achtzehnten Jahrhundert und er hatte, als der Krebsenmarkt vor das Schottentor verlegt wurde, dort rechts in der Gegend der heutigen Kolingasse eine eigene Amtshütte. Im Jahre 1570 kam die alte St. Pankrazkapelle am Hof zum Abbruch; das dazu gehörige Haus Nr. 4 (alt 321) kam in den Besitz des Schottenstiftes, von dem es 1580 der kaiserliche Kanzler Hieronymus Beck von Leopoldsdorf mietete gegen ein „Gedinge" von jährlich 50 Gulden. Einer seiner Rechtsnachfolger war 1604 der tüchtige, aber wegen seiner in Ungarn bewiesenen Grausamkeit berüchtigte Feldmarschall Georg Basta. Mit kaiserlicher Erlaubnis verkaufte das Stift Schotten dieses Haus den Jesuiten im Jahre 1611, die es aber schon 1626 an den Feldmarschall und Kriegsrat Michael Adolf Graf von Althan gegen einen Besitz in der Annagasse vertauschten. Dieser wegen seiner Kriegstüchtigkeit und Frömmigkeit bekannte General, von dem ein geflügeltes Wort sagte, „wenn er das Schwert aus der Hand lege, fasse sie nach dem Rosenkranz", schenkte das Haus 1630 dem Papst Urban VIII. als Residenz für seine Gesandten, welchem Zweck es als päpstliche Nuntiatur noch heute dient. Im Jahre 1664 wurde auch das bürgerliche Zeughaus hierher verlegt, für das aber erst 1732 das spätere hübsche Gebäude an der Ecke der Färbergasse errichtet wurde.

Auch der Hohe Markt behielt seine Form und das Aussehen, wie im vorigen Jahrhundert. Über die dort stehenden polizeilichen Baulichkeiten sagt Schmälzl:

„Nachmals kham ich an Hohenmarkt.
Ist ein Pranger hoch aufgestelt,
Mancher daruor das Haupt empfelt.
Nit weit das Narrenkötterlein,
Wol verwaret mit eysen zeyn,
Drinn manchen offt lang wirdt die weil
So er zu nachts erwischt in eyl."

Aus den Jahren 1571 und 1572 besitzen wir zwei interessante Ansichten von Wien, auf welchen die neuen Befestigungen sich nach den Plänen von Hirschvogel und Wolmuet ganz gut verfolgen lassen. Die erstere befindet sich in der 3. Ausgabe von Münsters „Cosmographey". Die Überschrift des sehr sauber geschnittenen Blattes lautet: „Wien die Hauptstatt des Ertzhertzogthumb Oesterreich, aller Welt wolbekandt wegen des keyserlichen Hofs und des gewaltigen Widerstands, so sie etwan wider den grimmigen Erbfeindt der Christenheit gethan." Über der Stadt schwebt ein Spruchband mit der Inschrift: „Die Statt Wien in Oesterreych." Die links auf dem Band angebrachten Monogramme S. T. M. und L. F. lassen feststellen, daß der 1590 gestorbene sehr tüchtige Schaffhausener Maler Tobias Stimmer die Aufnahmen besorgte, Ludwig Frig aus Zürich sie in Holz schnitt. Unter dem Bild befindet sich ein Lobspruch auf Wien in deutscher, lateinischer und niederländischer Sprache. Der erstere lautet:

„Die ehemals kleine Stadt, nach Fabian genannt,
Die nach der Hunnen sturm nichts von sich selbst gekennet,
Als nur ein jägerhaus; die ist zu solcher macht,
Zu solcher herrlichkeit durch Habsburg aufgebracht,
Daß Soliman von ihr mit Schanden mußte weichen,
Daß sie ein schutz noch ist der Christen königreichen
Der Städte Keyserin, so viler Kayser sitz
Vor der die Tiber-Stadt erblast mit ihrem blitz."

Die dem Originale (Bild S. 605) beigegebene Erklärung der von Süden aufgenommenen Ansicht lautet: A. Schottenkirche. B. St. Pankrazkirche (wurde 1570 abgebrochen, die Aufnahme muß also vor 1571 fallen). C. Minoritenkirche. D. Weiße Brüderkirche (Karmeliter am Hof). E. St. Salvatorkirche. F. Maria Stiegenkirche. G. St. Ruprechtskirche. H. St. Peterskirche. I. St. Michaelskirche. K. Die kaiserliche Burg. L. St. Stephan. M. Deutsche Ordenskirche. N. St. Dorotheerkirche. P. St. Nikolaikirche. Q. St. Klarakirche. R. Himmelpfortkirche. S. St. Hieronymuskirche (Franziskaner). S. † St. Annakirche. T. St. Laurenzkirche. V. St. Jakobskirche. W. Dominikaner. X. Das Schottentor. Y. Das Kärntnertor. Z. Das Burgtor. † Das Stubentor. Der Vordergrund zwischen der Stadt und der mehrmals überbrückten Wien ist ganz frei von Gebäuden, eine Folge des wiederholt ergangenen Gebotes, den Festungsrayon freizuhalten.

Die aus dem Jahre 1572 stammende Ansicht von Wien ist dem in sechs Foliobänden von 1572 bis 1617 erschienenen „Städtebuch" von Braun und Hohenberg entnommen. Der lateinische Titel lautet: „Braonii theatrum urbium ab ipso et Franc. Hohenbergio", der deutsche: „Beschreibung und Contrafactur der vornembsten Stätt der Welt." Die Mehrzahl der Ansichten ist von dem auch als Maler tüchtigen Künstler Georg Hoefnagel gestochen, der 1545 zu Antwerpen geboren war, 1600 in Prag starb, wo er zur künstlerischen Umgebung Kaiser Rudolf II. gehörte.

Hoefnagel scheint bei seiner Ansicht, die 47 Zentimeter lang ist, die schon erwähnte südliche Ansicht von Hirschvogel benützt zu haben; nur die Staffage im Vordergrund ist geändert. Die Schrifttafel lautet: „Vienna austriae metropolis orbs orbe notissima celebratissimaq' unicum hodie in oriente contra Turcam invictum propugnaculum" oder „Wien, die Hauptstadt Österreichs, die am ganzen Erdkreis bekannteste und berühmteste Stadt, gleichzeitig heute im Osten gegen die Türkei die unbesiegbare Schutzwehr."

Auf dieser Abbildung (S. 607) lassen sich besonders deutlich die einzelnen Befestigungsabschnitte erkennen. Von links nach rechts kommt zuerst die „Katze",

Digitized by Google

das vorspringende Werk der Mölkerbastei (1). Dann folgt (2) ein etwas zurückliegendes überhöhendes Werk, „Röm. königlicher Majestät Pastey". Daran schließt sich eine sehr lange mit Zinnen gekrönte Courtine, zu welcher wahrscheinlich nur die alte, jedoch nach innen verstärkte Mauer benützt wurde. An sie schließt sich die Burgbastei (3), worauf sich die Zinnenmauer, nur durch das „Türmlein bei den Augustinern" unterbrochen (4), bis zur vom „Freiherrn Lienhart von Vels seeligen berathschlagten Pastey" (5) fortsetzt. Den Abschluß nach rechts bildet der Kärntnerturm mit seinen Bastionen (6). Über den Wallgraben führt beim Burgtor eine bogenförmige Brücke (7) und eine gerade beim Kärntnerturm (8).

Das Schweizerhoftor in der k. k. Hofburg. (S. 594.)

Von den Baulichkeiten der Stadt ist, da der Künstler einen ziemlich tiefliegenden und nahen Standpunkt zur Aufnahme benützte, nur wenig mehr als die Türme der Kirchen und das Dächergewirr zu entnehmen. Noch immer sind die nach der Tiefe der Häuser abfallenden Satteldächer die Mehrzahl, die nach vorne einen Spitzgiebel, manchmal auch den treppenartig abgestuften „Katzensteig" haben. Wieder von rechts nach links bedeuten die Nummern: 9. das Dach des Turmes beim Schottentor; 10. das Schottenkloster; 11. bei den Minoriten; 12. bei St. Pankraz (das 1572 nicht mehr bestand); 13. die Karmeliter am Hof; 14 a Maria Stiegen; 14 b die Michaelskirche; 15. die Burg; 16. den Stephansdom; 17. St. Dorothea; 18. St. Augustin; 19. St. Hieronymus; 20. bei der Himmelspforte; 21. St. Johann und 22. St. Klara.

Links schließt der Kahlenberg das Bild ab; darunter ist eine Häusergruppe des Unteren Werd (Leopoldstadt 23) und des Oberen Werd (Roßau 24)

sichtbar. Den Vordergrund bilden die wüsten Gründe der früheren Vorstädte; nur vor dem Burgtor sind die vordersten Häusergruppen der Laimgrube (25) eingezeichnet, wo ein Steinkreuz steht, von dem sich, wenn es nicht aus der Phantasie des Zeichners stammt, sonst nirgends eine Nachricht findet. Von dort ziehen sich vereinzelte Ansiedlungen bis zur Wien und längs deren Ufer fort, die auch kaum den tatsächlichen Verhältnissen im Jahre 1572 entsprechen. Auch der türkische Spahi und der ungarische Reisewagen im Vordergrund sind Anachronismen.

Die im Städtebuch enthaltene Beschreibung von Wien beruht in der Hauptsache auf einer ziemlich kritiklosen Benützung der Arbeit des Aeneas Sylvius. Doch sind einzelne Stellen immerhin bemerkenswert. Es heißt da unter anderem: „So ist die Bürgerschaft nicht allein stark in der Zahl, sondern auch sehr reich und habselig, daneben freundlich, in Kleidung und Essen rein,

Der Neue Markt um 1600. (S. 597.)

sauber und zierlich, daß meninglich, so dahin kömmt, sich verwundern muß. Nun ist wohl zu glauben, was für ein Gemenge aus allen Landen stetigs dahin kommen, weil es da ein starkes Gewerb und Handel hat. Aus Teutschland wird auff der Thonaw Eisen und allerlei eiserne Instrumenten und Waaren, desgleichen Korn, Tücher und Kleider daher gebracht. Aus Italien allerlei fremde Stein, Seiden und Sammet und ausländische Früchte. Aus Hungarn gewaltig feiste Ochsen und unzahlbare Ochsenhäut. Aus Böhmen und Polen gesaltztes Fischwerk u. dgl. Hingegen weit von dannen in fremde Länder geführet: Gold, Silber, Wein und Augstein (aus den Steinbrüchen), Pech und viele andere köstliche Waaren."

. . . „Anno 1590 den 7. September um den Abend hat sich in dieser Stadt ein schreckliches Erdbidem merken lassen, durch welches die Kirche zum Schotten, wie auch der Altar fast mitten von einander gerissen, der Thurm zu St. Stefan zerschellet, der aber so hinter der golden Sonnen, einer Herberg also genannt nicht weit von dem rothen Thor gestanden, hernieder gerissen und

dardurch 9 Menſchen und 2 Pferde erſchlagen worden. Ja es war kaum ein Haus in der ganzen Stadt, das nicht ein harten Stoß bekommen hätte."

Der hier erwähnte Turm war jener des Jeſuitenkollegiums am Hof, wodurch die Ortsbezeichnung als ungenau angegeben erſcheint. Dieſer Turm ſtürzte allerdings ein und kam auch nicht mehr zum Aufbau. Ebenſo iſt die Angabe, daß der Turm von St. Stephan „zerſchellet", arg übertrieben, wenn auch die Erderſchütterungen, die von 5 Uhr abends bis gegen Mitternacht währten, manchen Schaden verurſachten. Schließlich iſt auch die Datumangabe dahin zu berichtigen, daß dieſes Erdbeben am 15. September vorfiel.

Nicht ohne Intereſſe iſt es, die Daten über die Zahl der Stockwerke zu vergleichen. Im Jahre 1566 zählte Wien 1205 Häuſer, davon waren 1035 im bürgerlichen Beſitz, die übrigen verteilten ſich auf Hof, Adel, Amtsgebäude und den kirchlichen Beſitz, woraus hervorgeht, daß die wiederholten Klagen über den Rückgang des bürgerlichen Beſitzes und deſſen ungünſtiges Verhältnis zu den ſogenannten „befreiten" Häuſern doch etwas übertrieben waren. Von den Bürgerhäuſern hatten 41 nur ein Erdgeſchoß, 340 zählten ein Stockwerk, 565 hatten zwei, 88 drei und nur 1 ſogar vier Stockwerke. Daraus läßt ſich ſchließen, daß die Grundpreiſe noch keine ſolche Höhe erreicht hatten, welche bei ſteigender Bevölkerung auf dem beſchränkten Raum einer geſchloſſenen Stadt unfehlbar zum Bauen in die Höhe zwingen. Namentlich die Häuſer mit einem Stockwerk dürften weitaus in der Mehrzahl im Beſitz der wohlhabenden Bürgerklaſſe geweſen ſein, deren Familien je ein Haus allein bewohnten, ohne Mieter aufzunehmen. Im ſechzehnten Jahrhundert war die Zahl der Adeligen, welche eigene Wohnhäuſer in Wien beſaßen, noch verhältnismäßig klein. Als ſolche kommen um 1550 nur vor die Grafen Puchheim, Serin (Zrinv), Arch und Pöſing, die Freiherren von Teufel, die Herren von Altheim, Collalto, Dietrichſtein, Eitzing, Fünfkirchen, Herberſtein, Hofkirchen, Hoyos, Kindsberg, Kollonitſch, Liechtenſtein, Neudegg, Pollheim, Roggendorf, Schönkirchen, Starhemberg, Traun und Trautſon. Schon um 1690 änderte ſich dies und in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts finden wir bereits 75 Adelsgeſchlechter als Beſitzer von oft ſehr anſehnlichen Wohnhäuſern.

Die Behauſungen von Adelsherren und wohlhabenden Bürgern beanſpruchten, obwohl das geſellige Leben keine Anforderungen ſtellte, doch verhältnismäßig mehr Raum als heute wegen der im weiteſten Maßſtabe geübten Gaſtfreundſchaft. Ohne beſonders geladen zu ſein, nahmen ankommende Verwandte, Geſchäftsfreunde, Parteigenoſſen, durch Gemeinſamkeit der gelehrten Beſtrebungen oder Kunſtübung empfohlene Perſonen Wohnung in einem Privathaus. Die Reiſen waren damals noch eine beſchwerliche Sache, in weitaus den meiſten Fällen wurden ſie, ſelbſt von Frauen zu Pferde zurückgelegt, denn die „Gotſchi" (Kutſche) oder der „Kobelwagen" kamen teuer und waren wohl auch mit Ausnahme der Wagen hoher Herren und Fürſtlichkeiten noch keine Muſter von Bequemlichkeit. Wolfgang Schmälzl verſichert allerdings:

„Täglich man Fuer findt vnd hat
Gehn Baden, Krembs vnd Newenſtat,
Wer ſunſt ſpaciern faren wil,
Der findt wägen vnd fuern vil.
Beim Rotenthurn fleugen ſchützn,
Mag er dingen, täglichen nützen
Die wägen mit täcken verwart
Der reng (regen) ſunn nit mag ſchaden hart."

Aber dieſe „täglichen Fueren" nach Baden, Krems und Neuſtadt waren ſogenannte „Botenfuhren", die eigentlich dem kleinen Güterverkehr dienten,

nur ausnahmsweise aber auch Personen beförderten. Aus allen anderen Nachrichten geht hervor, daß es mit den Reisegelegenheiten sehr schlimm aussah. Als die bequemste galt noch die Beförderung mit dem Schiff. Nicht bloß Handwerksburschen und arme Schlucker, welche sich die Fahrt durch harte Arbeit an den Rudern verdienen mußten, sondern auch angesehene Leute zogen diese Art der Beförderung vor, auf welchen man von den Stößen unbequemer Wagen, vom Stolpern hartmäuliger Gaule auf schlechten Straßen nicht gequält wurde. Noch zwei Jahrhunderte später, als es in diesen Beziehungen schon besser stand, war die Fahrt auf dem Schiffe von den vornehmsten Kreisen bevorzugt.

Lady Montague, diese Vorläuferin professioneller englischer „globetrotters", die im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nach Wien kam, ist ganz entzückt von einer solchen Stromfahrt. Sie schreibt: „Wir reisten von Regensburg auf dem Wasser die Donau hinab, eine wahrhaft angenehme Fahrt, in einem von jenen kleinen Schiffen, welche wirklich hölzerne Häuser genannt werden können, da man in denselben alle Bequemlichkeiten eines Palastes, Öfen in den Zimmern, Küchen u. s. w. hat. Jedes wird von zwölf Mann gerudert und zwar mit so unglaublicher Sanftheit, daß man an demselben Tag das Vergnügen einer großen Abwechslung von Ausblicken hat und im Zeitraum weniger Stunden eine bevölkerte Stadt mit prächtigen Palästen und die romantischen Einöden erblicken kann."

An „Einkehrhäusern" fehlte es allerdings schon in den älteren Zeiten nicht, die Bequemlichkeit, welche sie aber boten, muß sehr bescheiden genannt werden. Zu den ältesten bekannten Einkehrgasthäusern gehörte jenes zum „Weißen Schwan" auf dem Neuen Markt (Nr. 7, alt 1044), das noch bis in das neunzehnte Jahrhundert fortbestand, aber bis in die zweite Hälfte des sechzehnten zurück reichte. Gleichzeitig, vielleicht sogar früher, dürfte der noch jetzt bestehende „Matschakerhof" zwischen Seiler- und Spiegelgasse entstanden sein. Zur Erklärung des wunderlichen Namens erfand die Lokalhistorie flugs ein Märlein, daß nämlich zur Zeit der Corvinschen Belagerung in diesem Gasthaus die Kundschafter und Anhänger des Ungarkönigs ihre Zusammenkünfte abhielten und „Matschak" das ungarische Losungswort gewesen sei, dessen sie sich bedienten, um Uneingeweihte fern zu halten, wonach das Haus und die Wirtschaft dann den Namen erhielt. Alle diese in allerlei Formen vorkommenden Corvinusmärchen haben einen geschichtlichen Hintergrund, da es zweifellos nicht an Personen in Wien fehlte, welche dem König anhingen und die Übergabe der Stadt wünschten. Aber die Form, in welcher diese Tatsache verwertet wurde, ist in allen Fällen eine ganz unhaltbare. Dies ist auch bezüglich des „Matschakerhofes" der Fall, der allerdings schon in den Registern des Hofquartieramtes um 1570 als „Einkehrhaus" vorkommt, seinen Namen aber von den früheren Besitzern, dem Adelsgeschlecht der Herren von Matschach hat; 1493 schon kommt Hans der Matschacher als Eigentümer des Hauses „hintern Newen Markt im Rosengäßlein" (heute Seilergasse) vor. Nach den Matschachs ging das Haus in den Besitz der reichen Herren von Jörger über, welche auch Grundherren von Hernals waren und in der Reformationsbewegung eine einflußreiche Rolle spielten. Seit 1801 war das Hotel bis vor kurzem im Besitz der weitbekannten Familie Mayreder.

Zu den älteren Einkehrhäusern Wiens zählte auch jenes „zum wilden Mann", das sich, obwohl es im neunzehnten Jahrhundert zu einem der gesuchteren gehörte, doch in einem sehr altertümlichen Hause der Kärntnerstraße (Nr. 17, alt 942) befand, das 1878 einem Neubau weichen mußte. Der Name „zum wilden Mann" kommt aber nicht, wie man gerne annimmt, von den meist

in diesem Hause verkehrenden Stegreifrittern, sondern er tauchte um 1560 auch als Hausschild anderwärts auf und wird auf die im Gefolge Maximilian II. aus Spanien kommenden Mohren bezogen.

Der Fremdenverkehr in Wien scheint aber, so wenig Annehmlichkeit auch eine Reise damals bot, nicht unbedeutend gewesen zu sein. Gerade in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zog gewiß der hohe wissenschaftliche Ruf der Universität manchen bedeutenden Mann nach Wien. Mit Bestimmtheit nachweisen läßt sich dies allerdings nur von zwei Persönlichkeiten, die aber zu den ersten Berühmtheiten ihrer Zeit zählen.

Vor allem ist zu nennen jener Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, jener Naturkundige und Arzt, dem seine Zeitgenossen den Namen des „Wundermannes" gaben. Unleugbar ist er eine der interessantesten Erscheinungen jener Periode, ein Gelehrter, der als Arzt, Physiker und Chemiker weit über die wissenschaftliche Erkenntnis seiner Zeit hinaus war, es aber nicht verschmähte, diese geistigen Vorzüge auch in den Dienst des krassesten Aberglaubens zu stellen und Gaukeleien zu treiben, die gerade er mit seinem reichen Wissen als solche erkennen mußte. Wahrscheinlich bequemte er sich darin dem Zeitgeschmack an, wie es die harten Phasen seines späteren unsteten Lebens erforderten.

Paracelsus (Bild S. 609) war in der Schweiz 1493 geboren. Als Sohn eines Arztes schlug er die gleiche Laufbahn ein und kam, nachdem sein Vater schon 1502 nach Villach in Kärnten übersiedelt war und er im Kloster St. Andreae im Lavanttale die Vorbildung erhalten hatte, an die Universität von Basel. Hier studierte er mit Eifer alle Naturwissenschaften, neben der Medizin auch Botanik, Chemie und Astronomie, welche letzteren Wissenschaften damals eng verschwistert mit Alchymie und Astrologie waren. Weite Reisen, zu welchen ihn sein Wissenstrieb, aber auch sein Hang zum ungebundenen Leben bewogen, führten ihn durch ganz Europa, ja sogar im Gefolge eines tatarischen Fürsten nach Moskau und Konstantinopel. Erst 1527 trat er eine Professur in Basel an, wo er großes Ansehen unter den Studierenden, noch größeres aber im Volke hatte, das er rasch für sich gewann. Es ist schwer zu entscheiden, ob er selbst an alle jene Dinge glaubte, die man ihm zuschrieb; es ist das kaum anzunehmen, denn ein Zug von Charlatanerie ist von seiner so interessanten Persönlichkeit nicht abzustreifen und drückt sich schon in dem überlangen Namen aus, den er sich beilegte. Man schrieb ihm die wunderbarsten Kuren zu, da er im Erkennen der Krankheit — in der Diagnose — in der Tat einen seltenen Scharfsinn besaß und durch seine tüchtigen Kenntnisse in Chemie und Botanik auch ganz neue Heilmittel schuf. Aber man schrieb ihm auch die Kunst zu, Gold und ein Lebenselixir zu machen und er ließ sich das gefallen, ja er bestärkte diese Meinung durch seine unklare mystische Sprechweise. Dabei war er heftigen streitsüchtigen Charakters, lag bald in ewigem Hader mit den anderen Professoren in Basel, die sich schon dadurch verletzt fühlten, daß er ganz gegen den gelehrten Brauch nur in deutscher Sprache vortrug.

So schuf er sich von allen Seiten Feinde — die rührigsten wohl in den Apothekern von Basel, mit deren albernen Mixturen er scharf in das Gericht ging — so daß er 1528 heimlich von Basel entweichen mußte. Nun führte er ein Wanderleben, das sogar wiederholt zu seiner Ausweisung als Landstreicher führte, war aber dabei unablässig wissenschaftlich tätig, schrieb vortreffliche Werke, die, wie jenes „Von der Pestilentz" in der Geschichte der Medizin einen Ehrenplatz einnehmen.

Auf diesen Wanderungen kam er 1538 nach Wien, wo er auch bei Hofe gute Aufnahme fand und sogar von Ferdinand I. 100 Goldgulden zur Druck-

legung seines dem Monarchen gewidmeten Buches über die „Chirurgie“ erhielt Aber jener erkannte auch das Doppelwesen in dem seltsamen Mann und meinte: „Paracelsus ist der größte Gelehrte, aber auch der unverschämteste Lügner, der mir noch vorgekommen.“

Die medizinische Fakultät von Wien und alle Ärzte, darunter auch der gelehrte Doktor Wolfgang Laz, machten Front gegen ihn, vielleicht auch ein wenig aus Brotneid, denn Paracelsus übte auch in Wien die Kunst, die Menge durch sein Wissen zu gewinnen, durch seine Gaukeleien zu verblenden. Er spottet darüber in einem Briefe: „Die Doctores allhie haben befunden, besser sei, so ich zu Sanct Stefan bin, sie seien auf dem Hohen Markt, gang ich an den Lugeck, daß sie gegen St. Laurenzen gehen, welcher Gegenwärtigkeit von ihnen nicht zugelassen, sondern erfreuen sich, mich zu verletzen, so ich vierzig Meilen von ihnen bin.“

Ansicht von Wien 1571. (S. 599.)

Umgekehrt war aber doch auch der Vorwurf, daß er ein Quacksalber und Betrüger sei, trotz seiner Gelehrsamkeit, nicht ganz unbegründet. Sein wunderliches Wesen, seine derben Manieren, die er sich auf seinen Wanderungen erworben, paßten gar nicht zu dem Bild ehrsamer Gelahrtheit, das einem Mann der Wissenschaft jener Zeit entsprach. Seine Rede war entweder heftig und roh, oder von absichtlicher Dunkelheit. Stets führte er ein gewaltiges Schwert mit sich, das seine Gestalt überragte, aus dessen Knauf er aber eine der von ihm erfundenen Arzneien entnahm, unter welchen die Laudanumpillen obenan standen. Er mengte sich gerne unter das gemeine Volk und trieb sich in den Schenken herum, wo er seine Kuren machte und den Leuten so wunderbare und für sie unverständliche Dinge erzählte, daß er bald für ein Orakel und als — Hexenmeister galt. Treffend sagte er von sich selbst: „Mein Betragen ist weder fein noch milde, aber dies gefällt mir fast wol. Von der Natur bin ich nicht subtil

gesponnen, auch ist nicht die Art meiner schweizerischen Heimat, daß man etwas mit Seidenspinnen zu erlangen trachte. Man erzieht bei uns die Kinder nicht mit Feigen, Meth oder Weizenbrot, sondern mit Käse, Milch und Honig."

Wie überall, ging aber Paracelsus auch in Wien seinen Studien nach. In dieser seltsamen Natur lag neben den ausgesprochensten Hirngespinsten der rastlose Drang, das reiche Wissen praktisch zu betätigen. Seine Untersuchungen der Badener Quellen — die ersten auf wissenschaftlicher Grundlage vorgenommenen — sind ein sprechender Beweis dafür. Er erkannte die Bestandteile ziemlich richtig und erklärte daraus die Heilwirkung; aber sofort wurde auch die Narrheit der Alchymie in ihm rege, denn er wollte auch eine Dosis Gold im Quellwasser von Baden erkennen — Gold aber war die kräftigste Arznei und der Grundstoff des „Lebenselixirs".

Ein Armutszeugnis für sein Wissen war es, daß er behauptete, im Inneren des Kahlengebirges müßten reiche Gold- und Silberadern liegen, wenn er nämlich an diese Behauptung selbst glaubte, was bei Paracelsus nicht immer leicht zu entscheiden ist. Indessen ließen sich nach wenigen Jahren doch einige Leute von diesen vagen Gerüchten bewegen, bergmännische Grabungen vorzunehmen. Der kaiserliche Kammerdiener und Pfleger zu Sigmundsburg, Peter Hainon, ließ 1546 im Verein mit mehreren anderen einen Stollen eröffnen, der aber nach einigen Jahren vergeblicher Arbeit wieder verfiel. Der österreichische Kammersekretär Johann Rasch erwarb 1560 eine Schurfgerechtigkeit und ließ beim Kahlenbergerdörfel in einer Grube „zur Gnad Gottes" nach Alaun suchen und noch 1618 wollten zwei andere Unternehmer silberhältige Adern im Gestein des Kahlenberges entdeckt haben, aber der Mißerfolg war stets ein vollständiger.

Auf die Länge war für Paracelsus kein Bleiben in Wien. Er wendete sich nach Ungarn und wurde dann vom Hause Fugger in Augsburg zu dem von diesem betriebenen Goldbergbau bei St. Leonhard im kärntnerischen Lavanttale berufen. Hier blieb er mehrere Jahre und schrieb sein berühmtestes Werk „De natura rerum" (von den Dingen der Natur), das neben Wunderlichkeiten auch Beweise seiner der Zeit weit vorauseilenden wissenschaftlichen Erkenntnis enthält. Im Jahre 1541 folgte er einem Rufe des als eifriger Alchymist bekannten Fürsterzbischofes von Salzburg, Herzog Ernst von Bayern, um endlich eine sichere Stätte für sein Wirken zu finden. Aber schon am 24. September des gleichen Jahres raffte ihn eine Krankheit dahin. Sein Wohnhaus in Salzburg „am Platzl" ist durch sein Bildnis bezeichnet, seine Ruhestätte fand er auf dem Sebastiansfriedhof. Angeblich soll er der Vergiftung durch einen seiner wissenschaftlichen Gegner erlegen sein. Doch ist nachgewiesen, daß ihn im Wirtshaus „zur weißen Rose", Kaigasse 8, ein rasch verlaufendes Übel befiel, das ihm kaum mehr Zeit ließ, sein Testament abzufassen. Die Nachwelt erkannte erst seine volle Bedeutung als Arzt und Naturforscher; die Schlacken seines Wesens aber schrieb man mit Recht der Zeit und den Umständen zu, in welchen er lebte und wirkte.

In Wien wohnte Paracelsus am Lugeck Nr. 3 (alt 768), im sogenannten „Federlhof", der aber zu jener Zeit nach dem früheren Besitzer Ladislaus von Edlasberg der „Laßla-Hof" hieß. An seine Persönlichkeit, die so viel Aufsehen machte, knüpften sich in Wien, wie an den meisten Orten, an welchen er sich aufhielt, die verschiedensten Geschichtchen über seine geheimnisvollen Künste und seine wunderbaren Kuren, die dann später sogar mit bestimmten Örtlichkeiten in Verbindung gebracht und zu Lokalsagen ausgebildet wurden.

Am meisten Verbreitung hat jene Erzählung gefunden, die Paracelsus mit dem nun auch schon seit einigen Jahren verschwundenen Hause zum „Küß-

den-Pfennig“ in der Adlergasse Nr. 4 (alt 723) in Verbindung bringt. In diesem Hause befand sich vor Alterszeiten ein Wirtshaus „zum schwarzen Adler“, von dem auch die Gasse den Namen erhielt. Es hatte viel Zulauf, da der Besitzer stets auf guten Wein sah, was ihm nicht schwer wurde, da er eine geübte feine Zunge besaß und seinen Gästen im Trinkfach mit löblichem Eifer voranging. So war er mit der Zeit zum sehr vermöglichen Mann geworden, dessen einziger Sohn einst auf eine tüchtig mit harten Talern gefüllte Truhe warten durfte. Jeder Erfahrene weiß nun schon, daß nur mehr ein Glied in der Kette dieser Geschichte fehlt, nämlich die wonnigliche Maid, die dieser Sohn liebt und die ihn wiederliebt, während der strenge Papa sich ganz erstaunlich harthörig gegen diese Stimme der Natur erweist und durchaus nichts von einer Verbindung der jungen Leutchen wissen will.

Zu den eifrigsten Besuchern des „schwarzen Adlers“ soll nun auch Paracelsus gehört haben, vielleicht weil ihm seine chemischen Kenntnisse die Beruhigung gaben, daß an dem hier verzapften Wein auch am Stock gewachsene Reben einen Anteil hatten, was schon damals nicht immer der Fall gewesen sein soll. Und weil der „Wundermann“ mit seinem absonderlichen Wesen, seinen seltsamen Reden und gelegentlichen Kuren viele Gäste anzog, kreidete der Wirt vom „schwarzen Adler“ geduldig hinter der Tür die von Paracelsus getrunkenen Schoppen an, wenn der Wundermann leere Taschen hatte, was sich bei ihm wie bei so vielen anderen Genies sehr häufig ereignete.

Da begab es sich, daß der Wirt einst das Liebespärchen im dunklen Hausgang bei zärtlichem Gekose erwischte. Darob erhob der Alte einen so großen Rumor, wie nur je ein „polternder Vater“ auf der Bühne. Paracelsus suchte ihn zu beruhigen und legte ein gutes Wort

Ansicht von Wien 1672. (S. 599.)

für die jungen Leute ein. Doch nun kehrte sich der Zorn des Wirtes auch gegen den unberufenen Vermittler. Es fielen gar spitze und grobe Reden, der gelehrte Herr solle sich lieber um die Bezahlung seiner Zeche kümmern und sei er dazu nicht fähig, möge er sich aus dem Hause scheren auf Nimmerwiederkommen. Paracelsus kramte in allen Taschen, brachte aber nichts zum Vorschein als einen abgegriffenen Pfennig, den er gravitätisch dem Wirt als Abschlagszahlung reichte, wobei er nochmals ein gutes Wort für die jungen Leute einlegte. Das brachte den Vater erst vollends in Harnisch, da er sich gehänselt glaubte. Zornig warf er den Pfennig zur Erde und meinte höhnend, es gehe ja die Rede herum, daß der zahlungsunfähige Gast Gold machen könne; nun, er solle das beweisen und den Pfennig in Gold verwandeln. Könne er das, so sei allen geholfen, er komme zu seinem Geld und wolle dann — aber auch nur in diesem Falle — seine Zustimmung zur Verbindung der jungen Leute geben.

Paracelsus hob ruhig die Münze auf und reichte sie dem weinenden Mädchen mit dem Befehl: „Küß den Pfennig!" Zögernd fügte sich die trostlose Schöne; sie drückte die roten Lippen auf das wertlose Geldstück, das zugleich von den Tränen begossen wurde, die wie ein Bächlein herabrannen. Da — Wunder über Wunder! erglänzte der Pfennig wie blankes Gold und das war er auch geworden, obwohl er probiert und geprüft wurde. Der Wirt hielt sein Wort und gab die Liebenden zusammen, die wunderbare Mär aber verbreitete sich in der ganzen Stadt. Alles kam gelaufen, um sie zu hören und den verwandelten Pfennig zu beschauen, so daß der „schwarze Adler" nie leer und die Truhe des Wirtes immer voller wurde. Wenn er aber das Goldstück vorzeigte, küßte er es stets und setzte schmunzelnd bei: „Ich lasse mir nicht schaffen: Küß den Pfennig! ich tu es gerne, denn er ist nicht bloß Gold geworden, sondern schafft auch Gold in mein Haus." Von dieser erstaunlichen Geschichte aber erhielt das Haus die Bezeichnung zum „Küß' den Pfennig". Die Verwandlungsszene wurde sogar sauber in Stein ausgehauen, am Hause angebracht, darunter aber stand das Verslein:

„Der theure Theophrast, ein Alchymist aus Allen,
Kam einst in dieses Haus und konnte nicht bezahlen
Die Zech so er verzehrt. Er trauet seiner Kunst,
Durch welche er erwarb viel grosser Herren Gunst.
Ein sicheres Gepräg von schlechtem Werth er nahme
Tingirte es zu Gold. Von ihm der Wirth bekame
Dies glänzende Metall. Und sprach: Da nehmt ihn hin.
Ich zahl ein Mehreres, als ich Euch schuldig bin.
Der Wirth ganz außer sich, bewundert solche Sache,
Den Pfennig küsse ich, so Theophrast er sprache.
Von dieser Wunderg'schicht, die in der Welt bekannt,
Hat er alsbald sein Haus zum Küß den Pfening g'nannt."

Dieser Vers, der samt dem Steinbild bei einer der späteren Renovierungen verschwand, stammt der Sprache nach bestimmt nicht aus der Zeit von des Paracelsus Aufenthalt in Wien, sondern aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Gleichzeitig scheint aber in Anpassung an den alten Hausnamen auch die ganze Erzählung entstanden zu sein. Denn die unbarmherzige geschichtliche Kritik, vor welcher so manches duftige Sagengewebe zerflattert, hat aufgestöbert, daß das Haus schon ein Vierteljahrhundert vor dem Aufenthalt des Paracelsus in der „gemain Stadt Steuer-Anschlagsbüchern" 1411 als Besitz eines Bürgers Hans Küssenpfennig vorkommt, dessen Nachkomme Martin „Kueßenpheniger" es auch noch 1457 besaß. Die Familie muß wohlhabend gewesen sein, denn sie stiftete einen Jahrtag bei St. Stephan, an dem eine Messe zum Seelenheil der verstorbenen Mitglieder gelesen wurde. Da 1470 das Haus in einer amt-

lichen Aufschreibung als „zum Kuchsepheniger“ bezeichnet erscheint, wollte man den Namen von Kux, dem einzelnen Bergwerksanteil, ableiten, wodurch eine neue Beziehung zur metallurgischen Tätigkeit des Paracelsus gewonnen war. Indessen ist die Schreibweise der Namen damals sehr schwankend; die ältere und öfters gebrauchte „Küßenpfennig“ dürfte die richtige sein. In Preßburg starb 1663 der als Kanzelredner und Erbauungsschriftsteller bekannte Jesuit Christoph Küßdenpfennig, der 1622 in Wien geboren war. Mit dem 1839 verstorbenen Gärtner und Pfründner Karl Küßdenpfennig dürfte diese uralte Wiener Familie erloschen sein.

Theophrastus Paracelsus. (S. 604.)

Übrigens führten noch mehrere Häuser in Wien, wahrscheinlich als ehemaliger Besitz der Familie die gleiche Bezeichnung. Das Haus Freisingergasse Nr. 3 (alt 606), dann jene im IX. Bezirk (Liechtenthal), Marktgasse 25 (alt 52) und VII. Kirchberggasse 27 (alt 49) sind gleichfalls zum „Küßdenpfennig“ beschildet gewesen. Auch als Besitzer der „Schleifmühle“ auf der Wieden kommt 1597 ein Meister Bartholomäus Küßden-Pfennig vor, der sie bis 1649 besaß.

Das erwähnte Haus in der Adlergasse, dessen Abbruch 1878 erfolgte, konnte als Typus der Alt-Wiener Bauart gelten (Bild S. 613). Durch einen tiefen Torweg, der dem Zugang zu Festungskasematten glich, kam man dann in einen geräumigen Hof, dessen vier Fronten nach den Bauformen zu verschiedenen Zeiten entstanden sein mußten. Außen hatte das Haus an der Ecke einen runden

Erkervorbau, sogenannte Rondelle, wie sie bei älteren Häusern nicht selten vorkommen. Auch der sieben Stockwerke hohe turmartige Aufbau wies diesem Hause ein sehr hohes Alter an. Bei einer Straßennivellierung stieß man im Jahre 1862 vor dem Küßdenpfennighaus auf die Fundamente der ersten im dreizehnten Jahrhundert längs dem Ufer angelegten Stadtmauer, die in der Linie des bestandenen Müllerschen Gebäudes zum Rotenturm hinlief, der etwas links vom Küßdenpfennig stand.

Etwas früher als Paracelsus läßt sich in unbestreitbarer Weise ein anderer Gast in Wien nachweisen, der zu den berühmtesten Männern seiner Zeit gehörte. Es war dies Ulrich von Hutten, der ausgezeichnete Dichter und gelehrte Humanist, der ebenso flink mit dem Schwerte als mit der Feder war. Nachdem er, aus Liebe zu den Wissenschaften von der väterlichen Burg entweichend, unter den größten Entbehrungen seine Studien zurückgelegt und er den Lorbeer des gekrönten Dichters aus der Hand des Kaisers Maximilian I. empfangen hatte, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach Italien, dem gelobten Lande des Humanismus. Fast ohne alle Mittel trat er seine Reise an, so daß er im kläglichsten Zustand in Olmütz ankam. Hier fand er Gönner am Bischof Stanislaus Thurzo und dem gelehrten königlichen Kanzler Propst Augustin Kasenbrot, die ihn mit Geld und einem Pferd für die Reise nach Wien ausrüsteten, wo er im Frühjahr 1511 ankam. Hier fand er durch den schon genannten Arzt und humanistischen Gelehrten Joachim Vadianus, mit dem er schon im Briefwechsel stand, Aufnahme in die literarischen Kreise, wo er sich sehr wohl zu befinden schien. Eine seiner poetischen Episteln, die berühmt durch seltene Eleganz im Gebrauch der lateinischen Sprache sind, ist an Wien gerichtet. Sie besagt dem Inhalt nach, man möge es ihm nicht übel nehmen, daß er erst jetzt, nach einer Reise voll Gefahren, nach Wien komme. Wäre es nach seinem Willen gegangen, so würde er Wien zuerst aufgesucht haben. Allein das Schicksal, dessen Gebot er sich nicht, sowie kein Mensch, entziehen könne, habe ihn zum Wandern und Dulden bestimmt. Um so besser werde es ihm jetzt in Wien ergehen, wo er endlich Ruhe und gute Tage zu finden hoffe.

Eine Stelle in den berühmten „epistolae obscurorum virorum", den „Briefen der Dunkelmänner", die man früher fälschlich dem Ulrich von Hutten zuschrieb, wirft ein interessantes Licht auf seinen Aufenthalt in Wien. Es wird da erzählt, daß einmal ein Geselle aus Mähren nach Wien gekommen sei, von dem es hieß, er sei ein Poet und verstehe leidliche Verse zu machen, der auch sogar an der Universität über die Verskunst habe vortragen wollen und sei doch weder Baccalaureus noch Magister gewesen. Der Rektor Reckmann, ein fanatischer Theologe und Hasser aller Dichter, habe ihn daran gehindert; aber der Geselle sei anmaßend genug gewesen, sich nicht darum zu kümmern, weil er des verrückten Glaubens war, wer Verse machen könne, müsse auch darüber zu reden wissen. Nun sei ein Verbot des Rektors an die Studenten ergangen, die Vorlesungen dieses Fants anzuhören. Der sei aber angetan wie ein Raufbold, mit einem Barret auf dem Haupt und das Schwert an der Seite dem ehrwürdigen Herrn Rektor auf das Zimmer gestiegen, habe sehr ungebührliche Reden geführt und jenen sogar gedutzt. Doktor Reckmann habe sich, da der Mensch eine gar flinke lateinische Zunge führte, seiner nicht erwehren können und darum nach den Stadtknechten geschickt, damit sie den Recken nach dem Karzer brächten. Sofort aber seien dessen gelehrte Freunde dazwischen gekommen und hätten ihn wieder frei gemacht zum Ärger des Rektors und zum Ärgernis aller friedliebenden Leute, denen das Herkommen mehr gelte als die Poesie. Unleugbar ist damit Hutten gemeint und die Satire der „Dunkelmännerbriefe" richtet sich gegen die Pedanterie und Einseitigkeit der alten gelehrten Schule,

die auch an der Wiener Universität noch immer mächtig war. Tatsächlich zerschlugen sich alle Bemühungen, dem streitbaren Poeten eine akademische Stellung in Wien zu erringen und im Herbst 1511 taucht er schon in Italien auf.

Man hat später als seinen Aufenthaltsort in Wien das sogenannte „Brothaus" an der Ecke der alten Preiden-, jetzt Habsburgergasse (Nr. 7, alt 1144) und des Grabens angegeben, dessen Besitzer um 1510 der Doktor der Medizin Jakob Walich gewesen. Es ist dies eine jener Behauptungen, die nicht widerlegt, aber auch nicht bewiesen werden können. Der später angebrachte Schild „zum deutschen Reiter" ist schon darum nicht beweiskräftig, weil dieser Gewaffnete kein Porträt Huttens war, sondern die Figur des Franz von Sickingen aus dem bekannten Dürerschen Blatt „Ritter, Tod und Teufel" darstellte.

Die innere Verwaltung Wiens unter Ferdinand I.

Das freie Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden blieb schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht ganz unangetastet. Die nach Alleinherrschaft strebende Fürstengewalt fühlte sich in großen und kleinen Dingen durch die Städte gehemmt, was um so empfindlicher war, als diese durch den lebhafteren Verkehr und den Wohlstand der Bürger die ergiebigste Steuerquelle waren. Das Bestreben, die städtische Unabhängigkeit zu gunsten der absoluten Fürstengewalt zu beschränken, trat nicht bloß in Österreich auf; es war dies ein allgemeiner historischer Prozeß, der sich in ganz Deutschland geltend machte und parallel mit dem Kampf gegen die ständischen Einrichtungen die innere Staatengeschichte vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert erfüllte.

Es ist ja gewiß sehr bezeichnend, daß Kaiser Maximilian I., dieser hochgesinnte volksfreundliche Regent, sich in den Erlässen, mit welchen er die Grundlage der Gemeindeverfassung, das freie Wahlrecht, umstürzte, wiederholt auf seine „fürstliche Macht" beruft. Diese war nach den Anschauungen der Regierenden ein allumfassender, mit mystischer Gewalt ausgestatteter Begriff geworden, der über verbrieften Rechten und gemachten Zusagen stand.

Es darf aber, um vollkommen objektiv zu urteilen, nicht vergessen werden, daß der Gebrauch, welchen man im Laufe des letzten Jahrhunderts in Wien von den Rechten der Gemeinde machte, in vielen Fällen nicht einwandfrei war. Ganz abgesehen von den politischen Wirren, in welchen ja auch von Seite des Stadtrates nicht immer die rechte Linie eingehalten wurde, müssen doch arge Übelstände vorgekommen sein, ehe man für die Regierung die Befugnis in Anspruch nahm, zu überprüfen, „ob derselb, so die meist Stimmen hat, tauglichen und schicklichen zu einem solchen Bürgermeisterambt oder zu einem Rathherrn, auch mit Geldschulden und anderen schweren Handlungen nit beladen seien, damit sie solichen Ambtern geschickt, nutzlichen und guet seien".

Wie schon erwähnt, beseitigt Ferdinand I. 1522 das Institut der Genannten. Da bisher aus diesen die Beisitzer des Stadtgerichtes genommen wurden, die der Stadtrichter nach einem gewissen Turnus berief, erfolgte nunmehr die Bestellung derselben durch den Landesfürsten — Verwaltung und Gerichtsbarkeit wurden mit einem Schlage dem Einflusse der Bürger und des Volkes entzogen. Der Stadtrat wurde zwar belassen, aber die gesetzlichen Ergänzungswahlen blieben sistiert, die im Amte befindlichen Mitglieder fungierten fort, obwohl nach bestehendem Recht ihre Mandate längst erloschen waren.

Auf die Länge war dieser Zustand unhaltbar. Am 12. März 1526 erschien eine neue Stadtordnung. Unter Anwendung des von Maximilian I. aufgestellten Grundsatzes, daß „wir vorbehalten Uns, Unseren Erben und Nach-

kommen mit lautern ausgetruckten Worten, daß wir nach Gelegenheit der Sachen in künftig Zeit, die vorgeschrieben Artikel wiedermal aufheben, mindern oder mehren als regierender Landesfürst Macht haben sollen" — wurden die bisherigen Rechte und Privilegien der Stadt fast ausnahmslos beseitigt und aus fürstlicher Machtvollkommenheit, ohne die Zustimmung oder Wünsche der Gemeinde zu beachten, eine neue Einrichtung oktroyiert. In der Einleitung heißt es: „Die Läuf in der Natur ringen furt mit neuen Geschichten und erzaigen sich in sonderer Form und Gestalt, daraus dann neue Satzung und Ordnung der Zeit und ihrer Anzaigung gleichformig zu bedenken." Ausdrücklich wird betont, daß die Mehrzahl der bestandenen Privilegien den Bürgern und dem gemeinen Wesen keinen Nutzen, sondern nur „Irrungen" mit sich gebracht haben.

Nur einzelne Bestimmungen meist wirtschaftlicher Natur aus den früheren Stadtrechten blieben aufrecht. Auch das Verbot der Erbauung von Burgen im Umkreis der Stadt, dann die Vorschriften über das Erbrecht und die Stellung der Schule bei St. Stephan ließ man unangetastet. Alles aber, was auf die Verwaltung und das Gerichtswesen der Stadt, auf ihre Stellung zu den landesfürstlichen Behörden Bezug hatte, wurde ausnahmslos beseitigt. An die Stelle frei gewählter Gemeindevertreter traten bureaukratische Einrichtungen, in welchen der behördliche Einfluß überwog. Vor allem wurden jene Bestimmungen Herzog Wilhelm des Freundlichen, welche der Gesamtheit der Steuerträger, ohne Beschränkung auf eine bestimmte Klasse, den Eintritt in die Gemeindevertretung öffneten, ganz beiseite geschoben. Das Wahlrecht wird wieder den Bürgern vorbehalten, an Haus- und Grundbesitz geknüpft.

Alljährlich am St. Thomastag, dem 20. Dezember, sollten nach der Stadtordnung Ferdinand I. hundert durch Ansehen und Fähigkeiten berufene Bürger gewählt werden, die aber einen Realbesitz in der Stadt oder Vorstädten haben mußten. Traten aber im Laufe des Jahres durch Todesfall oder andere Ursachen Erledigungen ein, so erfolgte die Nachwahl durch den im Amt befindlichen Rat, der jedoch nur das Vorschlagsrecht für „behauste und verständige Bürger" hatte, deren Bestätigung oder Ablehnung der Regierung zustand. Zwölf der aus den Wahlen hervorgegangenen Bürger bildeten den „inneren" oder Stadtrat; sie mußten Hausbesitzer sein, Grundwirtschaft oder ein bürgerliches Gewerbe treiben, als „ehrbar, tugendsam und vernünftig" bekannt sein. Handwerker ohne Realbesitz waren von der Wählbarkeit ausgeschlossen. Zwölf andere der Gewählten wurden als Beisitzer des Stadtgerichtes bestimmt, der Rest von sechsundsiebzig trat als „äußerer Rat" zusammen, dessen Befugnisse aber nicht mehr jenen der „Genannten" glichen, sondern sehr eng begrenzt und auf die Teilnahme „bei Beschauen, Satzungen und dergleichen Rechtshändel" beschränkt waren.

Der Bürgermeister wurde gleichfalls am Thomastag durch den „inneren Rat" bestellt, doch besaß auch für diese Stelle die Regierung ein sehr weitgehendes Bestätigungsrecht und konnte sogar einen sonst den gesetzlichen Ansprüchen nachkommenden Bürger aus eigener Machtvollkommenheit ernennen, nur mußte er Hausbesitzer und ein „namhafter, ehrbarer, verständiger und wohlberühmter Mann" sein; doch brauchte er weder dem inneren Rat, noch den Gerichtsbeisitzern, ja sogar dem äußeren Rat anzugehören.

In sehr wichtigen Angelegenheiten war es dem inneren Rat gestattet, den äußeren zur Beratung beizuziehen, sonst war der letztere ihm untergeordnet und verpflichtet, die ihm zugewiesenen zivilrechtlichen oder polizeilichen Amtshandlungen vorzunehmen. Dem inneren oder Stadtrat kam die Verwaltung der Stadt im ganzen Umfang zu, die Vermögensgebarung, die Handhabung der Polizei in bezug auf das Sicherheits-, Bau-, Feuerlösch-, Straßen- und Sanitätswesen, die Stadtbewachung, die Überwachung der Fremden und Bettler, die Umlage

und Einhebung der Steuern, die Aufsicht über das Bürgerspital, die Aufnahme neuer Bürger, die Führung der Grundbücher und viele andere zivilrechtliche Agenden. Das wäre ein sehr weiter Wirkungskreis gewesen, wenn man ihn so wie früher wirklich der Gemeinde überlassen hätte. Aber jetzt war dem Bürgermeister im Stadtanwalt ein Kurator beigegeben, der nicht bloß die sachlichen Rechte des Landesfürsten zu wahren hatte, sondern die ganze Verwaltung kontrollierte und unbedingtes Einspruchsrecht besaß. Außerdem stand aber auch

Das Haus zum Küß-den-Pfennig. (S. 609.)

der Regierung die Befugnis zu, unmittelbar Anordnungen zu treffen, wenn sie dies für das „gemeine Wesen" erforderlich halte.

Als Hilfsorgane standen dem Bürgermeister zur Seite der **Ratsschreiber**, der ein besonderes Buch über alle Verordnungen, Beschlüsse und Entscheidungen zu führen und die betroffenen Parteien von solchen zu verständigen hatte, wofür eine bestimmte Gebühr eingehoben wurde. Viel wichtiger noch war das Amt des **Stadtkämmerers**, in dessen Hand die ganze Vermögensgebarung lag. Er mußte dem inneren Rat angehören und war bei allen Leistungen und Einnahmen an dessen Entschlüsse gebunden. Außerdem oblag ihm auch die Wahrnehmung der Baupolizei, das Feuerlöschwesen, die Straßenreinigung und Erhaltung, die Aufsicht über die Torwachen und das städtische Zeughaus. Zur

Besorgung dieser vielseitigen Geschäfte war ihm ein Unterkämmerer beigegeben, der vom Stadtrat aus den Bürgern bestellt wurde und auch die Aufsicht über die Brücken zu führen hatte. Zur Veranlagung der Steuern und Führung des Grundbuches bestimmte man passende Mitglieder des äußeren Rates oder auch sonst vertrauenswürdige Bürger.

Das Amt des Sterzenmeisters verschwand. Dagegen wurde ein Spittelmeister eingesetzt, dem die Aufsicht über die Spitäler der Stadt oblag, der aber auch die Bettler zu beaufsichtigen, arbeitsfähige zu bestrafen und aus der Stadt zu weisen, Bettlerzechen aber aufzuheben hatte. Die eigentliche Sicherheitspolizei lag in den Händen der Viertelmeister, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen und die Torwachen zu inspizieren hatten. Die Schlüssel zu den Stadttoren kamen allabendlich in die Obhut des Bürgermeisters.

Unter dem Einfluß der Regierung wurde seit der türkischen Invasion die Bewachung der Stadttore noch rigoroser geübt als früher. Namentlich gegen gewisse Nationalitäten und Klassen übte man strenge Maßregeln. Seit der Corvinschen Periode war man in Wien überhaupt nicht gut auf die Ungarn zu sprechen, und als sie sich zum Teil ganz gutwillig der türkischen Herrschaft unterwarfen, hielt man eine strenge Aufsicht für geboten, um Kundschafter fern zu halten. Von 1520 an durfte keinem Ungarn zur Nachtzeit das Stadttor geöffnet werden, ja das Mißtrauen ging so weit, daß die Gemeinde 1547 beim Kaiser bittlich einschritt, den Prior bei den Augustinern auszuweisen, der ein geborener Ungar sei, nichts deutsch verstehe und immer Leute aus seiner Heimat im Kloster aufnehme, die sich der Aufsicht durch die Stadt entziehen. Auch die Juden unterwarf man einer strengen Beaufsichtigung, da sie im Verdacht standen, den Türken als Spione zu dienen.

Die persönliche Dienstpflicht der Bürger wurde mit dem Auftreten der Mietsoldaten immer seltener geübt. Bald suchten sie auch der Last des Wachtdienstes zu entgehen, welcher allerdings besonders für die Handwerker sehr lästig und verlustbringend war. Die Regierung, stets bereit dem bürgerlichen Einfluß entgegenzuwirken, erhob daher keinen Einspruch, als 1546 die Gemeinde beschloß, zur Besorgung des Patrouillendienstes und der Torwachen 70 Fußknechte aufzunehmen, die von einem Hauptmann befehligt wurden.

Von einer eigentlichen Uniformierung war natürlich noch keine Rede, wie eine solche ja auch beim Heer noch nicht üblich war. Die „Stadtquardia", wie diese Wache schon um 1560 hieß, ergänzte sich durch Werbung aus früheren Kriegssöldnern und trug auch die dem Kriegsvolk jener Zeit eigene Kleidung, die jener der Lanzknechte Maximilian I. ähnlich war. Nur die Sturmhaube und die aus Spieß und kurzem Schwert bestehende Bewaffnung wurde von der Gemeinde beigestellt und war daher gleichförmig.

Schon 1569 stieg der Stand der Stadtquardia auf 150 Mann und seit 1580, wo dem kaiserlichen Stadthauptmann, der Befehlshaber der „Festung Wien" war, das Kommando der Stadtquardia zufiel, wuchs sie rapid, da sie nicht mehr bloß den Sicherheitsdienst in der Stadt und an den Toren versah, sondern auch die Wälle zu bewachen und überhaupt Kriegsdienste zu leisten hatte. Schon 1595 zählte die Stadtquardia 500, im Jahre 1607 aber 1000 Mann. Mit der steigenden Kopfzahl verfiel aber die Qualität, da man nicht wie früher nur Einheimische aufnehmen, sondern auch fremde Söldner werben mußte, unter welchen rechte „Hahnenbeißer" und „verwetterte alte Kriegsgurgeln" waren. Die Klagen über das Treiben der Stadtsoldaten, die allerdings sehr karg besoldet wurden und zu Nebenerwerben greifen mußten, wurden immer häufiger. Namentlich die Verheirateten, welchen Quartiere in kleinen Häusern auf den Stadtwällen eingeräumt wurden, betrieben sehr wunderliche Gewerbszweige. Ihre

Weiber hielten Marktstände und gingen bedenklichem Handel nach, Schenken der niedersten Art mit sehr zweideutiger weiblicher Bedienung waren im Besitze von Stadtsoldaten, wodurch es zu den ärgerlichsten Konflikten und völligem Verfall der Disziplin kam. Da trotz aller Vorstellungen des Stadtrates die Regierung keine Abhilfe traf, errichtete man im Jahre 1650 wieder eine besondere, nur der Gemeinde unterstehende Rumorwache zum Ordnungsdienst auf den Straßen und eine Nachtwache, welche die Stunden auszurufen, die Markthütten zu beaufsichtigen und bei ausbrechendem Feuer die nötigen Meldungen zu besorgen hatte. In dieser Form war die Stadtbewachung bis in das achtzehnte Jahrhundert organisiert, wo endlich durch Verlegung einer Garnison nach Wien und Auflösung der Stadtquardia vollkommener Wandel geschaffen wurde.

Nach 1529 wurden durch einige Zeit besondere städtische Wächter bestellt, in deren Instruktion es heißt: „Vnd als offt auf Sannd Steffans Turn das viertl geschlagen vnd der Turner aufschreyt sollen die wachter in yeder sich gegen Im mit einem Geschray auch melden." Wenn unter diesem „Geschray" wirklich nur der Ruf einer menschlichen Stimme verstanden war, so erscheint die Instruktion kaum durchführbar, da von den meisten Teilen des Walles die Entfernung zum Stephansturm zu groß war. In der „Ordnung auf die Stadt Thör vnd wie Es mit Auf vnd zu Spörn durch die Schlißlhendler gehalten werden soll" vom Jahre 1571 ist bestimmt, daß die Schlüssel jede Nacht zum Bürgermeister gebracht werden. Es sollen „bey dem Auf Spörn die Schlißlhendler für die Thor hinausgehen vnd vmb sehen, wo sie kein gefährlichkeit hören oder Spieren". Solche „Schlüsselhändler" wurden aus den Bürgern jedes Viertels gewählt.

Ein Dekret aus späterer Zeit setzt fest, „wie es mit Sperrung der Statt-Thor das gantze Jahr hindurch gehalten wird". Es wird vom 19. Dezember bis 15. Januar um 4 Uhr gesperrt, dann nach je 14 Tagen etwas später bis 16. Juni, von dem an bis 15. Juli um 8 Uhr gesperrt wird, worauf sukzessive wieder die frühere Sperrstunde eintritt. In der übrigen Zeit ist der Einlaß nur gegen Erlag des Sperrkreuzers und Ausweisleistung gestattet, mit welch letzterer es wohl nicht allzu streng genommen wurde. Als die Regierung den Vorschlag macht, die Stadttore bis 12 Uhr nachts offen zu lassen, drei davon aber nicht zu sperren, geraten die Perücken des Stadtrates in bängliches Schwanken. In der Antwort heißt es, daß der „ehrsame Bürger" wenig Nutzen von dieser gefährlichen Neuerung haben werde, dagegen „die Kauffmanns Diener, Handwerks Burschen und andere Bediente, welche bis anhero zur Vermeidung des Spörrgeldes zeitlich nach hauß getrachtet, hinfüro sich dieser Gelegenheit bedienen und biß in die Finster, ja wohl gar halbe Nächt in denen Vorstätten und deren Wirthshewssern oder Spiel und Danz Plätzen sich aufhalten und herumbvagiren, allda sich überweinen, so dann Rauff- und Rumorhandl anfangen, wodurch allerhand Rebell und Vngelegenheiten entstehen, denen Herrschaften die Dienst verabsäumet und denen handwerchleuten ihr arbeit liegen verbleiben würde. Würde erst besagte freye offenhaltung denen schlimmen Burschen, welche dem stehlen und rauben nachgehen, wohl zu statten kommen. Sinthemalen Sie bei solcher gelegenheit das geraubte Guet ganz bequemb vor die Statt hinausbringen und vertuschen. Ingleichen auch diejenige, welche einige herinnen in der Statt entleibten, in der Nacht ganz ungehindert in der Finster hinausschleichen und sich vnsichtbar machen könnten; Allermaßen dann wissend, daß derentwegen die Statt Thor zu öfftern in der Frühe viel spätter als sonsten, damit man auff die Thätter inquiriren könne, eröffnet worden. Konnten sich die liederliche und müssig gehende Pursch, deren sehr viel sich allhier befinden, in denen vorstätten zusamben rotten, und sodann bei einen oder mehr Statt-Thören

hereinſchleichen, oder gar in einer groſſen Anzahl zugleich mit Gewaldt hereintringen. und hernach beſorgende Tumult erwöcken oder andere aufſtändt anſtifften".

Der Übergang des regelmäßigen Wachdienſtes an Mietſoldaten war nur eine Folge der ganzen Entwicklung des Kriegsweſens. Für ihre Perſon mochten die Bürger nicht auf die Wehrfähigkeit verzichten, die noch immer als Zeichen der Mannhaftigkeit galt und in einem beſchränkten Umfang noch zu den Bürgerpflichten gehörte. Bei der Verteidigung der Stadt gegen einen äußeren Feind oder zur Unterdrückung innerer Unruhen war den Bürgern noch immer eine Waffenpflicht auferlegt, der ſie auch ſtets nachkamen. Die Einteilung

Bürgermeiſter Thau.

nach „Vierteln" kam gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ab; die „Bürgerwehr", wie ſie nun hieß, war nach Art des Kriegsvolkes in Fähnlein geteilt, bei welchen weniger die Zuſammengehörigkeit nach der örtlichen Lage der Behauſungen, als die Gleichartigkeit des Berufes, die Zunftgemeinſamkeit und die Vermögensverhältniſſe bei der Einreihung maßgebend geweſen zu ſein ſcheinen. Weſentlicher als ihre wirkliche kriegeriſche Tüchtigkeit war aber bald die Tätigkeit der Bürgerwehr bei feſtlichen Anläſſen, Einzügen u. ſ. w., ſo daß wir in ihr eigentlich die erſte Paradetruppe zu ſehen haben. Schon bei der Dreimonarchenzuſammenkunft im Jahre 1515 paradierte die Wiener Bürgerſchaft in gleicher roter Gewandung, von welcher nur die Spielleute in weiß-roter Tracht ſich unterſchieden. Bei der Hochzeit des Erzherzogs Karl mit der Prinzeſſin Marie von Bayern, die im Jahre 1571 mit großem Glanz in Wien voll-

zogen wurde, spielte die zum Einzug unter dem Kommando des Bürgermeisters Hans von Thau ausrückende Bürgerschaft eine besonders glänzende Rolle. Die Fähnlein waren nach den Farben der gleichmäßigen Kleidung unterschieden, schwarz-gelb, weiß-rot, weiß-gelb und rot. Bürgermeister Thau, der den Kommandostab wie ein Feldmarschall führte, war von einer Art Leibwache umgeben, die ebenso, wie er selbst prächtige weiß-rote Kleider trug (Bild S. 616). Da nicht anzunehmen ist, daß alle Mitglieder der Bürgerwehr selbst diesen Aufwand bestreiten konnten und auch die Gemeinde nicht die Kosten tragen wollte, muß man annehmen, daß zu solchen festlichen Anlässen eine gewisse Auswahl getroffen wurde, wie ja auch viel später der Eintritt in gewisse Bürgerkorps nur den Bemittelten offen stand. Nach dem Jahre 1600 gab es auch schon zehn Fähnlein einer Bürgerwehr „zu Roß", die 1608 mit fünfzehn Fähnlein zu Fuß den König Mathias bei seinem Einzug in Wien begleiteten.

Auch die Übungen in den Waffen wurden nicht vernachlässigt. Die erste Schützenordnung für die „Büchsen-, Armbrust- und Stahlschützen" stammte aus dem Jahre 1523; doch ist nicht bekannt, ob eine ständige Schießstätte vorhanden war. Dagegen überließ 1586 der Prior Sebastian Ziegler von Mauerbach einen dem Kloster gehörigen „Wiesfleck" vor dem Schottentor gegen Tausch mit einem „Gärtl und Stadl" vor dem Kärntnertor, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieser Wiesenfleck, den die Schützen schon früher gepachtet hatten, nun von der Stadt zu einer bleibenden Schießstätte eingerichtet werde. Dort blieb sie auch bis 1684, wo sie aus fortifikatorischen Ursachen beseitigt wurde.

Die Salvatormedaille. (S. 618.)

Außerdem gab es auch noch private Vereinigungen von Schützen, die ihre Übungsplätze in den Vorstädten besaßen, so die „Stahlschützen" am Rennweg, die Büchsenschützen in der Au (Prater), auf der „Schmelz" (links von der Praterstraße) und „enthalb der Schlachprucken", also im Anfang der Taborstraße. Die Schützenordnung bestimmt, daß jeder um 12 Uhr auf die „Zielstatt" kommen soll, da das Mittagsmahl damals spätestens auf 11 Uhr fiel; keiner soll den anderen mit „ungebührlichen Antastungen", Gotteslästerung, Lügenstrafen oder anderen Scheltworten zu nahe treten, sich auch des Beschreiens und Scheltens während des Schießens enthalten. Alles Würfelspiel und unziemliches Wetten ist verboten, auch soll durch den Schützenmeister „der gemain Posel, Hauer und annder liederlich gesindt" abgeschafft und keinerlei „leichfertigkhait" geduldet werden. Diese Bestimmungen sind den Schützenordnungen von 1523 und 1559 entnommen.

Das Gerichtswesen wurde trotz der Beisitzer ganz dem bürgerlichen Einflusse entzogen. Die Ernennung des Stadtrichters war dem Landesfürsten anheimgegeben und er war darin so wenig beschränkt, daß er auch außerhalb des Gemeindeverbandes stehende Personen zu diesem Amte erwählen konnte. Doch war dem Stadtrichter Sitz und Stimme im Stadtrat eingeräumt, ohne daß er verpflichtet gewesen wäre, den dreimal in der Woche stattfindenden Beratungen beizuwohnen. Die Entscheidungen des Stadtgerichtes konnten, auch wenn sie einstimmig gefaßt wurden, vom Landesfürsten aufgehoben werden. Das Stadtgericht übte auch den Blutbann aus und war bei seinen Entscheidungen

an die Reichsgesetze, den alten Brauch, im Verfahren aber an die Vorschriften des Stadtgerichtsordnungsbuches gebunden.

Die Bezüge der Funktionäre blieben noch immer sehr mäßig. Außer dem Geldbezug hatten sie bis an das Ende des sechzehnten Jahrhunderts Anspruch auf besondere Geldreluierungen für Hofgewand, Fastenfische, Salz u. s. w. Nur die Bezüge des Stadtrichters und der Gerichtsbeisitzer mußten aus den eigenen Einnahmen des Stadtgerichtes bestritten werden; für alle übrigen Besoldungen hatte der Stadtsäckel aufzukommen. Von 1550 bis 1600 bekam der Bürgermeister mit allen Nebeneinkünften ungefähr 100 Pfund Pfennige, der Kämmerer 78, der Stadtschreiber 65, jeder der Stadträte 52 Pfund Pfennige. Die frühere Gepflogenheit, den Ratsmitgliedern auf Gemeindekosten zu Neujahr gewisse Geschenke an Wein und Bäckereien zu geben, wurde 1578 abgestellt. Nur der Bürgermeister, Stadtanwalt, Stadtrichter und die Stadträte erhielten von nun an Goldmünzen in verschiedener Größe, die in ihrer ersten Form auf der Vorderseite zwei allegorische Figuren, auf der Rückseite das Stadtwappen zeigten. Erst von 1581 an wurden diese Münzen mit dem Bilde des Heilands und dem Wappen von Wien ausgeprägt und von da an kommt auch der Name „Salvatorpfennig" in Gebrauch. Daß diese Münze mit dem päpstlichen Breve vom 10. Juni 1575 in Verbindung gebracht wird, welches die Bezeichnung „Ottenhaim-Kapelle" verbot und die Kapelle beim Rathaus nach dem „Erlöser" (Salvator) benannte, ist nicht urkundlich nachzuweisen und wohl erst eine spätere willkürliche Annahme. Vor 1578 kommen überhaupt solche städtische Denkmünzen gar nicht vor. Um 1700 brachte man statt des Wappens auf der Rückseite das Bild der Stadt Wien an und in dieser Form wird die Salvatormedaille in verschiedenen Größen noch heute ausgegeben. Von 1783 an wurde die Ausgabe dieser Medaille an Gemeindefunktionäre eingestellt, sondern sie wird seitdem nur für durch längere Zeit getreulich geleistete Erfüllung der Bürgerpflichten oder für andere besondere Verdienste um das Gemeindewesen verliehen (Bild S. 617).

Kurze Zeit nach Einführung der neuen Stadtordnung Ferdinand I. machten sich schon Ergänzungen nötig, die natürlich durchaus in einem die Gemeindefreiheit noch mehr beschränkenden Sinn ausfielen. Der Wirkungskreis des Stadtanwaltes wurde 1530 in einer Weise umschrieben, daß dieser künftig nicht neben, sondern über dem Bürgermeister stand. Bezüglich des Stadtrichters bestimmte zwar ein Erlaß von 1554, daß dazu nur ein Mann „mit guter bürgerlicher Eignung" ernannt werden solle, eine andere Bestimmung vom Jahre 1561 aber, nach welcher niemand länger als zwei Jahre das Amt eines Bürgermeisters versehen solle, war doch nur von Mißtrauen beeinflußt und eine neue Beschränkung des freien Wahlrechtes, die in einer Richtung dann so weit ging, daß seit 1626 allen Ratspersonen ein Eid auferlegt wurde, unverbrüchlich an der katholischen Religion festhalten zu wollen. Trotzdem mag es oft nicht ganz lauter zugegangen sein, denn es mußten die Unordnungen und Bestechungen bei den Wahlen in den inneren Rat wiederholt gerügt werden.

Den Wünschen und den Bedürfnissen der nun wieder zu einer bevorrechteten Klasse gemachten Bürger angepaßt waren einzelne Bestimmungen des Stadtrechtes Ferdinand I., welche gewisse Gewerbe, namentlich den Handel, ausschließlich den Bürgern vorbehielt. Zwar war die Gemeinde verpflichtet, jedem Unbescholtenen, der sich in Wien niederlassen wollte, gegen eine geringe Taxe das Bürgerrecht zu verleihen, wer dies aber nicht erwerben wollte oder konnte, war von jeder selbständigen Erwerbstätigkeit ausgeschlossen und mußte, insoferne er nicht zu den „Inwohnern" gezählt wurde, die aus Adel, Geistlichkeit und Beamten bestanden, damit zufrieden sein, zur dritten Klasse, den „Tagewerkern" zu gehören, zu welchen Gesinde aller Art, Gesellen u. s. w. zu

zählen waren und die besonders überwacht und verzeichnet werden mußten, daß sie nichts „gegen der Regierung und gemeinen Stadt Nutzen und Ordnung" unternähmen.

Besondere Vorschriften über die Juden enthält das Stadtrecht Ferdinand I. nicht, obwohl sie schon wieder in beträchtlicher Anzahl ansäßig gewesen sein müssen. Es ist eigentümlich, daß dieselbe Regierung, welche sich nur unter dem Zwang politischer Gründe zu einer gewissen Duldung der Evangelischen verstehen konnte, den Juden gegenüber eine ziemlich weitgehende Toleranz übte. Dagegen war die Stimmung der Bürger noch immer eine sehr feindselige; bei jedem Anlasse klagte man den Ständen oder der Regierung über die großen Schädigungen, welche der bürgerliche Erwerb durch die Juden erfahren und ziemlich offen legte man dar, es wäre das beste, sie wieder ganz aus der Stadt und dem Land zu vertreiben.

Schon 1494 weist eine Eingabe der Stadt an Kaiser Maximilian I. etwas denunziatorisch darauf hin, daß die Juden wieder „Handel und Wandel in der Stadt" haben. Erst 1511 erfloß eine Kleiderordnung, welche auch bestimmte Abzeichen für die Juden, einen sichtbar an der linken Achsel des Oberkleides befestigten Fleck, anordnete. Übrigens waren die Angaben in den Klagen vielfach übertrieben, denn 1512 gab es 7, 1599 31 und 1619 42 jüdische Familien in Wien, an welche sich indessen als wirkliche oder scheinbare Bedienstete andere anschlossen. Denn im sechzehnten Jahrhundert unterschied man in Wien drei Arten von Juden, die im allgemeinen noch immer kaiserliches oder königliches „Kammergut" sind und für diesen oft sehr zweifelhaften Schutz zu schweren Leistungen herangezogen werden.

Die Hofjuden, zu welchen natürlich nur die reicheren zählten, genossen eine privilegierte Stellung, deren sich nur wenige Christen rühmen konnten. Sie brauchten kein Abzeichen zu tragen, waren steuerfrei, durften Handel aller Art treiben. Allerdings war das alles durchaus nicht umsonst, sondern sie mußten stets bereit sein, sich in den wiederkehrenden Geldnöten hilfreich zu erweisen. Um sich an ihre vollen Kassen halten zu können, hatten sie sogar das Privilegium, sich stets dort aufhalten zu dürfen, wo das Hoflager war. Zunächst kamen die „gemeinen Juden", die in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Hofjuden standen, das aber oft nur ein Vorwand war, um ihnen das Aufenthaltsrecht in Wien zu sichern, und schließlich kamen die „fremden Juden", die unter besonderen beschränkenden Bestimmungen standen.

Infolge des fortdauernden Drängens der Stadtgemeinde erließ Ferdinand I. im Jahre 1528 eine besondere Judenordnung, deren Verlautbarung aber sehr bezeichnend strenge untersagt wurde, damit den Juden auf dem flachen Lande kein allzu großer Nachteil erwachse. Natürlich blieben die meisten Bestimmungen auch für Wien nur auf dem Papier. Sie betrafen in der Regel nur die „fremden Juden". Diese durften nur in bestimmten Häusern wohnen — in den zwei beim Kloster zur Himmelspforte liegenden Judenherbergen — mußten einen Erlaubnisschein lösen, welcher die Dauer des gestatteten Aufenthaltes festsetzte, durften kein Gewerbe und keine Geldgeschäfte treiben. Auch die Kleiderordnung wurde erneuert, nach welcher nun ein Ring aus gelbem Tuch an der linken Achsel zu tragen war. Weil aber alle diese Anordnungen den gewünschten Erfolg nicht hatten und die „fremden Juden" sich besonders auf den Jahrmärkten zudrängten, erließ die Regierung endlich ein förmliches Verbannungsmandat, nach dem die Juden mit Ende 1554 aus Niederösterreich verwiesen wurden. Es zeigte sich einfach unausführbar, denn nicht nur der Staat bedurfte seiner „Hofjuden", sondern auch viele mächtige Adelsherren hatten in der Nähe ihrer Güter solche hilfreiche Vertrauensmänner, welche dieselbe Rolle

spielten, wie heute noch der „Herrschaftsfaktor“ in Polen. Stets wurde die Durchführung verschoben, stets erflossen wieder neue Ausweisungsmandate, die ebensowenig zur Ausführung kamen.

Wenn Wolfgang Schmälzl uns recht berichtet, so fand sich die Bevölkerung von Wien überraschend schnell in die so gründlich veränderten Verhältnisse der Stadtverwaltung. Er zollt ihr darob ein großes Lob, weil, wie er schreibt:

„Ein Ersam gmain auch wol halt sich
Nit auffrürerisch, sondern willig,
Allen Handwerckern ist beuolhn,
Daß sie niemand beschweren solln,
Den Pecken solchs sonderlich aufflegen,
Das drot ja richtig lassen wegn,
Dergleich auffs Malwerk hat man acht,
Der armen not erstlich betracht.“

Indessen scheint es doch schon damals an Raisonneuren nicht gefehlt zu haben, die sich vermaßen, einer „hohen Obrigkeit“ weise Maßnahmen mit unziemlicher Kritik zu verunglimpfen. Denn kurz darnach klagt Schmälzl, dieses Muster aller „Gutgesinnten“:

„Ja, glaubt mir warlich, wie ich sag,
Das mancher fürt vnbillig klag
Vnd redet vbel der Obrigkeit,
Welche sorgfeltig alle zeit
Gantz vätterlich denckt für vnd für,
Wie der Tyran vertriben wür.
Auch was betrifft stewer anlag,
Gibt yeder, was er doch vermag.“

Um Schmälzl vor jedem bösen Verdacht zu behüten, sei hier konstatiert, daß er unter dem „Tyrannen“ nicht etwa einheimisches Gewächs, sondern „den Türcken“ versteht.

Gar so exemplarisch, wie er glauben machen will, scheint es doch auch zu seiner Zeit nicht mit der Zufriedenheit der Wiener bestellt gewesen zu sein, von welchen ja nicht ganz mit Unrecht behauptet wird, daß sie, um sich wohl zu befinden, weidlich räsonnieren müssen. Im Jahre 1563 mußten Bürgermeister und Rat mit einem besonderen Edikt dem Volke einschärfen, daß es sich alles Eingreifens in die Vollziehung amtlicher Befehle zu enthalten habe, die Gerichtsdiener nicht beirren dürfe, vor allem aber sich des Einmengens enthalten solle, wenn die Wache Unruhestifter und Stänkerer auf der Straße verhafte, dieweil es leider nicht selten passiere, daß man gegen diese Bewahrer der Ordnung Partei nehme und sie sogar mißhandle. Noch 1582 wurde die Anordnung getroffen, daß die Nachtpatrouillen der Stadtguardia von zwei Bürgern zu begleiten seien, damit das Volk von Einmengungen abgehalten, aber auch dafür gesorgt werde, daß die Anzeigen der Wache durch unparteiische Zeugen bestätigt werden könnten.

In jeder Beziehung von hohem Interesse ist die im Jahre 1542 von Ferdinand I. erlassene Polizeiordnung für Wien. Sie ist sehr ausführlich, zählt 29 Abschnitte und gewährt überraschende Einblicke in das bürgerliche Leben und die kulturellen Verhältnisse jener Zeit. In der Einleitung wird „Allen, die es angeht“, zu Gemüte geführt, daß eine „gut und löbliche Regierung ohne Erhaltung guter Ordnung und Policei nit bestehen mag“. Dann folgen die einzelnen Kapitel dieser Polizeiordnung, die aber nach modernen Begriffen vielfach auf andere Gebiete, namentlich auf das strafrechtliche, übergreift. Hier können nur die Überschriften der einzelnen Kapitel angeführt werden, an welche, wo es nötig ist, kurze Bemerkungen gereiht werden.

Abschnitt 1 handelt „Von Gottes und der Heiligen Lästerung, Fluchen und Schwören. 2. Vom Unterschied aller Personen und von wem ein jeder zu strafen sei. 3. Vom Maß der Straf der Gotteslästerung. 4. Vom Angeben der Übeltäter. 5. Von der Sicherheit derer, so die Übeltäter anzeigen. (Eine sehr heikle Materie, da die Pflicht festgestellt wird, alle Verbrecher anzugeben und man dem Anzeiger Geheimhaltung zusagt, wodurch geradezu böswillige Denunziationen gezüchtet werden mußten.) 6. Vom Zutrinken, Völlerei und Spiel. (Alles Übermaß wird für strafbar erklärt, in weisem Eingehen auf die Lokalsitten aber beigefügt, daß „ein mäßiger freundlicher Trunk" wohl stattfinden könne.) 7. Vom Maß der Straf beim Zutrinken. 8. Vom Hofgesinde. (Hier wird ausdrücklich festgestellt, daß die Bediensteten des Hofes zwar dem landesfürstlichen Gericht unterstehen, aber „in allwege nach gemeinem Rechte zu bestrafen seien, wenn sie sich etwas unterstunden". Wahrscheinlich wurde die besondere Gerichtsbarkeit wie völlige Straflosigkeit gedeutet.) 9. Von leichtfertiger Beiwohnung und anderen öffentlichen Lastern. 10. Von unordentlicher Köstlichkeit der Kleidung. (Dieser und die folgenden Abschnitte machen den nie gelungenen Versuch, den Luxus in Kleidung und Lebensführung zu bekämpfen und nach gesellschaftlichen Klassen zu ordnen.) 11. Von den Bauersleuten. (Diesen sind ausländische Wollstoffe, Gold- und Silberzeug, Seide, geschlitzte Schuhe und alles Edelpelzwerk verboten. Nur den Mägdlein ist ein „Haarpändlin" von Seide zu tragen verstattet, eine liebenswürdige Rücksichtnahme des strengen Gesetzgebers auf die weibliche Putzsucht.) — 12. Von den Bürgern. (Auch ihnen wird Gold- und Silberstoff untersagt; auch ganz seidene Kleidung, eine seidene Verbrämung aber mögen sie sich verstatten. Von Pelzwerk darf der Bürger höchstens das vom Fuchs verwenden; Ringe und Gürtel können die „Weibsen" tragen, sie sollen aber nicht mehr als sechs Gulden wert sein. Bürgerliche Jungfrauen dürfen sogar „Samatne Haarpändlin" benützen.) 13. Von Kaufs- und Gewerbsleuten. (Auch diesen ist Samt und Seide, Gold- und Silberstoff verboten. Die Kleider aber dürfen sie mit Atlas besetzen lassen. Die Frauen können Taffet mit Atlasbesatz tragen, Ringe und Gürtel sind bis zum Wert von 15 Gulden erlaubt, der Schleier darf Goldverzierungen haben und den Jungfräulein ist ein Haarschmuck bis zu 6 Gulden Wert zu tragen gestattet.) 14. Vom Rat, den Geschlechtern (Patriziern) und sonstigen Personen „fürnemblichen" (vornehmen) Herkommens. (Diese dürfen Marderpelze, Ketten und Ringe ohne Wertbeschränkung, ihre Frauen zwei bis drei Oberröcke und mit Gold beschlagene Gürtel tragen.) 15. Von Doktoren, Advokaten und Amtsleuten (sie sollen sich gleich den besseren Bürgern kleiden, aber auf ihres Standes Ernst bedacht sein). 16. Von Adel und Ritterschaft. (Ihnen sind Seidenstoffe gestattet, doch kein Kleid von Samt; außer Zobel und Hermelin können sie alle Pelzarten benützen. Die „Kleinoten" der Frauen dürfen 200, jene der Fräulein 100 Gulden im Werte sein.) 17. Von Grafen und Herren. (Ihnen ist keine Beschränkung auferlegt, außer daß sie sich ganz goldener und silberner Wirkstoffe zu enthalten haben, da diese den Fürstlichkeiten vorbehalten sind.)

Die folgenden Abschnitte geben Vorschriften gegen unziemlichen Luxus in der Lebensführung und bei festlichen Anlässen. Abschnitt 19 spricht vom Aufwand bei Hochzeiten und „Kindlmahlen" (Taufschmäusen). Zu Hochzeiten sollen Grafen und Herren nicht über 40, Ratsbürger und Kaufleute nicht über 24, Handwerker und Bauern nicht über 16 Gäste einladen; die Zahl der Mahlzeiten wird für Grafen und Herren auf 10, für den Adel auf 8, bei ansehnlichen Bürgern auf zwei, bei Handwerkern und Bauern auf eine festgesetzt, wobei zu erinnern ist, daß man solche Festlichkeiten gerne auf mehrere Tage ausdehnte. Überhaupt soll bei „Ladschaften und Gastungen gute Bescheidenheit

gebraucht, aller unnotdürftiger Überfluß abgestellt und von Inwohnern der Städte nicht über 4, von Adel nicht über 5 und von den Grafen und Herren nicht über 6 oder 7 einfacher Essen — Gerichte — gegeben werden". Ebenso wird auch „das Kindlmahl, so bisher mit großen Gepräng, Unkosten und unnothdürftiger Verschwendung gehalten," gänzlich verboten, nur der „Kindbetterin" ist verstattet, ihre Eltern, Geschwister und „Gevattern" zu laden. Artikel 20 will die Zehrung bei den Wirten regeln. (Der Landeshauptmann und seine Beamten haben die Ernte und die Preise zu erheben und danach die den Wirten gestatteten Preise für die Verpflegung der Fremden zu bemessen.) 21. Vom „Fürkauf" (das ist „Vorkauf"; er soll unterdrückt werden, um ein unnötiges Verteuern der Waren zu verhindern). 22. Von rechter Elle und Gewicht, Wein- und Getreidemaß. 23. Vom „Verleihen auf künftige Frucht" (das sogenannte Verkaufen am Halm oder Stock gegen Vorstreckung des Preises wird verboten). 24. Von ledigmüssigen Personen (richtet sich gegen Vaganten und herumziehendes Gesindel). 25. Von Schotten und Savoyern. (Darunter verstand man Hausierer, die nur die Märkte besuchten. Mit dem Namen der „Schotten" bezeichnete man früher, so wie auch mit „Wällisch" nicht eine bestimmte Nation, sondern überhaupt einen Fremden.) 26. Von Gulden-, Tuch- und Seidenwaren (diese müssen „beschaut" und mit dem amtlichen Stempel versehen sein, um Betrügereien beim Verkaufe vorzubeugen). 27. Von Geraisigen, Wagen-, Weingart- und Hausknechten, auch anderem Gesinde. (Ist eine Art von Dienstbotenordnung: kein Dienstherr soll mehr als höchstens acht Gulden Jahreslohn geben; die Geraisigen, das ist die bewaffnete und berittene Begleitung auf Reisen, haben auch Anspruch auf Rüstung und Kleidung. Als Kündigungsfrist sind zwei Monate bestimmt, doch kann ein „untreuer" oder schlechter Knecht auch sofort entlassen werden; doch ist jedem, der aus dem Dienst tritt, ein Abschiedsbrief auszustellen, ohne dem er bei Strafe von niemand aufgenommen werden darf.) 28. Von Köchinnen und anderen Dienst- und Weibspersonen. 29. Von Handwerkern, Taglöhnern und Boten. (Auch hier wird den Obrigkeiten die schwere Aufgabe gestellt, die Lohnverhältnisse zu erheben und danach einen Durchschnittslohn festzusetzen, damit niemand unbillige Lohnforderungen stellen, aber auch nicht durch zu niedere Zahlung bedrückt werden könne.)

Für ihre Zeit mag manche dieser Verfügungen einen ganz guten Kern gehabt haben, obwohl man sich sehr schwer in diese in alle Lebensverhältnisse eingreifende Bevormundung hineindenken kann. Namentlich diese Luxusverbote blieben aber, so oft sie auch erneuert wurden, vollkommen erfolglos, da sich niemand daran hielt.

Speziell für die Handhabung der Baupolizei erließ Ferdinand I. eine eigene Vorschrift vom 4. März 1558. Von Nutzen war sie kaum, da das Aufsichtsrecht der Gemeinde ausdrücklich auf Privatbauten beschränkt wurde. Wenn 1566 eine Numerierung der Häuser angeordnet wurde, so geschah dies nicht, um die Orientierung zu erleichtern, sondern weil das Hofquartieramt darauf drang, dem die Evidenzhaltung der verwendbaren Quartiere für Zwecke des Hofes, namentlich für das Gefolge fürstlicher Besuche oblag.

Gegen das Vorkommen großer Brände war die Stadt auch noch im sechzehnten Jahrhundert nicht gesichert. Ein gewaltiger Brand zerstörte am 18. August 1509 über 100 Häuser und bei diesem Anlasse gingen auch neun Menschenleben zugrunde. Ein am 18. Juli 1525 im Cillierhof nächst der Burg ausbrechender Brand erstreckte sich, mit rasender Schnelle durch einen heftigen Wind verbreitet, über die ganze südliche Stadthälfte bis in das Stubenviertel. Die Kirche zu St. Stephan, jene zu St. Michael, die Klöster zu St. Dorothea, bei der Himmelspforte, St. Hieronymus und St. Jakob wurden vom Feuer

ergriffen und schwer geschädigt, ja durch Flugfeuer verbreitete sich der Brand sogar östlich noch über die Wälle hinaus nach den Häusergruppen vor dem Stubentor. Nur mit Aufbietung aller Mittel gelang es endlich, dem verheerenden Brand Einhalt zu tun, der auch den Turm beim Stubentor bedrohte, in dem 1000 Zentner Pulver eingelagert waren. Über 400 Häuser wurden bei diesem Anlasse ganz oder teilweise zerstört. Da man einige Strolche beim Plündern brennender Häuser ertappte, liefen die abenteuerlichsten Gerüchte um, daß das Feuer von fremden Kundschaftern böswillig gelegt wurde, und es kam sogar zu bedenklichen Aufläufen. Eine im Jahre 1534 erschienene ziemlich detaillierte Feuerlöschordnung suchte ein gewisses System in die Rettungsaktion zu bringen, bei der eigenartigen Bauart und den unzulänglichen Mitteln drohte aber noch immer jeder Brand zu einer Katastrophe zu werden.

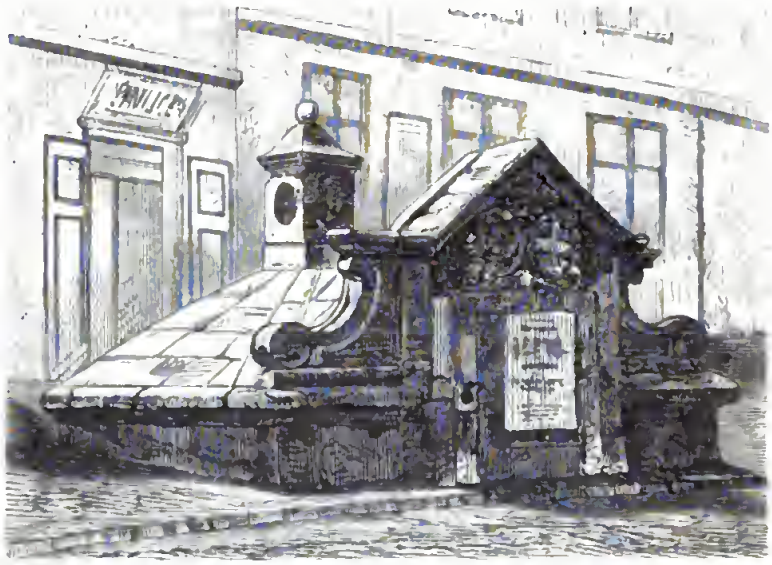
Noch schlimmer war es mit der Sanitätspolizei bestellt, obwohl das zeitweilige Auftauchen der Pest oder anderer seuchenartiger Krankheiten eine Mahnung zu energischem Eingreifen sein konnte. An Verordnungen und behördlichen Mahnungen zum Reinhalten der Straßen fehlte es nicht; aber gerade aus diesen stets wiederkehrenden Anordnungen ist zu sehen, daß der Unfug, alle Abfälle, Unrat, Tierleichen ꝛc., einfach auf die Straße zu werfen, unausrottbar und auch kaum zu vermeiden war, da es an allen öffentlichen Vorkehrungen zur Beseitigung dieser Dinge fehlte. Noch unter Ferdinand III. mußte die Gewohnheit, zur Zeit der Weinlese und des Mostens einfach die ausgepreßten Trebern auf die Straße zu leeren, mit schwerer Strafe belegt werden.

Im Jahre 1521 trat die Pest wieder mit furchtbarer Gewalt in Wien auf. Fast in jedem Hause zählte man mehrere Tote und manche starben ganz aus, was gerade in den dichtbevölkerten Häusern der Vorstädte am häufigsten der Fall war, wo die ärmere Bevölkerung eng beieinander wohnte und auch die Hantierung eine Reinhaltung erschwerte, wie bei den Lederern und Gerbern in der Schöffvorstadt und Alt-Donau vor dem Stubentor. Im Jahre 1529 raffte eine andere Krankheit kurz vor dem Eintreffen der Türken über 1000 Menschen hinweg; man nannte sie den „englischen Schweiß", worunter wohl ein typhöses Fieber zu verstehen sein dürfte. Besonders heftig scheint die Pestepidemie in den Jahren 1541 und 1570 gewesen zu sein, wenn auch die Annahme, daß sie im ersteren Falle ein Drittel der Bevölkerung dahinraffte, übertrieben ist. Gelinder trat die furchtbare Krankheit 1586 auf. Sie scheint sich auch über die ganze Umgebung verbreitet zu haben, wenigstens berichtet die Badener Chronik über ein seltsames mit der Pest zusammenhängendes Ereignis im Jahre 1562. Es erhenkte sich nämlich im Gefängnis zu Baden der Totengräber Jörg Winter, der unter der unsinnigen Behauptung, er habe durch Ausstreuen von Erde aus Pestgräbern absichtlich diese Seuche hervorgerufen, verhaftet wurde. Aus Angst, gleichfalls der Tortur und einem grausamen Tod zu verfallen, wie der gleicher Untat beschuldigte Totengräber von Wiener-Neustadt, legte er selbst Hand an sich.

Daß einer der wichtigsten zwei Behelfe städtischer Gesundheitspflege — die frische Luft — den Bewohnern des alten Wien nur sehr sparsam zugemessen war, lag in der Bauweise, die es fast mit allen im Mittelalter schon bestandenen Städten gemeinsam hatte. Natürlich wurden diese Übelstände noch vermehrt, als sich Wien vollkommen zur Festung umgestaltete, von einer Ausdehnung der Stadt und einem Umbau der alten engen Stadtteile keine Rede mehr sein konnte, sondern im Gegenteil das Entstehen hoher Häuser immer allgemeiner wurde. Aber auch in betreff des zweiten wichtigsten Erfordernisses städtischer Gesundheitspflege — mit der Wasserversorgung — war es nicht zum Besten bestellt.

Wolfgang Schmälzl versichert uns zwar, daß „ein yedes hauß hat auch ein prunn, mit ketten vnd saylen wol versehen", aber da es keinerlei Kanalisierung gab, sondern nur Senkgruben, war gerade das Wasser dieser Hausbrunnen in sanitärer Beziehung sehr bedenklich und gewiß oft der gefährlichste Träger aller Infektionsstoffe, ganz abgesehen, daß die Brunnen bei größerem Wasserbedarf oft versagten, wie es bei den Bränden häufig der Fall war. Die Vorschläge, einen der Wasserläufe, die Wien oder den Alserbach, mitten durch die Stadt zu leiten, erwiesen sich als undurchführbar und würden auch keine Abhilfe gebracht haben, da sie ja zu Zeiten fast ganz versiegen.

In die Jahre 1550 bis 1553 fiel die Errichtung der ersten Wasserleitung in Wien, die jedoch nur für die Versorgung der Burg berechnet war. Sie sammelte in Sickerkanälen die Quellen auf der Höhe von Matzleinsdorf und den Siebenbrunnengründen, die vielleicht davon den Namen haben und leitete das Wasser über Margareten in die Stadt. Nach Erbauung der Favo-



Brunnstube in Hernals. (S. 625.)

rita, dem heutigen Theresianum, wurde auch dahin eine Abzweigung gebaut. Für öffentliche Zwecke nahm man nach langen Verhandlungen im Jahre 1565 den Bau einer Wasserleitung in Angriff. Die Quellen an den südlichen Abhängen zwischen Hernals und Dornbach wurden in Saugkanälen aufgefangen und zur Brunnstube in Hernals geführt. Das alte Urbarium (Grundbuch) von Hernals erwähnt diese Leitung anläßlich des Besitzwechsels der Herrschaft im Jahre 1587, als sie durch Kauf von Herrn Ferdinand Geyer von Osterburg an den Freiherrn Wolfgang von Jörger kam. Es heißt da: „Es haben Die von Wien mit Verwilligung der Grundobrigkeit einen Brunnen zu Hernals in die Stadt geröhrt (geleitet), doch gegen dem, daß sie ohne Vorwissen gedachter Obrigkeit im Dorfe oder Burgfrieden nicht graben dürfen. Sollte dem Brunnen etwas mangeln, ist nur mit Wissen des Gutsbesitzers Abhilfe zu treffen, derohalben auch ein ordentlicher Reversbrief zu fertigen. Auch dürfte künftig ein Gelddienst, füglich jeden Freitag eine wöchentliche Fischnutzung darauf geschlagen werden, dieweil dieses Wasser den Fischern am Hohen Markt zu Nutzen kommt. Weder der Besitzer von Hernals, noch die

Gemeinde sind jedoch daran gehindert, solchen Brunnens nach Nothdurfft sich zu bedienen." Ursprünglich führten von der Brunnenstube bis zu den Festungsmauern von Wien unterirdische Holzröhren, vom Wall bis zum Auslauf am Hohen Markt aber Bleiröhren. Um das Wasserquantum zu erhöhen, wurden 1706 die Saugkanäle vermehrt, 1732 aber eine der Alsquellen einbezogen und außer dem öffentlichen Brunnen am Hohen Markt auch jener am Hof und

Wolfgang Laz. (S. 632.)

mehrere Wasserausläufe in Amtsgebäuden aus dieser Leitung gespeist. Die zunehmende Abholzung der Quellgegend minderte aber die Ergiebigkeit der Leitung so, daß sie endlich nur mehr 45 Kubikmeter Wasser lieferte und ganz aufgelassen wurde. Im Jahre 1879 wurde auch die alte Brunnstube entfernt, die an einer Erweiterung der Hernalser Hauptstraße stand und älteren Wienern noch in der Erinnerung sein wird. Durch Hebungen des Straßenniveaus steckte sie tief in der Erde, es war aber noch immer zu sehen, daß sie nicht ohne architektonischen Schmuck sein mußte und sie galt als eine Besonderheit, ja fast als ein Wahrzeichen von Hernals (Bild S. 624).

Für den Auslaufbrunnen am Neuen Markt und den Wasserbedarf im Kapuzinerkloster sorgte eine im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts am Laurenzergrund angelegte städtische Wasserleitung, welche die nahen Quellen zu einer in der Nähe der heutigen Laurenzergasse liegenden Brunnstube sammelte. Damit sind alle Vorkehrungen für die Wasserversorgung Wiens bis in das achtzehnte Jahrhundert erschöpft.

Die wirtschaftliche Situation der Stadt Wien war dauernd eine sehr mißliche. Kriege und Wirren aller Art nahmen die Mittel der Stadt fast ununterbrochen in Anspruch und immer war Wien es, das in jeder möglichen Weise zur Bestreitung herangezogen wurde. Zahllos sind die dringenden Vorstellungen über die schlimme finanzielle Lage der Stadt, über den Steuerdruck, der auf den Bürgern lastet und jeden wirtschaftlichen Aufschwung unmöglich macht. Mag in diesen Schriften auch manchmal etwas zu schwarz gemalt worden sein, um heiß begehrte Wünsche in Bezug auf Handel und Verkehr durchzusetzen, in der Hauptsache ist es nicht zu leugnen, daß Wien schwer unter den politischen und wirtschaftlichen Zuständen des Staates litt. Es sind günstige Jahre, wenn sich Einnahmen mit Ausgaben decken, viele schließen mit einem Defizit, nur wenige mit einem geringen Überschuß. Es sollen zum Beleg nur einige Zahlen herausgegriffen werden. Im Jahre 1470 betrugen die Einnahmen 14.848 Pfund Pfennige, die Ausgaben 14.789; 1500 Einnahmen 9154, Ausgaben 9460 Pfund; 1525 Einnahmen 17.112, Ausgaben 17.099 Pfund; 1540 Einnahmen 21.001, Ausgaben 20.079 Pfund; 1560 Einnahmen 123.707, Ausgaben 124.806 Pfund; 1601 Einnahmen 98.962, Ausgaben 106.356 Pfund Pfennige.

Die den Wienern verhaßte Niederlagsordnung vom Jahre 1515 blieb mit wenigen Abänderungen für die nächste Zeit in Kraft. Sie wies den ausländischen Kaufleuten den Großhandel zu, gestattete ihnen freien Verkehr auf den meisten Straßen des Landes und gab ihnen das Recht, wenn sie Familien hatten, Häuser in Wien zu erwerben und eigene Küche zu führen, was ihnen früher eigentlich verwehrt war. Für jede Warengattung war das Mindestmaß gesetzlich festgesetzt, welches sie beim Vertrieb einzuhalten hatten. Dadurch sollte der Kleinhandel geschützt werden, der ausschließlich den Wiener Kaufleuten vorbehalten war. Gerade dieser Tarif war aber eine Quelle fortwährender Reibereien; von beiden Seiten wurden Übergriffe konstatiert, namentlich gehörten die Klagen, daß die Niederläger auch Detailgeschäfte machen, zur Tagesordnung. Da mochte oft kleinlicher Brotneid eine Rolle spielen, eine nicht unberechtigte Ursache zu Beschwerden lag aber in den Privilegien, deren sich die Niederläger noch immer erfreuten. Denn außer Zöllen und Mauten durften sie keine Steuern bezahlen und nur in ganz dringenden Fällen zog man sie zu einer Beitragsleistung für öffentliche Zwecke heran. Es kam das nur bei unmittelbar drohender Kriegsgefahr vor und dann waren sie so klug, sich freiwillig zu Zahlungen zu erbieten. Dadurch, daß sie unmittelbar unter dem Schutze der Regierung standen und besondere Vorrechte hatten, bildeten sie sich zu einer geschlossenen Korporation aus, deren Macht nicht zu durchbrechen war, da sie über große Kapitalien verfügte und für viele Waren infolge ihrer alten Verbindungen an den Erzeugungs- und Bezugsorten ein förmliches Monopol ausübte. Ihre Bedeutung war so groß, daß sogar in der Zeit des ärgsten Glaubensdruckes die Niederläger unbehelligt blieben, obwohl sie sich meist zur evangelischen Lehre bekannten und deren Verbreitung förderten.

Nicht allein den Handel beherrschten sie, sondern auch das gewerbliche Leben Wiens und zwar in einem für dessen Erstarkung sehr ungünstigen Sinne. Es war nicht möglich, aus dem Ausland stammende oder im Inlande vorkommende Rohstoffe hier zu Ganzfabrikaten zu gestalten, wenn die letzteren auch

von den Niederlägern eingeführt wurden, da sie die Preisbildung vollkommen in der Gewalt hatten. Sie konnten aus ihren Lagern so große Quantitäten auf den Markt werfen, daß jede heimische Konkurrenz ausgeschlossen war. In vielen Artikeln aber, wie bei Gewürzen, feinen Tüchern, Seide, Gold- und Silberwaren beherrschten sie den Markt ganz unbeschränkt und drängten den Konsumenten oft minderwertige Waren zu hohen Preisen auf.

Unter solchen Umständen stand in Wien die industrielle Tätigkeit an Bedeutsamkeit noch immer weit zurück hinter dem Handel und dem Weinbau. Ferdinand I. bezeichnet den letzteren in seinem Stadtrecht von 1526 mit Recht als die „meiste Nahrung der Stadt Wien". Uneingeschränkt aus den älteren Stadtprivilegien wurden auch nur die auf den Wein, dessen Bau und Vertrieb Bezug nehmenden Bestimmungen in das neue Stadtrecht übernommen und sogar noch durch weitere Begünstigungen vermehrt. Die höher gelegenen Teile der späteren Vorstädte waren bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch fast durchaus von Weingärten bedeckt; so z. B. der Teil der Landstraße rechts vom Rennweg, die Wieden oberhalb der heutigen Gußhaus- und Schleifmühlgasse, ganz Margareten, Mariahilf ober der Kirche, die alten Vorstädte Neustift, Lerchenfeld, Breitenfeld, links und rechts der oberen Alserstraße, Michelbeuerngrund u. s. w. Noch 1673 nennt der „Unterösterreichische Landkompaß" — eine Art von Auskunftskalender — unter den gangbarsten Weinsorten den Erdberger, St. Marxer, Meidlinger, Nikolsdorfer und „Gundtendorfer". Als besonders stark galt schon damals der Gumpoldskirchner, von dem verständnisvoll ein „Weinbuch" aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts rühmt:

„Wer Gumpoldskirchner trinkt zwei maß,
Der kann allein nit gehn sein straß."

Das Recht zur Anlage neuer Rebenpflanzungen war durch das Stadtrecht von 1526 nur den Bürgern von Wien eingeräumt. Sie scheinen sogar davon einen so umfassenden Gebrauch gemacht zu haben, daß man eine Vernachlässigung, ja das Versiegen aller anderen Erwerbszweige befürchten mußte. Denn 1559 untersagte die Regierung auch jenen Bürgern, welche ein Handwerk betrieben, die Anlage neuer Weingärten und 1565 erschien unter Maximilian II. sogar eine für das ganze Land giltige Verordnung, durch welche auf solchen Gründen, die bisher zum Ackerbau verwendet oder dazu tauglich waren, die Anlage von Weingärten untersagt wurde, um der Teuerung der Brotfrüchte zu steuern, aber auch die hohen Lohnforderungen der Weingartenarbeiter zu ermäßigen. Die letztere Verordnung blieb bis in das achtzehnte Jahrhundert in Kraft. Für Wien verlor sie allerdings später, als die Verbauung der Vorstadtgründe fortschritt, ihre Bedeutung, indessen gab es doch noch um 1770 auf der Wieden einige Rieden mit Weingärten.

Den selbst gekelterten Wein durfte unter gewissen festen Regeln noch immer jeder Wiener Bürger auch selbst ausschenken. Noch um 1500 wird festgesetzt: „Es sol yederman in sein selbs Haus schenkhen und sol ein pret nicht spiln lassen und sol kain fraye Tochter in dem keler ir gelt nicht vertrinken lassen, noch im Haus nicht sitzen lassen, sondern nur vor dem Haus." Ständige Weinschenken besaßen die Klöster, die jedoch auch nur Eigenbauweine verzapfen durften. Besonders manche Klosterkeller, wie jener der Kartause Seitz im Seitzerhof, heute sogenannter „Bazar" zwischen Tuchlauben und Seitzergasse, der Göttweiher und Heiligenkreuzerkeller u. s. w. genossen hohes Ansehen unter den kundigen „Weinbeißern". Auch der Handel mit „Sekt", mit italienischen und spanischen Weinen lag in den Gerechtsamen der Niederläger, die man beschuldigte, sie je nach dem Wunsch der Abnehmer herzustellen, ohne daß

die südliche Sonne die Trauben zu reifen brauchte. Zum Ausschank dieser Weine bestanden eigene Lokale, die sogenannten „Italienerkeller", die aber bald als Pflegestätten des hohen Spieles und anderer nicht unbedenklicher Passionen so in Verruf kamen, daß die Regierung dem Rat auftrug, solche Kleinverschleiße zu errichten, die jedoch nicht lange bestanden.

Zahllos sind die Regierungsverordnungen, die sich mit dem Ausschank des Weines, den Mißbräuchen dabei, dem „Toll- und Vollsaufen" befassen. Besonders reich sind auch die auf diese Materie sich beziehenden Rechtssatzungen der Pantaidingbücher. So setzt eine „Rechtsordnung" des Stiftes Heiligenkreuz fest: „Welcher einem Wirth oder einem anderen frommen Mann seine Assech (hölzernes Weinmaß), Gläser oder Schliem (die in Öl getränkten Papierscheiben statt der Fenstergläser) freventlich zerwirft oder bricht, hat verwandelt (verbüßt) 2 oder 6 Schillinge Pfennige und dem Wirthe seinen Schaden zu bezahlen. Ob ein Weib bei einem Leitgeben vertränke Rock, Mantel, Schleier, Bettgewand oder andere Dinge, ohne ihres Mannes Willen und Wissen, soll ihr der Leitgeb nicht mehr darauf borgen, denn 12 Pfennige; borgte er ihr aber mehr darauf, so mag es der Mann um 12 Pfennige lösen, der Leitgeb soll das Übrige verloren haben."

In einer anderen solchen Vorschrift heißt es in weiser Vorsicht: „Wenn einer in ein Wirthshaus geht zum Wein, zum Bier oder in anderer Nothdurft und hat bei ihm eine Hacke oder andere verbothene Wehre, die soll er nicht bei sich behalten, sondern er soll sie von Stund an dem Wirth in Bewahrung geben, ehe er zum Trinken fordert." In der „Umgeldordnung der Stadt Wien von 1510" ist zum Schutze des Publikums die etwas drakonische Bestimmung enthalten: „So ein geschworener Leitgeb mit falschem Maß begriffen wurde, da mag man ihm den Daum an der rechten Hand abschlagen lassen, oder ihn nach seinem Vermögen strafen."

Bis weit herauf in das siebzehnte Jahrhundert glaubte die Gesetzgebung die Verbreitung des Bieres hindern zu müssen, um den für Wien so wichtigen Weinbau zu schützen. Im Gemeindegebiet besaß bis 1700 nur das Bürgerspital die Befugnis zum Betrieb einer Brauerei. Wohl bestand schon um 1680 ein Brauhaus im Unteren Werd und 1654 hatte sogar die Herrschaft Gumpendorf vorübergehend ein Brauhaus im Betrieb, aber beide lagen damals außer dem Burgfrieden. Das Bürgerspitalsbrauhaus wurde nach der Zerstörung im Jahre 1529 mit den anderen Anstalten in das ehemalige Kloster zu St. Klara in der Stadt übertragen. Kaiser Friedrich III. verbot sogar in Gegenden, wo Weinbau betrieben wurde, die Erzeugung und Ausschank von Bier. In Jahren des Getreidemißwachses durften überhaupt Brotfrüchte nicht zur Biererzeugung verwendet werden. Erst Kaiser Rudolf II. erteilte 1579 den Städten, Märkten und Klöstern das Braurecht, untersagte aber sonst im ganzen Lande die Biererzeugung. Günstig gesinnt war man aber dem edlen Gerstensaft noch lange nicht, vielleicht weil dessen Eignung für ein Steuerobjekt noch nicht entdeckt war; denn noch im siebzehnten Jahrhundert sagt eine Verordnung der Regierung: „Die allzuhäufig verwilligte Bier-Trinkstuben, da die Müßiggänger und anderen bis in die späte Nacht dem Sauffen und dem liederlichen Leben abwarten, sodann in Händel, Mord und Todtschlag geraten, sollen von Michaeli bis Georgi über halb sechs Uhr nicht offen gelassen noch einiges Getränk darinnen oder über die Gassen geschenkt werden."

Mit der leider nur zu berechtigten Begründung, „weil Wien seit einiger Zeit zurückgehe und „die Handwerke sich in großer Unordnung befinden", wurde die am 5. Dezember 1527 erlassene Handwerksordnung einbegleitet, mit dem ausdrücklichen Wunsch, daß sie der Stadt Wien förderlich sein möge. Sie be-

deutete ein Abweichen von dem bisher eingehaltenen System strengsten Zunftzwanges. Die nicht immer ohne Egoismus geübte Macht der Innungen auf die Verleihung des Meisterrechtes wurde wesentlich eingeschränkt und das Verhältnis der Zunft zu den Meistern und Gesellen, sowie dieser untereinander geregelt. Der Nachweis der „ehrlichen Geburt" entfiel künftig bei der Bewerbung um das Meisterrecht. Dessen Verleihung wurde überhaupt der Zunft entzogen, sondern dem Stadtrat übertragen.

Die Ordnung der inneren Angelegenheiten blieb jeder Zunft selbst vorbehalten, nur wurden sie angewiesen, die bisherigen kirchlichen Jahrestage, Meßstiftungen und andere fromme Widmungen aufrecht zu erhalten, wozu eine besondere Innungslade zu errichten sei. Auch die Verpflichtung, an besonderen kirchlichen und anderen öffentlichen Aufzügen teilzunehmen, wurde für die Zünfte nun gesetzlich festgelegt und eine Ergänzung vom Jahre 1528 setzte die Reihenfolge fest, in welcher die Innungen mit ihren Fahnen am Fronleichnamsumzug teilzunehmen hatten.

Eines nicht unwichtigen Zweiges der öffentlichen Verwaltung ist noch zu gedenken, der Humanitätsanstalten. Sie hatten fast ausnahmslos ihren Sitz außerhalb der Stadt gehabt, waren daher bei der Belagerung von 1529 zugrunde gegangen. Nur wenige davon, das in das St. Klarakloster versetzte Bürgerspital, das Spital in St. Marx und das Klagbaumspital lebten wieder auf. Und doch waren gerade infolge des Türkensturmes die Ansprüche und das Bedürfnis nach solchen Anstalten noch gewachsen. Nicht allein vom flachen Land drängte alles, was in der Kriegszeit Hab und Gut, oft auch die Gesundheit verloren hatte, nach Wien herein, namentlich die Söldnerheere waren die Ursache, daß sich die Zahl der Hilfesuchenden in ungeahnter Zahl vermehrte. Da gab es arme Teufel, die krank oder marod, nachdem sie treulich ihre Pflicht getan, einfach ihrem Schicksal überlassen wurden; da ergossen sich Scharen von Männern, die im Kriegsdienst Lust und Eignung zu jeder bürgerlichen Tätigkeit verloren hatten, nach der Auflösung der Heere über die Länder, eine wahre Plage und doch des Mitleides wert; schließlich fehlte es aber auch nicht an „Marodebrüdern", die vom „gartenden" Söldner, wie man diese dienstlosen bettelnden Soldaten nannte, nur mehr einen Schritt bis zum gefährlichen Vagabunden und Wegelagerer hatten.

Die letzteren Elemente konnte man sich allerdings in der Stadt eher vom Hals schaffen, als auf dem Lande, wo sie gefürchtet waren und oft erzwangen, was man ihnen nicht freiwillig gab. Den anderen oft sehr mitleidswürdigen Hilfesuchenden konnte man aber weder die Tore verschließen, noch sie vollends dem Bettel überlassen, der ohnehin zu einer Gefahr zu werden drohte. In dieser Lage gestaltete die Stadt das Bürgerspital zu einer Art von Zentralwohltätigkeitsanstalt aus, eine Rolle, die es dann durch Jahrhunderte behielt. Es nahm Hilfsbedürftige aller Art, Gesunde und Kranke, Greise und Kinder auf. Natürlich genügte für alle diese Zwecke bald das Klarakloster nicht mehr, man mußte zur Errichtung von Zweiganstalten für bestimmte Kategorien von Pfleglingen schreiten. So errichtete man an Stelle des zerstörten Lazarettes bei St. Johann im Oberen Werd 1540 ein Spital, das dann die Bezeichnung „Lazarett" beibehielt. In unmittelbarer Nähe war durch mehrere opferwillige Bürger schon 1506 eine Art von Rekonvaleszentenhaus für die aus dem alten Lazarett entlassenen Halbgenesenen entstanden. Auch dieses wurde wieder in Stand gesetzt; es erhielt nach einer in der Nähe stehenden, vom Bäcker Landler errichteten Denksäule den Namen des „Bäckenhäusl" im Volksmund, unter dem es sehr populär wurde und sich nach und nach in eine Art Versorgungsanstalt für Sieche und Gebrechliche umwandelte. Die großartigen Schöpfungen von Humani-

tätsanstalten in Wien fallen allerdings erst in das achtzehnte Jahrhundert, aber das Wirken der Gemeinde, die mit geringen Mitteln das Möglichste leistete und das Bürgerspital zur Zuflucht zahlreicher Hilfsbedürftiger machte, muß unbedingt lobend anerkannt werden.

Der große Aufschwung, welchen an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Universität Wien unter der Einwirkung des Humanismus nahm, erstreckte sich auch noch auf die ersten Jahrzehnte des sechzehnten. Namentlich die Artistenfakultät war berühmt in ganz Europa und überflügelte an wissenschaftlichem Ruf und Schülerzahl sogar die früher allein tonangebende hohe Schule von Paris. Mit dem Nahen der Türkennot sank aber der Stern der Wiener Universität wieder rasch. Schon die offene Feindseligkeit der städtischen Behörden verleidete vielen auswärtigen Scholaren den Aufenthalt in Wien, dann suchten diese, als die Gefahr einer Belagerung immer näher rückte, natürlich das Weite, da nur wenige Lust verspürten, die Schrecken einer Belagerung in einer fremden Stadt mitzumachen. Unter diesen Umständen sank die Schülerzahl von 1526 ab auf eine so tiefe Stufe, wie noch nie seit dem Bestande der Universität. Aber auch nach 1532, als die weitere Gefahr beseitigt schien, hob sich die Frequenz nicht mehr wesentlich, denn das geistige Leben litt stark unter den Streitigkeiten, die infolge der Reformation im Schoß der Universität selbst unter den Lehrern herrschten, natürlich sich auch unter die Studenten verpflanzten und die nie besonders glänzende Disziplin vollends untergruben. Je offener die Stellung der maßgebenden Kreise in der religiösen Bewegung wurde, desto mehr zogen sich weite Kreise von der Universität Wien zurück. Der überwiegende Teil des erbländischen Adels neigte zur neuen Lehre. Er sendete seine Söhne nach Deutschland, wo einzelne Hochschulen schon ganz vom Geiste der Reformation durchdrungen waren. Aber auch bei den glaubensfesten Katholiken galt die Universität von Wien nicht als unbedingt sicher, denn die Zwistigkeiten im Schoß des Lehrkörpers waren allbekannt. So kam es, daß nach 1530 die Schülerzahl oft unter 100 sank, ja in einem Jahre nur 30 erreichte.

In den Jahren 1533, 1537 und besonders 1554 erfolgten Reformversuche, die gut gemeint waren, aber unter den herrschenden Verhältnissen keinen Erfolg haben konnten. Die Frequenz hob sich wohl etwas, da man die Notwendigkeit des Universitätsstudiums für gewisse Zweige des öffentlichen Dienstes schärfer betonte, die bisherige selbständige Stellung der Universität und das wissenschaftliche Leben verkümmerte, aus einer Stätte freier Geistestätigkeit verwandelte sie sich in eine höhere Drillanstalt für staatliche Zwecke.

Aber auch die anderen höheren Schulen in Wien wurden durch die religiöse Bewegung in Mitleidenschaft gezogen. Am schwersten litt die im Rang am höchsten nach der Universität stehende Bürgerschule von St. Stephan. Ihr war so unverkennbar ein streng konfessioneller Charakter aufgedrückt, daß sie schon deshalb von einem großen Teil der Bevölkerung gemieden wurde. Nichts ist bezeichnender für die große Verbreitung, die der Protestantismus um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Wien gefunden hatte, als daß ohne alle offizielle Unterstützung fast 20 Schulen entstanden, die in der Mehrzahl von der neuen Lehre beherrscht wurden. Im Jahre 1546 errichteten die Stände von Niederösterreich am Minoritenplatz im Hause der Herren von Liechtenstein eine Schule, die bald ganz offen als protestantische erklärt und deshalb 1555 durch die Regierung geschlossen wurde. Das gleiche Schicksal widerfuhr den anderen „Winkelschulen", wenn sich eine Handhabe finden ließ. Aber das war nicht immer leicht und noch unter Ferdinand II. kam es vor, daß sich an der Schule bei den Michaelern ein Anhänger der evangelischen Lehre als Rektor

Digitized by Google

einnistete, den man natürlich, als seine Gesinnung bekannt wurde, sofort verjagte und, um das Übel sicher auszumerzen, hob man die ganze Schule auf.

Um den Ausfall der aufgehobenen ständischen Schule am Minoritenplatz zu ersetzen, errichtete Ferdinand I. 1560 für die Söhne der Adelsgeschlechter eine gelehrte Schule bei den Karmelitern am Hof, wo seit 1550 die Jesuiten herrschten. Doch die Mehrzahl des Adels, welche dem Protestantismus anhing, weigerte sich, die Söhne in diese Anstalt zu schicken. Sie wurde daher 1565 wieder aufgehoben und nun errichteten bald darauf die protestantischen Standesherren eine besondere lateinische Schule, die bis 1591 bestand.

Viel geringer ist die Zahl jener an der Wiener Universität wirkenden Männer, die einen großen wissenschaftlichen Ruf besaßen, von 1550 ab, als es in früheren Perioden der Fall war. Es wären da nur zu nennen der Mediziner und Botaniker Crato von Kraftheim (gest. 1583), der neben dem etwas späteren Karl Clusius (gest. 1600) die ersten Versuche zur Begründung einer systematischen Pflanzenlehre machte; der Astronom Georg Tanstetter (gest. 1482) und endlich Dr. Wolfgang Lazius, eigentlich Professor der Medizin, aber ein sehr vielseitiger Gelehrter, dem um seiner Tätigkeit für die Geschichte Wiens willen einige Worte gewidmet werden müssen.

Lazius oder Laz war am 31. Oktober 1514 in Wien in dem seinem Vater gehörigen Hause am Kienmarkt (Lazenhof 1, Fischhof Nr. 2, alt 500) geboren. Sein Vater Simon Laz war gleichfalls Professor der Medizin und einer der gesuchtesten Ärzte Wiens; seine Mutter war Ottilie, die Schwester des kaiserlichen Baumeisters Hermes Schallautzer, der 1538 bis 1539 als Bürgermeister fungierte und an den archäologischen Arbeiten seines Neffen hervorragenden Anteil nahm, mit dem er gemeinsam das schon sehr rar gewordene Werk „Aliquot exempla sacrosanctae vetustatis Rom. in saxis quibusdam Viennae" herausgab, das die Abbildungen vieler seither verloren gegangener römischer Antiquitäten aus dem Wiener Boden enthält.

Wolfgang Laz schlug die Laufbahn seines Vaters ein, studierte an der Wiener Universität, diente dann einige Zeit in Ungarn als Feldarzt beim kaiserlichen Heer, wählte aber, nach Wien zurückgekehrt, die akademische Laufbahn. Sie brachte ihm hohe Ehren, er wurde Professor, bekleidete 1546 und 1560 die Würde eines Rektors und erhielt im ersteren Jahre auch den persönlichen Adel. Viel bekannter als durch sein Fachstudium ist er durch seine Tätigkeit als Historiker. Mag auch manches in seiner „Chronik der Stadt Wien" vor der wissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten, so fällt das den beschränkten Hilfsmitteln seiner Zeit zur Last, nicht aber seinem Fleiß, den er in seltenem Maße aufwand, um alles zusammenzutragen, was sich an Quellen bot. Er war das historische Orakel der Wiener seiner Zeit und wurde von der Gemeinde in jeder Weise geehrt. Es hat sich eine ergötzliche Episode aus den Beziehungen des Rates von Wien zu Laz, dem Historiographen der Stadt, erhalten. Als er 1554 der Stadt für ihre bescheidene Bücherei einige seltene Werke spendete, widmete der Rat in „schuldiger Dankbarkeit zwainczig vngarisch gulden (Dukaten) zu ainem trinckgeschirrl". Als Laz davon erfuhr, deuchte ihm, daß „dasselb vmb zwainczig ducaten etwas khlain mocht sain", er kaufte daher selbst von der „Freylinger tandlerin ain toplt trinckgeschirr" und gab, was auf dessen höheren Preis ermangelte, aus eigener Tasche darauf.

Besonders verdienstlich wirkte er für die Archäologie Wiens. Mit Beihilfe seines Oheims, der durch seine Tätigkeit beim Bau der neuen Befestigungen die beste Gelegenheit hatte, römische Altertümer zu erwerben, sammelte er eine große Zahl von Inschriftsteinen, die er im Hofraum seines Hauses aufstellen oder auch außen einmauern ließ. Leider sind die meisten in späterer Zeit, die verständnis-

und pietätlos war, zugrunde gegangen oder in alle Welt zerstreut worden, und es ist gewiß ein Verdienst, das sich Hermes Schallautzer und Laz erworben hatten, daß sie in dem oben genannten Werk die Abbildungen und den Wortlaut der Inschriften der wichtigsten Altertümer erhalten haben. Auch für die Geographie war er tätig, indem er 1562 die ursprünglich von Cuspinian entworfene Karte von Niederösterreich ganz umarbeitete und wesentlich verbesserte. Laz starb am 19. Juni 1565 und wurde in der Kirche zu St. Peter begraben, an welcher er das Amt eines Kirchenmeisters versah. Das schöne Marmordenkmal wurde in den noch heute bestehenden Neubau übertragen. Sein beigegebenes Porträt ist die Kopie einer Radierung des trefflichen Künstlers Hans Lautensack (Bild S. 625).

Peter Canisius. (S. 642.)

Unter den späteren Gelehrten der Wiener Hochschule sind um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch zu nennen: Angerius Ghislain de Busbecke, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, von seltener Vielseitigkeit und auch als praktischer Geschäftsmann bewährt. Er war eigentlich Rechtsgelehrter, gehörte aber der artistischen Fakultät an und wurde dann auch zu diplomatischen Geschäften vornehmlich im Orient verwendet, von wo er nicht nur einen Schatz von kostbaren Manuskripten, sondern auch viele neue seltene Pflanzen mit nach Wien brachte. Ob dazu wirklich der heute so allgemein verbreitete und beliebte Flieder gehörte, wie die Tradition berichtet, ist fraglich; Tatsache ist, daß er das Haus „zur Hollerstaude" auf der Bastei bewohnte. Später wurde er auch mit der Erziehung der Söhne Kaiser Maximilian II. betraut, dann Aufseher über die Hofbibliothek und starb 1592.

Sonst wären von den gleichzeitigen Gelehrten nur noch Richard Freiherr von Strein (gest. 1650), ein fleißiger Historiker und verdienstvoller Staatsmann, und Johann Sambucus (gest. 1584), ein hochgelehrter Förderer der Altertumskunde, zu nennen.

Das Elefantenhaus, später „Zur goldenen Krone“. (S. 644.)

Die „Lobsprüche“ auf Wien.

Ferdinand von Saar, der leider viel zu wenig bekannte heimische Dichter, hat seiner Vaterstadt ein Bändchen formvollendeter Distichen gewidmet, die allerdings nicht durchaus in ein Lob ausklingen, aber selbst im wehmütigen, fast verschleierten Tadel die tiefe Liebe zu dieser herrlichen Stadt erkennen lassen, deren Zauber sich niemand entziehen kann. Feldmarschall von Moltke

preist sie in seinen Briefen, Scheffel und Träger widmen ihr und den Wienerinnen köstliche Verse, ja manchmal fast widerwillig wandelt sich auch dem kritischen Beobachter, der gerne ein Häkchen finden möchte, um dem alten Wien etwas anzuhängen, der stachlige Spott in eine Eloge.

So war es aber immer und gerade aus dem sechzehnten Jahrhundert sind uns Dichtungen erhalten worden, die sich selbst mit gutem Fug als „Lobsprüche" auf Wien bezeichnen mögen. Ohne Einwirkung auf das Erscheinen dieser Werke blieb keinesfalls die Belagerung von 1529. Natürlich in Deutschland, um einen bezeichnenden Vulgärausdruck zu gebrauchen, spürte man, als die Gefahr vorüber war, sie in „allen Gliedern" und war nun bereit, mit wohlfeilem Lob zu ersetzen, was man an hilfsbereiter Tat zu rechter Zeit versäumt hatte.

Wie billig, lassen wir dem braven Wolfgang Schmälzl, der uns soviele in ihrer ungesuchten Naivetät fast plastisch wirkende Schilderungen lieferte, den Vortritt. Er stammte nicht aus Wien, aber ein längerer Aufenthalt, sein vielseitiges Wirken und die herzliche Anhänglichkeit, die er in jeder Zeile seines berühmten „Lobspruches" für diese Stadt bekundete, geben fast das Recht, ihn als Wiener zu reklamieren. Er war zu Kemnat in der bayerischen Oberpfalz geboren — wir kennen nicht einmal sein Geburtsjahr. Sein Vater war ein wenig bemittelter Handwerker, dem es sauer genug werden mochte, seinem Sohn die Möglichkeit einer besseren Ausbildung zu gewähren. Auch über seine Studien können wir nur nach seinen späteren Schicksalen schließen; nach diesen muß er eine lateinische Schule, wahrscheinlich sogar eine Universität besucht haben. Sofort nach dem Beginn der Reformation schloß er sich dieser an, wurde Kantor in Amberg, wo er heiratete und mehrere Jahre friedlich lebte. Ob er seine Familie verlor oder sie, von Abenteuersucht getrieben, im Stiche ließ, ist nicht zu entscheiden. Wenn wir dem glauben dürfen, was er in seinem Lobspruch erzählt, so folgte er, als er auszog, um zu sehen, „was des orts oder dort ist gschehen", einer Mahnung seines Vaters, der wohl selbst als Handwerksbursche ein gutes Stück der Welt gesehen haben mochte.

„Ein jung gsel, der das Land nit paut,
Wirt zugleicht eim ungschmalzen kraut,
Sey dann in einer solchen Stat,
Darin er findt Kunst, witz vnd Rath,
Gute sitten, so mag er pleibn,
Im vatterlandt sein zeit vertreibn."

Schmälzls Reise führte ihn durch einen großen Teil Deutschlands, wo er

„Die Reichstet im Römischen Reich
Besichtigt vleissig alzugleich."

Doch zieht es ihn nach Österreich, von dem sein Vater so begeisterte Schilderungen entworfen hatte.

„Es hat ein landt mit gulden bergen,
Die straß daselbst gantz sinlbern wern.
Auch sprach er oft: O Österreich!
Wo mag man finden dein geleich?
Kein landt mir ein paß gfallen hat,
Du hast den namen mit der that . . . . . "

Die Zeit seiner Ankunft in Wien mag in die Jahre 1530 bis 1540 fallen. Ebenso ist es ungewiß, ob er schon früher sich vom Luthertum abgekehrt hat und deshalb vielleicht Amberg und seine Familie verließ, oder ob er erst in Wien diesen Gesinnungswechsel vollzog, um sich eine Stellung zu schaffen. Gewiß

ist nur, daß er sich selbst in einer handschriftlichen Notiz als „papistischer Pfaff“ bezeichnet, Schulmeister bei den Schotten wurde, 1550 „auf dem Mist“ (ein Teil der Freiung) ein Haus erwarb und einige Jahre später die Pfarre von St. Laurenz auf dem Steinfeld besaß, wobei es jedoch unentschieden ist, ob er das Amt tatsächlich ausübte oder — wie es damals vielfach geschah — nur den Titel führte und einen Teil der Einkünfte bezog.

Für die Zwecke seiner Schule schrieb Schmälzl eine Anzahl von „Komödien“, die er mit seinen Schülern aufführte. Auf die Bedeutung der „Schulkomödien“, die auch von den Jesuiten eifrig gepflegt wurden, für die Entwicklung des Theaterwesens in Wien werden wir später zurückkommen.

Außer seinen dramatischen Arbeiten sind noch von ihm bekannt ein „Guter seltzamer vnn kunstreicher Teutscher Gesang“, der 1545 in Nürnberg gedruckt wurde, „Ein new Liad“, das den Zug des Erzherzogs Ferdinand nach Ungarn beschreibt, an dem Schmälzl als Feldgeistlicher teilgenommen haben soll; ein Poem „der christlich und gewaltig Zug in das Hungerland“, das 1556 erschien und endlich Schmälzls bekanntestes Werk, der „Lobspruch auf die Stadt Wien“, der 1547 und 1548 in zwei Auflagen herauskam. Der volle Titel lautet: „Ein Lobspruch der Hochlöblichen weitberümbten khünigklichen Stat Wienn, wölche wider den Tyrannen vnd Erbfeindt Christi nit die wenig ist, sondern die höchst Hauptbefestigung der Christenheit ist, Rö. Khü. May. ꝛc. vnserm aller gnedigsten Herrn zu Ehren beschriben, durch Wolffgang Schmelzl, Schulmaister zum Schotten, vnd Bürger daselbst.“

Die alten Ausgaben gehören auch schon zu den großen bibliographischen Seltenheiten, doch hat 1849 die bestandene Buchhandlung Kuppitsch einen sehr guten Wiederabdruck erscheinen lassen. An passenden Orten sind schon Proben des Werkchens gegeben worden, dessen Schilderungen, abgesehen von einem manchmal zu weit gehenden Enthusiasmus, doch durch die Fülle von Details für das Lokalkolorit von Wien in jener Zeit von unschätzbarem Wert und soweit es sich kontrollieren läßt, auch ziemlich zutreffend sind. Wir kennen weder Schmälzls Todesjahr bestimmt, noch ist es gewiß, ob er seinem Wunsch gemäß („Auf Herr ich bitt ist der Wille Dein, So laß Wien hie mein Freythof sein“) in Wien gestorben ist. Das Todesjahr dürfte, nach dem gänzlichen Versiegen seiner früher so reichlich fließenden literarischen Produktion zu schließen, in die zweite Hälfte der Fünfzigerjahre zu setzen sein. Ob er in Wien seine Ruhestätte im Tode fand, ist gewiß von viel geringerem Belang, als daß es ihm in dieser Stadt im Leben so wohl erging, daß er mit leiser Selbstironie sagt:

„Der Schmälzl khain pesser schmalzgrub fand!
Ich lob diß ort für alle land!“

und ein anderesmal rühmt:

„Wer sich zu Wien nit neren kan,
Ist vberall ein verdorbner man.“

Etwas später als Schmälzls „Lobspruch“ auf Wien fällt jener des Königs aller Meistersinger, des unübertrefflichen Hans Sachs, des Nürnberger Poeten und Schusters. Er ist in dem von ihm selbst geschriebenen Manuskript seiner Dichtungen enthalten, das ursprünglich 34 Bände umfaßte, von welchen leider nur mehr 18 in der Stadtbibliothek von Zwickau erhalten sind. Der Lobspruch von Hans Sachs ist in keiner der Sammlungen seiner Werke enthalten und erst vor einigen Jahren in Wien in einem Separatabdruck erschienen. Er zerfällt in drei Teile, von welchen der erste die eigentliche Beschreibung

enthält, für welche offenbar jene des Aeneas Sylvius benützt wurde, der zweite behandelt die Belagerung durch Mathias Corvinus, der dritte jene von 1529. Im Manuskript, das übrigens auch noch ähnliche Gedichte zum Preis anderer Städte Deutschlands enthält, ist am Beginn die Ansicht von Wien aus Münsters Kosmographie (S. 599) eingeklebt. Der erste wichtigste Teil lautet:

„Die oben Contrafactur
Zeiget wahrhaftig clar und pur
Wien, die weit berümbten Hauptstat
In Oesterreich ir leger hat
An dem Flues, die Thonau genannt,
Welche vür rint ins Ungerlant,
Mit sechzg schiffreichen Fluessen guet
Sich mert, für viel Stet fliesen thuet;
Unter den Wien ist die eltst Stat.
Von Alters her den namen hat
Flaviana, von Flavio,
Dem landvogt, der regirt aldo;
Auch vermainen Etliche da
Von dem klein Flueslein Wiena,
Das zwischen den vorsteten flueßt hinab,
Stat Wien den iren namen hab.
Wien, die gros, weit und volkreich Stat,
Der umbkrais ir Statmauern hat
Zwei dausent schrit ringweis umbfangen;
Auch hat die Stat ein weiten langen
Graben mit aufgeworfner Schuete (Wall); mer
Mit thürmen, zinnen und vorwer.
Die Gassen sint mit stainen hart
Gepflastert sehr werhafter art,
Darin die pürgerheuser hoch,
Stainen, mit gmel geziret doch,
Gwelt mit Schwibogen gmachsam (bequem) weit,
Stueben vor Frost zur winterszeit,
Stallung zu pferden und ander thier,
Auch gar kestliches hausgeschier,
Durchscheinende glasfenster für
Daran eisren leden und thür.
Alle gemach zierlich zu mal
Als wie eines Fürsten schöner Sal.
Die weinkeller so tief und weit,
Daß man vermaint zu dieser zeit,
Stat Wien, den drob funden werd (wird oben gefunden).
Diese Stat Wien in hochen rumb
Liegt im Passauischen pistumb.
Darin seint von gehauen stain
Vil gotshaeuser groß unde klain,
Köstlich gebaut nach allem rat,
Gezirt mit allerlei ornat,
Vil Closter mit Frauen und man,
Darin ir gaistlich orden han.
Jedoch Sant Steffans thurn und stifft
Mit kunst die andern überdrist,
Das in gantzem Deutschlant hat rum.
Auch ist da ein Collegium,
Ein hohe schuel der freien kunst,
Die aufgericht ist, pestet aus gunst
Von pabst Urban den Sechsten clar,
Da kumen vil Studenten dar
Aus Ungarn und aus deutschem Land,
Die da studiren allesand.
Es werden auch in Wien der Stadt
Achtzehn man erwelt in rat,

Und ein Richter in das gericht,
Auch ein purgermeister, verpflicht
Zu tragen sorg für die ganz Stat,
Mit mer obrigkeit die Stat hat,
Denn auch herrn zumb weinzol,
Die haben ein scharpf einsehen wol,
Und ihr gwalt wert von Jar zu Jar.
Nun diese Stat, volkreich vür war,
Doch kumbt überflüssiger weis
Täglich darein allerlei Speis
An korn, weizen, prot flaisch und fisch,
Krebs. Aier, vogel und wilpret frisch;
Das weinlesen wert oft virzig tag,
Das man teglich einfürt ich sag:
Wegen mit wein, teglich drei hundert
Des tags oft zu, das manchen wundert,
Das teglich pei zwelfhundert pferden
Im weinlesen gepraucht werden.
Den osterwein stark wolschmack guet
Oft gar um ringelt (geringes Geld) drinken thuet.
Den meisten wein, den fürt man nau (am Wasser)
Mit pferden in schiffen rauff die Thonau,
Darnach auf der ax, muesamer hant
In Pairen und in Schwabenlant
In solchen reichtumb, glückseligkeit,
Stat Wien ist gstanden lange zeit.“

Hier schließt sich die Erwähnung der beiden Belagerungen an und mit dem Tag der Vollendung „Anno salutis 1567. Am 1. Tag Decembris“ endet das Gedicht.

Auch in anderen gleichzeitig im Druck erschienenen Schriften beschäftigt sich der biderbe Hans Sachs mit Wien. So gibt es ein 400 Zeilen starkes Gedicht: „Historia der Türkischen Belegerung der statt Wien, mit Handlung beyder theyl,“ dann ein Gedicht: „Ein tyrannische That des Türcken von Wien begangen“; weiters: „Die Türckisch belagerung der Stat Wien mit sampt seiner Tyrannischen handlung“; endlich: „Ein klag zu got über die grausam wüterei des grausamen Turken ob seiner viel kriegen und obsiegen,“ die ersteren sämtlich 1529, das letztere 1532 erschienen. Auch die Verse zu Guldenmundts Holzschnitten verfertigte Hans Sachs und es waren wohl alle diese kleinen Werkchen als Flugschriften gedacht. Hierher gehört auch die kleine Dichtung: „Wunderbarliche Gesicht, so an der Sonn und Mon zu Wien in Oesterreich sind gesehen worden. Anno 1557 am 26. und 27. Tag Decembris,“ eine sinngemäße aber versifizierte Übertragung des Berichtes, den der Wiener Astronom Andreas Ziegler in lateinischer Sprache über dieses Naturereignis verfaßte, das wahrscheinlich die in unseren Gegenden seltene durch Nebelbildungen verursachte Erscheinung einer Nebensonne und eines Nebenmondes betraf.

Diese vielfachen Beziehungen auf Wien in den Schriften des berühmten Nürnberger Meistersingers haben die Vermutung seines längeren Aufenthaltes in Wien nahegelegt. Unbedingt zu verneinen ist ein solcher nicht, denn wir wissen, daß Hans Sachs nach dem Handwerksbrauch seiner Zeit die Wanderjahre durchmachte und in mancher deutschen Stadt Stiefel besohlte, wobei ihm gewiß schon ein oder das andere seiner schalkhaften Liedlein durch den Kopf summte. Er kam auf dieser Wanderfahrt über Salzburg auch nach Innsbruck, wo er im Dienste Maximilian I. gestanden und Mitglied der Schützengilde gewesen sein soll, es wäre also immerhin möglich, daß er, vielleicht im Gefolge des Kaisers, auch Wien berührt hätte. Wenn man aber auch seinen „Lobspruch“ auf Wien als Beweis seines Aufenthaltes in dieser Stadt heranziehen will, so

ist das ganz unzulässig. Dieser würde eher für das Gegenteil sprechen, denn abgesehen davon, daß jedem oberflächlichen Kenner die oft bis zur Wortfolge getreue Benützung von Bonstettens Übersetzung des Aeneas Sylvius auffällt, entbehrt die Schilderung Wiens von Hans Sachs jedes charakteristischen Zuges, der sich gewiß eingeprägt und zur Geltung gebracht hätte, wenn er durch kürzeren oder längeren Aufenthalt wirklich persönliche Eindrücke aus Wien besaß. Daß ihm diese ganz fehlten und er sich auch nicht die Mühe gab, sie durch Erkundigungen zu ersetzen, beweist nichts schlagender, als daß er gläubig die schon lange überholten Angaben seiner Quelle über die Zusammensetzung des Rates von Wien vorbringt.

Sehr wenig bekannt ist es, daß auch in der stolzen, volltönenden Sprache Hispaniens ein Lobspruch auf Wien gedichtet wurde. Der Entstehungszeit nach dürfte er zwischen jene von Schmälzel und Hans Sachs fallen. Sein Verfasser war jener Hidalgo Christobal de Castillejo, der mit Erzherzog Ferdinand aus Spanien kam, dann wegen seiner Verwendbarkeit den Posten eines Geheimschreibers erhielt, aber trotz der Verwendung Ferdinands bei dessen kaiserlichem Bruder den Wunsch nach einer ausreichenden Versorgung in der spanischen Heimat nicht erfüllt sah. Später scheint er sich vom Hofe zurückgezogen und ziemlich kümmerlich in Wiener-Neustadt gelebt zu haben, wo er 1556 starb. Sein Grabstein ist noch in der Kirche des Neuklosters zu sehen.

Obwohl also dem edlen Spanier persönliche Eindrücke über Wien nicht gefehlt haben können, sucht man doch in seinem zwölf Strophen zählenden Gedicht vergebens charakteristische Züge über das Aussehen und Leben des Wien jener Tage. In der damals sehr gebräuchlichen Form eines Dialogs abgefaßt, beantwortet die Dichtung die Frage, warum man so viel Gefallen an Wien finde, nur mit ganz allgemeinen Redensarten über die Schönheit der Lage und Bauart, ohne irgend ein Detail beizubringen. Dagegen verbreitet sich Don Christobal de Castillejo sehr weitläufig über die vielen Geschenke, die ihm seine Freunde in Wien zukommen ließen. Wenn er dann die Frage aufwirft, was ihn verlockte, nach Deutschland zu kommen, die er dahin beantwortet, daß die „Schuld an diesem Irrtum nur die Liebe, die allzugroße Liebe zum König Ferdinand" die Ursache war, so verrät sich die eigentliche Absicht dieses sogenannten „Lobspruches auf Wien". Dieser war gewiß nichts als die poetische Einkleidung eines Bettelbriefes an Ferdinand I. Man kennt auch noch ein zweites poetisches Werk Castillejos, ein sehr zierliches, aber überschwengliches Gedicht an eine „Dame von Wien", das als Beweis dafür gelten mag, daß sich schon damals kaum ein Mann dem Zauber der „schönen Wienerin" verschließen konnte.

Die letzten Regierungsjahre Ferdinand I.

Kaum waren die Gefahren einer neuen türkischen Überflutung etwas in die Ferne gerückt, so machten sich wieder die religiösen Wirren mit voller Gewalt geltend. König Ferdinand I. billigte das strenge Vorgehen seines kaiserlichen Bruders durchaus nicht, der nun, wo er die Hände frei bekam, wieder auf die völlige Unterdrückung des Protestantismus hinarbeiten zu können glaubte. Ferdinand I., obwohl ein strenggläubiger Katholik, verschloß die Augen nicht vor den unleugbaren Übelständen im kirchlichen Leben und hing schon aus politischen Gründen noch immer dem schönen Traum nach, durch eine einschneidende Kirchenreform den alten und neuen Glauben versöhnen zu können.

Daß eine solche Reform dringend nötig gewesen wäre, lehrten die Zustände in der Wiener Diözese mit einleuchtender Kraft. Seit 1533 stand in

dem Bischof Johann Faber an deren Spitze ein Mann von großem Wissen, Weltkenntnis und Glaubenseifer, aber auch er konnte die ganz verfahrenen Zustände nicht bessern.

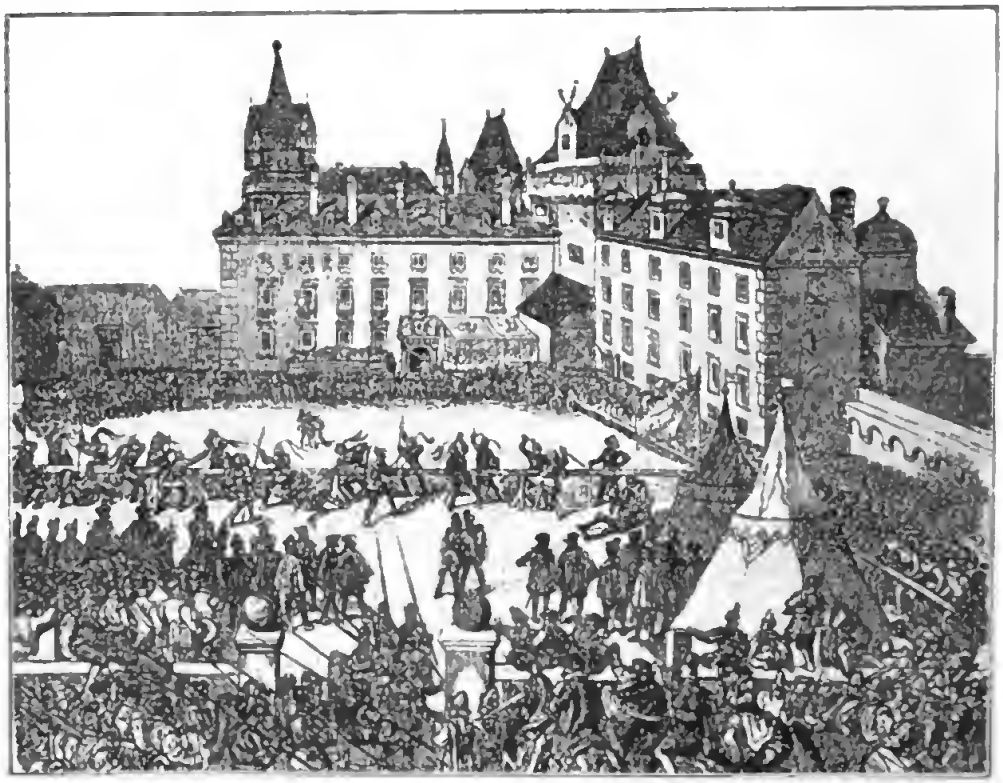
Das Hauptübel lag eben darin, daß die Unordnung aus den Reihen des Klerus selbst kam und der Bischof von einem Teil desselben arg angefeindet wurde, weil er mit Energie für die Wiederherstellung kirchlicher Zucht eintrat, häufige Visitationen abhielt und gewissen Bettelorden, die im Rufe standen, sehr irdische statt der geistlichen Zwecke zu verfolgen, die Aufnahme in Wien verweigerte. In einzelnen Fällen mag der Übertritt katholischer Priester zur neuen Lehre aus festbegründeter, unter schweren Kämpfen erworbener Überzeugung erfolgt sein, aber gewiß waren sehr oft ganz andere Motive die Ursache. Als typisches Beispiel können die kirchlichen Verhältnisse in Baden gelten. Schon 1544 heißt es in einem Visitationsbericht: „Derzeit ist ein Pfarrer samt einem Prädikanten da"; 1559 aber „sogar" ein verheirateter Priester, namens Peter Rottmann, der sich mehrere Kapläne hält. Ein früherer katholischer Geistlicher, Melchior Schrecksmell, nannte sich 1573 „Pastor der Pfarre Baden" und lebte ganz ungehindert mit seiner Ehefrau Ursula. Als diese aber starb, kamen die religiösen Überzeugungen des wackeren Mannes wieder in das Schwanken und er fand als reuiges Schaf Aufnahme, da er später kirchliche Funktionen versehen darf und sogar mit Visitationen katholischer Pfarrorte betraut wird. Das Augustinerkloster in Baden war seit 1538 von allen Mönchen verlassen und erst 1584 wurde es wieder mit einigen Klerikern besetzt; ja es scheint, daß einige Zeit gar kein Gottesdienst für die Katholiken stattfand, da erst 1594 Rudolf II. die Wiedereinführung eines solchen anordnet. Ähnlich stand es in einzelnen Orten der Umgebung bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, so wurde in Tribuswinkel erst 1640 wieder ein katholischer Priester eingesetzt.

In Wien selbst zählte der neue Glaube unter der Bevölkerung viele Anhänger, doch hielten die maßgebenden Kreise am Katholizismus fest; namentlich in den städtischen Behörden behielt er entschieden das Übergewicht. Unter den Handwerkern aber und den niederen Volksschichten gewann die neue Lehre immer mehr Anhänger, namentlich als 1541 nach dem Tode Fabers die bischöfliche Würde an Friedrich Nausea kam, der früher an der Universität wirkte und als gelehrter Theologe galt, aber den Vermittlungs- und Reformideen Ferdinand I. zuneigte. Es fehlte ihm nicht an kirchlichem Eifer, denn er unterzog sich selbst den Mühen der Seelsorge und predigte oft bei St. Stephan, aber es mangelte ihm die feste Hand seines Vorgängers, um in so schwankender Zeit den Ordnungswidrigkeiten und dem Abfall im Klerus zu wehren.

Ohne bestimmte gesetzliche Verfügungen zu treffen, ließ es König Ferdinand I. bei stillschweigender Duldung der evangelischen Lehre bewenden. Er stellte sich dadurch sogar in einen gewissen Gegensatz zu seinem Bruder Karl V., der nach Niederlage des von den protestantischen Fürsten Deutschlands zum Schutz der neuen Lehre gebildeten Schmalkaldener Bundes offen deren gewaltsame Unterdrückung in Aussicht nahm. Es ist zwar ziemlich gewiß, daß diese Haltung Ferdinands sehr wesentlich dadurch beeinflußt wurde, daß Karl V. den Plan verfolgte, die Nachfolge in der Kaiserwürde an seinen Sohn Philipp von Spanien zu bringen. Aber auch im allgemeinen hatte Ferdinand I. trotz seiner spanischen Erziehung viel vom deutschen Geiste in sich aufgenommen und seine tiefe religiöse Überzeugung hinderte ihn nicht, die Notwendigkeit kirchlicher Reformen zu erkennen und eine gewisse Duldung zu üben. Ausdrücklich ließ er auf dem Landtag von 1546 den protestantischen Ständen Österreichs bedeuten, daß die vom Kaiser verhängte Acht über die Mitglieder des Schmalkaldener

Bundes in Österreich keine Unterdrückung des evangelischen Glaubens nach sich ziehen werde.

Erst als die politische Bedeutung des Protestantismus auch von Deutschland nach Österreich überzugreifen drohte und die protestantischen Stände einzelner Länder die Einmengung auswärtiger Fürsten anriefen und zum „Schutz des Glaubens" förmliche Bündnisse schlossen, zog Ferdinand I. die Zügel etwas straffer an. Nicht ohne Einfluß blieben übrigens die Verhältnisse unter den Protestanten selbst. Das widerliche Gezänke über theologische Spitzfindigkeiten, das Auftauchen einer ganzen Menge von Lehrmeinungen, die sich grimmig befehdeten, hauptsächlich aber die Unduldsamkeit, die gerade von



Turnier am Burgplatz unter Maximilian II. (S. 647.)

jenen bewiesen wurde, die für sich selbst die weitestgehende Duldung verlangten, alle diese sehr menschlichen Schlacken, die sich einer geistigen Bewegung beimengten, mußten sehr abstoßend wirken. Ein Fanatismus der Protestanten tauchte ganz gleichwertig und ebenso verwerflich neben jenem der Katholiken auf. Wie tief der erstere schon in die Menge gedrungen war, bewies die tolle Roheit eines protestantischen Bäckergehilfen Johann Hayn aus Württemberg, der 1549 am Graben die Monstranze aus der Hand des von einer Prozession begleiteten Priesters riß, sie zu Boden schleuderte und mit dem Ausruf: „Was tut ihr eurem Gott für eine Ehre an, daß ihr ihn also herumtragt im Kot!" darauf herumtrat. Natürlich wurde der Übeltäter verhaftet und dem Gerichte überliefert. Als Ferdinand I. davon erfuhr, ordnete er an, daß gelehrte und weise Männer dem Burschen das Verwerfliche seines Handelns vorstellen und ihn zur Reue bekehren sollten. Doch blieb alles vergeblich, er erwies sich als verstockt und

unbußfertig. Das nach der eben erlassenen „Constitutio criminalis" Kaiser Karl V. gefällte Urteil verhängte einen martervollen Tod über den Verblendeten. Die Hinrichtung fand am 12. November 1549 statt, worüber eine gleichzeitige Quelle berichtet: „Erstlich ist er von des Schergen Hauß gefüert worden auf einem wagen darauff ein pinn mit laden, ist er darauff gewesen; alsdann hat im der zichtiger mit einer zangen die zungen herausgenommen und selbe abgesnitten gesehen an dem ortt, da er das hochwirdig sacrament hat ungeert,

Kaiser Maximilian II. (S. 648.)

darnach hat im der zichtiger im namen meister Gallus all beede hennd abgeslagen, darnach ist er geschlayfft worden; hat er gesagt: herr in deine handt befiel meinen geist. Darnach hat man pracht den menschen für das stubentor und in auff der ganswayd verprennt zu einer Aschen." Über Antrag der Universität ließ Ferdinand I. den Ort, an dem die tolle Untat geschehen war, durch ein Gitter abschließen und eine Säule mit deutscher und lateinischer Inschrift errichten. Da als Tatort ganz ausdrücklich der Platz vor dem Hause Nr. 2 (alt 1002) am Graben bei der Dorotheergasse bezeichnet wird, ist es eine ganz haltlose Annahme, daß das Schild des sogenannten „Becherlhauses" an der Ecke

des Stephansplatzes und Stock-im-Eisenplatzes mit diesem Vorgang in Verbindung steht.

Auch das Wiederauftauchen der Wiedertäufer mußte bedenklich machen. Da sie nicht darauf verzichteten, ihre gegen die bestehenden staatlichen Einrichtungen und die Besitzverhältnisse gerichteten Lehren öffentlich zu verkünden, erfolgten zahlreiche Verhaftungen. Schon 1545 ertränkte man einen unbußfertigen Anhänger dieser Sekte, 1546 wurden vier geköpft und 1549 sogar der aus einer Adelsfamilie stammende Wiedertäufer Christof Hebenstreit verbrannt.

Einzelne scharfe Maßregeln, die Ferdinand I. unternahm, um dem Anwachsen des Protestantismus zu steuern, versagten fast gänzlich. Trotz des Mandates von 1543, das alle Buchdrucker und „Buchführer", welche Bücher über den neuen oder Streitschriften gegen den alten Glauben drucken und verbreiten würden, mit dem Ersäufen bedrohte, waren solche Werke doch in allen Händen. Die auf bischöfliches Verlangen erflossene Anordnung vom Jahre 1546, daß jedermann vor Aufnahme an die Universität seine katholische Gesinnung „standhaft" nachzuweisen habe, mußte sogar beseitigt werden, da eine förmliche Entvölkerung der Universität drohte. Der Mangel an Priestern war so groß, weil sie massenhaft übertraten und oft Jahre vergingen, ehe eine Weihe vollzogen wurde. Das Minoritenkloster stand vollkommen leer, so daß sich, ohne Widerstand zu finden, evangelische Prediger mit ihren Familien darin ansiedeln konnten.

In dieser Lage lenkte man von mehreren Seiten die Aufmerksamkeit Ferdinand I. auf den vor kurzem gegründeten Jesuitenorden, über dessen Zweck und innere Einrichtung er sich von dem schon seit 1542 an seinem Hofe befindlichen Pater Nikolaus Bobadilla genau informieren ließ. Nach seinem bisherigen Wirken schien dieser Orden besonders geeignet, durch Einwirkung auf den Unterricht und die Erziehung dem weiteren Umsichgreifen der neuen Lehre Einhalt zu tun. Mit dem Versprechen, für sie ein besonderes Kollegium in Wien zu errichten, begehrte Ferdinand I. von Papst Julius III. die Entsendung einiger Priester des Jesuitenordens und schon am 31. Mai 1555 langten die vom Stifter Ignaz von Loyola selbst ausgewählten elf Mitglieder an, Spanier, Niederländer, Franzosen und Italiener, nur ein Deutscher, Peter Schworich aus Ingolstadt. Sie wurden bei den Dominikanern untergebracht, ihr erster Rektor war Nikolaus Lannoy. Dieser wie auch Claudius Jajus (Jay) waren von jener Gelehrsamkeit und Weltklugheit, wie sie meist die Mitglieder des Ordens auszeichnet, indessen würde er doch nicht so rasch Wurzel gefaßt haben, wenn nicht ein Mann nach Wien gekommen wäre, der als eine der größten Berühmtheiten dieser geistlichen Gemeinschaft zählt.

Es war dies Peter Canisius, der 1524 zu Nimwegen in den Niederlanden geboren war, 1543 zu Köln in den Orden trat und rasch als ebenso gelehrt wie vielseitig verwendbar zu Ansehen kam. In Rom und Ingolstadt war er tätig, bis er nach Wien berufen wurde (Bild S. 632).

Hier griff er sofort in allen Richtungen ein. Als Kanzelredner wirkte er durch seine feurige und volkstümliche Sprache. Noch erfolgreicher aber war sein Bemühen um die Organisierung des Unterrichtes, denn er erkannte sofort, daß hier der Hebel angesetzt werden müsse. Sofort nach dem Eintreffen der Jesuiten hatte der Stadtrat diesen seine besondere Gunst durch Schenkung eines Hauses mit Garten im Unteren Werd bewiesen. Aber dies lag zu entlegen und so räumte ihnen der König Ferdinand I. 1554 das vollkommen in Verfall geratene Karmeliterkloster am Hof ein, das zur Ausführung ihrer weit ausschauenden Pläne sehr geeignet war. Zuerst errichtete Canisius eine gewöhnliche lateinische Schule, an welche sich bald eine Erziehungsanstalt für Söhne

besserer Häuser schloß, für welche gezahlt werden mußte. Um aber Einfluß im Volk zu gewinnen, kam auch ein solches Konvikt für Unbemittelte dazu, die ohne allem Entgelt Aufnahme fanden. Daran schloß sich endlich auch 1560 eine Akademie für Söhne aus den Familien des österreichischen Herren- und Ritterstandes, für welche der Kaiser den Jesuiten ein besonderes Haus widmete.

Stets verstanden die klugen Väter der Gesellschaft Jesu die große Kunst, vom Gegner zu lernen. Auch Canisius, der ohne Frage ein bedeutender Kopf von großer Welt- und Menschenkenntnis war, erfaßte rasch die Bedeutung, welche die knapp und volkstümlich geschriebenen Religionsbücher des lutherischen Bekenntnisses für die Verbreitung desselben hatten. Er schuf daher den katholischen Katechismus, der in seiner einfachen und klaren Form dem Volk allgemein verständlich und ebenso weit von den dogmatischen Spitzfindigkeiten, wie dem unklaren Mystizismus der früheren Religionsbücher war. Man kann sagen, daß dieses Büchlein, das zahllose Auflagen erlebte und nach dem Millionen und Millionen ihren Religionsunterricht erhielten, einer der wichtigsten Behelfe für die Bekämpfung des Protestantismus, für die ganze spätere Gegenreformation war.

Unter der Leitung des rastlosen und umsichtigen Canisius eroberten die Jesuiten rasch Terrain. Er zog so viel als möglich Ordensglieder nach Wien, von wo sie auf das flache Land gesendet wurden, wo es mehr als 300 erledigte Pfarren gab. Canisius selbst nahm das Amt eines Hofpredigers an, aber er führte auch zugleich die erste geregelte Seelsorge für die Gefangenen ein, indem er darauf hinwies, daß die „von Gott verlassenen und von den Menschen gefürchteten und gemiedenen" unglücklichen Verbrecher es am meisten bedürfen, zu Gott zurückgeführt und getröstet zu werden. Noch jetzt ist in der Gefangenhauskapelle des Landesgerichtsgebäudes ein Porträt von Canisius zu sehen, der tatsächlich die lange Reihe der Strafhausgeistlichen eröffnete.

Während sich Ferdinand I. unter dem Eindruck der ersten Erfolge des Jesuitenordens wieder zu einer strengeren Auffassung der religiösen Wirren neigte, kam durch die Rückkehr des Thronerben, Erzherzog Maximilian, ein neues, den Vater und Herrscher beunruhigendes Element in die ohnehin verworrene Lage. Maximilian, der am 1. August 1527 in Wien geboren war, kam auf Wunsch seines Oheims, des Kaiser Karl V., sehr früh nach Spanien, um mit seinem Vetter Philipp, der nachmals als grausamer Bekämpfer der Niederländer und als religiöser Fanatiker so berüchtigt wurde, gemeinsam erzogen zu werden. Er scheint einige Zeit die Gunst seines kaiserlichen Oheims in hohem Grade besessen zu haben, denn er begleitete diesen in den Schmalkaldischen Krieg, der Karl V. auf den Gipfel seiner Macht und der Erfüllung seiner Pläne so nahe brachte, daß die plötzliche Zertrümmerung all dieser Erfolge niederschmetternd wirken mußte; auch vertraute ihm der Kaiser, als er 1547 seinen Sohn Philipp nach Deutschland berief, die Regierung Spaniens an und vermählte ihm ein Jahr später seine Tochter Maria.

Doch die Maximen spanischer Erzieher und Mönche, die von dem späteren Philipp II. so eifrig eingesogen wurden, fielen bei Maximilian auf keinen empfänglichen Boden. Es mag sein, daß auch die immer deutlicher hervortretenden Pläne des Kaisers, die deutsche Krone mit Umgehung seines schon zum römischen König gewählten Bruders Ferdinand für Philipp zu sichern, eine Erkaltung des bisherigen Verhältnisses bewirkte. Vielleicht ließ sich auch Maximilian anmerken, daß er die schroffen Glaubensansichten seiner spanischen Umgebung nicht im vollen Umfange teile, und daß dadurch die ungünstigen Berichte beeinflußt wurden, die Ferdinand I. über das Wesen und Benehmen seines ältesten Sohnes aus Madrid erhielt und die ihn mit einem gewissen Vorurteil gegen Maximilian erfüllten.

Infolge der Spannung zwischen den Brüdern rief Ferdinand I. den Sohn aus Spanien zurück. Im April 1552 kam Maximilian, der seit 1548 mit Zustimmung der Stände den Titel eines Königs von Böhmen führte, in Wien an und hielt mit seiner Gattin einen prunkvollen Einzug. Mehr Aufsehen aber als die vergoldete Prachtkarosse, in welcher das fürstliche Paar saß, und als die prächtigen Kostüme der spanischen Adeligen vom Gefolge Maximilians, machte ein Tier, das ernst und würdevoll im Zuge schritt, an diesem Tage aber zum erstenmale in Wien gesehen wurde. Von ferne schon ragte über die dichtgedrängte Menge ein riesiger dunkler Körper empor, der sich langsam näher bewegte.

Wer hatte je so ein Tier gesehen? Auf den Beinen, jedes so dick wie ein Baumstamm, der im Boden wurzelt, ruhte ein kolossaler runder Körper, so schwarz wie die Haut des Negers, der auf dem Hals saß und das Ungeheuer mit einem dünnen Stäbchen lenkte. Das Seltsamste aber war der Kopf mit den kleinen kaum wahrnehmbaren Äuglein, den langen umgeklappten Ohren und einer Nase, die sich unendlich verlängerte, zu deren Seite sich aber drohend zwei gewaltige weißglänzende Zähne vorstreckten. Von Reitern und Hellebardenträgern umgeben, stapfte das Riesentier gemächlich dahin, die ungelenken Füße langsam hebend und mit solcher Wucht niedersetzend, als wollte es ein Loch in die Erde stampfen.

So sehr die Neugierde auch reizte, drängte doch alles scheu zurück, denn unter dem Tritt dieser Riesenfüße mußten die festesten Knochen knacken, auf jedem Zahn aber hatten ein paar Menschenleiber Platz. Man suchte aus der Nähe des Ungetüms zu kommen, so daß sich in der engen Kärntnerstraße ein gefährliches Drängen zeigte. Da waren aber zum Glück einige erfahrene, weitgereiste und in den Wissenschaften erfahrene Männer in der Nähe, welche die Leute beruhigten. Dieses Tier sei nicht gefährlich, es werde sogar in Indien und Mauretanien, wo es seine Heimat habe, zu allerlei nützlichen Verrichtungen verwendet. Es heiße Elephas, der Rüssel diene ihm nicht nur als Nase, sondern auch als Hand, mit der es greifen, tragen und die Nahrung zum Munde bringen könne, aus den Zähnen aber gewinne man das köstliche „Helfenbein", das dem Golde gleich geachtet werde und mit dem die Türen am Tempel Salomonis belegt gewesen seien.

Über den Graben, Kohlmarkt und an der Burg vorüber, wo die hohen Herrschaften den seltsamen Gast besichtigten, führte man das Tier wieder zur Stadt hinaus, da draußen vor der Braunbastei schon ein großer Schoppen als Unterkunft für diesen Riesenleib vorbereitet war. Dort blieb der Elefant einige Zeit, um bequem besichtigt werden zu können, bis in dem Schlosse zu Ebersdorf eine passende Stallung für ihn hergerichtet sei.

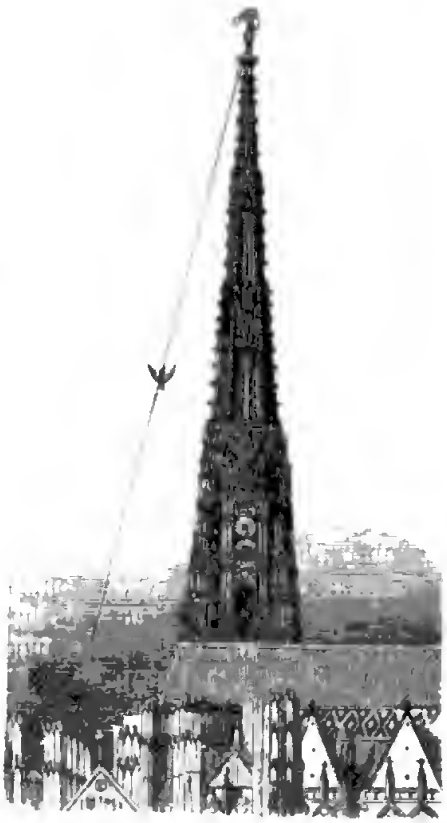
Das Erscheinen des ersten Elefanten hatte in Wien solches Aufsehen erregt, daß sofort mehrere Häuser nach diesem Tier beschildet wurden. Das bekannteste „Elefantenhaus" war jenes am Graben (alt Nr. 619), das die östliche Schmalseite des Platzes bildete und mit seinem zweigiebeligen Dach älteren Wienern noch in Erinnerung sein wird, da es erst um 1865 abgebrochen wurde (Bild S. 633). An der Ecke gegen den hier eine ziemlich schmale Passage bildenden Stock-im-Eisenplatz brachte man nach dem Einzug ein grellbemaltes Basrelief an mit folgender Inschrift:

„Sincera pictura Elephantis. quem
Serenissimus Rex Maximilianus
Primo Viennae spectandum exhibuit
Mense Aprili MDLII.
Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,

Der erſte Elefant in Wien.

Seine Größ, also Gestallt,
Ist hier gar fleißig abgemallt
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan
Im Monat Aprilis fürwahr
Als man zelt 1552 Jahr."

Am Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hatte das Wetter dem steinernen Elefanten schon so arg zugesetzt, daß man ihn entfernte und durch ein Wandgemälde ersetzte, das noch auf den älteren Ansichten des Grabens ersichtlich ist. Erst bei einem Umbau im Jahre 1789 verschwand auch dieses Bild. Später führte das Haus das Schild „zur goldenen Krone", die auch über dem ersten Stockwerk angebracht war. Außerdem hatte noch das Haus Nr. 31 (alt 647) der Rotenturmstraße und Nr. 47 (alt 1018) der Kärntnerstraße das Schild „zum Elefanten" und am Erker des letzteren befand sich auch ein Sandsteinbild des Tieres.



Adlerflug bei St. Stephan. (S. 651.)

Leider erwies sich der seltene Dickhäuter noch weniger widerstandsfähig gegen die Unbilden des Wetters, als sein steinernes Konterfei; er verendete schon am 18. Dezember 1553. Aus seinen Knochen wurde ein Sessel angefertigt, welcher sich jetzt im Besitze des Stiftes Kremsmünster befindet.

Bald zogen die religiösen Wirren auch Maximilian, der sonst in keiner Weise in den öffentlichen Angelegenheiten eine Rolle spielte, in ihre Kreise. Vielleicht gerade weil ihm eine andere Betätigung seiner Tatkraft und seiner unbestreitbar bedeutenden geistigen Anlagen versagt war, wendete er sich den religiösen Angelegenheiten zu, namentlich den massenhaft erscheinenden Streitschriften seiner Zeit. Er folgte dem Rat seines Vaters, der ihn in einem nach Spanien gerichteten väterlichen Mahnbrief an die Bücher gewiesen hatte, „die ihm mitteilen würden, was die Menschen nicht zu sagen wagen". Nun hatte aber seine Lektüre einen Erfolg, der dem Vater sehr unerwünscht war, denn Maximilian sog aus diesen Büchern Zweifel und Ansichten, die ihn vom Katholizismus abdrängten und der neuen Lehre geneigt machten. Zweifellos ließ er sich dabei auch durch seine persönliche Verstimmung gegen Karl V. beeinflussen.

Offenkundig wurde seine Hinneigung zur neuen Lehre, als er einen in Wien wohlbekannten Mann, Johann Sebastian Pfauser, zu seinem Hofprediger ernannte. Dieser hatte sich durch eine gewisse eindringliche Beredsamkeit bekannt gemacht, durch ein mehr ausgebreitetes als tiefes Wissen und gute Umgangsformen Freunde erworben, scheint aber weder als Theologe noch als Charakter von wirklicher Bedeutung gewesen zu sein. Er gehörte zu jenen Männern, die zwischen beiden Religionsbekenntnissen pendelten, mit einem Reformdrang prunkten, wenn es ihnen bequem war, es aber vermieden, sich

bestimmt für eine Richtung zu entscheiden. Kurze Zeit hatte ihn sogar Ferdinand I. zum Hofprediger gemacht, die scharfen Angriffe, die er aber hie und da gegen einzelne Bräuche der katholischen Kirche richtete, zogen ihm die Entlassung zu. Diesen Mann nun, der jedoch in der Bevölkerung großen Anhang besaß, berief Maximilian als geistlichen Berater an seine Seite. Natürlich geriet darüber die ganze Klerisei in große Aufregung und Canisius erhob energische Vorstellungen. Wohl war Ferdinand I. auf das peinlichste berührt, er scheute sich aber gewaltsam einzugreifen, um den reizbaren Sohn nicht zu übereilten Schritten zu drängen, die eben vermieden werden sollten.

Unter solchen Umständen war es nicht zu wundern, daß ganz allgemein davon gesprochen wurde, Maximilian sei insgeheim schon übergetreten zum Protestantismus, obwohl sein unentschiedenes Wesen einem so schroffen Schritt widerstrebte. Aber mit neuer Kraft begannen die Reibereien zwischen den Religionsparteien, die durch Ferdinands kluges Verhalten kaum beigelegt waren. Im Jahre 1554 veranstaltete eine Bruderschaft von St. Hieronymus bei den Franziskanern aus einen Umzug, bei dem es an lärmender Musik nicht fehlte, zu welcher bunt gekleidete und teilweise vermummte Masken vor den in den Straßen aufgerichteten Altären tanzten und wunderliche Zeremonien verrichteten, von welchen bisher niemand gewußt hatte. Am Schlusse dieser Prozession wurde sogar den Teilnehmern ein besonderer Ablaß verliehen. Natürlich ließen sich die Evangelischen einen solchen Anlaß zu den grimmigsten Angriffen nicht entgehen. Die Prediger ergossen Hohn und Spott darüber, eine sofort erschienene Streitschrift aber sagte grob: „Man verbietet die Kommunion, wie sie Christus eingesetzt, den Ehestand der Priester u. dgl. von Gott selbst gebotene Stücke und setzet an ihre Stelle heidnische Affenspiele und lose nichtige Menschensündlein."

Im Jahre 1558 legte Karl V., weltmüde und an der Ausführung seiner den Erdball umspannenden Pläne verzweifelnd, die deutsche Krone nieder. Nicht ohne Bedenken der evangelischen Reichsstände fiel die Wahl auf Ferdinand I., der aber über die Aufrechthaltung des Religionsfriedens um so leichter beruhigende Zusicherungen geben konnte, da Papst Paul IV., ein unversöhnlicher Gegner der österreichischen Habsburger, sich in die Wahl mengte, sie ungiltig erklärte, da sie ohne seine Zustimmung vollzogen worden sei, also schon das eigenste Interesse dem neuen Kaiser nahelegte, sich auf guten Fuß mit den protestantischen Reichsständen zu stellen.

Am 15. April 1558 kam Kaiser Ferdinand I. von der Krönung in Frankfurt zurück, von der ganzen Bevölkerung, auch von den ruhiger denkenden Protestanten, mit Freude als Reichsoberhaupt begrüßt. Sofort aber wurde er in eindringlicher Weise gemahnt, daß die religiösen Fragen ihn nicht allein als Regenten beschäftigten, sondern auch vor der Schwelle der Hofburg nicht Halt machten. Phauser legte sich in seinen Predigten immer weniger Zurückhaltung auf; die Jesuiten wirkten insgeheim gegen ihn, die Universität und der Bischof erhoben offene Klage. Doch zögerte der Kaiser noch immer, erst als Phauser 1559 sich verheiratete und dadurch ein geltendes Kirchengesetz verleugnete, griff Ferdinand I. ein, obwohl er die Priesterehe für eine notwendige Reformmaßregel erklärte und für deren Gestattung in Rom eintrat. Er entzog Phauser seine Benefizien und verbot ihm das Predigen, konnte aber erst später die gänzliche Entfernung dieses Mannes aus dem Hofstaat Maximilians durchsetzen.

Da man gerade aus den Beziehungen zu Phauser auf ein reges Interesse für die religiösen Angelegenheiten schloß, war man darauf bedacht, Maximilian eine wünschenswertere Gesellschaft zu geben, die seine offenkundige Neigung zum Protestantismus zu bekämpfen vermochte. Am päpstlichen Hofe hielt man den

Bischof von Ermeland, Stanislaus Hosius, für diese Rolle geeignet und sendete ihn als Nuntius nach Wien. Doch die Wahl war eine unglückliche; Hosius war zwar ein grundgelehrter Mann von großem Glaubenseifer, der eine Menge sehr wirkungsvoller Bücher zur Bekämpfung des Luthertums geschrieben hatte, für seine heikle Aufgabe fehlten ihm aber die wichtigsten Eigenschaften, jene Selbstbeherrschung und das weltmännische Wesen, die nötig gewesen wären, um einen Einfluß auf Maximilian zu gewinnen, ohne dessen Argwohn zu wecken oder ihn abzustoßen. Bald war dem glaubenseifrigen Hosius seine Stellung in Wien gänzlich verleidet; am Hofe beschuldigte man ihn, Zwietracht zwischen dem Kaiser und seinem Sohn zu stiften, die Geistlichkeit stellte sich kühl, wenn nicht sogar feindlich zu ihm. Überall sah er nur Zeichen lauer Gesinnung, die ihm der ärgste Greuel war. Im Schottenkloster konnte der Abt kaum den offenen Abfall des Priors und einiger Konventualen hindern, er wagte aber auch nicht gegen sie einzuschreiten; bei St. Stephan entzogen sich mehrere Domherren der Teilnahme an den Prozessionen, in Lilienfeld hatte man gar dem verhaßten Phauser ein gastliches Asyl im Stifte gewährt. Sein Drängen nach Beseitigung all dieser nach seiner Überzeugung schreienden Übelstände fand bei den Räten des Kaisers ein kühles Achselzucken und als man ihm einst auf seine Klagen über die „Duldung der Ketzer" erwiderte, dagegen sei nichts zu machen, da sonst die Stände keine Steuern bewilligen würden, brach Hosius in den lauten Ruf aus: „So ist Christus verkäuflich, verkäuflich auch die christliche Religion!" Seine Stellung war vollkommen unhaltbar, denn es lag eine Wahrheit darin, wenn er bitter meinte, zu „Praktiken" sei er nicht tauglich. Im Juli 1560 verließ er Wien wieder, bei der Abschiedsaudienz von Maximilian mit der feinen Ironie bedacht, daß dieser „den Verlust seiner anregenden Unterhaltung leichter verschmerze, weil Hosius beim Konzil in Trient ersprießlicher zu wirken vermöge, als es in Wien der Fall war".

Im Sommer 1560 fand sich der Schwiegersohn des Kaisers Herzog Albrecht von Bayern in Wien ein, zu dessen Ehren glänzende Festlichkeiten stattfanden, wie denn Ferdinand I. überhaupt auf eine prunkvolle Hofhaltung hielt, nicht aus persönlicher Neigung, sondern weil er darin eine notwendige Betätigung der fürstlichen Würde sah. Die Festlichkeiten und ritterlichen Spiele bei diesem Anlasse waren von solcher Bedeutung, daß der kaiserliche Herold Hans von Francolin ein eigenes „Thurnierbuch" mit ausführlichen Beschreibungen erscheinen ließ, dessen Kupfer teilweise von Hans Lautensack radiert sind. Unter anderem fand am 12. Juni ein großes Turnier zu Fuß statt, zu dem zehn verschieden gekleidete Abteilungen von ritterlichen Kämpfern gebildet wurden, die sich im Speerstechen, Schwertkampf (Bild S. 640) und anderen Waffenübungen sehen ließen. Interessant ist es, daß nach Francolin in der Mitte des Kampfplatzes Spaßmacher mit einem angekleideten Esel ihre Tollheiten trieben — also die leibhaftigen Vorläufer unserer Zirkusclowns. Noch prunkvoller muß das am 17. Juni abgehaltene Turnier zu Pferd gewesen sein, das auch an gewisse szenische Darstellungen im modernen Zirkus erinnert. Ihm lag eine allegorische Idee zugrunde: „der Sieg der Liebe". Die Handlung drehte sich darum, daß Cupido wegen seiner Missetaten gehenkt werden sollte, von den Damen aber beschützt wird.

Dann folgte ein Turnier zu Pferd, nach dem der Sieger als Preis ein „Kleynot" erhielt, das er „mit gebührlicher Danckhsagung empfangen, der Jungfrawen wieder geschenckht, sie gehalst und dann zum Dantz gefuert hat". Ein prächtiges Feuerwerk schloß dieses Fest ab.

In den letzten Jahren war das Verhältnis des Kaisers zu seinem Sohn und Nachfolger ein besseres geworden, da es Maximilian gelungen war, die

Besorgnis, er könnte den formellen Übertritt zum Luthertum vollziehen, zu beseitigen. Da Ferdinand I. aber seine Kräfte rasch abnehmen fühlte, verfolgte er mit unvermindertem Eifer seine Pläne, um dem Sohn die große religiöse Frage gelöst zu hinterlassen. Die Zeit dazu war allerdings so ungünstig als möglich, denn 1564 fand das Trienter Konzil sein Ende, dessen Beschlüsse im Sinne des starrsten Katholizismus und der päpstlichen Allgewalt lauteten. Nun fiel auch die Entscheidung über die von Kaiser Ferdinand I. seit Jahren in Rom mit Hartnäckigkeit vertretenen kirchlichen Reformen. Am 18. Juni 1564 wurde vom Bischof Urban bei St. Stephan das päpstliche Breve verlesen, das unter einschränkenden Klauseln die Kommunion unter beiden Gestalten zugestand. Das war das ganze Ergebnis der vom Kaiser mit Ernst betriebenen, von einsichtsvollen Geistlichen gebilligten und unterstützten Reformbestrebungen.

Kaiser Ferdinand I. wurde durch die Resultatlosigkeit seiner bestgemeinten Bestrebungen tief getroffen. Denn nun war es klar, daß vor der starren Unnachgiebigkeit des päpstlichen Stuhles sein Lieblingstraum einer Versöhnung der Religionsparteien für immer zerrann. Trotzdem beschäftigte ihn dieser Gedanke bis in seine letzten Tage; nochmals ließ er gelehrte und versöhnlich denkende Männer beider Parteien auffordern, Vorschläge zu erstatten, die zur Beilegung des Zwistes dienen konnten. Am 25. Juli 1564 verschied Kaiser Ferdinand I. in Wien, erst 62 Jahre alt. In seiner Beurteilung hatte sich im Volke eine tiefe Wandlung vollzogen; man trauerte aufrichtig über seinen Tod. Was seinem Bruder Karl V. nie gelang, hatte sich bei ihm ganz von selbst vollzogen: er streifte den Spanier im Denken und Handeln ganz ab und ließ sich immer mehr von deutscher Weise durchdringen. Seine Leutseligkeit und Gutmütigkeit, sein tadelloses Leben und sein unerschütterliches Festhalten an seiner Überzeugung, aber auch am einmal eingesetzten Wort, hatten ihm die Liebe und Achtung seines Volkes gewonnen. Aber auch im Deutschen Reich wußte man seinen Charakter zu schätzen, von dem nicht zu erwarten war, daß er zu den „spanischen Praktiken" griff, die mit Gewalt und Wortbruch durch mehr als ein Vierteljahrhundert in Deutschland geherrscht hatten.

In seinem Testament ordnete Ferdinand I. nochmals eine Teilung der habsburgischen Länder an. Maximilian, dem die deutsche Kaiserkrone in sicherer Aussicht stand, bekam die österreichischen Stammländer, Böhmen und Ungarn, sein Lieblingssohn Ferdinand, der Gemahl der Augsburger Patrizierstochter Philippine Welser, bekam Tirol und die Vorlande; Steiermark mit den Nebenländern fiel an den dritten Sohn, Erzherzog Karl.

Über ein Jahr blieb der Leichnam Kaiser Ferdinand I. in der Burgkapelle beigesetzt. Erst im August 1565 wurde er nach Prag überführt, um an der Seite seiner Gattin Anna im Veitsdom seine Ruhestätte zu finden.

Kaiser Maximilian II.

(Bild S. 641.)

Wenn die Neigung dieses Herrschers zum Luthertum je so ernst war, daß er einen öffentlichen Übertritt in das Auge faßte, so war dieser Gedanke von ihm schon einige Jahre vor dem Tode seines Vaters endgiltig aufgegeben. Was er in seiner nächsten Umgebung in Wien selbst sah, war durchaus nicht geeignet, ihn zu einem entschiedenen Eintreten für die eine oder andere Religionspartei zu bestimmen. Alle jene Vorwürfe, die einst gegen den Katholizismus erhoben worden, ließen sich jetzt mit mehr oder weniger Recht auch gegen die neue Lehre anwenden, die sich nicht bloß in die zwei großen Lager der orthodoxen

Lutheraner und der „Calviniſten“ oder „Reformierten“ teilte, ſondern auch noch kleinere Sekten ausſchied, deren Bekenner ſich grimmig befehdeten. An Derbheit der Sprache und Aberwitz der Themen konnten die polemiſchen Schriften der evangeliſchen Theologen ſich mit jenen der verknöchertſten katholiſchen Scholaſtiker des Mittelalters meſſen. Dadurch, ſowie durch die gerade in Wien häufig vorkommenden Ausſchreitungen der Proteſtanten, die ſich in Formen roher Unduldſamkeit ausſprachen, mußte ſich ein feinſinniger Mann, wie es Maximilian II. war, abgeſtoßen fühlen. Dieſe Verhältniſſe drängten ihn ganz von ſelbſt jener Verhaltungslinie zu, die in den letzten Jahren auch von ſeinem Vater beſchritten wurde.

In den beiden erſten Jahren ſeiner Regierung traten übrigens dieſe Verhältniſſe ſehr in den Hintergrund, da ſich die alte Gefahr von Oſten wieder drohend nahte. Als wollte der alte Löwe Soliman das gewaltige Unternehmen, das ſeiner kraftvollen Jugend zweimal mißlang, nun doch noch als Greis durchführen, rüſtete er nochmals zu einem Zuge nach Weſten. Maximilian II., endlich einmal ziemlich reichlich unterſtützt von den Reichsſtänden, brachte ein ſtattliches Heer zuſammen, in dem Freiwillige aus ganz Europa dienten und an deſſen Spitze er ſelbſt trat. Doch gerade das war vom Übel; denn an ſich keine kriegeriſche Natur, fehlte es ihm an jeder Feldherrnbegabung, ja ſogar an jenem entſchloſſenen Darauflosgehen, das manchmal dieſen Mangel erſetzen kann. Untätig ſtand er mit dem Heere während der beſten Zeit des Jahres 1566 im Lager von Raab, während Zriny ſeinen heldenmütigen Verzweiflungskampf um Szigeth ausfocht, das von der ganzen Armee Solimans durch Wochen vergeblich belagert wurde. Endlich fiel es und die Türken zogen, durch den Tod ihres gewaltigen Sultans entmutigt, der noch vor Einnahme der Feſte geſtorben war, wieder ſüdwärts ab, ohne daß man ſie behelligt hätte. Eines der ſchönſten Heere, das je gegen die Türken zur Verfügung geſtanden, löſte ſich auf, ohne daß irgend etwas geleiſtet worden. Ein nicht eben ruhmreicher Friede, den der neue Sultan Selim II. zugeſtand und ein Übereinkommen mit Johann Sigmund Zapolya ſicherte für die nächſten Jahre den kleinen Reſt der kaiſerlichen Beſitzungen in Ungarn, wodurch auch Wien den Vorteil genoß, für einige Zeit der ſtets lauernden Sorge vor einem Angriff der Türken ledig zu ſein.

Das Schwert am Landhaus. (S. 654.)

Ohne Schwierigkeiten erlangte Maximilian II. die Wahl zum deutſchen Reichsoberhaupte; auch jene Kurfürſten, welche ſich zum evangeliſchen Glauben bekannten, gaben ihm bereitwillig ihre Stimme. Als er am 16. März 1566 von der Krönungsfahrt nach Wien zurückkehrte, vollzog ſich der Empfang in beſonders feierlichen Formen. Die Straßen waren mit immergrünem Strauchwerk und Tannenzweigen verkleidet, an die man bunte künſtliche Früchte hing, ſo daß „man ſchier vermeinte, zur Sommerszeit in einem artigen Hain zu

wandeln". In der Rotenturmstraße beim Waaghaus, am Roßmarkt (Stock-im-Eisenplatz) und am Kohlmarkt waren Triumphpforten errichtet, deren allegorische Statuen Bezug auf die vollstreckte Reise Maximilians hatten. Am Lugeck und am Graben hatte die Stadt Brunnen aufstellen lassen, die weißen und roten Wein spendeten, „gab es aber darumb ein solches Drängeln und Drücken, daß die Ungeduldigen nur wenig des guten Trunkes in die Gurgeln bekamen,

Portal am alten Landhaus. (S. 654.)

dieweil das meiste davon, da einer dem anderen nichts gönnen wollt, auf die Strassen ward verschütt". Beim Rotenturmtor erwarteten der Bürgermeister und der ganze Rat den Kaiser, im Zuge schritten aber auch mit 600 in gelb und schwarz gekleidete Knaben, dann 150 Bürgerssöhne in Scharlachgewändern mit weiß-gelben Federn auf den Hüten, dann die Bürgerwehr in rot-weißer Tracht und am Schluß die „ganzen Stückh gemeiner Stat, schön mit Grünem auffgeziert und von denen Püchsenmeistern begleitet". Im Zuge waren allein 85 Spielleute eingeteilt, aber auch bei den Triumphpforten und den Brunnen hatte man solche aufgestellt, die beim Nahen des Zuges „ordentlich und laut

ihre Stück aufspielten". Der Kaiser mit den beiden ältesten Prinzen Rudolf und Mathias ritt unter einem gelbdamastenen Baldachin, der mit eingestickten Adlern, Fransen und Quasten geschmückt war. Die Kaiserin Maria aber fuhr „sampt Iren Frawenzimmer in Choblwägen (gedeckten Kutschen) mit Gold und Silber von Gewächs und Laubwerch artlich geputzt".

Die größte Überraschung wartete der hohen Herrschaften auf dem Stephansplatz. Der Stadtrat hatte durch einen kunstfertigen Uhrmacher, einem Tiroler Johann Marbig, der schon vielerlei mechanische Figuren, die sich bewegten, verfertigt hatte, einen fast 1 Meter hohen Adler aus Metall machen lassen, der mit Federn verkleidet war und sehr naturgetreu aussah. Im Inneren aber barg er ein Uhrwerk, durch das seine Flügel bewegt wurden, so daß er an einem dünnen Seil niederschwebend, den Eindruck des Fliegens machte. Als nun Maximilian II. und die Kaiserin auf dem Stephansplatz anlangten, ließ man den Adler langsam vom Hochturm auf den nördlichen unausgebauten Turm niederschweben, „worann Ihro Mayestäten ein grosses Gefallen fanden, aber auch unter der versambelten Meng kein kleine Verwunderung erweckte". Das Kunststück erregte so großes Aufsehen, daß zu dessen Beschreibung ein 16 Folioseiten umfassendes Werk mit Illustrationen erschien, dem auch das beigegebene Bild (S. 645) entnommen ist. Der Adler kam noch ein zweites Mal zur Verwendung, als 1575 Erzherzog Rudolf seinen Einzug als römischer König hielt.

Bei diesem Einzug Maximilian II. soll auch zum ersten Male eine andere Begrüßungsform zur Anwendung gekommen sein, das Fahnenschwingen vom Stephansturm herab. Doch ist dies nicht ganz zweifellos, während einige spätere Fälle dieser etwas halsbrecherischen Prozedur unzweifelhaft festgestellt sind. Sie bestand darin, daß ein Wagehals von der obersten Turmöffnung außen die Kreuzrose und den Knopf erkletterte und von dort aus eine mächtige Fahne in den kaiserlichen Farben schwang. So geschah es, als 1608 König Mathias, nachdem er seinen Bruder Rudolf II. zur Abtretung Österreichs gezwungen hatte, von Prag zurückkehrte, wo der Kirchenbaumeister Behringer von der obersten Spitze eine weiß-rote Fahne schwang. Das gleiche Wagnis bestand der Kirchenbaumeister Humpeller 1635 beim Einzug des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Zwei Jahre später sollte sich der Barbiergeselle Michl beim Empfang Ferdinand III. als Fahnenschwinger produzieren, doch machte der plötzliche Tod Ferdinand II. allen festlichen Veranstaltungen ein Ende. Noch einmal erklärte sich ein kühner Gärtner, Gabriel Salzberger, bereit, das Wagestück zu übernehmen, als 1658 Leopold I. von der Kaiserkrönung nach Wien zurückkam. Doch nahm die Sache diesmal eine Wendung, daß man sie in Zukunft unterließ. Glücklich hatte Salzberger seinen luftigen Posten erreicht und harrte nun des Momentes, in dem er seine Funktion antreten sollte. Aber durch Zwischenfälle verzögerte sich das Eintreffen des Kaisers, die Dunkelheit senkte sich bereits herab, als der Zug in die Stadt gelangte. Nicht genug, daß dem Fahnenschwinger dadurch die Gelegenheit genommen wurde, seine Kraft und Gewandtheit zu zeigen, vergaß man unter dem festlichen Treiben ganz auf den Ärmsten, der ohne Beistand in der Dunkelheit seinen erhabenen Standpunkt nicht zu verlassen wagte. Weit unter sich sah er die Lichter glänzen, das Schreien der Menge, die Musik tönte herauf und der rollende Donner der Geschützsalven schien den Turm zu erschüttern — er aber mußte sich mit dem unbehaglichen Gedanken vertraut machen, die ganze Nacht dort oben als „höchster Kerl" von Wien zu weilen. Erst am Morgen bemerkte man ihn und geleitete ihn herab, worauf ihn der Stadtrat mit einer „Gratifikation" von zwölf Reichstalern bedachte.

In den Glaubensfragen bewies Maximilian II. gerade durch sein Eingreifen in Wien, daß er entschlossen sei, strenge an jener mittleren Linie fest-

zuhalten, die er für die allein mögliche halten mochte. Er anerkannte im Grunde die Ausschließung der Bekenner des neuen Glaubens aus der allgemeinen christlichen Kirche nicht an, sie waren nach seiner Auffassung noch immer Katholiken, nur solche, die von Rom nichts wissen wollten. Darum verfügte er 1564, daß bei Verleihung des Doktorgrades von der Universität nicht mehr auf Ablegung des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses zu bestehen sei, sondern die Erklärung genüge, zur katholischen Kirche zu gehören. Als sich aber die evangelischen Stände beschwerten, daß der Offizial von Passau den ihm untergebenen Pfarren eine neue Kirchenordnung aufzwinge und widerstrebende Geistliche mit der Absetzung bedrohe, entgegnete der Kaiser kühl, er habe weder das Recht noch den Beruf, sich in die Befugnisse des bischöflichen Regimentes einzumengen. Doch sagte er gleichzeitig zu, daß die Bekenner der Augsburgischen Konfession von niemand bedrückt werden sollen, wenn sie keine Sektiererei trieben und die Prediger ihrem Amt gemäß leben und die echte Lehre ihres Glaubens predigen

Das alte Landhaus. (S. 655.)

würden. Daran hielt er fest, und als die Stände sich in einer Beschwerde unziemlicher Ausdrücke bedienten und forderten, es sollen die „Abgöttereien" verboten und die Augsburgische Konfession als die „wahre und echte katholische" anerkannt werden, erfolgte eine scharfe Zurechtweisung.

Das Auftreten der Stände war wiederholt sehr unklug und mußte den Verdacht wecken, daß es ihnen nicht allein um die religiöse Freiheit, sondern um Rückgewinnung ihrer Macht zu tun sei. Darum erklärte auch der Bürgermeister von Wien, Hans Übermann, 1566 dem Landmarschall von Roggendorf, daß der Kaiser dem vierten Stand jede Abmachung in Religionsfragen mit den Herren und Rittern verboten habe. Darüber richtete nun Roggendorf eine heftige Beschwerdeschrift an den Kaiser, der sofort entgegnete, daraus ersehen zu haben, daß sich die Mehrzahl zur „wahren Lehre bekenne, die wenigsten aber von der reinen Gottesfurcht und Liebe beseelt seien". Nochmals beteuerte er, den Religionsfrieden aufrecht zu erhalten und die Reformation fortsetzen zu wollen, doch beharre er auch auf den ihm als Landesfürsten im Augsburger Übereinkommen eingeräumten Rechten.

Nur zu bald freilich mußte der Kaiser einsehen, daß die Wiedervereinigung der beiden Bekenntnisse ihm so wenig gelingen werde wie seinem Vater. Die noch immer sehr verbreitete Meinung, daß der Kaiser den Protestantismus begünstige und ihm innerlich angehöre, war indessen in Wien nicht ohne Wirkung geblieben; denn nun erst breitete sich derselbe auch unter den bemittelten Bürgerklassen rasch aus und es mögen ihm auch nicht wenige Mitglieder des Rates angehört haben.

Selbst an der Bürgerschule zu St. Stephan befanden sich Lehrer, die sich offen als Protestanten bekannten und es verweigerten, nach dem Katechismus des Canisius zu unterrichten, ohne daß der Stadtrat es abstellte. Der Kaiser schritt in diesem Falle ein und wies den Stadtrat auch zurecht, als er an der Salvatorkapelle einen passauischen Priester Balthasar Freyunger zuließ, der schon in seiner früheren Stellung als Spitalseelsorger von St. Marx wegen seiner heftigen Predigten gegen einzelne Einrichtungen und Mißbräuche der Kirche mißliebig geworden war. Da er auch an der Salvatorkapelle in dieser Weise fortfuhr und sich pfarrliche Rechte anmaßte, verlangte das Domkapitel seine Entfernung, die aber vom Bürgermeister Hans von Thau verweigert wurde. Man brachte die Sache vor den Kaiser, der für die Belassung Freyungers in seiner Stellung entschied, doch habe er sich des Predigens und pfarrlicher Funktionen zu enthalten.

Aller gute Wille des Monarchen vermochte aber nicht Ordnung zu schaffen, da die Verhältnisse auf beiden Seiten unhaltbare waren.

Im Klerus, namentlich in einzelnen Klöstern herrschten Unbotmäßigkeit und Verwahrlosung aller Zucht, selbst aus dem Domkapitel mußten wiederholt Mitglieder entfernt werden, weil ihr Treiben Ärgernis erregte. Namentlich die italienischen Mönche bei den Minoriten und Dominikanern gaben Anlaß zu skandalösen Klagen, so daß der Kaiser sie 1575 gänzlich abschaffte. Diese Zustände boten den Protestanten Ursache zu Angriffen, ihrerseits aber gefielen sie sich in Exzessen der rohesten und ärgerlichsten Art. Ihre Prediger sprachen oft so aufreizend, daß eine gleichzeitige Quelle meint, „so offt die leyt von der predigt gangen, sye allemal lust gehabt, die päpstlichen, so yederzeit als abgötterer verdampt und dem Teufel übergeben worden, mit bluetigen Händen zu zerreißen".

Adelige Herren aus den niederösterreichischen Ständen waren es, die sich während kirchlicher Funktionen ihre Pferde in die Stephanskirche nachführen ließen und einer aus diesem Kreise drängte sich, während der Priester die Messe las, zum Altar und begehrte einen Trunk aus dem Kelch. Wiederholt wurden Prozessionen zersprengt, Priester auf den Versehgängen verhöhnt und mißhandelt. Da war es kein Wunder, wenn die niederen Volksschichten es nicht besser trieben; am Stephansfreythof riß man in der Weihnachtszeit ein Kreuz von den Gräbern und hing es verstümmelt und besudelt an einen Baum; solche Exzesse aber fanden meist keine Sühne, so daß das verletzte religiöse Gefühl das Eingreifen höherer Mächte für nötig hielt. Dadurch erklärt sich eine Notiz aus dem Jahre 1570: „Am Tag des zarten Fronleichnams unseres Herrn ist ein Beckenjung, Konrad Häußler genannt, aus Württemberg Land gebürtig, nachdem er das Hochheyligste Sacrament, so in der Prozession herumb getragen worden, ergerlich gelästert, durch den laidigen Teuffel von der Erd erhoben, weit herumb geführt und biß in den nechst diesen Stain überstehenden Nußpaumb getragen und darin nieder gelassen, hernach aber bis auff die Erd gefallen und halb todter und sprachloß gefunden worden." Diese Inschrift war auf einem im alten Bürgerspital eingemauerten Stein eingegraben; der Vorgang dürfte sich sehr einfach so erklären lassen, daß der rohe Bursche von einigen handfesten Leuten wegen seines Benehmens ordentlich durchgeprügelt und dann liegen gelassen wurde.

Es muß unbedingt zugegeben werden, daß die Jesuiten die Fehler und Ausschreitungen beider Parteien mieden, aber klug auszunützen wußten. Dem ärgerlichen Treiben des Klerus gegenüber hielten sie auf strenge Zucht und sie führten einen tadellosen Lebenswandel; dadurch wie durch die volkstümlich gehaltenen Predigten wirkten sie auf die Menge, die sich in ihre Kirchen drängte, während die übrigen eine gähnende Leere zeigten.

Sie erwiesen sich aber auch als gewandte Politiker, indem sie es sorgfältig vermieden, dem Kaiser Schwierigkeiten zu bereiten. Geräuschlos, aber vielleicht um so nachhaltiger war ihre Wirksamkeit und gerade dadurch empfahlen sie sich. Bei manchen Anlässen bewies ihnen Maximilian Wohlwollen; er wies ihnen 1573 die Kirche zu St. Anna mit dem dazu gehörigen Pilgrimhause zu und unterstützte sie beim Neubau der Kirche am Hof durch die Einkünfte der Donaumaut bei Linz.

Waren die religiösen Zustände auch die Hauptsorge seiner Regierung, so bewies doch Maximilian II. auch in anderer Hinsicht seine Fürsorge. Im Jahre 1568 erschien eine neue Polizeiordnung, durch welche die in vielen Punkten veraltete und niemals im ganzen Umfang gehandhabte seines Vaters vom Jahre 1542 beseitigt wurde. Hierher gehört auch ein scharfes Mandat aus dem Jahre 1571 gegen den „lästerlichen Unfug" des „blauen Montags", der bekanntlich darin bestand, daß bei gewissen Gewerben gewohnheitsmäßig die Arbeit am Montag verweigert wurde. Mit Recht betont das Mandat, diese Unsitte sei ein Beweis, daß sich die Leute schon am Sonntag „übertrinken", dies aber am „blauen Montag" fortsetzen und so durch mehrere Tage „der Arbeit unlustig, dagegen dem Handwerk zu Unehren zu Exzessen geneigt werden".

Im Jahre 1570 machte sich die Pest wieder bemerkbar. Sie muß wohl aus Ungarn nach Wien eingeschleppt worden sein, denn ein besonderes Edikt verbietet den Viehhandel aus Ungarn, namentlich aber das „Baden der Kroaten" in öffentlichen Badeanstalten. Unter die Kroaten reihte man wohl schon damals, wie noch in unseren Tagen auch die hausierenden Slovaken aus den Grenzkomitaten ein.

Offenbar muß es unter den Religionsparteien auch im Landhaus zu heftigen Zusammenstößen, ja wahrscheinlich sogar zu Blutvergießen gekommen sein. Nur dadurch läßt es sich erklären, daß Maximilian II. im Jahre 1571 ein besonders feierliches „Verwahrungsmandat" erließ, das jeden Landfriedensbruch in und vor dem Landhaus untersagte und mit schwerster Strafe belegte. Dem entsprach auch die am alten Landhaus angebrachte Tafel, die eine das Schwert tragende Hand und die Inschrift zeigte: „Der Röm. Kayf. Mayst. unsers Allergnädigsten Landsfürsten Ernstliche Warnung und Befelch ist, daß sich Niemand Wer der auch sein mag unterstehe, in oder vor diesem befreyten Landhauß die Wöhr zu blößen oder Balgen und zueschlagen noch zu romorn. Welche aber freventlich dawider handeln, daß dieselben Verbrechen an Leib und Leben nach ungnaden gestrafft werden sollen. Actum im 1571 Jahr." (Bild S. 649).

Die erste Anlage des Landhauses in der damaligen Hochstraße, heute Herrengasse, stammte aus dem Jahre 1513. Doch reichte es damals nicht bis zur jetzigen Rückfronte gegen den Minoritenplatz, sondern es nahm nur einen kleinen Teil des jetzigen Terrains ein. Der Mitteltrakt, welcher den großen Saal enthielt, entstand 1551, elf Jahre später wurde der linke Flügel gegen die Herrengasse erbaut und 1571 erfolgte ein Umbau der Hauptfront, wobei das frühere schöne Portal entstand, eines der wenigen Beispiele des Renaissancestiles im alten Wien. Die Verhältnisse zur Zeit des Entstehens werden durch das Basrelief über dem Eingang angedeutet, das zwei feindselig gegeneinander ansprengende gewappnete Reiter zeigt. (Bild S. 650.)

Eine letzte Erweiterung erfuhr das Landhaus im Jahre 1674 durch Erbauung des rechten Flügels und in dieser Ausdehnung und Form bestand es so, wie unsere Abbildung es zeigt, bis in die Neuzeit (S. 652). Eine besondere Merkwürdigkeit des alten Landhauses war der im Hofraum stehende Zugbrunnen, dessen reich verschnörkeltes Gitter ein Meisterwerk getriebener Schmiedearbeit war. Der kuppelförmige Aufsatz dieses Brunnens kam später in den Besitz des Malers Amerling, der ihn in seinem bekannten, nun auch verschwundenen „Gumpendorfer Schlößchen" ober seinem Himmelbett als Träger der Gardinen verwendete. In den Jahren 1834 bis 1838 fand ein vollkommener Umbau oder besser Neubau des Landhauses unter Leitung des Architekten Pichl statt, wobei jedoch einzelne Teile des Inneren, namentlich der große Sitzungssaal, vollkommen erhalten blieben.

Eine glänzende Reihe von Festen sah Wien aus Anlaß der auch politisch bedeutsamen und erst nach langwierigen Unterhandlungen zu stande gekommenen Vermählung des jüngsten Bruders des Kaisers, Erzherzog Karl von Steiermark mit der Prinzessin Maria von Bayern im Jahre 1571. Heinrich Wirrich, Oberster Pritschenmeister von Österreich und Bürger von Zell bei Waidhofen an der Ybbs, hat in einem im gleichen Jahr gedruckten Buch den Einzug und die Festlichkeiten bei dieser Hochzeitsfeier beschrieben. Es sei hier eingeschaltet, daß der Pritschenmeister eigentlich zur großen Gilde der „Schalksnarren" gehörte, denn sein Amt war es, bei den Schießübungen an der Scheibe die Treffer anzuzeigen, wobei er es an komischen Lobsprüchen für die guten, an Hohn für die schlechten Schüsse, an derben Späßen und grotesken Geberden nicht fehlen lassen durfte. Den Illustrationen, welche Wirrichs Buch beigegeben sind, ist das Bild des Bürgermeisters Hans von Thau als Führer der beim Einzug paradierenden Bürgerwehr entnommen (S. 616). Die Kosten zu den Festlichkeiten in Wien, zu welchen auch „seltsame Feuerwerk, dergleichen man nie zuvor gesehen", gehörten, wurden durch ein Anlehen gedeckt, das zu diesem Zweck beim Hause Fugger in Augsburg aufgenommen wurde.

Schon im Jahre 1570 war die 1554 geborene Tochter Maximilian II., Erzherzogin Elisabeth, mit dem König Karl IX. von Frankreich vermählt worden. Nicht leichten Herzens hatte der Kaiser in diese Verbindung gewilligt, so gewichtige politische Gründe auch für sie sprechen mochten. Der damalige Hof von Paris stand ganz unter dem Einfluß der Mutter des Königs, Katharina von Medicis, einer der lasterhaftesten und ränkevollsten Frauen der Geschichte, welche eine scheinbare Frömmigkeit mißbrauchte, um eine treulose, tückische Politik und blutige Gewalttaten zu beschönigen. Karl IX. selbst war ein früh gealterter, verderbter, im Gemüte verdüsterter Mensch, bald trotzig und eigenwillig, dann wieder jedem Einfluß nachgebend. Stets nur eine Puppe in der Hand seiner schlangenklugen Mutter, ließ er sich die Einwilligung zu einem der furchtbarsten Verbrechen der Weltgeschichte, zur Ermordung der Hugenotten in der berüchtigten „Bartholomäusnacht" (24. August 1572) ablisten, deren blutige Schrecken seinen schon gestörten Geist ganz zerrütteten, so daß er, dem unheilbaren Wahnsinn verfallen, am 30. Mai 1574 starb.

Der Tod Karl IX. führte einen kuriosen Gast nach Wien. Es war dies Prinz Heinrich von Anjou, der nächste Bruder des Verstorbenen, welcher erst seit einigen Wochen die durch Wahl auf ihn gefallene Krone Polens trug, ihrer aber schon so überdrüssig war, daß er auf die Nachricht vom Ableben seines Bruders sofort aus Krakau aufbrach. Man wollte ihn aber nicht ziehen lassen, so daß er bei Nacht und Nebel entwich, um verkleidet und mit geschwärztem Gesicht, verfolgt von den nachsetzenden polnischen Magnaten, das österreichische Gebiet auf einem Gewaltritt zu erreichen. Hier erst konnte er

aufatmen. Es ist ein ausführlicher Bericht des damaligen kursächsischen Gesandten in Wien, Hubert Langner, erhalten, welcher den Empfang Heinrichs von Anjou schildert und bezeichnend für die höfischen Sitten jener Zeit ist. In Wolkersdorf wurde der französische Prinz am 23. Juni auf Befehl des Kaisers vom niederösterreichischen Landmarschall Hans Wilhelm von Roggendorf empfangen. Am nächsten Tage ritten ihm die beiden jüngeren Söhne des Kaisers, die Erzherzoge Mathias und Maximilian entgegen, der Kaiser selbst aber erwartete den Gast auf einer der Brücken beim Tabor. Beim Zusammentreffen sprangen Beide aus dem Wagen, ein Zeichen, daß man Heinrich von Anjou, der nicht mehr König von Polen und noch nicht König von Frankreich war, doch königliche Ehren zugestand. Nach längerem vertraulichen Gespräch fuhren sie in einem Wagen nach Wien, das um 4 Uhr nachmittags erreicht wurde.

Das Königinkloster. (S. 657.)

Hier paradierte die Bürgerwehr und die Stadtguardia in den Straßen und aus der Stadt „Stückhen" wurden drei Salven gelöst. In der Burg empfing die Kaiserin den Gast auf der Treppe, dann geleitete man ihn in jene Gemächer, welche sonst von den kaiserlichen Prinzen bewohnt wurden. Am nächsten Tage speiste der Kaiser mit dem Gast in dessen Wohnung; die Tafel dauerte drei Stunden. „es ging aber bei selber gar remarquabel zu, da Ihro kayf. Majestät Fleisch assen, der König aber Fisch, dieweil es Freitag war".

Am folgenden Tag gab sich Heinrich dem Jagdvergnügen hin, und zwar „in dem bekannten nahen Wald, so von der Donau umflossen ist", und dann führte man ihn nach Ebersdorf, wohin der Kaiser nachkam, abends war Tanz bei Hof, wozu auch die ansehnlicheren Bürgersfrauen befohlen wurden. Am 27. Juni war große Galatafel beim Kaiser; danach vertrieb man dem Gast die Zeit damit, daß ihm Kuriositäten und Kunstsachen aus dem kaiserlichen Besitz, Bilder, Waffen u. s. w. gezeigt wurden. Abends war wieder Hoffest, diesmal aber nur für die intimeren Kreise, wobei sich die Hofdämchen nicht wenig verwunderten, warum der König beim Speisen und Tanzen lederne Hand-

schuhe anhabe, „wurde auch derohalben vom Frauenzimmer gefragt, ob's ein Pollnisch oder frantzösisch Höflichkeit sei". Am nächsten Tag gab es wieder eine Jagdpartie in dem erst neu angelegten Fasanengarten bei Ebersdorf, von wo der Kaiser mit seinem Gast erst spät in der Nacht zurückkehrte. Am 29. Juni morgens reiste der König ab, eine Strecke begleitet vom Kaiser, der ihn mit aller Auszeichnung behandelte und ihm sogar die verspätet in Wien anlangenden Erzherzoge Rudolf und Ernst nach Steiermark nachsendete, damit sie ihn auch begrüßen konnten. Wertvoller als diese Beweise höfischer Courtoisie konnten für Heinrich, der dann als der Dritte seines Namens den Thron von Frankreich bestieg, die weisen Ratschläge Maximilian II. sein. Einer derselben, den er ihm beim Abschied besonders eindringlich erteilte, lautete dahin, vorsichtig in den Dingen der Religion zu sein, da „große Herren, wenn sie mit gewaltsamen Änderungen den Himmel zu verdienen gedächten, dadurch Gefahr liefen, zu verlieren, was sie auf Erden besitzen".

Der unausgebaute Turm des Stephansdomes. (S. 661.)

Nach dem Tode ihres einzigen Töchterchens, das bald nach dem Vater starb, verließ Königin Elisabeth Frankreich, in dem sie sich stets fremd gefühlt hatte, um nach Wien zurückzukehren. Als Aufenthalt war ihr die Stallburg eingeräumt, die früher ihr Vater, Maximilian II., bewohnt hatte. Sofort nach der Rückkehr hatte sie aber die Stiftung eines Klosters in das Auge gefaßt, die sie langsam und mit Bedacht vorbereitete. Schon 1580 berief sie durch Vermittlung ihres Beichtvaters, des Paters Michael Alvarez, sieben Nonnen des Clarissinnenordens aus dem Stifte Anger in München nach Wien, die zuerst in ihrer Umgebung lebten. Nach und nach erstand sie am heutigen Josefsplatz den Garten der Gräfin Khuen, auf dessen Terrain 1582 im Beisein der Stifterin der Bau der Kirche begonnen wurde, die schon am 2. August des nächsten Jahres vom Bischof von Wien, Johann Kaspar Neubeck, der heiligen Maria, Königin aller Engel, geweiht werden konnte. Davon und im Andenken an die Stifterin erhielt auch das Kloster den Namen Königin- oder im Volksmund auch kürzer Königskloster. Durch Ankauf des Hofkirchen- und Salmschen Hauses wurde der nötige Platz zum Klosterbau gewonnen.

Als erste Äbtistin wurde 1581 Ursula von Kuebach eingesetzt. Das Klostergebäude (Bild S. 656) war ohne allen Prunk, aber sehr weitläufig und mit der Burg durch einen verdeckten Gang verbunden. Es war für 60 Nonnen eingerichtet, doch durften, der strengen Regel entsprechend, nur neun für die ältesten und gebrechlichsten Mitglieder bestimmte Räume mit Heizvorrichtungen versehen sein. Dagegen gab es rückwärts, der heutigen Bräunerstraße entlang, einen „Lustgarten" im Geschmack jener Zeit, der eine Altane, aber auch eine Lorettokapelle, eine Einsiedelei und einen Ölberg mit den Leidensstationen enthielt.

Nach Vollendung des Klosters verließ Königin Elisabeth die Stallburg und bezog das von dem Freiherrn von Hofkirchen erkaufte Haus, das eigentlich mit dem Königinkloster vereint war. Hier lebte sie frommen Übungen und den Werken der Barmherzigkeit, beschäftigte sich aber auch mit geistigen Arbeiten, indem sie Aufsätze über ihre Erinnerungen, Aphorismen und Betrachtungen zu Papier brachte.

Schon am 22. Januar 1592 starb Königin Elisabeth, eine Märtyrerin, aber auch eine der edelsten Trägerinnen der Königskrone. Ihrem Wunsch gemäß fand sie ohne alle Prunkentfaltung ihre Ruhestätte in der Kirche des Königinklosters.

Eine kleine Kapelle im Augustinerkloster, links vom Eingang, bewahrt noch eine Erinnerung an Königin Elisabeth. Es ist das ein von ihr sehr verehrtes Bild der heiligen Maria (Mater major), vor dem sie oft ihre Andacht verrichtete. Als sie um die Befreiung ihres Bruders Maximilian aus der Gefangenschaft bat, in die er im Kampf um den polnischen Thron gefallen war, soll das Bild sie mit den Worten: „Sei frohen Mutes, meine Tochter, dein Bruder wird befreit werden," getröstet haben. An dieses Bild knüpfte sich die weitere Legende, daß es jedesmal die Gesichtsfarbe veränderte, wenn ein Todesfall in der kaiserlichen Familie bevorstand.

Im Jahre 1782 erfolgte die Aufhebung des Königinklosters. Es wurde zum Abbruch bestimmt, wodurch die nördliche Front des Josefsplatzes die heutige Ausgestaltung mit dem Palais des Grafen Fries (jetzt Pallavicini) erhielt. Auf dem Gartengrund gegen die Dorotheergasse entstanden durch die Fürsorge Kaiser Josefs die Bethäuser augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses, die dadurch eigentlich zum ersten Male in Wien staatlich anerkannte Stätten für den Gottesdienst erhielten. Durch die Beseitigung der Mauer, welche vom Kloster bis zur Stallburg lief, war auch die Fortsetzung der Bräunerstraße bis zum Josefsplatz ermöglicht, die früher nur bis zur Stallburg lief. Die Leiche der Königin Elisabeth wurde in die Fürstengruft bei St. Stephan übertragen.

Schwerwiegende politische Gründe bewogen Kaiser Maximilian II., in seinen letzten Regierungsjahren eine etwas andere Richtung in seinen Regierungsmaximen einzuschlagen. Auch ihm war die schmerzliche Täuschung nicht erspart worden, welche fast immer dem wohlmeinenden Vermittler zwischen schroffen Gegensätzen zu teil wird. Er verdiente sich von keiner Seite Dank; Katholiken wie Protestanten betrachteten ihn mit Mißtrauen, er mußte seine Hoffnung, durch Duldung und Gerechtigkeit die Wirren beendigen zu können, endgiltig aufgeben. In dieser Lage näherte er sich, ohne die bisher den Protestanten zugestandenen Rechte zu schmälern, doch den katholischen Staaten, an deren Seite ihn wichtige Erwägungen der äußeren Politik wiesen. König Philipp II. von Spanien, zu dem bisher ein sehr kühles, ja fast feindseliges Verhältnis bestanden hatte, trat mit dem Plan hervor, eine Tochter Maximilians zu heiraten, dagegen aber seine Tochter aus früherer Ehe mit einem Sohn Maximilians zu vermählen. Dadurch wäre, da der einzige bis jetzt lebende Sohn Philipps, Don Carlos, dem Tode nahe war, ein Heimfall des reichen spanischen Erbes an die österreichische Linie der Habsburger in Aussicht gestellt worden. Aber auch von Polen aus winkten Hoffnungen auf die Erwerbung dieser Krone; da die Kandidatur eines seiner Söhne aussichtslos war, trat Maximilian selbst in die Bewerbung ein und bei der Wahl am 1. Mai 1576 erhielt er auch viele Stimmen, die Mehrzahl wählte aber doch Stephan Bathory. Doch war der Kaiser, da er eine mächtige Partei für sich wußte, entschlossen, seine Ansprüche mit den Waffen zu vertreten. Alle diese Pläne waren aber nur mit Unterstützung der Katholiken auszuführen, auf welche der Kaiser in Spanien und Polen Rücksicht zu nehmen hatte.

Mit gestörter Gesundheit brach Maximilian II. im Sommer 1576 nach Regensburg zum Reichstag auf. Das bisherige Vertrauen der evangelischen Reichsstände war gewichen; es kam zu Beschwerden gegen seine schwankende Haltung, langwierige und heftige Erörterungen erschöpften die Kraft des Kaisers. In eindringlicher Weise beteuerte er das Festhalten am Augsburger Religionsfrieden, beschwor aber auch die Reichsfürsten, daran festzuhalten, da er die einzige Basis für das friedliche Zusammenleben der Bekenntnisse sei. Daran schloß er die merkwürdige Erklärung, man solle doch bedenken, „daß er in Religionssachen keine Partei sei und für seine Person anders nicht, denn des kaiserlichen Amtes halber zu tun habe".

Er sollte Regensburg nicht mehr verlassen. Eine schmerzhafte Krankheit warf ihn darnieder und in der gleichen Stunde, wo endlich der Reichstagsabschied in seinem Sinne beschlossen wurde, starb er am 12. Oktober 1576. „Meine glücklichste Stunde ist gekommen!" soll er, seines nahenden Endes vollkommen bewußt, kurz vor seinem Tode gesagt haben. Nicht mit Unrecht; denn ihm war das harte Fürstenlos auferlegt, vor eine Aufgabe gestellt zu sein, zu deren Lösung ihm beim besten Willen die Kraft des Entschlusses und die Stetigkeit des Handelns fehlte; aber es traf ihn auch das allgemeine Menschenschicksal, gerade die besten Seiten seines Wesens verkannt zu sehen. „Er, der keine größere Sünde kannte, als über die Gewissen herrschen zu wollen und der eine versöhnende Mittelstellung zwischen beiden Glaubensbekenntnissen einnehmen wollte, sah sich angefeindet im katholischen Lager und konnte auch den Dank der Protestanten nicht erringen."

Der Tod Maximilian II. wurde in seinen Ländern aufrichtig betrauert; vielleicht weniger wegen seiner Betätigung als Herrscher, sondern wegen seiner menschlichen Eigenschaften. „Mit einer jeden Nation ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimütig mit den Deutschen, nachgiebig mit den Böhmen, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles, was sie Neues, Edles und Eigentümliches hat, wieder in einem einzelnen hervor. Man konnte keine angenehmere Gesellschaft haben als die des Kaisers Maximilian II. So geistreich und vertraulich, ohne Ziererei und voll Anmut gab er sich hin. Nicht allein fremde Gesandte oder Fürsten behandelte er auf eine Weise, daß sie ihn alle für den vollendetsten Hofmann erklärten; es war in ihm der Zug einer absichtslos wohlwollenden Natur; einem jedweden erwies er seine Ehre!"

Maximilian II. fand seine Ruhestätte im Veitsdome zu Prag an der Seite seiner Eltern. Sein Leichenbegängnis soll eines der prachtvollsten des Jahrhunderts gewesen sein.

Wien am Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Für Jahrhunderte war das Stadtbild festgelegt, seit ein starrer Wallgürtel das eigentliche Wien umgab. Die Ansiedlungen umher aber hatten der stets drohenden Gefahr eines Türkeneinbruches gegenüber immer den Charakter eines Provisoriums. Man scheute sich, sowie es früher der Fall gewesen, größere Bauten für kirchliche oder humanitäre Zwecke in den Vorstädten zu errichten, um sie nicht wieder mit eigener Hand den Flammen überliefern zu müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus beurteilte man alle baulichen Maßregeln und ein unter Kaiser Maximilian II. auftauchender Vorschlag, den man füglich als das erste Projekt einer Stadterweiterung bezeichnen kann, kam von militärischer Seite und hatte auch nur den Zweck besserer Verteidigung vor Augen. Schon

unter Maximilian II. legte nämlich der kaiserliche Hofkriegsrat und oberste Baukommissär Niklas Graf Salm, ein Enkel des Verteidigers von Wien, dem Kaiser eine sehr ausführliche Denkschrift vor, durch welche aus militärischen Gründen eine durchgreifende Änderung in der Entwicklung der Stadt angebahnt werden sollte. Die Reichsstände hatten damals für fünf Jahre den für jene Zeit namhaften Betrag von 600.000 fl. zur „Grenzbefestigung" bewilligt, worunter in erster Linie Wien gemeint war. So der ersten Mittel sicher, dachte man im Hofkriegsrat an eine gründliche Umgestaltung Wiens. In erster Linie sollten die früheren Vorstädte im Osten, Süden und Nordwesten der Stadt ganz aufgelassen werden, da sie deren größte Gefahr seien, stets mit eigener Hand zerstört werden müßten und trotzdem, wie die Erfahrung gelehrt, dem Feind viele Vorteile gewährten. Dann griff man nochmals das Projekt auf, die Wien durch die Stadt zu leiten, wovon man sich Vorteile für die Assanierung versprach, die wohl etwas übertrieben waren. Um aber Raum für die Bewohner der Vorstädte zu gewinnen, sollte die Insel jenseits der Schlagbrücke bis zum Tabor, also die heutige Leopoldstadt, zur Verbauung bestimmt und diese durch unentgeltliche Zuweisung von Plätzen und Unterstützung mit Baumaterialien gefördert werden. Natürlich war dann diese Insel in den Festungsrayon der Stadt einzubeziehen und durch starke Werke so zu schützen, daß die Donau unter allen Umständen freigehalten werden konnte, um auch im Angesicht eines Feindes Proviant und Verstärkungen in die Stadt werfen zu können.

Stock-im-Eisen. (S. 662.)

Unzweifelhaft hatte die Idee etwas Bestechendes. Schließlich lag ja allen späteren Erweiterungs- und Regulierungsprojekten der gleiche Gedanke zugrunde, die Stadt der Donau zu nähern, um die Vorteile ausnützbar zu machen, welche die Lage an einem mächtigen Strom verleiht. Natürlich traten später die Rücksichten für den Verkehr in den Vordergrund, während damals lediglich der militärische Gesichtspunkt maßgebend war.

Das Projekt wurde eingehend geprüft und 1579 nochmals mit Nachdruck empfohlen. Aber obwohl sich der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, sehr warm für die Ausführung einsetzte, stieß doch das Projekt auf so viele und begründete Bedenken, daß man es aufgab. In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 9. Mai 1579 setzt der Kaiser von Prag aus die dagegen sprechenden Gründe auseinander. Er habe die Sache der „neuen Wienerischen Festung in der Donauinsel zwischen dem Tabor und der Schlagbrücke" ernstlich in Erwägung gezogen und sehe ein, daß es ein hochnützliches Werk wäre. Es sei aber wohl zu bedenken, daß derzeit die ordentliche Befestigung der eigentlichen Stadt noch nicht abgeschlossen sei, auch zur Zeit der großen Unkosten wegen nicht vollendet werden könne. Zwei so große Vorhaben gleichzeitig zu unternehmen, sei aber gar nicht rätlich, da man ja zunächst die Mittel aufsuchen müsse, um die alten Befestigungen „in bessere Verwahrung und Sicherheit zu bringen". Man baue ohnehin in der gedachten Insel alljährlich neue Häuser; es sei also besser, diese in solche Ordnung zu bringen, daß sie stehen bleiben und auch künftig benützt werden können, als daß man „zu der Eigenthümer Beschwer und Schaden eines oder das andere wieder einreißen müsse". Übrigens solle einem jeden, der künftig auf der Insel ein Haus bauen wolle, ein Platz dazu angewiesen werden. Wenn die Leute dann erfahren, daß

die auf solchen Gründen erbauten Häuser bei Feindesgefahr nicht niedergerissen oder verbrannt werden, so würden sie gerne bauen, um ihre Häuser in Sicherheit zu bringen. Man müsse sich aber zuvor, und zwar je eher je besser, darüber einigen, wie die Gassen und Plätze anzulegen seien und daher einen Plan entwerfen, an welchen sich die Leute bei Erbauung der Stadt zu halten hätten. Es liege ein solcher von dem Bauverständigen Julius Tircho gefertigter Grundriß auch schon vor, den der Kaiser der Begutachtung empfehle.

In militärischen Kreisen hielt man aber zähe an dem Projekt fest. Ein zweiter Vorschlag Salms ging an den Kaiser nach Prag ab, wobei der Erzherzog Ernst auch mitteilte, daß er die beiden Baumeister Peter Ferabosco und Ottavio Baldigara beauftragt habe, Entwürfe für die Anlage der Gassen und Plätze und der Befestigungen auf der Insel auszuarbeiten. Doch die Räte des Kaisers Rudolf II. zeigten sich noch immer nicht nachgiebiger; sie erteilten den Vorschlägen Salms alles Lob, meinten aber, vor allem müsse sicher sein, daß man im Falle einer Belagerung die Donau auch wirklich frei halten könne. Übrigens sei es nötig, bei einem so weitläufigen Werk alles gar wohl zu bedenken.

In der Umgebung des Kaisers blieb man trotz neuerlicher Vorstellungen Salms dabei stehen, daß ein so großes Werk noch reiflicher überlegt werden müsse. Man forderte Gutachten ein, darunter auch von tüchtigen Kriegsmännern, wie dem auch als militärischen Schriftsteller bekannten Lazar von Schwendi, man beriet, kommissionierte und begutachtete, bis die ganze Angelegenheit ins Stocken kam und einschlief. Erst 40 Jahre später nahm man die Idee einer systematischen Besiedlung des Unteren Werd wieder auf, wobei jedoch der Gedanke einer Befestigung übergangen wurde. Im Jahre 1623 richtete nämlich die Gemeinde eine Beschwerde an Kaiser Ferdinand II., daß ohne Wissen des Stadtrates und des Bürgerspitales als Grundherren, von kaiserlichen Kommissarien Vermessungen und die Aussteckung einer neuen Stadt im Unteren Werd vorgenommen wurden. Es sei zu besorgen, daß die Kommissarien nach ihrem Gefallen über solche ausgesteckte Gründe verfügen und wie es mit unterschiedlichen städtischen Gütern schon geschehen, sie in „unbürgerliche" Hände verteilen könnten. Dadurch werde es aber der Stadt Wien „die Steuern und Dienste einzubringen beschwerlich, dem Armenspital aber ganz gefährlich fallen, sein Eigentum, ja das billige Pretium (den Kaufpreis) wegen des Grundes und des eigentümlich angehörigen Grunddienstes dahinter zu lassen".

Immer langsamer schritt der Ausbau des zweiten Hochturmes bei St. Stephan fort und endlich kam er ganz zum Stocken. Nicht allein die Ungunst der Zeiten und der Geldmangel trugen daran die Schuld; der Hauptgrund lag darin, daß die Zeit des gotischen Stiles vorüber war und sich weder Baumeister fanden, die den gewaltigen Bau im Geiste seiner ersten Schöpfer zu vollenden vermochten, noch Werkleute, die in dieser Art von Steinmetzarbeit geübt waren. Schon 1537 hatte man ein Notdach über dem Turm errichtet, dann wurde wieder einige Zeit fortgebaut, doch als der Turm eine Höhe von 47 Metern erreicht hatte, trat völliger Stillstand ein und es war klar, daß an eine Vollendung nicht zu denken sei. Im Jahre 1579 wurde dann der durch Baumeister Hans Saphoy hergestellte stilwidrige und unschöne Aufbau vollendet und mit jener Kupferkuppel gedeckt, wie sie heute noch besteht. (Bild S. 657.)

Die Umgebung des Domes blieb bis zum Umbau des Bischofshofes, der in das Jahr 1606 fällt, ganz unverändert. Noch immer bildete er einen nach allen vier Seiten geschlossenen Raum, der gegen die Brandstätte und die Kärntnerstraße durch eingeschobene Häusergruppen beträchtlich verkleinert wurde. An der

Mündung der letzteren war ein einziger Platz, der sich gegen den Graben in einer sehr engen Gasse fortsetzte. Es war dies der „Roßmarkt", der aber schon im siebzehnten Jahrhundert nach dem ehrwürdigen Wahrzeichen Wiens, dem „Stock-im-Eisen" seinen Namen erhielt. Da diese Merkwürdigkeit Wiens um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Urkunden zuerst Erwähnung findet, ist hier wohl der Platz, um ihr einige Worte zu widmen.

Bekanntlich besteht er aus dem Strunk eines Baumes, der durch seine eigentümliche Bekleidung mit dicht aneinander eingeschlagenen Nägeln seinen Namen erhielt. Wie der Botaniker Professor Unger feststellte, ist es der Stammteil einer Lerchtanne, die noch heute in der südlichen Umgebung Wiens sehr häufig vorkommt. Die Verbreiterung nach oben ist nicht, wie man glaubte, eine Folge der Astbildung, sondern es wurde auch ermittelt, daß der Stamm eigentlich auf dem Kopf steht, den Astteil nach unten, die Wurzelknorre nach oben. Der Stamm ist über Manneshöhe und hat in der Mitte eine auffällige Verengerung, die Folge einer Verletzung oder Baumkrankheit sein muß, so daß er ohne starke Eisenbänder wohl schon längst in zwei Teile auseinander gebrochen wäre. Dieser Strunk ist nun mit Nägeln aller Arten und Größen so dicht beschlagen, daß ein vollkommen schließender Panzer gebildet wird, der an keiner Seite die kleinste Ritze läßt, um die Rinde oder das Holz des Baumes sehen zu können. Der von Professor Unger untersuchte Splitter wurde dem zur Höhe gekehrten Wurzelteil entnommen, wo er Spuren von Fäulniserscheinungen zeigte. In dieser Form stand der „Stock-im-Eisen" auf einem Steinsockel und von einem Eisenband festgehalten, in der Ecknische eines kleinen Hauses an der Ecke der Kärntnerstraße und des Stock-im-Eisenplatzes und nach dessen Abbruch fand er seinen Platz unter dem ersten Stockwerk des Prachtbaues der Versicherungsgesellschaft „Equitable", dessen Portal schöne Bronzereliefs aus dem Legendenkreis des „Stock-im-Eisen" von Professor Weyr enthält. (Bild S. 660.)

Denn Wien müßte nicht der Boden üppig sprießender Lokalsage sein, wenn sich nicht um ein so altes allbekanntes und seltsames Wahrzeichen ein ganzer Sagenkranz gesponnen hätte. Mit allen Waffen archäologischer Gelehrsamkeit ist man dem „Stock-im-Eisen" an den Leib gegangen, in das graueste Altertum, wo auf dem Terrain Wiens noch dichte Wälder standen und finstere Druidenpriester blutige Menschenopfer darbrachten, hat man zurückgegriffen, um dem rätselhaften Baumstamm zu einem historisch haltbaren Stammbaum zu verhelfen. Sehr angezweifelte Lokalbezeichnungen des mit gutem Recht angefochtenen angeblichen ältesten Planes von Wien führte man als Beweis, daß diese Lerche ein Teil jenes heiligen Haines sei, von dem die „Heidenhainstraße" des Zappertschen Planes ihren Namen haben sollte. Ohne so großen Aufwand an Gelehrsamkeit, aber mit der naiven Freude am Fabulieren hat auch das Volk nach einer Lösung des Rätsels des „Stock-im-Eisen" gesucht und es — gefunden, so gut, wie die bedächtige Konklusion archäologischer Gelehrsamkeit. Denn schließlich steht Märlein gegen Märlein und da ist denn doch noch jenes vorzuziehen, das frisch aus der Volksseele kommt, als jenes andere, das mit allen Behelfen der Stubengelehrsamkeit erklügelt und ersonnen ist.

Doch lassen wir kurz die verschiedenen Erklärungen für das Rätsel des „Stock-im-Eisen" vorüberziehen. Man nimmt an, daß er ein durch Größe und Standort ausgezeichneter Grenzbaum eines uraltes Haines sei, aus jener Zeit, „da alles noch lauter Wildnuß ware", ja man will in dem seinem heutigen Ansehen nach wohl nie sehr ansehnlichen Stamm ein Heiligtum aus keltischer oder sogar vorkeltischer Zeit erkennen, etwa gar das umgestürzte und verstümmelte Bild eines heidnischen Götzen. Und die Nägelbekleidung? Auch diese führt man auf alte und älteste Zeit zurück. Es ist ja bekannt, daß der Nagel in den

heidnischen Kulten eine große Rolle spielte, die sich noch in manchen abergläubischen Bräuchen unter dem Landvolk erhalten hat. Noch heute glaubt man Unheil aller Art „festnageln" zu können, wenn man an bestimmten Stellen einen Nagel eintreibt. Dieser Aberglaube wurde von dunkelster Vorzeit übernommen und hat, in den Motiven verändert, aber immer fortgeübt, endlich dem „Stock-im-Eisen" seinen Nägelpanzer verliehen. Es sei hier bemerkt, daß noch im achtzehnten Jahrhundert Nägel in den Stamm getrieben wurden und ein Nagel, dessen Kopf eine Kupferplatte ist, sogar die Jahreszahl 1832 zeigt.

Das leitet uns zur anderen Version, welche die Herkunft des Stammes unerklärt läßt oder von seinem zufälligen Vorkommen herleitet, die Nägelbekleidung aber einfach auf einen Handwerksbrauch zurückführt, der in der Tat sehr alt sein und den Ursprung in heidnischen Vorstellungen haben dürfte. Und hier setzt die gestaltende Phantasie des Volkes ein, die sich gern auch dort, wo sie mit Wundern und Zauberei hantiert, einen festen Boden sichert. Auf diesen Handwerksbrauch und auf die naheliegende Stephanskirche baute man die Sage vom „Stock-im-Eisen" auf, so verschieden sie auch variiert werden mochte. In der Hauptsache läuft sie immer darauf hinaus, daß ein Schlossergehilfe zur Vollbringung eines besonderen Kunststückes in seinem Handwerke die Hilfe des Satans in Anspruch nimmt und dann an diesem Pakt, wie es sich gebührt, zugrunde geht.

Mit jener Gründlichkeit, welche solche im Volke entstandene Legenden meist auszeichnet, hat man die Sage vom „Stock-im-Eisen" mit Personen und Dingen, die wirklich existierten, in Verbindung gebracht, den vermessenen Schlosser als Meister mehrerer ausgezeichneten Arbeiten bezeichnet und den allverehrten Dom selbst in diese Sage verwoben. Martin Mux, von dem das prächtige Gitter vor dem Hauptaltar bei St. Stephan herrühren soll, ist der Held der Stock-im-Eisen-Sage, die wir kurz in der verbreitetsten Form erzählen wollen. Eines Abends versäumte Mux die Sperrstunde des Stadttores und da er, den strengen Meister fürchtend, ganz verzweifelt draußen stand, weil ihm der Sperrpfennig fehlte, gesellte sich plötzlich ein kleines Männlein zu ihm, das ihm seine Hilfe in dieser und jeder anderen Not zusagte, wenn er ihm dafür seine Seele verschriebe. Sofort ging der leichtfertige Junge darauf ein, stellte aber die Bedingung, daß der Pakt nur gelten solle, wenn er jemals die Messe am Sonntag versäume. Man wurde einig und als ersten Dienst brachte der verdächtige Helfer den Burschen ungesehen in die Stadt und in das Haus des Meisters.

Nun kamen am nächsten Tage Boten des Rates, welche ein Eisenband für einen Baum bestellten, das nicht aufzusperren sein sollte. Der Meister und alle Gesellen mühten sich damit ab, aber das Werk gelang nicht, denn der Kleine war unsichtbar anwesend und verdarb die Arbeit der anderen, während er Martin Mux behilflich war, das gewünschte Schloß herzustellen. Dafür wurde dieser sofort zum Gesellen gesprochen, so daß er auf die Wanderschaft ziehen konnte, nachdem er als der erste einen Nagel in den Stamm geschlagen hatte, den das unaufsperrbare Eisenband umschloß. Es gibt sogar Leute, welche diesen mit M. M. bezeichneten Nagel am Baum gesehen haben wollen. Martin Mux zog durch ganz Deutschland herum und stellte überall wunderbare Werke seiner Kunstfertigkeit her. Als er endlich nach Wien zurückkam, traf es sich, daß der Rat eben jemand suchte, der das Schloß am Eisenband des Baumstammes aufzusperren vermöge — die liebe Obrigkeit ist selbst in der Sage etwas wunderlich in ihren Entschließungen und Wünschen. Natürlich meldete sich Mux sofort, aber es wollte ihm nicht gelingen, den richtigen Schlüssel zu schaffen. Kein Wunder! denn das kleine Männlein, hinter dem sich natürlich

Satanas in Person verbarg, war schon etwas ungeduldig, weil Mux gar nie die Sonntagsmesse versäumte und drehte, während jener den Schlüssel im Feuer hatte, immer den Bart um. Mux war aber pfiffig und merkte das; er schmiedete das nächste Mal den Bart verkehrt an und als der tückische Helfer ihn drehte, stand er an der rechten Seite, so daß der Schlüssel das Schloß sofort aufsperrte.

Portal an der Salvatorkirche. (S. 665.)

Für dieses Kunststück erhielt Mux das Meisterrecht und die Hand des holdseligen Töchterleins seines früheren Lehrherrn, das ihm schon aus seiner Lehrzeit ein treues Gedenken bewahrte. Er war der gesuchteste Schlosser in ganz Wien, denn er verstand seine Arbeiten gut und schön zu machen, ihnen aber auch eine zierliche Form zu geben. Außer dem schon erwähnten Gitter bei Sankt Stephan soll es noch andere kunstreiche Arbeiten von seiner Hand geben, die bei der Genossenschaft der Schlosser bis zum heutigen Tag als Kuriositäten aufbewahrt werden.

Aber der Pakt mit dem Bösen bringt kein dauerndes Glück. Mux wurde seiner lieben Frau und seines wachsenden Wohlstandes nicht froh, sondern legte sich auf ein wüstes Leben, brachte die Tage und Nächte in den Wirtshäusern zu, denn er wußte ja, daß sein geheimnisvoller Helfer ihm Geld schaffen mußte, soviel er nur brauchen konnte, ohne sich mit der Arbeit plagen zu müssen. Doch die Leidenschaft für das Trinken und hohes Spiel wurde endlich so arg, daß er einst an einem Sonntag die Zeit zur Messe verpaßte. In den letzten Minuten erinnerte er sich zwar und rannte, was er nur konnte, der Kirche zu — aber im Moment, wo er die Schwelle übertrat, tönte ihm das „Ite missa est" des Priesters entgegen und sofort tauchte das Männlein neben ihm auf, das aber riesengroß zur Höhe aufwuchs, um Mux beim Kragen zu packen und mit ihm zur Hölle zu fahren. Seit dieser Zeit hat es aber kein nach Wien einziehender Schlossergeselle versäumt, einen Nagel in den Baumstamm zu schlagen, in welchem der des kunstfertigen Martin Mux als erster

steckte und dabei ein Sprüchlein für dessen arme Seele zu sagen. So erzählten sich schon unsere Ahnen vor 300 Jahren die schaurige Sage vom Nägelkleid des „Stock-im-Eisen" und es ist nichts anderes zu tun, als sie ihnen vertrauensvoll nachzuerzählen, denn eine bessere und glaubwürdigere zu ersinnen, gelingt in unserer ganz erschrecklich nüchternen Zeit nicht mehr.

Neben dem schönen Portal am Landhaus ist auch jenes an der Salvatorkapelle in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entstanden. Die bauliche Konstruktion ist sehr einfach, die harmonische Durchbildung der einzelnen Teile aber und der reiche ornamentale Schmuck machen dieses Portal zu einem schönen Werk des in Wien spärlich vertretenen Renaissancestiles. Am Rundbogen über den Figuren des Erlösers und der heiligen Maria ist die Inschrift angebracht: „Otto et Haymo Fratres Equites Aurati Cives Wienn. Hujus Aedis Primi Fundatoris" (Die Brüder Otto und Haymo, Ritter und Bürger Wiens, die Gründer dieses Bauwerkes). Die geharnischten Männer an den Seiten stützen sich auf Adlerschilder, sonst ist in den Ornamenten das Kreuzschild Wiens und der Bindenschild verwendet (Bild S. 664).

Das schönste Beispiel einer Baukonstruktion des Renaissancestiles war aber der Hof jenes Hauses am Graben (Nr. 5, alt 1133) an der Ecke der Bräunerstraße, an dessen Stelle heute der „Grabenhof" steht. Der Hofraum war mit Rundbogenarkaden umfangen, in der Ecke war aber eine originell entworfene und schön ausgeführte Schneckenstiege angebracht, die an ähnliche Konstruktionen aus der Blütezeit der Renaissance, z. B. im Schlosse zu Blois erinnerte (Bild S. 666).

Die Gärten und öffentlichen Anlagen von Wien.

Es wurde schon erwähnt, daß Kaiser Maximilian II. ein großer Freund des edlen Weidwerkes war, eine Passion, die seit dem „kaiserlichen Jäger" Maximilian I. fast allen Mitgliedern des Hauses Habsburg bis auf die jüngste Zeit herab eigen ist. Um ihr ohne zu großen Zeitverlust neben der Besorgung der Regierungsgeschäfte nachkommen zu können, schuf sich Maximilian II. in der Umgebung Wiens mehrere Jagdreviere, aus welchen dann im Verlaufe der Zeiten viel besuchte Ausflugs- und Besuchsorte entstanden.

Der Wildbann und das „Gejaid" war im Umkreis mehrerer Meilen um alle Orte, wo sich landesfürstliche Residenzen befanden, ein Hoheitsrecht der Regenten. Nach einem Patent Kaiser Ferdinand I. vom 12. Februar 1552 umfaßte das landesfürstliche Jagdregale um Wien die Strecken von Kreuzenstein bis Aspern, Wagram, Groß-Enzersdorf und Wolkersdorf; dann von Ebersdorf und Schwechat über den Wienerwald bis an den Kahlenberg. Später erweiterte man das dem Hof vorbehaltene Jagdgebiet unter Ferdinand II.

Es begann nun am rechten Donauufer bei Albern an der Schwechat, lief längs dieses Flüßchens über den Markt Schwechat nach Lanzendorf, dann über Himberg nach Minkendorf, ging dann auf den Triestinglauf über, um längs der Straße von Traiskirchen nach Neustadt und die Badenerstraße überschreitend, Pfaffstätten, Gumpoldskirchen, Mödling, Enzersdorf, Perchtoldsdorf, Rodaun, Mauer und Hacking zu berühren, die Wien übersetzend von Hütteldorf über den Exelberg, Dornbach, Salmannsdorf das Kahlengebirge zu erreichen und jenseits der Donau im alten Umfange gegenüber von Albern zu enden.

Für Jagdzwecke wurden die „Untertanen" zu allen Dienstleistungen herangezogen, als Treiber, Wächter und Boten. Sogar die Fischer und Schiffer waren verpflichtet, wenn es verlangt wurde, sich und ihre Fahrzeuge bereit zu

halten. Als man die Juden im Unteren Werd ansiedelte und darum einige Fischerhäuser verkauft werden sollten, erhoben die Besitzer Einspruch, weil, „wenn die Fischer nicht bei der Hand wären, sie bei Seiner Majestät Lustjagden nicht nachsetzen könnten, wodurch der Dienst ohne ihr Verschulden leiden würde". Denn diese Jagdrobot galt auch für die Vorstädte von Wien, doch war sie, offenbar in Anlehnung an die Wehrdienstverpflichtung des Friedericianischen Privilegiums, nur auf die Dauer eines Tages beschränkt.

Das Arkadenhaus am Graben. (S. 665.)

Schon Kaiser Ferdinand I. legte aber innerhalb des landesfürstlichen Jagdregales auch geschlossene Reviere an. So entstand unter ihm 1561 der nachmals noch bedeutend vergrößerte Tiergarten, der vom rechten Wienufer bis nach Mauer reicht und noch heute seines reichen Wildbestandes wegen berühmt ist. Auf einem von dem Vizedom Markus Beckh angekauften Gebiet bei Himberg ließ er eine Falknerei anlegen, die aber gleich dem Jagdhof bei Laab von den Türken verwüstet wurde. Als Landforstmeister fungierte unter seiner Regierung Hans von Revellis, ein Neffe des Bischofs, unter dem die Jagdgesetze mit furchtbarer Strenge gehandhabt wurden und es bei Leib- und Lebensstrafe untersagt war, „dem Wilt nachzugehen".

Sehr früh schon spielte der Prater als Jagdgebiet eine Rolle. Auch dessen Name ist viel älter als man gemeiniglich annimmt, denn schon 1194 schenkte Herzog Friedrich I. der Katholische einige Gründe in dieser Au dem adeligen Geschlecht Prato, das noch im vierzehnten Jahrhundert mit dem Prädikat „von Wiesen" vorkommt, sich aber auch schon hie und da „Prater" schreibt. Der größere Teil der früher landesherrlichen Gründe kam im dreizehnten Jahrhundert an das Stift Klosterneuburg, Herzog Rudolf II. verlieh 1305 auch dem Stifte St. Clara in dieser Gegend Besitzungen. Die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vereinzelt vorkommende Bezeichnung „Bardea" bedeutet wohl eine Insel mit Holzschlag, dürfte aber doch durch eine Korrumpierung des alten Namens Prater entstanden sein, der auch bald allgemein gebraucht wird. Im sechzehnten Jahrhundert teilten sich verschiedene Eigentümer in die Pratergründe. Der an das linke Kanalufer anschließende Teil und die heutige Praterstraße bildete die Venediger Au im Besitze des Landesfürsten;

der Stadt Wien gehörte ein großer links davon liegender Grundkomplex, dessen Name „Stadtgut" noch heute in zwei Gassen fortlebt; auch die der Gemeinde gehörige „Stierwiese" behielt lange ihren Namen und war wahrscheinlich zum Weiden jenes Stieres bestimmt, den der Amtmann im Unteren Werd zu halten verpflichtet war; kleinere Komplexe besaßen das Kloster zur Himmelspforte, das Chorherrenstift zu St. Dorothea, die Jesuiten, der größte Teil der Pratergründe war aber noch immer Besitz des Stiftes Klosterneuburg.

Auf dem Hofterrain ließ bereits 1537 bis 1538 Kaiser Ferdinand I. Durchschläge durch die dichtbewachsene Au herstellen und mit Bäumen bepflanzen, woraus die spätere Hauptallee entstand. Im Jahre 1567 löste aber Kaiser Maximilian II. von Klosterneuburg, der Stadt Wien und den meisten anderen Eigentümern die Besitzrechte ab, pachtete die übrigen Parzellen und ließ durch Umzäunung ein geschlossenes Jagdrevier herstellen. Gegen den Unteren Werd stellte ein schmaler Wassergraben, der „Fugbach", an welchen auch noch eine Gasse erinnert, eine natürliche Grenze her. Er zweigte am Tabor von der Donau ab, durchquerte den heutigen Praterstern, von dem er südlich gegen den Donaukanal abfloß. Er war überbrückt und hier war von der Stadt aus der einzige Zugang zum Prater, bis Kaiser Josef II. das Bett ganz verschütten ließ (Bild S. 668).

Im Jahre 1569 ließ Kaiser Maximilian II. in der Venediger Au, die ihren Namen von einer hier 1486 errichteten venetianischen Glasschmelze und Bläserei hatte, durch den Vizedom Hans Georg von Kuefstein 18 Häuschen für die Hofjagdbediensteten „in einer geraden Zeil" erbauen, die den Ursprung der späteren Vorstadt Jägerzeile bildeten. Fast möchte man annehmen, daß die „Venediger Au" außerhalb des eingefriedeten Jagdgrundes schon damals einen sehr besuchten Ausflugsort der Wiener bildete. Denn jedes dieser Jägerhäuschen erhielt nicht allein die „Quartierfreiheit", sondern auch das Recht zum Ausschank von Wein und Bier, woraus sich später, da sich auch andere Wirte ansiedelten, erbitterte Streitigkeiten mit der Gemeinde wegen des „Umgeldes" entwickelten. Interessant ist es, daß unter diesen Wirten schon um 1570 ein Michael Sperl vorkommt, gewiß der Ahnherr dieser allbekannten Wiener Wirtsdynastie, der gleichzeitig auch ein Haus am Bauernmarkt und in der Teinfaltstraße besaß.

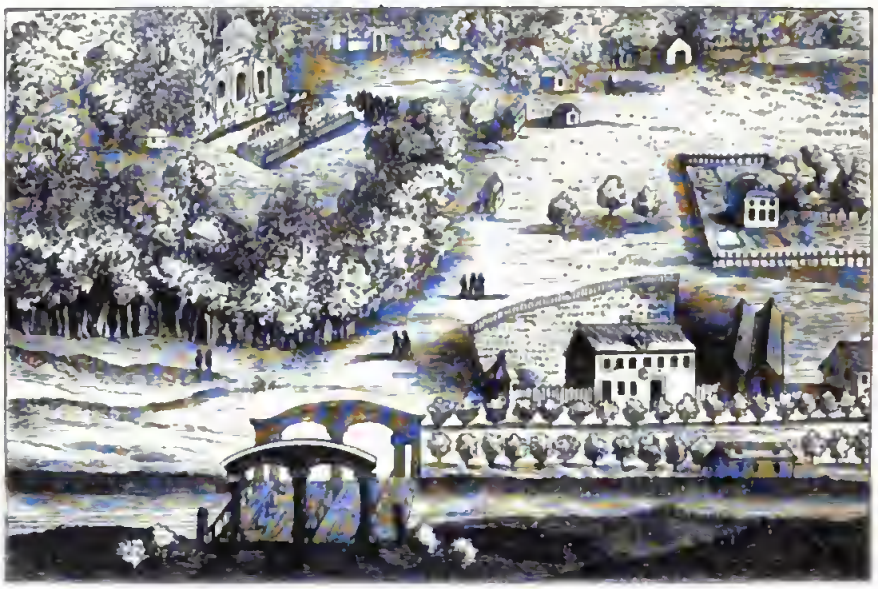
Für die Aufsicht im Prater Jagdgebiete waren zwei Hofjäger mit dem nötigen Personal bestellt, außerdem war im Prater auch der „Plachenstadl", der Aufbewahrungsort der für manche Jagdarten nötigen Netze und starken Leinentücher, mit welchen bestimmte Gebiete rasch eingefriedet werden konnten. Hier führte der „Geschirrmeister" die Aufsicht, dem 12 „Plachenknechte" unterstellt waren.

Im Jahre 1592 erging unter Kaiser Rudolf II., der aber fast nie in Wien weilte, der Befehl: „Niemand soll in Unserer Au, dem Prater, Sommers- oder Winterszeit gehen, fahren, reiten, hetzen, jagen oder fischen ohne willen des kaiserlichen Forstknechtes (Hofjägers) Hans Bengel". Dieser „Bengel" entsprach seinem Namen durch die Tat, den er entwickelte gegen harmlose Naturfreunde, die ihn um die Erlaubnis ersuchten, sich in den Auen ergehen zu dürfen, eine urwüchsige Grobheit. Gegen solche aber, die ohne Erlaubnis im Prater betreten wurden, ging er auf die roheste Weise vor und als er einst einen beim Reisigsuchen erwischten Knaben an einen Baum binden und von den „Plachenknechten" prügeln ließ, war die Entrüstung in Wien so groß, daß man Repressalien gegen Bengel befürchtete.

Schon bevor Kaiser Josef II. im Jahre 1766 den Prater für das Publikum freigab, war die strenge Abschließung sehr gemildert worden. Der

obere Teil des sogenannten „Stadtgutes“ links vom Praterstern hieß das „Lustwaldl“ und hier hatte sich auf städtischem Grund ein Belustigungsort herausgebildet, der als Vorbild des späteren Wurstelpraters dienen konnte; da gab es ambulante Schänken, Kegelbahnen und Schaukeln, auch Marionettenspieler fanden sich ein, bevor der „Praterwurstel“ zu einer lokalen Berühmtheit gelangte.

Unter Karl VI. erhielt zwar der Adel die Erlaubnis, in der prächtigen Allee spazieren fahren zu dürfen, das Verlassen der Wägen war aber noch immer ausnahmslos streuge untersagt, um den Seelenfrieden des Wildes nicht zu stören. Der Unterschied zwischen den zwei Teilen des Praters, wie er sich einst im Stadtgut mit seinen Volksbelustigungen und dem hocharistokratischen Publikum der Allee ausdrückte, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten — Volksprater und Nobelprater sind noch immer durch eine unsichtbare aber trotzdem deutlich wahrnehmbare Demarkation geschieden.



Pratereingang. (S. 667.)

Auch der Ursprung von Schönbrunn reicht eigentlich auf Maximilian II. zurück. Wohl war schon sehr zeitlich diese Gegend besiedelt, die zum Grundbesitz des Stiftes Klosterneuburg gehörte. Die Babenbergerfürsten sollen hier schon ein Jagdgehege besessen haben und fast gleichzeitig kommt die „Katermühle“ vor, für deren Bauzustand es nicht sehr rühmlich ist, daß man den Namen vom alten Worte „Kat“ oder „Koth“ ableiten will, das ein kleines unansehnliches Haus bedeutet, wovon auch noch das in Deutschland übliche „Köthner“ abstammt, das unserem Begriffe „Häusler“ entspricht, womit der Besitzer eines kleinen Anwesens, das nicht zu den Bauernwirtschaften zählt, bezeichnet wird. Daß ein späterer Bau den Namen „Katerburg“ führte, macht gegen diese Ableitung des Namens stutzig, denn der Begriff „Burg“ will an sich nicht zu der oben gegebenen Definition des Wortes „Kat“ passen.

Nachdem der Besitz durch wechselnde Hände gegangen war, kam er um 1550 an den kaiserlichen Oberststallmeister Peter Freiherrn von Mollart, von dem 1569 Kaiser Maximilian II. die „Katerburg“ erwarb, um ein nettes Jagdschlößchen zu bauen und einen geregelten Tiergarten anzulegen.

Nach dem Tode Maximilian II. schenkte Kaiser Rudolf II. das Schloß, dessen zugehöriger Grund sich fast über das ganze Obermeidling, Untermeidling und Gaudenzdorf erstreckte, seinem Kriegszahlmeister Egidius Gattermayer, der auch ein Haus in der Bräunerstraße und die Feste Rauhenstein bei Baden besaß. Nun scheint sich durch die Gleichheit des Klanges eine Verschiebung vollzogen zu haben, denn aus der „Katerburg" wurde eine „Gatterburg", wie auch die Mühle und ein neuentstehender Hof „Gattermühle" und „Gattermayerhof" benannt wurden. Schon 1595 kam der Besitz wieder in die Hände des Hofes, der Name ging aber auf die Nachkommen Gattermayers, die 1717 in den Grafenstand erhobenen Gatterburg über, deren Stamm noch heute besteht.

Besonders Erzherzog Matthias, der gleichfalls ein leidenschaftlicher Jagdfreund war, ging mit Vorliebe dem edlen Weidwerk in den dichten Gehegen der nunmehrigen Gatterburg nach, die sich auch über die hinter dem

Schönbrunn oder Gatterburg.

bekannten Belustigungsort Tivoli aufsteigenden Höhen erstreckten, wo heute die Hohenbergstraße läuft. Hier war noch vor kurzem ein Niedergehölze, das im Volksmunde „Remise" oder „das Gatterhölzl" genannt wurde.

Auf einer seiner Jagdpartien in den Gehegen der Gatterburg soll Mathias jene Quelle aufgefunden haben, die im linksseitigen unteren Parkteil noch heute wegen des trefflichen Wassers bekannt ist. Er soll an dieser Labung und dem reizenden Plätzchen, wo unter hochstämmigen Bäumen die köstliche Quelle auf den Moosboden sickerte, so großes Gefallen gefunden haben, daß er Ruhesitze anbringen und die Quelle fassen ließ. Hier versammelte sich dann, als 1619 das Schloß neu erbaut wurde, stets die Jagdgesellschaft und die Quelle erhielt den Namen des „schönen Brunnens", der dann auf den ganzen Besitz überging. Denn im Jahre 1605 wurde die „Gatterburg" von den unter Achaz Bocskay eingefallenen Insurgenten vollkommen zerstört und blieb in Trümmern liegen, bis 1619 der ziemlich unscheinbare Neubau aufgeführt wurde. Er war zwei Stockwerke hoch, hatte einen kleinen Turm, eine der heil. Magdalena geweihte Kapelle und war ringsum mit einer Mauer umfangen, deren Portal

den einzigen architektonischen Schmuck am ganzen Gebäude zeigte. (Bild S. 669.)

Der „schöne Brunnen" wurde stets für das Juwel der ganzen Besitzung gehalten. Als Kaiser Ferdinand II. die ganze Besitzung seiner zweiten Gemahlin Eleonore als Witwensitz übertrug, wurde ausdrücklich das Servitut vorbehalten, daß aus der Quelle das Wasser für den Hof geliefert werden müsse. Dieser Gebrauch blieb bis in unsere Zeit aufrecht; ältere Wiener werden sich wohl noch der schönen Maultiere erinnern, welche hintereinander trottend, in eigenen kleinen Reservoirs das köstliche Wasser für den Gebrauch der kaiserlichen Familie von Schönbrunn nach Wien schafften.

Auch die Witwe Kaiser Ferdinand III., Maria Eleonora Gonzaga, nahm in dem nunmehrigen Schlößchen Schönbrunn ihren Aufenthalt. Durch sie erhielt der an das Gebäude grenzende Forstteil das Ansehen eines künstlichen Gartens, welchen Kaiser Leopold I. erweiterte; auf der Höhe der heutigen Gloriette ließ er aber eine Hasenremise anlegen, die gegen Hetzendorf zu sich teilweise bis heute erhalten hat. Das Jahr 1683 brachte auch dieser ganzen Anlage vollkommene Verwüstung; der Forst wurde später zwar zu Jagden benützt, die Baulichkeiten blieben aber lange Ruinen.

Kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat ließ König Maximilian II. bei dem schon bestehenden Jagdschlößchen Ebersdorf, bei dem sich ein ausgebreitetes Wildgehege befand, verschiedene Baulichkeiten für die aus Spanien mitgebrachten und sonst gesammelten Tiere errichten. Es war dies die erste eigentliche Menagerie, in welcher auch der schon erwähnte erste Elefant, der nach Wien gebracht wurde, sein kurzes Leben zubrachte. Nach seiner Thronbesteigung ließ Maximilian II. in größerer Nähe von Wien einen neuen Tiergarten anlegen, der den Namen Neugebäude erhielt. Er stand mit einem zierlichen Lustschlößchen in Verbindung und hatte auch eine Fasanerie, in welcher diese damals noch seltenen prächtigen Tiere mit besonderer Sorgfalt gehegt wurden. Hierher ließ der Kaiser auch die Menagerie von Ebersdorf übersetzen, welche die Mitte des im Viereck angelegten Tiergartens bildete, der von einer großen Mauer umschlossen war. Zehn in weiten Abständen stehende Türmchen unterbrachen diese Mauer, nur an der östlichen Seite bildete ein stattliches, dreitürmiges Gebäude den Mittelpunkt. Die Mitte des Tiergartens bildete der Lustgarten, der in ähnlicher Weise von einer turmgeschmückten Mauer umfangen war und Galerien und Lustgebäude enthielt. Westlich stieß in niederer Lage an den ganzen Komplex ein ziemlich umfangreiches Wasserbecken.

Beim Tode Maximilian II. war der Bau noch nicht ganz vollendet. Erst 1587 nahm man ihn wieder in Angriff und Kaiser Rudolf II. soll es gewesen sein, der den Plan faßte, hier eine steinerne Nachbildung der Zeltstadt Sultan Soliman II. zu errichten. Doch ist dies wohl nur eine nachträgliche Annahme, denn die ursprüngliche Anlage Maximilian II. blieb erhalten und wurde nur weiter ausgeführt. (Bild S. 672.) Der Lustgarten erhielt mit Statuen, Grotten u. s. w. eine Umgestaltung im Sinne des damals eben zur Herrschaft kommenden holländisch-französischen Gartenstils, das Hauptgebäude mit seinen offenen Arkaden (Nr. 1 der Ansicht) wurde erweitert und an der Südseite ein besonderer Zubau (Nr. 2) für die von Rudolf II. mit Vorliebe gehegte Menagerie errichtet.

Die neue Menagerie des Neugebäudes war für jene Zeit sehr zweckmäßig angelegt und ziemlich bedeutend. Sie bestand aus zwei Abteilungen, von welchen jene an der äußeren Mauer liegende für die reißenden Tiere bestimmt war. Gegen den vorderen Lustgarten zu schloß sich die Abteilung für ungefährliche Tiere. Beide waren mit Höfen unterbrochen und zerfielen in einzelne mit Gittern abgeschlossene Zwinger. Unter Rudolf II. wurden ansehnliche Summen für

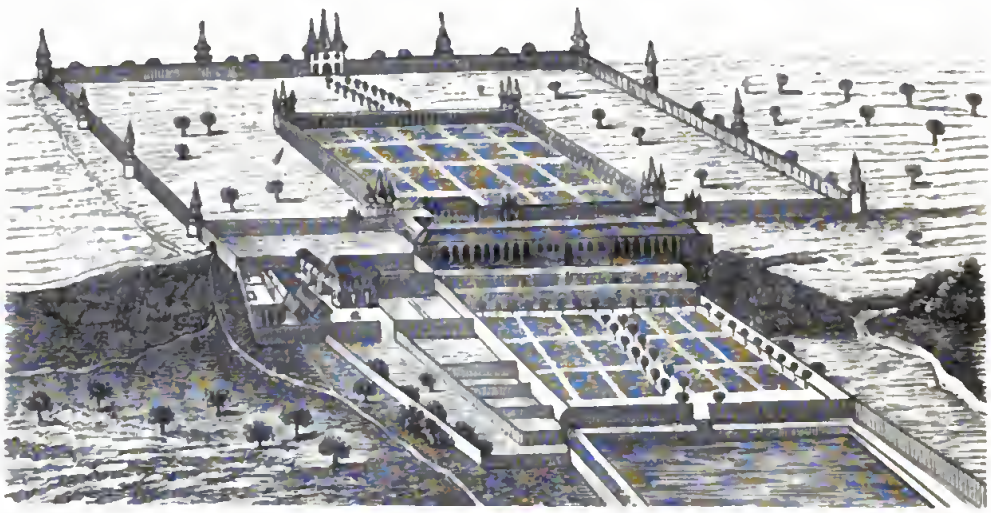
Kaiser Mathias am „schönen Brunnen".

den Ankauf seltener Tiere verwendet. Die Menagerie, welche übrigens nicht allgemein zugänglich war, genoß als besondere Sehenswürdigkeit einen weitverbreiteten Ruf. Nach einer in Bezug auf ihre Begründung nicht mehr zu überprüfenden Annahme soll der Löwenzwinger der Menagerie im Neugebäude Schauplatz jener tragischen Episode gewesen sein, welche der von empfindsamen Damen unzähligemale deklamierten Ballade Chamissos „Die Löwenbraut" zu grunde liegt. Das Töchterlein eines Wärters soll schon als Kind mit dem Prachtstück der Menagerie, einem gewaltigen Berberlöwen, auf so vertrautem Fuß gestanden sein, daß das kleine Mädchen als Spielgefährtin immer im Käfig des Löwen weilte, der alle Launen des Kindes geduldig hinnahm und folgsam war wie ein Schoßhündchen. Doch aus dem kleinen Mädchen wurde ein großes schönes, das heiraten sollte, wie es scheint, einen ungeliebten Mann. Doch die Pflichten als Braut hielten sie oft lange Zeit fern von dem vertrauten Freund ihrer Kindheit, was diesen in eine gereizte Stimmung versetzt haben mag, denn Vernachlässigung wurmt jeden männlichen Löwen. „Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid" tritt sie am Hochzeitsmorgen in den Käfig, worüber der vierfüßige Anbeter sehr erfreut ist und — aus der Hand frißt. Aber die Glocken läuten, man ruft nach ihr und sie will sich entfernen — der Löwe gibt es nicht zu, „sie droht, sie befiehlt, sie begehrt, — doch er ihr den Ausgang verwehrt." Das Erscheinen des Bräutigams macht die Sache noch schlimmer; dieser ruft nach Schießgewehren, der Löwe brüllt so toll, wie nur je ein Eifersüchtiger, was man ihm in dieser Situation nicht übel nehmen kann. Als die Braut aber trotzdem den Ausgang erzwingen will, streckt er den zarten Körper mit einem gewaltigen Tatzenschlag zu Boden und legt sich dann, die tödliche Kugel erwartend, still trauernd neben dem blutigen Leichnam nieder.

Es ist wohl richtig, daß das Neugebäude im Jahre 1683 von den Türken verschont wurde, doch geschah dies gewiß nicht aus Pietät gegen Soliman II., der ja übrigens an dieser Stelle gar nicht lagerte, sondern sein Zelt in größerer Nähe von Wien hatte, in der Regel aber das kaiserliche Schloß in Ebersdorf bewohnte. Wenn sie das Neugebäude nicht zerstörten, so geschah es, weil sie es als Depot für Munition und Proviant, das vollkommen außer dem Ausfallsrayon lag, trefflich zu verwenden wußten. Erst 1704 bei dem Einfall der Ungarn unter Franz Rakoczy II. ging auch das Neugebäude in Flammen auf, die noch vorhandenen seltenen Tiere wurden getötet, um aus den Fellen Satteldecken und Pelzkalpaks zu gewinnen. Unter Karl VI. stellte man die Gebäude teilweise wieder her und auch die Menagerie lebte wieder auf. Die Leitung derselben war dem Oberst-hof- und Landjägermeister Graf Johann Julius von Hardegg anvertraut, die Aufsicht führte ein „kaiserlicher Tier- und Löwenwärter". Als nach dem Tode des Prinzen Eugen von Savoyen 1737 mit dem Belvedere auch die im linksseitigen Nebengarten, dem heutigen „Kindergarten" untergebrachte Menagerie in den Besitz des Hofes kam, versetzte man die seltenen und wilden Tiere in das Neugebäude, nur die zahmen blieben im Belvedere. Als die Menagerie in Schönbrunn zu Bedeutung kam, wurde natürlich jene im Neugebäude vernachlässigt. Im Jahre 1780 erfolgte ihre Aufhebung; die meisten Tiere kamen nach Schönbrunn, ein Löwe und ein Tiger traten als „Akteurs" in den Verband des Hetztheaters in Wien, ein schwarzer Wolf aber, der das Ansinnen eines Domizilwechsels unwirsch aufnahm, mußte erschossen werden. Längere Zeit bestand die Fasanerie noch; nach Auflösung der Menagerie ging aber der ganze Gebäudekomplex, der teilweise schon 1760 zu einem Munitionsdepot Verwendung fand, an die Artillerieverwaltung über. Deren Zwecken dient das Neugebäude, das noch immer von außen die eigentümliche erste Bauanlage erkennen läßt, bis heute.

Im allgemeinen war die Gartenbaukunst in Wien im sechzehnten Jahrhundert schon zu einer ziemlichen Ausbildung gediehen. Es gab auch viele solcher Anlagen, die teilweise weit zurückreichen. Bei der Burg waren rückwärts gegen den Michaelerplatz zu zwei gesonderte Lustgärten, wie uns der Wolmuetsche Plan zeigt. Ein größerer nahm den Raum des heutigen Josefsplatzes ein. Aber auch in anderen Stadtteilen besaß der Hof Gärten, so unter anderem, wie schon erwähnt, auf einer Insel in der Wien in der Nähe der Schleifmühle.

Schon im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts wird der „Lustgarten" bei der Burg, der den Raum des Josefsplatzes einnimmt, als eine besondere Merkwürdigkeit erwähnt. Er setzte sich jenseits des Walles bis gegen St. Theobald fort. Im Jahre 1327 gab Friedrich der Schöne den über den heutigen Josefsplatz reichenden Teil bei Erbauung des Augustinerklosters an diesen Orden ab; unter Albrecht V. bestand im Burggarten schon eine „Wasserkunst" und eine „Badestube". Zur Zeit des bekannten Bruderstreites zwischen Friedrich III.,



Neugebäude. (S. 670.)

Albrecht VI. und Sigmund von Tirol, der zu einer Art Teilung der Burg führte, wurde der Garten als gemeinsames Gut erklärt, doch dem Kaiser Friedrich die Anlegung eines Ganges zu den unteren Zimmern zugestanden. Damals erstreckte sich der Garten auch über den heutigen äußeren Burgplatz; er war in einen Baum- und Ziergarten geteilt, auch ein „Irrgarten", diese vom französischen Gartenstil später besonders gepflegte Anlageform, kommt schon vor, Brunnen und Wasserkünste werden erwähnt. Während der Belagerung durch die Bürger im Jahre 1464 erlitt der Burggarten großen Schaden, da sich die Wiener hier festsetzten, um gedeckte Stellungen zu finden. Nun wurde er längere Zeit vernachlässigt; erst unter Maximilian I. erfolgte eine Wiederherstellung. War er doch ein großer Naturfreund, von dem selbst ein Buch über Gartenpflege erhalten ist. Zu den 140 „Lustbezirken", in deren Besitz er sich rühmte, gehörte auch der Burggarten in Wien, zu dessen Pflege er einen Gartenmeister und neun Obergärtner bestellte.

Die Zeit des höchsten Glanzes kam für den Burggarten unter Kaiser Ferdinand I. Er ließ ihn bald nach seiner Ankunft in Erwartung seiner Vermählung für seine künftige innig geliebte Gattin Anna, die er „nächst Gott

seinen größten und liebsten Schatz" nannte, vollkommen neu herstellen. Leider hatte er in dieser Gestalt keinen langen Bestand, denn er wurde 1529 fast ganz verwüstet. Ein Teil des Gartengrundes wurde dann zu einem Turnierplatz verwendet, gegen die „neue Burg" (Stallburg) zu aber ein kleiner Irrgarten mit Wasserkünsten angelegt. Eine ganz neue Anlage entstand auf der vor dem Burgwall gebauten Bastion, die den Namen „der Spanier" führte. Der Garten bei der Stallburg wurde „im Paradeyß" genannt, jener am Spanier erhielt von einem am Widmerturm angebrachten Gemälde die Bezeichnung „wo der Hirsch und Jäger am Turm ist". Der letztere bestand nur bis 1622; der Paradeisgarten wurde durch die Anlage eines „Tummelplatzes", woraus später eine Sommerreitschule entstand, wesentlich verkleinert, aber mit seltenen Gewächsen

Kaiser Rudolf II.

bepflanzt und mit allerlei Merkwürdigkeiten versehen, darunter ein Grottengang, eine mit Meermuscheln ausgelegte Brunnstube zur Wasserkunst, in der auch ein aus Silber gearbeitetes Bergwerk stand, dessen Figuren durch das Wasser in Bewegung gesetzt wurden. Die späteren Gestaltungen des Burggartens schließen sich eng an die baulichen Veränderungen der Burg selbst an.

Die Regierungszeit Kaiser Rudolf II.

In einem Alter von 24 Jahren folgte der älteste Sohn Kaiser Maximilian II. seinem Vater in der Regierung nach. In der Bevölkerung war Rudolf II. nur sehr wenig bekannt, denn er hatte einen großen Teil seiner Jugend in Spanien verbracht — Grund genug, daß man in protestantischen Kreisen seiner Herrschaft mit Furcht und Mißtrauen entgegen sah. Dazu war

jedoch eigentlich kein Anlaß, denn wenn Rudolf II. auch nicht die unparteiisch abwägenden Anschauungen seines Vaters hatte, war er doch nicht unduldsam und Fanatismus in religiösen Dingen lag seiner im Grunde ganz apathischen Natur sehr ferne. Er war ein schwer zu enträtselnder Charakter, in dem nur eine Seite vollkommen klar ist, daß ihm nämlich alle Eigenschaften zum Lenker eines großen Staates in so schwierigen Zeiten mangelten, wie das scheidende sechzehnte Jahrhundert sie mit sich brachte. Er hatte keine Lust zu den Regierungsgeschäften, ja eine förmliche Scheu vor den Pflichten seiner hohen Würde, obwohl er viel auf diese hielt und eifersüchtig über seinen Rechten wachte; im Grunde eine passive und gutmütige Natur, unterlag er doch oft Anwandlungen eines Jähzornes, der ihn weiter fortriß, als es in seinem Willen lag — um aber sofort wieder in eine Apathie zu verfallen, die nur zu oft von seiner Umgebung, in der oft sehr zweifelhafte Menschen den größten Einfluß ausübten, mißbraucht wurde. Mit vielseitigen Kenntnissen in gelehrten und künstlerischen Dingen ausgerüstet, besaß er doch eigentlich keine gefestete sichere Bildung und zersplitterte Kraft und Zeit in Liebhabereien, während die Lage des Reiches einen klaren Kopf, eine starke Hand und zielbewußte stetige Tätigkeit erfordert hätte.

Der neue Herrscher liebte Wien nicht. Sofort nach seinem Regierungsantritt schlug er seine Residenz am Hradschin auf und da ihm die Reichsbehörden, der Hofkriegsrat und der Hofstaat nach Prag folgten, verlor Wien für lange Jahre den Charakter und die Bedeutung einer Residenzstadt und es wurde auch von den politischen Ereignissen dieser bewegten Zeit nur im schwachen Wellenschlag erreicht.

Die Regierung von Niederösterreich und Ungarn hatte Rudolf II. seinem Bruder Ernst anvertraut. Dieser, ein eifriger Militär und starrer Katholik, suchte diesen beiden Standpunkten genug zu tun. Daß es darüber sofort zu Reibungen mit den in der Mehrzahl protestantischen Ständen kommen mußte, war klar und nur nach ernstem Widerstand waren sie zur Huldigung zu bewegen. Doch blieben sie, als der Kaiser seinen Einzug hielt, ziemlich abseits und auch die Wiener wurden empfindlich berührt durch das dabei entfaltete prunkvolle spanische Zeremoniell, das die bisher gewohnte Teilnahme der Bevölkerung an solchen Festlichkeiten vollkommen ausschloß.

Die veränderte Richtung in der Regierung machte sich vorerst in Nebensächlichkeiten bemerkbar. Auf Veranlassung des Bischofs Kaspar Neubeck wurde sechs Buchhändlern in den Häusern vor der Brandstätte auf den bloßen Verdacht hin, sektiererische Bücher zu führen, der Laden gesperrt. Dagegen besaß er keine Macht über jenen Händler, welcher sich klugerweise im Landhause ansässig gemacht hatte. Von unfreiwilliger Komik war die Beschwerde der Buchhändler gegen alle diese Verbote und Visitationen, da sie offen zugaben, mit den katholischen Büchern gar keine Geschäfte machen zu können. Ja, als Bischof Kaspar endlich seine Eigenschaft als Mitglied des Herrenstandes dazu benützte, auch im Buchladen des Freytag im Landhause eine Visitation vorzunehmen, fand man kein einziges katholisches Werk, aber zahlreiche lutherische und auch solche des Mathias Flacius, eines protestantischen Sektierers, dessen Lehre über die Erbsünde sich wesentlich von der lutherischen unterschied.

Ein fanatischer Anhänger des Flacius war Prediger im Landhause und seine heftigen, von den derbsten Ausfällen strotzenden Vorträge fanden großen Zulauf. Dadurch wurde die Stimmung in der Bevölkerung so bedrohlich, daß Erzherzog Ernst mit Zustimmung des Kaisers endlich zu ernsteren Maßregeln griff. Am 5. Juni 1577 wurden der Stadtrat und die Universität verständigt, daß künftighin öffentliche Predigten der evangelischen Geistlichen, sowie die Taufen und Vermählungen nach evangelischem Ritus verboten seien. Zugleich

erfolgte die Ausweisung des Josua Opitz, der durch seine Predigten im Landhause die Aufregung geschürt hatte. Dagegen lehnten sich die Stände offen auf und erhoben Protest gegen alle Beschränkungen der zugesagten Religionsfreiheit.

Vielleicht wäre es zu einem gütlichen Ausgleich gekommen, wenn nicht der Kaiser selbst durch einen skandalösen Vorfall in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Zur Zeit des Fronleichnamsfestes 1578 gerade in Wien anwesend, nahm Rudolf II. mit seinen Brüdern Ernst und Maximilian und dem Herzog Ferdinand von Bayern an der Prozession teil. Am Bauernmarkt, wo einige Marktbuden die Passage sperrten, entstand ein wildes Drängen, durch welches eine mit Zuschauern besetzte Schaubühne einbrach. Das Angstgeschrei und die Hilferufe aus der Menge erzeugte ein doppeltes Mißverständniß. In der Begleitung der Fürsten glaubte man an einen Überfall durch die Protestanten und die Kavaliere — meist Spanier und Italiener — zogen die Degen. Im Volke aber entstand beim Anblick der blitzenden Waffen sofort der Gedanke an einen blutigen Anschlag auf die Bekenner der neuen Lehre. Ein furchtbarer Tumult entstand, der Zug wurde gesprengt, die Priester ließen alles im Stich und flüchteten zurück in die Kirche, der päpstliche Nuntius fiel auf der Straße in Ohnmacht und konnte kaum gerettet werden, der Kaiser und die Prinzen mußten sich mit der Waffe die drängende Masse vom Leibe halten und konnten erst nach einiger Zeit, umgeben von den Kavalieren des Hofstaates, in die Burg gelangen.

Es fiel nicht schwer, dem Kaiser glauben zu machen, daß es sich um einen vorbereiteten Anschlag gehandelt habe, den die Protestanten gegen seine Person anzettelten, weil sie meinten, er sei die Ursache, daß die seit Jahren unterlassene Prozession wieder abgehalten worden sei. Und doch war dies allen Umständen nach eine Erfindung, nur ein Zusammentreffen von Zufälligkeiten und die beiderseits erregte mißtrauische Stimmung hatte den Tumult verursacht. In der ersten Aufwallung ließ sich aber Rudolf II. leicht zu strengen Maßregeln bestimmen. Am nächsten Morgen — dem 21. Juni — wurden Opitz und noch drei andere Prediger zwangsweise aus Wien entfernt. Daß der erstere auch kein ganz lauterer Charakter war, bewies er durch die Schmähschriften, in welchen er die Bevölkerung von Wien aller möglichen Laster beschuldigte, obwohl sie zum großen Teil zu seinen Anhängern gehörte und an seiner Ausweisung gewiß ganz unschuldig war. Übrigens wußte man sich zu helfen; denn war im Augenblick auch in Wien kein evangelischer Gottesdienst möglich, so hielten doch die Adelsherren in der Umgegend Prediger und öffneten die Bethäuser ihrer Schlösser bereitwillig den zuströmenden Andächtigen aus Wien. Herr Jakob von Jörger in Hernals, ein anderer seines Stammes, Helmhart Jörger auf Schloß Margareten, Adam Geyer in Inzersdorf und noch manche andere führten einen besonderen Gottesdienst für die Wiener ein, der aber trotz des Protestes der Stände bald unterdrückt wurde.

Nun schritt die Regierung auf der eingeschlagenen Bahn immer weiter fort. Wer sich zum Luthertum bekannte, mußte aus dem Stadtrat treten, neu aufzunehmenden Bürgern wurden 29 Glaubensartikel vorgelegt, nach deren Anerkennung sie erst zum Eid zugelassen wurden, der Universität verbot man, Evangelische zum Doktorat zuzulassen. Natürlich wuchs auch die Aufregung der Protestanten und als mehrere an den Kaiser gerichtete Vorstellungen erfolglos blieben, veranstaltete man am 19. Juli 1579 eine großartige Demonstration. Am frühen Morgen versammelte sich eine nach Tausenden zählende Volksmenge am Burgplatz, darunter angesehene Bürger, Ratsmitglieder, aber auch viele Frauen mit den Kindern auf den Armen. Als der Wagen des Erzherzogs Ernst auf der Rückfahrt von der Kirche über den Burgplatz kam,

konnte er, durch das Gedränge aufgehalten, nicht weiter und die Rufe einzelner: „Das Evangelium! Wir wollen das Evangelium!“ schwollen endlich zu einem bedrohlichen Geschrei an. Der Erzherzog, sichtlich betroffen und erzürnt über den ganzen Vorgang, nahm aber doch eine gute Miene an und versprach, die ihm in den Wagen gereichten Proteste und Bittschriften dem Kaiser vorzulegen. Damit gab sich die Menge zufrieden und zerstreute sich.

Wie es mit der Vorlage der Beschwerden und Bitten gemeint war, kam bald an den Tag. Eine strenge Untersuchung wurde eingeleitet und fünf Veranstalter und Führer der demonstrierenden Menge, die Wiener Bürger Ortolf Eysenhammer, Georg Janischitz, Hans Schadner, Kaspar Huetasser und Hieronymus Ortelius zum Tode verurteilt, eine harte Sentenz, die durch einen kaiserlichen Gnadenakt in Landesverweisung umgewandelt wurde.

Sehr bezeichnend ist es, daß zur gleichen Zeit ein erbitterter Krieg zwischen den Jesuiten und den meisten Mönchsorden tobte. Ungescheut griffen die ersteren in Wort und Schrift die Klöster an, die sie fast ebenso wie früher die Führer der Reformation, als Stätten des Müßigganges und der Verwilderung kennzeichneten. Kaum ist dies anders zu erklären, als daß gerade in manchen Klöstern das Luthertum Eingang und eifrige Bekenner gefunden hatte. Einer der berühmtesten Prediger von Wien, der Jesuit Georg Scherer, machte mit seinen Predigten auch nach dieser Richtung großen Eindruck, aber selbst gegnerische Schriftsteller müssen zugeben, daß er durch seine machtvolle, dem Verständnis der Massen angepaßte Beredsamkeit viele Schwankende im Katholizismus erhalten und sogar Übergetretene wieder gewonnen habe.

Um die Phantasie des Volkes zu erregen, sie für Wunder und abenteuerliche Vorstellungen empfänglich zu machen, griff man aber auch zu absonderlichen und geradezu verwerflichen Mitteln. Auch der Aberwitz des Hexenglaubens, der in Deutschland zur vollen Ausdehnung erst nach dem dreißigjährigen Krieg kam, mußte als Mittel zur Verwirrung der Geister und Gemüter dienen. Kaiser Ferdinand I. erließ zwar ein besonderes Edikt, das sich gegen die Tollheiten des Hexen- und Zaubererwesens kehrte und sie als bloßen Betrug kennzeichnete. In seinem Sinne handelte auch Maximilian II., indem er anordnete, daß Betrüger, die sich dieses Aberwitzes bedienten, und Dummköpfe, die daran glaubten, einfach in den Narrenkotter gesperrt werden sollten, um jene Macht, die sie zu besitzen vorgaben, durch ihre Befreiung beweisen zu können

Doch Rudolf II. war nicht der Mann solcher vorurteilsloser Anschauungen. Trotz seiner vielseitigen Kenntnisse, steckte er infolge seines grübelnden Tiefsinnes in mystischen Vorstellungen, trieb auch mit Vorliebe Sterndeuterei und Alchymie. So konnte es vorkommen, daß sich in Wien unter seiner Regierung ein Hexenprozeß vollzog, nachdem die öffentliche Meinung durch einige Teufelsaustreibungen für solche Dinge empfänglich gemacht war.

Im Jahre 1582 wurde ein sechzehnjähriges Mädchen, Anna Schlutterbauer, aus Mank in Oberösterreich, mit einer rätselhaften Krankheit in das Bürgerspital gebracht. Die Ärmste litt an hysterischen Zuständen in der ärgsten Form, die mit epileptischen Krämpfen und periodischem Irrsinn verbunden war, eine Krankheit, vor welcher auch die modernen Ärzte ziemlich ratlos stehen, die aber den Heilkünstlern jener Tage ein so vollkommenes Rätsel war, daß sie, um nicht ihre Unwissenheit zugeben zu müssen, den absurdesten Meinungen zustimmten. So war es auch bei Anna Schlutterbauer. Als das Leiden nach mehr als einjähriger Dauer immer schlimmer wurde, kam der Vater des Mädchens selbst auf die Idee, es müsse „verhext“ sein und diese Ansicht fand so viel Beifall, daß man Anna in das Bürgerspital brachte. Dort wußte man nichts mit ihr anzufangen und schaffte sie in das Nonnenkloster zu St. Laurenz,

in dessen geweihten Mauern es dem in ihr steckenden bösen Feind nicht geheuer erscheinen mochte.

Nun mengte sich aber auch eine „hochweise Obrigkeit" in die Sache und es wurde natürlich die Frage aufgeworfen, durch wen das Mädchen eigentlich verhext worden sei. Die Antwort lag sehr nahe; die eigene Großmutter, die siebzigjährige Elisabeth Pleinacher war es gewesen, welche diese Untat begangen und sich so hinterlistig benommen hatte, daß sie bis jetzt die zärtlichste

Verbrennung der „Hexe" Pleinacher in Wien. (S. 678.)

Liebe zur Enkelin gezeigt und sie in jeder Weise verhätschelt hatte. Herr Adam Altensteig, der Stadtrichter, war ein wichtiges Mitglied der „hochweisen Obrigkeit", außerdem aber auch ein Mann mit gesundem Menschenverstand. Er erklärte sofort nach dem ersten Verhör die ganze Anklage für einen Unsinn und die „Pleinacherin für eine alte, gebrechliche, geistesschwache Person, die ehnder ins Bürgerspital als vor das Gericht oder auf den Scheiterhaufen" gehöre. Es waren aber zu viele einflußreiche Kreise mit dieser nüchternen Anschauung nicht einverstanden, die Sache wurde bis an den Kaiser geleitet und dieser dahin gebracht, anzuordnen, daß „in dieser schweren Sach ob beleidigter göttlicher

Majestät" unverzüglich mit der Folter gegen diese „schreckliche Hexe" vorzugehen sei.

Während der Prozeß noch lief, bemächtigte sich der Jesuit Scherer der Sache und predigte im Dome von St. Stephan darüber. Jeden Aberwitz, den unter listigen Fragen das nerven- und geisteskranke Mädchen vorbrachte, jedes von der Folter erzwungene Selbstgeständnis des siebzigjährigen Opfers menschlicher Verblendung und Niederträchtigkeit tischte er seinen Zuhörern auf, die dabei das für viele so wollüstige Gefühl des Gruselns bis auf die Neige auskosten konnten. Anna Schlutterbauer, die nach einer gewissenhaften Schätzung nicht weniger als 12.652 Teufel in sich beherbergte, gab an, daß ihre Großmutter beflissen war, diese Zahl auf alle Art zu vermehren. So habe sie der Enkelin einst einen Apfel geschenkt, in dessen Gehäuse sich beim Zerschneiden ein — Wurm zeigte, worin wahrscheinlich der 12.653ste Teufel steckte, der auf diese Art Zutritt finden sollte.

Es ist widerlich, all diesen Wahnwitz zu erzählen, der bei Verblendeten Glauben fand; noch abstoßender aber muß es wirken, daß er von gelehrten Männern, die gewiß selbst nicht daran glaubten, weiter verbreitet wurde.

Unter den Qualen der Folter legte natürlich die unglückliche Greisin die tollsten Geständnisse ab, wie es ja stets in diesen Prozessen der Fall war. Das Kopfnicken und Stammeln auf die verrücktesten Fragen wurde sofort als Geständnis protokolliert. So gab die Pleinacher zu, mit dem Teufel sehr intim verkehrt und die daraus entsprungenen Sprößlinge vergiftet zu haben, auch habe sie seit 50 Jahren das Wetter zu der Menschen Schaden und Verdruß gemacht.

Die Aussagen des epileptischen Mädchens, die Geständnisse des kindischen alten Weibleins, dem die Qualen der Folter den schwachen Körper zerfleischt, den Geist umnebelt hatten, sie ließen ja keinen Zweifel darüber in den erleuchteten Richtern aufkommen, daß man es mit einer wirklichen Hexe zu tun habe. Das Urteil war darum auch rasch gefällt; Elisabeth Pleinacher solle „an die gewöhnliche Richtstatt auf die Gänsweid geschlappft (geschleift), folgends mit dem Feuer zu Pulver (Asche) gebrannt werden". Dieses Urteil wurde am 27. September 1583 unter großem Zulauf des sensationslüsternen Publikums vollzogen, unter dem sich viele befinden mochten, die sich durch die fünfzigjährige Wetterbosheit des armen Opfers geschädigt fühlten. (Bild S. 677.)

Trotz der verknöcherten Rechtsanschauungen jener Zeit ließ sich die Justizpflege überhaupt mehr als billig von den Strömungen der öffentlichen Meinung beeinflussen. Die alte Sitte des „Bäckerschupfens", die nicht allein dem Rechtsgefühle des Volkes entsprach, das nicht ganz ohne Grund in der listigen Benachteiligung beim notwendigsten Nahrungsmittel eine gemeinschädliche und verächtliche Handlung, sondern in der ganzen Prozedur auch eine ergötzliche Augenweide sah, bestand noch immer. Im Jahre 1590 kam es bei einem solchen Anlaß aber zu einem unbeabsichtigten Effekt. Als man den wegen Gewichtsverkürzung verurteilten Bäcker Hans Klingshirn an der Roßauerlände „schupfte" oder „wippte", gab der Züchtiger der erbitterten Stimmung der Zuschauer, die auf gründliche Ausführung der Prozedur drangen, zu sehr nach und — so berichtet das Denkbuch der Bäckerinnung: „leider ist der Retlich Mann beim schuppfen [illegible]unkhen". Daß der wegen Gewichtsverkürzung verurteilte Bäcker als ein [illegible]h Mann" bezeichnet wird, setzt die Rechtsbegriffe seiner damaligen Genossen in ein eigentümliches Licht.

[illegible]reilich ist es überhaupt mißlich, in jener Zeit, wo seit langem durch die [illegible]ose Frage die Volksseele in ihrer Tiefe aufgerüttelt war, von Rechts[illegible]iffen zu sprechen. Im Jahre 1595 begannen die Unruhen in der Umgebung [illegible]ns mit Vertreibung der katholischen Pfarrer aus einzelnen Ortschaften, bald

aber nahmen sie, wie dies bei Bauernaufständen ausnahmslos der Fall, einen Charakter an, der für die Grundherrschaften selbst sehr bedenklich wurde. Wenn man sich schon gegen Bedrückungen auflehnte, so konnten die nächstliegenden und am schwersten empfundenen durch die Grundherren nicht übergangen werden; auch die fast unerschwingliche Last der landesfürstlichen Abgaben, die den besten Teil der bäuerlichen Kraft vorwegnehmen, die Robot, der Zehent an die geistlichen Güter, kurz die ganze harte Not der wirtschaftlichen Lage des Bauernstandes drängte sich in der schwer beweglichen aber trotzigen Seele dieser Leute neben den religiösen Fragen an die Oberfläche. Man plünderte nicht mehr bloß Pfarrhöfe und Klöster, sondern auch Schlösser, ja die Bauern, deren Masse im Viertel ober dem Wiener Wald auf 15.000 Mann angewachsen war, erklärte auch den Städten und Märkten den Krieg, verwüsteten unter ihrem Führer Georg Steinhauser von Neuhofen Lilienfeld und wagten sich an eine Belagerung von St. Pölten.

Der gemeinsamen Gefahr gegenüber einigte man sich dahin, daß Komissarien des vierten Standes als Vermittler bei den Bauern auftreten sollten, zugleich warben aber die Stände Söldner, welche gemeinsam mit den kaiserlichen Truppen und einem von der Stadt Wien gestellten „freiwilligen Zuzug" gegen die Aufständischen in das Feld rücken sollten.

Oberst Kollonitsch zwang das Bauernheer zur Aufhebung der Belagerung von St. Pölten und brachte ihm bei Wilhelmsburg eine vernichtende Niederlage bei, die von den erbitterten Soldaten zu einem Blutbade benützt wurde, dem ohne Unterschied Schuldige und Unschuldige geopfert wurden. Steinhauser, ein nicht unbegabter Mann und ehrlicher Eiferer, entkam verwundet, nahm sich aber im Angesichte dieser Greuel selbst das Leben, mehrere Führer des Aufstandes wurden nach Wien eingeliefert und nach summarischem Verfahren am 2. Oktober 1597 am Hof mit Schwert oder Rad hingerichtet, andere schickte man mit abgeschnittenen Nasen und Ohren als abschreckendes Exempel in die Heimat zurück. Der mittlerweile als vertrauter Berater des Erzherzogs Mathias an eine einflußreiche Stelle gerückte Domprobst von St. Stephan Melchior Khlesl, benützte rasch auch diese Gelegenheit, um die Rückkatholisierung zu fördern. Unter Soldatenassistenz sendete er Kommissäre auf das Land, welche katholische Pfarrer einsetzten und den gewaltsam in die Kirchen getriebenen Bauern das Gelöbnis abzwangen, samt ihrem Gesinde am alten katholischen Glauben festzuhalten.

Bis in die unmittelbare Nähe von Wien hatten sich die Unruhen verpflanzt, auch hier nebst religiösen Gründen von materiellen Motiven angeregt, die zweifellos durch das harte Vorgehen der Grundherren beeinflußt wurden. Eine handschriftliche Relation in einem Manuskript der Hofbibliothek berichtet aus dem Jahre 1597: „Nachdeme die Hauer umb Medling, Pettersdorf, Baaden, Inzersdorf (Enzersdorf), Gumpolskirchen und andern mehr Ohrter, weilen Sie umb den ferdigen (vorjährigen) Lohn nit mehr arbaiten wollen, auffrirerisch worden, und sich auff 5000 starckh versamlet, hat man allen landtherren, und dem Adel auffgebotten, Jeder mit seinen Pferden nach Vermögen zu erscheinen, also Im 300 Pferdt, auch ein fendlein zue fueß, zusamen gebracht, und verschienen freitag Nachts auf, und nach Medling, Baaden und Pfaffenstetten gezogen, die Aufriererische Hauer vor Tags überfallen und alßbald einen Trommelschlager, sambt 6 Redelfiehrern gehenckt. Als nun der Rest gesehen, daß sie übermahnet, haben Sie sich selbsten dargeben, von welichen die Reytter gestern mehr alß 50 gefangen Hauer mitgebracht, welche zue Straff, Im Statt Graben Arbaiten müssen."

Zu allen Schwierigkeiten der inneren Lage kam noch die von neuem auftauchende Türkengefahr. Schon in den Achtzigerjahren ließen vermehrte Einfälle

der Grenzpaschas ahnen, daß der Friede nicht mehr von langer Dauer sein werde, von 1592 an aber stand man im vollen Krieg, der unter wechselnder Führung im ganzen für die kaiserlichen Waffen nicht günstig verlief. Ein schwerer Schlag war der Verlust von Raab. Dieser wichtige Platz wurde am 29. September 1594 vom Kommandanten Oberst Ferdinand Graf Hardegg unter schimpflichen Bedingungen an die Türken übergeben — wie von mancher Seite behauptet wird — infolge verräterischen Einverständnisses mit dem Feind, jedenfalls aber ohne jene „äußerste Not", welche erforderlich war, um nach militärischem Ehrbegriff die Übergabe zu rechtfertigen. Nach Wien gebracht, wurde hier gegen den Grafen Hardegg und seine Mitschuldigen ein langwieriger Hochverratsprozeß eingeleitet. Auf Grund des Urteiles wurden zuerst 80 Untergebene des Grafen teils geköpft, teils gehenkt, am 16. Juni 1595 die Strafe des Enthauptens auf einer schwarzbehangenen Bühne am Hof auch am Grafen Hardegg und seinem Berater, dem Kriegsbaumeister Niklas Berlin, vollzogen.

Bäckerkreuz. (S. 682.)

Ähnliche traurige Schauspiele militärischer Exekutionen wurden den Wienern wiederholt geboten — ein Beweis, daß es mit der Disziplin und dem militärischen Geist einzelner in Ungarn kämpfender Abteilungen nicht zum Besten bestellt sein mochte. Viel Schuld trug offenbar die bei geworbenen Truppen stets gefährliche unpünktliche Soldzahlung, wie denn überhaupt der stete Geldmangel die Hauptursache der schleppenden und im ganzen unbefriedigenden Kriegführung war. Kam es doch sogar in Wien selbst wiederholt aus solchen Anlässen zu den gefährlichsten Exzessen. Am 12. Juni 1595 überfielen die über Soldrückstände erbitterten Soldaten des Schönbergschen Regimentes ihre im Steirerhof tafelnden Offiziere, von welchen sie sich betrogen glaubten. Es kam zu einem blutigen Handgemenge, in dem sogar von Feuerwaffen Gebrauch gemacht wurde. Erst als der Stadtrat die Sturmglocke läuten und die Bürgerwehr einschreiten ließ, gelang die Beilegung des Exzesses. Wenige Wochen darauf, am 13. Juli 1595, kam es in der Vorstadt St. Ulrich bei Verabschiedung eines anderen Regimentes wieder zu einem Aufstand. Die Soldaten hielten sich bei der Auszahlung des Soldes für verkürzt, sie schlossen den „Ring" und vergriffen sich an dem Zahlmeister und anderen Offizieren. Erst als 1000 bewaffnete Bürger und 600 kaiserliche Soldaten mit vier Kanonen unter den Obersten Ungnad und Maraxi gegen die Unbändigen einschritten, gelang es, sie zu Paaren zu treiben. Natürlich folgte dann immer ein strenges Strafgericht gegen die Rädelsführer, da aber die Ursache dieser Aufstände, die unregelmäßige Soldzahlung, nicht behoben wurde, wiederholten sich diese immer wieder.

Noch am 13. Dezember 1595 meuterten aus ähnlichen Gründen die Soldaten des Regimentes Raitenau, weil sie sich bei der Proviantverrechnung betrogen glaubten. Sie überfielen die Lebensmittelstände am Graben und drohten mit einer Plünderung der Bürgershäuser. Mehrere Tage darauf wurden im „Kroatendörfel" bei St. Ulrich, wo das Regiment bequartiert war, ein Offizier, der am Tumult beteiligt war, enthauptet und sieben Soldaten gehenkt.

Der Verlust Raabs weckte wieder alle alten Befürchtungen für die Sicherheit Wiens. So gut es bei der herrschenden Geldklemme möglich war, betrieb man 1596 die Verstärkung der Befestigungen, zu welchen aus der Bevölkerung von Wien und der Umgebung zuerst jeder zwanzigste, dann der zehnte und endlich sogar der fünfte Mann gestellt werden mußte. Tag und Nacht dauerten diese Arbeiten fort, durch welche Handwerker und Bauern ihrem Erwerb entzogen ward. Die allgemeine Sorge wurde noch durch die Entdeckung eines beispiellosen Verrates vermehrt. Ein Feuerwerker Franz Diano wurde überwiesen, Verbindungen mit den Türken angeknüpft und sich erboten zu haben,

Hinrichtung des Oberst Paradeiser. (S. 682.)

bei ihrem Nahen die Festungswerke vom Stubentor bis zum Roten Turm in die Luft zu sprengen. Ohne um die doch immerhin sehr zweifelhafte Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens zu fragen, gab man sich in der Bevölkerung den übertriebensten Befürchtungen hin und eine wahre Manie, Verräter zu entdecken, brach aus. Diano wurde am 7. Januar 1597 auf der Rotenturmbastei durch das Schwert hingerichtet.

Im nächsten Jahre endlich beseitigte eine glänzende Waffentat des Feldmarschalls Adolf von Schwarzenberg durch die am 29. März 1598 vollzogene Rückeroberung von Raab die dringendste Gefahr für Wien. Der Sieger ward nach Verdienst gefeiert und mit Ehren überhäuft.

Am populärsten wurde die Siegestat aber durch die an die Stände ergangene Verfügung Rudolf II., an allen Wegkreuzungen und Anhöhen Steinsäulen mit einer die Rückeroberung von Raab feiernden Inschrift aufzustellen. In Wien selbst befanden sich früher mehrere solcher Säulen — an der steinernen Wienbrücke, vor dem Kärntnertor, an der Burgfriedensgrenze am Wienerberg und das Bäckerkreuz bei dem Versorgungshaus in der Währingerstraße, dem sogenannten „Bäckenhäusl", heute Tabakhauptmagazin (Bild S. 680). Das letztere hatte die Inschrift:

„Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank,
Daß Raab wieder kommen in Christenhand.
O Christ, wenn du dies Kreuz siehst an,
So sag Gott Dank für den Fürgang.
Wegen der edlen Festung Raab,
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September 1594
Wieder aber in 1598
Im Martii einnehmen lahn,
Sey Lob, Ehr, Preyß im höchsten Thron
Adolf von Schwarzenberg."

Hatte die Eroberung Raabs auch keine ausschlaggebende Bedeutung für den ganzen Gang des Krieges, so bedeutete sie doch die Sicherung Wiens vor einer unmittelbaren Gefahr und Adolf von Schwarzenberg, der am 29. Juni 1600 bei der Belagerung von Papa fiel, muß unter jenen Männern genannt werden, die sich um Wien besonders verdient machten.

An die Festung Papa, deren Rückeroberung das Leben dieses tapferen Helden kostete, wurden die Wiener noch im gleichen Jahre in blutiger Weise erinnert. Nicht den Türken mußte es abgerungen werden, sondern der wegen Soldrückständen meuternden Besatzung, die aus 1000 Mann, meist Wallonen und Franzosen, bestand. Nach Schwarzenbergs Tod führte Melchior von Redern die Belagerung fort und nahm die Feste endlich mit Sturm. Die Überlebenden wurden nach anderen ungarischen Plätzen gebracht und dort auf die martervollste Weise hingerichtet.

All diese Strenge scheint aber keine große Wirkung geübt zu haben, denn schon 1601 sah Wien eine ähnliche Massenexekution. Oberst Georg Paradeiser, ein erprobter, durch viele tapfere Taten ausgezeichneter Kriegsmann, übergab nach längerer Belagerung, durch das Explodieren eines Pulvermagazins geschädigt und ohne Aussicht auf Entsatz, im Oktober 1601 die wichtige Festung Kanizsa an den Großvezier Ibrahim. Da nicht alle Mittel der Verteidigung erschöpft waren, machte man ihm den Prozeß, der auf Befehl Kaiser Rudolf II. mit besonderer Strenge geführt wurde. Er und mehrere an der Übergabe beteiligte Offiziere wurden zum schimpflichen Tode verurteilt; Oberst Paradeiser endete am Hof nach Abschlagen der rechten Hand durch Enthauptung; dem Oberstlieutenant Rusch, der die Kapitulationsunterhandlungen führte, riß man zuerst die Zunge aus und henkte ihn dann am Galgen; fünf andere Offiziere wurden am Graben enthauptet. (Bild S. 681.)

Seit Erzherzog Mathias die Regierung von Niederösterreich angetreten hatte, war namentlich in der alles beherrschenden religiösen Frage ein Mann in den Vordergrund getreten, dessen schon einmal gedacht wurde, der aber durch mehr als zwei Jahrzehnte der leitende und bestimmende Geist der österreichischen Regierung genannt werden muß. Es war dies Melchior Khlesl, der in Wien als Sohn eines Bäckers in der Kärntnerstraße geboren, schon als Jüngling vom Protestantismus zum Katholizismus übertrat und sich dem geistlichen Stand widmete. Kenntnis- und geistvoll, von gewinnenden Umgangs-

formen, voll Ehrgeiz, aber auch ein kluger feiner Kopf, der früh erkannte, daß die Politik die „Wissenschaft des Möglichen" sei, gelangte Khlesl schon in sehr jungen Jahren zu Ansehen und in einen ausgedehnten Wirkungskreis. Schon 1579 zum Dompropst und Kanzler der Universität berufen, förderte er durch Reorganisation der Schulen die Rückkatholisierung aus allen Kräften. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Mathias auf sich, der ihn als Hofprediger berief und ihm die politische Laufbahn öffnete.

Erzherzog Mathias bedurfte eines so klugen Ratgebers, denn seine Stellung als wahrscheinlicher Thronfolger, da Kaiser Rudolf II. unvermählt blieb, war eine sehr heikle. Schon der natürlichen Anlage nach waren die beiden Brüder grundverschiedene Naturen. Mathias war ähnlich seinem Vater Maximilian II. von lebhaftem, leicht beweglichem Geiste, heiter und leutselig, während Rudolf II. mehr und mehr in seinen Trübsinn versank und sich in weltfremder Abgeschiedenheit nur mit seiner an Kunstschätzen reichen Raritätenkammer am Hradschin, mit seinen alchymistischen und astrologischen Spielereien abgab. Ferdinand Khevenhiller sagt in seinem höfisch vorsichtigen Ton in den „Annales Ferdinandei": „Diese Curiositäten und Künstlereyen aber haben diesen Herrn viel von den negotiis und insonderlich in den letzten Jahren dergestalt divertiret, daß er alle die Sachen durch seine Minister und zu Zeiten durch schlechte verrichten und sich selten in publico sehen lassen." Da der Geisteszustand Rudolf II. tatsächlich immer mehr eine krankhafte Form annahm, gebot schon das Interesse der Dynastie eine Vorsorge um so mehr, als der Kaiser von einer Umgebung beeinflußt wurde, der er unbeschränkte Macht einräumte, obwohl sie eines solchen Vertrauens durchaus nicht würdig war.

Schon wiederholt waren die Brüder des Kaisers zu Beratungen zusammengetreten, an welchen auch Erzherzog Ferdinand, der älteste Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark, teilnahm. Die Zustände in allen Ländern, namentlich aber in Ungarn, wo die Wahl des ehrgeizigen Bocskai zum Fürsten von Siebenbürgen eine große Gefahr bedeutete, hätten ein energisches Eingreifen nötig gemacht, das aber von Rudolf II. nicht zu erwarten war. Die Erzherzoge schlossen daher in Wien am 25. Juni 1606 einen geheimen Vertrag, welcher den Geisteszustand des Kaisers als zur Wahrnehmung der Regierung untauglich erklärte und auf Grund der bestehenden Familiengesetze die Regentschaft dem Erzherzog Mathias übertrug. Beraten von Khlesl gestand Mathias, um sich freie Hand zu verschaffen, den niederösterreichischen Ständen Erleichterungen in der Religionsübung zu und er schloß auch mit Achaz Bocskai einen Vertrag, um diesen, dessen Haiduken schon gegen Wien schwärmten, gegen Anerkennung als Fürsten von Siebenbürgen und Abtretung einiger ungarischer Komitate zu einem Frieden zu bewegen.

Kaiser Rudolf II., der den Ständen Niederösterreichs auf ihre Bitte um Schutz vor den ungarischen Streifscharen die unwirsche Antwort zugehen ließ, „sie mögen sich selber helfen, da er ihnen nicht helfen könne", genehmigte die von Mathias geschlossenen Verträge, da dieser auch einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit der Pforte zu stande gebracht hatte. Noch immer hatte Rudolf II. keine Ahnung, was sich gegen ihn vorbereitete, obwohl Mathias schon mit den Landständen von Nieder- und Oberösterreich und Mähren unterhandelte, um deren Zustimmung zum Übergang der Regierungsgewalt an ihn gegen Zusicherung politischer und konfessioneller Erleichterungen zu erlangen. Nur Böhmen sollte vorderhand dem Kaiser noch bleiben — solange er sich noch überhaupt regierungsfähig erwies. Die Wünsche des Erzherzogs schienen in der Tat einer Notwendigkeit zu entsprechen, sie stießen also nirgends auf viel Widerstand. Als er im Januar 1608 in Ungarn zum „Gubernator" gewählt war,

rückte er mit einem Heer in Böhmen ein, um für das Geschehene die Zustimmung Rudolf II. zu erzwingen, der förmliche Raserei anfälle aus Zorn bekam, sich aber auch jetzt nicht zum Handeln aufschwang, sondern sich auf wirkungslose Proteste beschränkte. Ohne die Kraft und die Mittel zum Widerstand, mußte sich der Kaiser fügen. In dem ihm abgezwungenen Vertrag vom 25. Juni 1608 trat er an den Bruder Österreich, Ungarn und Mähren nebst der Anwartschaft

Kaiser Mathias. (S. 685.)

auf Böhmen ab. Sang- und klanglos endete die Regierungsmacht Rudolf II., der ein gutgesinnter milddenkender Mann war, aber aller Eigenschaften ermangelte, die zum Herrscheramte unbedingt erforderlich sind.

Die Regierungszeit des Kaisers Mathias.

Am 14. Juli 1608 hielt dieser, der vorderhand nur den Königstitel führte, in Wien seinen Einzug als Landesfürst. Seine sympathische Persönlichkeit, sein tatkräftiges Eingreifen in den ungarischen Krieg hatte ihm Vertrauen erworben; auch war man es müde, von Prag aus regiert zu werden und war froh, end-

lich wieder einen leibhaftigen Herrscher in der Stadt zu wissen, statt der fast zu mythischer Schattenhaftigkeit gewordenen Persönlichkeit Rudolfs.

Der Empfang in Wien fiel also sehr glänzend aus. In der Stärke von mehreren Tausenden war die bewaffnete Bürgerschaft, in zehn Fähnlein geteilt, in den Straßen aufgestellt.

Am Rotenturmtor, wo der Bürgermeister mit dem Stadtrat wartete, verließ Mathias den Wagen, um ein Pferd zu besteigen, auf dem er nun unter einem Baldachin von rotweißem Damast in die Stadt einritt. Begeistert jauchzte das in dichten Scharen hinter dem Spalier sich drängende Volk dem stattlichen und heiter dreinblickenden Herrn zu, der nach dem so selten gesehenen, stets mürrisch vor sich hin starrenden Rudolf II. doch wieder ein Fürst nach dem Herzen der Wiener war (Bild S. 684).

Nicht weniger als sechs Triumphpforten waren in den Straßen errichtet, darunter am Lugeck die prächtigste, von den Niederlägern errichtet, welche reich vergoldet die sieben Hauptplaneten zeigte. Vom Stephansturm herab schwenkte, wie schon erzählt, ein Wagehals eine gewaltige weißrote Fahne, am Eingang zum Freithof aber wartete die ganze Klerisei Wiens, um den König unter einem besonderen Baldachin in die Stephanskirche zu geleiten, wo ein feierliches Te Deum gehalten wurde. Unter dem Donner der Kanonen zog dann König Mathias über den Graben und Kohlmarkt durch mehrere Triumphpforten nach der Burg.

Nur kurz war diesmal der Aufenthalt in Wien. Schon am 24. Juli rief eine neuerliche Zusammenkunft der Erzherzoge Mathias nach Schottwien, wo man beschloß, vom Kaiser zu verlangen, daß unverzüglich die Nachfolge im Reich für Mathias sichergestellt werde. Mit ohnmächtiger Wut bäumte sich Rudolf II. dagegen auf; „lieber wolle er sofort tot sein, als in Mathias seinen Nachfolger sehen müssen," rief er kreischend.

Auf dem Huldigungslandtage kam es zu sehr erregten Debatten; die in der Mehrzahl protestantischen Mitglieder des Herren- und Ritterstandes drangen auf Abstellung ihrer Beschwerden und erklärten Mathias, solange nicht eine Übereinkunft mit den Ständen getroffen oder die Huldigung vollzogen sei, ihn nicht als Landesherrn anerkennen zu wollen. Ohne den Protest der katholischen Stände zu beachten, verließen die Protestanten unter Führung des Gottfried von Starhemberg und des Herrn von Tschernembl Wien, um in Horn die Beratungen fortzusetzen, aber auch durch Werbungen und Einreihung ihrer Untertanen den bewaffneten Widerstand vorzubereiten.

Man stand in Niederösterreich knapp vor dem religiösen Bürgerkrieg; schon besetzten die ständischen Truppen landesfürstliche Güter und die Besitzungen Khlesls wurden verheert. Politische Rücksichten und die Besorgnis, auch in Ungarn und Mähren Mißtrauen zu erwecken, hielten König Mathias vor einem schroffen Auftreten ab, und am 16. März 1619 gestand er den drei weltlichen Ständen die freie Religionsübung zu, wofür die Protestanten nun ohne weiteres Sträuben die Huldigung vollzogen. Ihr Haß fiel aber auf Khlesl, den sie für alles verantwortlich machten; man forderte sogar seine Entfernung aus dem Landtage.

Unter den Katholiken fand die Nachgiebigkeit des Königs eine sehr abfällige Beurteilung, wodurch die Stellung der beiden Parteien gegeneinander noch schroffer wurde. Khlesl erwies sich auch jetzt als feiner Kopf und geriebener Diplomat. Obwohl selbst nicht ganz einverstanden mit den Maßregeln des Königs Mathias, suchte er doch die Katholiken zu beruhigen und war eifrig bemüht, deren Anhang zu stärken. Mittel dazu sah er in prunkvollen religiösen Veranstaltungen; so fand in den Fastnachtstagen des Jahres 1609 zum ersten

Male in der Kirche am Hof das vierzigstündige Gebet statt, wozu Mathias mit seinem ganzen Hofstaat erschien. Schon früher hatte er den bisher ganz einfach gehaltenen Wallfahrtszug nach Maria-Zell mit besonders festlichem Gepränge umgeben und auch die später zu einem Volksfest gewordene Prozession nach Mariabrunn am 8. September entstand auf seine Anregung. Trotzdem gewann aber der Protestantismus wieder seit der gewährten Religionsfreiheit sichtlich an Boden, worüber Khlesl in Eingaben an die Stände bittere Klage führte, da er „Wien als seinen geistlichen Schafstall betrachte, worin er als Bischof der oberste Hirt".

Unterdessen kamen auch in Böhmen die Dinge zum Bruch. Vielleicht um seinem Bruder Schwierigkeiten zu bereiten, erließ Kaiser Rudolf II. am 9. Juli 1609 den „Majestätsbrief", welcher eine ziemlich weitgehende Religionsfreiheit gewährte. Zugleich faßte er den Plan, Mathias zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Leopold, aus dem Besitz der österreichischen Länder zu verdrängen und berief das durch seine Ausschreitungen berüchtigte „Passauische Kriegsvolk" nach Böhmen. Nun riefen die Stände den König Mathias zu Hilfe, der sofort mit einem Heer einrückte und vor Prag erschien. Von allen Seiten verlassen und bedrängt, mußte sich Rudolf II. auch zum Verzicht auf Böhmen entschließen, der ziemlich inhaltslose Kaisertitel, die Residenz am Hradschin und ein Jahresgehalt von 300.000 Gulden war alles, was ihm nach sechsunddreißigjähriger Regierung von jener stolzen Machtfülle blieb, die er von Maximilian II. ererbt hatte.

Nun auch mit der Krone von Böhmen geschmückt, kehrte König Mathias am 26. Oktober 1611 nach Wien zurück, wo er mit vieler Pracht und herzlichen Sympathiebeweisen empfangen wurde, die sich wiederholten, als er — der Vierundfünfzigjährige — sich mit der Erzherzogin Maria, der Tochter seines Oheims Ferdinand von Tirol aus dessen zweiter ebenbürtiger Ehe, vermählte. Die Trauung vollzog am 4. Dezember 1611 in der Augustinerkirche ein besonders dazu ernannter päpstlicher Delegat. Kurz darauf starb am 20. Januar 1612 am Hradschin Kaiser Rudolf II. an einem bösartigen Fußgeschwür, wie man sagte, gewiß aber waren die furchtbaren seelischen Erschütterungen der letzten Jahre die eigentliche Todesursache.

Nun war für König Mathias auch der Weg zur letzten Würde offen, die ihm noch fehlte. Ohne besondere Schwierigkeit erfolgte am 13. Juni 1612 seine Wahl zum deutschen Kaiser und am 24. die Krönung in Frankfurt, wohin er von seiner Gattin, dem unentbehrlichen Khlesl und dem ganzen Hofstaat begleitet worden. Am 25. November wurde der Einzug in Wien unter großen Festlichkeiten gehalten, da Mathias schon die Bestimmung getroffen hatte, in dieser Stadt die kaiserliche Residenz aufzuschlagen.

Vor seiner Abreise nach Frankfurt hatte er die von den katholischen und protestantischen Ständen eingereichten Beschwerdeschriften mit dem gleichlautenden Bescheide rückgeleitet: „es möge kein Teil den anderen in seiner Gerichtsbarkeit stören, daß sie mit Beseitigung aller Streitigkeiten brüderlich miteinander leben könnten." Aber die schönen Worte blieben wirkungslos, die nach allen Seiten gemachten Zusagen fanden keinen Glauben mehr. Die Lage war um so schwieriger, als sich nun, wo Kaiser Mathias am Ziel aller seiner ehrgeizigen Wünsche stand, wie ein rächendes Geschick jene Ideen gegen ihn erhoben, mit welchen er seit Jahren seinen Bruder bedrängt hatte. Die Erzherzoge sahen, da sie nicht an Nachkommen des Kaisers glaubten, im Falle des plötzlichen Todes des schon von der Gicht geplagten Mathias wieder die ganze Machtstellung des habsburgischen Hauses in Frage gestellt. Nicht bloß die Nachfolge im Reich, auch die noch wichtigere in Ungarn und Böhmen wäre gefährdet gewesen, wenn nicht beizeiten für die Thronfolge Vorsorge getroffen wurde.

Der Streit zwischen den Religionsparteien nahm nur zu oft eine persönliche Spitze an, die vergiftend wirkte. Khlesl war seit dem feindseligen Auftreten der Stände gegen ihn gereizt. Als sich daher Differenzen bezüglich der Hernalser Pfarre erhoben, wendete sich Khlesl mit heftigen Klagen an den Kaiser, weil er durch das Walten der protestantischen Prediger große Einbuße an seinen Einkünften erleide. Der Kaiser nahm die Partei seines Beraters und ging sogar soweit, 1614 dem angesehenen Geschlecht der Jörger das Lehensrecht auf die Herrschaft Hernals zu entziehen. So entschied er auch in ähnlicher Beschwerde des Schottenstiftes gegen den Besitzer eines Freihofes bei St. Ulrich, Johann Pacheleb, der gleichfalls einen protestantischen Prediger in seinem Hause unterhielt, ja der letztere wurde sogar zwangsweise entfernt.

Alle diese Maßregeln standen im strikten Gegensatz zu den im Jahre 1609 gemachten Zusagen. Eine Deputation von Ständemitgliedern fand in Ebersdorf vor dem Kaiser gar kein Gehör, die dabei beteiligten Bürger erhielten sogar von der Regierung einen Verweis. Ganz unnötig erfolgten Maßregeln, welche die Erbitterung steigern mußten. So als der Kaiser 1617 auf Anraten Khlesls, der im Jahre vorher den Kardinalshut empfangen hatte (Bild S. 688), die Übergabe der philosophischen Fakultät an der Universität an die Jesuiten verfügte. Diese erlaubten sich solche Übergriffe und erwiesen sich als so unduldsam, daß nicht allein alle weltlichen Professoren austreten wollten, sondern auch Streitigkeiten mit den anderen Fakultäten kein Ende nahmen. Man mußte sie daher wieder entfernen und sie blieben auf die philosophischen Vorlesungen in ihrem Kollegium beschränkt.

Im Jahre 1613 hatte wieder eine pestartige Seuche Wien heimgesucht, die während ihres mehrmonatlichen Wütens, vor dem der Hofstaat nach Linz geflohen war, sehr viele Menschen dahinraffte. In dieser Heimsuchung konnte der im Vorjahre nach Wien berufene Orden der Barmherzigen Brüder sofort seine segensreiche Tätigkeit entfalten. Sie wurden 1612 auf Betreiben des Fürsten Karl Liechtenstein vom Kaiser nach Wien berufen und ihnen die um 1300 Gulden erkaufte Realität des Doktor Taller, aus einem Haus und Garten im Unteren Werd bestehend, eingeräumt, woraus dann Kirche und Kloster entstand. Der erste Prior war ein Mann aus angesehenem Geschlecht, Gabriel Graf Ferrara, dessen Bildnis noch heute im Kloster aufbewahrt ist. Das Symbol des Ordens ist ein teilweise geöffneter Granatapfel, dessen bittere Rinde bekanntlich einen wohlschmeckenden Kern enthält. Schon 1622 kaufte Kaiser Ferdinand II. zur Vergrößerung des Klosters ein anstoßendes Haus zu und als im nächsten Jahr ein Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, durch den Prior Gabriel Ferrara von den üblen Folgen eines ungeschickt vollzogenen Aderlasses kuriert wurde, erteilte er dem Orden unter Anerkennung seines gemeinnützigen Waltens einen besonderen Stiftsbrief und die Ermächtigung, in Wien und den Erbländern für die Zwecke des Klosters Almosen zu sammeln.

Wahrscheinlich aus der Zeit der vorerwähnten Seuche stammt die hochinteressante Darstellung eines Versehganges in Wien von der Stephanskirche aus. (Bild S. 689.) Der mit Fahnen und einem Baldachin und anderem kirchlichen Prunk ausgestattete Zug bewegt sich vom Hochturm aus nach dem Eckhaus gegen den Stock-im-Eisenplatz; rechts davon ist der Eingang zur Kärntnerstraße mit dem Stock-im-Eisenhaus und den dort befindlichen Fleischbänken. Die sich daran schließenden sehr charakteristischen Häuser mit den Giebeldächern entsprechen den übrigen Ansichten aus dieser Zeit und lassen schließen, daß die Aufnahme, wenn nicht nach der Natur, doch gewissenhaft nach einer guten Vorlage gemacht wurde. Von besonderem Interesse sind aber die Figuren des Bildes;

den Geistlichen voran schreiten einige kerzentragende Bürger, gewiß die Mitglieder einer der frommen Bruderschaften, die sich unter der Patronanz der Jesuiten bildeten. Dann folgen Laternen- und Fahnenträger, der Baldachin, von vier Klerikern in Chorhemden getragen, darunter der Priester mit der Monstranze, der Besitzer eines sehr stattlichen Vollbartes, wie ihn damals auch die Weltpriester sehr häufig trugen. An den Baldachin schließt sich ein sehr zahlreiches Gefolge von Männern und Frauen, die offenbar den besseren Klassen angehören, worauf die gefältelten Spitzenkrägen und die Frisur der Damen deutet. Rund herum aber und selbst auf weite Entfernungen hin, knien Andächtige mit gefalteten Händen. Die Zeiten also, wo die Ausübung öffentlicher Kultusfunk-

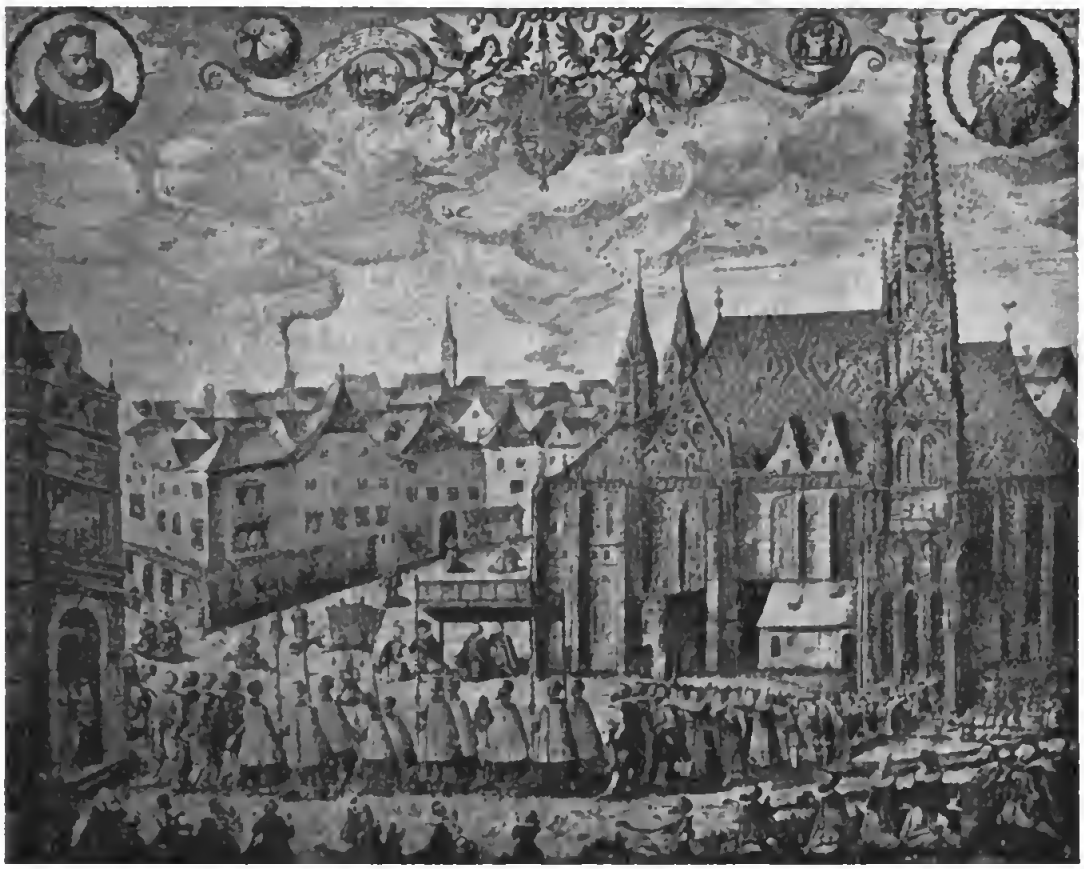
Kardinal Melchior Khlesl. (S. 687.)

tionen in Wien von Störungen bedroht war, muß schon endgiltig vorüber gewesen sein, im Gegenteile ist die ganze Darstellung ein Beweis für das Erstarken des Katholizismus.

Durch die kluge von Kardinal Khlesl beeinflußte Politik kam ein neuer, abermals auf 20 Jahre lautender Friede mit den Türken zu stande. Mehr Schwierigkeiten als die äußere Politik bereiteten aber die Verhältnisse im Inneren. Unter dem Vorwand des drohenden Türkenkrieges hatte man gewaltige Rüstungen angestellt, und als diese auch nach Abschluß des Friedens fortgesetzt wurden, regte sich überall der Verdacht, daß die Truppen zur Unterdrückung der ständischen Einrichtungen und zur gewaltsamen Gegenreformation bestimmt seien. Namentlich in Böhmen war man mißtrauisch und drang auf Berufung eines Generallandtages aller Länder, um einen Bund der Stände und die Aufstellung einer Armee zum Schutz derselben zu beschließen. In diesem Falle feierte Khlesls

meisterhafte Politik ihren größten Triumph; scheinbar kam er diesen Wünschen nach, ein Generallandtag wurde nach Prag einberufen. Dort wußte er aber so geschickt einzugreifen und die Eifersucht der einzelnen Länder mit soviel Erfolg zu benützen, daß nur eine „Defensionsordnung" gegen äußere Feinde beschlossen wurde.

In Böhmen, das aber nun die Führung in der religiösen Bewegung übernahm, gärte es fort. Infolge eines im Januar 1617 geschlossenen Familienvertrages, der mit Zustimmung aller Prinzen die Nachfolge des Erzherzogs



Eine Prozession am Stephansplatz unter Kaiser Mathias. (S. 687.)

Ferdinand festsetzte, wurde der böhmische Landtag einberufen, um diese Abmachung durch die Stände anerkennen zu lassen. Aber die Schließung mehrerer protestantischer Kirchen, die Drangsalierung der Prediger auf den königlichen Gütern hatten die Stände so gereizt, daß sie jede Beratung über die Nachfolge des als fanatischen Katholiken bekannten Erzherzogs Ferdinand verweigerten und sich auf das freie Wahlrecht Böhmens beriefen, obwohl seit 1526 an dessen Stelle bisher unangefochten das Erbrecht des Hauses Habsburg getreten war. Erst als der Erzherzog sich in einem besonderen Revers zur Aufrechthaltung aller Privilegien und Freiheiten des Landes, worunter ausdrücklich auch der Majestätsbrief von 1609 genannt wurde, verpflichtete, fand seine Wahl und am 8. Juni 1617 auch die Krönung zum König von Böhmen statt — ein neuer

glänzender Triumph Khlesls. Im nächsten Jahre wurde dem Erzherzog auch die ungarische Krone gesichert.

Alle diese Erfolge Khlesls konnten aber die tiefe Abneigung nicht unterdrücken, welche die Erzherzoge, namentlich aber König Ferdinand, gegen ihn fühlten. Dieser sah sich durch die ausschließlich von dem Kardinal geübte Macht von jedem Einfluß auf die Regierung ausgeschlossen. Zwischen König Ferdinand, dem Erzherzog Max und dem allmächtigen Minister, der noch immer das unbedingte Vertrauen des Kaisers besaß, bestand eine Spannung, die zu einem offenen Bruch drängte und sich auch auf die nie besonders innigen Beziehungen des Kaisers zu seinem designierten Nachfolger erstreckte. Jene Erzählungen von Übergriffen Khlesls, daß er z. B. bei einer Beratung, als man seine Vorschläge bekämpfte und die Befragung des kranken Mathias verlangte, sich auf die Brust schlug und heftig rief: „Hier sitzt der Kaiser!" sind offenbar unwahr und spätere Erfindungen, um das Verfahren gegen den verhaßten Staatsmann zu rechtfertigen. Zu so plumpem Auftreten war Khlesl ein viel zu erfahrener Welt- und Hofmann, viel zu sehr Diplomat.

In diese Stimmung fiel der berüchtigte „Prager Fenstersturz" vom 23. Mai 1618 wie eine Bombe. Die gewaltsame Auflösung des Protestantentages und andere Maßregeln der Regierung hatten die Stimmung des vom Grafen Mathias Thurn geführten Adels so erhitzt, daß man nach erregtem Wortwechsel die Statthalter Slawata und Martinitz samt deren Sekretär Fabritius, in welchen man die Urheber der feindseligen Maßregeln sah, kurzweg aus den Fenstern des Beratungssaales in den Schloßgraben stürzte und sofort eine ständische Regierung einsetzte.

In der Tat war dies eine offene Kriegserklärung und König Ferdinand drang darauf, die Leitung der Kriegsangelegenheiten in seine Hand zu nehmen. Aber der Kaiser und sein Ratgeber Khlesl scheuten vor dem Bürgerkrieg zurück und wollten nochmals den Weg gütlicher Unterhandlungen betreten, um die Lage in Böhmen zu entwirren. König Ferdinand sah darin nicht nur das Bestreben, ihn auch jetzt noch von jeder Teilnahme an der Regierung auszuschließen, sondern auch eine Preisgebung der Rechte und Würde der Krone, eine Gefährdung des Glaubens. Im Einvernehmen mit dem Erzherzog Maximilian, einem Bruder des Kaisers, beschloß König Ferdinand die gewaltsame Beseitigung des Kardinals.

Zur Ausführung des Planes wurde der 20. Juli 1618 bestimmt. Um jeden Verdacht Khlesls zu beseitigen, erhielt er noch am Vortag einen Besuch des Königs und des Erzherzogs Maximilian, welcher ihn zur Fortsetzung der Besprechungen für den nächsten Tag zu sich lud. Um 2 Uhr nachmittags fand sich Khlesl, der Einladung nachkommend, mit dem offenbar eingeweihten päpstlichen Nuntius in der Hofburg ein; doch verließ der letztere den Kardinal auf dem Weg zu den erzherzoglichen Gemächern. Ein Kammerherr empfing ihn mit der Entschuldigung, daß ein Unwohlsein des Erzherzogs diesen verhindere, selbst entgegen zu kommen. Khlesl wurde in ein Gemach geführt, das man sofort hinter ihm versperrte. Dort fand er zwei seiner notorischen Gegner, den Oberst Heinrich Graf Dampierre und den Präsidenten der Hofkammer Freiherrn Seyfried Christoph von Breuner nebst den Kammerherren Collalto und Montecuccoli. Breuner eröffnete ihm in barscher Rede, „das ganze Haus Österreich habe im Einvernehmen mit dem Papst beschlossen, ihn wegen vieler Untaten und schlecht geführter Regierung nicht mehr am Hofe zu dulden, er habe daher sofort die Insignien der Kardinalswürde abzulegen und sich mit einem gewöhnlichen Priestergewand zu begnügen". Khlesl, der ganz unerwartet vor seinem Sturz stand, bewahrte eine würdige Haltung; er

berief sich auf die Privilegien seines Ranges und verlangte, zum Kaiser gelassen zu werden. Nebstbei gesagt, enthielt die Eröffnung Breuners zwei offenbare Unwahrheiten; der Papst konnte noch gar nichts vom Vorgehen gegen Khlesl wissen, es also auch nicht gebilligt haben, Kaiser Mathias aber, der doch das Haupt des Hauses Österreich war, mußte diesen Streich als gegen ihn selbst gerichtet fühlen.

Man beachtete die Einreden des Kardinals gar nicht; Dampierre erging sich in rohen Beschimpfungen des Mannes, vor dem noch gestern alles gekrochen war, er nannte Khlesl einen „ehrvergessenen losen Buben"; Breuner aber bedeutete dem Kardinal, er habe weder beim Kaiser, noch sonst irgendwo in Wien mehr etwas zu suchen und werde wohl tun, sich zu fügen, „habe er mehr Etwas zu schaffen im Sinne, so werde er erfahren, was ihm nicht lieb sei". Khlesl erkannte, daß seine Feinde zum äußersten entschlossen seien und gab jeden Widerstand auf. Er vertauschte das Purpurgewand mit einem schwarzen Mantel und Hut und wurde über Nebengänge und Stiegen auf die Bastei geführt, über welche schon seit einigen Tagen ein Fahrweg bis zum Schottentor planiert war. Ein sechsspänniger ganz geschlossener Wagen nahm Khlesl, Breuner und einen Hauptmann auf, beim Schottentor umgab eine Reitereskorte unter Dampierres Führung den Wagen, der in einem Zuge bis nach Schottwien fuhr. Von hier kehrte Dampierre zurück, Breuner aber geleitete mit starker Bedeckung den in einer Sänfte getragenen Kardinal durch Steiermark und Kärnten nach Tirol, wo er als Staatsgefangener unter scharfer Bewachung auf Schloß Ambras festgehalten wurde.

Im Laufe des Abends begaben sich König Ferdinand und Erzherzog Maximilian zum Kaiser, der, an der Gicht leidend, im Bette lag. Sie teilten ihm das Vorgefallene mit und entschuldigten es mit der nötigen Vorsorge für das Wohl des Staates und des kaiserlichen Hauses. Mathias erschrak und erzürnte sich so, daß er in das Bettuch biß, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dann tadelte er das ganze Verfahren als roh und verlangte die sofortige Zurückberufung des Kardinals. Da man ihm nur mit Achselzucken antwortete, mußte er wohl erkennen, daß man entschlossen sei, ihn so zu behandeln, wie er es seinem Bruder getan. Sogar für die eigene Person mochte er Besorgnisse haben, denn er wies die Verwandten mit heftigen Worten aus dem Zimmer, ließ dasselbe verriegeln und sofort alle Wachen verstärken.

Wie schon erwähnt, war Kaiser Mathias leicht bestimmbar und kein Mann des Beharrens. Von körperlichen Leiden gequält, ohne jeden Rückhalt, fand er sich bald in die demütigende Situation. Nachdem man ihm zugesichert hatte, daß Khlesl weiter kein Leid geschehen und dessen weiteres Schicksal dem Papst anheimgestellt werde, nahm er den Neffen und Bruder wieder zu Gnaden auf und ein heiteres Mahl im Jagdhaus des Praters, an dem auch die Kaiserin teilnahm, besiegelte die Versöhnung.

Es war aber von dieser Zeit an nur mehr eine Schattenherrschaft, die er führte. Gegen seine Anschauung, die noch immer zu einer friedlichen Beilegung des Konfliktes neigte, rüstete man aus allen Kräften zu einem Feldzug gegen Böhmen und bis in die Fenster der Burg hinein konnte er die Werbetrommeln rasseln hören, bei denen man auf allen Plätzen Kriegslustige annahm. Eine ablehnende Haltung gegen die Zumutung von Leistungen für dieses Heer nahmen alle Stände an, geradezu feindselig traten aber jene von Niederösterreich auf, welche jede Beisteuer verweigerten, die Ausfolgung von Munition und Waffen ablehnten und das Zeughaus durch eine starke Besatzung gegen einen Gewaltakt der Regierung sicherten. Nur Wien nahm eine andere Haltung an — ein untrügliches Zeichen, daß der katholische Einfluß wieder ausschlaggebend

war; der Stadtrát steuerte 14.000 Gulden zur Ausrüstung des Heeres bei und verpflichtete sich noch zu einem bedeutenden Darlehen.

Schon vor allen diesen Ereignissen hatten im Mai 1618 die protestantischen Stände wieder einmal eine sehr ausführliche Beschwerdeschrift an den

Kaiser Ferdinand II. (S. 694.)

Kaiser gerichtet, die aber durch vier Monate ohne Antwort blieb. Als man eine Abordnung nach Ebersdorf sandte, die unter Führung des Freiherrn Christoph Andreas von Thonrädel, eines unterrichteten, aber sehr heftigen Mannes, stand, wurde sie zwar empfangen, der Kaiser brach aber bald die Erörterungen unter Hinweis auf seinen kränklichen Zustand ab. Eine neue

Audienz in der Hofburg wurde verweigert und konnte nur durch die Drohung erzwungen werden, die Ständemitglieder wollten so lange vor der Burg knien, bis man sie höre. Nun erhob aber Thonrädel so erbitterte Vorwürfe, daß die Audienz wieder abgebrochen wurde und der endlich erfließende schriftliche Bescheid wies alle Beschwerden und Forderungen der Protestanten rundweg ab.

In Böhmen, wo die gewählten „Defensoren" unterdessen ein Heer zusammengebracht hatten, das eher an Zahl als an Kriegstüchtigkeit bedeutend war, glaubte man diese Zustände in Niederösterreich ausnützen zu müssen. Im November 1618 warf Graf Mathias Thurn, der schon Pilsen erobert hatte, ein Korps von 4000 Mann unter dem Grafen Heinrich Schlick über die Grenze, das Zwettl einnahm und die schwache Abteilung Dampierres in kleinen Gefechten besiegte. Selbst Wien schien ernstlich bedroht, so daß man Verteidigungsanstalten traf, die Donaubrücke überwachte und eine teilweise Sperrung der Tore verfügte. Die Vorstädte entvölkerten sich fast, denn alles floh mit der tragbaren Habe hinter die schützenden Wälle, da den böhmischen Truppen ein arger Ruf als Plünderer vorausging.

Ein Landtag, den der Kaiser in dieser schlimmen Lage nach Wien berief, wurde von den Protestanten nicht beschickt, die zuerst eine Beseitigung ihrer Beschwerden verlangten. Zum Glück verweigerten die mährischen Stände den vom Grafen Thurn verlangten Zuzug, ohne welchen er sich zu einem Angriff auf Wien zu schwach fühlte. Zudem wurden die Klagen über das zügellose Treiben des sich sammelnden kaiserlichen Kriegsvolkes immer lauter und man verweigerte sogar dem in Bayern geworbenen und zur Verstärkung des kaiserlichen Heeres in Böhmen bestimmten Fuggerschen Regiment den Durchzug durch Niederösterreich. Schroffer als je standen sich die Parteien gegenüber; die Stände hatten sich vollkommen nach Religionsparteien getrennt. Die in der Mehrheit befindlichen Protestanten verharrten trotzig auf ihren Forderungen, die Katholiken in Wien richteten aber an den Kaiser die eindringliche Bitte, „sie und die Ihrigen und auch die katholische Religion bei schwebender äußerster Gefahr zu schützen". Sogar die Mitglieder einer vom Kaiser eingesetzten „Schlichtungskommission" sahen das Vergebliche ihrer Bemühungen ein und baten um Enthebung von ihrem dornenvollen Amte.

Diese Bitte wurde am 19. März 1619 gestellt und einen Tag später, am 20. März um 9 Uhr vormittags schloß Kaiser Mathias die Augen für immer. Welche herbe Beurteilung auch sein Verfahren gegen den Bruder finden mochte, in den letzten Monaten seines Lebens hatte Mathias alles Verschulden bitter gebüßt. Von Krankheit gepeinigt, ohne Vertrauen zu den Personen seiner Umgebung, tatsächlich aller Macht entblößt und ein Chaos rund um sich erblickend — in dieser Lage sah er den Tod an sich herankommen, der ihn allein vor noch größerer Demütigung, vor der gänzlichen Entthronung, bewahren konnte. Die ihm Zunächststehenden, seine Gattin Maria und sein Bruder Erzherzog Maximilian, waren ihm gegen Ende des Jahres 1618 im Tode vorangegangen.

Die Regierungszeit Kaiser Ferdinand II.

Als Sohn des glaubenseifrigen Erzherzogs Karl von Steiermark und der frommen Maria von Bayern am 9. Juli 1578 in Graz geboren, erhielt Ferdinand eine den strengen konfessionellen Anschauungen der Eltern entsprechende Erziehung. Bestärkt wurde diese Richtung noch durch seinen Aufenthalt in Ingolstadt, dessen unter Leitung der Jesuiten stehende Universität er gemeinsam mit Maximilian I. von Bayern besuchte, an den ihn ein durch

das ganze Leben dauerndes Freundschaftsbündnis knüpfte. In seiner Kindheit von sehr schwacher Gesundheit, erwarb er durch körperliche Übungen und eine das gewöhnliche Maß weit übersteigende Selbstbeherrschung doch dann bedeutende körperliche Kraft und Ausdauer. Er war ein leidenschaftlicher Weidmann, tanzte viel, nahm an Turnieren gern Anteil und hätte als ein lebenslustiger, wohlmeinender Herr gelten müssen, wenn nicht sein maßloser Glaubenseifer, der ihn starr und hart erscheinen ließ, einen Schatten auf sein Bild geworfen hätte. Ferdinand II. war auch ein kluger Kopf, der weitausschauende Pläne zu entwerfen und mit seltener Folgerichtigkeit auszuführen wußte, aber wie seine menschlichen Vorzüge, werden auch seine geistigen Eigenschaften durch die Einseitigkeit seines religiösen Fanatismus verdunkelt. Als er zur Regierung kam, war er schon über 40 Jahre alt, aber noch immer eine stattliche schlanke Erscheinung, deren natürliche Lebendigkeit selbst die anerzogene Grandezza der Haltung nicht ganz verstecken konnte (Bild S. 692).

Er trat die Regierung unter den ungünstigsten Verhältnissen an. Im größten Lande der Monarchie, in Böhmen, herrschte offener Aufruhr, die Stände der übrigen Länder waren mißtrauisch und unzufrieden, die Finanzen vollkommen zerrüttet, ein zuverlässiges Heer eigentlich erst im Entstehen. Wenn es dem neuen Herrscher gelang, sich trotzdem zu behaupten und seine Stellung zu befestigen, so wird man ihm selbst dann die Anerkennung nicht versagen können, wenn auch manche der angewendeten Mittel nicht zu billigen sind.

Die protestantische Mehrheit verharrte auch nach dem Tode des Kaisers Mathias in ihrer feindseligen Haltung; sie verweigerte die Huldigung, welche für den eigentlich in Österreich zur Erbfolge berufenen Erzherzog Albrecht, dem Bruder des verstorbenen Kaisers, vom König Ferdinand entgegengenommen werden sollte. Nur Wien leistete sie am 31. Mai 1619 dem Erzherzog Albrecht und anerkannte Ferdinand II. als „Verweser".

Nochmals nahm im Sommer 1619 Graf Thurn mit 10.000 Mann den Kriegszug gegen Wien auf. Um Laa in seine Hände zu spielen, nahm man zu einer Täuschung Zuflucht, um doch nicht ganz offen gegen den Regenten aufzutreten. Zwei Fähnlein böhmischer Söldner wurden ihres Schwures entbunden und sofort von den niederösterreichischen Ständen geworben, worauf sie in deren Namen Laa besetzten. Nun konnte Thurn, im Rücken gesichert, den Marsch gegen Wien antreten.

Sein Unternehmen war beim Mangel eines entsprechenden Belagerungsparkes noch immer sehr gewagt. In Wien fühlte man sich aber doch sehr beunruhigt, da es ja notorisch war, daß es in der Stadt eine zahlreiche Partei gab, die sehr geneigt war, dem Grafen Thurn seine Aufgabe zu erleichtern und mit ihm gemeinsame Sache zu machen. In dieser sehr unsicheren Lage bewies Ferdinand II. eine nicht zu unterschätzende Festigkeit. Seine Umgebung, sowohl die Räte seiner Regierung, wie die noch einflußreicheren geistlichen Berater drangen auf seine Entfernung aus dem gefährdeten Wien, die er aber entschieden ablehnte. Auch den Vorschlag, den tüchtigen Boucquoi, der die kaiserlichen Truppen in Böhmen befehligte, herbeizurufen, nahm Ferdinand nicht an, da dann der Verlust des wichtigen Budweis nicht mehr zu hindern war. In Wien befand sich nur eine kaiserliche Besatzung von 2000 Mann; aber die katholischen Stände brachten Geld auf, mit dem noch 2000 Ungarn geworben werden sollten, und der in seiner Mehrzahl katholisch gesinnte Rat mit dem am Hofe angesehenen Bürgermeister Daniel Moser an der Spitze, tat sein Möglichstes, um die Stadt verteidigungsfähig zu machen. Auf Kosten der Gemeinde warb man mit einem Aufwand von 25.000 Gulden 1500 Mann, auf Betreiben der Jesuiten bildete sich aus Studenten und den Bediensteten

Die protestantischen Stände bei Kaiser Ferdinand II.

der wälschen Niederläger ein Korps von 500 Mann. Doch sah es mit der Verproviantierung für den Fall einer längeren Einschließung sehr schlimm aus, am bedenklichsten aber erschien die Stimmung eines großen Teiles der Bevölkerung. Aber alle Gefahren konnten die Haltung Ferdinand II. nicht erschüttern; zu seinem Beichtvater, der ihn vor dem Kruzifix kniend fand, sagte er: „Ich habe die Gefahren erwogen, die mich allseitig bedrohen, und da ich keine menschliche Hilfe weiß, so suche ich Rettung bei Gott! Ist's aber dessen Wille, so mag ich in diesem Kampf zugrunde gehen."

Im Anfang Juni kam das Heer Thurns in die Nähe von Wien; zwei in Eilmärschen vorrückende Regimenter standen am 2. am linken Donauufer gegenüber von Fischamend. Im Einverständnis mit dem Besitzer der Herrschaft überschiffte ein Teil auf das rechte Ufer, und nun konnte ungefährdet Graf Thurn nachfolgen, da er auch die 4000 Mann starken ungarischen Hilfstruppen bei Schwechat ziemlich empfindlich geschlagen hatte. Am 5. Juni stand das böhmische Heer schon vor den Vorstädten Wiens.

Während Thurn sich Wien näherte, begehrten am 5. Juni 1619 vormittags sechzehn protestantische Ständemitglieder Gehör bei König Ferdinand II. Ihr nomineller Führer war Paul Jakob von Starhemberg, tatsächlich aber führten das Wort der schon genannte Andreas Freiherr von Thonrädel, der die Herrschaften Thernberg, Ebergassing, Rechberg, Johannstein bei Sparbach und Stranzenberg, sowie ein Haus in der Herrengasse besaß, und Georg Erasmus Freiherr von Tschernembl auf Windeck und Schwertberg, der unter den Zeitgenossen als ein „gelehrter in Historien und Landessachen erfahrener, auch arbeitsamer Herr" bekannt war, aber auch „als Redlinsführer und Oberster aller Rebellion und Verwirrung, allbereit sich gar frech vernehmen zu lassen" geschildert wird.

Die Abordnung wurde sofort vorgelassen und eine ziemlich erregte Diskussion begann, in welcher Thonrädel Klagen über die Zuchtlosigkeit des kaiserlichen und ungarischen Kriegsvolkes vorbrachte, Tschernembl die Verletzung der gewährleisteten Religionsfreiheit sehr eingehend besprach. Ferdinand II. bewahrte selbst den heftigen Worten Thonrädels gegenüber eine ruhige würdevolle Haltung, tadelte maßvoll das Einverständnis mit den Böhmen und forderte die Anwesenden auf, ihrer Pflicht gegen das Land und den Fürsten zu gedenken und sich gemeinsam gegen den eindringenden Feind zu kehren. Bei Besprechung der religiösen Beschwerden erhitzten sich die Gemüter, ohne daß es jedoch zu einer Ungebührlichkeit gekommen wäre. Da drangen plötzlich durch das offene Fenster vom Burgplatz herauf helle Trompetenstöße und das Getrappel zahlreicher Pferde. Einige zum Fenster eilende Adelsherren sahen eine starke Abteilung Kürassiere auf den Burgplatz einreiten, die Pallasche in der Faust oder zugsweise die schweren Sattelpistolen auf den Schenkel gestemmt. Es waren dies vier Abteilungen des Dampierreschen Regiments, die eben von Krems kommend, im Arsenal gelandet waren, dessen Hauptmann Gilbert de Saint Hilaire dunkle Kunde von den Vorgängen in der Burg hatte und die ersten gelandeten Reiter dahin führte.

Den protestantischen Adelsherren, welchen auf ihrem Zug zur Burg Warnungen aus dem Volk wegen eines gegen sie geplanten Anschlages zugegangen waren, hielten das Erscheinen der Reiter für eine vorbedachte Maßregel. Sie brachen die Unterredung rasch ab und suchten das Weite. Von vielen Seiten, namentlich von der des spanischen Gesandten Grafen Ognate, riet man Ferdinand II. dringend an, den günstigen Moment zur Verhaftung der rührigsten protestantischen Ständemitglieder zu benützen. Mit Rücksicht auf die Nähe des böhmischen Heeres und die Stimmung eines beträchtlichen Teiles der Bevölke-

Einmarsch des Dragonerregimentes Nr. 8 in die Hofburg. (Nach Sigm. l'Allemand.) (S. 698.)

rung ging er aber darauf nicht ein, ja er ließ sogar nachmittags die Herren nochmals zu sich berufen, um sie in gütlicher Zurede zu einem Übereinkommen mit den Katholiken zu bewegen. Auch wollte er sie zu einem Einwirken, um den Rückzug des böhmischen Heeres zu erlangen, bewegen, wozu sie aber keine Macht zu haben erklärten.

Über den Verlauf der merkwürdigen Vormittagsaudienz hat sich, wahrscheinlich unter dem Einfluß absichtlich gemachter Erfindungen, ein ganzer Legendenkreis gebildet. Daß das auf dem Tisch stehende, noch jetzt vorhandene Kruzifix, als Ferdinand vor dem Eintritt der Edelleute davor kniete, ihm zu-

Hernals um 1620. (S. 705.)

geflüstert haben soll: „Ferdinand, ich werde Dich nicht verlassen!" gehört als Legende außer den Bereich rein geschichtlicher Erörterung. Aber auch einzelne vielfach nacherzählte Episoden aus der Audienz selbst haben sich als ganz unhaltbare Erfindungen erwiesen. Daß man Ferdinand zum Unterschreiben eines Schriftstückes zwingen, ihm die Feder in die Hand drücken wollte und ihn rauh am Wams faßte, ist vollkommen unrichtig, ebenso sind die Thonrädel zugeschriebenen drohenden Worte: „Ferdunandule subscribere" oder: „Gib dich, Nandel, gib dich! Wirst unterschreiben oder nicht!" durchaus erfunden, denn es handelte sich ja gar nicht um das Zugeständnis irgend eines neuen Rechtes.

Wäre es aber zu solchen Szenen wirklich gekommen, so hätte wohl Ferdinand II., der stets ein sehr ausgeprägtes Bewußtsein seiner Hoheit und Würde

besaß, die Beleidiger vom Vormittag gewiß nicht am Nachmittag wieder zu sich berufen, wenn er schon die im Moment in seiner Hand liegende Macht zur Bestrafung nicht anwenden wollte.

Das Regiment des Grafen Heinrich Dampierre, eines tapferen aber rauhen Kriegsmannes, der wiederholt schon in der Geschichte Wiens eine Rolle spielte, heute Dragonerregiment Nr. 8 Graf Raimund Montecuccoli, ist nach seinem Errichtungsjahr 1618 der älteste ununterbrochen bestehende Truppenkörper des kaiserlichen Heeres. Für sein rechtzeitiges Eingreifen am 5. Juni 1619 erhielt es das Recht, beim Einzug in Wien mit klingendem Spiel durch die Hofburg marschieren und dort durch drei Tage den Werbetisch aufschlagen zu dürfen; der Kommandant darf unangemeldet in voller Rüstung vor dem Monarchen erscheinen, er erhält Wohnung in der Burg, wohin auch die Standarten zur Aufbewahrung kommen. Außerdem erhielt das Regiment die Zusicherung, nie aufgelöst oder reduziert zu werden und kein Mann desselben, der wegen eines todeswürdigen Verbrechens verurteilt wurde, durfte bei Vollzug der Strafe dem Regimente angehören, sondern mußte früher ausgestoßen werden. Viele dieser Privilegien kamen durch die wesentlich veränderten Heereseinrichtungen von selbst in Wegfall, jenes des Durchzuges durch die Hofburg besteht aber noch in Kraft und kam zum letzten Male am 8. September 1879 zur Anwendung, wo das Dragonerregiment Nr. 8 auf dem Marsch nach Stockerau Wien passierte und von diesem Ehrenrecht Gebrauch machte, wobei es von Kaiser Franz Josef besichtigt wurde. (Bild S. 696.)

Es ist ziemlich zweifellos, daß ein förmliches Einverständnis zwischen dem Grafen Thurn und den protestantischen Ständen vorhanden war. Denn in einem Brief an die Landesdirektoren schrieb er nach Prag, daß er warten wolle, bis man ihm ein Tor Wiens öffne. Dazu kam es aber glücklicherweise nicht, denn die Besatzung und Bürgerschaft hielten strenge Wache. Auch seine anderen Unternehmungen schlugen fehl; das Neutor wollte er mit Petarden sprengen, um sich einen Zugang zur Stadt zu öffnen, vor dem Roten Turm eine Schanze aufwerfen und sich im Unteren Werd festsetzen, aber alles mißlang, da seine Streitkräfte nicht viel stärker waren als jene in der Stadt und sogar zu einer strengen Einschließung nicht ausreichten. Bedrohliche Nachrichten aus Böhmen, wo Boucquoi am 10. Juni einen Sieg über das böhmische Heer bei Zablat erfochten hatte, bewogen ihn zum Rückzug, den er am 14. Juni 1619 von Schwechat aus antrat.

Es war eigentlich eine Art von Niederlage, die Graf Thurn vor Wien erlitten hatte, wenn auch nicht als Feldherr, so doch als Führer der von ihm vertretenen Sache. Die so hoch geschwellten Hoffnungen der protestantischen Stände wurden dadurch empfindlich gedämpft. Am 11. Juli 1619 reiste Ferdinand II. mit großem Gefolge nach Frankfurt ab, wo er trotz der Bedenken mehrerer weltlicher Kurfürsten die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigte und am 19. September 1619 als deutscher Kaiser gekrönt wurde. Schlimme Nachrichten folgten ihm, während er noch in Frankfurt und dann in München am Hof seines Freundes Maximilian weilte. In Prag hatten die Stände den äußersten Schritt getan, indem sie seine Absetzung aussprachen und in einer neuen Wahl dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz die Krone von Böhmen zuwendeten; gleichzeitig aber erklärte ihm Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, ein eifriger Anhänger des helvetischen Bekenntnisses und ein schlauer, ehrgeiziger Mann, den Krieg mit der ausgesprochenen Absicht, dem Hause Habsburg auch noch den Rest von Ungarn, über welchen es gebot, zu entreißen. Die Stimmung in Ungarn und die ganz ungenügenden militärischen Vorkehrungen begünstigten sein Vorhaben; schon am 14. Oktober war er im Besitze von Preßburg und am 23. Oktober vereinigte er sich mit dem noch bei Wulfersdorf

stehenden Heer des Grafen Thurn, worin eine neue und noch gefährlichere Bedrohung Wiens lag.

Diesmal hielt Kaiser Ferdinand II., seit Oktober 1619 durch den Rücktritt des Erzherzogs Albrecht auch Landesfürst von Niederösterreich, nicht in Wien aus, sondern zog sich nach Graz zurück. In der ersteren Stadt herrschte panischer Schrecken; was nur konnte, flüchtete, während aus Angst vor den Ungarn andere Scharen hinter den Wällen von Wien Schutz suchten. Neben dieser Furcht bewegte die Bevölkerung aber auch Unmut über die drückenden Kriegssteuern, besonders die protestantischen Bürger, Kaufleute und Handwerker wurden mit kaum erschwinglichen Kontributionen bedacht. Eine Rettung Wiens schien nur von einer Schlacht und einem Sieg des von Boucquoi und Dampierre geführten kaiserlichen Heeres abzuhängen, das Ende Oktober im Marchfeld den Gegnern im Angesicht stand.

Der Sieg schien aber zweifelhaft und man entschloß sich zum Rückzug gegen Wien, hitzig verfolgt von dem ungarischen und böhmischen Heer. Bei der die große Donaubrücke am linken Ufer deckenden Wolfsschanze kam es zu einem ziemlich blutigen Gefecht, in dessen Verlauf die Kaiserlichen das linke Ufer ganz räumten und Wien besetzten. Ihre Anwesenheit schützte nun zwar die Stadt vor einem Angriff Thurns und Bethlens, aber sie erwies sich bei der schlechten Disziplin der aus allen Ländern geworbenen kaiserlichen Truppen fast als eine noch schlimmere Plage. Es herrschten geradezu unleidliche Zustände, da niemand der zuchtlosen Soldateska, die meist aus Wallonen, Spaniern und Italienern bestand, entgegen zu treten den Mut fand. Infolge des alten Übels der Soldrückstände litten übrigens die Soldaten tatsächlich Not und es war verzeihlich, wenn sie zur Selbsthilfe griffen, wobei es dann natürlich zu den ärgsten Ausschreitungen kam. Am hellen Tage gab es in den Straßen Raubanfälle, besser gekleidete Frauen wurden ohne weiteres alles Wertvollen entledigt, aber auch Männer waren nicht sicher, Juden und Protestanten selbst in ihren Häusern allen Erpressungen ausgesetzt. Am frühesten Morgen zogen die Soldaten in Scharen vor die Stadt, um die wie gewohnt zum Markt kommenden Landleute abzufangen und ihnen die Lebensmittel ohne Bezahlung abzunehmen. Natürlich hörte unter solchen Verhältnissen jede Zufuhr auf, da sie auch von ferneren Gegenden aus Furcht vor den herumstreifenden ungarischen Reitern unterlassen wurde. Der Stadtrat war vollkommen machtlos, scheute sich auch vor einem energischen Eintreten, um am Ende nicht noch schlimmere Gewaltakte der erbitterten Soldaten hervorzurufen.

Mit einer Eskorte von mehreren hundert Mann kam am 24. November 1619 Kaiser Ferdinand, durch klägliche Berichte beunruhigt, in Wien an. Das so notwendige und von allen ersehnte Geld brachte er nicht mit. Tief erbittert über die herrschenden unleidlichen Zustände, welchen abzuhelfen es ihm an allen Mitteln gebrach, hätte er der Stadt gerne wieder den Rücken gekehrt, aber die leichten Reiter der Ungarn schwärmten schon in solcher Nähe, daß es nicht geraten war, die schützenden Wälle zu verlassen.

Aber auch dieser Schutz war sehr fraglich, denn das ungarische Heer, das seinen Weg durch greuliche Verheerungen kennzeichnete, konnte in einigen Tagen vor Wien sein und war dann, mit den Böhmen über 40.000 Mann stark, wohl im stande, einen Angriff auf Wien mit Aussicht auf Erfolg zu wagen. Bethlen Gabor soll auch dazu entschlossen gewesen sein, obwohl Graf Thurn, dessen Kriegführung überhaupt eine zaudernde war, eine Einschließung vorgezogen hätte, um Wien durch Hunger zu bezwingen.

Noch einmal legte sich der Zufall in das Mittel, um in einem Jahre die Stadt vor zwei sehr ernsten Bedrohungen zu retten. Georg Rakoczy, einer

der Generale Bethlens, erlitt durch einen der kaiserlichen Sache ergebenen Magnaten, den Grafen Drugeth von Hommonay, bei Sztropko eine so derbe Niederlage, daß sich Bethlen Gabor veranlaßt sah, von dem Angriff auf Wien abzustehen und mit dem Gros seines Heeres sofort nach Ungarn aufbrach. Nun konnte auch Thurn an kein ernstes Unternehmen mehr denken, da der nahende Winter eine Seuche unter seinen Truppen hervorrief, Sold- und Proviantmangel sie auch unwirsch machte. So mußte er zum zweiten Male seinen Lieblingsplan, Wien zu erobern, aufgeben und anfangs Dezember die Winterquartiere in Mähren aufsuchen, ohne daß er von Boucquoi darin gehindert wurde, der sein Heer für wichtigere Dinge sparen wollte.

Der Gefahr von außen war Wien ledig; nun galt es auch, mit Aufgebot aller Mittel die Bedränger in der Stadt selbst los zu werden. Um wenigstens eine Abschlagszahlung auf den Sold entrichten zu können, hatte man Ende November 34.000 Gulden bei den „Hofhandelsleuten" erhoben, worunter wohl die „Hofjuden" verstanden werden müssen. Nun griff man zu einem noch drastischeren Mittel; am 8. Dezember ließ man ein Buch unter den Bürgern zirkulieren, in das sich jedermann mit einer „freiwilligen" Beisteuer einzuzeichnen hatte. Und da diese „freiwilligen" Leistungen, die bekanntlich stets den härtesten Zwang in sich schließen, bei der tatsächlichen finanziellen Erschöpfung der Wiener kein nennenswertes Ergebnis hatten, griff man am 12. Dezember zu einem Anlehen von einer halben Million, die aber wahrscheinlich auch nicht aufgebracht wurde, da sogar der Krösus von Wien, der immens reiche Hofjude Lazar Henkel trotz aller Pressionen nur im stande war, 19.000 Gulden beizusteuern.

Die letzten Ereignisse hatten gelehrt, wo die größte Gefahr der Lage herkam. Um jeden Preis und mit allen Opfern mußte der Kaiser danach streben, die Verbindung zwischen Bethlen Gabor und den Böhmen zu lösen. Die erzwungene Waffenruhe wurde benützt, um mit dem ersteren Unterhandlungen anzuknüpfen, die am 23. Februar 1620 zu einem für Ferdinand II. sehr demütigenden Frieden führten. Bethlen Gabor wurde als Fürst von Ungarn anerkannt und erhielt so namhafte Abtretungen, daß kaum mehr von einer Herrschaft des Hauses Habsburg in Ungarn die Rede sein konnte, das mit Ausnahme eines kleinen westlichen Gebietsstreifens zwischen den Türken und Bethlen aufgeteilt war.

Nun erst konnte der Kaiser daran denken, sich mit ganzer Kraft gegen Böhmen zu wenden, um aber diese Aktion, ohne eine Gefahr im Rücken fürchten zu müssen, in Angriff zu nehmen, sollten zuerst die Stände von Österreich gedemütigt werden. Schon waren die Verhältnisse in Niederösterreich fast so weit gediehen wie in Böhmen. Im Einverständnis mit den oberösterreichischen Ständen stellte man ein Heer von 9000 Mann auf, dessen Zweck vollkommen klar wurde, als man in Horn am 16. Januar 1620 den Beschluß faßte, die kaiserlichen Truppen als Feinde zu behandeln.

Denn nach dem Abzug Thurns hatte auch Boucquoi seine Armee im Januar 1620 aus Wien gezogen und donauaufwärts geführt. Ohne Widerstand zu finden, besetzte er alle festen Plätze und am 10. Februar schlug er die ständischen Truppen, welche sich mit einer böhmischen Abteilung vereinigt hatten, bei Langenlois ganz empfindlich. Von allen Seiten zogen nun dem Kaiser Hilfstruppen zu; Maximilian von Bayern ließ seine Regimenter über Oberösterreich nach Böhmen rücken, mit spanischem Geld bezahlte italienische Söldner zogen gleichfalls dahin. Dampierre aber führte die von Drugeth von Hommonay geworbenen Kosaken durch Niederösterreich gleichfalls auf den böhmischen Kriegsschauplatz.

Schon in Mähren hatten diese vollkommen verwilderten Scharen gehaust wie Mordbrenner und Plünderer; sie erlitten aber durch die nachsetzenden

ständischen Truppen eine Schlappe und trieben es nun in Niederösterreich, wo ihnen niemand entgegentrat, noch ärger. Unter dem Vorwand, daß man es durchaus mit Abtrünnigen und Verrätern an der kaiserlichen Sache zu tun habe, plünderte und verbrannte man selbst reinkatholische Orte, die Besitzungen protestantischer Standesherren wurden natürlich noch viel ärger verwüstet. Die Bewohner ganzer Ortschaften ließen Hab und Gut in Stich, um sich beim Nahen der „polnischen Teufel" in die Wälder und Auen zu flüchten und wenigstens das blanke Leben vor der Blutgier dieses Gesindels zu retten, dessen Wüten die Führer nicht Einhalt tun konnten.

Nicht viel besser als auf dem flachen Lande trieben es die Kosaken während ihres kurzen Aufenthaltes in Wien. In den Vorstädten hörte jeder Verkehr auf, denn niemand wagte sich aus dem Hause, das aber auch nicht immer Sicherheit bot. Die Schenken wurden von dieser wüsten Bande nicht leer, die im betrunkenen Zustande die Zahlung verweigerte, alles zerschlug, den Wein auslaufen ließ, um dann die Straßen mit jedem Unfug zu erfüllen. Mitte Februar zogen sie endlich donauaufwärts ab; nach sorgfältigen Erhebungen mußten an die am meisten betroffenen Bewohner der Vorstädte Entschädigungen in der Höhe von 40.000 Gulden bezahlt werden.

Noch einmal versuchte Kaiser Ferdinand II. zu einem gütlichen Abkommen mit den protestantischen Ständen zu kommen. Auf seinen Wunsch fanden sich gegen Ende Februar 1620 mehrere Abgesandte, die meist der gemäßigteren Richtung angehörten, wie Ferdinand von Herberstein und Adam von Traun in Wien ein. Aber die gegenseitige Erbitterung und das Mißtrauen waren zu groß, die Unterhandlungen nahmen einen schleppenden Fortgang, da beide Teile, ohne sich bestimmt zu binden, nur Frist gewinnen wollten, bis ein entscheidender Schlag in Böhmen gefallen war. Doch bewies sich Ferdinand II. bis zu einem gewissen Grade entgegenkommend. Er erklärte vor der Huldigung die in Kraft stehenden Privilegien, auch jene über die freie Religionsübung, bestätigen zu wollen, nur das Bündnis der Stände mit Böhmen anzuerkennen, weigerte er sich entschieden, weil dies, wie er nicht mit Unrecht bemerkte, „eine Gutheißung von Meineid, Friedensbruch und Rebellion wäre".

Innerhalb der protestantischen Stände selbst klaffte der Gegensatz zwischen den Gemäßigten, die das Erreichbare anstrebten und den Extremen, die dem Beispiel der Böhmen in allen Stücken folgen wollten. In einer Versammlung zu Retz erließ man am 21. Juni 1620 nochmals eine Aufforderung an den Kaiser, den „billigen und gerechten Wünschen" der Stände nachzukommen, nach Entfernung der gemäßigten Partei beschloß aber die extreme Minorität, den Kurfürsten von der Pfalz und König von Böhmen auch zum „Schutzherrn von Niederösterreich" zu wählen. Die Botschaft an den Kaiser und ein Schreiben an den Geheimen Rat, worin diesem die Schuld an der Haltung des Kaisers zugeschrieben wurde, erhielt Herr Ludwig von Kuefstein zur Übergabe in Wien.

Am 5. Juli nach dem Nachmittagsgottesdienste wurde er vom Kaiser empfangen, der versprach, die Denkschrift zu prüfen und sie zu beantworten, „wie er es vor Gott verantworten könne". Kuefstein beteuerte darauf, auch er und seine Freunde wollten dem Kaiser treu bleiben, „soweit es mit gutem Gewissen sein könne". Gereizt entgegnete Ferdinand II.: „Mit gutem Gewissen! Nun, auch ich will tun, was ich mit gutem Gewissen und unbeschadet meiner Ehre tun kann."

Es war begreiflich, daß die Vorgänge in Retz und die schroffe Sprache der Stände den Kaiser und seine Räte tief verletzten. Da sich zudem durch das Nahen des von der katholischen Fürstenliga aufgebrachten Heeres die kaiserliche Sache im Felde hoffnungsreicher gestaltete, faßte man den Entschluß, nicht mehr

zu unterhandeln, sondern kurzweg zu handeln. Die in Wien versammelten Stände erhielten die strenge Aufforderung zur sofortigen Huldigung, Herrn von Kuefstein aber wurde bedeutet, daß er sogleich Wien zu verlassen habe.

Die feste Haltung des Kaisers und die Nachrichten über die ungünstige Lage der protestantischen Sache in Böhmen bewogen die in Wien anwesenden Stände zum Einlenken. Sie erklärten sich zur Huldigung bereit, wenn dadurch ihre Rechte keinen Schaden litten. Gegen das Einraten des spanischen Gesandten, der auf gänzliche sofortige Unterdrückung des Protestantismus drang, gab Ferdinand II. die Versicherung, die religiösen Zustände, wie sie unter seinem Vorgänger waren, nicht antasten zu wollen.

Am 13. Juli 1620 fand nach einem Hochamt bei St. Stephan, dem der Kaiser beiwohnte, ein feierlicher Zug in die Burg statt, dem sich auch 71 gemäßigte Mitglieder des protestantischen Herren- und Ritterstandes anschlossen. Nochmals sagte Ferdinand II. die Aufrechthaltung der bestehenden Rechte zu, worauf die Huldigung unter besonders feierlichen Formen geleistet wurde. Gleichzeitig ging aber ein Mandat an die in Retz versammelten Ständemitglieder, sich in zwei Wochen zur Huldigung einzufinden, widrigens sie als Hochverräter erklärt und behandelt würden. Sie antworteten darauf am 1. August mit der öffentlichen Wahl des Böhmenkönigs Friedrich V. zum Erzherzog und Schutzherrn von Österreich, die von diesem, da seine Macht schon sehr ins Schwanken kam, gar nicht einmal angenommen wurde.

Am 16. September 1620 gab es für die Wiener wieder ein ungewohntes Schauspiel. Unter Begleitung von Kürassieren und Trabanten ritt ein Herold durch die Straßen, der an vielen Punkten hielt, um nach Trompetengeschmetter und Paukenwirbel ein kaiserliches Patent zu verlesen, durch welches 31 Mitglieder der niederösterreichischen Stände als Hochverräter in die Acht und als vogelfrei erklärt, ihnen die Sicherheit des Lebens und aller Besitz abgesprochen wurden. Selbst von katholischer Seite suchte man eine Milderung dieser harten Maßregel zu erwirken; es war vergebens, die Güter der Geächteten wurden mit Beschlag belegt und — um jede Änderung unmöglich zu machen, sofort an Räte des Kaisers und Günstlinge des Hofes verliehen.

Die Schlacht am Weißen Berg (8. November 1620), in welcher nach kurzem Kampf das böhmische Heer in alle Winde zersprengt wurde, änderte die ganze Situation mit einem Schlag. Mit gutem Grunde feierte man diesen Sieg auf katholischer Seite in der überschwänglichsten Weise. In Wien hielt man auf Befehl des Kaisers in allen Kirchen Dankgottesdienste; jenem bei St. Stephan wohnte der Kaiser mit dem ganzen Hofstaat bei, wobei der Kardinal Graf Dietrichstein eine Anrede hielt, die voll politischer Anspielungen war und sich scharf gegen die Protestanten kehrte. Natürlich tönte es von anderen Kanzeln noch viel derber; so rief ein Kapuziner erbittert: „Es sei zu hoffen, daß der Kaiser diese Ketzer mit eiserner Ruthe züchtigen und wie ein schlechtes irdenes Gefäß zertrümmern werde."

In der Hauptsache erfüllte sich die Hoffnung dieser Eiferer. In der Umgebung des Kaisers und unter den meisten Räten war jeder Sinn für Mäßigung geschwunden. Gestützt auf die siegreiche Armee, begnügte man sich nicht mit der sofort eingeleiteten Rückkatholisierung der österreichischen Länder, die unter den härtesten Maßregeln durchgeführt wurde. Die Ächtung des flüchtigen „Winterkönigs", wie man spottend den Kurfürsten von der Pfalz nannte, bot den Anlaß, den Krieg nach Deutschland zu tragen. Leichtsinnig entzündete man dadurch den furchtbaren Brand eines noch fast durch dreißig Jahre währenden Krieges, der Deutschland zum Tummelplatz fremder Heere machte, es in ein Meer von Blut und Tränen stürzte und unmeßbaren kulturellen Schaden brachte. Man nahm

die gescheiterten Pläne Karl V. wieder auf, träumte davon, auch im Reich den Katholizismus wieder zu allgemeiner Geltung bringen und eine habsburgische Erbmonarchie daraus machen zu können.

Wir können dem großen Drama des dreißigjährigen Krieges nur insoweit folgen, als Wien direkt oder indirekt dadurch berührt wurde. Nicht allein die städtischen Behörden, sondern auch die überwiegende Mehrzahl der Bürger stand in dem ärgerlichen Streit mit den Ständen unentwegt bei der kaiserlichen Partei und man bewies dies auch durch ziemlich ansehnliche Geldopfer. Stellte man doch in der Zeit der größten finanziellen Bedrängnis auch die Waisengelder zur Verfügung. Aus engherzigen und egoistischen Motiven ergriff der Rat sogar selbst die Gelegenheit, um der Regierung Anlaß zur Unterdrückung des Protestantismus in Wien zu geben. Durch dessen Überhandnehmen hatten sich besonders in den Vorstädten viele Leute angesiedelt, die Häuser und Grundbesitz erwarben und ihren Gewerben nachgingen, ohne das Bürgerrecht zu erwerben. Dagegen richtete sich eine Eingabe des Stadtrates, welcher eine Erneuerung der alten Vorschrift vorschlug, nach welcher nur Bürger Haus- und Grundbesitz erwerben durften, wogegen man sich verpflichtete, nur solche Bürger aufzunehmen, welche sich ausdrücklich als Katholiken bekannten. Dieser Vorschlag war für die damalige Regierung zu verlockend, um nicht Annahme zu finden. Am 18. Juli erfloß das sogenannte „Einstandsprivilegium" der Stadt Wien, das ganz nach den Wünschen des Stadtrates lautete und festsetzte, daß jene, welche sich nicht zum Katholizismus bekannten und daher Wien verlassen mußten, ihre Häuser und Gründe an Bürger um den Schätzungswert abzugeben, vor dem Wegzug aber vom ganzen Vermögen ein „Abfahrtsgeld" von zehn Prozent zu entrichten hatten, dessen Ertrag für „fromme Stiftungen" und die Ausbesserung der Befestigungen bestimmt wurde.

Es war dies nicht nur eine Maßregel, die hart war und jedem Rechtsgefühl widersprach, sie war auch töricht und in wirtschaftlicher Beziehung geradezu schädlich. Tausende von fleißigen Menschen wurden aus Wien vertrieben, ohne ersetzt zu werden; der Wert alles Realbesitzes sank durch diese massenhaften Zwangsverkäufe sehr bedeutend. Daß die meisten der Betroffenen ziemlich wohlhabend waren, es aber vorzogen, mit schweren materiellen Opfern eine neue Heimat zu suchen, ehe sie von ihrem Glauben abfielen, beweisen die hohen Erträgnisse des Abfahrtsgeldes. Sie stiegen in manchen Monaten der nächsten Jahre auf 15.000 bis 20.000 Gulden und erreichten einmal sogar die exorbitante Höhe von 30.000 Gulden. Einer der Hauptzwecke, den man damit erreichen wollte, kam doch nicht zur Erfüllung; die Beseitigung der stets verhaßten „Niederläger", die man zu treffen hoffte, weil sie meist protestantisch waren, erwies sich als undurchführbar, da sie unentbehrlich waren und zu viele einflußreiche Beschützer am Hofe hatten. In der ersten Freude über die Erfüllung ihrer Wünsche, die aber mehr den Zwecken der Regierung dienten, als jenen der Stadt, widmeten die Bürger 50.000 Gulden als Beisteuer für Kriegszwecke. Auch früher schon, als Ferdinand II. mit seiner zweiten Gattin Eleonore von Mantua am 26. Februar nach Wien kam, bereitete man dem Paar nicht nur einen glänzenden Empfang, man überreichte auch kostbare Geschenke.

Auf allen Gebieten drang der strengste kirchliche Standpunkt im Sinne der katholischen Eiferer durch. Natürlich war dies vor allem im Unterrichtswesen der Fall. Schon am 22. Oktober 1622 hatte der Kaiser die Vereinigung des Jesuitenkollegiums mit der Universität angeordnet und ein Vertrag vom 13. Oktober 1623 lieferte diese vollkommen dem Orden aus, wodurch endlich eines seiner Hauptziele erreicht war. Im Jahre 1625 schon bezogen zahlreiche Priester des Ordens das neue Kollegium am jetzigen Universitätsplatz und auch

die dortige Kirche kam zur baulichen Vollendung. Dadurch wurden, trotz aller Spenden des Hofes, die Mittel des Mutterhauses am Hof so erschöpft, daß man zu öffentlichen Sammlungen schritt und um die bittere Armut recht sinnfällig zu machen, wanderten die Ordensmitglieder mit einem Bettelsack auf dem Rücken von Haus zu Haus.

Der Grundsatz Kaiser Ferdinand I., daß eine gegebene Zusage gehalten werden müsse, war außer Geltung gekommen. Es gab damals geistliche Ge-

Kaiser Ferdinand III. (S. 709.)

wissensräte genug, welche solche Bedenken zu beseitigen wußten. Dagegen wurde das kaiserliche Machtgebot: „Cedere aut catholice credere" (entweder katholisch glauben oder das Land verlassen) mit aller Energie durchgeführt. Schritt für Schritt engte man die verbrieften Rechte der Protestanten ein, um sie endlich vor diese unbeugsame Alternative zu stellen. Schon im Jahre 1624 erging das Verbot des Einmengens evangelischer Pastoren in die bischöflichen Gerechtsame, womit den ersteren eigentlich jede pfarrliche Funktion entzogen wurde. Da es in Wien schon lange keinen lutherischen Gottesdienst gab, zogen die in der Stadt wohnenden Protestanten scharenweise in die Umgebung, namentlich nach

Hernals. Dort hielt der Gutsbesitzer Helmhart Freiherr von Jörger einen „Praedikanten", den aus Württemberg stammenden, als tüchtigen Kanzelredner bekannten Pastor David Steudlin, von dem das kunsthistorische Hofmuseum noch jetzt (Saal XXIII., Schrank I., Nr. 84) ein höchst interessantes Stammbuch bewahrt. Nicht bloß zu Fuß, sondern auch im Wagen und zu Roß vollzog sich allsonntäglich der „Kirchengang" nach Hernals, welchen uns ein gleichzeitiges Bild, das auch eine Ansicht vom damaligen Hernals gibt, sehr lebendig veranschaulicht. (Bild S. 697.) Das war natürlich ein Greuel für die Machthaber, die daraus ersehen konnten, wie groß noch der Anhang der so tief verhaßten, so eifrig verfolgten Ketzerlehre war. Wieder war es der Stadtrat, der sich zuerst durch sein Einschreiten gefällig erwies. Er verbot nicht nur den Inwohnern, Handwerksgesellen und Dienstboten, sondern auch den Bürgern, daß sie „nach Hernals zu den Praedikanten auslaufen" und setzte sogar bei den Torwachen besondere Aufsichtsorgane ein, die solche Leute anhalten und in Arrest zu setzen, besonders aber auch auf etwa sich einschleichende evangelische Geistliche zu achten hatten. In einem Streit, der sich darüber zwischen dem Stadtrat und den protestantischen Ständen entspann, gab die Regierung dem ersteren recht, den letzteren wurde kurz bedeutet, was in Wien „Religionswegen" verfügt werde, gehe sie nichts an.

Erzherzog Leopold Wilhelm. (S. 715.)

Alle diese Maßregeln wirkten aber zu langsam. Da Helmhart von Jörger unter jenen protestantischen Landständen war, welche die Huldigung verweigert hatten, wurde die Konfiskation des Gutes Hernals ausgesprochen und dieses dem Wiener Domkapitel verliehen, worauf es natürlich sofort mit dem evangelischen Gottesdienst ein Ende hatte. Am Bartholomäustag (24. August) 1625 fand in der mit besonderer Pracht ausgestatteten Kirche in Gegenwart des Hofes wieder der erste katholische Gottesdienst statt, wobei einer der gefeiertsten Kanzelredner, der Jesuit Johann Baptist Labbé, die Predigt hielt. Ein während dieser Feier im Nachbarhaus ausbrechender Brand, den man einem verbrecherischen Anschlag der Protestanten zuschrieb, gab Anlaß zu ihrer völligen Austreibung aus Hernals, wo sie sehr zahlreich waren. Die meisten wendeten sich nach Inzersdorf, dessen Besitzer, ein Freiherr von Teufel, gleichfalls ein eifriger Anhänger der evangelischen Lehre war, nach einem Jahre aber zogen sie, der ewigen Plackereien müde, ganz fort.

Es ist heute kaum mehr glaublich, bis zu welchem Maße die religiöse Unduldsamkeit damals stieg. Ein behördlicher Auftrag trug den Ärzten auf, protestantischen Kranken die Hilfe zu verweigern und schon begonnene Kuren einzustellen, falls die ersteren sich sträuben, einen katholischen Priester berufen und sich die Sterbesakramente reichen zu lassen. Als im Jahre 1627 die zwangsweise Entfernung aller evangelischen Geistlichen angeordnet und das Lesen ketzerischer Bücher mit Strafe bedroht wurde, machte sich ein widerliches Denunziantentum breit. Im nächsten Jahre fanden daher nicht nur bei den Buchhändlern, sondern auch in Privathäusern infolge solcher geheimer Anzeigen periodische Hausdurchsuchungen statt, alle irgend anstößigen Bücher wurden konfisziert und verbrannt.

Zu dieser Zeit kam ein Mann zurück nach Wien, der eigentlich den ersten Anstoß zur Gegenreformation gab und nun staunend zugeben mußte, daß er einen solchen Erfolg nie für möglich gehalten hatte. Es war dies Kardinal Khlesl, der seine zehnjährige Verbannung teils im kleinen Kloster Georgenberg in Tirol, teils in Rom zugebracht hatte, wo ein gegen ihn zum Schein geführter kanonischer Prozeß natürlich mit vollkommener Freisprechung endete. Als wollte er dem ehemaligen Gegner das gelungene große Werk vor Augen führen, stellte der Kaiser es Khlesl frei, ob er in Rom bleiben oder nach der Rückkehr wieder in alle kirchlichen Würden eingesetzt werden wolle. Khlesl wählte das letztere, besuchte zuerst Neustadt, am 5. Februar 1628 hielt er aber in Wien seinen feierlichen Einzug. Mit Eifer widmete er sich seinen kirchlichen Pflichten und nahm es auch mit dem ihm ein Jahr später verliehenen Amte eines „Generalreformators" so ernst, daß er sich persönlich mit der Bekehrung besonders überzeugungsstarrer Bekenner der evangelischen Lehre abmühte.

Namentlich in einer Richtung nahm Khlesl seine Wirksamkeit wieder auf, indem er die Prozessionen beförderte und sie möglichst prunkvoll gestaltete. Einer Wiedereinführung des Geißlerunwesens, von dem man sich viel Eindruck auf die Masse versprach, trat er aber ablehnend entgegen und es blieb bei einem noch vor seiner Rückkehr gemachten Vortrag. Von jeder politischen Tätigkeit hielt er sich sorgfältig ferne, lehnte aber auch jede Teilnahme an der gewaltsamen Rückkatholisierung ab. Als der Stadtrat ihn um eine Norm bat, wie es mit jenen Wiener Bürgern zu halten sei, die wegen ihrer „halsstarrigen" Anhänglichkeit an den neuen Glauben ausgewiesen worden seien und nun aus Ungarn wieder zurückkehrten, wies ihn Khlesl an die Regierung, da er von der „neuen Gegenreformation" keine genügende Kenntnis habe. Khlesl war ohne Frage einer der bedeutendsten Staatsmänner Österreichs, denn er besaß neben klaren Zielen und großer Gewandtheit auch noch die Eigenschaften kraftvoller Energie und weiser Mäßigung. Er starb am 18. September 1630 zu Neustadt; sein Leichnam wurde aber nach Wien überführt und in der Frauenkapelle des Stephansdomes beigesetzt, wo auch ein Grabdenkmal an ihn erinnert.

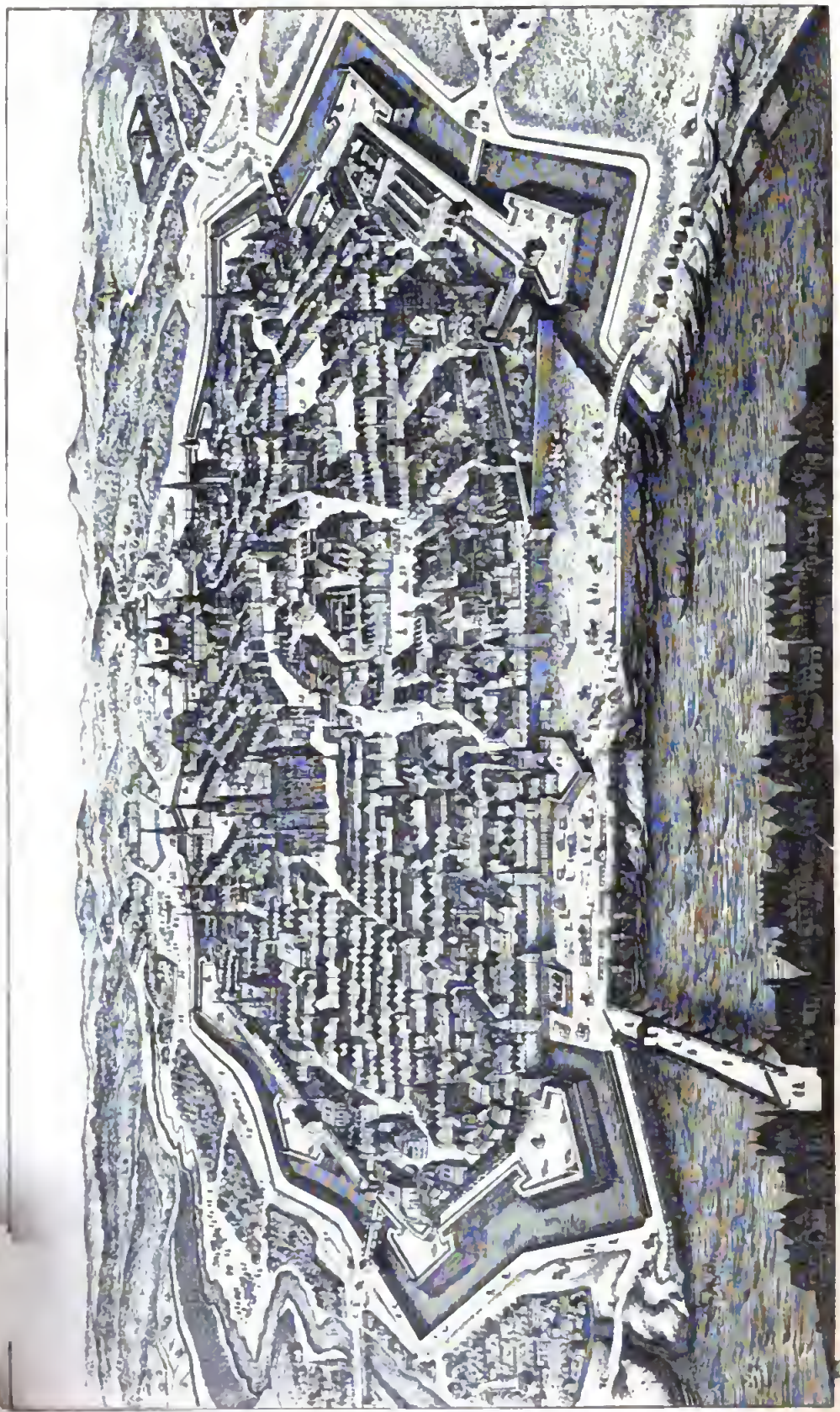
Bis zum Jahre 1628 hatte noch der landständische Adel einen Teil der verbrieften Religionsfreiheit genossen; denn wenn auch jede Religionsübung sehr erschwert, ja fast unmöglich gemacht wurde, wendete man doch keinen Zwang an, um Übertritte zu erzielen. Auch das wurde nun anders; im April 1628 erfolgte ein Verbot, evangelische Amtleute und Pfleger zu bestellen, am 17. Juli wurden die Landstände angewiesen, alle jene ihrer Beamten, die sich nicht binnen drei Monaten zum Katholizismus bekehren würden, unweigerlich aus dem Dienste zu entfernen und die Stellen mit Katholiken zu besetzen. Der letzte Schlag, womit auch der Rest der so feierlich bestätigten Religionsfreiheit beseitigt wurde, fiel am 13. April 1629. Es erging ein Mandat an den evangelischen Adel Niederösterreichs, nach dem „jeder geadelte, sowie jeder gemeine Mann bis zu

Unserer lieben Frau Himmelfahrt — 15. August — unfehlbar zur Beichte und zum Empfange des heiligen Sakramentes nach katholischem Brauche sich in seiner Pfarre einzustellen habe, und jeder ungehorsam oder sich widersetzlich Erzeigende sofort bei der Regierung zu weiterem ernstlichen Einschreiten namhaft gemacht werden sollte". Gleichsam zur Erläuterung und Rechtfertigung folgte zehn Tage später ein zweites Mandat, worin Ferdinand II. „zu wissen gab, daß er des Glaubens wegen nicht allein für sich, sondern auch für die von Gott ihm anvertrauten Seelen dereinst zur Rechenschaft verpflichtet sein werde". Mündlich aber gab er die seltsame gewiß seiner innersten Denkweise entsprechende Erklärung ab: „Die Unkatholischen irren, wenn sie meinen, indem ich den Irrtum verbiete, sei ich ihr Feind. Nicht nur hasse ich sie nicht, ich liebe sie; wäre dieses nicht der Fall, so würde ich sie ihrem Irrtum überlassen."

Es wurde oft und mit Recht darauf hingewiesen, daß ein Widerspruch in der gegen die Evangelischen bewiesenen Unduldsamkeit und in der gerade unter der Regierung Ferdinand II. sehr milden Behandlung der Juden liegt. Wurde auch die Judenordnung vom Jahre 1528 nie vollkommen durchgeführt und blieben auch die wiederholt erneuerten, nur auf Drängen des Stadtrates verfügten Ausweisungsmandate stets auf dem Papier, so war doch die Stellung der Juden in Wien durch das ganze sechzehnte Jahrhundert eine sehr unsichere, weil sie jeder gesetzlichen Basis entbehrte und alle Chikanen der ihnen ungünstig gesinnten städtischen Behörden zuließ. Noch im Jahre 1614 erfolgte eine teilweise Ausweisung, die aber ein Jahr später wieder aufgehoben wurde. Wesentlich besserte sich ihre Stellung erst unter Ferdinand II., der sie mit Wohlwollen behandelte und ihnen 1620 sogar die Erbauung einer Synagoge und Schule gestattete. Um allen Beschwerden des Stadtrates und den Reibungen mit der Bevölkerung zuvorzukommen, erhielten sie den Unteren Werd (Leopoldstadt) als Wohnort angewiesen, doch durften sie Gewölbe und Kaufläden haben, seit 1625 auch auf den Märkten Handel treiben und Gewerbe ausüben. Die strengen Vorschriften über den Besuch des katholischen Gottesdienstes erstreckten sich auch auf die Juden und sie fügten sich; bekehrt scheinen aber kaum welche worden zu sein, denn sie ergriffen das pfiffige Auskunftsmittel, sich schlafend zu stellen, so daß man sie bald wieder in Ruhe ließ.

Unaufhörlich wütete unterdessen der Krieg in Deutschland fort. Einer der größten Fehler der Politik Ferdinand II., das Restitutionsedikt, durch welches man alle seit Beginn der Reformation eingetretenen Besitzveränderungen ungeschehen machen wollte, drängte die evangelischen Reichsfürsten ohne Ausnahme in das gegnerische Lager und sachte den verheerenden Kampf von neuem an. Eine ganze Reihe ausgezeichneter Männer, wie Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf von Schweden, Bernhard von Weimar spielten in diesem Riesenkampf ihre welthistorische Rolle, ohne daß er zur Entscheidung kam. Nach dem gewaltsamen Tode Wallensteins fiel das Kommando des kaiserlichen Heeres an den Sohn des Kaisers, König Ferdinand III., der durch den Sieg bei Nördlingen am 27. August 1634 der katholischen Partei das durch die stetigen Fortschritte der Schweden arg gesunkene Selbstvertrauen wieder gab.

Früher war Wien Zeuge mehrerer fürstlichen Vermählungen gewesen. In den Wechselfällen des Krieges war es doch wiederholt zu Mißhelligkeiten mit dem so eng verbündeten Herzog Maximilian von Bayern gekommen. Kaiser Ferdinand ergriff daher gern die Gelegenheit, diesen unschätzbaren Bundesgenossen recht eng an sich zu knüpfen und gab dem im 62. Jahre stehenden verwitweten Maximilian seine erst 24 Jahre alte Tochter Erzherzogin Maria Anna zur Gattin. Beim Einzug des Bräutigams empfing ihn die Stadt mit allen Ehren, sogar das seltene Schauspiel des Fahnenschwingens vom Stephans-



Vogelperspektiv-Ansicht von Wien aus dem Jahre 1609. (S. 722.)

turm wurde in Szene gesetzt. Diesen im Jahre 1630 stattfindenden Festlichkeiten schloß sich ein Jahr später die Vermählung König Ferdinand III. mit der Infantin Maria von Spanien an, wobei es trotz der durchaus ungünstigen Kriegslage wieder nicht an Festlichkeiten gebrach.

Rasch hatte sich der Gang des Krieges aber wieder geändert. Während der Kaiser in Regensburg 1636 beim Reichstag weilte, trafen schlimme Nachrichten von allen Seiten ein. Sowohl die nun auch in den Kampf eingetretenen Franzosen, wie die Schweden errangen namhafte Erfolge und der glänzende Sieg Baners bei Wittstock verschaffte den Schweden wieder das Übergewicht in Deutschland. Noch mit den Beratungen über die Wahl seines schon in Böhmen und Ungarn gekrönten Sohnes zum römischen König beschäftigt, wurde Ferdinand II. von einem ernsten Krankheitsanfall heimgesucht. Nochmals raffte er sich auf, um am 30. Dezember 1636 der Krönung seines Sohnes, einen Monat später jener seiner Schwiegertochter beizuwohnen. Schwer krank trat er die Heimreise an, die in Wels unterbrochen werden mußte. Sein Zustand verschlimmerte sich aber und das Anschwellen der Beine mußte als sehr bedrohliches Anzeichen gelten. Am 8. Februar abends langte er in Wien an, stieg aber, auf zwei Kammerherren beim Gehen gestützt, bei der Augustinerkirche ab, um in der Lorettokapelle seine Andacht zu verrichten. Erst nach einigen Tagen unterzog er sich einer ärztlichen Behandlung, die wieder in einer wahren Gewaltkur bestand, indem man ihm massenhaft die stärksten Purganzen gab. Am 14. Februar verschlimmerte sich sein Zustand rasch, indem sich, wie die Ärzte behaupteten, „ein Katarrh langsam auf die Luftröhre und Lunge herabsenkte". Am 15. Februar vormittags starb, eine geweihte Kerze zwischen den Händen haltend, Kaiser Ferdinand II., während eben in allen Kirchen Wiens Bittandachten um seine Genesung abgehalten wurden. Er war ein Fürst von bedeutenden Anlagen, dessen Wirken man mit Berücksichtigung der Zeitumstände beurteilen muß, um nicht zu einer harten Anklage zu gelangen. Das Beste, das sich zu seiner Rechtfertigung sagen läßt, liegt darin, daß seine starre Glaubensauffassung tiefe und wirkliche Überzeugung war.

Die Regierungszeit Kaiser Ferdinand III.

Nicht leicht übernahm ein Fürst eine schlimmere Erbschaft, als der Sohn Ferdinand II. Noch immer war kein Ende des furchtbaren Krieges abzusehen, der noch zwölf Jahre währen und sich nun auch nach Österreich erstrecken sollte, dessen Grenzen er seit der Schlacht am Weißen Berg fern geblieben war. Unter geistlichem Einfluß und nach dem Beispiel seines Vaters erzogen, war Ferdinand III. (Bild S. 704) nicht weniger religiös als dieser, aber es lastete doch nicht auf ihm die Erinnerung an alle die verbitternden Kämpfe der letzten 30 Jahre, die er teilweise als Zuschauer, aber nicht als Mithandelnder erlebt hatte. Von ernstem und gemessenem Wesen nahm er großen Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten selbst bis zu geringfügigen Details. Viel vorsichtiger in der Wahl seiner Umgebung und nicht so leicht zu beeinflussen wie sein Vater, hielt er sich in politischen Dingen die geistlichen Ratgeber fern, so nahe sie ihm auch seiner streng kirchlichen Gesinnung nach stehen mochten. Obwohl ein Freund der Künste und leidenschaftlicher Verehrer der Jagd, sah er doch auf gute Wirtschaft und führte, soweit es bei der kriegerischen Zeit möglich war, eine geregelte Finanzgebarung ein.

Nebst seinem Bruder, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, der auch als Heerführer Bedeutendes leistete, hatte er nur einen einflußreichen Berater, dem

er unbedingt vertraute — es war dies Max Graf von Trautmansdorf, einer der bedeutendsten Staatsmänner, den Österreich jemals besaß. Schon unter Rudolf II. war er ein Vertrauensmann der Familienmitglieder des kaiserlichen Hauses gewesen, trat dann unter Ferdinand II. etwas zurück, gewann aber die volle Zuneigung von dessen Sohn, den er auch in den Feldzug begleitete. Sofort nach dem Regierungsantritt berief ihn Ferdinand III. als Präsidenten des geheimen Rates an die Spitze der Geschäfte, die er mit Umsicht und selbstlosem Eifer verwaltete. Wien fand an ihm stets einen Gönner, der es nach Möglichkeit förderte. Das unverrückte Ziel, dem er zustrebte, war aber eine mit der Ehre und den Interessen Österreichs vereinbarliche Beendigung des furchtbaren Krieges, das er auch kurz vor seinem Tode erreichte.

Daß von Kaiser Ferdinand III. keine Erleichterung des religiösen Druckes zu erwarten war, zeigte sich bald nach seinem Regierungsantritt. Ohne Anstand bestätigte er nach dem Wunsche des Stadtrates von Wien die Satzungen der Stadt, besonders die von den Bürgern hochgehaltene Einstandsordnung. Es wurde aber auch betont, daß die unverkürzte Aufrechthaltung und Stärkung des katholischen Glaubens nach wie vor oberstes Regierungsprinzip sei. Im Jahre 1638 erfloß ein strenges Edikt gegen alle geheimen religiösen Zusammenkünfte und Andachtsübungen, das Vorlesen von Predigten oder der lutherischen Bibel; die Verbreitung ketzerischer Bücher, die Aufnahme evangelischer Prediger in ein Haus wurden unter schwere Strafe gestellt. Noch peinlicher wirkte ein späteres Edikt, daß bei gerichtlichen Eiden jeder Art die Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses vorschrieb, wodurch alle Andersdenkenden entweder zu widerlicher Heuchelei oder — um nicht etwa zu einem solchen Eid gezwungen zu sein — zum Aufgeben auch der unanfechtbarsten Rechte veranlaßt werden mußten.

Nur die Juden wurden trotz aller Beschwerden der Bürger auch unter Kaiser Ferdinand III. sehr milde behandelt. Eine ganze Musterkarte von Beschwerden brachte der Stadtrat sofort nach dem Regierungsantritt des Kaisers vor, von welchen allerdings viele ganz haltlos waren, wie jene, daß die Juden die Münze verschlechterten, was doch damals, wenn man nicht direkt an Falschmünzerei denken wollte, eine Unmöglichkeit war. Weiter hieß es, daß neben den jüdischen Kaufleuten kein anderer bestehen könne, da sie mit ihren Waren auch in die Häuser hausieren gingen und jeden Preis unterbieten, daß sie sich betrügerisch den Steuerleistungen entziehen und dadurch den Staatsschatz schädigen, daß sie gegen das Verbot christliche Ammen und Dienstleute hielten und sogar im Tempel den katholischen Glauben, Christus und Maria verspotteten. Obwohl nun darunter einige Punkte waren, für die man damals eine gewisse Empfindlichkeit besaß, blieb doch die Eingabe der Gemeinde ohne alle unmittelbare Wirkung. Das Verbot, daß die Juden ihre Verkaufsläden nicht zugleich als Wohnungen benützen durften, erfloß doch wohl nur aus feuerpolizeilichen Gründen. Die trotz dieser Klagen ihnen erwiesene Schonung läßt sich nur darauf zurückführen, daß sie eine sehr ergiebige Steuerquelle waren. Da sie an Kopfzahl noch immer sehr gering und nur etwa 50 Familien in Wien aufenthaltsberechtigt waren, muß es als enorme Belastung erscheinen, wenn die Toleranzsteuer 35.000 Gulden betrug, wozu noch 4000 Gulden an sogenanntem Tribut kamen, ganz abgesehen von den finanziellen Opfern, welche in der Form von „Finanzgeschäften" den Juden auferlegt wurden.

In der Bevölkerung ließ man sich durch die milde Denkweise der Regierung nicht beeinflussen; die Feindseligkeit gegen die Juden blieb sich gleich, ja sie muß auf einen sehr hohen Grad gestiegen sein und zu Unruhen geführt haben, da nach 1640 eine besondere Wache für die Judenstadt im Unteren Werd

erscheint, deren Kosten natürlich von den Juden selbst getragen werden mußten. Trotzdem kam es im Jahre 1649 zu förmlichen Aufläufen. Einige Studenten exzedierten in der Judenstadt, fügten sich den Mahnungen der Wache nicht, hänselten sie und schritten endlich zu tätlichen Angriffen. Nun gab die Wache Feuer, aber mehr als Alarmzeichen, da keiner der Exzedenten verletzt wurde. Trotzdem entstand sofort ein gewaltiger Auflauf, man nahm allgemein Partei für die Studenten und es kam zu Angriffen auf die Judenhäuser. Nun erfolgte ein öffentlicher Aufruf, daß „bei längerem Aufruhr die Wache Befehl erhalten werde, die Rädelsführer zu ergreifen, die man ihrer Privilegien als Studenten berauben und standrechtlich mit ihnen verfahren würde". Diese Drohung fruchtete nichts, die Unruhen dauerten fort und es kam zu mehreren tötlichen Mißhandlungen von Juden. Jetzt erst ließ man die Rumorwache mit aller Strenge einschreiten, worauf die Tumulte unterdrückt wurden. Durch einen Monat aber verlegte man 300 Mann als Sicherheitswache in den Unteren Werd und in die Geschäftslokale der Juden, wofür diese für jeden Mann 12 Kreuzer täglich entrichten mußten.

Ein Beweis der Fürsorge, welche Ferdinand III. den Lokalzuständen von Wien widmete, sind die aus seiner Initiative hervorgegangenen Verordnungen von 1637, welche alle Verunreinigungen der Straßen mit harten Strafen belegt und von 1639, die den Hausbesitzern die Beseitigung des Schnees von den Gehwegen und das Aufhacken des Eises zur Pflicht macht — beide deutliche Anzeigen des wachsenden Verkehres.

Nach der zweiten Schlacht am Breitenfeld bei Leipzig (2. November 1642) stand den Schweden, die der gichtbrüchige, aber geniale Leonard Torstenson befehligte, der Marsch nach Österreich offen und Feldmarschall Graf Gallas war nicht der Mann, sie aufzuhalten. Schon streiften die schwedischen Reiter unter General Wittenberg bis gegen Wien und anfangs Juli 1643 konnte nach Überrumplung von 800 neugeworbenen kaiserlichen Reitern General Wrangel als Führer der schwedischen Avantgarde bis zu den Donaubrücken vordringen. Nur die feindselige Haltung der über die schwedischen Siege gereizten Dänen bestimmte Torstenson, von einem ernsteren Unternehmen gegen Wien abzusehen, wo man schon auf einen Angriff gefaßt war. Schon seit 1638 bereitete man sich auf eine solche Eventualität vor, indem mit den allerdings nur sehr spärlich einfließenden Beiträgen der Landstände die notwendigsten Arbeiten zur Herstellung und Verstärkung der Festungswerke bestritten wurden.

Unmittelbar heran trat die Gefahr aber erst, als die kaiserliche Armee unter dem Grafen Hatzfeld am 6. März 1645 bei Jankau eine vernichtende Niederlage erfahren hatte. Auf die erste Kunde davon brach der eben in Prag befindliche Kaiser sofort nach Wien auf, um, wie er schrieb, selbst „die äußerste Disposition zur Verhütung des weiteren Vorbruches der Feinde" zu treffen. In allen österreichischen Ländern wurde das Aufgebot verkündigt, in Niederösterreich sogar vom flachen Lande jeder fünfte Mann einberufen. Statt sich, wie man gehofft hatte, nach Böhmen zu wenden, trat Torstenson nach seinem Sieg bei Jankau sofort den Marsch an, da er durch eine Bedrohung oder Einnahme Wiens die schon im Gange befindlichen Friedensunterhandlungen in Osnabrück zu beschleunigen hoffte. Am 15. März überschritt die Vorhut der Schweden schon die niederösterreichische Grenze und nun rückten sie am linken Donauufer vor, nacheinander alle festen Plätze bezwingend.

Mit fieberhafter Eile betrieb der Kaiser die Rüstungen, um das rechte Stromufer und die Hauptstadt zu sichern. Gallas erhielt den Befehl, die in Böhmen zerstreuten Truppen zu sammeln, Graf Hans von Puchheim sollte alle in Ungarn entbehrlichen Regimenter herbeiführen, im Lande selbst unterzog

sich der Abt von Lilienfeld, Kornelius Strauch, der mühevollen Aufgabe, aus den Trümmern des bei Jankau zersprengten Heeres und Aufgebotstruppen eine widerstandsfähige Armee zu bilden. Mannhaft erklärte der Kaiser, daß er in Wien ausharren und um die Stadt zu retten, jede Gefahr teilen werde. Die stramme Kriegszucht des schwedischen Heeres war aber nach Gustav Adolfs Tod und in den langen Kriegsjahren einer argen Verwilderung gewichen, so daß seinem Nahen ein panischer Schrecken vorausging. Wie ein Echo jener angstvollen Zeit konnte man in unseren Gegenden noch in der Kinderzeit des Schreibers dieser Zeilen das Verslein hören:

„Die Schweden sind kommen,
Haben alles mitg'nommen,
Die Fenster eing'schlagen,
Das Blei davon tragen,
Haben Kugeln d'raus 'gossen,
Die kleinen Kinder erschossen."

Das Beispiel des Kaisers blieb daher ziemlich wirkungslos. Die wohlhabende Bevölkerung, selbst die meisten Mitglieder der Behörden verließen so eilig als möglich mit der besten Habe die Stadt. Als am 28. März, wo Torstenson noch mit der Belagerung von Krems beschäftigt war, die verwitwete Kaiserin Eleonore mit den Kindern Ferdinand III. nach Graz zog, schlossen sich mehr als tausend Wagen mit Flüchtigen und deren Habseligkeiten an. In einzelnen Städten, die man namentlich aufsuchte, wie in Neustadt und Graz, wurde dieses Zuströmen von Flüchtlingen zu einer wahren Kalamität, da eine enorme Verteuerung der Lebensmittel eintrat. Man war endlich genötigt, weiteren Einlaßsuchenden die Aufnahme zu verweigern. Man wendete sich nach Kärnten und Krain, bis nach Görz und Venedig erstreckten sich die Züge der Flüchtigen.

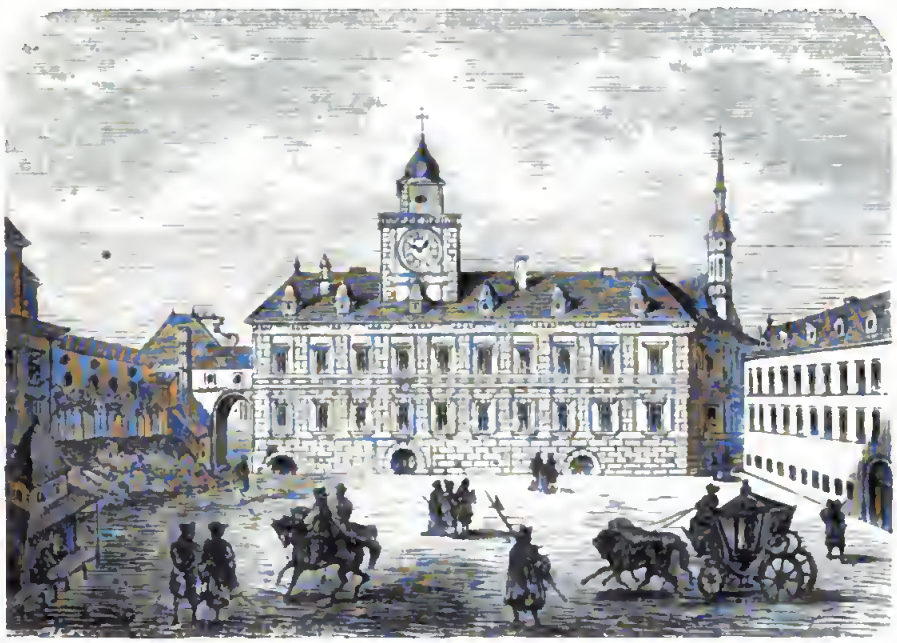
In Wien erließ man, um wenigstens die Wehrfähigen aufzuhalten, ein Verbot gegen die Entfernung aller gesunden Männer vom 16. bis zum 60. Jahre. Trotzdem aber brachte man aus der Bürgerschaft, den Studenten und Handwerksgesellen nur ein Korps von 5000 Mann zusammen, das aber bei einer Musterung durch den Kaiser martialisch genug aussah und großen Kampfeseifer zeigte. Jeder Bewohner von Wien hatte sich auf ein Jahr mit Lebensmitteln zu versehen. Zum Schanzenbau wurde die Landbevölkerung im Umkreise von sechs Meilen um Wien herangezogen.

Am Oberlaufe der Donau hatte Erzherzog Leopold Wilhelm den Schweden den Übergang auf das rechte Ufer glücklich verwehrt. Kostbare Zeit verloren sie mit der Bezwingung von Krems, das erst Ende März in ihre Gewalt fiel. Die Kunde vom Verlust dieses wichtigen Ortes kam am 29. März nach Wien, am gleichen Tage, wo sich von der Schottenkirche eine großartige Bittprozession, welcher der gesamte Hof beiwohnte, zur Stephanskirche bewegte. Bei diesem Anlasse legte Ferdinand III. das Gelübde ab, nach abgewendeter Gefahr auf einem der öffentlichen Plätze von Wien der heil. Maria ein Denkmal zu errichten.

Am 6. April stand das Hauptquartier der Schweden in Stockerau, am 8. fielen Kreuzenstein und Korneuburg in ihre Gewalt und nun drangen sie auf dem kürzesten Wege gegen Wien vor. Die Hauptstraßenzüge von Nord und Nordwest hatten aber damals eine andere Anlage als in unserer Zeit, was namentlich mit dem Donaulauf zusamenhing, der weiter von Wien weglag und außer dem Unteren Werd und der Brigittenau noch drei Inseln bildete. In der Richtung der heutigen Oberen Augartenstraße führte, das Terrain des Augartens durchschneidend, die Straße in die Schottenau, wie damals die Brigittenau hieß.

Von dieser führte eine zweite kleinere Brücke in die Taborau, von welcher aus die große Donaubrücke in die Wolfsau führte, die aber durch einen kleinen und seichten gleichfalls überbrückten Stromarm in zwei Teile geschieden wurde. An der von der Wolfsau zum linken Stromufer führenden Brücke war eine ausgedehnte und starke Befestigung angelegt, die einen auch gegen Übermacht sehr verteidigungsfähigen Brückenkopf bildete. Es war dies die sogenannte Wolfsschanze, deren Behauptung von der höchsten Bedeutung für Wien war.

Am 9. April lagerte die Hauptmacht der Schweden schon vor diesem Punkt; sofort begann eine heftige Kanonade und man schritt zur Aushebung von Laufgräben. Zu einer Belagerung kam es jedoch nicht, denn das in der Schanze stehende Regiment Fehrenberger erlag einem plötzlichen Überfall schon in der folgenden Nacht, die Schanze mußte geräumt werden und die

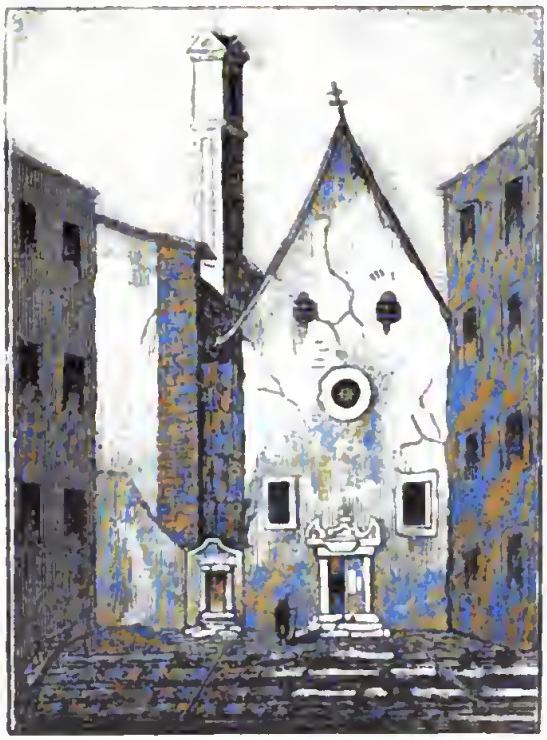


Der Amalienhof. (S. 723.)

Kaiserlichen zogen sich nach Zerstörung der Brücken in die Schottenau zurück. Am nächsten Tage schon begann das Bombardement der Schweden, das dem durch den raschen Verlust des deckenden Punktes ohnehin sehr bestürzten Wien sofort alle Schrecken einer Belagerung naherückte. Durch vier Tage dauerte die Beschießung mit unverminderter Kraft fort, während die Schweden zugleich in den Auen Plänklergefechte führten, um einen Übergang auf das rechte Ufer vorzubereiten.

Nach diesen schlimmen Anfängen war es kaum glaublich, als am frühen Morgen des 14. April vom Beobachtungsposten am Stephansturm die Meldung kam, daß die Schweden ihr Lager abbrechen und in nördlicher Richtung abziehen. Man sah darin eine Kriegslist, um unbemerkt in der Nähe den Übergang forcieren zu können. Aber es waren politische Gründe, welche Torstenson veranlaßten, sein Unternehmen aufzugeben. Er hatte ein Übereinkommen mit dem Führer der ungarischen Insurgenten, Georg Rakoczy, geschlossen, das ihm dessen Waffenhilfe sicherte und einige ungarische Reitergeschwader waren auch schon zum schwedischen Heer gestoßen. Doch die Türken, deren willenlose Puppe

Rakoczy war, dachten rigoroser als manche christliche Macht, welcher jede Verlegenheit des Gegners eine günstige Gelegenheit ist und im Hinblick auf den noch in Kraft stehenden Waffenstillstand winkten sie Rakoczy so energisch ab, daß er darauf verzichten mußte, sein Vorhaben auszuführen. Mit seinem durch Besatzungen und Streifscharen verminderten Heer war aber Torstenson allein einem Unternehmen, wie es die Bezwingung Wiens war, nicht gewachsen, da sich zudem in seinem Rücken schon kaiserliche Truppen sammelten, die dem Landesaufgebot als Halt dienen sollten. Doch er ging nur bis Mistelbach zurück und ließ in der Wolfsschanze eine Besatzung von 300 Mann unter dem tapferen Oberstleutnant Sebastian Kallow stehen, der die Befestigungen noch wesentlich verstärkte.



Kapuzinerkirche am Neustift. (S. 723.)

Torstenson leitete Unterhandlungen ein, um sich doch noch die Hilfe der Ungarn zu sichern und Rakoczys Haltung war noch immer so zweideutig, daß Erzherzog Leopold Wilhelm, der wieder an die Spitze der kaiserlichen Streitkräfte getreten war, es für nötig hielt, vor allem Preßburg zu sichern und daher von anderen Unternehmungen abgehalten wurde. Um den Austausch von Gefangenen zu erzielen, war das schwedische Hauptquartier auch mit dem Kaiser in Verbindung getreten. Das Benehmen Torstensons, der sich sehr im Gegensatz zu anderen schwedischen Generalen, wie Baner und Königsmark, durch Wissen und feine Sitte auszeichnete, machte nach den erstatteten Berichten einen so guten Eindruck auf den Kaiser, daß dieser ihn einlud, wenn er Einkäufe in Wien besorgen wolle, Leute seines Vertrauens nach Wien zu senden. Der schwedische Feldherr machte von dieser Erlaubnis Gebrauch; am 10. Mai kam ein Kämmerer Torstensons mit mehreren Begleitern in Wien an, der namhafte Einkäufe bei den Goldschmieden und Sattlern machte, um Schmuckgegenstände und kostbares Reitzeug zu erstehen. Aus Artigkeit und auch aus Vorsicht hatte man den Schweden einen kaiserlichen Offizier beigegeben, der sie auf ihren Ausgängen begleitete, um sie vor der Neugierde oder den Ausbrüchen gereizter Stimmung der Wiener zu beschützen.

Am 2. Mai zog Torstenson nach Mähren ab, um die bisher resultatlose Belagerung Brünns mit voller Kraft aufzunehmen, den Posten an der Wolfsschanze ließ er aber zurück, da er noch immer an eine Bezwingung Wiens dachte.

Schon am 26. April hatte ein Maueranschlag den Wienern verkündet, „daß die Feindesgefahr für die Stadt nicht mehr so groß und jede Notwen-

digkeit entfallen sei, den Sitz der Regierungskanzleien außerhalb der Mauern Wiens" zu verlegen. Nachdem der zum Generalissimus ernannte Erzherzog Leopold Wilhelm in Ungarn die nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, kehrte er am 24. Mai nach Wien zurück und traf nun sofort Anstalt, um die Wolfsschanze wieder zu erobern und die immerhin unbequeme und unter Umständen gefährliche Nachbarschaft der Schweden los zu werden. Das eigentliche Kommando lag in den Händen des Obersten Friedrich Reich, eines kenntnisvollen und tapferen Offiziers, der einen vollkommenen Plan für die Rückeroberung der Schanze entwarf. Aber Erzherzog Leopold Wilhelm. nahm fortwährend Einfluß auf den Gang des Unternehmens und war darin so eifrig, daß er sogar im kaiserlichen Lager in der Schottenau seinen Aufenthalt wählte.

Schon am Abend des 27. Mai standen die kaiserlichen Geschütze in Position und am nächsten Tag begann die von den Schweden, soweit es ihnen möglich war, lebhaft erwiderte Beschießung. Ein von den Kaiserlichen aufgefangener Brief brachte für Oberstleutnant Kallow, der dringend um Succurs ersucht hatte, die Zusage, daß bis 2. Juni General Wittenberg mit 4000 Reitern bei ihm sein werde. Es war also nötig, alle Anstrengungen zu machen, um die Wolfsschanze früher noch besetzen zu können. Ein am 30. Mai unternommener, von Oberst Reich angeführter Sturm war von Erfolg, die Wolfsschanze wurde erobert und Oberstleutnant Kallow mit seinem auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Häuflein gefangen genommen. General Wittenberg stand nur mehr zwei Tagemärsche weit, machte aber sofort Kehrt, als er den Fall der Schanze erfuhr. Nun erst konnte Wien als von der Schwedengefahr befreit gelten, denn die heldenmütige Verteidigung Brünns unter dem tapferen De Souches band die Kräfte der Schweden.

An die Belagerung der Wolfsschanze und die Tätigkeit des Erzherzogs Leopold Wilhelm knüpft sich eine von mancher Seite bestrittene Episode. Als der Erzherzog nämlich in seinem Zelt weilte, soll eine schwedische Geschützkugel neben ihm eingeschlagen haben, ohne ihn zu verletzen. An dieser Stelle sei nun auf seine Anregung eine in der Form seines Zeltes erbaute Kapelle entstanden, die der heil. Brigitta — einer aus Schweden stammenden Heiligen — geweiht wurde. Von dieser Kapelle erhielt die frühere Wolfsau den Namen Brigittenau.

Man stellt in Abrede, daß die Entstehung der Brigittakapelle, obwohl sie unleugbar in jene Zeit fällt, mit der erzählten Episode zusammenhänge, ja daß sich dieselbe überhaupt zugetragen habe. Es ist nun richtig, daß die ziemlich ausführliche Biographie des Erzherzogs Leopold Wilhelm von Pater Nikolaus Avancini, der zur fraglichen Zeit Rektor des Jesuitenkollegiums in Wien war, von dem ganzen Vorgang und von der Erbauung der Brigittakapelle nichts erzählt. Die letztere ist laut eines noch vorhandenen Stiftsbriefes aus dem Jahre 1651 von Kaiser Ferdinand III. „zu eigenem Heil und Erquickung aller abgeleibten des Erzhauses Österreich Vorfahren" erbaut und für das kaiserliche Jagdpersonale und die Bestellten des Mautamtes an der großen Donaubrücke bestimmt worden. Nun ist es aber immerhin sehr möglich, daß Pater Avancini, der die Biographie des Erzherzogs erst nach dessen 1662 erfolgten Tod schrieb, diese Episode übersah, an welche sich damals noch nicht die Erinnerung an ein allbeliebtes Volksfest knüpfte.

Übrigens hat Wien, auch wenn Erzherzog Leopold Wilhelm keine Veranlassung zum Bau der Brigittakapelle und zum Entstehen eines typischen Volksfestes gab, noch immer Anlaß genug, das Andenken dieses tapferen und hochsinnigen Fürsten zu ehren. (Bild S. 705.) Nicht bloß wegen seiner Waffentaten allein, zu welchen auch die endgiltige Abweisung der Schweden vom Weichbilde Wiens gehört, sondern vielleicht noch mehr um seines Waltens als Mäcen und

als Sammler herrlicher Meisterwerke der Malerei willen. Erzherzog Leopold Wilhelm legte als Statthalter der Niederlande in Brüssel sein berühmtes „Kunstkabinett“ an, zu dessen Vorstand er einen der größten Meister der belgischen Schule, David Teniers den Jüngeren ernannte, der dessen Innenansicht mit dem Porträt des Erzherzogs und seinem eigenen in einem bekannten Bild vereinigte. In seinem Testamente vermachte er diese Bilderschätze, welche Meisterwerke der niederländischen, der italienischen und spanischen Schulen enthielten, „als das Vornehmbste und Mir das liebste Stuckh von meiner Verlassenschaft“ seinem Neffen, Kaiser Leopold I., wodurch sie einen Hauptbestandteil der Hofgemäldesammlung bildeten, die eine Quelle unerschöpflichen Kunstgenusses und eine der vorzüglichsten Anziehungskräfte Wiens ist.

Schon Kaiser Ferdinand II. nahm aus Anlaß der Schlacht am Weißen Berg 1620 die Errichtung eines der heil. Maria gewidmeten Denkmals in Aussicht. Aber die unruhigen Zeiten und die stete Finanznot verhinderten die Ausführung. Anläßlich der Bedrohung Wiens durch die Schweden nahm sein Sohn Ferdinand III. die Idee in Form eines Gelübdes auf, an dessen Einlösung er so rasch als möglich schritt. Schon am 18. Mai 1647 erfolgte am Hof unter großem Gepränge die Einweihung des aus Marmor hergestellten Monumentes, dessen Meister wir jedoch nicht kennen.

Wahrscheinlich hatte dasselbe unter den Wetterunbilden gelitten oder es schien dem frommen Sinn Kaiser Leopold I. zu unscheinbar, so daß er zur Errichtung eines neuen, viel ansehnlicheren Mariendenkmales am gleichen Platze schritt. In dieser Form, welche die Figur Marias auf der Mittelsäule und die vier mit Dämonen kämpfenden Engel an den Ecken des Marmorgeländers in Erzguß zeigt, ist das Monument, das am 8. Dezember 1667 enthüllt wurde, noch bis heute erhalten. Der Entwurf stammt vom Architekten Carlone, der auch die Façade der Kirche am Hof mit der Altane schuf, die Figuren sind entworfen und in Erzguß ausgeführt vom kaiserlichen Stückgießer Balthasar Herold, der 1683 in Wien starb und von dem auch noch schöne Geschützrohre erhalten sind. In Saal XIX des kunsthistorischen Hofmuseums ist unter G eine kleine Nachbildung dieses Denkmals aus vergoldetem Silber und mit Edelsteinen besetzt, zu sehen, eine Arbeit des 1700 gestorbenen Augsburger Meisters Philipp Küsel.

Endlich machte nach jahrelangen Unterhandlungen, während welcher der Krieg noch immer fortwütete, der westphälische Friede 1648 diesem entsetzlichen Kampf ein Ende. Keines von den Zielen, welche im Anfange vorschwebten, wurde erreicht, wohl aber damit die politische Ohnmacht Deutschlands für mehr als zwei Jahrhunderte besiegelt und das deutsche Kaisertum vollends zu einer bloßen Schattenherrschaft herabgedrückt. Für das Reichsgebiet wurde die vollkommene Gleichberechtigung der beiden Bekenntnisse festgesetzt — die österreichischen Länder waren davon ausgenommen und in diesen war es nun die eifrigste Sorge der Regierung, die spärlichen Reste des Protestantismus ganz auszurotten. Die Vorstellungen der letzten evangelischen Standesherren um Gewährung jenes bescheidenen Maßes von Duldung, das bis 1625 bestanden hatte, blieben unbeantwortet, wenn man nicht neue Zwangsmaßregeln und Ausweisungen als Antwort gelten lassen will. Als ob es sich um ein Verbrechen handeln würde, spricht ein Bericht aus dem Jahre 1646 davon, daß der in der Umgegend von Baden reich begüterte Hans Paul Freiherr von Rauhenstein „noch immer mit Eifer der Augsburgischen Konfession zugetan sei“ und aus Ärger über die Vertreibung der Prädikanten auch von den katholischen Geistlichen nichts wissen wolle. Man drangsalierte ihn solange, bis er sein Besitztum verkaufte.

Ein Patent vom 3. April 1651 verbot bei strenger Strafe das „Auslaufen“ zum evangelischen Gottesdienst, womit nach gänzlicher Unterdrückung

desselben nur der Übertritt nach Ungarn gemeint sein konnte, wo aus guten Gründen eine mildere Praxis herrschte. Ein Jahr später schrieb man vor, wie viele Diener die nach Ungarn reisenden Adeligen mitnehmen durften und auch den gestatteten wurde der Besuch des evangelischen Gottesdienstes in Ungarn untersagt. Besondere „Reformationskommissäre" waren eingesetzt, die überall herumspürten, sich in die Häuser und Familien drängten, um Bekenner des

Die Lorettokapelle bei St. Augustin. (S. 726.)

Luthertums auszuforschen, gegen welche sofort alle Mittel der Zwangsbekehrung aufgeboten wurden.

Am 4. Januar 1652 erfolgte endlich durch Erlaß des sogenannten Reformationspatentes der letzte Schritt. Das Verbot, lutherische Bücher zu besitzen oder zu lesen, wurde unter Strafandrohungen erneuert; außerdem legte man aber allen Untertanen ohne Ausnahme die Pflicht auf, zur Beichte und Kommunion zu gehen, dem Gottesdienst und der Predigt an Sonn- und Feiertagen beizuwohnen und die kirchlichen Fasttage zu beobachten. Die Pfarrer hatten

genaue Listen zu führen und jene, die diesen Geboten nicht nachkamen, den landesfürstlichen Behörden zur Bestrafung anzuzeigen. Im Jahre 1657 führte man für diese Zwecke eine besondere „Beschreibung" der Bevölkerung in Wien durch, um jene entdecken zu können, die sich der Beichte entziehen oder etwa noch vorhandene Protestanten ausweisen zu können. Den Niederlägern ging man zwar nicht ganz so scharf an den Leib, aber das Leben wurde ihnen sauer genug gemacht; sie mußten eine Kontribution von 100.000 Gulden aufbringen, und wenn sie protestantisch waren, gleich den Juden eine besondere Erlaubnis zum Aufenthalt in Wien erwerben. Im Jahre 1658 schlug auch die Stunde des Nachfolgers im Besitze der Herrschaft Rauhenstein, des Grafen Karl Ludwig von Hoskirchen, der ebenfalls Protestant war, aber sich durch kluges Verhalten bis jetzt Duldung zu sichern gewußt hatte. Auf kaiserlichen Befehl stellte man auch ihm die Wahl zwischen Bekehrung oder Auswanderung; er wählte die letztere, wobei ihm fast alle seine Untertanen folgten.

In anderer Beziehung traf Kaiser Ferdinand III. sehr viele wohltätige Maßregeln. Von ihm stammt auch die erste eigentliche Postordnung für die österreichischen Länder. Aus Gründen des politischen Verkehres wurde 1516 die erste regelmäßige Postverbindung zwischen Wien und Brüssel durch Wilhelm von Taxis mittelst berittener Boten eingerichtet. Bald schlossen sich andere Routen an, so daß 1543 der Nachkomme Wilhelms, Leonhard von Taxis, zum niederländischen Generalpostmeister ernannt, der dann von Rudolf II. das gleiche Amt auch im Deutschen Reich erhielt, das 1615 dem Freiherrn Lamoral von Taxis als erbliches Lehensamt bestätigt wurde. Die Postordnung Kaiser Ferdinand III. räumt den Posthaltern, Kurieren und Postknechten verschiedene Vorrechte ein. Niemand soll sie bei schwerer Strafe mutwillig und grob behandeln oder gar mit „harten Streichen, Hauen und Verwundung traktieren". Alle Obrigkeiten sollen den Postbediensteten, die unter besonderen kaiserlichen Schutz gestellt werden, jede Unterstützung leisten und Übeltäter gegen sie sofort in Haft nehmen. Die Postmeister hatten das Recht, Degen und Ringe zu tragen gleich einem Edelmann, doch legte ihre Bestallung ihnen auch die Pflicht auf, „nützliche Neuigkeiten zu sammeln, Korrespondenzen anzunehmen und der Regierung einzusenden". Einem Postillon soll auf der Straße niemand vorreiten oder vorfahren; stürzt ihm auf einem Dienstritt ein Pferd, so hat er das Recht, das nächste taugliche zu requirieren, ohne daß es ihm verweigert werden durfte. Die kaiserliche Post war aber in ihren Anfängen so von der Regierung in Anspruch genommen, daß sie oft dem Publikum nicht zur Verfügung stand. Es entstanden daher auch andere solche Einrichtungen; einzelne Länder und Städte errichteten Postrouten auf besonders wichtigen Strecken, ja sogar manche Korporationen vermittelten durch besondere regelmäßig verkehrende Boten den Verkehr ihrer Mitglieder, so gab es eine Niederlägerpost, eine Fleischerpost u. s. w.

Auf dem Reichstag zu Regensburg hatte Kaiser Ferdinand III. die Wahl seines gleichnamigen Sohnes zum römischen König durchgesetzt, der auch schon die Kronen von Ungarn und Böhmen trug und nun als Ferdinand IV. auch als Nachfolger im Deutschen Reich bestimmt war. Es war ein schwerer Schlag für den alternden Kaiser, als dieser hoffnungsvolle Prinz kurz nach dem feierlichen Einzug in Wien bei der Rückkehr vom Reichstag von den Blattern befallen wurde, welchen er am 9. Juli 1654 erlag. Die Nachfolge fiel nun an den zweitgeborenen Prinzen, Erzherzog Leopold, einen schwächlichen, erst vierzehnjährigen Knaben, der bisher die Bestimmung hatte, in den geistlichen Stand zu treten. In den eigenen Ländern stieß die Nachfolge Leopolds auf keinen Widerspruch; in Niederösterreich empfing er die Huldigung, in Böhmen

und Ungarn erfolgte die Krönung. Dagegen stießen alle Bemühungen des Kaisers, auch diesem Sohne die römische Königskrone noch bei seinen Lebzeiten zu sichern, auf die ablehnende Haltung der meisten Kurfürsten.

Auch seine Teilnahme an dem Krieg zwischen Polen und Schweden, die ihn seltsamerweise an die Seite des letzteren langjährigen Gegners führte, bereitete Ferdinand III. viele Sorgen, doch nötigte ihn der Gang der Dinge, dieses Bündnis 1657 zu lösen und ein solches mit dem König Johann Kasimir von Polen zu schließen. Der mißliche Verlauf der kriegerischen und politischen Ereignisse, in welche er sich hatte verwickeln lassen, ohne daß es im Interesse Österreichs nötig gewesen wäre, drückten auf seine schon durch den Tod des ältesten Sohnes verdüsterte Seele.

Schon längere Zeit kränkelnd, wurde er in der Osterwoche 1657 bettlägerig. In seiner Umgebung dachte man an keine Gefahr, die Ärzte aber mochten doch andere Personen in das Vertrauen gezogen haben, denn schon am Karsamstag machte der Guardian des Kapuzinerklosters den Oberstthofmeister Graf Schwarzenberg aufmerksam, man möge bedacht sein, alles vorzukehren, was das Gewissen des Kaisers beruhigen könne. Als er am 1. April den Besuch seines Bruders, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, empfing, versagten schon Stimme und Bewußtsein. Um Mitternacht brach aber unter den kaiserlichen Gemächern in der sogenannten „Wälschen Küche" ein Feuer aus, dessen Löschen Schwierigkeiten machte, da die Burgbrunnen an Wassermangel litten. Heftig erschrocken kam der Kaiser nochmals zum Bewußtsein, wollte sich aber nicht übertragen lassen, bevor nicht das jüngste, erst vor drei Monaten geborene Söhnchen Ferdinand Alois, das im nächsten Jahre starb, in Sicherheit gebracht sei. Ein Trabant raffte die Wiege auf, stieß aber in der ratlosen Verwirrung, die sich aller bemächtigt hatte, an die Wand, so daß das Kind herausfiel, ohne sich jedoch zu beschädigen. Mit der aus der Stadt zuströmenden Hilfe gelang es wohl, des Feuers Herr zu werden, all diese Schreckensszenen erschöpften jedoch die schwachen Kräfte des Kaisers vollends. Er starb in den Morgenstunden des 3. April. Seine Ruhestätte fand er bei den Kapuzinern, während sein Vater, Kaiser Ferdinand II., nach seinem Wunsch in der von ihm erbauten Katharinenkirche in Graz an der Seite seiner ersten Gattin Maria Anna beigesetzt ist.

Lokalzustände Wiens um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Der von verschiedenen Seiten drohenden Gefahr einer feindlichen Invasion gegenüber kam die Frage einer Ausgestaltung und Verstärkung der Befestigungen nicht zur Ruhe. Während eines Aufenthaltes in Wien im Jahre 1597 unterzog der spätere berühmte Wiedereroberer von Raab, Adolf von Schwarzenberg, die Werke einer genauen Prüfung, die kein sehr tröstliches Resultat ergab. Bei den unter Kaiser Ferdinand I. vorgenommenen Bauten waren fehlerhafte Anlagen vorgekommen und Lücken geblieben, zu deren Änderung und Ausfüllung Schwarzenberg Vorschläge machte. Doch blieben sie meist unausgeführt, nur die Burgbastei und die alte Ringmauer erfuhren um 1600 eine Verstärkung auf Betreiben des Erzherzogs Mathias.

Aus dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts ist uns eine prachtvolle Ansicht von Wien erhalten, die, in Vogelperspektive aufgenommen, zuerst ein volles und ganzes Bild der Stadt gibt. Sie ist von der nördlichen Seite aufgenommen, gewährt aber eine deutliche Vorstellung vom damaligen Bestande der Befestigungen, läßt uns in das Gewirr der Straßen blicken, lehrt uns die

Bauart und das architektonische Bild der Stadt kennen und beweist, wie kümmerlich mit wenigen Ausnahmen die Entwicklung der Vorstädte seit 1529 geblieben war.

Diese prächtige Ansicht, deren Studium für den Kenner des älteren Wien unentbehrlich ist, die aber auch durch naheliegende Vergleiche mit der Gegenwart Interesse erweckt, entstammt einer in die Jahre 1609 bis 1613 fallenden Aufnahme von Jakob Hoefnagel, einem Sohn des schon genannten Georg; der erstere nennt sich „Röm. kais. Mayest. Kammermaler". Herausgegeben wurde dieser herrliche und schon sehr selten gewordene Stich, der über 1·5 Meter lang und 70 Zentimeter hoch ist, erst im Jahre 1640 von Nikolaus Jan Vischer

Das Siebenbüchnerinnenkloster. (S. 728.)

in Amsterdam. Um der Schärfe der Wiedergabe willen wurde diese ungemein genaue und deutliche Kopie des Hoefnagelschen Planes für unseren Zweck benützt, welche Matthäus Merian für seine Topographie von Niederösterreich anfertigte. Sie ist bis in die kleinsten Details verläßlich und gibt ein klares und übersichtliches Bild der Stadt.

Der Umfang der Stadt ist vollkommen unverändert geblieben, wie er mit sehr geringen Ausnahmen, die mit dem Bau der Fortifikationen zusammenhängen, seit der letzten großen Erweiterung im dreizehnten Jahrhundert unter Ottokar II. bestand. Besonders deutlich läßt sich der Lauf und die Ausgestaltung der Befestigungen fast im ganzen Umkreis der Stadt beurteilen. Gegen die Donau steht noch die alte Zinnenmauer mit ihren Türmen, Palisadenreihen, Schießscharten. Östlich bei der Biberbastei, westlich beim Salzgries schließen die neuen Befestigungen an, deren ziemlich breiter Graben durch den Donau-

kanal mit Wasser versehen wird. Das Roteuturmtor wird durch eine bastionartig vorgelegte Mauer geschützt, die Schlagbrücke stand damals viel mehr nach links als ihre Nachfolgerin, die heutige Ferdinandsbrücke. Auffällig ist auf den ersten Blick schon die dichte Bebauung des Unteren Werd, der heutigen Leopoldstadt. Dicht aneinander drängen sich die schmalen und verhältnismäßig hohen Häuser, wie es ja dem Charakter einer Judenstadt entspricht, was damals in der Hauptsache die Ansiedlung im Unteren Werd war.

Die übrigen Vorstädte waren noch sehr wenig entwickelt. Nur längs der Hauptverkehrszüge zeigen sich Ansiedlungen, dazwischen waren noch weite Striche Kulturland, nur einzelne Höfe mit eingefriedeten Parzellen unterbrechen es. Außer dem Schottentor (rechts auf der Ansicht, 27) bestanden schon im Zuge der heutigen Währinger- und Alserstraße geschlossene Häuserreihen. Der letzteren

Gruft im Siebenbüchnerinnenkloster. (S. 728.)

zu bewegt sich eine Menschenkolonne, deren Ziel entweder die dort befindlichen Friedhöfe oder das rückwärts am Fuß der Höhen sichtbare Hernals, der Sitz der protestantischen Prediger, war. Rechts von der Alserstraße sehen wir das mächtige, mit Mauern umfangene Viereck des Mariazeller oder kaiserlichen Gottesackers, der ein riesiges Terrain zwischen der Alser- und Währingerstraße einnahm, auf dem sich heute das „Rote Haus", das Garnisonsspital, das Josefinum u. s. w. erheben.

Josefstadt und Neubau waren fast noch vollkommen unverbaut, nur einzelne Anwesen bestanden schon, wie z. B. der „Rote Hof" an Stelle der gleichnamigen von der Piaristengasse abzweigenden Sackgasse. Eine größere Ansiedlung bildet nur das gerade über der Burg liegende St. Ulrich, das frühere Dorf Zeismannsbrunn. An Stelle des Mechitaristenklosters in der Neustiftgasse stand seit 1600 ein von Ernst Freiherrn von Mollard gegründetes Kapuzinerkloster. Ansehnlich waren noch die Häusergruppen in Mariahilf und längs der Wien. Sehr scharf scheint übrigens das Bauverbot innerhalb des Befestigungsrayons, das damals schon auf eine Entfernung von 50 Klaftern

von den Wällen lautete, nicht gehandhabt worden zu sein, denn wir sehen zwischen der Wien und der Stadt nach Süden und Osten Ansiedlungen in unmittelbarer Nähe. Es waren dies die sogenannten „Lucken" (Kater-, Braun-, Rosen- und Kotlucken gegen Westen und Süden, Kleber-, Neu- und Schebenzerlucken gegen Osten längs der Wien). An einer scharfen Biegung der Wien befand sich an der Stelle des späteren Heumarktes der „Ochsengries" (42), wo der Schlachtviehmarkt abgehalten wurde. Vor dem Stubentor (20) ist die alte steinerne Brücke sichtbar und nördlich davon zieht sich in großer Nähe der Biber- und Bürgerbastein eine ansehnliche Häusergruppe hin, der Rest der früheren Vorstadt „im Schöff".

Die Erläuterungszahlen auf der Ansicht (Bild S. 708) bedeuten: Nr. 1. Dom zu St. Stephan; 2. Michaelerkirche; 3. Kirche zu St. Peter; 4. Kirche zu Maria Stiegen mit dem vorliegenden Passauer Hof; 5. die Minoritenkirche mit der Ludwigs- und Katharinakapelle; 6. die Schottenkirche in der ursprünglichen Form mit Querschiff und dem Türmchen über der Dachkreuzung, samt dem Schottenkloster, rückwärts die Friedhofkapelle zu St. Jakob, seit 1635 als Pulverdepot verwendet; 7. Augustinerkirche, die zu jener Zeit ohne Turm war; 8. Kirche der Dominikaner vor dem Neubau; 9. Kirche und Stift St. Dorothea, damals zweitürmig, 1782 aufgehoben und mit Klosterneuburg vereinigt, später Versatzamt; 10. Kirche und Franziskanerkloster St. Hieronymus; 11. Königinkloster am späteren Josefsplatz; 12. Kloster der Chorfrauen bei St. Jakob (Jakoberhof, nach der Aufhebung zu Amtsgebäuden verwendet); 13. Nonnenkloster zu St. Laurenz auf dem Fleischmarkt, nach 1782 gleichfalls zu Amtszwecken bestimmt; 14. Kloster zur Himmelspforte; 15. Nonnenkloster zu St. Klara, seit 1530 dem Bürgerspital eingeräumt; 16. Malteserkirche zu St. Johann in der Kärntnerstraße; 17. Nonnenkloster zu St. Nikola in der Singerstraße; 18. Kirche zu St. Maria Magdalena zwischen Stephanskirche und Stock-im-Eisenplatz, 1781 durch einen Brand beschädigt und abgetragen; 19. Kirche zu den neun Chören der Engel am Hof, früher zum Karmeliterkloster gehörig, dann bei „den oberen Jesuiten", Kollegium an Stelle des heutigen Kriegsministeriums; 20. Salvatorkapelle beim Rathause; 21. Kapelle zu St. Georg im Freisinger-, heute Trattnerhof; 22. Kirche zu St. Ruprecht; 23. St. Annakirche in der Annagasse, gleichfalls den Jesuiten gehörig; 24. der Rote Turm, 1776 demoliert; 25. das alte Zeughaus, früher Getreidekasten der Stadt Wien, am Platze des heutigen Hauptpostamtes; 26. das Stubentor; 27. das Schottentor; 28. das Neutor, innerhalb des Walles das kaiserliche Arsenal, links davon das auf einen Ravelin führende Fischertor; 29. die kaiserliche Burg noch mit den unter Leopold I. beseitigten Türmen; 30. der Cillierhof, dann kaiserliches Zeughaus, später als Residenz der Witwe Kaiser Josef I. Amalienhof; 31. die Universität; 32. das Rathaus; 33. das kaiserliche Zeughaus in der Renngasse; 34. die Schranne, das Gerichtshaus am Hohen Markt; 35. Vorstadt St. Ulrich; 36. Hernals; 37. die „Hohe Brücke" in der Wipplingerstraße; 38. der Heiltumstuhl am Stephansplatz; 39. der Bischofhof am Stephansplatz; 40. die „Neue Burg" oder Stallburg; 41. der Laurenzerberg; 42. der „Ochsengries" an der Wien. Interessant sind die eine lange Reihe von der Biberbastei bis zu den Dominikanern bildenden niederen Häuschen auf dem Wall; es waren das die ziemlich übelberüchtigten Behausungen der Stadtguardia. Sie entstanden ursprünglich, weil die Hauseigentümer sich durch Erbauung eines solchen Häuschens von der Einquartierungslast befreien konnten, wurden aber später auch von der Stadt selbst erbaut. Solche Soldatenquartiere bestanden auch noch an anderen Punkten der Umwallung, z. B. an der späteren Coburgbastei, rückwärts vom Mölkerhof und beim Neutor am Platz der demolierten Salzgrieskaserne. Auch

außer der Inneren Stadt waren solche Soldatenkolonien, z. B. hinter der heutigen Sigmundsgasse im VII. Bezirke — im Volksmunde führten sie die Bezeichnung „Kroatendörfl".

Von Ferdinand I. bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde nur eine größere bauliche Veränderung an der Hofburg vorgenommen. Kaiser Rudolf II. ließ nämlich um 1590 das seit dem Brande von 1525 verwüstete kaiserliche Zeughaus, den früheren Cillierhof, wieder neu erbauen, so ziemlich ganz in jener äußeren Form, welche der heutige Amalienhof noch jetzt zeigt. (Bild S. 713.) An den rechten Flügel schloß sich ein einstöckiges, von der Schauflergasse über den jetzigen Ballplatz zur Minoritenkirche abbiegendes Gebäude, in dem das schon erwähnte Spanische Spital untergebracht war. An Stelle des späteren Reichskanzleitraktes stand ein ganz schmuckloses, für Amtszwecke dienendes Gebäude, gegenüber statt des Leopoldinischen Traktes, anschließend an den schmalen Bau, der auf der Abbildung S. 640 zu sehen ist, eine Reihe von unregelmäßigen einzelnen Baulichkeiten.

Sehr groß ist die Zahl von Bauten zu kirchlichen und klösterlichen Zwecken, die unter Rudolf II., Mathias, Ferdinand I. und Ferdinand II. entstanden sind. Es ist eine lebendige Illustration zur Geschichte dieser Regierungen, wenn man überblickt, daß besonders von 1620 an fast jedes Jahr wenigstens eine größere kirchliche Stiftung in Wien entstand.

Das im Jahre 1582 gegründete Königinkloster fand schon seine Besprechung. Die erste Ansiedlung des Kapuzinerordens fiel in das Jahr 1595, wo Freiherr von Mollard ihnen Kirche und Kloster am Neustift erbaute, das 1683 zerstört, aber schon ein Jahr später durch den Feldmarschall Graf Johann Karl Sereny wieder hergestellt wurde. Er sowie der erste Gründer haben in der Kirche ihre Ruhestätte gefunden. In der sehr unscheinbaren Form, wie die Abbildung (S. 714) sie zeigt, bestand die Kirche nicht allein bis zur Aufhebung des Klosters unter Kaiser Josef II. und bis zur Besitzergreifung durch die Mechitaristenkongregation im Jahre 1810, sondern selbst noch vor einem Vierteljahrhundert machte sie trotz wiederholter Restaurationen den gleichen unscheinbaren Eindruck, der fast an völlige Verwahrlosung erinnerte, bis ein vollkommener Umbau ihr die jetzige Gestalt gab. Kaiser Mathias faßte unter Einfluß seines allmächtigen Ratgebers, des Kardinals Khlesl, der dem Orden besonders gewogen war, den Entschluß, den Kapuzinern auch in der Stadt eine klösterliche Niederlassung zu schaffen. Er erstand zu diesem Zwecke mehrere Gebäude und Grundkomplexe am Neuen Markt, die der auf S. 601 gebrachten Ansicht dieses Platzes zu entnehmen sind. Es gehörte dazu der Schaumburgerhof, ein stattliches, aber nach dem Aussterben des mächtigen Schaumburgergeschlechtes ziemlich vernachlässigtes Gebäude.

Weiter wurde noch in das Terrain des Kapuzinerklosters einbezogen die hinter dem Schaumburgerhof gelegene Zaunburg oder besser Zaumburg, eine Baulichkeit des Hofes, in welcher die Pferdegeschirre und die Sattelkammer des kaiserlichen Marstalles untergebracht waren. Außerdem kamen noch der Altenburger- und Seckauerhof und der gräflich Kuefsteinsche Garten zur Verwendung. Der Bau begann 1618, die feierliche Grundsteinlegung fand erst 1622 durch Kaiser Ferdinand II. statt und über ein Jahrzehnt dauerte es noch, bis Kirche, Kloster und die kaiserliche Gruft in ihrer ersten Ausdehnung vollendet waren. Kaiser Mathias und seine Gattin Maria Anna wurden zuerst in der Gruft des Königinklosters beigesetzt und dann erst 1633 nach Vollendung jener bei den Kapuzinern dorthin übertragen. Schon unter Kaiser Leopold I. wurde die erste Erweiterung vorgenommen. Der älteste Teil der Gruft besteht aus einem langen düsteren Gang, an dessen beiden Seiten hinter

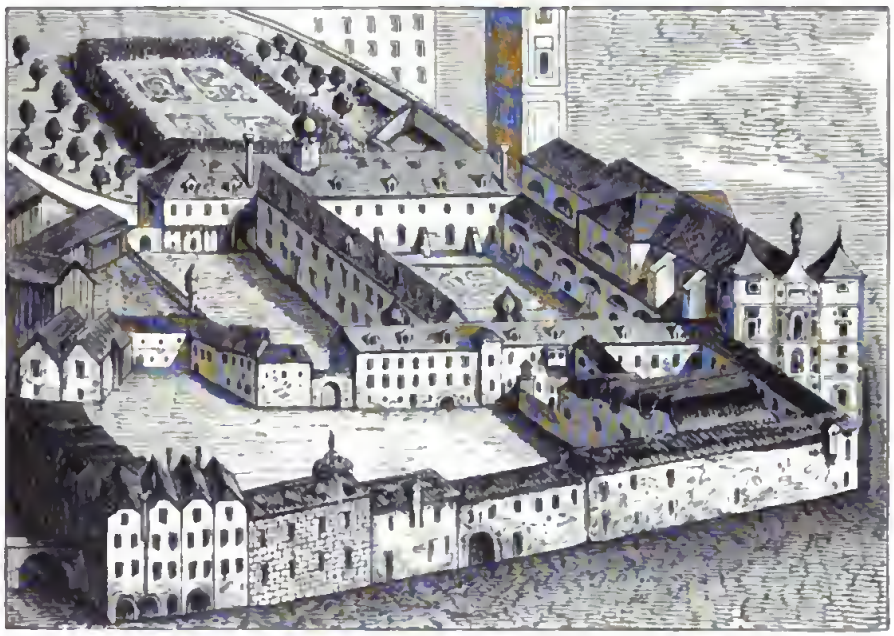
hohen Eisengittern die Särge stehen. Mit Ausnahme des Kaisers Ferdinand II. und seiner Gemahlin haben von Mathias bis auf Karl VI. hier alle Mitglieder der kaiserlichen Familie ihre Ruhestätte gefunden. Auf die große Erweiterung der Kaisergruft unter Maria Theresia kommen wir noch zurück.

Das frühere Karmeliterkloster am Hof war in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunders ganz dem Verfalle entgegengegangen und dann bekanntlich von Kaiser Ferdinand I. den Jesuiten überlassen worden. Während eines Aufenthaltes des Ordensgenerals der Karmeliter, Pater Dominicus a Jesu-Maria ließ sich Ferdinand II. bewegen, dem Orden eine neue Niederlassung in Wien zu errichten. Es wurden einige Häuser des Bürgermeisters Daniel Moser am Tabor und andere anstoßende Liegenschaften erworben und mit dem Stiftsbrief vom 16. August 1623 erhielt der Orden auch das Recht, pfarrliche Funktionen auszüben und Almosen für die Ordenszwecke einzusammeln. Die Kirche war schon 1624 vollendet, mußte jedoch bald darauf vergrößert werden; der Bau des Klosters, 1627 begonnen, verzögerte sich jedoch wegen Mangel an Mitteln so, daß Kaiser Ferdinand II. die Einnahmen der Maut am Tabor dazu anwies. Bescheiden wollten die Patres, welchen die üble Lage der Finanzen in der kriegerischen Zeit wohlbekannt war, diese Widmung ablehnen, der Kaiser aber erwiderte lächelnd: „Nehmt nur, meine hochwürdigen Väter, nehmt nur! Bedenkt, daß Ihr nicht immer einen Ferdinand haben werdet."

Im Jahre 1626 trat die alte Pfarrkirche zu St. Michael in ein neues Stadium ihrer Geschichte, das auch für die bauliche Ausgestaltung von Wichtigkeit wurde. Als Prediger und eifrige Gegner der Reformation genossen die Mitglieder des im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts in Mailand entstandenen Ordens der Barnabiten großes Ansehen. Kaiser Ferdinand II. wollte ihn auch in Wien vertreten wissen und räumte den durch Vermittlung des Kardinals und Erzbischofes von Prag, Graf Ernst Albrecht von Harrach, von Rom entsendeten Priestern die Kirche bei St. Michael ein, unter deren Pfarrklerus sich unbotmäßige Anhänger der neuen Lehre befunden hatten. Der bisherige Pfarrer Martin Sebald mußte zurücktreten, die alte Schule bei St. Michael wurde aufgelassen und auf deren Grund und dem einiger Nachbarhäuser das ziemlich umfangreiche Klostergebäude, wie es heute noch in der Habsburgerstraße besteht, erbaut. Das als Passage bekannte Michaelerhaus, das an das Langhaus der Kirche stößt, wurde erst 1680 an Stelle des alten „Zech-(Innungs-")hauses der Weinhauer errichtet, das wohl hierher verlegt wurde, weil sich ursprünglich hier der „Widmarkt" für Holzwaren, namentlich für Geräte und Gefäße zur Weinwirtschaft befand. Der Bauzustand der Kirche war zur Zeit der Übernahme durch die Barnabiten ein sehr trauriger. Im Jahre 1590 stürzte der ursprüngliche ganz aus Stein hergestellte Turmhelm ein, der dann durch die schlanke mit Kupfer gedeckte Spitze ersetzt wurde, deren Form sich trotz wiederholter Restaurierungen bis heute erhalten hat. Die Hauptmauern zeigten ernste Beschädigungen, das Pflaster fehlte, dagegen waren im Inneren der Kirche so viele Grabsteine vom aufgelassenen Michaelerfreithof untergebracht, daß fast kein Raum für die Besucher blieb. Von 1626 bis 1666 dauerten die planmäßigen Restaurationen, wobei auch die Kapellenanbauten erfolgten, durch welche allerdings die urspüngliche gotische Anlage des Baues fast ganz verschwand. Die Façade, welche lange sogar des Anwurfes entbehrte, wie auf älteren Ansichten zu sehen ist, erhielt ihre heutige Ausgestaltung 1716 durch den Bildhauer und Baumeister Mattielli.

Im gleichen Jahre mit den Barnabiten berief Kaiser Ferdinand II. auch Mönche des Ordens des heiligen Franciscus de Paula nach Wien, die sich zum

Unterschiede von den Minoriten in übergroßer Bescheidenheit gar „Minimorum" — die „mindesten Brüder" — nannten, in Wien aber die Bezeichnung „Paulaner" erhielten, welche noch im volkstümlichen Namen der „Paulanerkirche" im IV. Bezirke fortlebt. Trotz eines abratenden Schreibens des Kardinals Khlesl aus Rom, der gegen jede Vermehrung der Bettelorden war, „in specie der Paulaner, welche den bestehenden Bettelorden empfindlichen Nachteil bereiten würden", erfolgte deren Berufung 1626 doch, nachdem der Gesandte der Niederlande in Wien, Josef Ambros von Renz, den nötigen Grund auf der Wieden zwischen der Hauptstraße und Favoritenstraße gewidmet hatte. Der Bau der Kirche und des Klosters kam erst 1651 zur Vollendung; das letztere wird in älteren Beschreibungen besonders gerühmt wegen des mit Gemälden geschmückten Kreuzganges und des großen Bibliothekssaales, sowie der anstoßenden wohlgepflegten Gärten, in welchen es sogar Fischteiche gab. Der letzteren be-



Schottenkirche und Kloster im siebzehnten Jahrhundert. (S. 730.)

durften die frommen Väter wohl, denn die strenge Ordensregel versagte jeden Fleischgenuß und gestattete nur mit Öl zubereitete Fischgerichte. Die im Kloster hergestellten „Paulanerwürstchen", die mit gewürzter Fischfarce gefüllt waren, fanden großen Absatz und waren von den Feinschmeckern jener Zeit hoch geschätzt. Ein Mitglied dieses Klosters war der fleißige Pater Mathias Fuhrmann (gestorben 21. Oktober 1773), dessen beide Werke „Alt- und Neu-Österreich" und „Alt- und Neu-Wien" durch die darin enthaltene Fülle von Notizen sehr verdienstlich sind, wenn auch manche darunter vom heutigen Standpunkt aus nicht mehr haltbar erscheinen. Im Jahre 1783 aufgehoben, verschwanden die gerühmten Gärten und auch der größere Teil der Klostergebäude, deren letzter Rest nur das an die Kirche stoßende Pfarrhaus ist. Auf dem Terrain entstanden nach der Parzellierung eine Reihe von Gassen, die Paulaner-, Neumann- und Mozartgasse mit dem gleichnamigen regelmäßigen Platz.

So wie es bei St. Michael der Fall war, gaben auch die „beschuhten" Mönche des Augustinerklosters manchen Anlaß zur Unzufriedenheit; man

versuchte es daher mit den „unbeschuhten" — „Diskalceaten", die aus Böhmen berufen wurden. Es geschah dies auf Anregung der zweiten Gattin Kaiser Ferdinand II., Eleonore von Mantua, die in frommen Stiftungen mit ihrem Gatten wetteiferte. Schon 1623 hatte sie für das ganz leere Kloster zu St. Nikola in der Singerstraße Klarissernonnen aus Preßburg berufen und für sie den Stiftungsbrief erneuert. Vier Jahre später baute die Kaiserin die Lorettokapelle bei den Augustinern mit der Widmung, daß darin künftig die Herzen der Mitglieder der Herrscherfamilie in silbernen pokalartigen Gefäßen aufbewahrt werden sollen, während bekanntlich die Eingeweide in Kupferurnen in der Herzogsgruft von St. Stephan ihren Platz finden. Diese erste Lorettokapelle stand in der Kirche selbst. Sie wurde 1784 abgebrochen und für sie ein Anbau an der Südseite der Augustinerkirche errichtet. In den Neubau kam auch jenes Madonnenbild, von dem die Legende erzählt, es habe sich, als die Türken eine christliche Kirche in Konstantinopel in eine Moschee verwandelten, von der Wand gelöst und sei, auf einer Wolke schwebend, nach Wien geflogen. Die Bestimmung als Aufbewahrungsort der Herzen der Mitglieder des kaiserlichen Hauses verblieb auch der neuen Lorettokapelle, deren Innenansicht die Abbildung S. 717 bringt. Die zur Aufbewahrung dienenden silbernen Urnen stehen auf gesimsartigen Vorsprüngen. Nur eines dieser Gefäße in der oberen Reihe ist aus Gold — es birgt das Herz des Kaisers Mathias. Die auf einer besonderen Konsole vor dem Kruzifix stehende Urne enthält das Herz des ersten Kaisers von Österreich, Franz I., und in dem rechts davon stehenden, durch seine Größe auffälligen Gefäß befinden sich zwei Herzen — jene der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gatten Franz von Lothringen.

Wie schon erwähnt, wurde das Karmeliterkloster am Hof während der Reformation so entvölkert, daß sich um 1550 nur ein einziger Mönch darin befand und der Gottesdienst nicht ordentlich versehen werden konnte. Die wirtschaftlichen Verhältnisse befanden sich im tiefsten Verfalle, da schon seit Jahren die ziemlich bedeutenden Besitzungen schlecht verwaltet oder ganz verschleudert wurden. Eine Visitation ergab, daß sich in den Klosterräumen ganze Familien eingenistet hatten, ohne eine Erlaubnis zu besitzen oder Miete zu bezahlen. Diese Verhältnisse fanden erst ein Ende, als 1554 Kaiser Ferdinand I. das Kloster den Jesuiten verlieh. Auf seine und der Gemeinde Kosten erfolgte auch eine Restauration der Kirche, wobei das Innere die heutige Form erhielt, unter welcher die ursprüngliche gotische Anlage kaum mehr zu erkennen ist. Als den Jesuiten 1623 die vollkommene Herrschaft über die Universität zufiel, verlegten sie ihr früher schon bestehendes Kollegium in das alte Universitätsgebäude (am Universitätsplatz), das frühere Karmeliterkloster wurde zu einem Profeßhaus umgestaltet, das nach der Aufhebung des Ordens von der Regierung übernommen und dem Hofkriegsrat (heute Kriegsministerium) eingeräumt wurde. Die Kosten der Umgestaltung der Kirche von außen, wobei der Architekt Carlo Carlone die Façade mit der Altane herstellte, bestritt die Kaiserin Eleonore, Gemahlin Ferdinand III.

Bei der Universität entstand in den Jahren 1628 bis 1631 die Kirche zu Maria Himmelfahrt, die als typisches Muster des sogenannten Jesuitenstils gelten kann. Die äußere Form mit den zwei quadratischen Türmen ist unsäglich nüchtern, dagegen das Innere, ein auf 15 gewundenen Säulen ruhendes Kuppelgewölbe, mit einer bunten Pracht ausgestattet, welche die Grenzen des guten Geschmacks streift. Die Kuppelfresken malte der auch als Architekt wirkende berühmte Jesuit Andreas Pozzo, von dem auch die Deckengemälde in der Franziskanerkirche bei St. Anna, im großen Saal des fürstlich Liechtensteinschen Sommerpalastes u. s. w. herrühren. Nachdem auch das Kloster und die Kirche bei St. Anna in den Besitz der Jesuiten gekommen war, besaßen sie drei

Niederlassungen in der Inneren Stadt, wozu noch der sogenannte „Jesuiterhof" am Getreidemarkt kam, ein Meierhof mit Gründen zwischen der Gumpendorferstraße und Dreihufeisengasse.

Die erste Unterkunft fanden die Jesuiten bei den „unteren Predigern", in dem Dominikanerkloster. Dieses selbst und die Kirche wurden so baufällig, daß Ferdinand II., nachdem er 1621 den Stiftungsbrief erneuert hatte, 1631 einen vollkommenen Neubau begann, dessen Kosten von ihm und seinem Sohn Ferdinand III. bestritten wurden. Die Dominikanerkirche St. Maria Rotonda teilt das Schicksal der Universitätskirche; von dem glatten und nüchternen Außenbau sticht der prächtig ausgestattete, aber wirkungsvolle innere Kuppelraum ab, dessen Fresken gleichfalls von Pozzo sind. Die zweite Gattin Kaiser Leopold I., Claudia Felicitas von Tirol, welche 1676 starb, fand ihre Ruhestätte in der Dominikanerkirche.

Die letzte kirchliche Gründung Kaiser Ferdinand II. in Wien entstand infolge seines Gelübdes nach einem Waffenerfolg gegen die Schweden der heiligen Maria von Montserrat, einem Gnadenbild in einem berühmten spanischen Kloster, eine Kirche und eine klösterliche Niederlassung zu errichten. Nun endete zwar die Schlacht bei Lützen (16. November 1632) mit einer Niederlage der von Wallenstein geführten kaiserlichen Armee, der Tod des Königs Gustav Adolf wog aber so schwer wie ein Sieg, so daß Kaiser Ferdinand II. sofort zur Ausführung seines Gelübdes schritt. So entstand die Kirche zur heiligen Maria von Monte-Serrato, zu welcher am 15. November 1633 der Grundstein vom Kaiser selbst gelegt wurde. Zur Besiedlung des Klosters berief man auf den Rat des Paters Benedikt Pennalosa, der als Beichtvater der Gattin Ferdinand III. nach Wien gekommen war, Benediktiner von Montserrat. An die Entstehung des Klosters knüpft sich eine für die Zeit höchst charakteristische und vollkommen verbürgte Anekdote. Als es sich um die Platzwahl handelte, erhoben die militärischen Kreise, in erster Linie der Stadtkommandant, energischen Einspruch gegen den in Aussicht genommenen Platz, weil er zu nahe der Stadt liege und im Falle der Belagerung die Gebäude ein Vorteil für den Gegner, eine Gefahr für die Verteidiger sein müßte. Ziemlich ungnädig entschied Ferdinand II.: „Guter Gott! was will denn der Stadtoberst! Ich weiß keine bessere Schutzwehr für alle Gefahr als Unsere liebe Frau! Von der Mutter Gottes hat man nichts zu fürchten, aber vieles zu hoffen. Die Kirche kommt an den erwählten Platz, dabei bleibts!" Es blieb dabei, Kirche und Kloster entstanden auf dem Platz, wo heute die evangelische Garnisonskirche und das zur Demolierung bestimmte Schwarzspanierhaus stehen. Sie gehörten aber zu den ersten Baulichkeiten, die 1683 in Flammen aufgingen, weil ihre Beseitigung als eine unbedingte Notwendigkeit erkannt wurde. Doch erstanden sie bald wieder; infolge der Aufhebung im Jahre 1783 mußten die Mönche in das Schottenkloster übersiedeln. Durch fast 80 Jahre diente die Kirche als Depot für militärische Betten — daher im Volksmund drastisch das „Flohmagazin" genannt, seit 1861 dient sie infolge einer Widmung des Kaisers Franz Joseph einem edleren Zwecke — als evangelische Garnisonskirche. Nach Gründung des Trinitarierklosters in der Alserstraße im Jahre 1688, das zuerst gleichfalls von spanischen Mönchen besiedelt wurde, die man nach ihrem Habit „Weißspanier" nannte, erhielten zum Unterschied die schwarzgekleideten Benediktiner von Monteserrato im Volksmunde den Namen „Schwarzspanier", woran noch die dort laufende Straße und das aus dem Kloster entstandene weitläufige Zinshaus erinnern, das als Sterbehaus Beethovens bekannt ist.

Einer Stiftung der Gattin Kaiser Ferdinand II., Eleonora von Mantua, verdankte das Kloster der Karmeliternonnen zu St. Josef

zwischen Salzgasse und Salzgries sein Entstehen. Der Bau begann 1633, die von Kaiserin Eleonora vollzogene Schlußsteinlegung geschah 1639, am 19. März 1640 erfolgte die Einweihung der Kirche. Zur ersten Besiedlung des Klosters wurden vier italienische Nonnen aus den Klöstern in Genua und Turin berufen. Im Volksmunde erhielt das Kloster den Namen zu den „Siebenbüchnerinnen" — eine Bezeichnung, die noch nicht anders erklärt werden konnte, als daß eines der abgerissenen Häuser einen ähnlichen Hausschild, etwa „zu den sieben Büchern" führte. Die gesamten Kosten für die Häusereinlösungen und den Bau betrugen die für jene Zeit sehr beträchtliche Summe von 110.870 Gulden. Schon die Lage des Klosters im ältesten Teile von Wien ober dem zur Donau abfallenden Steilrande, rings umgeben von engen Gassen und hohen Häusern, mußte nicht allein jede architektonische Ausgestaltung hindern, sondern auch in sanitärer Beziehung schwere Schäden mit sich bringen. Sogar die einzige freie Seite gegen den Salzgries machte einen unfreundlichen Eindruck (Bild S. 720). Es ist bezeichnend, daß die Ärzte entschiedenen Einspruch erhoben, als die Kaiserin Eleonora nach dem Tode ihres Gatten sich ganz in das Siebenbüchnerinnenkloster zurückziehen wollte. Nur kurze Zeit dauerte ihr Aufenthalt, da die Sehkraft und der ganze Gesundheitszustand einen sofortigen Wechsel der Wohnung erheischten. Umgeben von den Nonnen des Klosters starb die Kaiserin am 27. Juni 1655 in der Hofburg; ihrem Wunsch gemäß wurde sie im Karmeliterhabit in der unter dem Hochaltar der Kirche ausgemauerten Gruft in einem Steinsarg beigesetzt.

Das Schottentor. (S. 733.)

Die beigegebene Ansicht der Gruft bei den Siebenbüchnerinnen ist nach einer Zeichnung des tüchtigen Künstlers Salomon Kleiner angefertigt, der als Lehrer an der Ingenieurakademie wirkte und die meisten Blätter des bekannten Pfeffelschen Sammelwerkes von Wiener Ansichten schuf, von welchen mehrere in genauer Reproduktion diesem Buch beigegeben sind (Abb. S. 721). a bedeutet den Sarg der Kaiserin Eleonore, b den Kindersarg einer mit neun Monaten verstorbenen Prinzessin von Lothringen, einer Tochter des Herzogs Nikolaus von Lothringen, dessen Gattin eine besondere Gönnerin der Karmeliterinnen von St. Josef war. Der Eingang zur Gruft der Nonnen ist mit c, ein anderer unbenützter Gruftraum mit d bezeichnet. Als 1782 nach Aufhebung des Klosters die Gruft aufgelassen wurde, kam der Sarg mit der Leiche der Kaiserin zu St. Stephan, das Gefäß mit dem Herz in die Lorettokapelle.

Schon lange früher war es kein Geheimnis, daß der weitläufige, aber so ungünstig als möglich situierte und auch ungeschickt in eine Menge von Winkeln und engen Gängen geteilte Gebäudekomplex des Klosters eine sanitäre Gefahr für die ganze Gegend sei. Schon 1717 geht aus einem besonderen Bauverbot hervor, daß man nach Möglichkeit Abhilfe schaffen wollte, denn es wurde an-

geordnet: „die Häuser im Tiefen Graben nicht höher zu bauen, besonders bei den Siebenbüchnerinnen, weil dadurch die gesunde frische Luft der Stadt benommen wird." Zu dem einzig rätlichen und wirksamen Mittel der Beseitigung griff man aber nicht; ein volles Jahrhundert verging, während welchem das Kloster zu sehr bedenklichen Zwecken verwendet und wiederholt bei Epidemien zu einem wahren Seuchenherd wurde, ehe man sich zur Abbrechung entschloß.

Zuerst wurde das leere Klostergebäude zum Gefängnis für Untersuchungshäftlinge und als Schuldgefängnis bestimmt; das letztere war bisher im Schrannengebäude am Hohen Markte und führte wegen der unzureichenden Räume den bezeichnenden Namen „die Löwengrube". Später wurde es den Polizeihäftlingen eingeräumt, die trotz aller Rekriminationen von Seite der Sanitätsbehörden darin blieben, bis in der Mitte der Achtzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts eine vollkommene Regulierung der ganzen Umgegend stattfand und endlich auch hier Luft und Licht, neben dem herrlichen Wasser die köstlichsten Güter des modernen Wien, Zugang fanden.

Wolfgang Schmälzl, der in enger Beziehung zum Schottenkloster stand, rühmt dessen Zustand im 16. Jahrhundert mit den Worten:

„Ich gieng hinein in einem schwung
Zum Schotten auff kayserlich Freyung.
Die was dem Closter eingeleidt
Mit schranken, drinn offt mancher leit
In guter sicherhait jar vnd tag
Vmb schulden oder vmb todtschlag.
Darauff ich ain mit schließeln fand.
„Seyt jr mit diensten hier verwandt,
Sagt mir, mein lieber Freunde mein,
Was mag das für ein Closter sein?"
Er sprach: „In dem Gotßhauß ich dienn,
Bin Meßner, solt mich recht verstehn.
Sanct Leopold hat diß Closter gstifft,
Die andern hie all vbertrifft,
Mit aller Herrlichkeit vnd zier
Auffpaut auff die alten monier
Mit quaderstein hinden vnd vorn,
Vnd halten Benedicter ordn."

Schmälzl, der hier irrtümlich Leopold den Heiligen als Stifter des Klosters nennt, rühmt besonders dessen Garten:

„Ich ging mit jm, was (war) sein gefert,
Der garten wurd mir auffgesperrt.
Die gäng, die stunden wol mit wein,
Das mag ein schöner garten sein!
Wie ichs nun als besicht und sah,
Weist er mir einen Stock und sprach:
Secht, da auff disem Mauldeerbaum
Stunden acht tisch mit gutem raum,
Den hat man sambt dreyhundert bäumen
Im Türcken Krieg wegk lassen räumen,
Nur nider grissen, abgehackt,
Ehr der Türck abzug vnd sich packt."

Die Ungunst der Zeiten mag später schwer auf der Stiftung des Herzogs Heinrich Jasomirgott gelastet haben, so daß Schmälzls Schilderung dem tatsächlichen Zustand nicht mehr entsprach.

Wenn wir uns an die Abbildung aus Vischers Topographie halten, so finden wir das Schottenkloster als einen sehr ausgedehnten, in seinen äußeren Teilen aber durchaus nicht stattlichen Gebäudekomplex. Im Zuge der heutigen

Schottengasse standen fast ausschließlich Wirtschaftsgebäude von sehr verwahrlostem Aussehen. Stattlicher nahmen sich die Trakte längs der Kirche aus, wo auch heute noch Prälatur und Konvent sind (Bild S. 725). Von der Kirche selbst blieben beim Umbau, der die Jahre von 1638 bis 1648 in Anspruch nahm, nur der alte romanische Grundriß und einige Mauern im Presbyterium erhalten. Statt des 1637 infolge eines Blitzstrahles in Brand gesetzten und eingestürzten Turmes über der Vierung des Kreuzschiffes entstand der an die Kirche angebaute massige Viereckturm, wie er noch heute besteht. Den Bau leiteten Jakob Späz aus Linz und Anton Carlone aus Wien; statt des letzteren trat später Andreas Allio ein. Kurz nach Vollendung des Baues ließ 1652 der kunstsinnige Abt Peter Haister im großen Stiftshof den Marmorbrunnen mit der Statue des Stifters Herzog Heinrich Jasomirgott errichten. Aus Anlaß einer früheren baulichen Herstellung im Schottenstifte trug sich eine für die Rechtspflege jener Zeiten charakteristische Geschichte zu. Im Jahre 1583 wurde nämlich dem verstorbenen Abt Johann VII. Schrötel in der Nähe des Hochaltares ein Grabstein errichtet. Ein dabei beschäftigter Zimmermannsknecht sah, wie uns der Schulmeister Johann Rasch in seinem „Weinbuch" berichtet, zufällig die kostbaren Gefäße im Sakramenthäuschen, die seine Geldgier reizten. Er ließ sich in der Kirche einsperren, erbrach das Sakramenthäuschen und nahm die wertvolle Monstranze und den Kelch an sich, nachdem er den in letzterem befindlichen Wein ausgetrunken hatte. In der Eile beschüttete er sich aber den Rock ganz mit dem Wein. Am nächsten Tage wollte er die geraubten Kirchengeräte bei einem Juden verkaufen, der aber, früherer ähnlicher Vorgänge gedenkend, sofort die Anzeige machte. Der Verbrecher wurde eingezogen und ihm der Prozeß gemacht. Am 17. Dezember 1583 verbrannte man ihn samt dem weinbefleckten Rock auf der Gänsweide in Erdberg.

Das Schanzeltor. (S. 733.)

Schon 1626 fanden sich mit Empfehlungsbriefen des Erzherzogs Leopold V. von Tirol mehrere Priester des Servitenordens in Wien ein, worunter auch der als Kirchenschriftsteller vielgenannte Pater Josef Maria Suarez war. Ihre Pläne, sich in Wien anzusiedeln, stießen aber auf den energischen Widerstand aller übrigen Mendikantenklöster und erst 1636 erwirkte ihnen Bischof Anton Wolfrath die Erlaubnis zum Bau eines Klosters, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dies auf eigene Kosten und ohne Benachteiligung der übrigen in Wien schon ansässigen Bettelorden geschehen müsse. Der Ordenskommissär Pater Cherubin Odaleus erwarb endlich, da sich die Unterhandlungen über den Besitz der in der Roßau reichbegüterten Bürgerfamilie Pramer, an welche noch die gleichnamige Gasse erinnert, zerschlagen hatten, 1639 von Katharina Quantner ein Haus samt Stadel und Garten in der heutigen Servitengasse um den Preis von 4000 Gulden. Die ersten Einrichtungen waren so kümmerlich, daß der Stadel in eine Kapelle umgewandelt wurde, bei deren Einweihung zu Ehren Mariä Verkündigung am 19. Mai 1639 aber doch der ganze Hof anwesend war. Den sieben ersten klösterlichen Bewohnern des Hauses ging es so kümmerlich, daß 1650 trotz Widerstandes des Klosterrates der Kaiser den Serviten das Almosensammeln gestattete. Doch wendete sich die Lage erst zum Besseren, als der berühmte Heerführer des dreißigjährigen Krieges Generalleutnant Ottavio Fürst Piccolomini den Serviten sein Wohlwollen zu-

wendete. Er widmete ihnen 1651 sein Gut Chotec in Böhmen und eine bare Spende und diesem Beispiele folgten nun noch andere Gönner, wie Erzherzog Leopold Wilhelm und zahlreiche hohe Adelige. Im gleichen Jahre schon konnte der Grundstein zur Kirche gelegt werden, die der bekannte Baumeister Carlo Carlone als eines der besseren Werke dieser Periode ausführte. Sie konnte schon 1670 eingeweiht werden, die Vollendung des Klostergebäudes auf dem durch Zukäufe vergrößerten Grund erfolgte erst 1678. Fünf Jahre später kamen schwere Tage für das junge Kloster; die Mehrzahl der Konventualen rettete sich im letzten Augenblick in die Stadt; ein Priester Pater Edmund Eckhl und der Laienbruder Pacificus Creppolt verspäteten sich und fielen auf der Flucht unter den Säbeln der Türken. An den Umstand, daß die Kirche teilweise unversehrt blieb, knüpfte sich dann die irrtümliche Annahme, sie sei von den Türken verschont worden, weil diese in den Statuen der alttestamentarischen Patriarchen mit den langen Bärten und den orientalischen Kopfbedeckungen Propheten des eigenen Glaubens vermuteten. Dies ist schon aus dem einfachen Grund unrichtig, weil den Mohammedanern jede Abbildung Gottes oder des Propheten und seiner Nachfolger als ein sträflicher Frevel erscheint. Aber auch die ganze Voraussetzung trifft nicht zu; denn tatsächlich wurden am 13. Juli 1683, wie alle übrigen Gebäude der Roßau auch die Kirche und das Kloster der Serviten in Brand gesteckt auf Befehl des Stadtkommandos. Das Kloster erlitt auch großen Schaden, vom Inneren der Kirche hielten aber die starken Wölbungen das Feuer ab, auch als schon der ganze Dachstuhl in Flammen aufging. Die Türken hatten selbstverständlich kein Interesse daran, ein festes Bauwerk zu zerstören, das ihnen Unterkunft und Schutz vor den Kugeln der Belagerten bot. Was aber im Inneren zu verwüsten war, wie die Chorstühle, Bilder, Schnitzwerk, verbrannten sie ohne Rücksicht. Im Verlauf der Belagerung nahm der Hospodar der Walachei, Serban Kantakuzen sein Quartier in der Kirche, die nun natürlich vor weiteren Beschädigungen sicher war. Schon ein Jahr nach der Belagerung erfolgte die Wiederherstellung der Kirche, auch das Klostergebäude wurde um ein Stockwerk erhöht.

Im Jahre 1640 wurde mit Zustimmung des Stadtrates der seit ungefähr 70 Jahren zur Pfarre St. Stephan gehörige Friedhof, der ungefähr am Eingange der heutigen Alleegasse lag, an das Bürgerspital abgetreten, da der „Spitalfreithof bei St. Coloman" vor dem Kärntnertor sich schon als zu klein erwies. Gleichzeitig entstand auch die St. Augustinskapelle, die nach 1683 als Kirchlein wieder aufgebaut wurde. Doch wurde dem Bürgerspital die Verpflichtung auferlegt, auf diesem Friedhof auch für die Beerdigung der hingerichteten Verbrecher Vorsorge zu treffen, woher er im Volksmunde den Namen des „Armensündergottesackers" bekam, den er noch führte, als schon in unmittelbarer Nähe der Prachtbau der Karlskirche sich erhob. Die Beerdigungen der „armen Sünder" besorgte eigentlich die „Totenbruderschaft", die von Kaiserin Eleonore gestiftet, von Papst Urban VII. bestätigt und von Kaiser Ferdinand III. mit besonderen Vorrechten ausgestattet war, zu welchen auch gehörte, daß sie zu ihren religiösen Übungen die Georgskapelle bei der Augustinerkirche benützen durfte. Sie hatte den löblichen Zweck, für die Bestattung mittellos verstorbener Personen zu sorgen, zu welchen man in humaner Weise auch die Justifizierten rechnete, die man früher einfach in der Nähe der Richtstätte verscharrt hatte. Den Mitgliedern der „Totenbruderschaft", zu welchen Personen der höchsten Kreise gehörten, oblag die Pflicht, solchen Beerdigungen beizuwohnen, wobei sie in einer besonderen Kleidung erschienen. Diese bestand aus einer den Kopf vollkommen verhüllenden schwarzen Kapuze, an welche sich ein langer Talar schloß, über welchen ein kurzer Lederkragen mit dem eingestickten kaiserlichen

[illegible] Titel einer „kaiserlichen“ führte. Mit den [illegible] wurde sie 1782 von Kaiser Josef II. auf-[illegible]

[illegible] war das Kloster der beschuhten [illegible] Landstraße. Es entstand 1642, wurde [illegible] unter Kaiser Josef II. die Auflösung [illegible] Klosterkirche eine Verwendung als [illegible]

[illegible] und zweier Privathäuser entstand 1554 [illegible] die aber wieder aufgehoben [illegible] verlegten und 1652 eine Kirche [illegible] die ganze Baulichkeit, an deren [illegible] die noch immer übliche Bezeichnung [illegible] erfolgte die Übergabe an die unierten [illegible] Seminar für ihren geistlichen Nachwuchs er-[illegible] einem Umbau im Jahre 1852.

[illegible] Ferdinand II. erhielt auch der Bischofhof, [illegible] Rotenturmstraße, seine jetzige Gestalt. An dessen [illegible] wesentlich kleinerem Umfange stets der Pfarr-[illegible] in die Propstei, dann der Sitz des Bischofs [illegible] Bischof Kaspar Neubeck fand eine [illegible] bischöflichen Residenz statt, ein vollkommener [illegible] damals vielbeschäftigten Architekten Carlo [illegible] Familienname aber Cannevale war. Eine Stein-[illegible] erinnert an die Verdienste des Bischofs [illegible] Veranlassung der Umbau begann. Bischof [illegible] von Kremsmünster, fand dann unter Kaiser [illegible] Staatsgeschäften und erwarb sich durch [illegible] Zeit große Verdienste. Er hatte den [illegible] zu seinem 1639 erfolgten Tod inne und [illegible] befindet sich in der den Taufstein [illegible] die von ihm selbst verfaßte Inschrift: [illegible] Staub, Schatten, Nichts.“

[illegible] Graf von Breuner wurde ein [illegible] dem Bischof eingeräumt zur Unter-[illegible] Stephan. Übrigens war schon 1623 im [illegible] Wandlung vorgegangen. Unter dem [illegible] verkümmerten die übrigen lateinischen [illegible] Bürgerschule zu Wien, die sich einige [illegible] stellen durfte, geschah dies in [illegible] Rektor an den Bürgermeister be-[illegible] keine zum Unterrichte tauglichen [illegible] Man verwandelte daher die [illegible] in eine deutsche, wodurch sie den [illegible] Anstrich ganz verlor und auf [illegible] herabsank. Sie besaß bis zur Schul-[illegible] nur den Vorzug, daß dem Rektor der Ste-[illegible] über die anderen deutschen Schulen [illegible] zur großen Schulreform im achtzehnten [illegible] Privatunternehmungen. Selbst die Jesuiten, in [illegible] Unterricht gezogen war, übten auf diese [illegible] als sie bei allen Pfarren sogenannte

Christenlehrbruderschaften gründeten, deren Mitgliedern die Pflicht oblag, die religiösen Übungen der Jugend zu überwachen und zu fördern.

Unter Kaiser Ferdinand III. erhielten zwei Stadttore ihre architektonische Ausgestaltung. Das Schottentor durchbrach den eigentlichen Wall und führte auf eine Brücke, die den ziemlich tiefen und breiten Graben überspannte; vor der Brücke lag ein Vorwerk, der Schottenravelin, nach dessen Durchschreitung man erst in das Freie und die Vorstädte kam. (Bild S. 728.) Die äußere Ansicht des Schottentores nach dem 1656 vollendeten Bau war ziemlich stattlich; neben der Hauptöffnung gab es noch ein kleines Pförtchen, über den aus großen Quadern gefügten Pfeilern waren flammende Granaten angebracht. Zehn Jahre früher war schon das kleine „Schanzeltor" vollendet worden, das nach Durchbrechung des der Gonzaga- oder Wasserschanzbastei vorgelegten Ravelins — kleine Schanze oder „Schanzel" im Dialekt — erst vom Fischertor aus eine direkte Passage nach dem Kanalufer herstellte. (Bild S. 730.) Es war architektonisch sehr einfach ausgestattet und hatte nur eine Toröffnung.

In das Jahr 1654 fällt das erste Entstehen eines in ganz Wien bekannten Gebäudes, des „Freihauses" auf der Wieden, das den Ruhm genießt, das umfangreichste Privathaus Wiens zu sein. Nahezu das ganze Terrain desselben bildete bis in das fünfzehnte Jahrhundert eine von der Wien gebildete Insel, die landesfürstlicher Besitz war und den schon erwähnten Lustgarten enthielt. Auch nach Trockenlegung des rechtsseitigen Wienarmes blieb dem Grundstück der Name Werd, bekanntlich so viel als Insel, und als Kaiser Ferdinand III. den Besitz 1643 dem niederösterreichischen Statthalter Reichsgraf Konrad Balthasar von Starhemberg schenkte, erhielt das noch durch Zukauf vergrößerte Gutsgebiet den Namen Konradswerd. Mit Freibrief vom 3. Juli 1647 wurde gegen eine Abfindungssumme von 1000 Gulden das ganze Gut mit allen zugehörigen Baulichkeiten aller Leistungen, sowie der Einquartierungslast enthoben und dem Besitzer auch die niedere Gerichtsbarkeit eingeräumt. Daher nun stammt der Name „Freihaus" für den riesigen Gebäudekomplex, dessen erste Teile 1654 entstanden, und es ist ein Irrtum, ihn davon abzuleiten, daß nach 1683 erst die Besitzung in Anbetracht der Verdienste des Stadtkommandanten Ernst Rüdiger von Starhemberg, der ein Sohn des ersten Besitzers war, die Steuerfreiheit erhielt, die es schon seit 1647 besaß. Das 1683 durch die Gemeinde von allen Abgaben befreite Haus des Grafen Starhemberg lag in der Krugerstraße (Nr. 10 „zur weißen Lilie", alt 1013). Im Jahre 1683 loderte auch das Freihaus, das Besitztum des Stadtkommandanten, in Flammen auf, wurde aber sofort wieder vergrößert aufgebaut, nebst der Rosaliakapelle, die schon nach einem großen Brand im Jahre 1657 entstand. Eine Feuersbrunst verheerte die ganze Baulichkeit am 24. Juni 1759 aufs neue, worauf es in seinem jetzigen Umfang wieder hergestellt und nun 1786 durch Aufsetzung eines zweiten Stockwerkes erhöht wurde. Bezeichnend für die damaligen Anschauungen in baulichen und sanitären Dingen ist die Ursache, welcher die Front gegen die Wiedner Hauptstraße die unschöne einwärts gekrümmte Linie verdankt. Dort befand sich nämlich eine Riesenpfütze und ein Kehrichtablagerungsplatz der Gemeinde. Alle Bemühungen des Bauherren, des Staatsministers Fürst Georg Adam von Starhemberg, konnten die Beseitigung dieses in jeder Beziehung anstößigen Übelstandes nicht erwirken, er mußte mit dem Neubau hineinrücken, um den ehrwürdigen Gemeindemist nicht zu stören.

Kurz nachdem in der Wolfsau die Schrecken des Krieges geherrscht hatten, erkor sich Kaiser Ferdinand III. deren dichtbewaldete Auen zur Anlage eines kleinen Lustschlosses, das er „Favorita" (Liebling) nannte und 1649 mit hübschen Gartenpartien im holländischen Stil umgeben ließ. Es waren das die Anfänge

des heutigen Augarten. Wiederholte Überschwemmungen, worunter besonders jene des Jahres 1656 verheerend war, legten aber die Schattenseiten dieses neuen Sommersitzes des Hofes klar und Ferdinand III. begann daher kurz vor seinem Tode den Bau einer neuen Sommerresidenz, für welche der Platz im Süden der Stadt, an den letzten Ausläufern des Wienerberges gewählt wurde, die damals noch weit herein in die Vorstadt Wieden mit Weingärten bedeckt waren. Zum Unterschied von der zuerst entstandenen „Favorita" in der Leopoldstadt nannte man diese die „neue Favorita", das heutige „Theresianum". Nach der ersten Anlage bestand die neue Favorita aus einem einstöckigen Bau mit drei Flügeln. Der Haupteingang war am gleichen Platze wie jetzt, gegenüber der späteren Mayerhofgasse, deren Terrain von altersher „im Maierhöfel" hieß. An den vom Hof bewohnten östlichen Trakt, dessen Fenster nach dem Garten gingen, schloß sich eine Galerie mit mehreren Sälen, auch ein „Komödiensaal" an Stelle der heutigen Reitschule war vorhanden. Der Garten war viel umfangreicher, als der heute noch vorhandene, denn er erstreckte sich östlich noch über die jetzige Alleegasse hinaus, umfaßte einen großen Fischteich,

Der Hof des Rathauses.

einen Turnierplatz und eine Schießstätte. Im Jahre 1683 fielen beide Favoriten völliger Zerstörung anheim; die Tage neuen und erhöhten Glanzes gehören in eine viel spätere Periode.

An den Schluß der Nachweisungen über die Baulichkeiten Wiens in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stellen wir das Gebäude, das am engsten mit dem Schicksal der Stadt verknüpft war, in dem deren Wohl und Wehe oft lauten Ausdruck fand — das Rathaus. Dabei muß aber etwas zurückgegriffen werden, um den sachlichen Zusammenhang nicht zu zerreißen. Erst nach der Aufhebung der Judenstadt im fünfzehnten Jahrhundert war es möglich, an die schon lange nötige Erweiterung des Rathauses zu schreiten. Der Umbau kam in den Jahren 1455 bis 1457 unter dem Bürgermeister Niklas Teschler zur Ausführung; seine Leitung lag in den Händen des Dombaumeisters Lorenz Spening. In dem damals entstandenen Umfang und der äußeren Form blieb das Rathaus bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; durch den Ankauf mehrerer Häuser in der Wipplingerstraße konnte nun erst eine neue Erweiterung stattfinden. In diesen neuen Trakt gegen die Wipplingerstraße, der mit jenem in der Salvatorgasse durch einen Bogengang verbunden war, verlegte man nun die Ratsstube, die bisher gegen die Salvatorgasse zu

lag. Die nebenstehende Abbildung zeigt den damaligen stattlichen, vom Bogengang geteilten Hofraum des Rathauses um 1660, der später durch einen an Stelle des Ganges tretenden Quertrakt in die beiden noch bestehenden Höfe getrennt wurde. Neue Erweiterungen des Rathauses fallen in das achtzehnte Jahrhundert.

Die Reihenfolge der Bürgermeister von Wien brach mit dem Ende des Mittelalters oder dem Tode Kaiser Maximilian I. ab. Sie wird hier bis zum Regierungsantritt Kaiser Leopold I. fortgesetzt. Es standen an der Spitze der Gemeinde die Bürgermeister: Hans Süß 1520. — Martin Siebenbürger 1521. — Gabriel Guetrater 1522 bis 1523. — Hans Süß 1524 bis 1526. — Sebastian Sulzbeck 1527. — Wolfgang Treu 1528 bis 1530. — Sebastian Eysler 1531. — Wolfgang Treu 1532 bis 1533. — Johann Pillhammer 1534 bis 1535. — Wolfgang Treu 1536 bis 1537. — Hermes Schallautzer 1538 bis 1539. — Paul Pernfueß 1540 bis 1541. — Stefan Tenck 1542 bis 1546. — Sebastian Schrantz 1547 bis 1548. — Sebastian Hutstocker 1549 bis 1550. — Christof Hayden 1551 bis 1552. — Sebastian Hutstocker 1553 bis 1555. — Hans Übermann 1556 bis 1557. — Georg Prandstetter 1558 bis 1559. — Thomas Siebenbürger 1560 bis 1561. — Hermann Bayr 1562 bis 1563. — Mathias Brunhover 1564 bis 1565. — Hans Übermann 1566 bis 1567. — Georg Prandstetter 1568 bis 1569. — Hans von Thau 1570 bis 1571. — Georg Prandstetter 1572 bis 1573. — Hans von Thau 1574 bis 1575. — Christof Hutstocker 1576 bis 1577. — Hans von Thau 1578 bis 1579. — Bartholomäus Prantner 1580 bis 1581. — Hans von Thau 1582 bis 1583. — Bartholomäus Prantner 1584 bis 1585. — Oswald Hüttendorfer 1586 bis 1587. — Hans von Thau 1588 bis 1589. — Georg Fürst 1590 bis 1591. — Bartholomäus Prantner 1592 bis 1595. — Paul Steuerer 1596 bis 1597. — Oswald Hüttendorfer 1598 bis 1599. — Andreas Riederer 1600 bis 1601. — Georg Fürst 1602 bis 1603. — August Haffner 1604 bis 1607. — Lukas Lausser 1608 bis 1609. — Daniel Moser 1610 bis 1613. — Veit Resch 1614 bis 1615. — Daniel Moser 1616 bis 1622. — Paul Wiedemann 1623 bis 1625. — Daniel Moser 1626 bis 1637. — Christof Faßholdt 1638 bis 1639. — Konrad Pramber 1640 bis 1645. — Kaspar Bernard 1646 bis 1648. — Johann Dietmayr 1649 bis 1652. — Thomas Puchenegger 1654 bis 1655.

Sachregiſter des erſten Bandes.

Aceon 140
Achleitner, Simon 523.
Adalbert, Markgraf 101, 103.
Adamiten 281.
Adlerflug bei St. Stephan 645 (Ill.), 651.
Adlerorden 878.
Adolf von Naſſau, König 268, 272, 273, 274.
Aeneas Sylvius 351, 410, 461.
Aëtius 63.
Agathemeres 59.
Aggſtein, Burg 488 (Ill.), 490.
Agnes, Gattin Leopold III. 108, 115.
Agnes von Meran 191, 205, 219.
Aigel, Dr. Johann 450.
Ala I. flavia Augusta 44, 45.
Ala I. Ulpia contariorum 46.
Alanova (Schwechat) 33.
Alantſee, Leonhard 519.
Alantſee, Lukas 519.
Alantſee, Urban 520.
Alarich 62.
Albert von Sachſen 331, 334.
Albrecht I. 253, 260, 261 ff., 264, 265 (Ill.), 266 (Ill.), 274.
Albrecht II., Herzog 286 ff., 303 ff., 308 ff., 313 (Ill.), 314, 315.
Albrecht II., Kaiſer (als Herzog V.) 357, 361, 365, 373, 375, 383, 388, 389 (Ill.), 392, 397.
Albrecht III., Herzog 313, 325 ff., 339, 340 (Ill.).
Albrecht IV., Herzog 339, 354 ff., 363.
Albrecht VI., Herzog 393, 438 ff., 469, 473 ff., 487.
Alfons von Kaſtilien 228.
Alluvialſchichten 11.
Alseck 112.
Alſerbach 399.
Alt-Donau (Vorſtadt) 590.
Altmann von Paſſau 105, 106.
Amalienhof 713 (Ill.), 723.
Andreas III. von Ungarn 267.
Angerfelder, Rudolf 360, 368, 370.
Ankelreuter, Nabuchodonoſor 489.
Anna, Gattin Rudolfs von Habsburg 250, 257, 259.
Annakirche 386, 727.
Anſichten von Wien 1483 531, 540 (Ill.), 1500 534, 544 (Ill.), 1532 573 (Ill.), 578, 1548 582, 585 (Ill.), 1558 583, 588 (Ill.), 1571 599, 605 (Ill.), 1572 599, 607 (Ill.), 708 (Ill.), 719.
Anſignis, Abt 85.
Antoninus Pius 46.
Antwerk 432 (Ill.), 434.
Apotheker 310, 427.
Äquinoctium (Fiſchamend) 33.
Arelape 32.
Arkadenhaus 665, 666 (Ill.).
Armenſünder-Gottesacker 731.
Arnulf, Kaiſer 86, 94.
Arſenal, kaiſerliches 576 (Ill.), 577 (Ill.), 578.
Ärzte 310, 427.
Astura (Kloſterneuburg) 32, 45.
Athaulf 62.
Attalus 59.
Attila 62, 66, 79.
Auguratorium 38.
Auguſtinerkloſter 287, 288 (Ill.), 725.
Auguſtinerkloſter auf der Landſtraße 732.
Auguſtinskapelle 731.
Aurelian, Kaiſer 59.
Äußerer Rat 612.
Auwinkel 408.
Avaren 74 ff., 81.
Azalier 18, 29.
Azzo von Gobartsburg 105.

Babenberger 88, 93 ff.
Bäckenhäusl 629.
Bäckeraufzug 574.
Bäckerkreuz 405, 680 (Ill.), 682.
Bäckerſchupfen 302, 304, 305 (Ill.), 678.
Backſteintragen, Strafe 303.
Baden 45, 86, 507, 639.
Bäder 427.
Bajan, Khan 77.
Banntaidinge 424.
Barbara von Cilli 356, 388, 394.
Barbarakirche 732.
Barmherzige Brüder 687.
Barnabitenkloſter 724.
Baſiliskenhaus 415, 417 (Ill.).
Bauernaufſtand 679.
Bauhütte, Wiener 315.
Baumkirchner, Andreas 447, 448 (Ill.), 473, 480, 491.
Baupolizei 622.
Beatrix von Hohenzollern, Gattin Albrecht III. 337.
Beatrix, Gattin des Mathias Corv. 498, 500
Befeſtigungen, römiſche 31.
Beghарden 281.
Behaim, Michel 475, 477.
Belagerung der Burg 478, 481 (Ill.).

Belagerung Wiens 1238 208, 213 (Ill.), 1483 494, 1529 557 ff., 561 (Ill.), 568 und 569 (Ill.).
Bengel, Hans 667.
Berghof 35, 36.
Bernhardsthal 406.
Berthold von Babenberg 94.
Berthold der Schützenmeiſter 278.
Berthold von Wichingen 367, 370, 372, 373.
Beſoldungen 419, 618.
Bethlen, Gabor 698.
Bettler 423, 425 (Ill.).
Bettlerſtiege 423.
Bier 390, 628.
Bierglocke 306.
Biſchofshof 732.
Bistum Wien 491.
Blanka, Gattin Rudolf III. 272 (Ill.), 274, 275.
Blauer Montag 654.
Blutgericht 277 (Ill.), 279.
Bocskai, Achaz 683.
Boden, der, von Wien 5.
Boerebiſtas 29.
Boier 29.
Bollwerke 467.
Bonfinis, Anton de 411.
Brackiſche Schichten 7.
Brände 1258, 1262 235, 1326 286, 1489 500, 1509 622, 1525 622.
Brauhäuſer 391, 628.
Bregaetium 33.
Brennus 17.
Bretislaw, Herzog 101.
Breuner, Seyfried Chriſtoph von 690.
Brigittakapelle 715.
Brigittenau 715.
Bronzefunde, römiſche 45 (Ill.), 50.
Bronzezeit 14, 16 (Ill.).
Brücken über die Donau 407.
Brückenzoll 407.
Brühl 98.
Brunhilde, die „ſchöne" 200.
Brunnſtube in Hernals 624 (Ill.), 625.
Bruno von Olmütz, Kanzler 243.
Buchdruckereien in Wien 517, 524 (Ill.).
Buchhändler in Wien 519.
Büchſenmeiſter 434, 437, 440 (Ill.).
Burg der Markgrafen in Wien 124, 133.
Burg 180, 184 (Ill.), 402, 477, 586, 589 (Ill.), 594, 596 (Ill.), 600 (Ill.), 723.
Burgen um Wien 89.
Bürgergeſchlechter 534.
Bürgermeiſter 266, 355, 419, 535, 612, 618, 735.
Bürgerſchranne 420.
Bürgerſiegel 304 (Ill.).
Bürgerſpital 241, 401, 571, 629.
Bürgerſtechen 436.
Bürgerwehr 367, 616.
Burggarten 672.
Burſen 344.
Busbecke, Anger Ghislain de 632.

Caniſius, Peter 632 (Ill.), 642.
Capiſtran, Johann von 456 (Ill.), 457.
Capiſtranskanzel 459, 464 (Ill.).
Carlone, Carlo 726, 731, 732.
Carnuntum 18, 43, 61.
Caſtillejo, Chriſtobal de 638.
Celtes, Konrad 514, 520 (Ill.), 521 (Ill.).
Chirurgen 310.
Chorſtühle bei St. Stephan 524, 536 (Ill.).
Chriſtenlehr-Bruderſchaften 733.
Chriſtentum in Norikum 66.
Chriſtenverfolgungen 67.
Cilli, Ulrich von 439, 447, 461 ff.
Cimbern 29.
Citium (Zeiſelmauer) 32.
Clariſſenkloſter 275.
Claudius, Kaiſer 44, 47.
Cluſius, Karl 631.
Collegium im Mittelalter 334, 337 (Ill.).
Collimitius, Georg 516.
Coloman, hl. 100.
Colomanskirche 317, 401.
Colomansſäule 316 (Ill.), 317.
Comagena (Tulln) 32, 34.
Commodus, Kaiſer 56, 58.
Copinitz, ſiehe Siebenbürger.
Corvinusbecher 491, 496 (Ill.).
Cuſpinianus, Johannes 450, 515, 521 (Ill.).

Daker 29.
Dampierre, Heinrich Graf 691, 698.
Danubius 59.
Deutſcher Ritterorden 184.
Dichter, Mathias 504.
Dichterkrönung 514, 517 (Ill.).
Dienſtadel 83.
Dietmar von Salzburg 87.
Dietrichſtein, Sigismund von 509, 513 (Ill.).
Diluvialſchichten 10.
Diocletian, Kaiſer 67.
Dominicus a Jesu Maria 724.
Dominikanerkirche 727.
Donaubrücken 407.
Donauflottille, römiſche 46, 61.
Donaugeſellſchaft, gelehrte 515.
Donauregulierung 340, 467, 591.
Dorotheerkloſter 317, 386, 722.
Drachenorden 377 (Ill.), 379.
Dreifaltigkeitskapelle in Tulln 257 (Ill.), 260.
Dürnſtein 142, 144 (Ill.).

Ebendorfer, Thomas, von Haſelbach 348, 455.
Eberhard, Pfarrer von St. Stephan 125.
Eberling, Johann 550.
Ebersdorf, Schloß 670.
Ebner, Friedrich, Bürgermeiſter 487.
Eckenberger, Johann 551.
Een, Stephan 498.
Einkehrhäuſer 603.
Einſtandsprivilegium 703.
Eiſenbuch 283.
Eiſenzeit, ältere 15 (Ill.).
Eiſenzeit, jüngere 20 (Ill.), 24.
Eitzing, Michael von 537 ff., 547.
Eitzing, Ulrich 438, 444, 445, 448, 460, 469.
Elefant, der erſte, in Wien 644 (Ill.).

Elefantenhaus 633 (Ill.), 644.
Elend, im 410.
Eleonore von Mantua, Kaiserin 703.
Eleonore von Portugal 444, 470, 473, 476, 479.
Elisabeth von Arragonien, Gattin Friedrich des Schönen 283, 285.
Elisabeth, Gattin Kaiser Albrecht II. 375, 397, 438, 440, 442.
Elisabeth von Frankreich 655, 657.
Emmeran, hl. 75.
Erchanfried von Melk 118.
Erdberg 134, 141, 404.
Erich, Markgraf von Friaul 81, 82.
Ernst, „der Eiserne", Markgraf 103.
Ernst, der Eiserne, Herzog 363, 365, 369 ff., 375, 392.
Ernst, Erzherzog 674, 675.
Eslarn, Konrad von 266.
Eugippus 69, 71, 74.
Ewiges Licht (Denksäulen) 317.

Faber, Johann 639.
Fabianis 32, 34, 73.
Fahnenschwingen bei St. Stephan 651.
Falkner, Oktavian 125.
Falknerei bei Himberg 666.
Favorita, alte 733.
Favorita, neue 734.
Fensterglucker am Kärntnertor 582, 584 (Ill.).
Ferdinand I., Kaiser 544, 548 ff., 552 (Ill.), 554, 638 ff., 646, 648.
Ferdinand II., Kaiser 682, 689, 692 (Ill.), 693 ff., 709.
Ferdinand III., Kaiser 704 (Ill.), 707, 709 ff., 719.
Ferrara, Gabriel Graf 687.
Feuerlöschordnung 437, 623.
Feuerprobe 175, 181 (Ill.).
Fischmarkt 306, 307.
Fischerstiege 306.
Flaecitheus 69, 70.
Flacius, Mathias 674.
Flagellanten 233, 236 (Ill.), 311.
Florianus, St. 67.
Forum 38.
Fossile Knochen aus dem Wiener Becken 8 (Ill.), 9, 10.
Franz von Retz 347, 375.
Frauenhäuser 349 ff.
Freihaus 733.
Freimann 422.
Freisingerhof 104 (Ill.), 121.
Fridericianum (Stadtprivilegium) 205.
Friedhöfe 531.
Friedrich I., Barbarossa, Kaiser 123, 128, 138.
Friedrich II., Kaiser 162, 192, 202, 224, 226.
Friedrich III., Kaiser (als Herzog V.), 393, 397, 438 ff., 441 (Ill.), 466, 468 ff., 503, 504 (Ill.).
Friedrich I., der Katholische, Herzog 145, 149.
Friedrich II., der Streitbare, Herzog 191 ff., 196 (Ill.), 201 (Ill.), 220.
Friedrich der Schöne 276, 277, 281 (Ill.), 285, 286.
Friedrich IV., Herzog, mit „der leeren Tasche", 373, 393.
Friedrich von Zollern 244, 245, 253, 255.
Fronauer, Konrad 471.
Fronleichnamsfest 322.
Fugbach 667.
Fuhrmann, P. Mathias 725.

Gabin, König 61.
Galeazo de Santa Sofia 346, 359.
Galienus, Kaiser 46, 59.
Gamp, Viktor 543, 545, 547.
Gänseweide 382.
Gärten 665.
Gatterburg 669.
Gebhard, Pfarrer 241.
Gegenreformation in Wien 703 ff., 716.
Geheimschrift Rudolf IV. 326 (Ill.).
Gemma Augustea 24 (Ill.), 31.
Genannte 419, 547, 611.
Geographische Lage von Wien 6.
Georg von Peuerbach 347.
Georg von Podiebrad 439, 443, 465, 470, 474, 480, 492.
Georgskapelle 287.
Georgs-Ritterschaft 490.
Gerhard, Meister 161, 182.
Germanen 29, 66.
Gerold I., Markgraf 82.
Gertrude von Babenberg 224, 225, 228.
Geschütze, städtische 436.
Gewerbe 135, 179, 328, 329.
Gießer, Hans 377.
Gisa, Königin 70.
Glesenbürger 431.
Goldschatz von Groß-Szent-Miklos 63.
Gottesurteile 174.
Graben 597.
Grabsteine, hebräische 132.
Grabsteine, römische 41 (Ill.), 44, 45.
Greif, Ritter 278.
Greifenstein 88 (Ill.).
Griechen von Als 123.
Grillenberger, Andreas 377.
Groma 38.
Größl, Johann, Rektor 453.
Gruft, kaiserliche 723.
Grün, Jakob 522.
Grünangergasse 408.
Guetrater, Michael 543, 548.
Gumpendorf 112, 406, 590.

Haarmarkt 408.
Hacking 111.
Hadamar von Kuenring 142, 194.
Hadrian, Kaiser 49.
Hagkenberg, Apotheker 471.
Hainburg 63.
Hallstatt-Periode 15 (Ill.).
Hans von Prachatitz 384, 386.
Hans Sachs 635.
Hansgraf 392.
Hardegg, Ferdinand Graf 680.
Haringseer, Bürgermeister 444.

Hartneid, Kaſpar 467.
Haſenhaus 498.
Hauſer, Georg 523, 525.
Hausordnung Albrecht II. 313.
Hausſchilder 415, 416 (Ill.).
Heidenſchuß 409, 573.
Heidentor bei Petronell 40 (Ill.), 43.
Heiligengeiſtſpital 182, 241, 401, 571, 590.
Heiligenkreuz 118, 119, 224 (Ill.), 225 (Ill.).
Heiligenkreuzſtift in Tulln 260.
Heiligenſtadt 72.
Heiltumſtuhl 400 (Ill.), 403.
Heimo 275, 278.
Heinrich I., der Finkler, 87, 89.
Heinrich II., Kaiſer, 95.
Heinrich III., Kaiſer 101, 103.
Heinrich IV., Kaiſer 103, 107.
Heinrich V., Kaiſer 111.
Heinrich VI., Kaiſer 141, 149.
Heinrich VII., Kaiſer 277, 283.
Heinrich I., Markgraf 99, 101.
Heinrich II., Jaſomirgott, Herzog 97 (Ill.), Belehnung mit Öſterreich 112 (Ill.), Denkmal 113 (Ill.), 121, 125 (Ill.), 129.
Heinrich, Sohn Leopold VI. 162, 164, 191.
Heinrich von Anjou (III.), König von Frankreich 655.
Heinrich der Teichner 159.
Heinrich von Göttweih 118.
Heinrich von Langenſtein 342.
Heinrich von Oldendorp 346.
Heinrich von Oyta 346.
Hetbling, Seifried 190.
Helbling, Ulrich 321, 383.
Hermann von Baden 225, 226.
Hernals, 426, 675, 697 (Ill.), 705.
Heuſchreckenplage 148, 291.
Hexenglaube 676.
Hexenverbrennung 677 (Ill.), 678.
Hieronymus von Prag 377.
Hieronymuskapelle 276.
Himmelpfortgrund 406.
Himmelpfortkloſter 185, 192 (Ill.), 193 (Ill.).
Hinderbach, Johann, Kanzler 476.
Hirſchvogel, Auguſtin 579, 582.
Hoefnagel, Georg 599.
Hoefnagel, Jakob 720.
Hof, am 41, 598.
Hoher Markt 38, 306, 421, 424 (Ill.), 598.
Holzer, Wolfgang 475 ff., 486.
Hölzler, Konrad 395, 465.
Honorius, Kaiſer 62.
Horn, Chriſtoph 321.
Horneck, Ottokar von 229, 247, 259, 264.
Hoſius, Stanislaus 647.
Hoyos, Ferdinand Albrecht von 592.
Huber, Hans 386.
Hubmayr, Balthaſar 551, 553 (Ill.).
Hundsturm 406.
Hungerbrunnen (Hungelbrunn) 314.
Hunnen 62.
Hunnenturm 56 (Ill.), 63.
Hunnady, Johann 439, 442.
Huſſiten 376 ff.
Hütteldorf 111.
Hutten, Ulrich von 610.
Hynek von Kunſtadt 363.

Ibrahim Paſcha, 559, 560 (Ill.).
Innerer Rat 612.
Innungsbecher der Bäcker 572 (Ill.), 573.
Inquiſition 282.
Invaſion, türkiſche, 1529 554 ff.
Inveſtiturſtreit 103, 105.
Iſter 59.

Jagdregale 665.
Jägerzeile 667.
Jajus, Claudius 643.
Jakobskirche und Kloſter 120, 146.
Jans der Enenkel 36, 77.
Jeſuiten 642 ff., 654, 703, 727.
Iſkra von Brandeis 439, 465, 473.
Johann, König von Böhmen 283, 290, 308.
Johann, Sohn Mathias Corvinus 498, 500.
Johann, Biſchof 491, 493.
Johann von Retz 347.
Johannes de Gamundia 347.
Johannes von Meigen 347.
Johanneskirche 287, 322, 401.
Johanniter-(Malteſer-)Orden 185.
Jörger, Jakob von 675, 687.
Jörger, Helmhart von 675, 705.
Judenfriedhof 383, 531.
Judenordnung 619.
Judenplatz 379, 383, 384 (Ill.).
Juden, rechtliche Stellung 210, 237, 251, 291, 311, 336, 619, 707, 710.
Judenſtadt 41, 120 (Ill.), 130, 379, 380 (Ill.).
Judenſteuer 381.
Judenturm 239, 240 (Ill.).
Judenverfolgungen 291, 311, 337, 366, 379 ff., 711.
Juriſſich, Niklas 575.

Kahlenberg 89 (Ill.), 91, 114.
Kaiſerbad 429.
Kaltenmarkter, Hans 549.
Kanzel bei St. Stephan 523, 529 (Ill.).
Kapuzinerkirche in der Stadt 723.
Kapuzinerkloſter am Neuſtift 714 (Ill.), 721, 723.
Karl der Große 69 (Ill.), 80 ff., 84, 86.
Karl IV., Kaiſer 308, 314, 319, 323.
Karl V., Kaiſer 542, 545 (Ill.), 575, 577, 643, 646.
Karl der Kühne 492.
Karmeliterkloſter am Hof 724, 726.
Karmeliterkloſter in der Leopoldſtadt 724.
Kärntnertor 239.
Katakomben von St. Stephan 526 ff., 538 (Ill.).
Katzenſteig 133, 393 (Ill.), 394 (Ill.), 399.
Keck, Paul, Bürgermeiſter 502.
Kelten 15, 17 (Ill.), 21, 28.
Keltiſche Funde 20 (Ill.), 26, 27.
Khlesl, Melchior 679, 682, 685, 687, 688 (Ill.), 689, 706.
Kienmarkt 408.

Kirchensynode 1207 236.
Kirchhaim, Hans 475, 484.
Kirchhofer, Wolfgang 538. 546.
Klagbaum-Spital 242
Kleiderordnung 621.
Klein-Mariazell 117.
Klosterneuburg 114, 266.
Kohlmarkt 408.
Kohlmessergasse 408.
Kölbl, Benedikt 586.
Kollegium im Mittelalter 334, 337 (Ill.).
Königinkloster 656 (Ill.), 657.
Konrad III., Kaiser 118, 121.
Konrad der Breitenfelder 264.
Konrad vom Haarmarkt 266.
Konradswerd 590, 733.
Konstantin der Große 61, 68.
Konstanze, Tochter Leopold VI. 198, 224, 225.
Korneuburg 116.
Kostüme aus dem XIV. Jahrh. 297 (Ill.), 301.
Kottaner, Helene 439, 442.
Kraftheim, Crato von 631.
Kressel, Stibor 289.
Kreuzzüge 104, 109, 122, 136 (Ill.), 138, 162, 163, 357.
Kriegsleute, städtische 433 (Ill.), 435.
Kriegswesen, städtisches 430.
Kritasir, Bojerfürst 30.
Kuefstein, Ludwig von 701.
Kuenringer 96, 105, 106, 194, 260, 270.
Kultus der Kelten 23.
Kultus, römischer 50, 52.
Kumpf, Heinrich 321.
Kumpfgasse 408.
Kürnberger, Ritter 79, 151.
Kurrendknaben 449 (Ill.), 452.
Küß-den-Pfennig-Haus 607, 613 (Ill.).

Ladisl. Posthumus 439, 447, 460 ff., 472 (Ill.)
Lage, geographische, von Wien 6.
Landenberg, Hermann von 261.
Landfrieden 250.
Landhaus 649 (Ill.), 650 (Ill.), 652 (Ill.), 654.
Landstraße 404.
Lannoy, Nikolaus 642.
Laslaturm 467.
La Tène-Periode 15.
Laun, Johann 366, 370.
Laurenzerkloster 275.
Lautensack, Hans Sebald 583.
Laxenburg 338.
Laz, Wolfgang 9, 625 (Ill.), 632.
Lazarett 591, 629.
Lechfeld, Schlacht am 88.
Legio X. pia fidelis 45.
Legio XIII. gemina 44.
Legio Ulpia XXX. victrix 45.
Lehenswesen 84.
Lentia (Linz) 31.
Leopold I., Kaiser 718.
Leopold I., der Erlauchte, Markgraf 94, 97, 98.
Leopold II., Markgraf 105.
Leopold III., der Heilige 81 (Ill.), 96 (Ill.), 107, 114, 118.
Leopold IV., der „Freigebige", Herzog 118.
Leopold V., der Tugendhafte 138, 145.
Leopold VI., der Glorreiche 90, 157, 160 (Ill.), 163, 168 (Ill.), 169 (Ill.), 170, 176 (Ill.), 180.
Leopold, der „starke Ritter" 102.
Leopold, Herzog, die „Blume der Ritterschaft" 277, 283, 286.
Leopold III., Herzog 324, 335, 338, 339.
Leopold IV., Herzog 355, 365, 366 ff., 373, 374.
Leopold Wilhelm, Erzherzog 705 (Ill.), 709, 712, 715.
Leopold von der Hochstraße, Münzmeister 260.
Leopoldsberg 114.
Lerch, Nikolaus 503.
Lerchenfeld 406.
Liechtenstein, Feste 89, 91.
Liechtental 407.
Lilienfeld 159.
Lindwurm, zum grünen 409 (Ill.), 414.
Löbl, Hans Christof 587.
Lobsprüche auf Wien 633 ff.
Lollharde 281, 282.
Longobarden 75.
Lorettokapelle 717 (Ill.), 726.
Lucken (Vorstädte) 406, 722.
Ludwenko 443, 470.
Ludwig der Bayer, Kaiser 283, 285, 290, 308.
Ludwig I. von Ungarn 313.
Ludwig II. von Ungarn 508, 554.
Luitpold von Bayern 87.
Luitpold, Markgraf 88.

Magdalena-Kapelle 273 (Ill.), 276, 531.
Magdalenenkloster 182, 401, 571.
Magyaren 86 ff.
Maifest 289 (Ill.), 295.
Mangold von Passau 161.
Marc Aurel 39, 48 (Ill.), 54 ff. — Leichenfeier 57, 58 (Ill.).
Marcellian 61.
Margareta, Tochter Leopold VI. 224, 225, 226, 227.
Margarete Maultasche 290, 308, 320, 323, 324.
Margareten 324, 325 (Ill.).
Maria am Gestade, Kirche 133, 316, 353 (Ill.), 355, 356 (Ill.).
Mariabrunn, Wallfahrt 686.
Mariahilferkirche 595.
Mariazell, Wallfahrt 686.
Mariazeller-Gottesacker 721.
Mariazellerhof 412 (Ill.), 414.
Mariendenkmal am Hof 712, 716.
Marine Schichten 7.
Markomannen 34, 47, 49 (Ill.), 54 ff.
Marktordnung 306.
Martinsspital 287, 401, 571.
Mathias, Kaiser 682 ff., 684 (Ill.), 686 ff., 693.
Mathias Corvinus 465, 491 ff., 497 (Ill.), 498 ff. (Ill.), 500.
Matschakerhof 603.
Matzleinsdorf 406.
Mauerbach 282.

Maximilian I., Kaiser 476, 479, 492, 500, 501 (Ill.), 505 ff., 512 (Ill.), 516 (Ill.).
Maximilian II., Kaiser 641 (Ill.), 643, 648 ff., 659.
Maximilian, Erzherzog 681 ff.
Maximiliansgroschen 506, 508 (Ill.).
Mayerhofer, Johann, Propst 322.
Mechitaristenkirche 723.
Meidling 45, 426.
Meilensteine, römische 28 (Ill.), 34.
Meinhard von Tirol 323.
Meldemann, Nikolaus 563, 568 u. 569 (Ill.).
Melk 79 (Ill.), 97, 98, 128.
Menagerie 670.
Mensch, der vorgeschichtliche, im Wiener Becken 11.
Metallgeld der Kelten 27.
Michaelerfriedhof 595.
Michaelskirche 182, 185 (Ill.), 386, 401, 724.
Michelbeuern 95, 406.
Mihal Oglu 555, 576.
Ministerialen 83, 96.
Minnehof Leopold VI. 160 (Ill.).
Minnesänger 150, 153 (Ill.).
Minoritenkirche 183, 188 (Ill.), 240, 275.
Mistrichter 419.
Mithraskultus 53.
Mödling 89, 117.
Möhrung (Unratskanal) 341, 345 (Ill.).
Mollard, Ernst Freih. von 721, 723.
Mongolen 217.
Moser, Daniel, Bürgermeister 694, 724.
Müller, Johann von Königsberg (Regiomontanus) 347.
Municipium, römisches 50.
Münzen 243, 245 (Ill.), 308, 312 (Ill.), 327, 329 (Ill.).
Münzer 182, 250, 292, 304, 327, 421, 548.
Musik in Wien 522.
Mutenum (Bruck) 33.
Mux, Martin 663.

Nadlern, unter den (Naglergasse) 405 (Ill.), 408.
Name von Wien 19.
Narrenkotter 422.
Naumachia 46.
Nausea, Friedrich 639.
Neidhard Fuchs 296.
Neidhards Grabmal 296 (Ill.) 299.
Neubeck, Kaspar, Bischof 674, 732.
Neudegg 406.
Neuer Markt 597, 601 (Ill.).
Neugebäude 559, 670, 672 (Ill.).
Neustadt, Wiener- 447, 545.
Neustift 406.
Neutor 587, 593 (Ill.).
Nibelungenlied 79, 151.
Nider, Johannes, von Isny 247.
Nidhart von Reuenthal 154.
Niederlagsrecht 137, 144, 178, 262, 303, 312, 391, 505, 626, 718.
Niklaskirche 182, 400.
Niklaskloster auf der Landstraße 147, 400, 571.
Niklaskloster in der Singerstraße 183, 726.
Niklasvorstadt 404, 590.
Nikolaus von Dinkelspihel 347.
Nikolaus von Respitz, Abt 387.
Nikolauskapelle 596.
Noreja, Schlacht bei 29.
Noriker 16, 18, 25, 31, 44, 47.
Numerierung 622.

Oberheymer, Augustin, Ritter 484, 485.
Ochsengries 722.
Odoaker 57 (Ill.), 69, 74.
Oechsel, Georg 523.
Offizial von Passau 95.
Opitz, Josua 675.
Ostgoten 66, 74.
Ostmark 82, 86, 94, 98, 103, 124.
Otto I., Kaiser 87, 94.
Otto II., Kaiser 94, 97.
Otto III., Kaiser 97.
Otto IV., König 158, 162.
Otto der Fröhliche 276, 286, 290, 293 (Ill.), 294, 295.
Otto von Freisingen 71, 93, 117, 122.
Otto von Haslau 256, 259.
Otto von Meissau 254.
Ottokar II., Premysl 226 ff., 233 (Ill.), 238, 242 ff., 252 ff., 257 (Ill.), 258.
Ottokar von Steiermark 139.

Paltram Vatzo 258.
Paltram vor dem Freithof 229, 247, 254, 258.
Paniglgasse 406.
Pankraz von Galicz 443.
Pankrazkapelle 124, 133, 403, 598.
Pann, Georg 523.
Papirius Carbo 29.
Paracelsus 604, 609 (Ill.).
Paradeiser, Georg 681 (Ill.), 682.
Paradies 401.
Passau, Bistum 84, 95.
Pazmaneum 345.
Paulanerkirche und Kloster 725.
Peiler-(Peirer)-Tor 40, 133, 187, 196 (Ill.).
Penzing 196
Perchtoldsdorf 89, 91, 325.
Peregrin, Jakob 551.
Pergamenista, Hermann 372.
Pernfuß, Paul 557.
Pest 358, 373, 623.
Peter von Amiens 109.
Peter von Prachatitz 321, 384.
Peterskirche 72 (Ill.), 85, 120, 133, 597.
Petersplatz 598.
Pfaff vom Kahlenberg 299.
Phauser, Johann Sebastian 645.
Philipp von Schwaben, König 158
Philipp, Pfalzgraf 558 ff.
Pilgram, Anton 523, 528 (Ill.).
Pilgrim von Passau 87, 95.
Pillingsdorfer, Heinrich der 274.
Pipin, König 81, 82.
Pippinger, Albrecht 185.
Pitten 89.
Plank, Andreas, Kanzler 376.

Pleinacher, Elisabeth 677, 678.
Polizeiordnung Ferdinand I. 620, 654.
Poll, Konrad 266.
Ponheimer, Erasmus, Stadtrichter 457.
Postwesen 718.
Pötzleinsdorf 112.
Pozzo, Andreas 726.
Praetorium 37.
Praghaus 362.
Pranger 422.
Prater 666 ff., 668 (Ill.).
Predigerkloster 183, 558, 575, 727.
Prenner, Christian 473, 475, 485.
Preussel, Bürger von Wien 209, 220, 230.
Preußenfahrten 159, 237, 337.
Privilegien Rudolf IV., 319.
Probus, Kaiser 52 (Ill.), 60.
Puchheim, Wilhelm von 489.
Puchsbaum, Hans 384, 459.
Pulverstampfe 436.

Quaden 54, 61.
Quaestorium 38.
Quirinus 67.

Rampersdorfer, Konrad der 356, 368, 370.
Rathaus 280 (Ill.), 734 (Ill.).
Ratsglocke 419.
Raubritter 359, 360 (Ill.).
Rauheneck 83, 435, 489.
Rauhenstein 83, 489.
Reformation 550.
Regensburgerhof 128 (Ill.), 133, 414.
Reichholf, Oswald 445, 476, 483, 485.
Reinprechtsdorf 406.
Reischach, Eck von 558 ff.
Reiterfiegel 177 (Ill.), 216 (Ill.), 332.
Rennweg 404.
Resslyka, Nikolaus 526.
Revellis, Johann von 545, 551.
Richard II. Löwenherz 139 ff.
Richard von Cornwall 228, 231, 243.
Rinner, Hans 538 ff., 547.
Rock, Hans 368, 370.
Roggendorf, Wilhelm von 557 ff., 575.
Rollinger, Wilhelm 524.
Römer 28, 30, 31, 66.
Römische Bauten in Vindobona 33 (Ill.).
Rosenburse 345.
Roßau 112, 591.
Rotenturmtor 239, 532, 541 (Ill.), 721.
Roter Turm 532.
Rottal, Georg von 537, 539.
Rüdenhaus 141 (Ill.), 147.
Rudolf von Habsburg 243, 244 ff., 248 (Ill.), 249 (Ill.), 257 (Ill.), 261 (Ill.), 262, 263.
Rudolf II., Kaiser 651, 673 (Ill.), 683, 685, 686.
Rudolf II., Herzog 268.
Rudolf III., Herzog 274.
Rudolf IV., Herzog 308, 313, 318 ff., 320 (Ill.), 323, 325, 328 (Ill.), 332 (Ill.).
Rueland Fruehauf 522.
Rugier 66, 71, 74.
Rumorwache 615.
Rupert, hl. 76, 78.
Ruprechtskirche 65 (Ill.), 77, 133.
Ruprechtsplatz 33, 36 (Ill.).

Sabaria (Steinamanger) 33.
Sakramenthäuschen 356 (Ill.), 357.
Sakristei bei St. Stephan 321 (Ill.).
Salm, Niklas, Graf von 556 ff., 564 (Ill.), 571.
Salvatorkapelle 275, 664 (Ill.), 665.
Salvatormedaille 617 (Ill.), 618.
Salzburg, Bistum 84.
Salzgries 78, 408.
Salzturm 361 (Ill.), 362.
Sambucus, Johann 633.
St. Marx 240.
Sanitätswesen 426.
Saphoy, Hans 661.
Sarkophag Friedrich III. 504 (Ill.), 505 (Ill.).
Scarabantia (Ödenburg) 33.
Schallautzer, Hermann 586, 631.
Schanzeltor 730 (Ill.), 733.
Scharfenberger, Hans 356, 378, 432.
Scharfeneck 83.
Scharlachrennen 341, 345 (Ill.).
Schaumburg, Albrecht Graf 455.
Scheck vom Walde 490.
Scheibenpöck, Nikolaus 275.
Schenkenstraße 409.
Scherer, Georg 676, 678.
Schergenhaus 423.
Schießstätten 436, 617.
Schilter (Maler) 522.
Schinderlinge 470.
Schlacht an der Leitha 1246 217 (Ill.), 220.
Schlacht am Marchfeld 1278 255 ff., 257 (Ill.).
Schlagbrücke 312.
Schleifmühle 590.
Schlüsselhändler 615.
Schlutterbauer, Anna 676.
Schmälzl, Wolfgang 634.
Schneidböck, Kanzler 507, 537, 539.
Schöffstraße 404, 590.
Schönbrunn 668, 669 (Ill.), 670 (Ill.).
Schottenau 712.
Schottenkloster 113 (Ill.), 126, 128, 386, 725 (Ill.), 729.
Schottentor 239, 728 (Ill.), 733.
Schranne am Hohen Markt 420, 424 (Ill.).
Schrattauer, Virgil, Stadtanwalt 498.
Schreckenwalder 490.
Schrick, Michael, Arzt 486.
Schuchler, Georg, Stadtrichter 450, 454.
Schule bei St. Stephan 206, 312, 332, 419, 450, 612, 630, 732.
Schulen 312, 724, 732.
Schulhof 379.
Schützenordnung 436, 617.
Schwarzenberg, Adolf von 682.
Schwarzer Tod (Seuche) 1348—49, 308 (Ill.).
Schwarzspanierkirche und Kloster 727.
Seebenstein 73 (Ill.), 89, 93.
Seelhäuser 276.
Seizerhof 279.
Septimius Severus 46, 58.

Servitenkirche und Kloſter 731.
Severin, St. 57 (Ill.), 66, 68, 70 (Ill.).
Siebenbüchnerinnenkloſter 720 (Ill.), 721 (Ill.), 727.
Siebenbürger, Martin 507, 537 ff., 547.
Siechenals 406.
Siegel Albrecht I. 266 (Ill.).
Siegel Friedrich des Schönen 284 (Ill.).
Siegel Ottokar II. 232 (Ill.).
Siegel Rudolfs von Habsburg 256 (Ill.).
Sievering 64 (Ill.), 72.
Sigismund, Kaiſer 357, 362, 373, 375, 376 (Ill.), 388, 392, 394.
Sigismund von Polen 508.
Sigismund von Tirol 438, 467, 469, 502.
Singerſtraße 409.
Singriener, Johann 518, 521.
Skordisker 30.
Slatkonia, Georg 515, 521 (Ill.), 550.
Slaven 74, 77.
Sokol, Johann 359, 367.
Soldatenmeuterei 680, 681, 682.
Soliman II. 544, 548 (Ill.), 554 ff., 574 bis 576.
Spanier (Baſtion) 673.
Spaniſches Hoſſpital 594.
Spaur, Leopold Graf 491.
Spening, Lorenz 523, 734.
Speratus, Paul 550.
Spinnerin am Kreuz, Wien 223, 459, 465 (Ill.).
Spinnerin am Kreuz, Wiener-Neuſtadt 338, 344 (Ill.).
Spittelmeiſter 614.
Sporkenbühel 591.
Spottnamen in Wien 302.
Stabius, Johannes 512.
Stadtanwalt 613, 618.
Stadtbüchſenmeiſter 419.
Stadthauptmann 614.
Stadtkämmerer 613.
Stadtpläne 129 (Ill.), 130, 134, 396 (Ill.), 399, 580 (Ill.), 582.
Stadtquardia 615.
Stadtſiegel 206, 209 (Ill.), 474, 480 (Ill.).
Stadtrat 179, 250, 271, 355, 419, 611, 612.
Stadtrecht 171, 176 (Ill.), 205, 210, 219, 234, 250, 262, 266, 270, 281, 302, 330, 355, 418, 507, 547, 611, 612.
Stadtrichter 125, 206, 250, 271, 419, 611, 617, 618.
Stadtſchreiber 419, 613.
Stadtſöldner 419, 433, 434, 614.
Stadttore 403, 614.
Stadttürme 403, 466.
Standlager, römiſches 36, 37 (Ill.), 39, 42.
Starhemberg, Feſte 89, 204, 208 (Ill.).
Starhemberg, Konrad Balth. Graf 733.
Starhemberg, Rüdiger von 444, 446.
Steger, Hans, Bürgermeiſter 395.
Steinhauer, Leonhard 523.
Steinhauſer, Georg 679.
Steinzeit, ältere 9 (Ill.), 12.
Steinzeit, neuere 13 (Ill.).
Stephan der Heilige, König von Ungarn 99, 101.
Stephanskirche 120, 125 (Ill.), 133, 145 (Ill.), 152 (Ill.), 240, 315, 320 (Ill.), 338, 383, 450, 451, 523 ff., 657 (Ill.), 661.
Sterzenmeiſter 419, 423, 614.
Steuerherren 419.
Steyrerhof 414.
Stiborius, Andreas 513.
Stickelberg, Ritter 366.
Stockerau 100.
Stock-im-Eiſen 660 (Ill.), 662.
Straßenbauten, römiſche 31, 34.
Straßenkarte, römiſche 25 (Ill.), 31, 32 (Ill.), 33, 35.
Straßennamen 408.
Strein, Richard von 633.
Stubentor 587, 592 (Ill.).
Studentenquartier 345, 352 (Ill.).
Studentenſpital 516.
Studententracht 343.
Studententumulte 451, 455 (Ill.), 516.
Stüchs von Trautmannsdorf 372.
Süß, Hans, Bürgermeiſter 507.
Süßwaſſerſchichten 8.
Swatopluk 86.

Tafernrecht 305.
Tanhäuſer 153.
Tannſtetter, Georg 516, 631.
Taſchnerhaus 408 (Ill.), 414.
Taſſilo von Bayern 80.
Tattendorfer, Konrad, Prior 287.
Tauber, Kaſpar 551.
Taufſtein bei St. Stephan 524, 532 (Ill.).
Taurisker 18, 29.
Teinfaltſtraße 409.
Templaiſe 287.
Templer 147.
Tertiärzeit 6.
Teſchler, Niklas, Bürgermeiſter 414, 435, 447, 461, 463, 476, 483, 492, 499, 734.
Teufelsmühle 360.
Thau, Hans von 616 (Ill.), 617, 653.
Theobaldkloſter 316, 401, 571.
Theodora, Herzogin 158, 202.
Theodorich der Große 74.
Theodorich, Graf 81.
Theodoſius, Kaiſer 62.
Thing 83.
Thomas II., Abt 387.
Thonrädel, Chriſt. Andr. von 692, 695.
Thrakiſch-illyriſche Volksſtämme 15.
Thurn, Mathias Graf 693 ff., 698.
Thury 591.
Tiberius 48.
Tichtel, Wolfgang 495.
Tiergarten 666.
Tirna, Hans von, Münzmeiſter 362.
Torſperre 615.
Torſtenſon, Leonard 711, 714.
Torwachen 437.
Totenbruderſchaft 731.
Traibotengaſſe 187.

Trajan 45.
Trautmannsdorf, Max Graf 710.
Treu, Wolfgang 557.
Tribunale 38.
Tricemum (Traismauer) 32.
Tschernembl, Georg Erasmus von 695.
Tscherte Johann 558, 586.
Tuchlauben 422.
Tudun, Avaren-Khan 81.
Tulln 32, 260.
Turnier Friedrich II., des Streitbaren 196 (Ill.), 198.
Turrianis, Phil. von 549.
Turfonen 83.
Twartko III. von Bosnien 392.

Übermann, Hans 652.
Ujlaky, Nikolaus 442.
Ulrich, Pfarrer von St. Stephan 247, 252.
Ulrich von Liechtenstein 154, 161 (Ill.), 167, 217.
Ulrich von Reichendorf, Stadtrichter 260.
Ulrichskirche 186.
Ungarische Brüder 489.
Ungarn 86 ff., 499, 502.
Universität 331 ff., 336 (Ill.), 337 (Ill.), 342 ff., 349 (Ill.), 358, 387, 449, 510, 630, 703.
Universitätsgebäude 343, 349 (Ill.).
Universitätsgericht 342.
Universitätskirche 726.
Universitätssiegel 333, 336 (Ill.).

Vadianus, Joachim 514, 550.
Vaesel Johann 551.
Valentinian, Kaiser 61.
Veilchenfest 296, 297 (Ill.).
Velius, Kaspar Ursinus 582.
Vellinus, Johann 513, 522.
Veltsberger, Hans 372.
Venediger-Au 667.
Venuszug Ulrichs von Liechtenstein 167.
Vespasian 34, 39, 44.
Veteranen, römische 46, 48.
Victorinus 67.
Viertel-Einteilung 431, 437.
Viertelmeister 614.
Vietor, Hieronymus 518.
Viktorin, Prinz 480, 481.
Vindobona 19, 30, 31, 33, 35 ff., 37 (Ill.), 44, 47, 59, 61, 74, 76.
Vindomina 18, 19, 30, 35, 74.
Völkerwanderung 61.
Volksfeste 294.
Volksleben 294.
Vorgeschichtliche Mensch, der, im Wiener Becken 11.
Vorlauf, Konrad 368, 369 (Ill.), 370.
Vormundschafts-Regierung (1406) 365.

Währing 426.
Wallnerstraße 410.
Wallsee 32.
Wallsee, Eberhard von 261.
Wallsee, Friedrich von 367, 369.
Wallsee, Reimprecht von 338, 366, 372, 374, 375.
Walther von der Vogelweide 138, 151, 160 (Ill.).
Warthenauer, Elisabeth 386.
Wasserleitungen 624.
Wasserversorgung, römische 51.
Wasserversorgung 623.
Weidenstraße 406.
Weihburggasse 409.
Weihnachtsfeier Leopold VI. 166, 169 (Ill.).
Weinausrufer 385 (Ill.), 389.
Weinausschank 388, 627.
Weingarten-Ordnung 313, 388, 627.
Weinwurm, Michael 338, 356.
Weiser 425.
Weistümer 424.
Wenzel I. von Böhmen 195, 204.
Wenzel der Faule 357, 362, 365 (Ill.), 375.
Wenzel von Klosterneuburg 321, 383.
Werd, oberer 134, 322, 407, 591.
Werd, unterer 112, 134, 312, 407, 591, 660, 721.
Werdertor 239, 241 (Ill.).
Werdervorstadt 407.
Wernher, Bruder 156.
Widmarkt 724.
Widmertor 239.
Widmervorstadt 590.
Wieden 590.
Wiedertäufer 551, 642.
Wienbrücke 400.
Wiener Becken 11.
Wienfluß 20, 46.
Wigand von Theben 299.
Wilhelm der Freundliche, Herzog 339, 354, 362 ff., 364, 368 (Ill.).
Wilhelm von Holland 227, 243.
Windmühle 590.
Winterburger, Hans 518, 521, 550.
Winter-Standbild 307, 309 (Ill.).
Wladislaus von Böhmen und Ungarn 492, 502, 507, 510.
Wolfgangskapelle 400.
Wolfrath, Anton II., Bischof 732.
Wolfsau 713.
Wolfsschanze 713.
Wolmuet, Bonifaz 582, 584 (Ill.), 586, 594.

Zapolya, Johann 554, 555, 577.
Zapolya, Stephan Graf 500.
Zechbriefe 307.
Zeismannsbrunn 186, 406.
Zeitungen und Flugblätter in Wien 521.
Zensur 521.
Zetter, Albrecht 375.
Zeughaus, städtisches 436, 598.
Ziegelhauser, Sebastian 477, 485.
Ziegelwerke 356.
Zink, Hans 358, 391.
Züchtiger 419, 422.
Zügenglöcklein 394.
Zünfte 329.
Zunftordnungen 307, 329, 628.
Zwettlhof 322.

Stanford University Libraries
3 6105 013 788 018

DB
847
S3
1904
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.